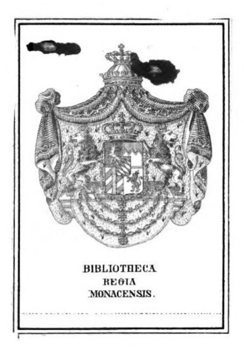



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



<36618624730017

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Achtunddreissigster Jahrgang.

1844.

Juli.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**,“ mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**,“ kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**,“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

historisch-topographisch beschrieben von M. Franz Steck. — 3) Die Marburg bei Hambach in der Rheinpfalz von Fr. X. Remling, Pfarrer in Hambach. — 4) Politische und Kirchengeschichte von Ladenburg und der Neckarpfalz. Aus den Quellen von Prof. Schuch zu Bruchsal. — 5) Denkwürdigkeiten aus der Oberpfalz. — Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Julius Mosen. Zweite verm. Auflage.

Nro. 71.

Geschichte. 6) Geschichte des Zabergäus. Von K. Klunzinger. Zweite bis vierte Abtheilung. — Dichtkunst. Gesicht des Todtenboten über den Erdkreis. Ein hebräisches Gedicht. Urtext und Uebersetzung herausgegeben von Dr. Bernhard Hirzel.

Nro. 72.

Roman. Der ewige Jude. Deutsche Originalausgabe unter Mitwirkung von W. L. Wesché von Eugen Sue. — Kinderschriften.

Nro. 73.

Roman. Der ewige Jude. Deutsche Originalausgabe unter Mitwirkung von W. L. Wesché von Eugen Sue. (Schluß.) — Kriegswissenschaft. Aphorismen über Krieg, Kriegsübung und Kriegerstand. — Unterhaltungsschrift. Das Buch der Welt, ein Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten ɪc. mit vielen Abbildungen und Holzschnitten.

Nro. 74.

Lyrische Dichtkunst. Auserlesene lyrische Gedichte von Torquato Tasso. Aus dem Italienischen übersezt von Karl Förster. — Naturkunde. 1) Vorlesungen über die Naturlehre für Leser, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt, von H. W. Brandes. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe von Dr. C. W. H. Brandes und Dr. W. J. H. Michaelis. — 2) Handbuch der Mineralogie zum Gebrauch für Jedermann. Von Karl Hartmann.

Nro. 75.

Dichtkunst. Luther or the spirit of the Reformation.

Nro. 76.

Geschichte. Fontes rerum Germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands, herausgeg. von J. Fr. Böhmer. — Schrift über Belgien. Cinq chapitres d'une histoire des Belges pendant le dix-huitième siècle par A. Borguet. — Dichtkunst. Luther or the spirit of the Reformation. (Schluß.)

Nro. 77.

Magnetismus. 1) Geschichte des thierischen Magnetismus. Von Dr. Joseph Ennemoser. 2) Magikon. Archiv für Betrachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde und des magnetischen und magischen Lebens. — Schrift über die Waldenser. Die Kirchenverfassung der piemontesischen Waldensergemeinden. Von J. H. Weiß.

Kunst-Blatt.

Nro. 53.

Geschichte der deutschen Kunst im Mittelalter. (Fortsetzung.) — Literatur. Anton Raphael Mengs' sämmtliche hinterlassene Schriften, gesammelt, neu übersezt und mit Anmerkungen und Beilagen herausgegeben von Dr. Gustav Schilling. (Schluß.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler. — Statistik. — Bauwerke.

Nro. 54.

Pariser Kunstausstellung von 1844. (Fortsetzung zu Nr. 44 u. 45.) — Geschichte der deutschen Kunst im Mittelalter. (Schluß.) — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 55.

Ueber den Werth und die Bedeutung des Kolorits, zumal für unsere Zeit, mit besonderer Bezugnahme auf das in den belgischen Bildern zur Anwendung gekommene System der Farbengebung. — Pariser Kunstausstellung für 1844. (Schluß.) — Giulio Romano. — Malerei. — Plastik.

Nro. 56.

Ueber den Werth und die Bedeutung des Kolorits, zumal für unsere Zeit. (Fortsetzung.) — Kölner Dombau. — Plastik.

Nro. 57.

Nachtrag zu dem Bericht über die Düsseldorfer Kunstschule im Jahr 1843. — Ueber den Werth und die Bedeutung des Kolorits, zumal für unsere Zeit. (Schluß.) — Alterthumskunde. Dänemarks Vorzeit durch Alterthümer und Grabhügel beleuchtet von J. J. A. Worsaae. Aus dem Dänischen übersezt von N. Bertelsen. — Plastik. — Medaillenkunde. — Alterthümer.

Nro. 58.

Ueber das Organische in der Baukunst. — Historisches. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 59.

Die Wiener Kunstausstellung im Jahr 1844. — Archäologie. 1. Anecdota Delphica edidit Ernestus Curtius. Accedunt tabulae duae Delphicae. — 2. Die Akropolis von Athen. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin, am 10. Febr. gehalten von Ernst Curtius. — Kupferstich. — Bilderwerk. — Literatur. — Neue Zeitschrift. — Nekrolog.

Nro. 60.

Die Wiener Kunstausstellung im Jahr 1844. (Fortsetzung.) — Lithographie. Die Mährchenerzählerin. Ed. Steinle del. Fr. Hanfstängl lithogr. — Persönliches. — Ausstellungen.

Nro. 61.

Die Wiener Kunstausstellung im Jahr 1844. (Schluß.) — Journalliteratur. 1) Journal für Malerei und bildende Kunst, oder Mittheilungen der neuesten Erfahrungen und Verbesserungen in allen Zweigen der Malerei, der Bildhauerei, Daguerreotypie (Photographie), der Farbenkunde, Farbenchemie und die in diese Fächer einschlagende Bibliographie. Herausgegeben von Hertel. — Akademien und Vereine.

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.



Montag, den 1. Juli 1844.

> Weil die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existirt und wirksam seyn kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt anzuziehen und abzustoßen.
>
> Goethe.

Neues aus der Naturkunde.

I.

Wie elektrische Ströme leuchten, zünden, anziehen, abstoßen, erschüttern, zerstören, wissen wohl alle Leser und kennen die dazu bestimmten Apparate. Man darf wohl die gewöhnlichen Mittel, um diese Ströme hervorzurufen, die Elektrisirmaschine und die galvanische Batterie, als im Allgemeinen bekannt voraussetzen. Eben so sind die Bemühungen, um das Anziehen und Abstoßen der elektrischen Ströme zur Bewegung von Lasten zu benutzen und die Prämie, welche der deutsche Bundestag dafür zugesichert hat, zur allgemeinen Kenntniß gekommen. — Weniger bekannt sind aber mehrere andere Mittel, um diese Kraft hervorzurufen, welche man erst in den letzten Jahrzehnten gefunden hat, oder jetzt erst näher kennen zu lernen sich bemüht. Mit diesen neuern Mitteln eröffnet sich die Aussicht, daß man die wunderbare Kraft näher kennen lernen und sie mehr und mehr dem Menschen dienstbar machen wird.

Die älteren bekannten Mittel, das starke Reiben, Streichen, Peitschen der Oberflächen einiger Körper bei den Elektrisirmaschinen, und das Berühren mit chemischer Einwirkung mittelst ätzender Flüssigkeiten bei den galvanischen Apparaten, scheinen für die elektrische Kraft, dieses dem Lebendigen so nahe Verwandte, diese Zeugin von etwas Geistigem in der Natur, schon zu materiell zu seyn. Solch starke chemische und mechanische Einwirkung scheint das Geistähnliche in der Natur zwar hervorzurufen, aber eben so schnell wieder zu vertreiben, während die neueren, weniger heftigen Mittel eher zum Zweck zu führen scheinen.

Das erste der neueren Mittel beruht auf der merkwürdigen Entdeckung Seebecks, daß jeder Unterschied der freien Wärme zweier Körper, die durch einen Leiter in Verbindung gebracht werden, Elektrizität hervorruft. Man hat mehrere Körper, wie Wismuth und Antimon gefunden, bei denen diese Erscheinung besonders stark hervor tritt. Auch hat man durch Verbindung von mehreren Stäben aus diesen Metallen und durch Erhitzung derselben auf der einen Seite, und gleichzeitige Erkältung auf der andern, thermoelektrische Ketten verfertigt, mit denen man das nämliche ausrichtet, wie mit galvanischen Batterien. Wenn nun gleich damit große Resultate bis jetzt nicht erreicht worden sind, so läßt sich doch auf diesem Wege viel erwarten. Es lassen sich vielleicht Zusammensetzungen von Stoffen finden, die noch viel mehr leisten. Auch hinsichtlich der Wärmegrade, die in Verbindung zu bringen sind, möchte noch vieles zu ermitteln seyn. Bedeutungsvoll ist jedenfalls auf diesem Weg, daß nicht die Menge der freien

Wärme, sondern das Verhältniß derselben zum Mangel an solcher, die Wechselwirkung zwischen Wärme und Kälte die Kraft hervorruft. Wo eine Ursache nicht für sich allein eine Wirkung hervorbringt, sondern nur in Verbindung mit ihrem Gegensatz, ihrer Verneinung, wird schon das Gesetz der todten Natur verlassen, in welcher die Wirkung nur wächst im Verhältniß der Kraft; man gelangt damit zu einem höhern Gesetz der lebendigen Welt. Es besteht ja Alles, was lebt, aus einem bestimmten Verhältniß oder einem Kampf zwischen Wärme und Kälte und stirbt, so wie die eine oder die andere gesiegt hat. So entfalten sich auch die höchsten Blüthen des geistigen Lebens nicht unter der Eiszone, noch in der Gluth der senkrechten Sonnenstrahlen, sondern im gemäßigten Himmelsstrich.

Es läßt sich auch nicht übersehen, welche technische Erfolge auf diesem Wege zu erreichen sind. Während man bisher glaubte, Berge von Kohlen anwenden zu müssen, um eine Last mittelst Dampfmaschinen zu bewegen, während, je mehr Last zu tragen war, desto mehr Kohlenverbrauch für nöthig gehalten wurde, könnte man vielleicht in der Folge größere Erfolge erreichen durch ein bestimmtes Verhältniß von Wärme und Kälte, durch einen Rhythmus zwischen beiden. Diese Abwechslung, die jezt schon bei den Dampfmaschinen eine Bedingung ihres Wirkens ist, jedoch nur nach mechanischen Gesetzen, könnte eine innere dynamische Bedeutung erhalten, und so könnte aus kleiner Ursache mit geringem Aufwand große Kraft erzielt werden.

Ein anderes Mittel, um Elektrizität hervorzurufen, hat in neuerer Zeit Faraday gefunden, das fast noch größere Erfolge verspricht. — Wenn dem Schließungsdraht einer elektrischen Batterie ein in sich geschlossener Leiter nahe steht, so entsteht in diesem während der Dauer der Entladung ein elektrischer Nebenstrom, den man einen inducirten, sekundären nennt. Dieser Nebenstrom hat beim Oeffnen der Kette die gleiche Richtung mit dem Hauptstrom, beim Schließen die entgegengesezte, kann aber so stark seyn und noch stärker, als dieser bei einer zusammengesezten Kette. Dieser Nebenstrom kann einen zweiten veranlassen, dieser zweite einen dritten und so fort ohne Ende.

Hier ist nun ein Mittel gegeben, mit einer kleinen beschränkten Kraft eine große Menge von Strömen hervorzubringen, und sofern die Ströme zusammengeleitet werden können und diese in der Vereinigung größere Kraft haben als die durch Zusammenzählung der vereinzelten zu berechnende, so ist damit ein Weg eröffnet, der zu Erstaunlichem führen kann. Hier sieht man die Möglichkeit, mit einigen Granen Schwefelsäure und Zink die Elektrizität einer Gewitterwolke zu erzeugen, wie Faraday ausdrücklich nachgewiesen hat. Wenn auch die Ausführung des hier für möglich Erkannten noch weit entfernt seyn mag, so läßt sich doch daraus abnehmen, was für die Zukunft zu erwarten ist. Besonders aber gestatten diese inducirten Nebenströme einen Blick in das Wesen der geheimnißvollen elektrischen Kraft. Denn diese Nebenströme kann man durchaus nicht als ausgeflossen, emanirt aus dem Hauptstrom betrachten. Sie entstehen auch dann, wenn die Stoffe, in denen sie sich äußern, durch Zwischenräume von Luft, sogar durch Nichtleiter, wie Glasplatten, vom Hauptstrom getrennt sind. Auch müßte der Hauptstrom bei ihrer Entstehung schwächer werden und die Nebenströme konnten niemals so stark, ja sogar stärker seyn, als dieser, während doch nach der Erfahrung neben dem ungeschwächten Hauptstrom eben so starke Nebenströme hervorzubringen sind. Man muß daher annehmen, daß der Hauptstrom die andern um ihn herum nicht schafft, sondern hervorruft, daß sie schon vorhanden, nur gleichsam gefroren sind oder schlafen, daß er sie aber wie ein Ferment flüßig, lebendig macht, gerade wie der Anführer eines Menschenhaufen, die schlafen, die Kräfte in denselben nicht schafft, sie aber durch sein Wort, sein Beispiel in Bewegung sezt. Diese inducirten Ströme drängen daher zur Ueberzeugung, daß in den Stoffen, welche man todte zu nennen pflegt, überall Kräfte schlummern, die nur auf das rechte Wort und Beispiel warten, um sich zu äußern. Mit Staunen finden wir daher überall Leben, wo unsere Sinne und die bisherige Anschauungsweise nur den Tod, das Walten mechanischer Kräfte zu sehen glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Chevalier de la Barre.

(Fortsetzung.)

Während nun bei so unerhörtem Verfahren einerseits von den Richtern alle Mittel der Bestechung, Einschüchterung und Ueberlistung gegen Zeugen wie Angeklagte in Anwendung gebracht wurden, blieb andererseits leztern die selbst den gemeinsten Verbrechern nie entzogene Wohlthat eines Anwalts versagt. — Eine solche Verhöhnung der gewöhnlichsten Formen des Rechts ist in den Annalen der Justiz vielleicht ohne Beispiel, und hier mußte sie doppelt verhängnißvoll werden, da sie zwei kaum in das Jünglingsalter eingetretene Kinder aller Stütze beraubte. Auch verlor der vierzehn Jahr alte Moisnel alle Fassung, als er hörte, daß er eines Vergehens gegen die Religion angeklagt sey; schluchzend warf er sich seinen Richtern zu Füßen und erklärte von

vorn herein, daß er nur ihre Gnade, nicht aber sein Recht in Anspruch nehme. De la Barre dagegen zeigte, daß er durch seinen früh gereiften Geist und männlichen Charakter eben so sehr die Achtung seiner Mitbürger verdiene, wie er früher durch seine Liebenswürdigkeit im geselligen Umgange die Zuneigung derselben zu gewinnen gewußt hatte. Mit ruhiger Umsicht, mit Freimüthigkeit und Muth bestand er die zahlreichen Verhöre, welche sein hinterlistiger Feind für ihn zu eben so vielen gefährlichen Schlingen zu machen suchte, und sein edles Herz vergaß stets die eigene Sicherheit über der Bemühung, einen Unglücksgefährten zu entschuldigen.

Zu Beschleunigung des Verfahrens suchte Soicourt eine vor vierzig Jahren bei Gelegenheit von Unruhen in der Picardie vom Parlament zu Paris in einer Anklage wegen Kirchenschändung gegebene Entscheidung hervor; aus dieser Sentenz und aus einem der vorliegenden Sache durchaus fremden Erlasse Ludwigs XIV. vom Jahre 1682 gegen mehrere berüchtigte Giftmischer schmiedete der Kriminalrichter von Abbeville ein Urtheil zusammen, das am 28sten Februar 1766 gesprochen wurde.

De la Barre und Etalonde de Morival wurden für schuldig erklärt, schändliche und verabscheuungswürdige Lieder gegen die heilige Jungfrau und andere Heilige gesungen zu haben, und demgemäß zur Folter, zu Ausreißung der Zunge und zum Scheiterhaufen verurtheilt. — Es gibt Menschen, gegen welche ein unerbittliches Geschick das Unwahrscheinlichste, ja fast das Unmögliche zu Stande bringt; selbst die entferntesten Nebenumstände scheinen bei solchen Menschen bestimmt, die durch das Christenthum entthronte Göttin der Tragödie der Alten in ihre verkannten Rechte wieder einzusetzen. Der Chevalier de la Barre war einer von diesen zum Unglück prädestinirten Menschen.

De la Barre hatte an das Pariser Parlament appellirt. Ein Ausschuß von acht der berühmtesten Rechtsgelehrten desselben hatte leicht die vollständige Nichtigkeit des gerichtlichen Verfahrens gegen de la Barre und d'Etalonde nachgewiesen; aber das Parlament war so eben erst siegreich aus dem Kampfe gegen die Jesuiten hervorgegangen, und es lag ihm daran, der Welt zu zeigen, daß es nur gegen den Mißbrauch der Religion, nicht gegen die Religion selbst zu Felde gezogen sey. Diese Rücksicht der Politik veranlaßte die Bestätigung des gegen de la Barre gesprochenen ersten Urtheils durch das Parlament, freilich nur mit einer Mehrheit von zwei Stimmen. Das Parlament, das so ganz seine Würde und seine Pflicht zu vergessen wagte, rechnete wahrscheinlich auf die Gnade des Königs, welcher es den Verurtheilten dringend empfahl, und deren rettendes Walten durch die Schritte der Aebtissin von Villancourt am Hofe Ludwigs XV. vollends gesichert schien. Außerdem rechneten alle Freunde der Menschlichkeit und Aufklärung auch auf den damals schon sehr bedeutenden Einfluß der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts und unter diesen besonders auf Voltaire, den Freund des allmächtigen Staatsministers, Herzogs von Choiseul.

Die Geschichte soll wahr und gerecht seyn, das ist ihr schönster Vorzug, ihre erste Pflicht; deßhalb überliefert sie der Verachtung der Nachwelt mit Recht alle die hochgestellten Personen, welche damals aus Feigheit, oder aus kleinlichen persönlichen Rücksichten sich der Vollführung eines öffentlichen Verbrechens nicht widersetzten. — Voltaire hatte seine Feder der Rechtfertigung des unglücklichen Calas gewidmet, leider aber erst, nachdem derselbe als Opfer des Fanatismus seiner Richter zu Toulouse gefoltert und gerädert worden war. Der berühmte Schriftsteller behielt sich dieselbe wenig nützliche und mäßig rühmliche Rolle in Betreff des Chevalier de la Barre vor. Die Geistlichkeit war damals gegen die ihre weltliche Macht untergrabenden Philosophen auf's Höchste erbittert, und nicht selten wurden die Schriften der Neuerer durch die Hand des Henkers verbrannt. In dem Prozesse gegen de la Barre war mehrfach des Dictionnaire philosophique erwähnt worden, dessen Lesung den Angeklagten von ihren Richtern zum Vorwurfe gemacht wurde. Voltaire mochte unter solchen Umständen sich durch Schritte zu Gunsten der Verurtheilten nicht bloß stellen und schwieg; der Herzog von Choiseul wurde den von ihm bekämpften Jesuiten gegenüber von denselben Rücksichten geleitet.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

Theater. — Oper. — Lenz's Abschied.

Fortdauernd nimmt das Theater in dieser vielbewegten Handelsstadt das allgemeine Interesse vorzugsweise in Anspruch, indem durch die Fortschritte der zweiten Bühne (Thaliatheater) eine Concurrenz und durch diese eine sonst nicht gekannte Regsamkeit hervorgerufen worden ist. Dabei nimmt der größere Theil des Publikums Partei für das neue Schauspielhaus und verkennt nur zu oft die lobenswerthen Anstrengungen der Direktion des Stadttheaters. Dem Vernehmen nach steht ein Wechsel der Direktoren bevor, und es sollen die Aktionäre des Stadttheaters kürzlich Herrn C. vorgeschlagen haben, das ganze Inventarium gegen eine Abschätzungssumme zu übernehmen, für den Fall, daß selbiger von der Direktion abtreten würde, doch zerschlug sich die Sache. Was übrigens eine neue Direktion mehr thun könnte, als die jetzige, ist nicht wohl einzusehen, wenn man die große Zahl der neuen Stücke und die hier gastirenden Celebritäten erwägt. — An meinen letzten Brief anknüpfend,

melde ich zuvörderst, daß am 28. Febr. „Thomas Tyrnau," Schauspiel in fünf Aufzügen, nach dem Romane gleichen Namens frei bearbeitet von Charlotte Birch-Pfeiffer, hier zum erstenmale aufgeführt ward. Man muß der Madame Birch-Pfeiffer zugestehen, daß sie den widerstrebenden Stoff des durchaus undramatischen Romans ohne Anwendung von Gewaltmitteln bühnenkünstlerisch besiegt hat, bis auf den lezten Aufzug, welcher fast aus einem einzigen Vortrag des Tyrnau besteht. Er erzählt dem Gerichte, vor dem er als Hochverräther angeklagt steht, die Geschichte fast eines Jahrhunderts, denn in den Begebenheiten derselben liegen die Ursachen zur Entwicklung der Handlungen, welche das Drama bilden. Bei einem minder rhetorischen Künstler als unserem Herrn Grunert (Tyrnau), dürfte dieser Akt dem Stücke höchst nachtheilig seyn. Umfangreich, wie der zum Roman-Drama benüzte Stoff, ist die Zahl der handelnden Personen; dadurch beengen sich dieselben so sehr, daß für keine derselben ein entschiedenes Interesse gewonnen wird. — Auf Tyrnau folgte als Neuigkeit: „Aus den Geheimnissen von Paris," Schauspiel in fünf Aufzügen mit Tanz von Dr. Frank. Ueber diesen Abklatsch einer Modelektüre kann ich kurz hinweggehen, da es Raum und Zeit verschwenden hieße, ein so gehaltloses Produkt der Tageslaune genauer zu betrachten. Ein benachbartes Blatt sagt darüber: „Seine Fehler aufzusuchen, wäre eine überflüssige, seine Tugenden auszuspähen, eine vergebliche Arbeit. Das Publikum, welches daraus die Mystères de Paris kennen lernen wollte, ist betrogen; das, welches jenes berühmte Werk las, erkannte es nicht wieder." Hr. v. Lehmann hatte dieß zusammengestoppelte Werk zum Benefiz gewählt, und nur diesem Umstande verdankte es wohl, daß es nicht durchfiel. Schade um die Mühe, welche die Schauspieler auf das Studium ihrer Rollen verwandten. — Am zweiten Ostertage erschien „der Ritter Don Quixote," Possenspiel in vier Abtheilungen mit Gesängen und Tänzen, nicht aus dem Französischen, sondern aus dem Spanischen des Cervantes frei bearbeitet von G. Räder ꝛc., auf den Brettern des Stadttheaters. Die ersten beiden Akte hindurch hat der Bearbeiter den berühmten Roman dramatisirt; am Schluß des zweiten Aktes aber scheint ihn eine Art poetischen Uebermuths gepackt zu haben, in Folge dessen der Geist Cervantes' ihm unwillig den Rücken kehrte. Sehr glücklich ist die Satire des großen Spaniers in den ersten Scenen den Gebrechen und Uebertreibungen unserer Zeit angepaßt, und des gescheidten Gedankens halber muß man es beklagen, daß Herr Räder im Verfolg des Stückes allein gehen zu können glaubte. Solchergestalt wird aus dem Don Quixote ein ganz gewöhnlicher Hanswurst, wie er vor Gottsched auf den Brettern rumorte. Meiner Meinung nach hätte er den Don Quixote auf die Bühne bringen sollen, ganz wie Cervantes ihn schuf, in der consequenten Richtung der Narrheit nur auf seine fixe Idee, sonst aber als vortrefflichen, gemüth- und verstandesreichen Menschen. Auch den Sancho Pansa hat Herr Räder metamorphosirt; aus dem trocken-komischen, unverwüstlichen, phlegmatischen Bauern ist ein flotter Naturbursche geworden, der allerdings durch lebhafte Darstellung zu einer dankbaren Rolle wird. Auf die Ausstattung dieser Posse hat die Direktion viel verwendet; außer dem lebendigen Rosinante und Sancho's Grauem in natura sah man bewegliche Schafheerden und einen kämpfenden Stier, der recht künstlich seine Evolutionen machte. Herr Bost, ein junger, vielversprechender Schauspieler, machte den Don Quixote. Die völlig widerstrebenden Elemente, welche der Bearbeiter in diesen von Haus aus pathetischen Charakter gelegt, mußten eine ungünstige Rückwirkung auf die Darstellung haben, während, hätte Hr. Bost sich unverwandt nach dem vollendeten Vorbilde richten können, die Wirkung des auf unsere Zeit angewendeten Ritters von der traurigen Gestalt eine außerordentliche hätte werden können. Die erste Aufführung geschah vor überfülltem Hause; doch konnten nur zwei oder drei Wiederholungen folgen.

Von den Neuigkeiten im Opernfache konnte ich nur Wagners „Cola Rienzi" hören. Der Componist war zur Aufführung dieses gigantischen Musikstücks von Dresden nach Hamburg gekommen. Er fand das Orchester zur Ausführung seiner Fortissimi viel zu schwach. Nicht nur mußte die Mitgliederzahl desselben, so wie die des Chorpersonals, bedeutend verstärkt werden, sondern auch das Musikcorps unserer Garnison erschien auf den Brettern als Mitspieler. Eine Stunde mehr als die gewöhnliche Theaterzeit nimmt diese Oper in Anspruch, und dabei ist die Musik so rauschend, daß man mit betäubten Sinnen das Haus verläßt. Kann die Oper auch auf classischen Werth keinen Anspruch machen, so zeugt sie doch von schöpferischer, theilweise selbst genialer Originalität des Componisten. Für die Scenerie hat er viele Effektmittel benuzt; die Züge und Paraden nehmen kein Ende; am Schluß sinkt der brennende Palast Rienzi's mit diesem lezten der Tribunen nieder. Die Hauptpartie wurde von Hrn. Murda, zu dessen Benefiz gespielt ward, gesungen.

Am Abend des 25sten Aprils schied Herr **Lenz** von der hiesigen Bühne und von einem 43jährigen Kunstwirken. Was Lenz auf den Brettern leistete, das wird man zwar erst recht erkennen, indem man es vermißt; aber auch jezt schon hat man seinem Verdienste willig und ohne Neid die Kränze der Anerkennung gewunden. Als Charakterdarsteller dürfte Lenz von wenigen in Deutschland übertroffen werden. Eine hohe, imponirende Gestalt, eine noble Erziehung, große Kenntnisse und ein schätzenswerthes literarisches Talent kamen ihm zu Statten. Dagegen mangelte ihm in seiner Sprache, namentlich in Effektscenen, die Deutlichkeit, und in späterer Zeit das gesunde Auge, wodurch er auch zum Rücktritt von der Bühne genöthigt ward. Sein Hauptfach waren Helden, Väter, Fürsten, Offiziere. Da er mit den Iffland'schen Stücken gewissermaßen groß geworden war, so wurden zu seinen lezten Darstellungen die beliebtesten derselben gewählt, und zum Schluß „die Advokaten," in welchen Lenz den Zimmermeister Klarenbach spielte. Nie hat man in Hamburg ein volleres Haus gesehen, als an diesem Abend; nie ist ein Schauspieler mit mehr Rührung entlassen worden, selbst Jacobi nicht, der Liebling des Publikums, welcher in ähnlichen Verhältnissen von dem Schauplatz abtrat. Beim Erscheinen des Gefeierten, bei jeder irgend erheblichen Stelle entlud sich ein Donner von Applaus, und derselbe war höchst erschütternd, als Lenz mit fast brechender Stimme Klarenbachs Worte: „mit tausend Thränen scheide ich von meiner alten Arbeitsstätte," recitirte. Am Schluß des lezten Aktes gerufen, hielt Lenz eine kurze, aber ergreifende Anrede an das Auditorium. Lenz ist aus Riga geboren und Freiherr. In Folge eines Duells flüchtete er aus Rußland und nahm in Hamburg den Namen Kühne an, welchen er später mit seinem Geschlechtsnamen wieder vertauschte. Er hat mehrere Romane Walter Scotts für die Bühne bearbeitet, dieselben haben sich aber nicht erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 2. Juli 1844.

Dieß Antlitz auf dem Sterbensgange
Ist nicht des Sünders Angesicht,
Der an dem steilen Todesbange
Voll Schwindelangst zusammenbricht!

Lenau.

Der Chevalier de la Barre.

(Schluß.)

So blieb denn als lezte Aussicht zur Rettung für die ungerecht Verfolgten nur die Menschlichkeit Ludwigs XV. übrig, eines Königs, den keineswegs religiöser Fanatismus irre leitete, der in der öffentlichen Meinung seine Trägheit, seine Schwäche gegen Günstlinge, seinen Hang zum Vergnügen und zur Verschwendung und seine Ausschweifungen durch eine gewisse Liebenswürdigkeit im Umgange zu bedecken und zu vergüten wußte. Ludwig XV. aber steht tief unter der Meinung von seinem Charakter, welche er der Nachsicht oder der Verblendung seiner Zeitgenossen verdankte; unter der trügerischen Außenseite eleganter und einnehmender Umgangsformen barg er ein trockenes, kaltes, ja grausames Herz, und mit derselben Gleichgültigkeit, mit welcher er vor Kurzem erst das ungerechte und daher schon im Jahre 1778 widerrufene Todesurtheil des wegen seiner Kriegsführung in Ostindien angeklagten Generals Grafen v. Lally unterzeichnet hatte, sanctionirte er jezt durch seine Namensunterschrift den Mord des unglücklichen de la Barre.

Der Verurtheilte ward von der Conciergerie in Paris, wo er bis zur Entscheidung eingeschlossen gewesen war, nach Abbeville zurückgeführt. Obgleich der Gefangene die Reise in einer Postchaise und begleitet von Gensdarmen in bürgerlicher Kleidung machte, ward er doch bald erkannt und von den sich um den Wagen drängenden Bürgern von Abbeville mit wärmster Theilnahme und wahrer Bekümmerniß empfangen; jede etwa feindselige Stimmung in den Gemüthern des aufgeklärteren Theils der Einwohner der Stadt war durch die Aufschlüsse über den wahren Hergang dieses entsetzlichen Prozesses verwischt, und es war nur das lebhafteste Interesse für das Opfer einer abscheulichen Kabale in den Herzen zurückgeblieben. Jeder Reiter, der auf der Straße von Paris in die Stadt kam, ward für einen Boten gehalten, der die Nachricht der Begnadigung überbringe, und mit jeder Täuschung der Art nahm die allgemeine Niedergeschlagenheit zu. De la Barre allein theilte dieses Gefühl nicht.

Am Tage der Hinrichtung, der dem seiner Ankunft in Abbeville folgte, forderte der Verurtheilte seinen Beichtvater, den Dominikaner Bosquier, auf, sich mit ihm zu Tische zu setzen. — „Lassen Sie uns etwas zu uns nehmen," sagte er zu dem ehrwürdigen Priester, der nach der Unterhaltung mit de la Barre seine Thränen nicht mehr zurückhalten konnte; „Sie werden so viel Kräfte nöthig haben, dem Schauspiel beizuwohnen, das ich geben soll, wie ich, meine Rolle darin zu übernehmen." Und als das traurige Mahl beendigt war, sezte er in

unbefangenem, scherzendem Tone hinzu: „Und jezt lassen Sie uns Kaffee nehmen; mich wird er nicht am Schlafen hindern.“

Auf dem Wege zum Richtplatze wendete sich de la Barre mit den Worten zu seinem Beichtiger: „Wissen Sie, was mir an diesem Tage am schmerzlichsten ist? — Daß ich an den Fenstern Personen bemerke, die ich für meine Freunde hielt.“ — Vor der Kirche von St. Wulfranc angelangt, wo er Kirchenbuße thun sollte, verweigerte der Verurtheilte die ihm vorgelesene Formel eines für solche Fälle abgefaßten Sündenbekenntnisses nachzusprechen. „Ich habe Gott nicht beleidigt!“ rief er; eben so widerstand er der an ihn gerichteten Forderung, seinen Mund Behufs der Ausreißung der Zunge zu öffnen, und dieser fürchterliche Akt ward so glücklicherweise umgangen und nur zum Schein vollzogen. — Als de la Barre auf das Schaffot stieg, ließ er auf der Treppe einen seiner Schuhe fallen; mit der Ruhe, welche ihn keinen Augenblick während des Ganges zum Tode verlassen hatte, ging er die Stufen wieder hinab und holte selbst den verlornen Schuh.

„Sind die Waffen gut?“ so wendete er sich lächelnd an einen der fünf Henker. „Bist du es, der den Grafen von Lally enthauptet hat?“ — „Ja,“ antwortete der Nachrichter. — „Du hast ihn gefehlt,“ fuhr de la Barre fort; „aber sey unbesorgt, ich werde mich gut halten; ich bin kein Kind.“ — Dann band er sich selbst die Augen zu und empfing den Todesstreich; sein Körper ward nebst einem Bande des Dictionnaire philosophique in den lodernden Scheiterhaufen gestürzt. — Nachdem die Gluth der Flammen die Gebeine des Enthaupteten verzehrt hatte, stürzte der Pöbel auf die Brandstätte und zerstreute die Asche des Gotteslästerers nach allen vier Winden.

Am 10ten September 1766 wurden die Mitschuldigen des unglücklichen de la Barre, welche sich, wie schon gesagt, durch die Flucht gerettet hatten, förmlich freigesprochen, und so ward denn durch diese zweite Entscheidung das über de la Barre verhängte Todesurtheil entschieden zum Justizmorde gestempelt.

Duval de Soicourt starb im Jahr 1771, und die finstere Melancholie, in welcher er die lezten Jahre seines Lebens hinbrachte, war wohl nicht minder die Folge seiner Gewissensbisse, als der öffentlichen Verachtung, die seit dem Prozesse gegen de la Barre seine Strafe war. — Der Zufall wollte, daß, während Soicourts Sarg zur Gruft getragen wurde, an dem seit dem frühesten Morgen mit schwarzen Wolken behangenen Himmel ein heftiges Gewitter losbrach. Das Volk, welches in diesem Umstande ein Gottesurtheil gegen den bereits durch die öffentliche Stimme entehrten und verdammten Richter zu sehen glaubte, konnte nur durch die bewaffnete Macht abgehalten werden, an der entseelten Hülle des so selbst vom Himmel Angeklagten eine späte Rache zu nehmen.

Neues aus der Naturkunde.

(Fortsetzung.)

Noch hat man in neuerer Zeit zwei weitere Mittel gefunden, durch welche Elektrizität erzeugt wird, die sich noch mehr von den ältern bekannten entfernen und die noch mehr auf die lebendige Natur jener Kraft deuten. — Die bisherigen Mittel gaben alle nur auf kurze Zeit, oft nur auf Augenblicke beschränkte Ströme. Der Strom der Elektrisirmaschine hört auf, so wie diese nicht mehr bewegt wird, der Strom einer galvanischen Batterie geht zu Ende, so wie die Säure das Zink verzehrt hat. Der Strom, den der Unterschied von Wärme und Kälte hervorruft, vergeht mit diesem Unterschied. Ebenso ist der inducirte, der Nebenstrom, auf kurze Zeit beschränkt. — Aber es gibt andere Quellen dieser Kraft, die länger ausdauern. Ein magnetisches Eisen behält, wie allgemein bekannt ist, seine Tragkraft ungeschwächt in unendlicher Zeit fort. Alle Magnete rufen nun nach einer neuern Entdeckung Faradays auch elektrische Strömungen hervor. Wenn man einen zwanzig Fuß langen, mit Seide umsponnenen Kupferdraht um eine hohle Pappröhre wickelt und einen starken Magnetstab in den Cylinder steckt, so kann man aus dem Ende des Drahts Funken locken. Man hat Elektrisirmaschinen gefertigt, welche darauf sich gründen. Starke Ströme von Funken kommen da aus einem rotirenden Hufeisenmagnet. Für die technische Anwendung scheint dabei noch nichts erreicht zu seyn, weil das Herumdrehen des Magnets eine Kraft voraussezt, wie bei den ältesten Maschinen. Doch ist es schon von großem Werth, daß man hier einen niemals versiegenden Quell von Elektrizität gefunden hat; auch ließe sich vielleicht die Rotirung von Mühl- und Wagenrädern benutzen, um den mit ihnen verbundenen Magneten Ströme von Funken zu entlocken, welche die Bewegung beschleunigten, die Wagen, die Maschinen forttrieben, als Sporn zur schnellern Bewegung wirkten.

Doch der forschende Geist ist bereits noch weiter vorgedrungen. Nach neuern Beobachtungen geht unausgesezt von Ost nach Westen ein elektrischer Strom parallel mit dem magnetischen Aequator um die Erde. — Es gibt daher einen von Menschenhänden unabhängigen, vom Anfang der irdischen Zeit an fließenden Strom von Kraft. Wenn gleich die Spuren dieses Stroms bis jezt

nur durch feine Werkzeuge zu entdecken sind, so kann man doch nicht wissen, zu welch großartigen Anwendungen er in der Zukunft führen kann. — Denn was ist eine unausgesezt, ohne unser Zuthun über den Häuptern der Menschen in Einer Richtung hinströmende, jedem offen stehende Kraft gegen die aller unserer Werkzeuge von Glas, Harz, Metall, die dem Umfang nach klein, der Zerstörung, dem Einfluß der Elemente ausgesezt sind.

Eine zweite von Menschenhand unabhängige, unversiegbare Quelle von Elektrizität ist gegeben in dem Gegensaz von Luft- und Erdelektrizität, welcher in der Regel zweimal am Tage, Vormittags und Abends, ein Maximum der Spannung erreicht, oft auch durch Bliz und Donner sich kund gibt. Auch diese uns Allen offene Quelle von Kraft ist bis jezt in der Regel nur durch feinere Werkzeuge bemerkbar gemacht worden. Aber auch sie könnte leicht große technische Bedeutung erhalten. Eine elektrische Batterie, die über den ganzen Luftkreis der Erde ausgebreitet ist, die sich jeden Tag von Neuem ladet, muß in ihrer Gesammtwirkung die aller unserer Apparate und Maschinen unendlich übertreffen.

Ueberblicken wir nun nochmals die verschiedenen Quellen der Elektrizität. Lange Zeit glaubte man sie im Harz, Elektron, eingeschlossen und nannte sie darnach. Vor hundert Jahren lernte man sie durch Reiben aus Glas, Harz, Pech herauslocken; vor fünfzig Jahren durch Galvani und Volta aus Metallen mittelst des Aetzens der Oberflächen. In der Thermoelektrizität kommt sie nun zum Vorschein in stärkerem Verhältniß, als in dem der angewendeten Kraft. In den inducirten, den Nebenströmen erscheint sie sogar in der Entfernung von der hervorrufenden Kraft ohne unmittelbare Berührung in noch größerer Stärke darstellbar. Im Magnet finden wir ein weiteres und zwar anhaltendes Mittel, sie ohne unmittelbare Berührung hervorzurufen. In den Strömen, welche die Erde umkreisen, und im Luftkreis zeigt sich eine noch reichere Quelle ihrer Entstehung. Sie ist, so scheint es, nicht bloß in diesem oder jenem festen Körper, sondern in allen; sie ist aber auch im Wasser und in der Luft. Sie ist überall, verborgen, schlummernd, oft auch hervortretend, und immer bereit, dem Menschen zu nahen, der sie hervorzurufen versteht. Sie ist keine einzelne Kraft, sondern eine Aeußerung des Geistigen, das über die Natur verbreitet ist und durch welches alle Dinge entstehen, leben und vergehen. Sie kommt daher nur unvollkommen zum Vorschein, wenn man sie durch chemische oder mechanische Mittel, durch Schlagen oder Aetzen erzeugen will, und tritt in ihrer höhern allgemeinen Bedeutung nur hervor, wenn man sie als etwas dem Geist Verwandtes erkennt und behandelt.

(Schluß des ersten Artikels.)

Ursprung der Insel Seeland.

Es that der Skjold-Maid Gefion,
Für ihre lust'gen Mähren,
Der Schwedenkönig Golf zum Lohn
Ein Pflugjoch Lands verehren.

Die Maid vom Asengötterstamm
Sucht sich vier starke Stiere,
Die sie in Jothun-Heim bekam,
Und spannt in's Joch die Thiere.

Die Pflugschaar zieht durch's Land sie quer,
Wo heut der Mälarn fließet,
Und reißt die Furche bis in's Meer,
Das brausend ein sich gießet.

Die Ochsen stürzen in die See,
Und schwimmen durch die Wellen,
So ziehn sie auf die blaue Höh'
Die grünen Küstenstellen.

Und mitten auf der Insel steht
Die Maid im grünen Haine,
So hoch kein Buchenwipfel weht
Im lust'gen Sonnenscheine.

Sie segelt auf der blauen Fluth,
In der ihr Bild sich spiegelt,
Bis sie im Orresunde ruht,
Die Stiere hier entzügelt.

Und wie die Itten-Thiere frei
Nach ihrem Heim entweichen,
Sieht man das Seeland hier auf's Neu
Den festen Grund erreichen.

Es füllt die Flur mit Weilern sich,
Und auch mit stolzen Warten,
Und Gefion waltet wonniglich
In ihrem Inselgarten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Theater. — Schifffahrt. — Bauten.

Von den Gästen, welche auf dem Stadttheater auftraten, sind zuvörderst die italienischen Opernsänger Hr. Moriani

und Fräulein Rosetti aus Wien, und die Violinvirtuosinnen Geschwister Milanollo zu erwähnen. Die vollendete Kunst und Zartheit, mit welcher diese beiden jungen Mädchen die Violine beherrschen, fand ungetheilten Beifall; wer sie hörte, war enthusiasmirt. Was mich anlangt, so sehe ich im Hintergrunde immer die Qual, mit welcher den Kindern die Virtuosität eingehezt ward, und so steht vor mir das Bild der zerstörten Zukunft zweier Seelen. — Der Komiker Beckmann aus Berlin gab einige Gastrollen und entsprach seinem großen Rufe. — Das Gastspiel des Ehepaars Dahn, in Hamburg vom früheren Wirken noch in so gutem Andenken, ist bis jezt leider durch Kränklichkeit des Hrn. Dahn sehr gestört worden. — Für den abgegangenen Komiker Hrn. v. Lehmann ist der bekannte Gerstl von Braunschweig eingetreten. — Mamsell Stich ist von der Bühne abgegangen.

Das Thaliatheater gewinnt immer mehr die Gunst eines leicht befriedigten Publikums und droht dem Stadttheater mit stets gesteigerter Concurrenz. In der Posse und der niedern Komik hat Thalia die große Bühne überholt. Besonderes Furore machte Herr Räder von Dresden mit und in seinem „Weltumsegler wider Willen," einem sinnlos zusammengeworfenen Kaleidoscop von Possenreißereien. Nur durch Räders plattkomisches Spiel konnte dieß, früher auf dem Stadttheater durchgefallene Stück der Lachlust gefallen. — Zum Benefiz des Hrn. Börner traten auf der Thaliabühne an einem Abend sechs Komiker auf, nämlich Hr. Räder, Hr. v. Lehmann vom hiesigen Stadttheater, Hr. Edmüller vom Altonaer Stadttheater und die drei Komiker des Thaliatheaters, Wille, Meyer und Börner. Später gastirte hier mit großem Beifall Hr. Hassel aus Frankfurt a. M. — Ein langjähriges Mitglied dieser Bühne, Hr. Landt, hat das „Uraniatheater" der Vorstadt St. Pauli übernommen, an welchem bereits vier oder fünf Direktoren scheiterten, unter andern der seiner Theaterleidenschaft wegen bekannte und schwer heimgesuchte Graf Hahn.

Recht interessant ist in diesem Winter die Eröffnung unserer Schifffahrt gewesen. Noch am lezten Februar ergözte sich die junge Noblesse Hamburgs an einer prachtvollen Schlittenfahrt mit Vorreitern und Jokeien in Nationalkostümen. Am 4ten März ging der Elbstrom auf und Nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr kamen sechs Dampfschiffe unter dem Jubelruf der Matrosen und der zahlreichen Zuschauer am Ufer in die Stadt. Sofort trat im Hafen ein reges Leben ein. Der Handel erfreut sich in diesem Jahre bis jezt übrigens noch keiner großen Blüthe; die Spekulation neigt sich vielfach dem Aktienwesen zu, und leider ist die Hamburger Börse, troz ihrer sonstigen Solidität, nicht ganz frei von dem allgemeinen Eisenbahnaktienschwindel geblieben. — Unter dem Vortritte einiger Kaufleute ist für die armen Spinner und Weber hier recht reichlich gesteuert worden, troz dem, daß gleichzeitig für mehrere abgebrannte Dorfschaften und hiesige Privaten gesammelt wurde. Der Wohlthätigkeitssinn unserer Matadore ist ausgezeichnet, und Ehren halber muß Mancher dem gegebenen Beispiele folgen. — Nicht ohne Schein des Rechts wird dagegen in den öffentlichen Blättern darüber geklagt, daß man gegen die Einheimischen oft rücksichtsloser verfahre. So wird z. B. die Angelegenheit der beim Brande insolvent gewordenen Brandversicherungs-Association mit unerklärlicher Nachlässigkeit betrieben; die unglücklichen Interessenten derselben, für welche der Staat nichts und die öffentliche Unterstützungsbehörde nicht mehr als für andere Abgebrannte gethan, erhielten nur einige Prozente aus der Masse in Terminen, und haben jezt noch einen kleinen Rest gut. Dieß Verfahren berührt um so unangenehmer, als öffentlich kein Grund desselben bekannt gemacht wird. — Einen noch ernstern Gegenstand öffentlicher Angriffe bilden die Restgelder der so reichlich eingegangenen Unterstützungen. Von diesen Gaben wurden Geschenke und Vorschüsse vertheilt, leztere unter Bürgschaft angesehener Bürger und mit der Verpflichtung ratenweiser Rückzahlung. Da diese von Mehreren, die Vorschuß erhielten, nicht gehalten wurden, so hat sich der Vorschußverein, d. h. mit andern Worten die öffentliche Unterstützungsbehörde, veranlaßt gefunden, dieselben beim Handelsgericht zu verklagen. Hiegegen ist einer der bedeutendsten praktischen Juristen Hamburgs öffentlich aufgetreten, indem er das Verlezende einer solchen Maßregel, die Indiscretion der Namenveröffentlichung abseiten des Handelsgerichts, die unfehlbare Folge, daß Manche, so eingeklagt und getrieben, nothwendig ruinirt würden, hervorhob und fragte, ob das etwa im Sinne der Geber liege? Er fragte auch, was mit den rückgezahlten Vorschüssen geschehen solle? und indem er zu verstehen gab, daß diese (gewiß sehr großen) Summen wohl allmählig ihrer eigentlichen Bestimmung entrückt und andern protegirten Anstalten zufließen möchten, hat er im Publikum, das ihn als unterrichteten Mann betrachtet, den Gedanken rege gemacht, der Rest des ursprünglich für die Abgebrannten bestimmten Geldes dürfte solchen Anstalten zugewendet werden, welche, im Geruch mystischer Nebenzwecke stehend, nicht sehr beliebt sind. Ist der Volksglaube dem Argen doch leicht zugänglich. Auch ist es mehrfach sehr übel vermerkt worden, daß die öffentliche Unterstützungsbehörde seit sehr langer Zeit den Status des Unterstützungsfonds nicht bekannt machte, da sie doch aus den zurückgezahlten Vorschüssen, aus dem Erlös der Miethen für Nothwohnungen, aus verkauftem Baumaterial u. s. w. manche bedeutende Wiedereinnahmen muß gehabt haben.

Unsere Kirchenbauangelegenheiten thaten in diesen Tagen einen guten Schritt vorwärts. Die Theilnahme für den Wiederaufbau der St. Nikolaikirche war bis jezt stark im Sinken, was die wöchentlichen Schillingssammlungen ausweisen, deren Beiträge um mehr als ein Drittheil abnahmen. Man schrieb dieß der Ungewißheit zu, in welcher das Publikum hinsichtlich der Zukunft dieser Kirche blieb. Jezt hat die Kirchenbaukommission eine öffentliche Concurrenz für den Plan der neuen Kirche ausgeschrieben. Sie soll 12 bis 1500 Sizpläze enthalten und überhaupt gegen 5000 Personen, neben dem Raum für eine große Orgel und Musikcorps, fassen können; sie soll überwölbte Souterrains enthalten und eine mäßige Heizung gestatten. Die Sakristei soll 600 Quadratfuß groß werden, und ein eben solcher Saal außerdem, so wie drei Privatbeichtstühle, jeder zu 100 Quadratfuß, hergestellt werden. Im Thurm sollen Glocken zu vollem Geläute und Glockenspiel angebracht werden können, und die Thurmspize darf nicht von Holz konstruirt seyn. Im Uebrigen ist dem Künstler weder Styl noch sonstige Regel vorgeschrieben, nur darf der Bau nicht über eine halbe Million Thaler Preuß. kosten. Der geeignetst befundene Plan wird 150 Stück Louisd'or, jeder der beiden folgenden 100 Stück Dukaten Honorar erhalten und Eigenthum der Kirche werden. Für diese Kirche waren dem Publikum schon mehrere Plane vorgeführt, von denen der des hier jezt eingebürgerten Engländers Atkinson lebhafte Fürsprache fand.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 3. Juli 1844.

„Ich spreche mit Christen, die es für das größte Glück, das ihnen widerfahren könnte, halten würden, mit dem Herrn in eine reelle Connexion, Genussesgemeinschaft, zu kommen, wofern sie dieß nicht unmöglich oder unbescheiden finden würden; ich spreche mit Christen von meinem Sinn, meinen Schwachheiten, meinen Bedürfnissen.“

Lavater.

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

Aus den Erinnerungen eines ehemaligen deutschen Reichsfürsten.

Von F. Gustav Kühne.

II.

Lavater war damals Diakonus an der Waisenhauskirche. Seine beredte Zunge, seine herzgewinnende Predigt, seine aufopfernde Güte, sein Wohlthun in Wort und That hatten ihn zum Liebling der ganzen Stadt, der ganzen Gegend gemacht. Es war Sonntag, als wir in Zürich ankamen und wir hörten ihn gleich von der Kanzel reden, bevor wir noch sein Haus betraten. Im sanften Strom seiner Beredtsamkeit lag zugleich viel schweizerische Treuherzigkeit. Er war salbungsvoll und für den gemeinen Mann doch immer verständlich. Bei all der schwebenden und bangen Höhe, in die er seine Zuhörer erhob, überraschte er zugleich durch kleine Blicke in die praktische Einzelnheit des Lebens. Dieß Gemisch von Feierlichem und menschlich Wahrem riß hin, diesem Schwung der Empfindung konnte man sich hingeben, denn die Richtigkeit der verständigen Wahrnehmungen bürgte dafür, daß hier kein leerer Träumer nebelte. Er schien ein Demokrat, weil er mit seinen Nebenmenschen bürgerlich fühlte, und man vertraute ihm selbst da, wo er seine hierarchischen Launen etwas zu weit trieb. Er sprach auf der Kanzel über die Aussichten in die Ewigkeit, ein Thema, das er vor Kurzem auch öffentlich im Druck verhandelt hatte. Er sprach seine Muthmaßungen über das Jenseits mit dem Tone jener zuversichtlichen Dreistigkeit aus, die am besten eine Glaubensansicht einbürgert.

Er hatte sich die göttliche Person in ganz vertraute Nähe gerückt, und in der That besaß er auch die Macht, dieß Gefühl der durchdringenden Nähe, diese Gewißheit einer von Gott durchleuchteten Gegenwart des Geistes in Andern zu erregen. Wie er das Gebet sprach, vornüber geneigt die gefalteten Hände sich schüttelte, überkam es mich wirklich, als hätt' ihm Gott in Person die Hand gedrückt; er flüsterte mit ihm wie ein jüngerer Bube, der ihm, dem Reichen und Mächtigen, die noch unmündigen, hülflosen Waisen empfiehlt. In Wahrheit, der Mann konnte, wo nicht Wunder thun, doch an Wunder glauben machen. Und das that er denn auch. Nach ihm gab es noch alle Tage sinnliche Erfahrungen von der unsichtbaren Kraft Gottes. Er erzählte Anekdoten vom heiligen Geist, die ganz kürzlich vorgefallen. Nach ihm konnten die Wunder alten und neuen Testamentes noch in jeder Stunde sich erneuen, die Kraft der Apostel war für ihn noch nicht erloschen, und was der Katholik in der Messe bei der Wandelung festhält, die gegenwärtige,

augenblickliche Macht des Wunders, das versetzte Lavater in den Glauben an die Person des Herrn, der unsichtbar, aber leibhaftig im Leben umgeht, hier an dein Herz klopft, dort deine Stirn küßt, überall aber die Hand zum Bunde reicht. Das Christenthum war für Lavater ein lebendiges Gefühl der Nähe Gottes. Man war von dem allzu sinnlichen Gedanken Anfangs belästigt, bis er nach und nach in eine wohlthuende Empfindung der Vertraulichkeit überging. Ich hatte zu Hause so oft den Hofprediger über dasselbe Thema predigen hören, und ich hatte nichts dabei gedacht. Lavater wollte den Gott nicht bloß denken, er wollte ihn auch genießen, und mich erfaßte ein banger und doch süßer Schauer vor dem vertrauten Fuße, auf dem er mit dem Ewigen stand.

Der Großvater bereitete sich zum persönlichen Verkehr mit Lavater ordentlich vor; er saß einen ganzen Tag über dem Buche von den Aussichten in die Ewigkeit. Er für seinen Theil war ein sehr bibelfester Mann, aber sein Verstand gab sich doch nicht gern gefangen, sein Gemüthsbedürfniß war nicht religiöser Art. Wissensdurst hieß der starke Trieb in ihm, und so wollte er durchaus erfahren, wie weit es einer in seinen Vorstellungen vom Lande Jenseits bringen könne. Ich stand derweil den Tag über auf dem Balkon des Hauses, der nach dem See ging und labte Auge und Seele an den sichtbaren Schönheiten dieser Welt. Wie gern wär' ich auf die Berge gestiegen, der Limmath in ihren Windungen gefolgt! Aber solche Wanderung ohne Zweck und Ziel war damals „gegen alle Conduite." Oft hört' ich den alten Herrn das Buch zuschlagen, im Nebenzimmer auf und ab gehen und laut ein Selbstgespräch beginnen. Diese Aussichten in die Ewigkeit mochten ihm doch wohl zu keinen Einsichten verhelfen.

Erst am dritten Tage standen wir vor der Pfarrerwohnung am Waisenhause und eine Schweizer Kuhmagd meldete die Herren von Tiefenthal. Da kam er uns denn entgegen, der gute Seelenhirt von Zürich, mit der Sanftmuth seines offenen Auges, mit der Schlangenlinie seiner feinen Lippen uns willkommen heißend. Er mochte einige Vierzig zählen. Die vorgebogene Haltung seines schlanken Körpers gab ihm etwas Schmiegsames, obwohl er wie ein Mann, der seinen Werth kennt, zurückhaltend blieb. Eine gewisse jungfräuliche Reinlichkeit lag in seinem ganzen Wesen. Die Herrschsucht, die seine vorgestreckte, gekrümmte Nase verrieth, deutete auf den Mann Gottes, der sich auch wohl mit allen menschlichen Dingen vertraut zu machen weiß. Er hatte den Großvater gleich erkannt und mit allen seinen Titeln begrüßt; trotz der wiederholten Bitte um Anerkennung des Incognito, lief ihm auch später noch das respektvolle Ew. Erlaucht und reichsgräfliche Gnaden unwillkührlich in der Anrede dazwischen.

Wir saßen im Stübchen und die Herren sprachen vom Norden Deutschlands. Lavater war ganz kürzlich von seiner großen Reise in's Emser Bad zurückgekehrt, die zu so viel Anknüpfungen mit berühmten Gelehrten geführt hatte. Man merkte ihm an, daß er sich selbst für eine Berühmtheit hielt, da er sich im Mittelpunkt so vieler Geister wohl fühlte und durch einen weiten Briefverkehr sich in diesem Zusammenhang erhielt. Solche Berühmtheiten und Mittelpunkte von geistigen Kreisen hab' ich später gar viele in Deutschland entdeckt, Männer, die äußerst behaglich von einer festen Idee aus ihre Linien um sich ziehen und um ihre Person die ganze Welt versammelt glauben. Was draußen bleibt, außerhalb dieser Kreislinien, hat für sie gar kein Daseyn weiter. Wir haben immer recht viel hübsche Persönlichkeiten gehabt, unsere Nation selbst ist uns selten zur Person geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lotto.

Vom Verfasser der „Römischen Briefe."

Es ist nun manche Jahre her, als ich, nicht lange nach meiner ersten Ankunft in Italien, in Livorno die Kirche der unirten Griechen besuchte, die man dort, zum Unterschiede von ihren Brüdern von der orientalischen Kirche, i Greci buoni nennt. Es war ein Nachmittag und nur ein paar Leute waren anwesend. Eine ärmlich gekleidete Frau kniete vor der Wand, die das Allerheiligste vom vordern Raume scheidet, und betete mit einer Inbrunst, die mir auffiel, und unter Thränen und Händeringen. Als sie hierauf an mir vorbei ging, gab ich ihr eine kleine Münze. Bald verließ ich selbst die Kirche. Die Frau wartete an der Thüre, kam auf mich zu und bat, ich möchte ihr Lottonummern aufschreiben.

Damals war ich durch diesen Vorgang sehr überrascht, denn ich war, wie gesagt, noch Neuling im Lande. Lottospiel und Lottowuth sollten sich aber meiner Aufmerksamkeit noch viel mehr und öfter empfehlen. Wie in andern Ländern die Branntweinpest unter den niedern Ständen Verheerungen anrichtet, so in Italien das Lotto. Wollte der Himmel, daß auch gegen diese Pest ein Pater Matthew sich fände!

Ein Fremder, der an einem Tage, wo das Lotto gezogen wird, in Florenz oder Rom sich befindet, kann nicht anders, als in das höchste Erstaunen gerathen. In Florenz baut man unter dem gegen den Arno zugewandten Portikus der Uffizien ein großes hölzernes Gerüst auf, dessen Wände das Bild der Fortuna auf ihrem Rade zeigen und auf welchem die Lotterie

gezogen, die gewinnenden Nummern unter Trompetenschall verkündet werden. Der ganze von den Säulengängen eingeschlossene Platz der Uffizien ist dann mit Volk gefüllt wie während der lezten Carnevalstage, wo die frohe Menge sich hier herumtreibt: Hunderte stehen da, mit pochendem Herzen auf die fünf Glücksnummern wartend, die zwischen 1 und 90 liegen, und nachdem sie bekannt geworden, zerstiebt die Menge, der Platz wie beschneit mit zerrissenen Billets, die Mehrzahl ärgerlich, Viele niedergeschlagen, Manche wüthend, beinahe Alle schon neue Pläne machend, neue Nummern ersinnend für die nächste Ziehung. An der Fronte des Hauses der Lotteriedirektion, des ehemaligen Klosters S. Pancrazio, werden dann die gewinnenden Zahlen ausgestellt. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich in Rom auf dem Platze von Monte Citorio, wo, vom Balkon des unter dem Namen der Curia Innocenziana bekannten Palastes herab, die Nummern ausgerufen werden, während eine Fanfare dazu geblasen wird.

Geht man in diesen beiden Hauptstädten durch die Straßen, überall findet man Lottobuden. Wer Salz und Tabak verkauft — beides Regieartikel — schafft sich auch wohl den dritten, noch einträglicheren Artikel, eine Prenditoria di Lotto, an. Bei jedem Schritte stößt man auf solche Lotterieeinnehmer und Billetverkäufer. In Rom namentlich fällt es auf. Wenn man Abends den Corso entlang wandert, so sieht man entweder an den Fenstern vieler Häuser, oder auf besondern hölzernen Gerüsten, welche die an den meisten Stellen doch schon so schmalen Trottoirs noch ungangbarer machen, lange Listen aufgesteckt, auf welche Reverbèrelampen ein helles Licht werfen. Diese Listen enthalten die gewinnenden Nummern der lezten Ziehungen; sie enthalten überdieß Reihen nach Reihen von Zahlenkombinationen, welche der Aufmerksamkeit der Spiellustigen empfohlen werden. Dabei ist denn immer angezeigt, daß am Freitag Abend das Spiel geschlossen wird; aber auch nach geschlossenem Spiel kann man noch, versteht sich zu erhöhten Preisen, Nummern kaufen, wozu man sich drängt, weil sie für Glücksnummern gelten. Vor diesen Fenstern oder diesen Gerüsten trifft man nun zu jeder Stunde und bis tief in die Nacht hinein zahlreiche Müssiggänger, welche diese Nummern studiren und nachsehen, ob sie mit ihren eigenen Combinationen zusammentreffen, oder solche darunter sind, die ihnen Vertrauen einflößen. Wenn alle Buden des Corso bereits geschlossen sind; wenn Torlonia's großes Tabaksdepot die lezte schlechte Cigarre ausgegeben hat, gegen deren Rauchen auf offener Straße und auf den Promenaden kein Polizeiverbot besteht; wenn man vergebens nach einem Café sich umsehen würde, um ein Glas Gefrorenes oder eine Tasse zu erhalten: so leuchten noch die unheimlichen Lampen der Lottolisten, und die Thüren der Einwohner sind die lezten, die sich zögernd schließen, und die römischen Straßen der Stille überlassen, die nur durch den cadenzirten Schritt der zu drei umherziehenden Patrouillen oder durch einen spät heimfahrenden Wagen unterbrochen wird.

Alles spielt, am meisten die niedern Classen. Der deutsche und englische Handwerker trägt seinen Wochenlohn in's Bierhaus und in den Gintempel; der Italiener trägt ihn zum Lottoeinnehmer. Die sprüchwörtliche Mäßigkeit des Italieners bringt also doch keine Früchte, und sieht man auch keine Betrunkene auf der Straße, das Hauswesen prosperirt doch nicht besser dabei. Wenn vielleicht Weib und Kinder weniger Schläge bekommen als z. B. in nördlichen Regionen der Fall seyn soll, so verdanken sie's wohl nur dem Umstande, daß sie weniger zu Hause bleiben und es vorziehen, den blauen Himmel auf Straßen und Plätzen zu bewundern. Wie gesagt, Alles spielt: Handwerker spielen, Dienstboten spielen, Bettler spielen und, kehren wir die Scala um, Kinder guter Häuser spielen, Advokaten und Beamte spielen — der Himmel weiß, wer nicht spielt. Das Kind saugt die Lottoleidenschaft mit der Muttermilch ein. Bei Tage denkt man an's Lotto, bei Nacht träumt man davon. An den Wänden und auf den Thüren sieht man neben Fratzen und sonstigen geistreichen Einfällen Lottonummern aufgeschrieben. Und wie man anderwärts Bettelbriefe in's Haus schickt, so schickt man die Kinder auf die Straße, indem man ihnen einen Collektionzettel mit Lottonummern in die Hände drückt, womit sie die Vorübergehenden belästigen. Und doch ist's zum Theil noch gar nicht so lange her, seit dieß Spiel florirt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Rigi, Juni.

Ein Aufenthalt im kalten Bad.

Sie sehen, es hat mich wieder zu den duftenden Alpen des Rigi mit der Gewalt eines Zaubers hingezogen, den selbst jahrelange Entwöhnung nicht zu brechen vermag. Und doch gebe ich gerne zu, daß die ewige Gletscherwelt in ihrer ernsten Majestät die Seele mächtiger und tiefer und ganz anders ergreift, sie, die, wie der unendliche Ocean, Eindrücke zurückläßt, an die sich keine frühern anreihen. Auch anmuthsvollere, freundlichere Bilder mag der Wanderer aus den reizenden Thälern des Berneroberlandes, oder von den grünen, schattigen Geländen Unterwaldens zurückbringen. Aber wo in der Schweiz fände sich, wie auf dem Rigi, eine so unerschöpflich reiche Scenerie, verbunden mit dem ruhigen und behaglichen Genuß des Alpenlebens, wo auf solcher Höhe, in so reiner Himmelsluft, die willkommene Annehmlichkeit einer bequemen, häuslichen Einrichtung? Aber freilich muß

man, um dieser Güter recht froh zu werden, den Rigi besteigen, ehe seine Höhen von schweizerischen Kurgästen überschwemmt werden, und besonders gilt dieß von meinem jezigen Aufenthalt, dem kalten Bad, das seiner herrlichen Lage wegen den Gasthöfen beim tiefer stehenden Klösterli weit vorzuziehen ist. Da kann es denn allerdings geschehen, daß man, wenn man sich schon in den ersten Wochen des Juni hier oben ansiedelt, noch recht empfindlich von naßkalten Tagen getroffen wird, ja selbst beim Schneegestöber zum Ofen des Gastzimmers seine Zuflucht nehmen muß. Aber diese Winterschauer erhöhen noch, wenn sie nicht zu häufig vorkommen, den Werth des Rigilebens; denn die ungetrübte Reinheit eines strahlenden Sommerhimmels gäbe nur einen unvollkommenen Begriff von der Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche die launischen Berggeister zuweilen vor den erstaunten Blicken entfalten. So möchte ich die kurze Regenzeit, die gleich nach meiner Ankunft im kalten Bad einem heftigen Gewitter nachfolgte, nimmermehr hingeben. Der erste Vortheil, den ich ihr verdankte, war, daß ich schneller mit der nun an's wohnliche Gastzimmer gebundenen kleinen Gesellschaft, und besonders mit einer edeln deutschen Familie aus dem Norden bekannt wurde, in deren Umgang ich bald die innere Welt fand, die der äußeren erst die wahre Bedeutung lieh. Wir lasen in diesen Tagen gemeinsam im Platen, den H. v. L., der dem Dichter befreundet gewesen, immer mit sich hatte, Platen, von dem Herwegh sagt:

„Kalt und stolz, ein Gletscher, erhebst du dich über die Fläche,
Die das gemüthliche Vieh unsrer Poeten begrast:
Selten gewahrt ein Wandrer den Kranz hochglühender Rosen,
Den du vor frevelnder Hand unter dem Schnee verbirgst."

Oder wir spielten Schach, oder nahten dem Piano, wenn Frau v. L. mit dem Ausdruck des tiefsten Gefühls den Klagen des unglücklichen Polenvolks, an dem ihr Gatte einen lebhaften Antheil genommen hatte, ihre Stimme lieh. Bei Tisch ergözte uns oft der Wiz eines protestantischen Geistlichen, der, unerschöpflich an Anekdoten und mitunter etwas derben Späßen, ein ächter Repräsentant des „Appenzellerländli's" war, für den sich überall komische Erinnerungen anknüpften.

(Fortsezung folgt.)

Hamburg, Mai.

(Schluß.)

Kirchen-, Staat- und Privatbauten. — Steigender Luxus und Zunahme der Bevölkerung.

Zum Neubau der St. Petrikirche wurde am 7ten Mai, an welchem Tage sie vor zwei Jahren abbrannte, der Grundstein feierlich gelegt. Die Ruinen der Kirche waren mit Laub, Blumen, Flaggen und Zeuch dekorirt, auch an einem der Pfeiler eine Kanzel improvisirt und rings um den Grundsteinplaz Gerüste für Zuschauer, Musik und Volksliedertafel erbaut. Auf den zum Theil unvollendeten benachbarten Neubauten hatte sich eine unzählige Volksmenge eingefunden; jedes Fenster war besezt, bis auf den Giebel hinauf die Dächer. Das diplomatische Corps, der Senat, die bürgerlichen Collegien u. s. w. waren eingeladen. Bürgermeister Kellinghusen, als ältester Kirchenherr zu St. Petri, legte den Grundstein zu dem Neubau, welcher von den Architekten Alexis de Chateauneuf und Prof. Fersenfeldt ganz nach dem Vorbilde und der Gestalt der alten Kirche aufgeführt werden wird. Der Hauptpastor der Kirche, Dr. Alt, hielt die Festrede, welche Veranlassung zu leidenschaftlichen religiösen Erörterungen geworden ist. In seiner Rede kommt, wie in den bei der Feier vorgetragenen Gesangstücken, der Name Jesu Christi nicht vor; dieß gab schon am nämlichen Tage zu mancherlei Gesprächen Anlaß, und Eiferer behaupteten, die Rede hätte eben sowohl zur Einweihung des Bau's einer Synagoge oder eines Heidentempels gepaßt. Am Sonntage darauf hielt Pastor John, im Rufe großer Orthodoxie stehend, eine Controverspredigt, in welcher er mit ungestümer Affektation gegen seinen Hauptpastor (John steht mit Alt an derselben Kirche) eiferte und einige nicht eben christliche Gehässigkeiten und kränkende Anspielungen einwob. Diese Predigt ließ er drucken. Die konfessionellen oder sektirerischen Wirren sind durch diesen Vorfall hier sehr vermehrt worden. Doch muß man sagen, daß Viele von Johns Glaubensfarbe seinen Eifer unchristlich und auf der Kanzel unpassend fanden, so wie Andere warnend auf die Zeiten der Unduldsamkeit hinweisen, welche Hamburgs Geschichte mehrfach entstellen. Andererseits wird anerkannt, daß Alt's Festrede zu allgemein und unbedeutend für den wichtigen Moment war. — Der hier gestiftete Gustav-Adolphs-Verein vereinigt in seinem Vorstande Männer von so ziemlich allen Glaubensnuancen des Protestantismus. Indeß geht die Sache im Allgemeinen ziemlich theilnahmlos vorüber. Auch im benachbarten Holstein und Lauenburg sind Gustav-Adolphs-Vereine theils gestiftet, theils im Werden. — Ich komme auf die Bauten zurück. Die patriotische Gesellschaft hatte für den Plan zum Neubau ihres Gesellschaftshauses eine Concurrenz ausgeschrieben, in Folge deren dem Publikum neunzehn Plane gezeigt wurden. Drei davon wurden gekrönt; der erste von Theodor Bülau mit 100 Dukaten, zwei andere mit 60 und 40 Dukaten. Man wollte die Art der Entscheidung nicht allgemein billigen. — Die Tonhalle, gegründet durch Groß, den Stifter des Volksgesangvereins, ward dieser Tage gerichtet, bei welcher Feier die Mauerleute vom obersten Gerüst herabglitten, ohne Schaden zu nehmen. Sie wird ein stattlicher Palast. — Mehrere großartige Gasthäuser sind aus ihrem Schutte glanzvoller erstanden, und mit Macht streben die Concurrenten, ihnen nachzukommen. An prächtigen Privathäusern wird ein Ueberfluß, an Wohnungen für Unbemittelte ein großer Mangel entstehen; Alles strebt nach Pracht und Höhe, um für die großen Grundkosten entsprechende Miethen zu gewinnen. Die Eleganz der Wohnungen und Läden ist demzufolge enorm gestiegen, und dieß bedingt wiederum einen für die Mittel von Vielen unverhältnißmäßigen Luxus. — Auch bei den Staatsbauten wird viel Geld aufgewendet; aber mit größerem Rechte, da hier die erste Anlage Alles ist. Mehrere schöne und starke Brücken sind im Bau, eine Menge Straßen werden hergestellt, und wenn noch zwei Jahre mit diesem Nachdruck fortgefahren wird, so ist nur noch an der Pracht der Neuheit zu sehen, daß Hamburg abgebrannt war. Nicht allein auf den abgebrannten Stadttheil beschränkt sich die Bauthätigkeit; die Vorstädte, namentlich St. Georg, dehnen sich mit immer neuen Häuserreihen aus und bilden für sich nicht unbeträchtliche Städte. Die Landstraßen nach den Nachbarorten, wie Wandsbeck, Hamm, Eimsbüttel, Eppendorf, werden zu beiden Seiten mit Häusern fast dicht an dicht bebaut, und doch ist noch immer mehr Bevölkerung als Wohnungsgelegenheit vorhanden. An dem einzigen Sonntage vor Pfingsten wurden gegen hundert Paare aufgeboten, unter diesen, wie unter denen, die wöchentlich zum Bürgerwerden sich melden, eine bedeutende Zahl Fremder.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 26.

Mittwoch, 3. Juli 1844.

Neue elegante Taschen-Ausgaben.

[283] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

J. Ch. Freiherr von Zedlitz.

Dritte Auflage.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Die „Todtenkränze" erscheinen in dieser Ausgabe nunmehr zum achtenmale abgedruckt.

Die Frithiofs-Sage

von

Esaias Tegnér,

Bischof von Weriö.

Aus dem Schwedischen übersetzt von

Amalie von Helwig,

gebornen Freiin von Imhoff.

Unveränderter Abdruck.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Diese hübschen Ausgaben reihen sich an die in gleichem Format und gleicher Ausstattung bereits erschienenen Editionen von Goethe's Faust, Hermann und Dorothea, Egmont, Schillers Tell, Wallenstein und den Gedichten von Goethe, Schiller, Lenau, Uhland, Freiligrath, Hölderlin und Platen.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[294]

Schillers Leben.

Aus Gelegenheit mehrerer angekündigter Lebensbeschreibungen Schillers erlaubt sich die Unterzeichnete auf nachstehendes in ihrem Verlag erschienene Werk wiederholt aufmerksam zu machen:

Schillers Leben,

verfaßt aus

Erinnerungen der Familie,

seinen eigenen Briefen

und

Nachrichten seines Freundes Körner.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Diese Nachrichten von Schillers Leben sind aus dem Nachlasse seiner Wittwe geschöpft, in welchem sich viele Notizen über dasselbe, meistens Erinnerungen aus Gesprächen mit ihm, welche sie selbst in ein Ganzes zu fassen gedachte, vorfanden. Diese Nachklänge der Liebe, Erinnerungen aus Schillers Jugendzeit, von seiner ältern

Schwester mitgetheilt, und die Nachrichten seines vertrautesten Jugendfreundes, lieferten manche Züge zur Vollendung der Darstellung eines Lebens, daß der Welt lieb und wichtig geworden ist.

Das deutsche Publikum, an dessen Herz sich seine Jugend warf, und das sein Vertrauen so schön rechtfertigte, wird auch diese Schillers Andenken gewidmeten Blätter mit Liebe aufnehmen. Die Eintheilung derselben zerfällt in folgende Abschnitte:

1) Eltern, Kindheit, Studien, Jugend. 2) Aufenthalt in Mannheim, in der Umgegend und in Bauerbach. 3) Rückkehr nach Mannheim. 4) Leipzig, Dresden, Weimar. 5) Neigung. Rudolstadt. 6) Rückkehr nach Weimar vom Spätjahr 1788 bis zum Frühling 1789. 7) Anstellung in Jena. Verheirathung. 8) Häusliches Leben. Krankheit. Reise nach Schwaben. 9) Rückkehr nach Jena. Die Horen. Verbindung mit Goethe. 10) Erste Vorstellung des Wallenstein, Aufenthalt in Weimar. 11) Letzte Lebensjahre und Tod. 12) Allgemeines über Schillers Charakter und Persönlichkeit.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[384]

Verkauf von einzelnen Schriften
aus
J. G. von Herder's sämmtlichen Werken

in Octav auf Druckpapier. Preis eines jeden Bandes 48 kr. oder 12 gGr.

Von J. G. von Herder's sämmtlichen Werken in Octav besitzen wir noch Vorrath von einzelnen Schriften aus den 3 Abtheilungen: **Religion und Theologie, Literatur und Kunst** und **Philosophie und Geschichte**, welche die vielen Verehrer des Verfassers, zu einem äußerst billigen Preis von 48 kr. rhein. oder 12 gGr. per Band, durch alle Sortiments-Buchhandlungen beziehen können.

Diese Schriften sind folgende: Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. 2 Bände. — Drei Abhandlungen: I. Salomon's hohes Lied. II. Ueber den Inhalt, die Art und den Zweck dieses Buchs in der Bibel. III. Von Uebersetzungen desselben, insonderheit Einer in alten Minneliedern. — Zwei Abhandlungen: I. Erläuterungen zum neuen Testament aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle. II. Briefe zweener Brüder Jesu in unserm Kanon. — Briefe über das Studium der Theologie. 2 Thle. — Christliche Schriften. 2 Bände. — Dramatische Stücke und Dichtungen. — Abhandlungen und Briefe über schöne Literatur und Kunst. — Stimmen der Völker in Liedern. — Blumenlese aus morgenländischen Dichtern. — Schriften zur griechischen Literatur. — Zwei Abhandlungen: I. Zur römischen Literatur. II. Antiquarische Aufsätze. — Früchte aus den sogenannten goldenen Zeiten des 18ten Jahrhunderts. — Nachlese zur schönen Literatur und Kunst. — Terpsichore. — Postscenien zur Geschichte der Menschheit. — Seele und Gott. — Adrastea, Begebenheiten und Charaktere des 18ten Jahrhunderts und Briefe zur Beförderung der Humanität. 3 Bde. — Sophron, gesammelte Schulreden. — Nachlese historischer Schriften. — Kalligone. — Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfr. von Herders. 2 Thle.

Außerdem sind noch zu haben:

J. G. von Herder's sämmtliche Werke in Taschen-Format. 60 Bändchen. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Ebendieselbe einzeln:

I. Religion und Theologie. 18 Bdchn. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gGr.
II. Literatur und Kunst. 20 Bdchn. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gGr.
III. Philosophie und Geschichte. 22 Bdchn. Preis 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gGr.

Einzelne Bändchen aus diesen Abtheilungen werden für 24 kr. oder 6 gGr. abgegeben.

J. G. von Herder. Ausgewählte Werke. Ausgabe in Einem Bande mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift, in vier Lieferungen à 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die bereits erschienenen drei ersten Lieferungen sind in allen Buchhandlungen zu haben.

— — **Der Cid.** Nach spanischen Romanzen. Neue unveränderte Ausgabe. 16°. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

— — — — Illustrirte Ausgabe mit 70 Holzschnitten, nach Zeichnungen von E. Neureuther. 2te Auflage. Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

— — **Gedichte.** Herausgegeben von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

— — **christliche Reden und Homilien.** Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

— — **Sophron.** Gesammelte Schulreden. Herausgegeben von J. G. Müller. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

M. Caroline von Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herders. Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Humanität, deren Einfluß auf das Urtheil der Aerzte sich in der jüngsten Zeit mit Hintansetzung der bekannten wissenschaftlichen Lehrsätze und mit Uebung dialektischer Fertigkeit auf eine Weise geltend zu machen gesucht, die den ganzen ärztlichen Stand in Mißkredit setzen, und alle seine Gutachten verdächtigen muß. Diesen wichtigen Gegenstand erörtert er, von allen Seiten beleuchtend, auf interessante Weise mit der ihm zu Gebote stehenden Beredtsamkeit und Gründlichkeit in dem ersten Aufsatze „über die Advocatur der Aerzte."

Der zweite Aufsatz „über den Beweis der Vergiftung" soll uns darthun, daß wenn vollkommen überzeugende Gründe vorhanden sind, die eine hinreichende Gewißheit einer Vergiftung constatiren, die sinnliche Anschauung der äußern Thatsache, d. h. die Gewißheit der Beibringung der Giftes unnöthig ist. Die 4 hier mitgetheilten Fälle sind sehr instruktiv, namentlich zeichnet sich das erste Gutachten durch Gründlichkeit und Vollständigkeit aus. Um die Frage zu erörtern, ob Mord oder Selbstmord an einem Tode schuld sind, sind 3 gut erzählte Fälle mitgetheilt. Am ausführlichsten wird zuletzt die Untersuchung der nähern Bestimmung der Tödtlichkeit einer Verletzung abgehandelt, und der Herr Verfasser sucht das bisherige Chaos, welches in dieser Hinsicht fast in allen Handbüchern der gerichtlichen Arzneikunde über dieses Kapitel herrscht, durch genaue Eintheilung und deutsche Ordnung zu lichten. Folgendes Schema stellt er für die methodische Untersuchung der Tödtlichkeit der Verletzungen auf, und belegt jede einzelne Abtheilung mit interessanten Datis:

A. Tödtliche Verletzungen,
 I. Nothwendige Tödtlichkeit,
  1) Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit,
  2) Bedingt
   a. Ueberhaupt bedingt
   b. Durch Individualität bedingt.
 II. Zufällige Tödtlichkeit,
  1) Negativ zufällige Tödtlichkeit,
  2) Positiv
B. Nicht tödtliche Verletzungen."

Nach dem, was vorstehend über diese Schrift mitgetheilt, glaubt Ref. die Begier zur näheren Kenntniß derselben bei den Medicinalbeamten angeregt zu haben und hofft, daß Keiner die Anerkennung, welche das Werk gefunden, ungerecht finden wird."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[297] Für Leihbibliotheken und Lesevereine.

In Unterzeichnetem sind erschienen:

Gesammelte Erzählungen

von der

Verfasserin der Bilder des Lebens.

Erster Band.

35 Bogen.

8. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Inhalt:

Dürftigkeit und Ueberfluß, in zwei Doppelschilderungen. — Die Nacht im Jaragebirge. — Paul und Josephine, oder die Schmuggler vom Jura. — Der schweizerische Pflanzer am Ohio.

Statt aller Empfehlung erlauben wir uns hier die in Nro. 34, Jahrg. 1840, der Blätter für Literatur und bildende Kunst stehende Beurtheilung anzuführen: „Der tiefe Sinn, das reine Gemüth, der edle Geist, welcher in den Bildern des Lebens waltet, deren Werth wir auch in diesen Blättern beurkundet haben, findet sich auch in diesen gesammelten Erzählungen wieder. Sie zeichnen sich durch Innigkeit sowohl als durch Klarheit, vor allem aber durch ein echt religiöses und rein sittliches Gefühl vor so vielen Tageserscheinungen aus, welche nur zu blenden, nicht zu erhellen, nur die Zeit zu verflüchtigen, nicht das Gemüth zu erheben suchen. Und darum eignen sie sich auch namentlich vor vielen andern ähnlichen Schriften zur Lektüre für Jungfrauen und Frauen, deren Sinn unverdorben, und deren Geist auf das Höhere und einzig Wahre im Menschenleben gerichtet ist. Sie sind dabei eben so fern von jeder pedantischen Trockenheit und von zelotischer Eiferung, sondern die lebenvollste Liebe spiegelt sich in ihnen anmuthig und mit den wärmsten Farben in allen Strahlenbrechungen ihrer innigsten Empfindungen. Nur steht jedes Gemeine fern, und alles trägt den Stempel eines Seelenadels, der seines innern Werthes sich bewußt, doch von der liebenswürdigsten Demuth durchdrungen ist. Unsre Leserinnen besonders werden mit uns übereinstimmen, wenn sie diese Erzählungen in Geist und Herz werden aufgenommen haben."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen können bezogen werden:

Systematische

Classification und Beschreibung

der

Kirschensorten.

Von

Freiherrn von Truchseß.

Herausgegeben von F. T. Heim.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr.

Ueber

Schafwaide-Ablösungen

und deren Einfluß auf die Kultur des bisher waidebelasteten Grundeigenthums

auf

Schafzucht und Wollproduktion

in national- und privatwirthschaftlicher Beziehung.

Zwei gekrönte Abhandlungen

von

Amtsrath A. Karbe und Domänenrath C. Knaus.

8. in Umschl. broch. Preis 30 kr. oder 9 Gr.

A. W. Pabst,

K. W. Oekonomierath.

Beiträge

zur

höhern Schafzucht

mit besonderer Rücksicht auf die Produktion der hochfeinen Wolle im Königreich Würtemberg und den angrenzenden Staaten. gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr. od. 18 Gr.

Lasteyrie (Grafen v.),

Sammlung von Maschinen, Instrumenten, Geräthschaften, Gebäuden, Apparaten u. s. w. für ländliche, häusliche und industrielle Oekonomie. Nach Zeichnungen, die in verschiedenen Gegenden Europens aufgenommen wurden.

Aus dem Französischen übersetzt.

Zwei Bände in 20 Heften. gr. 4. Preis 24 fl. oder 13 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 4. Juli 1844.

Arm ist das Volk und trägt sein sauer Erworbnes in's Lotto;
Um zu bezahlen ein Loos darben sie Wochen hindurch.
Zettel an Ecken und Säulen, geschmückt mit gigantischen Zahlen,
Schmeicheln dem lüsternen Aug', locken den dürftigen Mann.

Distichen aus Italien.

Das Lotto.

(Fortsetzung.)

Fänden die Staaten, welche das Lotto erlauben, eine sehr einträgliche Finanzquelle in demselben, so könnte man, von dem ökonomischen Standpunkte aus, wenigstens eine Art Entschuldigung für die Zulassung finden. Aber dieß ist nicht einmal der Fall. Denn die Kosten der Administration sind so unverhältnißmäßig hoch, daß ein großer Theil der Einnahme wieder verloren geht, und es beinahe aussieht, als nehme man der Masse der Bewohner das Geld aus der Tasche, um einige hundert Beamte, deren Geschäft im Listenmachen besteht, damit zu füttern. Im Kirchenstaat, wo die Spielwuth grassirt wie in den Sumpfgegenden das Wechselfieber, soll die Nettoeinnahme vom Lotto nicht 300,000 Scudi (450,000 Rthlr.) übersteigen; die Bruttoeinnahme beläuft sich auf 900,000 Scudi, wovon zwei Drittel auf die Gewinne und die Administrationskosten kommen. Und für diese miserabeln 300,000 Scudi erlaubt man ein so demoralisirendes Spiel! In Toskana wird die Nettoeinnahme auf durchschnittlich kaum 1,120,000 Lire (265,272 Rthlr.) angeschlagen. So wie einmal die Sachen stehen, und bei der Vorliebe des Volkes für das Lotto, des täglich zu Tage liegenden Ruins ungeachtet — einer Vorliebe, welcher die Zahl der Ziehungstage viel zu gering erscheint — würde es nicht ganz leicht seyn, den durch die Abschaffung desselben entstehenden Ausfall der Einnahme zu decken, indeß würde sich wohl ein Mittel dafür finden.

Die Lottodirektion zu Florenz steht mit der römischen in Korrespondenz, und es wird abwechselnd hier und dort gezogen. Aber auch in den toskanischen Städten Livorno und Siena finden Ziehungen statt, wie ehemals in Pisa. Durch Staffetten werden dann die Gewinnnummern der Generaldirektion in der Hauptstadt gemeldet, welche unmittelbar unter dem Finanzminister steht. Das Kapital der Lottobank beträgt für jede Ziehung 300,000 Scudi, so nämlich, daß, wie man es nennt, jede der fünf Gewinnnummern mit 60,000 Scudi dotirt ist. Die Art und Weise des Spiels ist zu verwickelt, als daß es möglich wäre, sie in der Kürze zu beschreiben. Es werden einzelne Nummern gespielt, Nummern in bestimmter Reihe, Amben und Ternen, Ternen ohne Amben (terno secco), und was der Nüancen und Chicanen sonst noch ist. Der geringste Einsatz für drei Nummern ist ein halber Paul (gegen zwei Ngr.), bei welchem der Gewinn für die Ambe 24 Paoli (etwas über $3\frac{1}{2}$ Rthlr.), für die Terne 96 Scudi (144 Rthlr.) beträgt. Beim Einsatz eines Pauls kann man, wenn man auf den Terno secco spielt, 560 Scudi (840 Rthlr.)

gewinnen. Wie hoch man spielen kann, ist nicht ganz leicht zu sagen. Die Summen sind zwar beschränkt, da aber Manche den Ausweg benützen, an verschiedenen Orten und bei verschiedenen Einnehmern zu spielen, so ist eine eigentliche Controle nicht gut möglich. Sind die Listen geschlossen, so wird eine allgemeine Berechnung gemacht, und findet man, was wohl vorkommt, daß die Summe das Bankkapital übersteigt, so werden Reduktionen vorgenommen wie beim Ziehen der Eisenbahnaktien. Man nennt diese Operation das chindero dal banco, und es ist schon vorgekommen, daß statt eines Gewinnes von tausend Scudi nur ein Zehntheil und weniger ausgezahlt worden ist. Namentlich wird dieß Verfahren nöthig, wenn gleichsam die ganze Bevölkerung sich in einer Art von Taumel auf einzelne Nummern wirft. Diese sogenannten Glücksnummern sind verschieden, bald sind sie durch besondere Ereignisse veranlaßt, die des Volkes Aufmerksamkeit auf irgend eine Zahl richten; oft sind es die zulezt herausgekommenen, die man von Neuem als Anfang und Ende neuer Einsätze zu spielen pflegt, oder aber es sind obstinate Nummern, wovon noch die Rede seyn wird.

In einer Handelsrepublik, in Genua, entstand das Lotto. Man sagt, der Ursprung desselben schreibe sich her von den Wetten bei den Magistratswahlen: man wollte nämlich errathen, welche Namen von Senatoren aus den Beuteln gezogen werden würden. Aus diesen Wetten entstand allmählig das Spiel, welches aus neunzig Nummern besteht, von denen fünf gezogen werden und worunter man, wie gesagt, nach beliebiger Wahl und mit beliebigen Summen, die indeß unter einem bestimmten Satz bleiben müssen, einzelne Nummern, Amben, Ternen, Quaternen u. s. w. besetzen kann. Man spielte Anfangs in Genua allein, auch von andern Städten aus durch Korrespondenz; das Beispiel aber war zu lockend, um die Nachbarn nicht anzustecken. In den meisten Hauptstädten Italiens wurden Lottobanken errichtet. — In Venedig bestand das Spiel schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, und es wurde damals in dem Dominikanerkloster St. Giovanni e Paolo gezogen. Die Mönche waren dagegen, und als z. B. am 28sten Februar 1522 ein Lotto von 6000 Dukaten Werth gespielt werden sollte, hielt am Morgen der Prediger der Kirche eine Rede und zeigte, wie dieß Spiel unerlaubt sey und Niemand daran Theil nehmen sollte; die Republik nöthigte sie aber doch, ihr Kloster dazu herzugeben, der geräumigen Lokalität wegen. Aus den Diarien des venezianischen Chronisten Marin Sanuto wissen wir, daß ein gewisser Zuan (Giovanni) Manenti der Unternehmer war und drei Prozent Gewinn daraus zog. — In Rom wurde das Spiel Anfangs durch ein päbstliches Edikt verboten, nachher erlaubt. In Florenz erließ der Großherzog Cosmus III. von Medici im Jahr 1696 das erste Verbot gegen das Lotto. Dieses Verbot wurde vom Großherzoge Johann Gasto, dem lezten des Medizeischen Hauses, in den Jahren 1724 und 1732 erneuert. Die Worte, mittelst welcher das im leztgenannten Jahre stattfand, mögen hier eine Stelle finden: „Das Lottospiel, welches gewöhnlich das Genuesische oder das des Seminars genannt wird, und in Nachahmung des erstgenannten in vielen andern Staaten und Städten sich verbreitet hat, namentlich in Rom, Venedig, Neapel und Mailand, hat sich auch nach Florenz und in andere Städte der von Sr. Königl. Hoheit beherrschten Länder eingeschlichen und zu vielen öffentlichen wie einzelner Individuen Verlusten und Nachtheil Anlaß gegeben. Denn abgesehen davon, daß vieles Geld auf diesem Wege dem Lande entzogen wird, verführt dieß Spiel auch die, welche ihm sich hingeben, zu schlechten Sitten und liederlichem Wandel, indem sie, um das Geld aufzubringen, welches sie auf's Lotto setzen wollen, die Gottesfurcht und weltliche Ehre, zwei Hauptstützen der Ehrbarkeit und der allgemeinen wie persönlichen Wohlfahrt vergessen, ihre Familien verlassen und des nothdürftigsten Unterhalts berauben, die Ehrbarkeit ihrer Frauen verhandeln, Betrug, Fälschung, Diebstahl und andere Schlechtigkeit begehen, ja, im Wahn den Gewinn zu sichern, zu verderblichem Aberglauben und schauderhaftem Sacrilegium sich hinreißen lassen." In Betracht dieser Uebelstände wurde das Spiel von Neuem untersagt und jeder Billetverkäufer mit einer Geldstrafe von zweitausend Scudi und einigen Jahren Galeere in den Kauf, bedroht.

(Fortsetzung folgt.)

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Fortsetzung.)

Wer nur eine Zeitlang recht fest an sich glaubt, der erweckt in Deutschland auch Glauben an sich. Und die fromme Menschenliebe mit weiser Salbung trieb das ziemlich weit damals. Lavater wirkte mit seinen physiognomischen Offenbarungen auf die Kreise seiner Freunde, die sich immer weiter zogen. Wenn er bei stillem Wetter einen Stein in's Wasser warf, so spürten gewisse Leute selbst in den äußersten Winkeln Deutschlands eine leise Bewegung, obschon der ganze See derselbe blieb. Diese physiognomischen Abhandlungen erschienen erst später mit Bildern von Chodowiecki im Druck; damals liefen sie in Abschriften um, wie man auch die Briefe seiner Freunde in unzähligen Copien damals vertheilte. Es

war eine geschriebene Literatur, mit welcher die Loge der erleuchteten Brüder in jener harmlosen Zeit wirkte.

Lavater sammelte seit lange die Schattenrisse bekannter Personen. Sein lauschendes Wesen hatte ihn von früh zur Menschenkenntniß befähigt, es führte ihn zum Studium ihrer äußern Erscheinung, zur Erklärung der Linien ihres Profils. Mit seinem Briefwechsel zog er die ganze lebende Welt, so weit sie sich damals aus den vier Pfählen des Familienlebens heraus arbeitete, in den Zauberbann seiner Lehre. Er deutete Jedem sein geheimes Naturell, und indem er Allen schmeichelte, beherrschte er Alle, hatte sie mit seinem Commentar in seiner Hand. Seine fromme Beschaulichkeit war auch oft kühn und entdeckte mitunter mehr als der gewandte Blick des behutsamen Weltmanns. Er wußte Jeden, auch die miserabelste Kreatur, aus Christenliebe an das Universum Gottes, an den großen Geist der Geister anzuknüpfen und seine Orakelsprüche über Nasenwurzel und Grübchen im Kinn hatten Wirkungen, wie selten eine Prophetin, die uns das Schicksal der Völker verkündet. Fürsten waren entzückt, daß man ihnen endlich Mittel an die Hand gab, ihre Umgebung kennen zu lernen, der Bösewicht mußte nun zittern, denn man entlarvte ihn, und die Unschuld vor Gericht konnte dreist ihr Haupt erheben. Lavatersche Empfehlungsbriefe mit einer Silhouette waren der beste Geleitsschein, die Physiognomie schien der Stein der Weisen zu seyn, den man nun doch noch aufgefunden; und war die Gesichterkunde so allgemein, so schien mein Großvater mit seinem Drang zum Wissen entschuldigt, wenn er bei all dem hellen Verstande, den er besaß, auch die Thorheiten seines Zeitalters theilte.

Der Respekt vor dem gewaltigen Menschenkenner, der sich einen „Seher in Gott" nannte, machte den alten Herrn etwas kleinlaut. Um so behaglicher war der Strom der Rede, der sich von Sanct Lavatus Lippen anmuthig erging.

Es war gegen Abend, als wir den ersten Besuch machten. Mit der Dämmerung trat die Frau Pfarrerin Ehrwürden mit zwei Kindern in's Zimmer, da die Suppe wartete. Lavater stellte seine werthe Ehehälfte vor. „Wenn ich in dieser meiner Welt das A und das O bin," sagte er, seine Frau bei der Hand fassend, „so ist sie, mit Ew. Erlaucht Erlaubniß, das J im Alphabet. Und diese gottgefällige Kleinigkeit hier das Düpflein drauf!" Er zog ein kurzes, rundes Mädchen, das sich hinter den Rock der Frau Pastorin flüchtete, beim Krauskopf hervor und präsentirte das Kind recht delikat.

Der Großvater streichelte der Kleinen das Haar. Ein schämiger Schweizerbub, der sich an der Wand fortdrückte, lachte täppisch drein. „Gehört wohl auch dazu," meinte Erlaucht, „damit das Vokalregister voll wird? Ist vielleicht das E im Alphabet?" Der Junge grins'te. Zwischen Nase und Lippe saß ihm dick und leuchtend ein Unaussprechliches. Wie die Frau Pfarrerin erschreckt mit dem Tuche darnach fuhr, riß sich der Bursche los und stürzte bald gewischt zur Thür hinaus. „Eiel!" rief ihm der sonst sanfte Lavater nach. „Nun, da haben wir das richtige E in der Familie!" lachte der Großvater. — „Ja, und das U ist noch draußen, der Uli, ein roher Kuckuck!" sagte Ehrn Lavater. Mit A, E, J, O, U empfahl er sich sammt und sonders zu Gnaden. Die Frau Pastorin entschuldigte noch, als wir aufbrachen, die schlechte Verfassung, in der sie sich mit ihren Kleinen produzirt.

„Ei, liebe, werthe Frau," sagte der Großvater wohlwollend, „wir sind ja hier im Lande der Idylle! Und so ein Schmutznäschen, wie der Bursche aufzuweisen hat, ist mir lieber als die Idyllen eures weisen Salomon." — „Unser Geßner!" sagte Lavater erschrocken, aber lächelte doch devot. Dieser ganz zufällige Scherz auf den sanften, arkadischen Schäfer in Zürich war Grund genug für Lavater, uns diesen seinen Freund zu verheimlichen. Er führte uns in den nächsten Tagen einige seiner Anbeter zu, aber den stillen Landschaftsmaler Salomon Geßner brachte er nicht mit. Entweder hatte er nicht den Muth, ihn zu vertreten, oder er mochte ihn nicht preisgeben.

Am andern Morgen langte eine Deputation des hohen Rathes vor dem braunen Bären an, mit dem unterthänigsten Gesuch, dem regierenden Reichsgrafen Erlaucht aufwarten zu dürfen. Aber Großvater, der einmal in seiner Incognitolaune schwelgte, schickte seinen Sekretär hinunter und ließ vermelden, der Reichsgraf wäre zu Hause geblieben, es müßt' ein Irrthum seyn, der Herr von Tiefenthal würde dem hohen Rathe selber erst seinen Besuch machen. An Lavater schrieb er einige Zeilen des gemüthlichen Vorwurfs, ihn verrathen zu haben. Er sey um weit wichtigere Dinge gekommen, als sich mit dem hohen Rath zu becomplimentiren, und bat ihn auf den Abend freundschaftlich zu sich, er habe viel mit ihm zu verarbeiten, namentlich über Unsterblichkeit, über Tod und Teufel.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Rigi, Juni.

(Fortsetzung.)

Ein Aufenthalt im kalten Bad.

Als nach zwei Tagen der Regen zu fallen aufgehört hatte, strichen erst dichte, feuchte, schwere Nebel um uns her, so daß wir kaum die triefenden Tannen gewahr werden konnten. Dann kamen die Winde brausend daher gefahren

und trieben und drängten die Nebel, daß sie in riesenhaften Gebilden hin und her wogten, oder sich mit Sturmeseile, wüthenden Heeren gleich, verfolgten. Wie der Wind sich legte, ballten sich die Nebel dichter und dichter zusammen und bildeten endlich ein Wolkenmeer, das mit schweren, schwarzen, Pulverdampf ähnlichen Wolken langsam zu unsern Füßen hinzog, während wir, wie von einer hohen Insel herab, dem wunderbaren Schauspiele folgten. Gegen Mittag drangen einzelne Sonnenblicke aus dem grauen Himmel hervor, die Wolken trieben abwärts und Windstöße kamen und zerrißen die grauen Massen, so daß wir bald da, bald dort grüne Gelände und lichtblaue Seen und lachende Dörfer durch die Wolkenöffnungen hinausgrüßen und dann wieder verschwinden sahen. Allmählig wurden die Lücken weiter, und als endlich die Sonne siegend hervorbrach, erlag auch das zerrissene Wolkennetz der Macht des Windes, und Berge, Thäler, Seen, Flüsse traten entschleiert und in frischer Schöne hervor, bis die Schöpfungsscene vollendet war und wir weit hinausblicken konnten in die grünenden Lande, oder hinauf zu den stolzen, eisgekrönten, im Abendlicht schimmernden Hochalpen.

Und nun gehe ich zu meiner Tagesordnung über, damit Sie sehen mögen, wie uns hier oben, wo Alles zum dolce far niente stimmt, und schon die ruhige Betrachtung, das bloße Daseyn zum Genusse wird, die Stunden entfliehen. Gewöhnlich weckt mich das Läuten der Heerdenglocken schon ehe der Tag zu grauen beginnt. Schnell werfe ich mich in warme Kleider und trete an's offene Fenster, oder bei mildem Wetter auf die Terrasse hinaus. Nun ertönt von der Kapelle her stärkeres Läuten; es ladet die Alpenbewohner ein, den herannahenden Tag mit Gebet zu begrüßen. Alles wird still; selbst das Geläute der weidenden Kühe und Ziegen, die aufwärts blickend dem Ton der Glocke lauschen, verstummt; nur das Plätschern des nahen Brunnquells ist noch hörbar. Ein feierlicher Augenblick! Jetzt wird es heller und blitzend erglühen die höchsten Spitzen der Alpen im ersten Sonnenstrahl; nun wird die Gluth zum Feuer, das sie entzündet, nun stehen sie im vollsten Morgengolde da, und der junge Tag verbreitet Glanz und Anmuth und Heiterkeit über die Bergwelt und über die zu ihren Füßen schlummernden Thäler. Wie herrlich prangen im hellen Silberkleid die Riesen des Berneroberlandes, wie scharf und fest treten Wetter- und Schreckhörner mit ihren Eishelmen hinter den frühlingsgrünen Vorbergen hervor! Jetzt wird es auch auf dem Rigi lebendig. Fernher erschallt in abgebrochenen Sätzen der dumpfe Ton des Alphorns; von allen Seiten steigt der Kuhreigen empor, vermischt mit dem Rufe der Hirten, welche die Heerden zum Melken herbeilocken. Auf der Terrasse des kalten Bades steht an den Gatter gelehnt der Ziegenhirte, Salz aus seiner Tasche holend. „Chemid, chemid weidli, weidli, mini liebi Gaißli, chemid, chemid weidli, chemid!" ruft er, und im Hui kommen die Ziegen von den Felsen und Flühen herunter, zwischen Tannen hindurch, über Wiesenhänge und bemooste Blöcke einander jagend und übereilend, im vollsten Laufe hergesprungen; ehe man sich's versieht, drängen sie sich um den Hirten, die leckere Nahrung zu empfangen. Nun werden sie gemolken, und da erscheinen denn auch die Gäste, welche die schäumende, würzige Milch kurgemäß trinken; die Damen, keineswegs idyllischen Anblicks, vielmehr etwas hexenartig aussehend in den weiten Mänteln und übergeschlagenen Kapuzen, oder zuweilen, grotesk genug, in weiße wollene Bettdecken gehüllt, wenn der Mantel, im Vertrauen auf die Sommerhitze, zu Hause gelassen worden war. Gegen acht Uhr wird das mit Sehnsucht erwartete Frühstück, bei welchem treffliche, rahmgleiche Milch, frische süße Butter und Honig nie fehlen, im heitern Speisesaal servirt, und nun folgen Spaziergänge, meist zum nahen K ä n z e l i, einem Felsenvorsprung, von dem aus man, wie von einer Warte, hinunterblickt in das grüne Land von Unterwalden, auf den vielarmigen, bergumkränzten See der Waldstädte, nach dem freundlichen Luzern mit seinen Ringmauern und spitzen Thürmen, oder aufwärts zu den hehren Gletscherfirnen. Es ist dieß einer der anziehendsten Punkte auf dem Rigi, mit einer geräumigen, luftigen, mit Tischen und Bänken versehenen Hütte überbaut. Da wird geplaudert, gearbeitet, gelesen, das Fernrohr zu Exkursionen und Beobachtungen überall hingewendet, bis die steigende Sonne mahnt, schattigere Stellen aufzusuchen. Nun eilen die Einen auf ihre Zimmer, Andere lassen sich unter den hochstämmigen Tannen nieder, die als lezte Zeugen der scheidenden Baumwelt mit ihren breiten, weit hernieder hängenden, dunkeln Aesten recht ernst aus der blauen Luft hervortreten. Dichtern Schatten und stete Kühlung gewährt die nahe beim Kurhaus gelegene, massenhaft aufgethürmte Felsengruppe, in deren Schutze die Kapelle der heiligen Maria zum kalten Bad sich erhebt und die Labung und Heil bringende kalte Quelle hervorsprudelt. Um halb ein Uhr ruft die helltönende Glocke zum Essen, das einfacher als in vielen andern Bädern, aber dennoch mehr als genügend und meistens sehr gut zubereitet ist.* Nach Tisch brachte ich gewöhnlich einige Stunden auf meinem Zimmer zu, mir besonders werth durch die Erinnerung an einen theuern Freund, der es vor einigen Jahren bewohnt hat und der, wenn er diese Blätter am Fuße des Epomeo, im Schatten des eigenen Oelbaumes liest, mit dem Gruße der Freundschaft und den Empfindungen aus jener Zeit auch manches schöne Bild wieder finden wird. Mein Fenster bildet nun für mich, wie einst für ihn, den Rahmen zum prachtvollsten Gemälde. Im Hintergrund der Kranz der Hochalpen vom Scheerhorn bis zum Titlis, näher die Urnerberge, zu ihren Füßen ihr Spiegel, der blaue Alpnachersee, von Kapellen, Meyerhöfen und Dörfern malerisch umlagert. Wieder näher, zwei kolossalen Koulissen gleich, rechts der düstere Bürgen, links Höhen des Rigiberges — der Viznauerstock und der Dossen — und durch die Oeffnung der Koulissen der Viznauergolf mit seinen tiefblauen Fluthen, und auf sie hingewirkt das nahe Tannenwäldchen, aus dessen Wipfel das lachende Viznau traulich hervorlauscht. Kleine Nebel schweben oft geisterartig über die klaren Seeflächen hin, oder ruhen regungslos auf den Gipfeln oder in den Falten des Gebirgs. Wenn ich von meinem Buche aufblicke in diese zauberische Welt hinaus, so ist mir oft, ich träume, oder die Fee Morgana zeige mir in ihrem Spiegel nie gekannte, ferne Paradiese.

(Schluß folgt.)

* Wer nur die Luftkur braucht, wird für das Zimmer, Mittags- und Nachtessen, Frühstück und Abendbrod nebst der Bedienung höchstens 5 franz. Francs im Tag auszulegen haben, was gewiß sehr wenig ist, wenn man die kurze Dauer der Saison und die Schwierigkeit der Herbeischaffung aller Bedürfnisse in Betracht zieht. Kuh- und Ziegenmilch, Molken, Bäder, auch der Gebrauch der Douche, welche nach ermüdenden Gängen so stärkend und erfrischend wirkt, werden besonders, doch sehr mäßig bezahlt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 5. Juli 1844.

Können Sie hoffen, daß jemals eine über alle Besorgniß des Irrthums erhabene, selbstständige Demonstration von der Unsterblichkeit der Seele möglich seyn? Und wäre es vielleicht nicht besser, wenn wir auf eine solche für ein und alle Mal Verzicht thäten? Gesezt auch, daß sich die Gewißheit unseres künftigen ewigen Lebens durch philosophische Schlüsse auf's Strengste demonstriren ließe, so würde das freilich eine unendlich wichtige Entdeckung seyn. Aber für Wen? Für Einen aus Millionen!

Lavater.

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Fortsetzung.)

Wie Sanct Lavatus in der Abendstunde kam, hatte er es doch nicht lassen können, einige Sorgfalt in seinem Erscheinen aufzuwenden; er kam in schwarzseidenen Strümpfen, ganz frisch toupirt und mit Pastoralbäffchen, die von der Bleiche seiner Hausfrau ein gut Zeugniß geben konnten. Er sah in der saubern, schmiegsamen Glätte seines Wesens wirklich schön aus. Die Lippen sprachen so wohlgefällig und das offene Auge verkündete so zuversichtlich Heil und Segen. Mann mit dem Mondstrahl im Gesichte! hat ihn einer seiner Anbeter damals angesungen.

Die Rede kam dießmal sofort auf den Punkt, um den es sich für uns handelte. Lavater hatte einen Hofmeister aus Genf vorgeschlagen. — „Hat er mit Rousseau Eine Wiege?" fragte der Großvater. — „Nicht das," war die Antwort. „Er ist ein Italiener, aber spricht ein feines Französisch und ist mit den Künsten der großen Welt vertraut. Er ist in Genua, so viel ich weiß, geboren, von katholischer Herkunft, aber in Genf zum reformirten Glauben übergetreten." — „So!" sagte der Großvater; „eine Merkwürdigkeit! Rousseau lief auch mit seinem Glauben hinüber und herüber, wechselte sein Bekenntniß, je nachdem ihm die Laune stand. Ist doch kein Schüler von Jean Jacques?" — „Besser das, als ein Schüler Voltaire's," schob Lavater ein. — „Freilich, freilich!" sagte der alte Herr; „eine Voltairesche Fratze mag ich nicht, aber den Emile laß' ich mir auch nicht in's Haus schleppen."

„Er ist ein feiner, stiller, kluger Kopf," sagte Lavater, „ein seltenes Sprachtalent, ein feiner Physiognom, ein Tiefblicker und doch kein Kopfhänger, ein Aufhorcher und Lauscher auf Gott." — „So? Aber nur kein Genie etwa?" meinte der Alte. — „Nein, dazu hat er nicht vollblütiges Leben genug. Sein Angesicht hat alle Merkmale eines gewaltigen innern Lebens, aber ihm fehlt der Geniehammerschlag auf der Stirn." — „Desto besser! Ich liebe die Genies, aber bloß zum Passeltang, ich halte sie mir wie Raritäten, mit denen ich nach Belieben umspringen kann. Dermalen hat das Genie seine Grenzstreitigkeiten mit der Tollheit immer noch nicht ausgeglichen."

Man vereinigte sich, den Signor Marotti erst gelegentlich und wie zufällig zu sehen und zu sprechen. „Er ist in Gesellschaft des Marchese Pellegrini, der hier seit einiger Zeit haust. Wenn Ew. Gnaden ein veritables Genie sehen wollen: der Marchese ist ein Kraftgenie, ein Blitzgenie ersten Ranges. Ich will Gelegenheit

nehmen, Sie zu der Gräfin Branconi zu führen, wo wir Beide finden werden. An dem Marchese können Ew. Gnaden die merkwürdigste Vultuosität und Superciliosität in Augenschein nehmen."

„Hör' Er, Herr Sohn," wandte sich Großvater an mich, „wie gibt Er die gelehrten Ausdrücke des Herrn Pfarrers auf gut Deutsch?" — „Antlitzlichkeit und Augenbräunlichkeit!" sagte ich schüchtern. — „Richtig!" lachte der alte Herr, und Beide klagten über die unbeholfene deutsche Sprache.

Wie sich Lavater empfehlen wollte, nahm ihn der Großvater noch traulich bei der Hand, ging mit ihm Arm in Arm im Zimmer herum und sagte endlich sehr ernst: „Herr Lavater, noch ein Wort! Lieber, Guter! können Sie mir die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, die persönliche Fortdauer nach dem Tode demonstriren?" — Lavater räusperte sich und rückte sein Bäffchen zurecht. „Ich will keine profanen Autoritäten, nicht Plato, nicht Cicero, ich will's aus dem Fond unseres eigenen Lebens nachgewiesen haben," sagte der Großvater. — „Halten zu Gnaden," rückte Herr Lavater heraus, „ich demonstrire überhaupt nichts." — „Hm!" sagte der alte Herr und nahm den Pfarrer wieder gemüthlich unter den Arm, ihn zu begütigen.

So wandelten sie ein paarmal im Saale auf und nieder, standen dann am Fenster still und sahen sich stumm, mit großen Blicken an. Es war rührend, wie Beide die Scheu hatten, sich über solche Materien zu streiten und ehrenwerther Weise doch nach einer Verständigung rangen. Großvater war sehr feierlich, obschon er mit Einwürfen zu lauern schien. Der Hüter des Christenthums konnte, das fühlte er wohl, nicht gut loskommen, ohne, wie man zu sagen pflegt, reinen Wein einzuschenken.

„Man müßte sich erst über die Grundbegriffe vereinigen!" sagte er noch ausweichend. „Unsterblich, persönlich, jenseits! das sind lauter vieldeutige Bezeichnungen. Ist doch schon der Begriff Seele etwas Vorausgesetztes." — „Freilich, freilich," sagte der Großvater, „nach den verruchten Franzosen ist Seele und Geist weiter nichts als eine Modifikation der Materie." — „Da haben wir's!" sagte Sanct Lavatus und schlug die Hände in einander. Jezt ward er warm. Er sagte: „Und was will Einer, wenn er von Unsterblichkeit spricht? Was verlangt er für sich? Die egoistische Fortdauer seiner selber, die Unauflöslichkeit seiner monadischen Existenz zu eigensüchtigen Zwecken, zum Zwecke des Selbstgenusses? O, ein Solcher muß erst sein liebes Ich abwerfen, wie ein schlecht Lumpenkleid, muß einen andern Adam anziehen und mit dem Apostel reden können: Nun aber lebe nicht ich in mir, sondern Christus der Herr! Fragt Einer, ob es ewige Fortdauer des Bewußtseyns mit dem Fortschritt der Erkenntniß, mit dem Wachsthum des innern Lebens gibt: O, dann steh' ich ihm wohl Rede und würde, hätt' ich alle Stimmen der Natur, alle Sprachen aller Wesen, die Zungen Himmels und der Erden in meiner Gewalt, mit einem Alles übertönenden Ja antworten. Für die Prüfereien des Verstandes ist selbst das Daseyn Gottes nicht ganz sicher. Aber für das Gemüth, das Liebe braucht, für die glaubensbedürftige Seele gibt es nicht bloß jenseits ein ewiges Leben, diese sind schon diesseits ewig, schon hienieden in ihrem Gefühl unsterblich. Ich bin die Auferstehung und das Leben, spricht der Herr. Wer an mich glaubet, ob er schon stürbe, so wird er doch leben und die ewige Seligkeit ernten!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Lotto.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1737 bestätigte der Großherzog Franz II., welcher so eben dem Medizeer nachgefolgt war, das Verbot. Zwei Jahre darauf, sagt ein Schriftsteller unserer Zeit, nannte man das Uebel Nothwendigkeit, die Galeere wurde in öffentliches Amt umgewandelt, die Geldstrafe in Gehalt, das Verderben mit seinen Unterabtheilungen von Betrug, Fälschung, Diebstahl, Sacrilegium, in eine Finanzspekulation. Das Lotto wurde förmlich eingeführt und gleich andern Zweigen des Einkommens in Pacht gegeben und ein an die Uffizien stoßendes Lokal der Administration angewiesen. Dort blieb sie, bis bei der im Jahr 1808 stattgefundenen Aufhebung der Klöster und Mönchsorden das schon genannte Vallombrosanerkloster S. Pancrazio, dessen Gründung in die ältesten Zeiten der Stadt hinaufreicht, ihr eingeräumt ward. Die erste öffentliche Ziehung aber fand 23. December 1739 statt, und seltsamerweise war die Nummer Ein die erste, welche gezogen wurde.

Leider besteht, wie gesagt, das Lotto noch in Toscana und im Kirchenstaat, im lombardisch-venetianischen Königreich und im Neapolitanischen, in beiden leztern indeß in geringerem Maße. In den sardinischen Staaten ist es neuerdings am meisten beschränkt, die Zahl der Einnehmer vermindert, die Ausstellung der Nummernlisten verboten und die völlige Abschaffung in Aussicht gestellt worden, während Traum- und Zauberbücher, die anderwärts selbst eine Art Censurfreiheit genießen, nicht mehr gedruckt noch eingeführt werden dürfen. Bücher dieser Art gehören in den Ländern, wo das Lotto gestattet ist, eben so sehr in's Haus wie der Kalender,

dem sie nicht selten angehängt sind, und werden auf's fleißigste studirt. Hat sich in der Familie oder in der Nachbarschaft irgend etwas ereignet, hat der Hund in der Nacht gebellt oder die Katze miaut, ist ein unerwarteter Gast angelangt oder die Milch sauer geworden, ist ein Bild von der Wand herabgefallen oder hat die Zeitung angezeigt, daß die Tscherkessen einen Sieg über ein russisches Corps davongetragen haben, träumt man von einer Landpartie, von Kindersegen, von einem wohlschmeckenden Gericht, von einem Kauf, namentlich aber von Nummern selbst: gleich muß das Traumbuch oder die Kabbala Auskunft geben. Die Nummern für Blut, Kinder, Reisen u. s. w. gehören zu den gesuchtesten. Da wird denn Alles kombinirt: natürlich hat Alles Nummern. Tag und Stunde, wo die Katze miaut, wird mit der Nummer, die den Namen Katze bezeichnet, und dem Hause, wo sie dieß gethan, zusammengestellt, der Stand des Ankommenden mit dem Fuhrwerk und dem Zweck des Besuches, und so fort Alles, was der Vorfall nur irgendwie an die Hand zu geben vermag. Kommt man selbst nicht zurecht mit der Erklärung, so werden Freunde oder Nachbarn konsultirt, oder eine Traumdeuterin und Sibylle, mit welcher Jahr aus Jahr ein Korrespondenz geführt wird. Man muß aber nicht denken, daß man sich auf so ordinäre oder unschuldige Dinge beschränkt, um das Glück zu fesseln. Es ist nichts so widerwärtig und abstoßend, es ist kein Unglück so groß, kein Verbrechen so gräßlich, kein Zufall so überwältigend, daß er nicht zum Besten des Lottos ausgebeutet würde. Jede Scheußlichkeit wird begangen, jedes Gefühl verleugnet, die Scham außer Augen gesezt, die Menschenwürde mit Füßen getreten, um dieser fürchterlichen Leidenschaft zu fröhnen — um Lottonummern zu finden.

Ein Schriftsteller, der sich viel mit den Zuständen des Volks, namentlich der arbeitenden Classen, und dem Jugendunterrichte beschäftigt hat, Heinrich Mayer aus Livorno, durch seine Abstammung Deutschland angehörend, Toscaner aber durch Geburt und Domicil, hat in einer zu Turin erscheinenden Zeitschrift einige Bemerkungen über das Lotto drucken lassen, in denen er namentlich eine Reihe von Fallen erzählt, welche die verderblichen Einflüsse dieses Spiels auf die Moralität, der niedern Classen nicht nur, sondern selbst der höher stehenden, in's Licht stellen. Einige derselben sind zu charakteristisch, als daß ich mir versagen dürfte, sie mitzutheilen, da sie zu dem, was ich oben im Allgemeinen darüber gesagt habe, den besten Commentar bilden und zeigen, zu welchem Grade das Uebel gestiegen ist.

Es muß vorausgeschickt werden, daß das Volk in manche Geistliche und Mönche ein großes Vertrauen sezt, daß sie Gewinnnummern angeben und eine glückbringende Kabbala erfinden können. Leider haben manche die Pflichten ihres heiligen Standes so vergessen, daß sie sich zu solchem Aberglauben hergegeben und Nutzen daraus gezogen haben. Ein Geistlicher, den ich selbst kenne und der mehrere Jahre hindurch Censor in Toskana war, galt lange Zeit hindurch für einen in die Geheimnisse der Kabbala tief Eingeweihten, obgleich er, ein so gelehrter wie rechtlicher und frommer Mann, alles aufwandte, diesen Wahn zu vernichten. Die Sache hing folgendermaßen zusammen. Es gibt in Florenz einen Volksalmanach, der unter dem Namen Sesto Cajo Baccelli bekannt und der Großpapa der dortigen Traumdeuter und Wetterpropheten, der Tröster aller Rathsuchenden ist, wie in Belgien Matthieu Landsberg. Sesto Cajo Baccelli spielt nun beim Lotto eine wichtige Rolle.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juni.

Das neue Preßgesetz. — Wigands Vierteljahrsschrift. — Neue Blätter.

Mit dem ersten Mai trat für Sachsen das von der lezten Ständeversammlung entworfene neue Censur- oder Preßgesez in Kraft. Autoren und Verleger hatten schmerzlich darauf gewartet, denn wenn es auch nicht volle Freiheit verhieß, so deutete es doch mit mitleidigem Finger nach dem Wegzeiger, der auf die Straße der in der Ferne leuchtenden Freiheit hinwies. Auf diesem Wegzeiger steht geschrieben: Alle Schriften über zwanzig Bogen sind fortan censurfrei! Man konnte voraussehen, daß unmittelbar nach Einführung dieses Gesetzes sehr viele über zwanzig Bogen haltende Schriften die Presse verlassen würden. So geschah es denn auch, zugleich aber zeigte es sich, daß die neuen Gesetzbestimmungen eine doppelte Auslegung zuließen, wodurch schon in den ersten Tagen des Mai Debatten zwischen der Kreisdirektion und den Verlegern entstanden. Es fragte sich nämlich, ob unter einer Schrift ein Band oder ein Werk zu verstehen sey, und ob nicht ein, ich will sagen, 55 Druckbogen umfassendes Werk in zwei gleich große Theile zerfallend für eine Schrift im Sinne des Gesetzes zu halten sey. Die Verleger, nicht minder die Autoren, wenn auch sonst selten, in diesem Falle durchaus einig, wollten das Gesetz so auslegen, die Regierung dagegen meinte und wies nach, eine Schrift sey eben ein Band, und zerfalle ein Werk in 10 Bände, von denen jeder einzelne nicht volle 20 Bogen umfasse, so müsse jeder solcher Band censirt werden. Es gab viel Lärm über die streitige Frage, und unternehmende Verleger ließen es sogar dann noch, als bereits die Auslegung der Kreisdirektion für die richtige erklärt worden war, darauf ankommen und gaben Werke, aus mehreren Bänden bestehend, wenn diese auch nicht die erforderliche Bogenzahl hatten, uncensirt heraus. Kürzlich hatte dieß die üble Folge, daß ein ganzes solches Werk, von dem ein Band vermöge seiner Dicke censurfrei war, gänzlich confiscirt wurde, doch kann wohl auch Titel und Inhalt — das Buch hieß: „Russisch-politische

Arithmetik" — etwas zu Ergreifung dieser Maßregel beigetragen haben. Wichtiger war das Erscheinen einer neuen, vorzugsweise politischen Debatten gewidmeten Monatsschrift in Form eines Buches über zwanzig Bogen. Otto Wigand, der Ihnen bekannte unternehmungslustige und seinen politischen Gesinnungen nach zur äußersten Linken gehörende Buchhändler, ließ mit den Tagen, wo das Gesetz in Kraft trat, eine Zeitschrift unter dem Titel „Wigands Vierteljahrsschrift" erscheinen. Denen, die ihn kennen, konnte es nicht sehr auffallen, daß er, Verleger und Redakteur in Einer Person, eine sehr pretiöse Vorrede schrieb, in dieser seine Vierteljahrsschrift „das erste Buch der freien Presse" nannte, und mit demselben „den Reigen einer neuen Literatur" beginnen ließ. Unter den Mitarbeitern an dieser Zeitschrift finden sich die Namen der in neuester Zeit aufgetauchten politischen Parteischriftsteller, Nauwerk in Berlin, W. Jordan, ebenfalls ein Preuße, G. Julius, ehemals Redakteur der deutschen allgemeinen Zeitung, und einige andere weniger bekannte. Zu den lesenswerthesten Aufsätzen gehört unstreitig der Artikel „der nächste Krieg," dessen in die Augen springende Wahrheit allen Völkern, vornehmlich aber dem deutschen, immer und immer wieder vorgepredigt werden sollte, bis es die goldenen Worte auswendig wüßte. Der Verfasser dieses stellenweise mit feiner Ironie und beißendem Sarkasmus, aber auch mit großer Sachkenntniß und geistig hohem Ueberblick geschriebenen Aufsatzes hat sich leider nicht genannt. Obwohl dieses „erste Buch der freien Presse" von der Censur nicht angefochten wurde, erreichte der Verleger seinen Zweck doch nur zur Hälfte. Denn, wie ich höre, hat man ihn späterhin genöthigt, sich eine Concession darauf zu lösen, da man das Buch als Zeitschrift angesehen wissen will. Würde nun das Gesetz in diesem Falle nach dem Buchstaben ausgelegt, so müßte die neue Vierteljahrsschrift fernerhin censirt werden, da ausdrücklich in dem neuen Gesetze alle Zeitschriften als der Censur unterworfen bezeichnet werden. Indeß soll die betreffende Behörde dem Verleger das Versprechen gegeben haben, die Vierteljahrsschrift als Buch ansehen zu wollen, sofern nur die Form hinsichtlich der Concession beobachtet würde. Wie aber nun, wenn im nächsten Bande zufällig Dinge stehen sollten, die mißliebig angesehen würden, denen man vielleicht gar den Prozeß zu machen sich veranlaßt fände? Könnte dann nicht die Entbindung von der gesetzlichen Strenge als unbequem und nicht zweckdienlich wieder zurückgenommen und so eine gefährliche Bresche in die neue Literatur geschossen werden? Große Garantien, fürcht' ich, sind nicht eben vorhanden. — Außerdem brachte die Ostermesse noch ein paar neue periodische Blätter in's literarische und unliterarische Publikum, die ich hier bloß nennen will. Dr. Marbach, Docent an der Universität und Lehrer der Mathematik an der Nikolaischule, der früher als sehr fruchtbarer und vielseitiger Schriftsteller auftrat, auch als dramatischer Dichter sich versuchte und neuerdings mit Vorliebe das Feld der ästhetischen Kritik anbaute, trat mit einem „literarischen Wochenberichte" hervor, der alle neuen literarischen Erscheinungen schnell, die vorzüglichen ausführlich, die minder hervorragenden nur kurz zu besprechen verhieß. Ungeachtet der großen Wohlfeilheit dieser kritischen Uebersicht scheint das Unternehmen doch keinen Beifall finden zu wollen. Die Zeit, wo man mit Kritiken Aufsehen erregen oder sich gar ein Publikum gewinnen konnte, ist vorüber. Bessere Geschäfte wird Stolle in Grimma machen. Dieser bekannte und viel gelesene romantische Bearbeiter der Feldzüge und Bulletins Napoleons gibt seit Ostern ein humoristisches Wochenblatt, „der Dorfbarbier," heraus, dem als Feuilleton der „Scheerbeutel" aus der Rocktasche guckt. Gefördert freilich wird die liebe deutsche Literatur durch solche Journälchen nicht, denn was dem geduldigen Publikum der Philister in derartigen Blättchen geboten wird, verdient wahrlich nicht den Namen Literatur.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Rigi, Juni.

(Schluß.)

Ein Aufenthalt im kalten Bad.

Mit dem nahenden Abend rüstet man sich gemeinsam oder in kleinern Partien, den Alpenstock in der Hand, größere Ausflüge vorzunehmen. Eine der zahllosen Sennhütten, mit denen der Rigi übersät ist, wird besucht; oder man besteigt den grünen Gipfel des Rothstocks, oder die Felsenspitze des Dossen, oder irgend eine der Höhen, von denen jede die Fernsicht anders eingerahmt, mit neuen Contrasten, mit frischen Schattirungen erscheinen läßt. Zuweilen wendet man sich dem Kulme zu, der die ausgebreitete, oft beschriebene Rundsicht darbietet, die an schönen Sommertagen so viele Reisende aus allen Theilen Europas, ja der Welt herbeilockt, — flüchtige Touristen, die in zwölf Stunden das Rigileben erschöpft haben und zufrieden herunter steigen, wenn sie nur recht viel Berge, Seen und Flüsse neben dem Sonnenuntergang und dem Piano 5500 Fuß über dem Meer in ihrem Reisehandbuch angestrichen haben. Weit ansprechender war mir stets die beschränktere Aussicht und der ruhigere Genuß der Umgegend des kalten Bades. Wie oft saßen wir, den Sonnenuntergang erwartend, auf weichem Moosteppich am Fuße alter, breitästiger Tannen in heiterster Betrachtung da. Bald zogen die zerstreuten Heerden uns an, hier arglos in die Welt hinausschauende Kühe, in friedlichen Gruppen gelagert, dort junge Rinder, kaum zugängliche Klippen erklimmend, oder leichtfüßige, schlanke Ziegen auf hohem Felsenblock am Stamme einer verkrüppelten Tanne nagend. Oder die Blicke folgten einem Zug von Reisenden, welche von Wäggis hinaufstiegen, Frauen mit wehenden Schleiern zu Pferd, von sorglichen Führern begleitet, von rüstigen Wanderern gefolgt, nun mit der Wendung des Weges verschwindend, jezt durch ein Felsenthor hervortretend, dort im Gebüsch sich verlierend, hier wieder auf freieren Pfaden dem Ziele näher rückend. Dazu ein blauer Aether, melodisch von Tonwellen durchzogen; überall Heerdengeläut und rauschende Bäche und murmelnde Quellen und Hirtenreigen und Aelplerlieder, ergreifender Ausdruck vergeßner Harmonien! Und wenn endlich die Gluth des Abends Ströme von Gold und Purpur über Eisgefilde, Felsen, Wälder und Rasen in unerschöpflichen Mischungen ausgegossen hatte, wenn die lezten Rosenschimmer auf den Schneefirnen erloschen waren, und die riesenhaften Gestalten mehr und mehr erblaßten und endlich geisterartig in der Dämmerung verschwanden, so stieg der Mond herauf und erhellte die starre Gletscherwelt mit seinem falben, zitternden Lichte. Da schien es uns oft, als erwachten nun die Riesen aus ihrem tiefen Schlummer und neigten grüßend die durchfurchten, weißen Häupter und sprächen noch halb träumend von räthselhaften, wunderbaren Dingen aus geheimnißvoller, ferner Zeit.

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 6. Juli 1844.

O würfle nur gleich,
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar schlecht ist's bestellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.

Goethe.

Das Lotto.

(Fortsetzung.)

Einst, so erzählt der erwähnte Geistliche, brachte der Drucker mir das Manuscript, und da ich einige unanständige Verse fand, welche einer Kabbala zur Einleitung dienten, so strich ich sie. Dadurch kam nun eine Verwirrung in das Manuscript, indem die Nummern der Kabbala ihre Stelle veränderten und beim Druck mit andern Tagen und Tageszeiten zusammentrafen. Der Drucker spielte einige dieser Nummern und gewann. Nun wurde es ihm plötzlich klar: ich habe durch das Streichen nur eine Verbesserung der Kabbala beabsichtigt. Gegen das Jahresende brachte er mir deßhalb die ganze Kabbala durcheinander gerüttelt und bat mich, ich möchte sie ordnen. Auf's höchste verwundert, hielt ich ihm im strengsten Tone das Unpassende seines Ansinnens vor; er aber glaubte, ich zürne ihm, weil er mir zu danken unterlassen, und ergoß sich nun in einen Schwall von Worten, erzählte mir sein Glück, bat mich, ihm von Neuem beizustehen, da er Frau und Kinder habe. Zwar gelang es mir, ihn für dießmal los zu werden, nicht aber ihn zu überzeugen. Denn ein Jahr darauf kam er mir mit seiner ganzen Familie auf den Hals, und Frau und Kinder weinten und jammerten, ich möchte Mitleid mit ihnen haben und ihnen das Brod nicht entziehen. Es kostete mich die größte Mühe, diesem Scandal ein Ende zu machen. — Der Glaube an die Fähigkeit des genannten Geistlichen wurzelte um so tiefer, da einer seiner Kollegen ein berühmter Astronom ist (Giovanni Inghirami), dessen Schüler den astronomischen Theil der Kalender auszuarbeiten pflegen. Dieser ließ eines Tages an der Sternwarte der Scuole pie etwas verändern, und der Tischler, den er dazu brauchte, vollendete die Arbeit mit solcher Sorgsamkeit, daß der Pater ihm besonderes Lob ertheilte. Das glaub' ich, erwiderte jener, ich habe mir auch alle Mühe dabei gegeben. Als er drauf seinen Lohn empfing, erbat er sich eine Lottonummer als Trinkgeld. Der Geistliche sagte, er sey ein Narr, und schickte ihn fort. Am folgenden Tage kam der Mann wieder und erneuerte seine Bitte; jener hieß ihn gehen, da er aber eben ein Heft mit Logarithmen vor sich hatte, fiel dem Tischler ein, dieß müßten die Gewinnnummern seyn, und er trat nahe heran, indem er seinen Blick auf die Tafeln richtete. Ungeduldig werdend, stand der Andere auf, klappte das Buch zu und hieß den Zudringlichen sich entfernen. Kaum ist eine Woche vorüber, siehe da, und jener ist zum drittenmale da, mit freudestrahlendem Gesichte, um, wie er sagt, dem guten Pater für die beiden Nummern zu danken, durch die er eine

Ambe gewonnen. Dieser glaubte Anfangs, es sey ein schlechter Spaß; aber der Mann erzählte ihm den ganzen Hergang, wie er auf die Nummern geachtet, auf die der Geistliche den Finger gestellt, als er in seiner Berechnung unterbrochen worden, und wie diese Nummern die Gewinner gewesen. Er ließ es sich nicht ausreden, daß der Pater, obgleich dem Anscheine nach erzürnt, dieß absichtlich gethan. Längere Zeit hindurch bestürmten nun alle Weiber der Nachbarschaft ihn mit Bitten um Nummern, und selbst im Beichtstuhl konnte er sich dieser Zudringlichkeit nicht erwehren.

Man schaudert, wenn man vernimmt, daß es kein Verbrechen gibt, kein Unglück, daß überhaupt nichts sich ereignet, welches nicht für das Lotto ausgebeutet würde. In Allem bieten sich der Einbildungskraft dieser Leute Ziffern dar, welche ihr Glück besiegeln. Stürzt Einer, vom Schlage getroffen, oder kraftlos durch Hunger und Elend, auf öffentlicher Straße nieder, läutet die Glocke der Misericordia, die Brüder herbeizurufen zum wohlthätigen Werk, wird der Sterbende von ihnen weggetragen: gleich werden Zahlen daraus combinirt und gespielt! Fällt ein Haus ein, wie es einmal zu Florenz während der Fasten geschah, eben als ein großes Zimmer mit Menschen gefüllt war, um der Aufführung irgend eines Mysterienspiels zuzusehen: Nummern für's Lotto! Wird auf dem Platze der Bocca della Verita' oder an der Engelsbrücke zu Rom eine Hinrichtung vorgenommen: Nummern für's Lotto! Ein seltsamer Fall dieser Art ereignete sich vor einigen Jahren in Florenz. Vier Missethäter standen am Pranger, an der Ecke des Gerichtspalastes, den man noch immer nach dem Podestà benennt, obgleich der Podestà längst aufgehört hat, dem Gerichtswesen vorzustehen. Die Armensündergloche erscholl vom hohen Thurme herab und Platz und Straße waren dicht gefüllt mit Menschen, die sich herandrängten, nicht etwa mit dem Gefühle des Mitleids oder dem des Abscheus, sondern sich bestrebend, auf dem Urtheilsspruch, den die Viere vor der Brust trugen, die Jahre der ihnen beschiedenen Strafe und ihre Lebensjahre zu lesen, und so Nummern zu erhalten, welche durch die Lottokundigen als besonders glücklich bezeichnet sind. Sie waren's wirklich, und es kamen so viele Gewinne vor, daß sie mit zweifachem Eifer wieder gespielt wurden. Da erklärte die Direktion, sie sey wegen des Andrangs zur Reduktion des Chiudere dal banco genöthigt: eine Erklärung, die erst am Tage vor der neuen Ziehung bekannt gemacht werden kann. Die Ziehung fand statt: die Nummern gewannen von Neuem, aber denen, die sie besezt, wurde nur ein Bruchtheil des gehofften Gewinnes zu Theil. Wie Lotto und Direktion verflucht wurden, kann man denken. Aber es kam schlimmer. Ein Mann vom Lande, der von der stattgefundenen Ausschließung nichts erfahren hatte, eilte nach der Stadt, um sich eine Terne von beinahe tausend Scudi auszahlen zu lassen. Er lief sogleich nach dem Einnehmeramt, und als er hier vernahm, daß sein Glück in Rauch aufgegangen sey, bemächtigte sich seiner eine solche Wuth, daß er ein Messer zog und dem Beamten eine gefährliche Wunde beibrachte. Die Veranlassung zu dem Verbrechen wurde bei der Bestimmung des Maßes der Strafe nicht übersehen.

(Schluß folgt.)

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Fortsetzung.)

Die schlanke Gestalt des Mannes hatte eine vollere Haltung genommen, er schien aus sich selbst heraus zu wachsen, er fühlte sich wohl, indem er das sprach, denn er wußte, daß er jezt auf dem Gebiete stand, auf dem er Herrscher war. Er überflügelte den Verstand und erleuchtete das Gemüth.

„Ist die Auferstehung des Fleisches ganz sicher?“ fragte der Großvater. — „Alle Weltweisen,“ sagte Lavater, „nehmen an, daß die Seele nach dem Tode des Körpers einen feineren, ebenfalls individuellen Leib mitnehme, der sich zu dem irdischen wie die Quintessenz zu dem Caput mortuum in der Scheidekunst verhält.“ — „Bravo!“ rief der alte Herr. „Darauf bin ich in der Physik selbst gekommen. Das macht die Sache klar. Die Quintessenz bleibt, das Phlegma fällt zurück. Es fragt sich nur, ob diese unsere Wesenheit als Individuum fortexistirt. Sie haben da, mein sehr werther, theurer Freund, in Ihren „Aussichten in die Ewigkeit“ (er ging und schlug eifrig die Stelle im Buche nach), in diesen Briefen an den Königlich-Hannoverschen Hof- und Leibmedikus Zimmermann die Geschichte von dessen Frau erzählt, die ihm nach dem Tode in leibhafter Gestalt erschien. Und Sie nehmen also eine Gemeinschaft der Abgeschiedenen mit den Lebendigen als möglich an?“

Lavater senkte vor den forschenden Blicken, die der Großvater auf ihn richtete, Auge und Haupt zu Boden. „Es ist nicht Alles buchstäblich gewiß, nicht Alles dogmatisch zu belegen,“ begann er schüchtern, und ließ erst im Verlauf seine Stimme mit der ganzen Wärme seiner Empfindung anschwellen. „Gewisse Punkte sind Herzenssachen. Moses und Elias sind dem Herrn als Geister erschienen, in einem Augenblicke, wo er selbst sich als Geist geläutert fühlte, id est, biblisch zu reden, verklärt wurde. Nicht eine einzelne Bibelstelle, wohl aber ein

Blick auf das ganze Evangelium, hochachtbar Lieber, läßt mich denken, daß die Seligen von uns wissen und in Verbindung mit den Engeln wohl auch auf uns wirken können. Vielleicht umgeben sie all unser Thun wie ein unsichtbares Dunstgewölk. Daß der Glaube daran sich in gewissen Augenblicken im Herzen so steigern kann, als wenn ich die Nähe seliger Geister an mir selber fühlte, mit den leiblichen Augen sie sähe, mit dem noch irdischen Ohr sie schon hörte, — wer will das läugnen, wer will das fest behaupten? Was ist Religion anders als Gottesverwirklichung! Und das Gebet hat diese magische Kraft, die Geisterwelt so existent zu machen wie die Körperwelt. Was in keines Menschen Herz aufgestiegen ist, das hat Gott denen, die ihn lieben, bereitet. Siehst du nicht die Seelen der Abgeschiedenen dich umschweben, nun, so glaube, sie könnten es, halte dich so, als ob eine Heerschaar seliger Geister dich in jedem Augenblicke sieht und hört, auf allen Wegen und Stegen dich begleitet! Ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen. Ich glaube an die Allgegenwart Gottes. Ich glaube, daß der Herr selbst noch auf Erden wandelt, daß er am Arme seines Lieblings Johannes die Hütten der Armen, das Lager der Leidenden besucht. Ich glaube, daß er allzeit bei uns ist, wo Drei in seinem Namen versammelt sind, ich glaube, daß sein Athemzug uns in gegenwärtigem Augenblicke umgibt und mir die Kraft verleiht, dich zu segnen, mein Sohn!"

Er war bei den lezten Worten, die er sprach, auf mich zugeschritten, hatte die Hand auf meinen Scheitel gelegt, und wie ich aufblickte, leuchtete sein schönes Auge im Verklärungsglanz. Es war eine bange Stille im Gemach, als wenn ein Engel seinen Fittich entfaltete; der Zweifel, der Unglaube regte sich nicht. Sanct Lavatus sah ruhig auf uns herab. Sein mildes Lächeln erschien wie ein Triumph der guten Sache. Er segnete mich noch einmal, drückte dem alten Herrn, der stumm und still für sich saß, die Hand und schied in dieser feierlichen Stimmung, die er herauf beschworen und die er in uns zurück ließ. Nach einer Pause von mehreren Minuten sagte der Großvater für sich hin: „Aber das kann doch zur Geisterseherei führen!"

Am andern Morgen besuchten wir die Züricher Krankenanstalt, die mit dem Waisenhause in Verbindung stand. Lavater hatte auch hier die Seelsorge, Großvater Erlaucht machte gern zum Besten der heimischen Anstalten seine Studien. Er freute sich über die schweizer Reinlichkeit und trug, während wir durch die Krankensäle wandelten, allerlei Notizen in sein Tagebuch. Der kleine Medikus, der uns führte, war ihm mit Eifer dazu behülflich.

Wie wir in den Raum traten, wo einige geistig Gestörte behandelt wurden, sahen wir am entgegengesezten Fenster eine Gesellschaft um ein Krankenlager beschäftigt. Die breitschultrige Gestalt eines Mannes, der uns den Rücken zukehrte, stach gegen die Andern hervor. Er sprach mit lauter Stimme, die Uebrigen hörten zu und er schien deren Aufmerksamkeit auf den Kranken zu lenken.

„Ein vornehmer Herr aus Italien," sagte der Arzt auf unsere Frage. „Er scheint sich für die Behandlung der Besessenen zu interessiren, er besucht uns häufig, ja er wird uns fast überlästig. Erst neulich drang er mitten in der Nacht in's Zimmer und stellte beim Schein des Vollmondes bei einer Unglücklichen, die an Beängstigungen des Gehirns leidet, Versuche an, die wir Aerzte nicht gutheißen dürfen. Der Fremde erweist sich freilich sonst gegen die Anstalt so wohlwollend und mildthätig, daß wir seiner Neugier und seiner Jagd auf Merkwürdigkeiten keine allzuenge Schranke stellen mögen." — „Marchese Pellegrini?" sagte der Großvater, denn er sah auch Lavater unter den Versammelten.

Abseits von ihnen stand eine Dame in vornehmem Reisecostüm, mit Federn auf dem Hute. Der dunkle Sammet ihres Shawls hob die Farbe ihrer Haut, in der sich eine Tochter des Südens verrieth. Sie hatte in ihrem farblosen Gesicht jenen leuchtenden Schimmer, der den Venetianerinnen eigen ist. Sie nahm keinen Antheil an den Beobachtungen der Gesellschaft und war in einem lebhaften Gespräch mit einem jüngeren Manne begriffen, dessen schwarze Tracht, obschon sie ohne besondere Abzeichen war, den Geistlichen erkennen ließ. Doch war sein Haupthaar weder protestantisch gescheitelt, noch verrieth es die katholische Tonsur. Auf seinem Angesicht lag jene vergilbte, pergamentfarbige Blässe, die in jedem Augenblick mit grauen und bräunlichen Tinten zu wechseln scheint. Sein großes dunkles Auge hing an den lebhaften Mienen der Dame wie eine still glühende Sonne. — „Die Gemahlin des Marchese," sagte der Medikus; den Namen ihres Begleiters kannte er nicht.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juni.

(Fortsezung.)

Confiskationen. — Carrikaturen. — Sachverständigen-Verein. — Theater.

Im Laufe der lezten Messe, die eben so gut als stark besucht war, kamen verschiedene Confiskationen vor, theils

von Büchern, theils von Carrikaturen. Unter jenen befand sich eine Uebersetzung der in Frankreich erschienenen „Mysterien von Rußland," eines Buches, das viel Beherzigenswerthes enthalten und die Geheimnisse jenes Länderkolosses wirklich zum Theil enthüllt haben soll, und erst vor Kurzem wurde ein neues Buch: „dreißig Jahre in Rußland," ebenfalls confiscirt. Das Confisciren von Büchern hat wenigstens noch einigen Sinn, obwohl auch dadurch eine Meinung nicht erdrückt, sondern erst recht lebendig gemacht wird, was aber ein paar unschuldige Bleistiftstriche der Ruhe der Völker und Staaten anhaben sollen, begreife ich nicht. Alle Welt fand Behagen an dem wohlbeleibten Manne, der in jeder Hand ein Papier hielt, von dem jenes das einfache Wort Ordre, dieses Contreordre zeigte. Freilich, daß der malcontente Carrikaturist statt eines Menschengesichtes einen leeren Schädel hingekritzelt und da hinein das Wort Désordre geschrieben hatte, war sehr malitiös, sehr staatsverbrecherisch! Aber wen ging das etwas an? Wer konnte behaupten, der Mann mit dem leeren Kopfe sey dieser oder jener? Und das Publikum freute sich, lachte von Herzensgrund, was die Verdauung befördern und mithin der Gesundheit dienlich seyn soll, und kaufte obendrein noch das lustige Gekritzel. Nicht weniger Heiterkeit erregte ein moderner Bereiter, der als Postillon, eine Krone auf dem Haupte, ein ganzes Rudel gekrönter Pferde, deren Köpfe sogar frappante Aehnlichkeit mit menschlichen Physiognomien hatten, mit kecker Zuversicht am Leitseile führte. Beide hübsche und sehr gesuchte Bilder erregten das Mißfallen der Preßpolizei, und eines schönen Morgens, als die Bilderläden wieder geöffnet wurden, erschienen die gefürchteten Schergen und erklärten den bestürzten Handelsleuten, daß die Freude ein Ende haben müsse, weil es unanständig sey, auf Kosten Anderer zu lachen und Geld einzustreichen.

Eine höchst zweckmäßige Einrichtung, die fast zugleich mit dem neuen Censurgesetz in's Leben trat, ist die Gründung eines Sachverständigen-Vereins, von dessen Begutachtung in Zukunft alle Entscheidung bei streitigen Censur- und Preßfragen abhängen wird. Durch ihn wird die vom Literatenverein angeregte Errichtung von Preßschiedsgerichten gewissermaßen überflüssig gemacht, da der Sachverständigenverein als ein vom Staate introducirtes Gericht mit größerem Nachdruck handeln kann. Die Mitglieder dieses Vereins, der, so viel ich weiß, thatsächlich noch nicht aufzutreten Gelegenheit gehabt hat, sind Gelehrte, Componisten, Buchhändler und Künstler. Für die Literatur im engern Sinne sind von Gelehrten Prof. Drobisch und Dr. Laube, als Stellvertreter Prof. Wachsmuth gewählt worden, denen die Buchhändler Heinr. Brockhaus, Fr. Fleischer und Leopold Voß, lezterer als Stellvertreter, zur Seite stehen. Für den Musikalienhandel wurden Dr. R. Schumann und Dr. Hauptmann, als Stellvertreter Organist Becker ernannt, neben ihnen die Musikalienhändler Dr. jur. Härtel, Fr. Kistner, und Hofmeister als Stellvertreter. Das Fach der Kunst und des Kunsthandels repräsentiren Prof. Neher, Brauer und Hennig, lezterer als Stellvertreter, unterstüzt von den Kunsthändlern Rud. Weigel und Börner. Endlich haben in Angelegenheiten der Baukunst vorkommenden Falles entscheidende Stimmen wiederum Prof. Neher, Stadtrath Posern-Klett, Kunsthändler Weigel, Baudirektor Geutebrück und Prof. Rietschel in Dresden, neben denen als Stellvertreter Kupferstecher Geyser und Lehrer Hennig fungiren. Außer Rietschel leben sämmtliche Mitglieder dieses Vereins in Leipzig.

Die Kunst, bei uns immer nur unter stiefmütterliche Pflege gestellt, hat uns jezt so gut wie ganz den Rücken gewendet. Mit Beendigung der Jubilatemesse wurde das Theater geschlossen, um in seinen innern Räumen neu umgestaltet zu werden. Es wäre eine Sünde gegen alle neun Musen' wollte ich sagen, daß diese Anstalt unter Leitung des sehr schlauen Direktors Ringelhardt eine Kunstanstalt im edleren Sinne gewesen sey. Die Kunst gab seit Jahren auf unsern Breitern bloß Gastrollen, und leider kam es dann oft vor, daß sie mit abweisender Kälte, wenn nicht gar mit lautem Mißfallen aus den unheilig-heiligen Räumen vertrieben wurde. Bruder Hanswurst, nicht der derbe, lustige, kerngesunde Bursche, der vor Zeiten in unserer gelben Pleisse feierlich ertränkt wurde, sondern bloß sein falber Schatten, der nicht recht weiß, ob er sentimental flennen, oder mit frivoler Koketterie Zoten reißen soll, nur dieser beherrschte die Bretter und wurde, weil man sich daran gewöhnt hatte, am liebsten gesehen. Es gab wenigstens Spaß und vertrieb die Zeit. Etwas anderes wollte die Masse des Publikums schon längst nicht mehr, die Crème der Gesellschaft, der wirklich ästhetisch gebildete Theil, ließ die Sachen gehen, wie sie mochten, weil eben nichts daran zu bessern war. Wir hatten schon sehr, sehr lange kein eigentliches Drama mehr auf unserer Bühne. Selbst die Oper, das gehätschelte Schooßkind unserer musikliebenden Zeit, hatte zulezt allen Ton verloren. Man sang bloß der Abwechselung wegen, ohne Lust, ohne Drang, ohne Begeisterung! Es war in der That hohe Zeit, daß die Sache ein Ende gewann. Einen umsichtigen Direktor, einen gut berechnenden Kaufmann verlieren wir freilich, die Schauspieler wohl auch einen höchst pünktlichen Zahler; allein es ist immer noch die Frage, ob die Kunst mehr profitirt durch einen weniger exakten Oekonomisten, oder durch einen zahlengewandten, alle Truhen füllenden Rechenmeister. Einen freundlichen Abschieds-blick gönnten uns aber doch die tief gekränkten Göttinnen. Fräulein Charlotte v. Hagen, die anmuthige Zauberin mit ihrem verführerischen Lächeln, ihrer entzückenden Stimme, ihrer seelenberauschenden Koketterie, erschien und gab einen Cyclus von Gastrollen, der überaus zahlreich besucht war. Rauschender Beifall begrüßte die kommende, begleitete die scheidende Künstlerin, die, mag man ihr immerhin eine gewisse Manier zum Vorwurf machen, gerade dieser Manier mit so feiner Grazie sich hingibt, daß hier die Manierirtheit selbst Duft und Farbe der Kunst annimmt. Mit diesem Gastspiel schloß das Theater. Die Direktion schien sehr ärgerlich zu seyn, denn, was doch aller Orten üblich ist, die lezte Vorstellung war nicht einmal von einem Epilog begleitet, und überdieß noch gar eine Oper, wenn ich nicht irre, Faust von Spohr! Einige Mitglieder des Theaters, von denen zwei aus Leipzig schieden, die übrigen von der neuen Direktion engagirt worden sind, unterhielten das Publikum ebenfalls durch ein paar Abschiedsvorstellungen, von denen die der beiden Scheidenden in Folge ungehörigen Humors beinahe ein schlechtes Ende genommen hätte. Seitdem schläft Melpomene. Komus schüttelt zuweilen sein Haupt und verzieht die etwas grämlich gewordenen Züge zu einem erzwungenen Lächeln, da ihn einige Schauspieler dritten und vierten Ranges, verschiedene Statisten und mehrere Theaterliebhaber inzwischen in Kost genommen haben und ihn allwöchentlich ein- bis zweimal in dem gegründeten „dramatischen Vereine" dem gelangweilten Publikum für eine billige Entrée zeigen. Von den Leistungen dieser interimistischen Schauspielergesellschast kann hier nicht weiter die Rede seyn.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlnng. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 8. Juli 1844.

Wie eine Gnadensonne dem innern Auge scheint,
Hat sich das äußre Auge in Sehnsucht trüb geweint;
Die helle Friedenstaube ob Thränenfluten schwebt,
Das Böse sinkt als Schwere, das Gute leicht sich hebt.

J. Kerner.

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Fortsetzung.)

Ehrn Lavater hatte uns wahrgenommen und trat rasch aus dem Kreise, um uns zu begrüßen. Der Großvater winkte ihn bei Seite und bat, hier keine Bewillkommnung mit seinen Gästen einzuleiten. — „So werden Ew. Gnaden geruhen, heut Abend bei der Gräfin Branconi zu erscheinen," sagte Lavater dringend, „ich pflege dort einige Studien zu machen und der Frau Gräfin, die Jeden empfängt, den ich ihr zuführe, wird es eine besondere Ehre seyn, die deutschen Herren bei sich zu sehen." Die Gesellschaft ging jezt an uns vorüber und Lavater erhielt, weil er nicht eher scheiden wollte, unsere Zusage für den Abend.

Gräfin Branconi war Wittwe. Sie gehörte zu den Frauen, die nach einer vertrauerten Jugend, in den Marterjahren eines verunglückten ehelichen Bundes rasch verblüht, erst spät, nachdem die Welt sich nicht mehr in frischem Reiz für sie schmückt, eine Genugthuung für Ansprüche des Herzens und Geistes finden. Sie war nie schön gewesen, ihre Züge waren eher das Gegentheil, aber der Faltenzug eines sanften Wehs gab ihrem verwelkten Antliz den Schmelz einer Rührung, die wohl fesseln konnte, wenn der Sinn eines Mannes reif genug war, um sich gegen den Zauber vergänglicher Reize zu schützen. Es sind das jene Frauen, deren stille, verallgemeinerte Liebe sich wie ein heimlicher Fanatismus gestaltet, jene Frauen, für die der Mann nur Bewunderung fühlt und doch Gefahr läuft, sich vor ihnen zu verwirren und zu verlieren.

Gräfin Branconi war mehrere Jahre in Paris gewesen, ihr Gemahl hatte dort in einem bunten Gewühl von Händeln und Intriguen sein Leben eingebüßt. Dann war sie mit ihren Kindern nach der italienischen Schweiz, wo ihre Güter lagen, zurückgekehrt. Seit längerer Zeit lebte sie regelmäßig einen Theil des Jahres in Zürich, wo sie, an der Limmath schön gelegen, Haus und Garten besaß. Lavater war der Seelenarzt geworden, der dieß an der Welt erkrankte Herz zu heilen gewußt. Er war der Mann, der, wenn die äußere Welt in ihrer Mißgestalt beleidigte, Aussichten in die Ewigkeit eröffnete und diese Ewigkeit schon mitten in der zerbrechlichen Hütte des irdischen Lebens fühlbar machte. Die sanfte Entzückung eines schwärmerischen Gottesfriedens war sein Werk. Dieser Frieden leuchtete aus ihren Zügen dem Beschauer entgegen. Der Physiognom, der dieß Antliz nicht fertig deuten konnte, mußte den Ton ihrer leise bewegten, heimlich zitternden und doch in Wohllaut aufgelösten Stimme zu Hülfe nehmen. Das Gesicht,

ohne den Klang der Stimme, gibt wohl überhaupt nicht den ganzen Menschen, und erst das sprechende Gesicht ist der Ausdruck der Seele.

Sie empfing uns mit jener Vertraulichkeit, die zugleich mit der Beobachtung der feinen Form nur der Dame ihres Standes möglich ist. Sie sprach Französisch und doch lag so viel Gemüth im Ausdruck ihrer Worte. Großvater ward ihr von Lavater als connaisseur bezeichnet. Er gab ihm damit seinen Empfehlungsbrief als zur stillen Loge derer gehörig, die im Angesicht des Menschen die Geheimschrift verstehen.

„Kenner?" wiederholte der Großvater; „mehr Liebhaber als das. Und auch das nur, wenn man es nicht zu weit treibt." — „Man muß freilich zwischen den Zeilen lesen können," sagte die Dame. „Unter einer buchstäblichen Auslegung leiden selbst die Wahrheiten der heiligen Schrift." — „Solch ein Buchstabenklauber in der Gesichtskunde ist mir schon vorgekommen," sagte der Großvater. „Wie hieß der Querkopf, den wir am Rhein neulich auffischten?" — Er sah mich lachend an, während er das sagte. — „Querkow hieß der Doktor Physikus," antwortete ich schnell.

„Nun, der trieb's denn doch zu bunt," fuhr er fort und weidete sich an meiner Verlegenheit. „Der nahm die Leute frisch beim Kopfe und sagte ihnen Grobheiten in's Angesicht. Zuletzt meinte er, der bloße Daumen genüge ihm, um den Verstand der Menschen zu taxiren. Gott's Wunder! am Ende ist die Silhouette vom kleinen Finger, oder der Abschnitzel vom großen Zehen dazu hinreichend. Er nahm das, wie ich's ihm sagte, für Ernst und belegte es gleich mit seinem lateinischen Spruche." — „Ex unque leonem!" fiel ich ein, denn er hatte mich wieder wie auffordernd angesehen. — „Ja, ja," lachte der alte Herr, „die gelehrten Lateiner helfen gern allem Unsinn auf. Dabei sprach der Narr immer von Christusnasen und Johannesbackenknochen."

„Ein Spiel mit dem zu treiben," nahm hier die Gräfin das Wort, „was nur unsere gläubige Erkenntniß fördern sollte, ist gewiß ein strafwürdiger Unfug. Gott steht nicht bloß in den Sternen, nicht bloß in den heiligen Büchern zu lesen, auch die Angesichter der Menschen sind seine Schriftzüge. Nur hat bald das Laster, bald heilloser Unglaube sie entstellt und wir finden den Herrn, wie in der ganzen Natur, so auch im Antlitz der Menschen nur mühsam heraus. Man kann das Edelste mißbrauchen. Aristoteles und Galen hatten unsicher an der Gestalt des Menschen herumgetappt, sich einzelne Merkzeichen ersehen und die unselige Aehnlichkeit einzelner Theile des menschlichen Körpers mit denen der Thiere reichte zur Aufstellung ihrer Meinungen hin. Wir sind weiter, wir schauen nach dem Unsterblichen im Angesicht der Brüder. Mit einzelnen Theilen ist es wohl wie mit einzelnen Tönen. Ein Ton für sich ist ein charakterloses Etwas. Erst im Zusammenhange mit andern Klängen wird der Accord möglich, von dem sich sagen läßt, ob er Dur oder Moll ist."

(Fortsetzung folgt.)

Das Lotto.

(Schluß.)

Es kommt aber nur zu oft vor, daß die Gerichte mit Fällen zu thun haben, die durch die Lottospielwuth herbeigeführt worden sind. Vor wenigen Jahren stand der Hauptkassirer des Zollamtes zu Siena, ein Mann aus achtbarer Familie, den der Großherzog Leopold I. über der Taufe gehalten, vor dem Kriminalgerichtshofe, eines bedeutenden Kassendefekts angeklagt, und überwiesen, in Zeit von zwei Monaten 25,000 Lire im Lotto verloren zu haben. Der Vertheidigungsgrund: daß er lediglich aus der einen Kasse genommen, was er der andern zugetragen, mundete dem Tribunal nicht, und der Unglückliche sitzt noch im Gefängnisse. Ein Florentiner aus einer mir bekannten Familie gewann, als er das erstemal in's Lotto setzte, 5000 Scudi, hatte aber ein paar Jahre darauf ein bedeutendes Gesellschaftskapital und sein ganzes Vermögen verspielt und sah sich am Bettelstab. — Vor dem oben genannten Gerichtshof wurde seitdem ein Fall verhandelt, von dem es, nach französischen Berichten, heißt, daß er in Frankreich sehr häufig vorgekommen sey, bis allem Lotto- und Lotteriewesen (1830) ein Ende gemacht wurde, der aber zu den scheuslichsten gehört, was diese vor keinem Sacrilegium zurückschaudernde Leidenschaft zu ersinnen und auszuführen vermag. Zu Vernio im Hügellande bei Prato, nicht gar viele Millien von Florenz, war der Pfarrer gestorben. Einige Zeit darauf hieß es, er sey wieder aufgelebt; sein Grab sey nicht mehr in dem früheren Zustande. Der Vikar eines benachbarten Ortes, davon in Kenntniß gesezt, hielt es für seine Pflicht, die Sache zu untersuchen; wirklich fand man die Erde über der Gruft umgewühlt, und als man den Deckel des Sarges abnahm, der deutliche Spuren gewaltsamer Eröffnung an sich trug, ergriffen Abscheu und Entsetzen alle Anwesenden — der Leichnam lag da, in seinem priesterlichen Gewande, aber ihm fehlte der Kopf! Man stellte Nachforschungen an, und bald ergab sich aus dem Zeugenverhör, daß eines Abends, kurz nach des Pfarrers Tode, drei Unbekannte auf den Hof eines bei Vernio wohnenden

Landmanns gekommen waren und ihm gesagt hatten, sie wollten bei ihm zu Nacht essen und die Mitternachtstunde abwarten. Auf seine befremdete Frage: wie sie dazu kämen, zeigten sie ihm ohne Umschweife einen Sack und erklärten, sie wollten um Mitternacht einen Todtenkopf kochen und eine Beschwörung anstellen, um sichere Lottonummern zu finden. Zu solchem Zwecke pflegt man Bohnen oder sonst etwas mit Nummern zu bezeichnen und in den Topf oder Kessel zu werfen: die welche zuerst obenauf schwimmen, werden für die Gewinner gehalten. Der Landmann jagte sie zum Hause hinaus, obgleich sie ihm versprachen, er sollte seinen Theil haben. In einem andern Hause ging es ihnen eben so. Die Angeklagten leugneten, aber die Schändung des Grabes wurde ihnen bewiesen. In Betracht jedoch der gleichsam provozirten Einwirkung eines von der Regierung sanctionirten Spiels auf die Leidenschaften der unwissenden Menge, die der öffentliche Ankläger selber anzuerkennen gezwungen war, kamen sie mit zweiwöchentlicher Gefängnißstrafe davon. — Eine noch abstoßendere Geschichte ereignete sich im Livornesischen. In einem Dorfe wurde ein kleines Mädchen vermißt und nach langem Suchen todt in einem Brunnen gefunden. Unter Thränen und Wehklagen brachte die Mutter die Leiche nach Hause und wollte sich eben zur Besorgung der Beerdigung anschicken, als ihr die grause Idee durch den Kopf fuhr, mit dem todten Körper eine jener üblichen fluchwürdigen Beschwörungen anzustellen. Sie that's und gewann einige Scudi. Da vergaß die entmenschte Mutter ihr Leid und erzählte, daß die Seele ihres Töchterchens ihr den Gedanken eingegeben, in's Lotto zu setzen und ihr von Gott den Gewinn als Trost und Ersatz für den Verlust erfleht habe.

Doch genug von solchen Geschichten. Neben den tragischen gibt es der komischen nicht wenige, wenn in derartigen Fällen etwas wirklich komisch genannt werden kann, wo so tiefes Verderben zu Grunde liegt. Bei Beschwörungen in Kellern und Grotten, die nicht selten auf einen schlechten Spaß, öfter aber auf Prellereien hinauslaufen, haben schon oft lächerliche Auftritte stattgefunden. Mancher aber wird halb verrückt durch das Lotto. Namentlich bemerkt man dieß bei Dienstboten, die überhaupt zu den eifrigsten Spielern gehören und oft Alles in's Lotto setzen, was sie zurücklegen könnten, um in ihrem Alter, oder wenn sie unbrauchbar werden, einen Sparpfennig zu haben. Aber sie ziehen es vor, zu spielen, und im Alter zu betteln oder im Armenhause zu liegen. Diese Leidenschaft muß mächtig seyn, wenn sie selbst bei dem Toscaner den Sieg davon trägt, der doch sprüchwörtlich sparsam und geordnet ist und mit Wenigem Haus zu halten versteht. Man hat es aber selbst bei ordentlichen Dienstboten schon bemerkt, daß sie vor und an dem Ziehungstage wie verrückt sind, unfähig ihre Arbeit zu verrichten, und in dem Suppentopf wie unter dem Kehrbesen nichts sehen als Lottonummern. Wie im Allgemeinen derjenige am wüthendsten und hartnäckigsten zu spielen pflegt, der im Verlust ist, so werden jene Nummern am häufigsten besezt, die lange nicht zum Vorschein kommen. So geschah es in unserer Zeit in Toscana mit der Nummer 65, welche Monate, ja Jahre lange die Glücksurne nicht verlassen zu wollen schien und, wie in Pandora's Büchse die Hoffnung, Alle hinhielt. Nie machte die Lottodirektion bessere Geschäfte. Alles sezte auf die Eine Nummer. Als das Landvolk im untern Arnothale kein baares Geld mehr hatte, versezte es Strohgeflechte, Leinenzeug, Korallen und andern Schmuck; in einigen Ortschaften glichen die Einnehmerbuden einem Leihhause. Die Nummer kam nicht, und das Eigenthum des Volks wurde um geringen Preis verschleudert. Es war wie eine Epidemie, von welcher auch sonst verständige Leute angesteckt wurden.

Bis jezt ist noch nichts geschehen, diesem Unwesen abzuhelfen. Wie aber in diesen Ländern so Manches besser geworden, muß auch in diesem Falle ein Fortschritt eintreten. Das toscanische Volk hat so viele tüchtige Eigenschaften, es ist so ordentlich, sparsam, hält so auf unbeweglichen Besitz, zu dem es bei den dortigen Eigenthumsverhältnissen und bei einigermaßen guter Wirthschaft unschwer gelangt, es sezt seinen Stolz darein, den Söhnen ein geregeltes Hauswesen, den Töchtern eine anständige Aussteuer zu übergeben: daß man sich billig wundert, wie eine das Innerste der Familien zerrüttende Leidenschaft hier so tiefe Wurzeln schlagen konnte. Ich glaube immer noch, daß eine administrative Maßregel der Sache mit der Zeit ein Ende machen könnte. Da die toscanischen Finanzen blühend sind, so wäre der geringe Ausfall des Lottogewinns von keinem Belange für das Budget, im Vergleich mit dem Guten, welches durch die Abschaffung des Spiels bewirkt werden würde. Im Kirchenstaat möchte es, bei den bekannten schlimmen finanziellen Verhältnissen der Regierung, und bei dem moralischen Zustande der niedern Classen, größere Schwierigkeiten haben. Eine Institution, welche gegenwärtig bei dem gesammten italienischen Volke einen bedeutenden Aufschwung nimmt, die der Sparkassen, wird jedenfalls zur Verminderung der Spielwuth beitragen. Der Reiz der im Depositum befindlichen, langsam aber stetig sich mehrenden Summen vermag auch bei den an ordentliches Leben weniger Gewohnten, nachdem sie einmal zum Versuch bewogen worden sind, so viel, daß sie es allmählig über sich gewinnen, das Ersparte nach dem Palast Riccardi oder dem Palast Borghese zu tragen und der Bude des Lottoeinnehmers den Rücken zu wenden.

Am Bache.

Ich stand so trüb am klaren Bach,
Gelehnt an einen Weidenbaum:
Was ist des Menschen Leben, ach,
Vergänglich wie der Wellen Schaum!

Die Wellen fließen ohne Rast,
Du rufest keine je zurück;
Ach, so entflieht in eil'ger Hast
Unwiederbringlich unser Glück.

Du hast's; du weißt's nicht, daß du's hast;
Erst im Entfliehen wird's zum Glück.
Die Wellen fließen ohne Rast,
Du rufest keine je zurück.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juni.

(Schluß.)

Oeffentliche Vorlesungen. — Thier- und Kinder-Quälerei.

Die zahlreichen Vorlesungen, die während des Winters für ein gemischtes Publikum gehalten wurden, endigten mit Ostern, nur ein paar noch fielen in die Messe und eine sogar in die heitersten Lenztage. Jene veranstaltete der Literatenverein im Interesse des mehrerwähnten Unterstützungsfonds. Prof. Weinlig las über die verschiedenen Kräfte der Bewegung, hatte aber leider, was bei der Wichtigkeit des Gegenstandes gerade für unsere Zeit auffallen mußte, einen sehr kleinen Zuhörerkreis. Nicht viel größer war die Versammlung bei einer zweiten, durch denselben Verein veranlaßten Vorlesung von Prof. O. L. B. Wolf aus Jena „über die Kunst der Improvisation," der eigene Improvisationen sich anschlossen. Bei dieser Vorlesung unterstüzte auch Charlotte v. Hagen den Verein durch ihr schönes Talent. Endlich hielt ein junger Gelehrter, der sich vorzugsweise mit Musik theoretisch beschäftigt, drei Vorträge über Geschichte der Musik, gab scharfe Charakteristiken der größeren deutschen Componisten und versuchte seinen hingestellten Behauptungen durch Aufführung einzelner prägnanter Musikstücke der besten Meister größeres Gewicht zu geben. Musikverständige, zu denen ich mich nicht zählen will, fanden seine Charakteristiken überaus geistvoll, was ich bereitwillig zugebe, nur muß ich dabei bemerken, daß sie mir geistvoller erschienen seyn würden, wären sie weniger breit und wortreich gewesen.

Schon seit Jahr und Tag besteht hier ein Verein gegen Thierquälerei, der im Stillen seine Sitzungen hielt und nach Kräften für seine Zwecke wirkte. Erst neuerdings wurde seine Wirksamkeit eine mehr öffentliche. Aehnliche Verbrüderungen in Dresden und München, mit denen er sich in Verbindung gesezt hatte, unterstüzten ihn zuvorkommend, so daß es ihm möglich ward, kleine Prämien für diejenigen auszusetzen, die von ihm ausgegangenen Vorschlägen zuerst Gehör geben und namentlich die abscheulichen, überdieß noch der Gesundheit nachtheiligen Quälereien des Schlachtviehes abstellen würden. Ob die deßhalb gemachten Vorschläge wirklich Erfolg gehabt haben oder dieser noch zu erwarten steht, weiß ich nicht zu sagen. Indeß haben sich eine große Anzahl wohlhabender hiesiger Einwohner durch Geldgaben thatsächlich bei dem Verein betheiligt, der jezt bereits ein paar hundert Mitglieder zählen soll.

Je subtiler unsere human gesinnte Zeit mit der Thierwelt umgeht, desto inhumaner behandelt sie dann und wann die liebe heranwachsende Menschheit. Es geschieht freilich Alles unter der weithin leuchtenden und so verlockenden Firma der Aufklärung, der geistigen und körperlichen Ausbildung, aber troz dem könnte man sich doch manchmal veranlaßt finden, gerade diese Auswüchse des modernen Fortschrittes in's Pfefferland zu verwünschen. Ich lasse mir Turnanstalten für Mädchen, wie seit Kurzem eine in unserer Stadt begründet worden ist, unter vorsichtiger Leitung gefallen, aber ich erschrecke, wenn man auch unmündigen Kindern die paar kurzen Jahre, wo sie der Hauch des Lebens harmlos umspielt, durch sogenannte moderne Bildung vergällen will. In unsern Schulen wird schon viel zu viel durcheinander getrieben, die armen Kleinen kommen kaum zu Athem. Stunde reiht sich an Stunde, Privatunterricht wechselt mit öffentlichem ab, Musikstunden mit Schreiben, Rechnen, Religion rc. Es ist nicht anders, als sollten alle Kinder Vielwisser, Wunder von Gelehrsamkeit werden, obwohl die ganze gelehrte Quälerei damit endigt, daß die größte Mehrzahl vier Wochen nach der lezten Prüfung den gelehrten Plunder schon wieder vergessen hat. Dieser Schulqual zweckmäßig vorzuarbeiten und schon in frühester Zeit den Keim feiner Gesellschaftsbildung in die Kinder zu legen, kündigte jüngst eine, wahrscheinlich aus Frankreich stammende Familie „ein Unterhaltungsinstitut für Kinder von zwei bis drei Jahren" an! Dem Plane dieser neuen Kinderquälanstalt zufolge sollten die daran Theil nehmenden Kinder täglich vier bis fünf Stunden in diesem Institut verweilen, unter Beaufsichtigung spielen, zugleich aber auch richtig deutsch und französisch sprechen lernen. Für diese bildende Unterhaltung war, glaub' ich, ein monatliches Honorar von 1 Thaler für jedes Kind festgesezt! Ich hoffe, daß alle Eltern ihre Kinder zu lieb haben werden, um sie einer bloßen Spekulation zu opfern, und daß, sollte ein solches, meinem Gefühl nach unmenschliches Institut wirklich Unterstützung finden, der Geist christlicher Humanität ihm bei Zeiten den Garaus machen würde.

Indem ich mich anschicke, Ihnen noch einige Worte über die neuesten literarischen Erscheinungen zu schreiben, die seit dem Schluß der Buchhändlermesse die Presse verlassen haben, erhalte ich das erste Bändchen der deutschen Originalausgabe von E. Sue's „ewigem Juden." Dieß veranlaßt mich, diesen Brief zu schließen, da mich auch eine bloß kurze Besprechung dieser literarischen Erscheinung in Folge der damit verknüpften kontraktlichen Unterhandlungen, die ich erwähnen müßte, dießmal zu weit führen würde. Ich behalte mir dieß für meinen nächsten Brief vor, in dem ich Ihnen vielleicht, ja wahrscheinlich, die ersten Präliminarien eines bereits im Entstehen begriffenen interessanten Prozesses werde mittheilen können.

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 9. Juli 1844.

Was wäre Leben ohne sie? Vielleicht
Gelingt es endlich meiner zärtlichen
Bewerbung, ihren Abscheu zu besiegen,
Ihn einst vielleicht in Liebe zu verwandeln.
Mein ganzes Wollen soll ihr Sklave seyn
Und all mein höchstes Wünschen ihre Liebe.

Schiller.

Theobald und Blanka. *

„Blanka, Herrscherin des Lands,
Einend Kron' und Wittwenschleier,
Kön'gin in der Frauen Kranz,
Herrin meiner Seel' und Leier!
Blanka, höchste Zier der Welt,
Meines Lebens Stern und Sonne,
Zaubrin, die im Bann mich hält
Und mich quält mit Weh' und Wonne!

Wenn in meinem Königreich
Nach dem Ring der Pyrenäen,
Hochgethürmt und streng und bleich,
Sinnend meine Augen sehen;
Wenn ich seh' den reinen Strahl
Prallen ab vom weißen Firne:
Dann, o Blanka, jedes Mal
Denk' ich deiner weißen Stirne!

Wenn ich seh im duft'gen Mai
Der Provence Rosen prangen:
Deiner Lippen stets dabei
Denk' ich, deiner süßen Wangen!
Wenn am wolkenlosen Tag
Ich empor zum Himmel schaue,
Doppelt sich des Herzens Schlag,
Denkend an dein Aug', das blaue!

Hat, o Blanka, die Natur,
Die in dir, an Reiz vollkommen,
Selber überrascht, die Spur
Höhrer Bildungskraft erklommen,
Hat die Meistrin, die den Stern
Deines Aug's so hell geschliffen,
Nur, als deines Herzens Kern
Sie gebildet, fehlgegriffen?

Nahm sie Kiesel, Marmelstein?
Strömt des Blutes Purpurwelle
Mit dem klaren Rosenschein
Nur aus einer kalten Quelle?
Schuf sie dich, du Wunderbild,
Höchste Liebe zu entflammen,
Aber, nie erhört, gestillt,
Nur zur Qual sie zu verdammen?

* Theobald, Graf von Champagne und König von Navarra, als Troubadour bekannt, hatte eine romantische Neigung zu der Regentin von Frankreich, Blanka von Castilien, Mutter Ludwigs des Frommen, die aber von ihr nicht erwiedert wurde. Vielmehr machte sie sich seine Schwäche zu Erreichung ihrer politischen Zwecke zu Nutze. Die einzelnen Züge des Gedichts sind historisch.

Ob, des Schicksals Wink versteh,
Das den ungeliebten Gatten
Aus gezwungner, frost'ger Eh'
Hingerafft in's Reich der Schatten!
Eine goldne Sklaverei
War's, des Herzens Recht zu höhnen!
Jetzt kannst du die Liebe frei
Mit der Doppelkrone krönen!

Blanka, die ein ird'sches Reich
Du mit Kraft und Weisheit lenkest,
Die du, Saba's Kön'gin gleich,
Eines Volkes Glück bedenkest:
Zeig', daß über ird'schen Stand
Du, mit Engelshuld, kannst heben!
Blanka, laß an deiner Hand
Mich zum Paradiese schweben!

Blanka, Blanka, rührt dich's nicht,
Daß dich meine Saiten loben,
Daß mein tönendes Gedicht
Dich zum Thron des Ruhms erhoben?
Schwert und Leier ungetrennt,
Sich zu deinem Preis verbündet,
Daß dem fernen Orient
Deine Macht mein Sang verkündet?

Ja, obschon mich ein Magnet
Mächtig zu dir hingezogen,
Und dort, wo dein Schleier weht,
Meine Wünsche kreisend flogen:
Doch, um Ruhm, erkämpft für dich,
Darzubringen dir als Gabe,
Zog bekreuzt, im Herzen dich,
Heuchelnd ich zum heil'gen Grabe!

Nicht hat Sieg und Gunst geschenkt
Gott dem falschen Kreuzesritter!
Doch mich, heimgekehrt, gekränkt
Hast du, Blanka, zwiefach bitter!
Wollt'st mit keines Lächelns Gunst
Deines Ritters Treu' begnaden,
Zogst, mit schlauer Herrscherkunst,
Selbst Gewinn aus seinem Schaden!

War's ein Wunder, wenn mit Scherz
Von der Frau gehöhnt, — mißhandelt
Von der Königin, — mein Herz
Seine Lieb' in Zorn verwandelt?
Wenn von ihr, die mich entehrt,
Ich als offner Feind mich trennte,
Statt mit Reimen, mit dem Schwert
Die Hartherzige berennte?

Blanka, Blanka, stets doch war's
Ein Gefühl, das mich durchglühte,
Ob ich als Apoll, als Mars
Zu bezwingen dich, mich mühte!
Ob ein halb entrißnes Pfand
Mich zum Liedersturm entzückte,
Ob in des Verzagten Hand
Schwert und Speer dein Kaltsinn drückte!

Tief fühlt' ich der Qualen Dorn
In die wunde Brust mir dringen,
Wenn mich zwang der bittre Zorn
Gegen dich das Schwert zu schwingen.
Kämpfend gegen dich — mein Blut
Träumt' ich für dich zu vergießen,
Nur für dich, in alter Glut,
Fühlt' ich's durch das Herz mir fließen!

Blanka! ja, du hast's gewußt,
Daß, in doppelter Empörung
Rasend, bloß stand meine Brust
Deiner mächtigen Beschwörung!
Daß ein Wink von dir, ein Blick,
Den gehobnen Arm entmannte,
Und, ob eines Reichs Geschick
Waltend, meine Seele bannte!

Blanka! ja, mit Zauberkunst
Hast an der Entscheidung Tagen
Du mit einem Strahl der Gunst
Meiner Hand das Schwert entschlagen!
Meine Freunde mußt' ich preis
Meiner schönen Feindin geben,
Deren Herz doch blieb wie Eis,
Wollt' ich nach dem Danke streben!

Blanka! Viel schon nahmst mir du,
Daß ich bitter mich muß grämen, —
Schätze, Länder, Ehre, Ruh —
Nur mein Herz willst du nicht nehmen?
Wenn dein Stolz nicht an es nimmt,
Wisse, bald dann wird es brechen,
Doch zuvor noch, heiß ergrimmt,
Sich an deinem Hochmuth rächen!

Laut sing' ich mit vollem Ton,
Daß mit schnöder Krämertücke
Sie, die sitzt auf Frankreichs Thron,
Edle Herzen schlau berücke!
Fluchen will ich ihr, daß kalt
Treue sie mit Spott erwiedert,
Und der Liebe Allgewalt
Zu der Herrschsucht Frohn' erniedert!

Fluchen — Nein, o Blanka, nein!!
Nur mein Wahnsinn hat's gesprochen,
Des gequälten Herzens Pein,
Das nun bald, um dich, gebrochen, —
Aber das, bis es steht still,
Bis es Todeskrämpfe fassen,
Immer treu dich hegen will,
Und selbst drüben dich nicht lassen!

Blanka, süßeste der Frau'n,
Du die Reinste aller Reinen,
Königin, die im Vertrau'n
Weiß der Völker Herz zu einen:
Blanka, hörst noch immer nicht
Du den Einklang unsrer Seelen,
Welcher mahnend zu uns spricht,
Unser Schicksal zu vermählen?

Ach! nicht zögre mehr! Sein Grau
In mein Haar der Herbst schon mischet,
Wenn auch ew'ger Jugend Thau
Deiner Schönheit Ros' erfrischet!
Scheuche du den Gram, der zehrt
An dem Marke meines Lebens!
Wenn's nicht deine Liebe nährt,
Ringt es mit dem Tod vergebens!"

So hört man Champagne's Herrn,
König von Navarra, klagen,
Theobald; von Blanka fern
Muß in Sehnsucht er verzagen;
Lieder sinnt er Tag und Nacht,
Spinnt die holdsten Liebesträume;
Doch er singt, was er erdacht,
In des Aethers leere Räume.

Phantasie'n sind seine Kost,
Seine Knappen Scham und Schmerzen,
Seine Waffen frißt der Rost,
Und die Liebe nagt am Herzen;
Ringen Klage, Scheltwort, Fluch
Oft sich auch aus seinem Munde:
Den rebellischen Versuch
Widerruft er doch zur Stunde.

Dann vor ihrem Bild er kniet
Reuig, und die Schuld ab schwört er;
Doch ihr Antlitz nicht mehr sieht,
Ihre Stimme nicht mehr hört er;
Und mit Mannes Sinn und Art,
Führt das Scepter mit den Lilien, —
Bis dem Heldensohn der Bart
Aufsproßt, — Blanka von Castilien.

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Fortsetzung.)

„Ja, ja," sagte der Großvater, „die Lineamente auseinander reißen, hieße die Blume zerpflücken, um zu sehen, was an ihr sey. Ganz ist der Mensch, was er ist." — „Sie haben, obschon es Ihnen wohl noch am ächten Glauben fehlt, doch ein sehr schönes Wort da gesprochen," sagte die Gräfin, und reichte dem alten Herrn ihre Hand, die er halb in der Verwirrung an seine Lippen drückte. Es stand ihm sehr gut, daß er, überrascht und überrumpelt, der zarten Frau diesen Triumph nicht vorenthielt. Er hatte überhaupt eine versteckte Anlage zum Gefühlvollen und vielleicht gar eine sentimentale Jugend gehabt; nur gab er sich solchen Regungen nicht hin und spottete sie bald wieder fort, obschon er sie bei Andern in Ehren ließ. Auch hatte er sich jezt in seinem derben Humor bald wieder zurechtgefunden.

„Frau Gräfin sind gewiß eine recht leutselige Pythia," sagte er in seiner muntern Laune. „Wie judificiren Sie wohl dem da sein Gesicht? Der arme Schelm hat schon ehrlich herhalten müssen." Er klopfte mir auf die Schulter, denn er meinte Niemand anderes, als mich. Es überlief mich hochroth bis über die Ohren. Ich dachte an die Tortur der Inquisition unter den Händen des schäbigen Querkow, ich dachte an die nichtswürdige Deutung meiner kleinen Nasenlöcher. Ich glaube, ich blies in diesem Augenblicke die Nasenlöcher so weit auf, als möglich.

„Mein Gott, welche Aehnlichkeit!" sagte die Dame. „Ich habe das Gesicht schon gesehen." — „Es ist mein Großsohn," betheuerte der Alte. — „Ein italienisches Gesicht," sagte die Gräfin. — „Ja freilich war sein Vater ein Italiener," seufzte jener. „Aber seine Mutter, meine Tochter, war deutsch, kerndeutsch. Hat er gar nichts davon im Gesicht?" fügte er mit einem Anflug von Zorn hinzu. Ich sah wie Hülfe flehend zu ihr auf. — „Doch, doch, ohne Zweifel!" sagte sie. „Merkwürdig ist mir nur das Spiel des Zufalls in der Aehnlichkeit mit dem Erzieher meiner Kinder, mit dem Abbate Marotti."

Sie hatte so laut gesprochen, daß der Genannte, als sey er gerufen, aus dem Nebenzimmer hervortrat. Es war derselbe Fremde im schwarzen Costüm, der am Morgen im Hospital mit der italienischen Dame, der Gattin des Marchese, sprach. In seinen ernsten Zügen, mit den dunkeln, tiefliegenden Augen, auch in seiner Verbeugung lag die stolze, sich selbst genugsame Verschlossenheit eines römischen Priesters. Die Entdeckung einer Aehnlichkeit mit mir konnte wirklich nur ein Einfall

seyn, der sich auf Zufälligkeiten stüzte. Auch nahm es Niemand weiter auf, und ich athmete frei, daß ich mein gemartertes Gesicht ohne neue Schmach erheben konnte.

„Abbate?“ wiederholte der Genannte, als ihn die Gräfin vorstellte. „Ich bin weder Abbé, noch Geistlicher, seitdem ich den neuen Glauben annahm.“ — „Ach, ich vergaß,“ entschuldigte sich die Gräfin. „Aber der neue Adam, den Sie angezogen, ist Ihnen noch unbequem, Sie werden auch schwer Ihre alte Kirche ganz verläugnen, Lieber!“

Sie führte mich in's anstoßende Zimmer und überließ die beiden Herren sich selbst. Sie mochte wissen, daß der ehemalige Erzieher ihrer Söhne dem Großvater zu meinem Begleiter empfohlen war. „Er ist von ungewisser Abkunft,“ erzählte sie mir, „in einem genuesischen Kloster erzogen, und will jezt die Heimath seiner Familie in Paris gefunden haben. Er hat seinen Vater nie gesehen, nie gekannt.“ — Also darin mir doch beinahe ähnlich! dachte ich still. — „Sie würden einen Freund an ihm haben,“ versicherte sie mir. „In seinem tiefen Sinn, in seinem schönen Ernst schlummert eine Welt von Tugenden des Geistes.“ Eine Lobrede von solchen Lippen war nicht wenig geeignet, mich den ernsten Mann beneiden und ihn als meinen Gefährten mir wünschenswerth zu machen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

Hagelwetter. — Sammlungen. — Lustbarkeiten. — Prozessionen.

Ein so freundlich lächelndes Lenzantliz auch der Mai anfänglich gezeigt, so hat er doch nicht durchweg den heiteren Charakter eines Wonnemonds beibehalten. Namentlich hat sich der Himmel im lezten Drittel des Mais gar sehr verdüstert, häufige, wolkenbruchartige Regengüsse strömten nieder und richteten in den Umgebungen Wiens manchen Schaden an; sonst aber steht die Vegetation in segensvoller, üppiger Fülle. Leider gelangten kürzlich aus einigen Gegenden Niederösterreichs die traurigsten Nachrichten über Wetterverheerungen zu uns. Ein beispielloser Hagelschlag und eine entsezliche Ueberschwemmung betrafen nämlich mehrere Gemeinden am Manhartsberge und am Rohrwalde. Der Hagel fiel in so dichten Massen, daß er bald die ganze Gegend in ein Eisgefild verwandelte, wo die Schloßen über einen Fuß hoch lagen. Dann aber brachen Wasserstürze vor und zerwühlten und zerklüfteten den Boden. Die kleinsten Bäche waren zu Strömen angewachsen. Nicht bloß Gründe, auch Häuser wurden zerstört und Menschenleben gingen verloren. Das schöne romantische Straßerthal, eine der pittoreskesten Gegenden Niederösterreichs, wurde eine Beute der Verwüstung. In der Umgebung des Marktes Straß wurden allein 1000 Joch Weingärten zerstört. Der gerichtlich erhobene Schaden ist sehr bedeutend. Die Residenz, diese reiche Contribuentin für alle Verunglückten, ist auch hier wieder aufgefordert zu helfen und zu trösten. Sie wird auch unzweifelhaft das Ihrige beisteuern, obgleich die Sammlungen für die Abgebrannten in Oesterreich, Böhmen und Ungarn, und die armen, vom Erdbeben ruinirten Ragusaner noch immer im Zuge sind. Daß übrigens Vorkommnisse von so trauriger Natur und der Schatten fremder Noth die ewig lächelnde gleißende und sinnlich-behagliche Physiognomie einer so großen Stadt wie Wien nicht, oder nur höchst flüchtig zu trüben vermögen, versteht sich von selbst. Namentlich ist es für denjenigen, der Muße und Lust hat, dem Vergnügen und Genuß zu leben, gerade in diesem Augenblicke besonders gut in Wien seyn. Die Frühlingssaison vereinigt gewissermaßen die Reize aller übrigen in sich. Einmal gewährt die Residenz alle möglichen Genüsse, wie sie nur eine genußfrohe und erfinderische Hauptstadt zu bieten vermag, in reichster Fülle: Frühlingsfeste, Bälle, Theater und Schaustellungen aller Art, namentlich sind die Kunstschäze und was sonst Wien Interessantes der höhern Art in seinem Schooße birgt, gerade jezt zugänglicher denn je; und dann, wie herrlich prangt die Donaumetropole in dem reizenden Kranze ihrer lenzgrünen Umgebungen, ein blizender Diamant inmitten schimmernder Smaragde. Darum wird auch Wien in dieser Jahreszeit vorzugsweise von Fremden besucht, und gewinnt selbst wieder dadurch an frischer Lebensströmung. Dieß scheint besonders heuer der Fall zu seyn, und es gewährt dem kundigen und geübten Auge des spähenden Einheimischen einen Genuß mehr, die Provinzgäste und die fremden Touristen aus der wogenden lokalen Masse herauszusuchen und auf's Korn zu nehmen. Ein Schauspiel eigenthümlicher Art sind die vielen, im Monate Mai hier durchpilgernden, meistens aus Oesterreich, Böhmen und Mähren kommenden Prozessionen, deren Mekka das weit berühmte Mariazell ist. Insbesondere gewähren die slawischen Wallfahrer in ihrem, von der umgestaltenden Hand der Mode unberührten Originalkostüm, diese derben und sehnigen Gestalten und gebräunten Gesichter mit dem unverwischten Nationaltypus, einen nicht uninteressanten und auch wohl malerischen Anblick. Solch eine, mit der blumenbekränzten, wehenden Fahne oder einem Krucifixe an der Spize, entblößten Hauptes, betende und Psalmen singende und der profanen Herrlichkeiten rechts und links nicht achtende, und gleichsam nur nach dem einen Ziele der Andacht und des Gelübdes hinausblickende Karawane ist immerhin eine mit dem weltlichen Treiben auf Straße und Markt eigenthümlich kontrastirende Erscheinung. Man wird da, begegnet man unvermuthet einer solchen, eiligen Schrittes die Stadt durchziehenden, gleichsam der Berührung mit einer großen Stadt scheu entfliehenden Schaar, von einer Anwandlung von Romantik überrascht und möchte diese neue Staffage einen Augenblick länger festhalten. Eine jährlich wiederkehrende Erscheinung ist der wirklich großartige Aus- und Einzug der Wiener Mariazell-Prozession, ein aus vielen Tausenden bestehender, stummer Zug, der unter dem festlichen Geläute der Glocken und dem Conducte der Geistlichkeit nach dem Stephansdome zieht, um dort Gott für die glücklich vollbrachte Pilgerfahrt zu danken.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 10. Juli 1844.

Newton hat sich geirrt? — Ja, doppelt und dreifach! Und wie denn?
Lange steht es gedruckt, aber es liest es kein Mensch.

Goethe.

Neues aus der Naturkunde.

II.

Alle Körper haben eine Anziehungskraft gegen einander. Ein Körper zieht um so stärker an, je mehr Masse er enthält und je näher ihm die Gegenstände sind, auf welche er diesen Einfluß ausübt. Deßwegen neigt sich ein Senkblei in der Nähe eines senkrechten Felsen gegen diesen, hängen sich oft kleine Kügelchen an große an. Deßwegen streben alle Körper der Erde nach unten gegen den Mittelpunkt derselben, strebt der Mond gegen die Erde und haben alle Planeten gleiches Streben gegen die Sonne. Alles dieses ist längst bekannt und in den Lehrbüchern ausgeführt. Eben so allgemein bereit ist wohl eine Antwort auf die Frage, warum, ungeachtet dieses allgemeinen Strebens der Körper gegen einander, nicht die Planeten in die Sonne und die Sonne in einen einzigen Punkt, in einen Klumpen zusammen sinken. Es soll nämlich jeder Weltkörper am Anfang der Zeit einen Stoß erhalten haben, welchem zufolge er in gerader Linie in alle Ewigkeit sich fortbewegen würde. Aus dem Zusammenwirken dieser Bewegung nach einer geraden Linie und der Anziehungskraft nach dem Mittelpunkt soll nun aber eine mittlere Bewegung in kreisähnlichen Bahnen entstehen.

Mit unbegrenztem Beifall wurde diese von Newton zunächst ausgegangene Lehre lange aufgenommen und nachgesprochen. Alle irdische Weisheit sollte darin wie in einem Keim enthalten seyn. In der neuern Zeit entstanden indessen Zweifel über den zweiten Theil derselben, über den am Anfang der Zeit erhaltenen Stoß, und das dadurch gegebene Streben, in gerader Linie fortzulaufen. Sollte der im innersten Wesen aller Körper liegenden Anziehungskraft eine von außen her am Anfang der Zeit gekommene Kraft entgegengetreten seyn? Sollte diese der Schwere entgegenwirkende Schwungkraft, Centrifugalkraft, nicht gleichfalls eine allen Körpern inwohnende seyn? So fragte man in neuerer Zeit.

Aus Anlaß einer Gedächtnißrede über das Leben der unorganischen Welt, welche Professor Pohl in Breslau zur Gedächtnißfeier der dreihundertjährigen Begründung des Copernikanischen Systems vor einem größeren Publikum Gebildeter gehalten hat, wurden die Mängel der von Newton ausgegangenen Ansicht deutlicher, bestimmter als früher gezeigt und wurde eine derselben entgegen stehende Lehre aus dem Kreis der Gelehrten heraus zur Kenntniß des Publikums gebracht. Diese Lehre ist so wichtig für die Wissenschaft, läßt so bedeutende Folgen sogar für die technische Anwendung erwarten, daß es auch unsern Lesern nicht unangenehm seyn wird, Einiges davon zu erfahren.

Nach Pohl ist in jedem Körper nicht bloß die Anziehungskraft, die Schwere, sondern auch die Schwungkraft, die Centrifugalkraft, enthalten. Beide Kräfte bedingen sich gegenseitig, wie die zwei Pole eines Magnets. Jeder Körper, der größte wie der kleinste, hat in dem Verhältniß, in dem er wegen seiner Masse schwer ist, auch das Streben, mit planetarischer Geschwindigkeit zu fliegen, zu steigen. Bei den Körpern in der Nähe der Erdoberfläche ist nun aber dieser Gegensatz der Schwere, dieser positive Pol ihres Lebens durch das Uebergewicht des andern, wegen der Anziehung des ganzen Erdballs, unterdrückt, gebunden und daher weniger leicht wahrnehmbar. Es verhält sich jeder einzelne Körper zur ganzen Erde, wie ein solcher zu einem sehr großen Magnet. Der einzelne kleine Körper, der positiv magnetisch ist, wird von dem mächtigen positiven Pol eines weit größern Magnets dennoch angezogen, obgleich er nach der Beobachtung bei weniger großer Ungleichheit der Kraft, oder bei größerer Entfernung der Magnete von einander fortgetrieben würde, indem die gleichartigen Pole sich sonst immer abstoßen. Eben so verhält es sich, wenn der kleine Körper negativ magnetisch ist; auch von einem großen starken negativen Pol wird er gleichfalls angezogen, wenn er gleich von einem kleineren oder entfernteren zurückgetrieben würde. Auf gleiche Art stößt ein kräftig elektrischer Glas- oder Siegellackstab ein gleichnamig erregtes Hollundermarkkügelchen in der Entfernung von einem Schuh ab, während er es in der Entfernung von einem Zoll anzieht.

Die in jedem Körper verborgene Schwungkraft läßt sich aber bei genauerer Beobachtung dennoch wahrnehmen. Diese Schwungkraft tritt nämlich in ihrer Gesammtwirkung hervor bei der täglichen Umwälzung der Erde um ihre Axe und der jährlichen um die Sonne. — Hier zeigt sie sich in ihrer vollen Stärke. Mit Erstaunen sehen wir auf einer Eisenbahn eine Lokomotive mit einer Reihe von Wagen eine Masse von mehreren tausend Centnern in einer Stunde etwa 4 Meilen, also in einer Sekunde 26 Fuß zurücklegen. Aber der Erdball läuft in einer Sekunde 4$^1/_{10}$ Meilen, also 3600mal schneller als die Lokomotive auf der Eisenbahn, und es kommt derselbe in einer Sekunde so weit, als diese in einer Stunde. Was ist aber das Gewicht von einigen tausend Centnern gegen das Gewicht der ganzen Erde? Diese große Masse könnte eine so ungeheure Geschwindigkeit und Schwungkraft nicht haben, wenn sie nicht in allen einzelnen Theilen derselben vorhanden wäre. — So wie der Erdball aus vielen einzelnen Körpern zusammengesetzt ist, so kann man auch die Schwungkraft der ganzen Erde nur als das Produkt der gleichen Kraft aller dieser einzelnen Theile ansehen. Könnte Jemand von einem festen Standpunkt aus unsere schnelle Reise beobachten, so würde er in der ersten Sekunde uns noch 4$^1/_{10}$ Meilen entfernt erblicken, in der zweiten wären wir schon dicht an ihm, und in der dritten sähe er uns schon wieder 4$^1/_{10}$ Meilen fortgeflogen. Die in allen irdischen Körpern verborgene Schwungkraft zeigt sich hier in ihrer Gesammtwirkung.

(Fortsetzung folgt.)

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Fortsetzung.)

„Monseigneur, j'ai l'honneur" — wurde ich im andern Zimmer von einer gewaltig klingenden, vollen Stimme in einem polternden Französisch angeredet. Es war der uns als Marchese Pellegrini Bezeichnete, der Mann mit dem starken Schulterbau und der breiten Stirne, den wir schon am Morgen gesehen. Auch seine Gattin, Lorenza, war in der Gesellschaft. Und so sah ich denn den wunderbaren Menschen vor mir, der später unter anderem Namen ganz Europa beschäftigte und den man schließlich als Betrüger verdammte, nachdem man sich lange Jahre seinen magischen Einflüssen mit bereitwilliger Leidenschaft hingegeben. Er begann schon damals an verschiedenen Höfen der Gegenstand der Bewunderung zu werden, obwohl er seine „große Mission" erst später antrat. Er war ein Vielgereister, war lange Zeit im Orient gewesen, hatte die egyptischen Pyramiden und Katakomben besucht, erzählte vertraute Einzelnheiten von der stillen Gemeinde des Priesters Johannes, jenes unmittelbaren Nachkommen des Apostels, mit dessen Kolonie in Nubien, mitten in der Wüste, sich ein neues Christenthum bis auf unsere Tage fortgepflanzt. Ein solcher Mann mußte bei den Frommen und Erleuchteten Zutritt gewinnen. Je weltlicher und sinnlicher nebenbei sein Wesen war, desto spannender wurde das Räthsel seiner Erscheinung. Die Erzählung seines Aufenthalts in Medina trug das Gepräge der treuesten Selbstanschauung. Man hielt ihm vieles zu gut, weil man ihm die Vorrechte eines genialen Sonderlings einräumte, und er durfte selbst vor Lavaters keuschen Ohren die Reize des mohamedanischen Lebens schildern.

Ich blickte in ein rothbraunes, gewaltig vollblütiges Gesicht, dessen gedrungene Muskelfülle, dessen starke Brauen, wie die versteckt glühenden Augen von der innern Kraft dieses seltsamen Mannes zeugten. Die entschlossene Elasticität seiner Glieder entsprach seiner geistigen Gewandtheit. Seltene Kenntnisse, reiche Erfahrungen mochten die Macht, die er übte, unterstützen, aber diese Macht lag nicht in diesen Einzelnheiten, die

doch Mancher mit ihm theilte, sie lag in dem sinnenden, trübschimmernden Blick, in der Schwärmerei seiner brütenden Seele, in dem Hange zum Wunderbaren, der sein Jahrhundert beherrschte, in der Sehnsucht der Menschen nach dem Ewigen, die sie mitten im Schauder vor der hinfälligen Eitelkeit des Lebens erfaßt. Voll Ueberdruß und Eckel gegen die sinnlichen Freuden, und doch unfähig, zur Arbeitsamkeit einer strengen Einfalt zurückzukehren, wollte das abgewelkte Jahrhundert durch Schwelgereien der Empfindung, durch einen Sybaritismus des Geistes die Nichtigkeiten der äußern Welt verdrängen. In den Zügen des Mannes lag bei aller sonstigen Dreistigkeit, die ihm eigen schien, diese Schwärmerei seines Zeitalters, die er benuzte, weil er sie kannte, die er kannte, weil er sie theilte.

Der Marchese war an jenem Abend in der Uniform eines portugiesischen Offiziers. Er redete mich auf eine Weise an, die es merklich machte, er wolle das Incognito des Großvaters nicht anerkennen. Er sagte, er werde Deutschland, er werde unsern Hof besuchen. Ich suchte nach ausweichenden Entgegnungen, und wie die Gräfin zu uns trat, sprach er im Allgemeinen von seiner nahen Reise nach dem hohen Norden. Die Gesellschaft gruppirte sich bald von Neuem um ihn, Einige zerstreuten sich in den Garten und ich nahm die Gelegenheit wahr, das Freie zu suchen.

Der schöne Lindengang war erleuchtet. Er führte zu dem Pavillon, in welchem Lavater mit der Gräfin Branconi Gesichterstudien trieb, oder ihr seine Aussichten in die Ewigkeit eröffnete. Eine Ampel brannte in der Mitte des kleinen Salons. Ich begann die Silhouetten und Portraits zu durchmustern, die an den Wänden hingen, ich nahm den Stift und trug einige merkwürdige Linien in mein Buch; aber die Beleuchtung war zu matt, ich trat in den Hintergrund und lehnte mich in die Ottomane, die in der Nische stand. Meine Gedanken hafteten an Marotti, den ich vielleicht bald als zu mir gehörig begrüßen konnte.

Plötzlich stand er selbst leibhaftig auf der Schwelle vor mir. Er blickte sich um, und eh' ich mich aus dem Schatten erheben konnte, war ihm eine weibliche Gestalt gefolgt, die sich an seine Seite schmiegte. „Zauberin," sagte er, „was verfolgst du mich? Laß ab von mir! oder hast du Gift, so reich mir die volle Schaale!" — „Giuseppe!" rief sie und blickte erschreckt zu ihm auf.

Sie standen unter der Ampel und in ihrem matten Licht funkelte der Blitz seines zornigen Auges. Es war Lorenza, die an seinem Arme hing. Wie sie zitterte, hielt er sie mit beiden Händen. Sie sanken auf den Divan, der zur Seite stand. Ich sah sie nicht mehr, ich hörte nur das Rauschen des seidenen Gewandes. Sie flüsterten leise, mir nicht vernehmbar.

„Muß ich nicht," sagte er laut, „wie die Menschen in der Heimath, an die Macht des bösen Blickes glauben, da du mich fesselst, mich nicht fliehen lässest und doch nicht mein seyn kannst?" Sie seufzte tief und sagte: „Weil ich dem Entsetzlichen angehöre, wie man vom Schicksal geknechtet wird, bin ich deßhalb die Seinige? Ist denn meine Seele in seinen Banden? Hat die Sklavin nicht ihr Herz frei?" — „Ich habe keinen Theil an ihm," sagte Marotti finster, „er treibt mit dem Glauben der Welt ein Spiel."

„Ich lache über seine Träume," rief sie halb lachend, halb weinend, „ich verspotte seine Plane, die Menschen zu täuschen, ich habe nichts gemein mit seinen falschen Künsten, ich will keine Unsterblichkeit. Ich will nichts, als die Spanne Zeit, die mein ist, und frei über sie schalten." — „Ich habe aufgehört, Priester zu seyn," murmelte Marotti, „habe den alten Gott verloren, um dich zu gewinnen, und dich reizt immer noch der falsche Glanz an der Seite des Abenteurers!" — „Harre noch aus, Giuseppe!" bat sie schmeichelnd. — „Euer Weg ist nicht der meinige," sagte er fest und kalt, „morgen verlass' ich dich." — „Giuseppe, so ist die Nacht noch mein!" flüsterte sie. „O, sey nicht flüchtiger als der Augenblick!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

(Fortsetzung.)

Fronleichnamsfeier. — Theater. — Gastspiele.

Dadurch, daß sich der Mariazell-Prozession noch die meisten Wallfahrer aus den Umgebungen Wiens und alle diejenigen anschließen, die dem Zuge Willkomm bietend bis vor die Thore und Linien entgegengegangen, gewinnt der leztere ein so imposantes Aussehen. Gleichwohl und trozdem, daß sich bei dieser Gelegenheit manch hübsches Fräulein eine idyllisch-romantische Rolle zu spielen bemüht, ziehe ich die kleinen, aus der Provinz kommenden Prozessionen in ihrer naturgetreuen, schlichten Originalität vor, mag auch z. B. das kritische Auge an den in plumpen und ungeschlachten Männerstiefeln steckenden Füßen der Pilgerinnen aus der mährischen Hanna ein ästhetisches Mißbehagen finden. — Ich komme nun auf eines der glänzendsten religiösen Feste unserer katholischen Hauptstadt, die F r o n l e i c h n a m s f e i e r, zu sprechen. In der That läßt sich kaum ein feierlicherer Aufzug denken, wo sich kirchlicher und weltlicher Pomp in einem grandioseren Maße vereinigten, als es hier geschieht. Es ist dieß eine Prozession im prächtigsten Sinne des Wortes, und der Fremde dürfte nur in Rom Gelegenheit finden, einem so imposanten Schauspiele beizuwohnen. Namentlich ist es der gesammte Hof im Geleite seiner drei prächtigen Garden, der dem unabsehlichen, aus den Repräsentanten aller Stände und Alter zusammengefügten Zuge einen strahlenden Glanz verleiht. Nebst dem

k. k. Militär fungirt an diesem Tage auch die sehr zahlreiche und aus glänzend organisirten Corps bestehende Bürgermiliz. Trifft es sich, daß ein heiterer Himmel, wie fast wider Vermuthen heuer, die Feierlichkeit begünstigt, so übersteigt das Leben und Gedränge auf den Straßen alle Begriffe. Die außerordentliche Neugierde und Schaulust des Publikums bewährt sich bei dieser Gelegenheit in wirklich fast unglaublicher Weise. Unsere guten Wiener begnügen sich nicht, Zeugen bloß eines Momentes der Feier gewesen zu seyn; man glaubt nichts gesehen zu haben, wenn man nicht Alles gesehen hat, und so kann man auf das Treiben und Drängen schließen, wozu noch der besondere Umstand kommt, daß die meisten Straßenzugänge von Militärposten hermetisch geschlossen sind, daher denn ein unbeschreibliches Auf- und Niederfluthen auf den freigegebenen Punkten. Am nächstfolgenden Sonntage finden die Frohnleichnamsprozessionen in den Vorstädten Wiens, und am zweiten Sonntage in mehreren Orten der Umgebung statt, wo sich dann die Scenen vom ersten und eigentlichen Frohnleichnamstage zum Theile erneuen. Einer Art von Berühmtheit genießt das Frohnleichnamsfest in dem benachbarten Petersdorf oder Perchtoldsdorf, einem bei den Wienern wegen seines Alters und mancherlei interessanter historischen Schicksale im Ansehen stehenden, ungemein freundlich gelegenen Orte. Mit dem obigen Feste steht zugleich der sogenannte Kirchtag in Verbindung, also ein doppeltes Fest, und in lezterer Beziehung sogar ein renommirtes Volksfest, bei dem sich einzufinden die lebenslustigen Wiener keineswegs versäumen. — Da ich so eben von Festen und Gästen spreche, so muß ich auch der Anwesenheit der erlauchten Neuvermählten unseres Erzherzogs Albrecht, der Prinzessin Hildegard, erwähnen, wo sich Feste und glänzende Arrangements, allerdings nur im Bereiche des Hofes und der kaiserlichen Familie, von selbst verstehen. Ein besonders hervortretender Moment war der Empfang des erlauchten jungen Paares in Nußdorf gelegenheitlich der Landung des Dampfbootes Stephan, das Bayerns Königstochter an Oesterreichs Gestade sezte. Da indessen die Zeitungen bereits hierüber umständlich berichtet, so begnüge ich mich, dessen hier nur gedacht zu haben. — Der kaiserliche Hof residirt nun wieder in dem freundlichen Schönbrunn, nachdem er die Frühlingssaison mit einem besonders glänzenden Feste in den sinnig und geschmackvoll eingerichteten Gewächshäusern des kaiserlichen Hofburggartens inaugurirt hat.

Ich gehe zu den festlichen Genüssen des Theaters über. Zwei der nach meinem früheren Briefe erwarteten Kunstgäste des Hofburgtheaters, Emil Devrient und Baison, sind eingetroffen und haben in einer Reihe von Vorstellungen seitdem die Ansprüche erwartungsvoller Kunstfreunde auf glänzende Weise gerechtfertigt. Hat sich Devrient als der mit blendenden äußeren Gaben, gleichsam mit den Elementen einer ewigen Jugend, wie nicht leicht ein zweiter Künstler ausgestattete, aber auch innerlich harmonisch und poetisch-genial gestaltende Darsteller bewährt: so hat sich seinerseits Baison, weniger durch blendende Gestalt und äußeres Wesen unterstüzt, doch in jeder Hinsicht als ein sehr denkender, korrekter, tief auffassender und gründlich gebildeter Künstler gezeigt. Publikum und Kritik vereinigen sich in der Hauptsache über beide genannte Künstler in dieser Ansicht. Wir sahen Devrient bisher als Ferdinand in „Kabale und Liebe,“ Werner („Herz und Welt“), Bolinbroke, Richard Wanderer, Posa, im Landwirth, als Lord Harleigh im „Wahn und Wahnsinn,“ und als Hook im Ifflandschen „Mündel.“ Noch ist die Reihe seiner Gastvorstellungen nicht geschlossen, die nächste dürfte Monaldeschi seyn, worin jedenfalls Devrient excelliren muß, da dieser Charakter so mächtig von des Darstellers persönlichen Mitteln getragen wird. Hr. Baison war in sechs Gastspielen aufgetreten; sein Hamlet und Posa, Fiesko und Sigismund im „Leben ein Traum“ waren ächte Goldproben seines Künstlerberufes. Noch sollte er im „Macbeth“ auftreten, dieß unterblieb aber leider. Dafür hatten wir Gelegenheit, ihn in einer musikalisch deklamatorischen Akademie als Shakespeare-Vorleser zu hören, welcher Aufgabe er sich, den ihm in dieser Hinsicht vorangegangenen Ruf rechtfertigend, gewachsen zeigte. Noch muß ich bemerken, daß das Auftreten fremder bedeutender Künstler für uns, als Publikum, immer eine neue, gewinnreiche Quelle freudiger Ueberzeugung ist, der nämlich, daß, weit entfernt in irgend einer Hinsicht verdunkelt und in den Hintergrund gedrückt zu werden, die Leistungen der Künstler unserer Hofbühne ebenbürtig neben dem fremden Verdienste leuchten und wie sehr sie ihr gerundetes und harmonisches Relief behaupten. — Eine der jüngsten Novitäten des Hofburgtheaters ist ein zweiaktiges Lustspiel nach dem Französischen, „Christoph und Renate“ betitelt. Auf eine eigentliche höhere Geltung kann dieses kleine Stück nicht Anspruch machen, es zeichnet sich aber durch Frische des Colorits, wackere Gesinnung und beißende Satire auf absurden Geld- und Adelstolz aus. Die gaminartige Rolle des Christoph bot der Darstellerin, der anmuthigen Auguste Anschütz, nunmehr Mad. Koberwein, recht glückliche Momente. — Fanny Elsler hat endlich ihren Gastrollencyclus vollendet. Ihr Abschied glich einem vollendeten Triumphe, sie wurde mit Beifallsjubel und Kränzen überschüttet, und es konnte nicht fehlen, daß eine Schaar emportirter Enthusiasten der Göttin des Ballets am lezten Abend ihres Auftretens mit Acclamationen das Geleite bis zu ihrer Wohnung gab, und dort um Mitternacht eine Strauß'sche Serenade darbrachte. — Die italienische Oper brachte kürzlich wieder die lange nicht mehr hier gehörte „Gazza ladra;“ ihre Zeit scheint aber vorüber zu seyn. Eine von den versprochenen Novitäten ist Verdi's „Ernani.“ Sie mißfiel zwar nicht, aber die hochgespannten Erwartungen wurden denn doch nicht vollständig befriedigt. Es hat sich hier wieder bewährt, daß die Freunde durch übermäßiges Ausposaunen einem jungen Talente weit mehr schaden, als es selbst gerechter Tadel vermöchte. — Auf dem Theater an der Wien macht diesen Augenblick eine mit großem Comparserieaufwand in Scene gesezte, sogenannte „dialogisirte“ Pantomime Furore. Ihr Titel ist: „Feenschuß und Talisman“ und besteht aus den zwei Theilen: „die Zauberpillen“ und „der Feenkampf,“ so daß sie demnach an zwei Abenden spielt. Das Sujet ist französisch. Die durch ihre Leistungen auch auf andern deutschen Theatern bekannten Gymnastiker aus Astleys Circus in London wirken darin mit und sind natürlich ein starker Magnet. — Auf der Josephstädter Bühne kam neulich unter anderem auch das Berliner Preislustspiel: „Ein Handbillet Friedrichs II.,“ von dem nun bereits hinübergeschiedenen W. Vogel, zur Aufführung und befriedigte, wenn gleich nicht auf außergewöhnliche Weise. Auf derselben Bühne gastirt so eben auch der einst so berühmte und beliebte Sänger Wild, und belebt das Repertoire mit mehreren immer gern gehörten Opern. Herr Wild war seiner Zeit ein herrlicher Gesangsvirtuose, nun ist er aber über den Zenith seines Glanzes hinaus.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 11. Juli 1844.

Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
Da war's um ihn geschehn.
Goethe.

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Fortsetzung.)

Er schwieg und duldete ihre Liebkosung. Dann flüsterte sie wieder leise, raffte sich auf und flog die Stufen hinunter. Ihr gelbes flatterndes Gewand schimmerte im Lindengange dem Hause zu. Auch Marotti erhob sich. „Verworrene Welt," sagte er dumpf und hohl, „und in wie schöner Gestalt geht die Lüge um!" Er trat hinaus und wie sein Tritt verklang, sprang ich aus meinem Versteck und floh zitternd in die Dunkelheit des Parks. Ich bebte vor dem Gedanken, daß der geheimnißvolle Mensch mein Lehrer, mein Begleiter werden sollte.

Als ich zur Gesellschaft zurückkehrte, schallte mir Musik und Gesang entgegen. Der Marchese hatte sich auf der Glasharmonika hören lassen, einem Instrument, das damals für eine neue Erfindung galt. Er stand, wie ich eintrat, so eben auf und mit der Kirchenmelodie, die er gespielt, war er wieder der Gegenstand der Bewunderung. Ich suchte die Nähe des Großvaters, im Fall er aufzubrechen gedachte. Er hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen und stand mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Haupt ganz in ruhige Betrachtung versunken. Er hatte solche Augenblicke, wo er argwöhnisch die Gegenwärtigen betrachtete. Sein Auge schien am Marchese zu haften, der mit Lavater Hand in Hand im Saale auf und ab schritt. Sie blieben jezt vor dem alten Herrn stehen und gruppirten sich ihm zur Seite, als der Gesellschaft ein neuer Ohrenschmaus geboten wurde. Die Gräfin hatte Lorenza zum Singen aufgefordert. Sie verlangte Begleitung auf der Guitarre und bezeichnete Marotti als den Einzigen, der ihre Lieder kenne.

Marotti saß im Winkel still und starr. Man wußte, daß er sie oft begleitet; um so mehr mußte er willfährig seyn, als die Gräfin ihn darum bat. Er sprang auf und stellte sich mit einiger Hast zu Diensten. Wie Lorenza ihm das Instrument reichte, wechselte auf seinem Antlitz wilder Zorn und lachender Spott. Er spielte stürmisch, als wollt' er die Saiten sprengen oder den Gesang übertäuben, aber ihre Stimme blieb mächtiger und sie bezwang sichtlich seinen Groll. Der Dämon der Tücke, der aus seinen Zügen sprang, wurde immer sanfter und milder. Sie sang eine Barcarole, wo der Schiffer vom Liebchen Abschied nimmt, und ein venezianisches Gondellied von gleichem Inhalt. Sie beugte sich dann lachend zu Marotti und in seiner Miene stand das Wort: Schlange, laß ab von mir! Für den Beifall der Gesellschaft schien Lorenza kein Gehör zu haben. Man singt in Italien nur für sich selbst.

„Nach den Liedern," sagte mein Großvater zu Lavater, „wird man irre, ob man die Sängerin nach Neapel oder nach Venedig versetzen soll." — „Lorenza ist in beiden Städten gleich sehr zu Hause," nahm der Marchese das Wort. — „Vielleicht hat die Dame in den Lagunen selbst das Ruder geführt," sagte der Großvater deutsch zu Lavater. Er wußte, daß der Marchese unsere Sprache nicht verstand. Jener sah ihn erschrocken an. Ich wußte nicht, auf welche Entdeckung sich der Ausspruch des alten Herrn stützte. — „Aber es waren beides Abschiedslieder!" sagte Lavater ausweichend und zu Pellegrini gewendet.

„Es ist uns Ernst damit," antwortete dieser mit einer feierlichen Salbung, „wir scheiden morgen. Es ist hier meines Bleibens nicht. Meine Sendung reicht weiter. Auch bin ich nicht zu den Gläubigen, ich bin zu den Ungläubigen gesandt. Wäre die Menschenwelt überall so schön wie bei Euch, das neue Jerusalem wäre schon auf Erden erschienen, ich brauchte nicht unter die Heiden zu ziehen, es zu verkünden. Ja, bei euch athmet man den Frieden Gottes! Es war für mich, außer in der Wüste, wo ich im Gebet den Herrn erkannte, hier der einzige Ort, wo ich die Sabbathstille seines Hauches spürte. Habt Dank, Edle! Aber mein Schicksal ruft mich ab. Ich erhielt gestern Briefe vom Großmeister aus Malta, die meinen Aufbruch fordern."

Gräfin Branconi unterbrach seine Mittheilungen, indem sie auf den Großvater zuschritt und mit der Bitte, sich ein ländlich schweizerisches Nachtmahl gnädigst gefallen zu lassen, seinen Arm forderte. Sie winkte zugleich auch mir zu und ich folgte dem Paare in den heitern Flügel des Hauses, wo sich die kleine Gesellschaft im Speisezimmer zum Souper wieder fand. Ich saß zur Rechten unsrer edlen Wirthin, uns gegenüber der Marchese. Marotti hatte sich an das äußerste Ende der Tafel zurückgezogen. Die Schlange Lorenza hatte sich an Sanct Lavatus' Seite gedrängt, lachend, geschwätzig, geschäftig, als wollte sie auch ihm den Apfel im Paradiese reichen.

Das Mahl war nicht so einfach, als es die Gräfin bevorwortet. Es war recht eigentlich für Deutsche eingerichtet und der Großvater war galant genug, um hieran das Gespräch zu knüpfen. Aber bald genug war der Marchese wieder der allgemeine Gegenstand des Interesses. Er sprach lebhaft und enthielt sich aller Speise. Als ihm der Diener auf den Wink der Gräfin die Schüssel wiederholt anbot, machte er die Mittheilung, daß er seit einigen Wochen faste.

„Monseigneur, das Hungern bekommt Ihnen sehr gut!" sagte der Großvater und sah ihm satirisch in das rothbraune volle Gesicht. — „Der Schwung meiner innern Stimmung erhält mich," sagte Pellegrini mit ruhiger Sicherheit. „Ich bedarf zu einem Akte, der mir bevorsteht, der ganzen Sammlung meiner Kräfte. In der Wüste, als Anachoret, hab' ich es erfahren, wie weit der Geist sich läutern kann, wenn der Leib sich dieser irdischen Berührung enthält. Meine Seele wurde immer reiner, lichter, freier, ich brachte es bis zur Vision, bis zur Prophetie. Seitdem gelang es mir freilich nicht, denselben Grad in meiner Stimmung von Neuem zu erreichen." — Großvater legte Messer und Gabel bei Seite und sah starr vor sich hin. Ich kannte das als ein böses Zeichen des anrückenden Zorns.

„Es gibt im Innern Afrikas," fuhr der Marchese harmlos fort, „ein Volk, das einmal im Jahre einen Tag lang wacht und fastet und sich dann auf die Gräber der Vorfahren zum Schlafen niederlegt. Aus den Träumen, die in solcher Nacht in ihnen aufsteigen, deuten sie ihre Zukunft, ja richten ihre Handlungen schon in der Gegenwart darnach ein. Was die Pythia und die Sibyllen der Alten sagten, war eben auch nur das Ergebniß eines magnetischen Schlafes."

(Fortsetzung folgt.)

Neues aus der Naturkunde.

(Fortsetzung.)

Aber wir können dieselbe Kraft auch am einzelnen Körper wenigstens theilweise bemerken. Wenn eine Kugel auf einer ebenen Fläche einen Stoß erhält, so rollt sie fort, bis ihr entgegenstehende Hindernisse sie wieder zum Stillstand bringen. Ohne diese Hindernisse würde sie in Ewigkeit sich fortbewegen. Dieser Bewegung ist sie nur fähig durch die in ihr vorhandene, jedoch überwundene, gefesselte Kraft, welche von ihren Fesseln theilweise frei wird durch die von außen hinzugekommene Bewegung. So wie die Fesseln von außen hinzu gekommen sind, so kann auch die Entfernung derselben von außen geschehen. Aber wenn der Trieb zur Bewegung nicht im Körper selbst wäre, so würde die Entfesselung keinen Erfolg haben, so würde der Körper dennoch nicht immer fortrollen, bis er aufgehalten wird. Nach der bisher gewöhnlichen Anschauungsweise erklärt man sich zwar diese auffallende Eigenschaft durch ein Beharrungsvermögen in der Bewegung oder der Ruhe, eine sogenannte Kraft der Trägheit. Aber es ist dieß entweder ein bloßes Wort, bei dem sich wenig denken läßt, oder ein Widerspruch, oder man kommt dabei auf eine im Körper verborgene lebendige Kraft.

Auch scheint auf den ersten Anblick diese in den Körpern verborgene Kraft von geringer Bedeutung für die praktische Anwendung, und eine Erörterung derselben

nur für die Gelehrten Werth zu haben. Die Schwere und die Reibung traten derselben bis jetzt in der Regel so mächtig entgegen, daß sie nur wenig wirken und Früchte bringen konnte. Ein Reisewagen, der von zwei Pferden fortgezogen wird, hat, wenn die Pferde ihm nur einmal von Anfang die Bewegung beigebracht haben, eine bewegende Kraft in sich, die ihn in gerader Linie über alle Länder forttreiben würde, ohne daß man der Pferde weiter bedürfte, wenn nicht Hindernisse der Bewegung im Wege ständen. Gerade deßwegen aber kann man die Pferde nicht ausspannen, nachdem sie den Wagen angezogen haben; der Wagen würde sonst im nächsten Augenblicke wieder still stehen. Die Hindernisse, welche der bewegenden Kraft im Weg stehen, sind so übermächtig, daß sie dieselbe im ersten Augenblick der Befreiung wieder in neue Fesseln schlagen und immer wieder neue Entfesselungen nöthig machen.

Aber anders wird es seyn bei höhern Stufen der Befreiung, bei größeren Bewegungen mittelst der fortgeschrittenen Kunst. Bei solchen höhern Graden der Bewegung wachsen der Kraft während der Entwicklung die Schwingen. Eines der mächtigsten Hindernisse, eine der stärksten Fesseln, die Reibung, ist bei erhöhter Geschwindigkeit nicht größer als bei der gewöhnlichen. Vielmehr vermindert sich dieselbe bis zu einem gewissen Grad, weil beim schnellen Hingleiten die sich berührenden Körper nicht die volle Wirkung auf einander ausüben können. Wenn nun auf Schienenwagen der andere Grund der Reibung, die Unebenheit, viel mehr als sonst beseitigt ist, so hat schon hier die bewegende Kraft einen großen, früher nicht gekannten Vortheil gegen eine ihrer größten Gegnerinnen. Mit der Geschwindigkeit wächst aber ihre Gewalt noch dazu im potenzirten Verhältniß. Eine noch einmal so große Geschwindigkeit gibt dem Körper eine vierfache Schwungkraft und dadurch eine vierfach größere Widerstandskraft gegen die Schwere als eine einfache; eine dreifache Geschwindigkeit sogar eine neunfache Schwungkraft u. s. w., während die zu überwindende Schwere immer dieselbe bleibt. Möglich wäre es sogar, mittelst dieser erhöhten Schwungkraft eine Erhebung über der Erde zu erreichen, wo dann die Schwere im umgekehrten potenzirten Verhältnisse abnehmen müßte, und der bewegte Körper am Ende eine vollständige Befreiung vom Uebergewicht der Schwere erlangte und als ein kleiner Mond den Sphärentanz um die Erde begänne. Diese längst bekannten Gesetze sind inzwischen nur durch die mechanische Ansicht des Weltgebäudes gleichsam in Schatten gestellt worden, so daß sie in ihrer großen Bedeutung und in ihrem Zusammenhang nicht erkannt wurden.

Die Wissenschaft ist nach Copernikus in einer Beziehung nicht vorwärts, und seit Newton insofern sogar zurückgegangen, als sie auf seine Veranlassung das Weltgebäude als eine große mechanische Weltuhr zu betrachten sich gewöhnte, als eine Uhr, die, vom Weltenmeister am Anfang der Zeit aufgezogen, nun nach todten, mechanischen Gesetzen in alle Ewigkeit fortlaufe. Unserer Zeit ist es vorbehalten, die Entdeckung des Copernikus zu vollenden, statt der mechanischen Gesetze die Gesetze des Lebens im Weltall wieder zu erkennen, und die Keime dieses Lebens nicht bloß im großen Ganzen, sondern eben so in jedem einzelnen Körper, selbst in dem kleinsten, zu beobachten. Unsere Zeit hat noch auszusprechen, daß nicht bloß die Weltkörper als Gesammtheiten eine bewegende Kraft in sich haben, sondern ebenso alle einzelne Theile derselben.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Kirsch's neue Versuche mit dem Luftballon.

Des Aeronauten Kirsch eben nicht glückliche Versuche, mit einem Luftballon seiner Erfindung aufzusteigen, habe ich in früheren Berichten erwähnt, auch, daß es ihm hätte schlimm ergehen können, wenn sich die Polizei nicht in's Mittel gelegt hätte; daß er aber ein ehrlicher Mann und für die Aufrechthaltung seines guten Rufes vor Allem besorgt sey, sah man aus dem neuen Versuche, zu welchem alle diejenigen, welche dem ersten mißlungenen beigewohnt hatten, unentgeltlich zugelassen wurden, und obschon er zum zweitenmale mit dem von ihm verfertigten Ballon nicht weit kam, sondern in Paris selbst niederfiel, so hatte er doch wenigstens sein Wort gelöst und war in die Luft, wenn auch nicht sehr hoch, gestiegen. Damit hat sich aber Kirsch nicht begnügt, und er hat auch zeigen wollen, daß er Besseres zu leisten im Stande sey. Er hat also sein erstes Verfahren aufgegeben und ein neues angewendet; er hat nämlich einen Luftballon aus einem Zeuche, das er mit aufgelöstem Kautschouk überzogen, verfertigt und diesen, wie gewöhnlich geschieht, mit Gas angefüllt; unten an demselben hing das Schifflein; über demselben war aber eine Art von Schirm ausgespreizt, welcher, wie es scheint, noch weiter ausgespreizt werden konnte und als Fallschirm beim Herablassen des Ballons dienen sollte. Sobald dieser neue Ballon fertig war — und dessen Fertigung wurde sehr beschleunigt, — kündigte er eine abermalige Ascension an, aber dießmal ohne seinen, durch die vorigen mißlungenen Versuche etwas verrufenen Namen beizusetzen. Daher mochte es wohl kommen, daß sich nicht so viele Neugierige einfanden, als das erstemal, und auch jetzt wäre er beinahe wieder beim Publikum in Ungnade gefallen, indem die Zubereitungen viel länger dauerten, als man geglaubt hatte, so daß er anstatt um 5 Uhr, wie angekündigt war, erst um halb sieben aufsteigen konnte. Sein Ballon war nur zum Drittel mit Gas gefüllt; ob absichtlich, oder wegen der durch die Ungeduld des Publikums gebotenen Eile, weiß ich nicht. Dießmal fuhr Kirsch majestätisch empor, man sah ihn über Paris einherschweben und mit dem Winde sich nach Osten wenden. Seinem eigenen

in den Zeitungen bekannt gemachten Berichte zufolge, ist er 4000 Mètres hoch gestiegen, hat eine so starke Kälte empfunden, daß der Wein in einer Flasche, die er bei sich hatte, gefror, und hat sich ein wenig nach 8 Uhr bei Epernay in Champagne, 15 deutsche Meilen von Paris, niedergelassen. Er will nun am künftigen Sonntage einen neuen Versuch wagen, und nun kann er dreist seinen Namen in der Ankündigung wieder beisetzen, denn er hat ihn rehabilitirt.* Die Beharrlichkeit dieses Mannes ist wahrlich bewundernswerth; Gewinnsucht kann ihn schwerlich dazu bewegen, denn alle diese Versuche müssen ihn beträchtliche Summen gekostet haben, und höchstens kann er hoffen, seine Ausgaben wieder ersezt zu bekommen. Vielleicht gelingt es ihm, in der Luftschifffahrt einige Vervollkommnungen anzubringen, um die Gefahren derselben zu vermindern, oder um einigen Nutzen aus dieser, bisher fast zu nichts anderem, als zu einer Augenweide für die müßigen Zuschauer dienenden Kunst zu ziehen. In dieser Hinsicht verdiente der Mann einige Aufmunterung und Unterstützung; er scheint aber nicht darum sich zu bewerben, und sich mit dem Beifall und der Achtung des Publikums zu begnügen. Bleibt die von seinem Ballon erreichte Höhe im Verhältnisse zu der Menge von Gas, womit er angefüllt wird, so könnte man daraus schließen, daß, wenn derselbe gänzlich angefüllt wird, er sich zweimal höher erheben könne, als da er bloß zum Drittel angefüllt war, alsdann würde er zu einer Höhe von 12,000 Mètres oder 36,000 Par. Fuß steigen können; wäre es nun dem Luftschiffer möglich, die in einer solchen Höhe herrschende Kälte oder auch die Verdünnung der Luft zu ertragen, so würde er im Stande seyn, manche interessante physikalische Beobachtungen anzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

* Dieser neue Versuch ist aber wiederum schlecht ausgefallen. Das Anfüllen des Ballons mit Gas hätte denselben beinahe angezündet; man hat eilig löschen müssen und dadurch ist der Ballon verdorben worden.

Wien, Juni.

(Schluß.)

Kunstausstellung. — Musik. — Akademien. — Lufteisenbahn.

Unser Kunstsalon ist nunmehr seit dem 11ten d. M. geschlossen. Er hatte sich eines ziemlich lebhaften Besuches zu erfreuen. Es waren während der Dauer der Ausstellung so viele Nachträge zugewachsen, daß neue Lokalitäten eingeräumt werden mußten. Zwar befanden sich brave und fleißige Leistungen darunter, doch konnten sie auf eigentliche höhere Bedeutsamkeit keinen Anspruch machen. Daß mehrere unserer besten einheimischen Künstler von der Kunstausstellung weggeblieben, noch immer, wie es wenigstens scheint, den Unmuth über frühere herbe Kritiken nährend, aber auch zu einem großmüthigen Opfer der Selbstverläugnung im reinen Interesse der Kunst sich nicht aufzuschwingen vermögend, glaube ich Ihnen bereits neulich einmal gesagt zu haben. Einer derselben, der geniale Danhauser, hat nun zum Besten des Künstlerpensionsfonds eine aparte Ausstellung veranstaltet und eilf seiner Genrebilder zur Beschauung exponirt. Es sind ohne Frage Arbeiten eines Meisters. Zwei der bedeutendsten Gemälde darunter sind eine variirte Wiederholung seiner trefflichen „Testamentseröffnung,“ und ein zweites Bild, „zurückgenommene Zinspfändung“ betitelt. — Ein berühmter Gast weilte — aber gleichsam nur im Fluge — in unsern Mauern, Cornelius. Kaum gewannen unsere Künstler Zeit, ihn würdig zu bewillkommnen und sich seiner Gegenwart zu freuen. Gleichwohl veranstalteten sie ihm zu Ehren ein Souper, wobei sich über vierzig Notabilitäten der bildenden und schönen Künste um den Malerfürsten versammelten. Merkwürdig klang seine Erwiederung des auf ihn ausgebrachten Toastes: „Ich erhebe dieses Glas auf das Wohl und Gedeihen der Kunst und Künstler in Wien; mögen sie fortan nicht bloß geduldet seyn, sondern, geehrt und in's Leben eingeführt, den Rang einnehmen, der ihnen in einem gebildeten Staate gebührt.“ — Noch muß ich eines Gegenstandes erwähnen, nämlich des von dem Salzburger Künstler Sattler hier aufgestellten Kosmorama, welches von demselben auf einer im vorigen Jahre beendeten orientalischen Reise aufgenommene und sehr gelungen in Oel ausgeführte Palästina-Ansichten darbietet. Sind diese Darstellungen schon an und für sich interessante Objekte, so wird der Genuß der Anschauung noch mehr durch den optischen Effekt erhöht. Hr. Sattler darf auf Theilnahme rechnen. — M. G. Saphir, Wiest und ein Hr. J. H. Smith, Lehrer der englischen Sprache, haben in jüngster Zeit musikalisch-deklamatorische Akademien und Vorlesungen veranstaltet. Saphirs humoristische Vorlesungen sind bekannt, der berühmte Humorist ist auf diesem Terrain ein sieggewohnter Held. Auch Wiest reussirte mit seinen humoristischen Versuchen, mehr noch aber mit seiner gewagten, aber gelungenen deklamatorischen Porträtirung bekannter und berühmter Bühnenkünstler. Hr. Smith trug mehrere Hauptscenen aus Shakespeare's „Kaufmann von Venedig“ im Englischen vor, fand aber nur ein beschränktes Auditorium. — Hoffentlich haben nun vor der Hand alle Conzerte und sogenannte „Akademien“ ein Ende erreicht. Nach dem genauen Ausweise der hiesigen Musikzeitung über sämmtliche die Winter- und Frühlingssaison über gehaltene Conzerte haben wir deren 109, sage hundert und neun, gehabt. Das ist doch wahrlich embarras de richesse! — Da gerade von Musik die Rede, so kann ich nicht umhin, Ihre Aufmerksamkeit auf einen talentvollen jungen Wiener Virtuosen zu lenken, der über kurz oder lang in Stuttgart einzutreffen und wohl auch sich dort hören zu lassen gedenkt. Louis Mintus ist sein Name, sein Instrument die Violine, auf welcher er bereits hier als Schüler des Conservatoriums hübsche Erfolge errungen. Zu seiner höheren musikalischen Ausbildung ging er dann nach Paris, von wo er nunmehr wieder in die Heimath zurückzukehren, unterwegs aber in einigen Städten Deutschlands zu debütiren gedenkt. — Eine überraschende Neuigkeit für uns Wiener war die Kunde, daß wir zu unseren beiden Dampfeisenbahnen nun auch noch eine Lufteisenbahn erhalten sollen. Die Nachricht klang fast wie eine Chimäre. Man wußte zwar im Allgemeinen, daß der kais. Hofbaurath Sprenger eine technische Reise nach Frankreich und England unternommen und daß deren vorzüglicher Zweck Untersuchung der atmosphärischen Bahnen war, gleichwohl hätte Niemand an eine so schnelle Realisirung eines Lufteisenbahnprojekts geglaubt. Freilich wußten das die Herren besser, die in aller Stille einen neuen Eisenbahnverein gegründet und die Aktien — jede einzelne zu 10,000 Gulden! — unter einander vertheilt hatten. Die neue Bahn soll zunächst nur nach dem nahen Hütteldorf führen, und von dort aus mittelst einer Auszweigung mit der Wien-Gloggnitzer in Verbindung gesezt werden. Der Bahnhof wird geradezu in die Stadt auf den Lobkowitzplatz verlegt. Wie gesagt, die Sache klingt seltsam, aber ein halb offizieller Artikel in der Augsb. Allgem. Zeitung bestätigt die Wahrheit.

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 12. Juli 1844.

— — Streams amid the cots descend
And with wild flowers and blooming orchards blend.
A scene more fair than what the Grecian feigns
Of purple lights and ever vernal plains;
Here lawns and shades by breezy rivulets fann'd,
Here all the Seasons revel hand in hand.

Wordsworth.

Aus den Pyrenäen.

Aus dem Reisetagebuch eines Deutschen.

V. Die Thäler von Bellongue, Bethmal und Biros. Merkwürdige Contraste.

(s. Nr. 158—162.)

Das Thal von Castillon bildet an seinem Ende einen Fächer von drei Nebenthälern und diese bieten durch die ihnen eigenen Erscheinungen die merkwürdigsten Contraste dar, welche man auf einem so beschränkten Raume irgendwo finden kann. — Dicht vor Castillon zweigt sich zunächst in westlicher Richtung das Thal von Bellongue (bella et longa) ab. Wenn schon das Thal von Castillon durch seine kräftige Vegetation und die Sorgsamkeit seines Anbaues unsere Aufmerksamkeit auf die angenehmste Weise beschäftigt hat, so macht das Thal von Bellongue denselben Eindruck in noch ungleich höherem Grade. Die mannigfaltigste Kultur erhebt sich hier bis auf den Kamm der Berge, und man ist von dem Bilde des durch den reichsten Erfolg belohnten Ackerbaus bezaubert. Dieser Genuß wird aber durch ein Phänomen gestört, welches in solcher Umgebung doppelt überraschend und unerklärlich ist. Kaum hat man nämlich das Gebiet von Bellongue betreten, so begegnet man dem Cretinismus in seiner abschreckendsten Gestalt.

Unglückliche Wesen, bei denen ein vom Kinn bis zur Brust herabreichender Kropf die Stelle des Halses einnimmt und deren kurze Ungestalt an die Schilderungen von Rübezahl und andere Berggeister erinnert, glotzen mit stieren, dummen Blicken den Wanderer an. Taubstummheit vermehrt häufig die Zahl der Gebrechen dieser bedauernswerthen Geschöpfe, und eine unmäßige Gefräßigkeit würdigt sie vollends bis zum Thiere herab. — So leicht es seyn mag, in gewissen Thälern der Alpen, der spanischen Pyrenäen, der Sevennen und Vogesen die Erscheinung des Cretinismus aus dem über Lager von Kalkstein fließenden Trinkwasser, oder aus dem Mangel an Licht und Cirkulation der Luft, oder aus der Feuchtigkeit des Bodens u. s. w. herzuleiten, so schwer ist es, die wahre Ursache dieser Ausartung der menschlichen Race in dem Thale von Bellongue aufzufinden. Vergebens hat die Akademie der Wissenschaften zu Paris die Erklärung dieser betrübenden Erscheinung zum Gegenstande einer Preisfrage gemacht; mehrere ausgezeichnete Pariser Aerzte haben sich an Ort und Stelle begeben, um den Schlüssel des Räthsels zu finden; aber ihre Arbeiten haben bis jezt kein befriedigendes Resultat geliefert.

Von Handel und Verkehr in diesem nur dem Ackerbau und der Viehzucht gewidmeten Landstriche ist nicht die Rede; der Weg, der bis nach St. Lary, dem am

äußersten Ende des Thals liegenden Hauptorte desselben führt, könnte allein die Wahrheit dieser Behauptung beweisen; denn die Brücken, welche den im Thal hinauf führenden Weg bald auf das rechte, bald auf das linke Ufer der Rouiane hinüber tragen, sind nur breit genug, um Fußgängern oder Reitern zu dienen; selbst die schmalste Ochsenkarre des Bauern kann diese engen Uebergänge nicht passiren.

Außer seinen Cretins und seiner Schönheit und Fruchtbarkeit bietet das Thal von Bellongue nur noch Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit dar. Sein Ende oberhalb St. Lary läuft in einer jener in diesem Gebirge so häufigen engen Schluchten aus, welche zum Fange der Bisets die Hand bieten, einer Art in großen Schwärmen wandernder Tauben. Diese sonderbare Jagd fällt in den Monat Oktober und wird auf folgende Weise betrieben. Das Ende der Schlucht ist in der ganzen Breite durch ein hohes Netz geschlossen. Längs der Schlucht selbst sind hohe Maste errichtet, an deren oberen Ende ein Käfig von Reisig und Laub angebracht ist; in jedem Käfig sizt ein Jäger. Sobald der äußerste dieser Vorposten das Nahen eines Taubenschwarms angekündigt hat, tritt die tiefste Stille ein; im Augenblicke aber, wo die ganze Kette zwischen den Käfigen durchstreift, geht die Ruhe der Jäger in Geschrei und Lärm mit einer Klapper über. Die von diesem Tumulte überraschten Bisets verlieren den Kopf und stürzen sich gegen das Netz. Im Augenblicke nun, wo sie, diesem ganz nah, sich über den obern Rand desselben hinweg zu schwingen suchen, schleudert der lezte der Wachposten ein die Gestalt eines Taubenfalken nachahmendes Schreckbild auf die flüchtige Schaar hinab, welche sofort zur Erde niederfährt und unter dem plötzlich zufallenden Netze gefangen wird. Dieser verhängnißvolle Moment gibt das Signal zu einer gegen die unglücklichen Opfer der List gerichteten sizilianischen Vesper; Jäger und Schaulustige stürzen sich auf das Netz und erwürgen die Bisets, um aus einem Theil derselben sofort den Hauptbestandtheil einer Mahlzeit im Freien zu machen. — Die Jagd ist so ergiebig, daß ein einziger Zug mit dem Netze oft hunderte der armen Ueberlisteten in die Gewalt der Jäger bringt. Die Bisets werden am Schauplatze der Jagd in Kisten verpackt und weit umher verschickt; sie spielen in den Departements des mittäglichen Frankreichs mindestens eine eben so große Rolle, wie die Leipziger Lerchen in den nördlichen Provinzen unseres deutschen Vaterlandes.

Das Thal von Bethmal, das zweite der von dem Thale von Castillon aus wie Wurzeln eines Stammes in das Gebirge eindringenden drei Nebenthäler, öffnet sich im Süden der Stadt Castillon. Ich könnte, indem ich auf die von mir angekündigten Contraste zwischen dem Charakter der drei Seitenthäler zurückkomme, hier davon reden, wie verschieden die Natur ihre Schätze in Bellongue und Bethmal vertheilt hat, ich könnte dem unübertrefflichen Anbau in Bellongue die von der Hand des Menschen unberührt gebliebenen Schönheiten des Thals von Bethmal entgegen halten, das Dorf, welches diesem Thal den Namen gegeben hat mit seinen zwei malerischen Kirchen schildern, oder auch den weiter hin gelegenen See, der von hohen und schroffen, mit dem herrlichsten Buchwalde bedeckten Bergen umgeben ist und durch seine wunderschönen Umgebungen nicht minder als durch seine unvergleichlichen Forellen eine weit verbreitete Berühmtheit erhalten hat. Aber ich erlasse dem Leser all dieß und wende mich ohne Verzug zu einem Phänomen, welches abermals der Bevölkerung angehört und in der That eine höchst interessante historische Frage anregt.

Unmittelbar nachdem wir die Cretins von Bellongue verlassen haben, begegnen wir, nur wenige Schritte von da und zwar auf einem minder begünstigten Boden, einer Bevölkerung von seltener Schönheit. Die Männer von Bethmal sind allerdings groß und wohlgebaut, aber sie theilen diese Vorzüge mit den Bewohnern mancher andern Gegenden der Pyrenäen; die Frauen und Mädchen dagegen sind von wahrhaft bewunderungswürdigem Aeußern: große schwarze, untadelhaft geschnittene Augen, schön gewölbte und scharf gezeichnete Augenbraunen, oft überraschend feine und vornehme Züge, ein allerliebster, immer lachender Mund, aus dem Reihen blendender Zähne hervorleuchten, schlanke, nicht sehr große Figuren, dabei eine sich nie verleugnende Freundlichkeit und Lebhaftigkeit, mit der die Bauermädchen von Bethmal scherzend und kokett auf die von den Fremden an sie gerichteten Artigkeiten antworten, indem sie mit weiblichem Instinkt den Sinn der ihnen dargebrachten Huldigungen, troß ihrer Unkenntniß der französischen Sprache, errathen, das sind die Eigenschaften, welche unter den Frauen von Bethmal fast allgemein genannt werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Fortsetzung.)

„Mich fiebert," rief der Großvater, „wenn ich das Wort **magnetisch** höre." — Mit einer seltsamen Hast und wie aus Verzweiflung griff er wieder nach Messer und Gabel. — „Erlaucht sind kein Freund vom Prophezeien?" sagte der Marchese. — „Doch, doch!" versicherte der alte

Herr; „ich prophezeie selber, d. h. ich schließe von der Ursache auf die Wirkung, vom Keim auf den Baum. Und was die Träume anbelangt, so kann ich sehr gut begreifen, wie Speis' und Trank darauf Einfluß haben. Wenn ich auf Träume etwas gäbe, würd' ich mir wie die Pythagoräer die Bohnen verbieten, sie haben eine bekannte eigenthümliche Wirkung und machen schlechte Träume. Ein alter Aberglaube sagt: Träume kommen von Gott. Ich meine, sie kommen aus dem Bauche." — Die Gräfin sah sehr gequält aus; Lavater bog den Kopf.

„Ich möchte das gar nicht bestreiten," erhob Pellegrini seine schallende Stimme, „im Gegentheil noch weit mehr als dieß behaupten. Ich möchte sagen, die Seele des Menschen hat ihren Sitz im Magen." — „Hoho!" lachte der Alte, „ich dächte, sie säße im Kopfe. Aber freilich, der Kopf ist groß und es gibt auch dicke Köpfe." — „Wenn sie nicht im feuchten Dunst der Gehirnhöhlen ihren Sitz hat," begann Lavater einlenkend. — „Bei manchen Leuten," sagte der Großvater erhizt, „sieht es da oben nicht feucht, sondern gar sehr trocken aus."

„So müssen wir sie zwischen den Augenbraunen annehmen," docirte Vater La, dessen sanfte Stimme wehmüthig im polternden Lärm der beiden Streiter verklang. „Am besten würde man thun, wenn man sie nirgends fixirte," fügte er zum Schlichten der Gegensätze hinzu. — „Die Seele ist überall, wo man sie hindrängt," eiferte Pellegrini. „Und wenn ich sie mit der ganzen Kraft meines Willens in den Fingerspitzen concentrire, so hab' ich sie dort auch. Der Magnetiseur weiß das." — Der Großvater sank wie erschöpft in die Lehne des Sessels zurück.

„Ich bin nicht Arzt genug, um hier entscheiden zu wollen," fuhr der Marchese ruhig fort, „aber ich weiß so viel von der Medizin, um den Satz bestätigen zu können, daß der Lebensgeist vorzugsweise in der Magengegend thätig ist und von dort nach allen Theilen des Organismus Wärme und Bewegung ausströmt." — „Meint der Herr Marchese vielleicht auch, daß somnambule Weiber mit der Magenhöhle lesen?" fragte der Großvater mit bitterem Spott. — „Allerdings!" sagte Pellegrini mit trockenem Ernst. „Ich bin ganz Ew. Erlaucht Ansicht. Ich will nicht Beispiele aufzählen, aber von mir selbst einen Fall vorführen. Ich habe schon manches Gift geprüft, um seine Wirkung an mir selbst zu ermessen. Mit der Wurzel des sogenannten Eisenhütleins betünchte ich mir die Zungenspitze, ganz leise, vorsichtig und ohne vom giftigen Kraut etwas zu verschlucken. Sofort fühlt' ich es wie ein Band um den Kopf, dieser Theil war taub und todt, alles Gefühl, alle Erkenntniß ging plötzlich von dem Magenmund aus. Dort war alles geistige Leben in mir concentrirt, und in der Klarheit dieser Empfindung lag für mich eine betäubende Wollust. Ich fühlte mit dem Magen, ich sah, ich hörte durch ihn. Ich weiß seitdem, wo der Sitz der Seele ist, wenn man sie nicht durch die Anstrengung des Willens nach andern Theilen versezt. Empfindung und Erkenntniß gehen vom Magen aus; der Kopf ist nur die Erinnerung, das Echo davon."

„Drum klingt's auch in manchem Kopfe so hohl!" sagte der Großvater zornig. „Sanct Lavatus, Sanct Lavatus, erlösen Sie uns von diesem Heidenthum! Man nennt diese Umkehrung des ganzen Menschen von oben nach unten, vom Gehirn in den Magenschlund, ein magnetisches Polversetzen. Hahaha! Ich kenne das, ich kenne das, und bin froh, meine fünf Sinne noch oben auf zu haben. Aber übel wird mir schon beim Worte Magnetiseur. Er will den Menschen umkehren, d. h. verthieren, und drum nennt man's wohl den thierischen Magnetismus?"

„Sagen wir Lebensmagnetismus," meinte Lavater ausgleichend. „Er gehört vielleicht zu den geheimen Bedingungen des Menschenlebens, und ist dann sicherlich eine von Gott geweihte Kraft der Natur. Seyen wir ohne Vorurtheile! Daß du bist und athmest, Creatur, wäre an sich ein gleichgültiges Daseyn, aber daß du für ein Anderes bist, es anziehst und von ihm angezogen wirst, das stellt dich erst in die große Kette der geistigen Existenzen. Ja, erst durch die Zugkraft zu Gott treten wir in das Heiligthum eines Geisterlebens, haben am Wesen der Wesen erst dadurch Theil. Es schwinde die Furcht vor dem Namen, wenn uns die Sache nicht schreckt! Gott selbst ist der große Urmagnet. Erst wenn du ihn fühlst, Seele, bist du und trittst in den Kreis der Ewigkeiten. Sympathie und Antipathie! Hierin athmen, sind und leben wir."

(Fortsetzung folgt.)

Das Auge und das Meer.

Des Menschen Aug' ist rein,
Und ach zu mancher Stunde
Siehst du so tief hinein
Bis zu des Herzens Grunde;

Das Meer ist rein und tief
Und salzig seine Welle,
Die Flut, die ruhig schlief,
Wie wallt sie auf so schnelle.

Wie gleicht die Thränenflut
Des Auges doch dem Meere,
Sie steiget und sie ruht,
Und salzig ist die Zähre.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Kupferner Luftballon. — Curiositäten. — Porzellan. — Teppiche. — Glasmalerei.

Der kupferne Aerostat, womit ein anderer Luftschiffer in Paris aufsteigen will, wird noch immer für Geld gezeigt; aber von der Aufsteigenszeit ist noch keine Rede. Das Beste, was man mit dieser ungeheuern kupfernen Kugel machen könnte, wäre, meines Bedünkens, daß man sie mit Papier überzöge und einen Globus daraus machte; denn in die Luft wird sie doch nimmermehr emporsteigen. Der Verfertiger hätte die großen Kosten, welche ihm die Verfertigung eines so ungeheuern Ballons verursacht hat, ersparen können; er brauchte ja nur eine kleine Kugel zu verfertigen und diese, wenn es möglich ist, in die Luft steigen zu lassen; was er mit dieser würde ausgerichtet haben, würde den Leuten auch mit einer weit größeren möglich geschienen haben. Da man bisher noch keine kupferne Kugel, sey es eine große oder eine kleine, durch die Luft hat fliegen sehen, so ist es dem Publikum, wenigstens dem nachdenkenden Theile desselben, erlaubt, an der Möglichkeit des Gelingens stets zu zweifeln, und man könnte die Ankündigung für eine Fopperei halten, wenn der Unternehmer nicht eine bedeutende Summe angewendet hätte, um seinen Kupferglobus fertig zu machen. Das Geld, welches er von den wenigen Neugierigen empfängt, die den zum Aufsteigen bestimmten Ballon beschauen, wird ihn schwerlich dafür entschädigen. Es gibt hier aber stets unternehmende Köpfe, welche auf die Ausführung von etwas Außerordentlichem sinnen. Ich habe neulich einige Beispiele hievon, welche die jezige Ausstellung der Industrieprodukte liefert, angeführt. Es ließen sich noch andere anführen, z. B. Stickereien aus Stroh und sogar eine aus Flügeln der Libellen oder sogenannten Jungfern. Muß man nicht mit einem sonderbaren Hange nach der Hervorbringung von etwas Außerordentlichem behaftet und mit einer unerschütterlichen Geduld begabt seyn, um ein Damenkleid mit Insektenflügeln zu verbrämen? Die Stickerei ist vortrefflich ausgeführt, und diejenige Dame, welche dieses, wahrscheinlich in seiner Art einzige Kleid an sich bringt, wird sich rühmen können, einen Schmuck zu besitzen, welchen ihr keine andere Dame nachmachen kann. Nichts destoweniger ist die Arbeiterin zu tadeln, daß sie auf ein so unnüzes Geschäft ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit verwendet hat. — Zu den Schmucksachen in Paris gehört auch dieses, daß ein Puzmacher sich damit abgibt, natürliche Blumen in Guirlanden und Bouquets zum Damenschmucke zu bereiten und zu ordnen, und im lezten Winter sind in der That auf manchen Bällen die Damen mit natürlichen Blumen geschmückt erschienen, und man hatte die Naivetät zu gestehen, daß diese aus der Hand der Natur gekommenen Blumen sich eben so schön ausnähmen, als die künstlichen, welche freilich den Vortheil haben, daß sie länger dauern. Indessen geht doch auch das Verfertigen künstlicher Blumen, in welchem Paris sich seit langer Zeit auszeichnet, noch immer fort, und es gibt beinahe keinen Stoff, den man nicht dazu angewendet hätte. So befinden sich bei der jezigen Ausstellung schöne Blumen aus Porzellan, und man hat angekündigt, daß für Geld eine Blumensammlung aus Glas zu schauen sey und daß der Verfertiger unter den Augen des Publikums arbeite. Zu dieser Spielerei läßt sich die königliche Porzellanmanufaktur zu Sèvres natürlich nicht herab, deren neueste Produkte nebst denjenigen der königlichen Tapetenfabriken eben jezt im Louvre ausgestellt sind. Was die Sèvresfabrik geliefert hat, besteht in Vasen von schöner geschmackvoller Gestalt, aus bemalten Theeservicen, einer prächtigen sogenannten Jardinière oder einem auf einem Dreifuß ruhenden Blumenbehälter, der nur einen Palast schmücken kann, und dann aus einer Art von Schrank, in dessen Verzierungen man ein wenig dem jezt herrschenden Geschmacke des kleinlichen Ausschmückens gehuldigt hat, besonders durch das Anbringen von einer Menge blauer Säulchen. Das Porzellan ist in Frankreich so wohlfeil und allgemein geworden, daß die Werke der königlichen Manufaktur sich nur durch Vergoldungen, Malereien und durch andern prächtigen Schmuck vor den Privatfabriken in ihren Leistungen auszeichnen können. Diese Werke sind allerdings nicht wohlfeil; sie verdienen aber auch den Namen Kunstwerke. Beinahe eben so verhält es sich mit den Teppichen; man hat es jezt auch bei diesen dahin gebracht, sie ziemlich wohlfeil liefern zu können. Die königlichen Fabriken machen aber aus den Teppichen wahre Gemälde; es werden derselben nicht viele geliefert, da sie viel Zeit erfordern, mithin sehr viel kosten und nur zum Verzieren der königlichen Paläste und zu Geschenken bestimmt sind. Interessant ist es, in der Gobelinsfabrik zu Paris an diesen Teppichgemälden nach den vorhandenen gemalten Mustern arbeiten zu sehen, was dem Publikum an bestimmten Tagen und Stunden verstattet wird. Eben so sehenswerth als das Porzellan und die Teppiche sind aber bei der Ausstellung im Louvre die Glasgemälde, deren eine bedeutende Anzahl kürzlich aus den königlichen Fabriken hervorgegangen ist. In dieser Hinsicht sind weit größere Fortschritte gemacht worden, als in den andern Fächern. Porzellan liefert die Sèvresfabrik schon seit hundert Jahren in vorzüglicher Güte, und die Gobelinstapeten sind schon seit der Zeit Ludwigs XIV. berühmt; aber Glasgemälde wie die jezt ausgestellten hat Sèvres zuvor nicht geliefert. Die Nachahmung der Glasgemälde aus dem Mittelalter hat beinahe die Originale erreicht, so lebhaft glühend sind die Hauptfarben, als blau und roth; dieß war auch bei den großen Fortschritten, welche die chemische Färberei in Frankreich erreicht hat, leicht zu erwarten. Sämmtliche Glasgemälde stellen religiöse Scenen dar und sind zum Schmucke königlicher Kapellen bestimmt; man hat zu wenige Schlösser oder Paläste aus dem Mittelalter, als daß man sie mit Darstellungen aus der weltlichen Geschichte zu schmücken nöthig hätte. Die neue Glasmalerei in Frankreich wird daher auch nur für kirchliche Gebäude angewendet werden können. In dieser Hinsicht kann sie aber freilich Beschäftigung genug finden, wenn nur Bestellungen kommen. Denn sehr viele gothische Kirchen in Frankreich sind im 16ten Jahrhundert durch die fanatische Wuth der Hugenotten und am Ende des 18ten nicht minder durch die revolutionäre Wuth der Sansculotten ihrer Glasgemälde beraubt worden; und wenn sich nur freigebige Reiche vorfinden, so kann der Verlust ersezt werden. Die jezige Ausstellung zeigt, was die königlichen Fabriken mit Hülfe der französischen Künstler zu leisten im Stande sind. — Eine Ausstellung anderer Art war in diesem Monate vom Gartenbauvereine veranstaltet worden; die Gärtner und Blumenliebhaber hatten wie gewöhnlich die schönsten und mannigfaltigsten Produkte ihres Kunstfleißes ausgestellt. Es hat schon vor sechs Wochen ein ähnliches Zurschaustellen im Luxemburger Palaste stattgehabt, dieß war aber von einem andern Verein veranstaltet worden.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 13. Juli 1844.

> Gerüstet, wie ein zweiter Daun,
> Mit nun geweihtem Schwert die magischen Gespinnste
> Des neuen Sehers durchzuhaun.
>
> v. Thümmel.

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Fortsetzung.)

„Bravo!“ rief der Großvater und zerstörte freilich mit seinem Zuruf die salbungsvolle Weihe, in die Lavater die Gesellschaft zu versetzen wußte. „Das hat er als Mann Gottes wieder gut gemacht! Er weiß Alles unter Einen Hut zu bringen und löst freilich die ganze Physik in Religion auf. — Aber lachen muß ich doch,“ fuhr er, zu seiner Nachbarin gewendet, fort, „wenn ich an meine alte Oberhofmeisterin zu Hause denke. Die betagte Jungfrau ist eine gläubige Kartenschlägerin. Für die ist auch Alles Sympathie und Antipathie. Neulich nahm sie gegen Vapeurs ein Vomitiv und sagte zum Arzte, sie habe sich durch Antipathie geheilt.“

Ich steckte rasch die Nase in mein Weinglas, um nicht mit Lachen herauszuplatzen. Lavater zwang sich mit gesenktem Haupt zu lächeln, aber er war doch bis in's Tiefste verlezt. Das Peinliche der Scene sollte aber noch den Gipfel erreichen. Der Marchese war ganz ernst geblieben und hatte eifrig in seine Brieftasche geschrieben.

„Ew. Erlaucht pflegen noch immer in *** Hof zu halten?“ fragte er dann rasch und faltete die Blätter zusammen. — „Der Herr Marchese macht wohl eine wissenschaftliche Reise?“ gab der Großvater statt der Antwort die Gegenfrage. — „Wissenschaft!“ wiederholte Pellegrini; „ja wohl, Wissensdurst treibt mich. Ich werde in Deutschland die Bergwerke und die Tollhäuser studiren.“ — „Na, da kommen Sie vor die rechte Schmiede!“ sagte der alte Herr mit seiner satirischen Munterkeit. „Mit einigen Narren kann ich aufwarten. Goldminen hab' ich nicht. — Wenn Sie auf Gold ausgehen,“ fügte er hinzu, „dann kennen Sie auch wohl den sogenannten Grafen Saint Germain, den alten Gauner?“ — „Nicht persönlich, ich hörte von ihm,“ sagte der Marchese verwirrt. — „Nun, Sie finden ihn in Eckernförde, in Holstein,“ fuhr der Großvater fort. „Der Landgraf von Hessenkassel hat ihm da aus Erbarmen ein Asyl gegeben. Da hat sich der gute Herr Graf in einen Winkel verkrochen, weil er sich zum Gespött der Leute machte und sein Unsinn nicht mehr zieht.“ — „Er wollte Gold machen?“ fragte der Marchese schüchtern. — „Glauben Sie an diese seine Kunst?“ drängte ihn der alte Herr. — „Ich weiß nichts Genaues von ihm,“ sagte der Marchese, „ich hörte nur von ungefähr in den ägyptischen Pyramiden von seinen vergeblichen und unnützen Versuchen. Es halten sich Viele für berufen, aber selten ist Einer auserlesen. — Ew. Erlaucht haben wohl schlechte Geschäfte mit ihm gemacht?“ — „Geschäfte?“ fuhr der Großvater auf und entlud in seinen Blicken den ganzen Zorn seiner Aufregung.

Die Gesellschaft saß starr und regte sich nicht. Rasch aber war der Alte gesammelt und gewann von Neuem seine Ueberlegenheit. „Wer kann mit Narren eigentlich Geschäfte machen!" sagte er lachend. „Ich hab' schon mit vielen verkehrt, mit ganz tollen, mit halb tollen und mit viertels tollen. Die man einsperrt, sind nicht immer die schlimmsten! Mich amusiren am meisten die frei herumlaufenden, die sich in irgend einen Fetzen Vernunft zu kleiden wissen. Ich hab' immer die Liebhaberei, auch sogar den festen Vorsatz gehabt, mir einmal eine Sammlung von solchen ernsthaften Narren anzulegen. Und so ließ ich mir denn auch vor langen Jahren einen Alchymisten kommen, der mir das rothe Pulver in den Schmelztiegel schüttete. Wie ich sah, daß er ein Quacksalber war, ließ ich ihn wieder laufen und hörte später, das sey derselbe gewesen, der als Saint Germain im Lande herumgaunert."

Großvater machte in dem Augenblick zur Gräfin eine Verbeugung, die die Bitte andeutete, die Tafel aufzuheben. — „Landstreichern," schloß er seine Entgegnung, zum Marchese gewendet, „sieht es ähnlich, unter falschem Namen herum zu laufen." — „Man kann auch incognito reisen," sagte der Italiener mit prahlerischem Stolz und einem giftigen Seitenblick.

Die Gesellschaft hatte sich erhoben und beim Geräusch der Stühle war das Wort des Marchese der Mehrzahl verborgen geblieben. Aber der Großvater hatte es vernommen und stand noch eine Weile, den starren Blick auf den Fremden gerichtet, der sehr verlegen wurde, weil seine Keckheit gebrochen war. Er verließ alsbald geräuschlos den Saal. Seine Gattin Lorenza hatte sich schon vorher unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit zurückgezogen.

Die Gräfin Branconi war untröstlich über die Differenzen und Lavater bedauerte, daß Erlaucht Veranlassung zu solcher Aufregung fanden. — „Kinder!" sagte der Alte, „haltet Euer Haus rein!" — Die Gräfin suchte nach Versöhnung der schroffen Gegensätze, nach Ausgleichung der harten Worte. Sie meinte, man dürfe den seltsamen Menschen nicht verkennen. Das fremde Klima, seine lange Entwöhnung von europäischer Sitte müsse mit in Anschlag kommen, um einem ausgezeichneten Kopfe etwas zu gut zu halten.

Lavater brachte die Silhouette des Marchese aus dem Nebenzimmer. — „Soll mich denn Alles täuschen!" rief er fast zornig. „Diese physisch mächtigen Formen sollten nicht auf einen entsprechenden geistigen Inhalt deuten? In diesen buschigen Augenbrauen liegt Kraft und sinnliche Fülle. Monseigneur, darf ich bitten! Das Kinn ist nicht edel, etwas zu stark heraustretend, aber es wird durch die Muskelkraft in der ganzen Gestaltung dieser Züge ausgeglichen. Diese Stirn, gefurcht, gerunzelt, ein Sitz der Leidenschaften, verkündet mir zugleich den energischen Helden, der nach geheimen Aufschlüssen drängt." — „Wir leugnen nicht das Gefährliche dieser Gesichtsbildung," bestürmte den alten Herrn die Gräfin.

(Schluß folgt.)

Aus den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Alle diese Vorzüge aber treten durch die Tracht der schönen Bethmaleserinnen erst in ihr volles Licht, und diese Tracht veranlaßt hauptsächlich die eben erwähnte historische Frage; denn sie ist einzig in ihrer Art und es existirt in keinem andern Theile von Frankreich etwas ihr Aehnliches; sie versezt den Reisenden, wie durch einen Zauberschlag, in die Thäler der Schweiz, sie steht ohne allen Uebergang schroff abgesondert von dem Costüm selbst der nächsten Umwohner da, und man fragt sich erstaunt, welches Ereigniß eine durch ihr Aeußeres, durch ihre Sitten und Gebräuche von ihren Nachbarn so verschiedene Bevölkerung in dieß enge Thal werfen konnte und welche Umstände, durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch, die Form einer so abweichenden Nationalität vor jeder Annäherung an das umher Bestehende bewahrt haben mögen.

Wenn die Bäuerin von Bethmal in ihrem Sonntagsstaate ist, so trägt sie ein Mieder von scharlachrothem Tuch mit anschließenden Aermeln, welche mit schwarzem Sammetbande besezt sind und nur bis auf die Ellenbogen hinab reichen. Unter den Aermeln des Mieders treten die des Hemdes vor, welche mit Spitzen besezt sind, aber nur so weit hinabreichen, daß der Unterarm frei bleibt. Das Mieder ist so tadellos geschnitten, daß es einem Pariser Damenschneider Ehre machen würde und die schlanke Taille der hübschen Frauen von Bethmal gewinnt noch mehr dadurch, daß jenes sich in einem abstehenden, eine Hand breiten Schooße fortsezt, welcher unter der Taille rund umher über die Hüften und den Rock hinüber greift. Dieser leztere besteht gewöhnlich aus grünem, rothem oder blauem Tuch und ist nach hinten in dicke Falten gezogen, wie man dieß in Westphalen sieht. Eine Schürze von bald buntem, bald weißem Kattun fällt von den Schultern bis auf die Knie hinab und ist von oben nach der Taille hin schmal zugeschnitten, wodurch die Feinheit der leztern sehr hervorgehoben wird. Der Kopf ist mit einer Mütze von rothem Tuch bedeckt, die sich hinten in Form eines, in kleine Falten gezogenen

Hufeisens öffnet und in zwei artigen runden Flügeln (welche die Damen in der Kunstsprache, wie ich glaube, Barben nennen) über die Ohren hinabreicht; von dieser Mütze hängt ein gestickter weißer Schleier auf den Rücken herab. Die Schuhe der Bethmaleserinnen sind meist von Holz, und wie die der Mandarinen mit einer aufwärts stehenden langen Spitze versehen. Hat das junge Mädchen einen Liebhaber, so sind diese Holzschuhe mit einem über den Spann des Fußes greifenden metallenen Bande und mit zahlreichen, allerhand Figuren bildenden stählernen Nägeln versehen, ein Schmuck, welchen der galante Anbeter dem Anzuge seiner Auserkohrenen eigenhändig hinzuzufügen nie ermangelt. — Ueber diesen ganzen so malerischen und kleidenden Anzug endlich ist ein Schimmer von Reinlichkeit verbreitet, wie man ihn vergebens anderswo unter den Bewohnern des Südens sucht. Die Bäuerinnen von Bethmal sind so hübsch, daß selbst die sonst unvergleichlichen Bürgermädchen von Arles weit hinter ihnen zurückbleiben.

Die Tracht der Männer ist weniger abweichend von der in den benachbarten Thälern. Eine kurze Jacke und eine eben solche Hose mit langen Kamaschen von einem groben grauwollenen Stoffe, Holzschuhe, eine dicke, unter dem Knie um das Bein geschürzte wollene, oder bei den Reichen selbst seidene rothe Schnur mit herabhängenden Quasten, ein breite rothe Leibbinde, eine in einem langen Beutel auf den Rücken hinabfallende rothwollene Mütze mit einem um den Kopf herumgreifenden Besatze von schwarzem oder blauen Sammet, das sind die Bestandtheile der Tracht der Männer von Bethmal.

Die Schönheit ist von jeher eine gefährliche Gabe gewesen; könnte sie über die Summe kampfgerüsteter Tugend verfügen, welchen ein gewisser, gewöhnlich wenig begünstigter Theil des weiblichen Geschlechts in vergeblicher Erwartung nie eintretender Gefahr stets in Reserve behält, so stünde es vielleicht besser um sie; so aber hat der Teufel leichtes Spiel mit der liebenswürdigen Schwäche der Schönen. Die reizenden Bewohnerinnen des Thals von Bethmal stehen in dem Rufe, nichts weniger als grausam zu seyn, und die Schluchten und Haine ihres kleinen Paradieses hören, wie der böse Leumund behauptet, nur selten die Seufzer unerhörter Liebe. Das zur Nachricht für die Reisenden, welche die Bekehrung dieses verlorenen Theils der Erde sich sollten zur Aufgabe stellen wollen.

Das Thal von Bellongue hat, wie wir bereits wissen, unübertreffliche Cretins, das von Bethmal unvergleichliche Frauen; das von Biros ist ebenfalls nicht leer ausgegangen, es hat einen Vorzug aufzuweisen, der nicht weniger außerordentlich ist, als die beiden andern, eine Pferderace von den seltensten Eigenschaften. Die Pferde von Biros werden, ohne Zweifel mit einiger Uebertreibung, von den Einwohnern des Landes den arabischen gleichgestellt. Ist vielleicht ein Tropfen Bluts der edeln Thiere, welche die Sarazenen als Sieger durch das mittägliche Frankreich trugen, in diesem Pyrenäenthale in voller Reinheit bewahrt worden? Die Annahme ist wohl nicht zu gewagt; denn warum sollte sich eine Thierrace auf einem in sich abgeschlossenen Raume nicht eben so rein von fremden Einflüssen erhalten können, wie die Schönheit und die zierliche Tracht der Frauen von Bethmal? Leider verschwinden die ausgezeichneten Pferde von Biros täglich mehr, wie mir an Ort und Stelle versichert worden ist, und zwar, seit die Gestüte des Gouvernements bis hierher ihre Wanderungen ausdehnen.

Das Thal von Biros, welches eigentlich nur eine Fortsetzung des Thals von Castillon ist, verengt sich in seinem Anfange zur Schlucht. Der Lez rauscht ungestümer zwischen den steilen, zum Theil felsigen Abhängen der Berge hin, welche hier seine Ufer bilden und zahlreiche Felsblöcke in sein Bett haben hinabrollen lassen. Der Weg windet sich an den schroffen Wänden der Schlucht hin und erhebt sich nicht selten über Schwindel erregende Abgründe, aus welchen die Stimme des kleinen, aber reißenden Bergstroms dumpf und drohend zu dem Wanderer sich erhebt. Der Pfad ist namentlich Anfangs durch uralte Kastanien- und Nußbäume und durch Laubholz aller Art beschattet; die engen, sich zur Ebene gestaltenden Zwischenräume zwischen dem Fluß und den Thalrändern, so wie die Höhen zur Rechten und Linken sind mit blumigen Wiesen bedeckt, und diese, welche nur selten kleinen Korn- und Kartoffelfeldern Platz machen, deuten auf ein Viehzucht treibendes Volk. Aus dem Gehölz, welches hier und da die Hänge der Berge überzieht, schimmern nicht, wie in den tiefern Thälern, die Dächer vereinzelter Gehöfte hervor; die Steilheit des Bodens und der bedeutend verringerte Feldbau hat die sonst zerstreuten Kolonisten in den Erweiterungen des Thals in Dörfer vereinigt. Mit jedem neuen Schritte tritt der Charakter des in das Hochgebirge eindringenden Thals entschiedener hervor.

Die Bevölkerung des Thals von Biros, namentlich der weibliche Theil derselben, bleibt in Beziehung auf äußere Vorzüge sehr weit hinter der von Bethmal zurück; ich habe indessen im obern Theile des Thals von Biros einige artige Mädchengesichter gesehen. Vielleicht tödten die Anstrengungen beim Anbau eines unvortheilhaften Bodens vor der Zeit die Anmuth der weiblichen Körperform.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Gärtnerei und Blumenzucht. — Preismedaillen. — Gemäldeausstellung.

Der Gartenbauverein, welcher sich jezt einen königlichen nennt, wahrscheinlich weil man ihm wegen seiner königlichen Blumen und Früchte dazu die Erlaubniß gegeben hat, ist zahlreicher als der andere und hat eine größere vegetabilische Pracht zur Schau zu stellen. Da sieht man die Kunstgärtner eine unzählige Verschiedenheit von Rosen, Geraniums, Ranunkeln, Iris, Nelken in Reihe und Glied stellen, und der Gärtner des Banquiers Rothschild hatte einen majestätischen Korb voll von Pfirsichen, Aprikosen, Pflaumen und Weintrauben zur allgemeinen Bewunderung ausgestellt. Für die ordinäre Welt ist die Jahreszeit dieser Früchte noch nicht gekommen, und war es noch viel weniger zu der Zeit, als der herrliche Korb ausgestellt wurde; aber ein reicher Banker kann unter andern Wundern auch das des frühzeitigen Reifens der Früchte hervorzaubern. Vormals hatten nur die Fürsten dieses Vorrecht; es ist nun auf die Unternehmer der Staatsdarleihen übergegangen, oder wird wenigstens von ihnen mit den königlichen Gärtnern getheilt. So viel ist gewiß, daß bei der erwähnten Ausstellung der geschickte Gärtner des königlichen Landschlosses zu Neuilly nichts Schöneres und nicht einmal etwas so Schönes aufzuweisen hatte, als der Gärtner des Rothschildschen Landhauses zu Boulogne in der Umgegend von Paris. Der Garten dieses Landhauses ist sehenswerth. Dort stehen die prächtigen Treibhäuser, aus welchen das frühe Obst hervorgeht, und welche außerdem noch Pomeranzen und Ananas liefern. Ein Kuhstall, wie ihn schwerlich ein Fürst besizt, ist zur Bequemlichkeit der Besucher mit einer Galerie versehen, von welcher herab die Pariser das herrliche Schweizervieh in seiner vortrefflichen, ja prachtvollen Stallung bewundern können. Eine Sennhütte wie die Rothschildsche hat aber sicher die Schweiz nicht aufzuweisen; von außen gleicht sie zwar den schweizerischen, aber im Innern, wo Alles von Reinlichkeit und Eleganz blinkt, hat sie schöne Glasgemälde und die Darstellung der ganzen Geschichte Wilhelm Tells. Die Einbildungskraft kann sich eine Weile in die Schweiz versezen; aber die Vernunft erinnert bald daran, daß solche Pracht, wie diejenige der gesammten Umgebung, von einem Pariser Millionär herrührt. Eine neue Eleganz bei der Blumen- und Früchteausstellung waren die wie Lampen herabhängenden, schöngestalteten Töpfe aus neuen Töpfereifabriken, mit kriechenden und herabhängenden Pflanzen. In Paris ist der Raum etwas sehr kostbares, die Gemächer sind klein, und an Gärten ist bei den hart aneinander stoßenden, fünf- bis sechsstockigen Wohngebäuden nicht mehr zu denken. Wer nun dennoch etwas Vegetabilisches haben will, wenn es vor den Fenstern nicht angeht, kann solche Töpfe aufhängen und über seinem Kopfe die sonderbaren Gewächse schweben lassen. Leider verkümmern die Baumeister, oder vielmehr die Bauunternehmer, den armen Parisern diesen Genuß dadurch, daß sie die Gemächer in den neuen Häusern so niedrig machen als nur möglich ist, um desto mehr Stockwerke anzubringen und mithin desto mehr Wohnungen zum Vermiethen zu haben und desto mehr Miethgeld zu bekommen. Nur im Marais, dem ehemaligen Modequartier, findet man noch Wohnungen, in denen man ein Gewächsreich über seinem Haupte anbringen und unter Pflanzentöpfen einher wandeln kann. In den Wohnungen der Chaussée d'Antin würde man Gefahr laufen, sich den Kopf daran zu zerschellen. Nach der Blumenausstellung hat der Verein dem Gebrauche nach seine Schaumünzen als Belohnungen des Kunstfleißes der Gärtner ausgetheilt; die Meisten aber, welche die Kunstgärtnerei als Gewerbe treiben, finden eine größere Belohnung in dem Absaze ihrer Gewächse, wozu ihnen auch noch die Ausstellung behülflich ist, weil diese das Publikum auf manches Schöne aufmerksam macht, was es zuvor nicht ahnete. Die Ertheilung von Schaumünzen hat auch für diejenigen Künstler stattgehabt, welche dieser Ehre bei der lezten Kunstausstellung im Louvre vom Minister des Innern würdig erachtet worden sind, und die belohnten Künstler lassen täglich in die Tageblätter die Nachricht einrücken, daß der König ihnen zur Auszeichnung eine Goldmedaille geschenkt habe. Das Publikum legt aber auf diese Auszeichnungen nicht viel Werth mehr; denn erstlich werden sie in den Bureaux des Ministers des Innern zuerkannt, und wohl im Namen des Königs, aber nicht von demselben ertheilt; und zweitens wird allerdings auf das Verdienst der Künstler und auf die von ihnen ausgestellten Kunstwerke Rücksicht genommen, allein Empfehlung, Fürsprache und Schleicherei bewirkt auch etwas, und zuweilen sind die belohnten Künstler Leute, deren Werke bei der Ausstellung im Louvre wenig beachtet worden waren. Eben so verhält es sich mit dem Ankaufe der Gemälde, welche nach jeder Ausstellung von Seiten des Hofes und der Minister erfolgt, so wie mit den Bestellungen, welche alsdann für die Zukunft gemacht werden. Man muß sie daher oft mehr wie Aufmunterungen, als wie Belohnungen ansehen, und es ist in der That leicht möglich, daß eine solche Auszeichnung einen jungen Künstler dazu anfeuert, dieselbe durch bessere Werke zu verdienen. Aber die dießjährige Ausstellung hat bewiesen, daß mit diesem Anfeuern nicht immer der Zweck erreicht wird. Mehrere Künstler nämlich, welche in den vorigen Jahren durch ihre malerischen Versuche zu großen Hoffnungen berechtigt und deßhalb vom Minister des Innern Ehrenmünzen bekommen hatten, haben dießmal so mittelmäßige Werke geliefert, daß man schicklicherweise sie nicht abermals hat belohnen können. Anstatt vorwärts, scheinen sie rückwärts geschritten zu seyn; entweder haben sie eine schlechte Richtung genommen, welches den Künstlern wie den Schriftstellern zuweilen begegnet, wenn sie nach Originalität haschen, oder sie haben sich nicht so sehr angestrengt, als da sie sich bekannt zu machen strebten, und haben daher nur gestümpert. Man hofft aber, daß sie, durch ihren dießmaligen Durchfall belehrt, sich wieder aufrichten und als würdige Maler bei der nächsten Ausstellung sich zeigen werden. Besser wäre es wohl, wenn diese Ausstellungen nicht so schnell auf einander folgten und wenn ein längerer Zwischenraum als ein Jahr dazwischen verflöße. Aber die Hunderte von Künstlern, einheimischen und fremden, welche hier und in andern Städten Frankreichs von ihrer Kunst leben, behaupten, daß ihnen diese jährlichen Ausstellungen unentbehrlich seyen, um die Aufmerksamkeit der Regierung sowohl als des Publikums auf sich zu ziehen, und um sich den Absaz ihrer Werke und Bestellungen auf andere zu sichern. Es braucht ja nicht, sezen sie hinzu, ein jeder jährlich mit einem großen Gemälde hervorzutreten. Wer etwas fertig hat, zur vorgeschriebenen Zeit, liefert es zur Ausstellung; die Andern warten bis zum folgenden Jahre. Freilich jezt, da die jährlichen Ausstellungen einmal im Gebrauche sind, wird es schwer halten, eine Abänderung darin zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 27.

Sonnabend, 13. Juli 1844.

[262] In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:
Griechenlieder. Von **Wilhelm Müller.** Neue vollständige Ausgabe. 8. Geh. 24 Ngr.
Leipzig, im Mai 1844.
F. A. Brockhaus.

---

[304] Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen das

Liederbuch
des
deutschen Volkes.

(Leipzig, bei Breitkopf und Härtel.)
Dieses Liederbuch enthält auf 380 Seiten 1116 sangbare Lieder, unter 12 Rubriken geordnet.
Preis 17 Ngr. oder 1 fl. rhein.

---

[300] Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Wilhelm Traugott Krug, in drei vertraulichen Briefen an einen Freund im Auslande **biographisch-literarisch geschildert** von Dr. **E. F. Vogel.** gr. 12. eleg. geh. 13 Bogen. 20 Sgr. netto.

Man hat in neuerer Zeit so Viel über die modernen Philosophen und ihre mit fanatischem Eifer bekämpften und vertheidigten Systeme geschrieben, daß es an der Zeit ist, an die alten Ehrenmänner zu erinnern, die mit verständlicher Klarheit eine vernunftgemäße Philosophie lehrten, und zu denen vor Allen Krug gehört.

Der Verfasser obiger Briefe, bekannt durch seine sehr tüchtigen Werke, gibt in denselben neue interessante Beiträge zu Krug's Charakteristik, welche von allen Verehrern des großen Philosophen gelesen zu werden verdienen.

Neustadt an der Orla, im Juni 1844.
J. K. G. Wagner.

---

[309] **Die neuesten interessantesten englischen Romane.**

Den Freunden einer gewählten Lektüre werden folgende, im Verlage der Hofbuchhandlung (**E. Leibrock**) in Braunschweig erschienene Werke empfohlen:
Meredith. Von Lady Blessington, übersetzt von Hofrath Dr. Petri. 3 Bde.
Wittwen und Wittwer. Von Mistreß Thomson, übersetzt von Wilhelm de Roi. 3 Bde.
Freund oder Feind? Von Mistr. Pickering, übersetzt von Hofrath Dr. Petri. 3 Bde.
Der Förster. Ein Zeit- und Sittengemälde a. d. J. 1638. Von M. L. Boyle, bearbeitet von Hofrath Dr. Petri. 3 Bde.
Die Frauenschule. Von d. Verf. von „Die einzige Tochter," Uebersetzt von W. A. Neumann. 3 Bde.

Ferner erschien so eben von deutschen Verfassern:
Die Grafen von Königsfeld. Eine Familiengeschichte vom Verfasser von „Die Mahleiche." — „Der Brautkranz." 2 Bde.
Armand, Marquis von Autremont. Eine historisch-romantische Erzählung aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft Englands und Frankreichs. 3 Bde. Von J. Satori.
Novellen von Henriette Wilke. 1r Bd. enthält: „Der Pfarrhof zu Norderbug." — „Die Seeräuber von Rügen."

---

[307] Die

Geheimnisse
von
St. Petersburg.

Ein
Roman aus der Gegenwart.

1r. Band. 8. Velinpap. 13 Bogen. 1 Thlr.
Dieser Band ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen. Der zweite Band erscheint in 14 Tagen; der dritte in 5 bis 6 Wochen.
Ludwig Schreck in Leipzig.

---

[308] **Neue Wochenschrift.**

Im Verlage des Unterzeichneten ist am 3. Juli erschienen:

Novellen-Zeitung.

Feuilleton ausgewählter Romane.
Novellen, Erzählungen, Reisen, dramatischer und poetischer Werke.

Jeden Mittwoch erscheint eine Nummer von 8 (3spaltigen) Folioseiten im Formate der Illustrirten Zeitung.
Vierteljähriger Pränumerationspreis für 13 Nummern 25 Ngr. — Einzelne Nummern kosten 3 Ngr.
52 Nummern bilden einen Band und geben dem Raume nach den Inhalt von
12—15 Bänden
gewöhnlichen Octav-Formats.
Probenummern sind in allen Buchhandlungen einzusehen.
☞ Nr. 1 der Novellen-Zeitung enthält die **Bernsteinhexe** in ihrer ursprünglichen neuhochdeutschen Gestalt, von **Dr. W. Meinhold;** Nr. 2 „**Eine settene Ehe,**" Novelle von **Alfred de Musset,** und den Anfang von **Eugen Sue's** neuestem Roman:
Der ewige Jude,
dessen Fortsetzung in ununterbrochener Folge, stets wenige Tage nach dem Erscheinen des Originals gegeben wird.
Leipzig, J. J. Weber.

[310] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das 3te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1844.

Juli — September.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Die Zwangsarbeitshäuser, ihre Zöglinge und die Vereine. — Standpunkte zur Beurtheilung der Gletscherfrage. — Ueber die Zunahme der Bevölkerung in dem mittleren Europa und die Besorgnisse vor einer Uebervölkerung. — Die Spielwuth. — Die deutsche Sprachgrenze nach ihrem gegenwärtigen Bestand, ihren Ursachen und Anforderungen. (Schluß, Ost- und Nordgrenze.) — Die organische Verbindung des Volks. — Welche Vortheile erwachsen Hannover aus dem Anschlusse an den Zollverein. — Der Pauperismus und dessen Bekämpfung durch eine bessere Regelung der Arbeitsverhältnisse. — Die Seeschifffahrt Deutschlands und ihre Hebung durch eine gemeinsame Nationalflagge. — Das Institut der Armenväter in der Stadt Zürich. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[301]

Dichtungen des deutschen Mittelalters.

Zweite Lieferung. Band III u. IV.

In Unterzeichneter ist so eben erschienen:

Barlaam und Josaphat

von

Rudolf von Ems,

herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

gr. 8. broch. Preis 18 gGr.

Der Edelstein

von

Ulrich Boner,

herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

gr. 8. brochirt. Preis 18 gGr.

Die früher erschienenen beiden ersten Bände enthalten:

„Der Nibelunge Nôt und Diu Klage.“ Preis 1 Rthlr. — „Tristan und Isolt.“ Preis 1 Rthlr.

Der Hauptzweck dieser Sammlung ist *den so reichen Schatz herrlicher Dichtungen aus unserer mittelalterlichen Vorzeit allen gebildeten Lesern zugänglich zu machen, zugleich aber auch dem Bedürfniss der Vorlesungen auf Hochschulen, und des Unterrichts in Gymnasien zu genügen.* Zu diesem Ende erscheint das Werk in gefälliger Ausstattung und zu möglichst niedrigem Preis, und um den Gebrauch zu erleichtern, werden sich eine Uebersicht der Poesie des Mittelalters und ein gedrängtes Wörterbuch, den gesammten mittelhochdeutschen Sprachschatz umfassend, anschliessen.

Wir geben jeden Band einzeln ohne alle Verbindlichkeit zu Abnahme der ganzen Lieferung oder Sammlung ab. Auf

diese Art und beim ungemein niedrigen Preise wird es selbst dem Unbemittelten leicht werden, sich nach und nach den Besitz der ihm am meisten zusagenden mittelhochdeutschen Dichtungen zu verschaffen.

Die weiteren Lieferungen, welche in entsprechenden Zwischenräumen folgen sollen, werden enthalten:
Des Strickers Beispiele und Schwänke, durch H. F. Massmann. — Gudrun, durch A. J. Vollmer. — Eneit von Heinrich von Veldeke, durch L. Ettmüller. — Die Minnesinger (in Auswahl), durch Franz Pfeiffer. — Graf Mai und Beiaflor, durch Al. J. Vollmer. — Parcival und Titurel von Wolfram von Eschenbach. Wigalois von Wirnt von Gravenberg. — Das Rolandslied vom Pfaffen Konrad. — Sammlung von Erzählungen und Schwänken. — Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter, von Albert Schott. — Mittelhochdeutsches Wörterbuch, von Massmann und Vollmer.

Leipzig, Juli 1844.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[207] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mozin's
französische und deutsche Gespräche

nebst einer Sammlung der unentbehrlichsten Wörter und sprüchwörtlichen Redensarten, durchgesehen und in einem Auszuge herausgegeben von

Dr. J. Mayer,
Lehrer in Straßburg.

8. Velinp. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Die in diesem, hauptsächlich für die Elementarschulen beider Länder, bestimmten Auszug von dem größern Mozin'schen Werke enthaltenen Gespräche umfassen die mannigfaltigsten Gegenstände, welche sich auf das gemeine Leben beziehen. Es ist denselben eine Sammlung der für die ersten Anfänger nöthigsten Wörter vorangeschickt, und sie können dazu dienen, mit dem Geiste und den besondern Wendungen beider Sprachen in einer Redegattung bekannt zu machen, die ihre eigenen Schwierigkeiten hat. Als besonders zeitgemäß dürften jene neu hinzugefügten Gespräche zu betrachten seyn, die in Bezug auf Eisenbahnen und Dampfschiffe die unentbehrlichsten Ausdrücke enthalten. Die veranstalteten sieben Auflagen des größern Werks, und der Beifall, welchen dasselbe bei so manchen Lehrern gefunden hat, verbürgen seinen Nutzen und lassen uns hoffen, daß auch gegenwärtiger Auszug seine Brauchbarkeit bewähren wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[302] In Unterzeichneter sind so eben von nachstehenden klassischen Werken neue wohlfeile Ausgaben in kl. 8. Format wie Goethe's Faust, Schiller's Tell ꝛc. erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gotthold Ephraim Lessing,

Fabeln.

Drei Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts.
In Umschlag brochirt. Preis 9 gGr.

Emilia Galotti.

Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen.
In Umschlag brochirt. Preis 6 gGr.

Minna von Barnhelm.

Ein Lustspiel in 5 Aufzügen.
In Umschlag brochirt. Preis 6 gGr.

Nathan der Weise.

Ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen.
In Umschlag brochirt. Preis 9 gGr.

Leipzig, Juli 1844.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Handbuch
der
Dampfmaschinenlehre
für
Techniker und Freunde der Mechanik.

Von
Dr. Christoph Bernoulli.
Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.
Mit 9 Steindrucktafeln.
gr. 8. Velinpapier brochirt. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Statt aller Anrühmung glauben wir hier nur die Hauptabschnitte aus dem reichhaltigen Inhalt dieser neuen, gänzlich umgearbeiteten Auflage anführen zu dürfen:

Einleitung. Wichtigkeit der Dampfmaschinen für die menschliche Gesellschaft und allmählige Verbreitung derselben. I. Historische Mittheilungen. a) Erfindung der ersten Dampfmaschine durch Savery. b) Von früheren Versuchen, die Kraft des Dampfes anzuwenden. c) Erfindung der ersten Kolbenmaschinen durch Newcomen. d) Fortschritte bis auf Watt. e) Umgestaltung der Dampfmaschinen durch J. Watt. f) Klassifikation der bis jetzt erfundenen Arten von Dampfmaschinen. g) Erforderniß einer wirklichen Dampfmaschine. h) Darstellung einer Dampfmaschine in ihrem Zusammenhange, und zwar einer doppelt wirkenden mit niedriger Pressung, nach Watt und Boulton. II. Physik des Dampfes. a) Von den Gesetzen der Dampfbildung und den Eigenschaften des Dampfes überhaupt. b) Specielle Physik des Dampfes. III. Von der Erzeugung oder Produktion des Dampfes.

1) Vom Ofen und der Feuerung. 2) Von den Dampfkesseln oder Dampferzeugern. 3) Von der Alimentation oder Speisung des Kessels. 4) Von den Veränderungen des Dampfsdruckes im Kessel und dessen Messung. 5) Von den Mitteln eine Explosion des Kessels zu verhüten. IV. Von den verschiedenen Organen der eigentlichen Dampfmaschinen. a) Von Dampfcylindern. b) Von Dampfkolben. c) Von der Admission des Dampfes und deren Regulirung. d) Von der Distribution des Dampfes oder der Steuerung. e) Vom Condensator oder den Verdichtungsapparaten. f) Von den Organen zur Erzielung einer rotirenden Bewegung. V. Von der Stärke oder dem Nutzeffekt der Dampfmaschinen, mit einem Anhang, ob Hochdruckmaschinen vortheilhafter als andere sind. VI. Von noch ungewöhnlichen Vorrichtungen und Dampfmaschinensystemen. VII. Von der Dampfschifffahrt oder den Schiffmaschinen. 1) Geschichtliches über die Erfindung und Verbreitung der Dampfschifffahrt. 2) Besondere Erfordernisse einer Schiffsmaschine. 3) Verbindung der Maschine mit der Radwelle. 4) Erhältliche Schnelligkeit. 5) Ueber die erforderliche Kraft der Dampfmaschinen. 6) Uebelstände der Ruderräder. 7) Archimedische Dampfschiffe oder Schrauber. 8) Dimensionen von 2 amerikanischen und 2 französischen Dampfschiffen. 9) Schiffmaschine von Galy-Cagalat. VIII. Von den Locomotiv-Maschinen. a) Besondere Erfordernisse einer Locomotiv-Maschine. b) Uebersichtliche Beschreibung einer Locomotive und ihrer Verrichtungen. c) Speciellere Betrachtung der verschiedenen Theile und ihrer Verrichtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichtchen für meine Söhne

von

A. v. Kotzebue.

Neue Auflage.

gr. 8. In Umschlag brochirt. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: Der Tausendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und die Melonenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perrücke. — Belohnte Theilnahme. — Was geht es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Köln. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Gustchen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: Meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten vorschweben, wohl aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt. — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Israelitische Gedichte

von

Eduard Arnd.

gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[275] In der Liter.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch für Reisende nach London

und dessen Umgebungen

von

Dr. Joseph Gambihler.

Mit einem Plane Londons, einer Karte der Küste Englands an der Themsemündung und einem Panorama der Themse-Ufer.

8. geb. in Sarsenet. Preis 4 fl. rhein. od. 2 Rthlr. 8 gGr.

Der Herr Verfasser spricht sich in der Vorrede über den Hauptzweck, den er vor Augen hatte, in folgenden Worten aus: „Zwei Punkte hatte ich besonders vor Augen: dem Reisenden auch bei nicht langem Aufenthalte, wo möglich, das Auswendiglernen der so interessanten Stadt zu erleichtern, da keine würdiger ist, auswendig gelernt zu werden, in dem Sinne, wie ältere Philologen einen ganzen klassischen Schriftsteller ihrem Gedächtnisse Zeile für Zeile anvertrauten; dann dem Reisenden, der auf den Hebel des äußeren Lebens, das Geld zu sehen hat, solche ökonomische Winke zu geben, die ihn von der Furcht vor dem Popanz der enormen Theurung befreiten."

Handbuch und Wegweiser

für

Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika

enthaltend

die für sie wissenswerthesten Gesetze, Sitten und Gebräuche. Rathschläge und Warnungen gegen Uebervortheilung. Beschreibung der für sie geeignetsten Landstriche. Rathschläge in Bezug auf Gesundheit, Klima und Boden. Reiserouten. Entfernungen der vorzüglichsten Plätze von den Hauptstädten der Staaten und von Washington. Straßen, Kanäle und Eisenbahnen. Bevölkerung, Produkte, Klima und Boden einzelner Staaten, nebst einer umständlichen Beschreibung aller in den Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois und Missouri und in den Territorien Wisconsin und Jowa gelegenen Grafschaften, einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

Francis J. Grund.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Das Bedürfniß eines Buches, welches den Auswanderern ausführliche Belehrung über jene Dinge und Verhältnisse von Amerika gibt, welche sie vor Allem zu wissen nöthig haben, und die sie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, ist schon lange in Deutschland gefühlt worden. Obige Schrift soll diesem Mangel abhelfen. Der Herr Verfasser hat während eines siebenzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und in den verschiedensten Stellungen, die ihn mit allen Klassen der Gesellschaft in die intimste Berührung brachten, vielleicht mehr wie jeder andere Einheimische oder Fremde Gelegenheit gehabt, die amerikanischen Zustände und die Stellung der eingewanderten Deutschen nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und hält es daher für seine Pflicht, das Ergebniß seiner Erfahrungen seinen Brüdern im deutschen Vaterlande mitzutheilen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 15. Juli 1844.

The mists boil up around the glaciers; clouds
Rise curling fast beneath me, white and sulphury
Like foam from the roused ocean of deep hell.

Byron.

Aus den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Wenn die Bewohnerinnen von Bethmal der Galanterie angeklagt werden, eines Fehlers, den wir Männer der Schönheit zu vergeben nur zu geneigt sind, so stehen die Frauen von Biros, namentlich die den Hauptort Sentein bewohnenden, in dem Rufe einer weniger ästhetischen Schwäche; sie sind bis zum Uebermaße dem Trunke ergeben. Ich bin auf den Jahrmärkten der Städte und Dörfer der Gegend nie einer Frau mit vom Rausche glänzenden Augen und geröthetem Gesichte begegnet, ohne daß die Tracht zugleich die Bäuerin aus dem Thale von Biros verrathen hätte.

Trotz seines an die Felsformen seiner Heimath erinnernden harten Patois, trotz seiner plumpen Holzschuhe und der nichts weniger als eleganten Körperformen geht dem Bewohner des Thals von Biros dennoch ein gewisses Zartgefühl nicht ab; die Art, wie er einen Heirathsantrag macht und ablehnt, beweist, daß er in die Beziehungen zu seines Gleichen fast die Rücksichten der guten Gesellschaft zu legen weiß. — Wenn ein junger Mann des Thals um ein Mädchen freien will, begibt er sich in die Wohnung des zukünftigen Schwiegervaters; er wird auf diesem entscheidenden Gange von einem Freund begleitet, welcher einen Schlauch mit Wein trägt und deßhalb den Namen „ech compagnoum d'éra bouto (le compagnon de l'outre) erhalten hat. Folgt die Familie, in welcher die beiden Freunde erscheinen, der Einladung des Schlauchträgers, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, so ist das ein Zeichen, daß der Freier sich mit seinem Antrage hervorwagen darf; wird die Einladung abgelehnt, so weiß der Liebhaber, daß seine Werbung keine günstige Aufnahme finden würde und er kann sich zurückziehen, ohne die Kränkung einer direkten abschläglichen Antwort erfahren zu haben.

Einer der von dem Thale von Biros ausgehenden Schluchten (vallée de Bordes) gegenüber, erhebt sich der Weg über einen tiefen und schroffen Abgrund. Dieser Standpunkt mit dem Blicke in das Thal von Bordes ward, als ich ihn erreichte, durch das Schauspiel eines mit wunderbarer Geschwindigkeit heranstürmenden Gewitters doppelt anziehend. Dicke schwarze Wolken hatten in wenigen Augenblicken den obern Raum zwischen den die Schlucht von beiden Seiten einschließenden mächtigen Bergen ausgefüllt und nur im Hintergrunde ragten über diese dunkle Hülle einzelne in ihrem Mantel von Schnee glänzende Kuppen der nahen Hauptkette der Pyrenäen hervor. Aus der durch Tannenwälder und tiefgrüne Wiesen schon so düsteren Schlucht schien jezt vollends alles

Licht verbannt und selbst der weiße Schaum einer Cascade hatte seinen Glanz verloren. Immer wilder drängen indessen die Wolken sich heran, bis sie alle Höhen der Nachbarschaft auf derselben Linie verschleiert haben; der Donner rollt und die Blitze zerreißen die Wolkendecke in allen Richtungen, bis endlich der Regen in Ströme niederstürzt und einen Vorhang vor der ganzen großartigen Naturscene bildet.

Obgleich ich ein ganz naher Beobachter des Gewitters war, fielen doch nur wenige große Tropfen auf den Punkt nieder, wo ich hielt. Diese mit so merkwürdiger Schärfe gegen einander abgegrenzten meteorologischen Erscheinungen sind im Hochgebirge etwas sehr Gewöhnliches und bilden einen der vielen schroffen Gegensätze, welche den größten Reiz dieser Gegenden ausmachen. Ich erinnere mich, ein wahrhaftig einziges Phänomen dieser Art auf dem Port d'Orle, einem der Uebergänge aus dem Departement des Ariège nach Spanien, gesehen zu haben. Es wehte von Spanien ein frischer Wind her und hielt ein von der französischen Seite heranziehendes Schneegestöber auf der Mittellinie des Gebirges dergestalt zurück, daß sich auf derselben eine blitzende Mauer bildete und ich im schönsten Sonnenscheine eine Laune des nur wenige Schritte von mir entfernten Winters bewunderte.

Die Scenen, welche sich an unsern Weg durch das Thal von Biros reihen, tragen keineswegs überall den Charakter des Hauptgebirges. Nur eine Viertelstunde Weges von dem ernsten, imposanten Bilde der Schlucht von Bordes sah ich in einer Erweiterung des Thals vier Dörfer dicht neben einander Zeugniß von der Fruchtbarkeit des wohlangebauten Bodens ablegen; der Fluß gleitet hier in mehreren Armen geräuschlos durch die Ebene hin. Ein junges Mädchen stand unter einer alten Linde am Wege und hörte, indem es den Saum der Schürze durch die Finger ließ, mit niedergeschlagenen Augen, aber mit sichtlichem Wohlgefallen den Worten eines Bauernburschen zu; kein Zweifel, daß es sich um jenen friedlichen Kampf handelte, der viel älter ist, als der verschwiegene Zeuge des Rendezvous, der 1000jährige Baum; das Alles aber paßte trefflich zum ländlichen Bilde.

Etwas später holte ich eine nach den höhern Kuppen des Gebirges wandernde Heerde ein. Die Heerden sind der poetischste Ausdruck des Lebens dieser Gegenden. Voraus schritt hier mit seinem mächtigen Hirtenstabe ein stämmiger Bursche, um dessen Schultern, trotz der Wärme des Tages, der aus einem fingerdicken wollenen Stoffe verfertigte weiße Mantel mit der zurückgeschlagenen, spitz wie eine Pickelhaube zulaufenden Capuze hing. Der Luxus, welcher in freilich sehr verschiedener Form in die entlegensten Schlupfwinkel der Erde dringt, hatte dieß grobe Kleidungsstück mit allerhand sonderbaren Zeichnungen aus aufgenähten grauen Tuchstreifen geschmückt. — Zu jeder Seite des Hirten schritt einer der mächtigen Pyrenäenhunde, welche eine eigene Race bilden und der sicherste Schutz der Heerden gegen Bären und Wölfe sind; der Hals der ritterlichen Thiere war (was ich in den Hochpyrenäen nie gesehen hatte) mit einem Geflecht von dicken eisernen Stäben umgeben, aus welchen nach Kopf und Hals ein Kranz von starken Stacheln hervorragte, ein Schmuck, gegen welchen der Zahn des stärksten Bären ohne Wirkung bleiben muß. Dann folgte die Heerde der kleinen, unansehnlichen Schafe des Landes, deren grobe Wolle so weit hinter der der spanischen Merinos zurück bleibt, daß sie nur für die Kleider des Bauern bestimmt ist. Den Beschluß machte ein zweiter Schäfer, umgeben von der Schaar hinkender Lämmer, welche der erste Marsch gelähmt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Schluß.)

Großvater lief im Zimmer herum und fuhr mit der Hand durch die Luft. „Hei!“ rief er mit schallender Stimme, „ich wittere verkappte Jesuiten par distance, auf zehn Schritt weit riech' ich sie! — Kinder!“ sagte er fast wehmüthig, „ich habe Erfahrungen hinter mir, o du mein Heiland! — Bitte tausendmal um Verzeihung, verehrte Frau, daß ich deutscher Bär so ungelockt über den gastfreundlichen Zaun Ihres Hauses springe. Aber ich bitte, halten Sie den schleichenden Marder und den Fuchs im Schafskleide für einen gefährlichern Feind als den Brummer, der wenigstens grob und offen einbricht. Halten zu Gnaden, der ich Ihr Unterthänigster verbleibe!“

Er küßte der Dame bewegt die Hand, nahm Lavater beim Kopf und küßte ihm links und rechts das lange, erstaunte Gesicht. „Lieber, Guter, Werther, Edler! Behalten wir uns gegenseitig in gutem Andenken und freundschaftlich in Ehren!“ rief er um so mehr gerührt, weil das Bewußtseyn ihn quälte, die fromme Weihe sanfter Menschen und die heitere Geselligkeit des gastlichen Kreises für den Abend verscheucht zu haben.

Lavater fand nicht das rechte Wort des Abschiedes, auch war der alte Herr, weil ihn plötzlich die Rührung überkam, so eilig als wenn er die Flucht ergriffe. Er schob den Vater La, der uns geleitete, in's Zimmer zurück, drückte die Thür ihm vor der schöngekrümmten römischen Nase zu und trieb mich vor sich her.

Unser Wagen hielt. Dicht am Schlage empfing uns außer dem Bedienten eine dunkle Gestalt. Ich erkannte Marotti an der Stimme. Mit einer gewissen stürmischen Hast und mit der Leidenschaft der Ueberzeugung sprach er dem Großvater seinen Dank aus, einen Charlatan aus seiner Sicherheit aufgestört zu haben.

„Charlatan?“ sagte der Großvater. „Ein hartes Wort! — Aber hab' ich nicht Recht? hab' ich nicht Recht? Diese guten frommen Seelen! Finden in jedem Gesichtsnapf ein Fettauge! Wollen jeden Bettel sacrifiziren? Nicht? Also Sie witterten auch etwas? Haben Ahnung?“ — „Nicht Ahnung, Gewißheit!“ sagte Marotti mit unterdrückter Stimme. — „Wollen Sie mich morgen besuchen, Signor, morgen früh?“ — Marotti sagte zu, während wir einstiegen. — „Warum hat er denn nicht mitgeredet?“ warf der Großvater sich selbst die Frage auf, als der Wagen fortrollte. „Er hat sich ja bei Tisch ganz still verhalten! Hätte doch helfen sollen im Disput!“

Es ergab sich später, daß Marotti gegen den Marchese Verpflichtungen zu haben schien, die es ihm nicht möglich machten, gegen ihn zu zeugen. Giuseppe Marotti stellte sich am andern Morgen bei uns ein. Was er von Pellegrini mittheilte, waren Züge eines abenteuerlichen Lebens; auch von seiner dürftigen Herkunft und von seiner Erziehung im Kloster, dem er schon früh entlaufen war, wußte er zu erzählen. Daß er ein Werkzeug der Jesuiten sey, ergab sich nicht aus Marotti's Schilderungen. Der Großvater kam nichts desto weniger immer darauf zurück. Er hielt sich nun einmal für einen Jesuitenriecher. „Skeptiker und Schwärmer kann so Einer seyn in Einem Athem, Ascet und Schlemmer, Heide und Christ, Jude und Türke, je nach dem es fällt. Und ich kenne die Schleicherei dieser süßlichen Zudringlichkeit.“

Sonst aber hatte sich der Instinkt des alten Herrn im Marchese nicht getäuscht. Die Wissenschaft der Physiognomen, die Spürkraft der „Seher und Fühler in Gott“ war hier zu nichte geworden. Von diesem gewandten Schauspieler wurden bald die Klügsten und Feinsten hintergangen. Selbst edle Frauen, diese Kennerinnen geheimer Merkmale und untrüglicher kleiner Züge, verloren ihren Takt; Frau von der Recke, die Marquise von Crecqui fanden in seiner feinen Hand, in seinem graziösen Fuß die sicheren Zeichen guter Herkunft. „Hoho!“ sagte der Großvater, „er hat in seinem Schritt den Schwung des Bedienten!“

„Sind Sie frei, Signor?“ fragte er Marotti an jenem Morgen. „Wir suchen einen Gesellschafter; wollen Sie uns begleiten?

Marotti begleitete uns auf der Rückkehr. Er wurde eine Zeitlang mein Begleiter. Er stieg mit jedem Tage in der Gunst des alten Herrn. Mir aber ward es nicht leicht, die Scheu, die ich gegen ihn hegte, abzulegen.

Den Marchese Pellegrini lernte die Welt bald als Cagliostro kennen.

Nähe der Fernen.

Oft bei Tage möcht' ich weinen,
Daß ich dir so ferne bin,
Seh' ich weit die Sonne scheinen
Ueber Berg' und Thale hin.

Aber kommt die Nacht gegangen,
Hehr und mild, mit leisem Schritt,
Nimmt der Tag die hohen, langen
Berg' und Thäler alle mit.

Und die Erde ist verschwunden,
Nur der Himmel ist noch da;
Alles Ferne ist verbunden,
Alles Liebe ist sich nah.

Und ich fühle ganz den Segen
Deiner Näh' in stiller Lust,
Und mir ist's, als ob wir lägen
Beid' an einer Mutter Brust!

L. Pfau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lübeck, Juni.

Schifffahrt. — Schiffbau. — Fremde. — Die Russen.

Unsere Stadt, die, wie jede Seestadt, im Winter ein etwas stilleres Ansehen hat, bietet seit Eröffnung der Schifffahrt, insonderheit der Dampfschifffahrt, ein dem Auge wohlthuendes, lebensvolles Bild dar, wie es so bezeichnend ist für das bunte, an Abwechselungen reiche Treiben in einer „alten Handelsstadt am Meer.“ Dicht gedrängt liegt im Hafen Schiff bei Schiff, vom stolzen Dreimaster bis herab zum bescheidenen Küstenfahrzeuge, der schlanke, behende Franzose neben dem breiten, schwerfälligen Holländer, der solid gebaute Amerikaner neben dem kümmerlichen finnischen Holzschiff, neben dem schwarz geräucherten Dampfboot der blank gescheuerte Kauffahrer, geschmückt mit stolz wehenden Nationalflaggen und weit über Bord hinauszüngelnden Wimpeln. Welch einen genußvollen Anblick gewähren die Arbeiten der mit Ein- oder Ausladen beschäftigten Matrosen und Träger auf dem Kai den Hafen entlang, zwischen hoch aufgestapelten böhmischen Glaskisten und schwedischem Stangeneisen, transatlantischen Tabakstonnen und Weinfässern aus Guienne, englischen Waarenballen und mit Getreide angefüllten Säcken. Auf den Werften drüben am andern Ufer der Trave erhebt

sich hoch über den Wasserspiegel eine lange Reihe stattlicher Schiffsgerippe; eine laute hämmernde Regsamkeit schallt fröhlich daraus hervor; zwischen hindurch wirbeln die Rauchwolken der Wachtfeuer, der Theerküchen und Eisenschmieden, hinaufkletternd an den anmuthigen grünen Abhängen der hoch aufgereckten Stadtwälle und sich auf der Höhe verlierend in dem dichten Laubdach der uralten schattenreichen Lindenalleen. — Wir haben regelmäßig jede Woche ein Dampfschiff von und nach den drei nordischen Haupt- und Residenzstädten, St. Petersburg, Stockholm, Kopenhagen, wodurch uns täglich zahlreiche Reisende zugeführt werden. Unter ihnen nehmen die Russen den ersten Rang ein, nicht nur hinsichtlich der Zahl, sondern auch vorzüglich in Ansehung des Aufwandes, der Einkäufe, welche sie mehr als andere Fremde zu machen gewohnt sind. Auch ist ihr Aufenthalt, zumal wenn sie auf der Rückkehr begriffen sind, von etwas längerer Dauer, als ihn andere Durchreisende zu nehmen pflegen. In unsern Hotels wimmelt es von slavischen Notabilitäten aller Art, und die Fremdenlisten sind angefüllt mit Personen aus allen vierzehn Rangklassen, mit Fürsten, Excellenzen, Rittern rc. Die unter den Hotelbesitzern überall herrschende Rivalität liefert uns ausführlichere Personalnachrichten über die angekommenen Fremden, als vielleicht selbst die Pässe derselben sie anzugeben wissen. Wegen der Titulaturen ist man natürlich nicht sehr bedenklich. Wie in Wien jeder Handlungsreisende im Gasthofe zum gnädigen Herrn avancirt, so wird in unsern Fremdenlisten jeder russische Fürst „Hoheit" genannt, und es nimmt sich seltsam genug aus, wenn in einem und demselben Tageblatte ein deutscher Souverain Se. Durchlaucht und daneben ein russischer Fürst Se. Hoheit (mit „Suite" oder „Gefolge," auch wohl gar „hohem Gefolge") titulirt ist. — Die hier gehegte Befürchtung, die neuen, selbst nach russischen Begriffen außerordentlich strengen Paßverordnungen des Kaisers Nikolaus würden das mißfällige Insauslandreisen des russischen Adels in einer auch für uns nachtheiligen Weise vermindern, hat sich als unbegründet erwiesen, wenigstens steht die Zahl der auf den Dampfschiffen von St. Petersburg nach Stettin und hierher übergeführten Personen, und der russischen Adeligen insbesondere, gegen die früheren Jahre nicht zurück. In St. Petersburg soll diese geringe Wirkung einer Maßregel, von der man glaubte annehmen zu dürfen, daß sie eine sehr folgenreiche seyn werde, höchsten Orts einen unangenehmen Eindruck gemacht und Kaiser Nikolaus gegen Personen seiner Umgebung zu der Bemerkung veranlaßt haben: wenn die jetzigen Paßgebühren nicht hoch genug seyen, werde man sie im nächsten Jahre verdoppeln müssen; so wenigstens erzählen Reisende aus St. Petersburg.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Gemäldeausstellung. — Oper. — Theater.

Das Schlimmste bei den Ausstellungen ist, daß jedes Jahr die alten Meisterwerke in der großen Galerie des Louvre um Theil herabgenommen werden müssen, um den neueren einige Monate lang Platz zu machen, und daß somit ein Viertel des Jahres hindurch die Galerie der alten Meisterwerke für Einheimische und Fremde unzugänglich ist. Es fehlt aber an Raum zu der jährlichen Ausstellung, und da immer die Galerie des Louvre dazu gedient hat, so wird es bei diesem Gebrauche trotz seiner nachtheiligen Folgen bleiben. Vormals freilich erforderte die jährliche Ausstellung nur einen geringen Raum; fremde Künstler nahmen gar keinen Theil daran, und die einheimischen waren nur solche, welche aus der Malerei ein Gewerbe oder eine beständige Beschäftigung machen. Jezt aber gibt es außer den Malern von Profession eine Menge von Kunstliebhabern, welche an der Ausstellung Theil nehmen; es verweilen eine Menge fremder Künstler in Frankreich, und außerdem senden noch viele Künstler aus dem Auslande ihre Werke ein; so läßt es sich begreifen, warum der Katalog jezt mehrere tausend Nummern angibt, wogegen zur Zeit, als Diderot Bericht über den Salon, das heißt den Ausstellungssaal, lieferte, vielleicht nur einige hundert Stück eingesandt wurden. Damals überhaupt war die Anzahl der Leistungen auf literarischem sowohl als artistischem Gebiet nur gering im Vergleich mit der Anzahl der jetzigen, welche kaum mehr zu übersehen sind. Ich habe neulich bemerklich gemacht, daß es mit den Leistungen des Gewerbfleißes sich eben so verhält, und daß schon jezt das große Gebäude, das man eigens zur Ausstellung der Gewerbsprodukte errichtet hat, kaum hinreicht, um Alles zu fassen, obschon der Raum in demselben vortrefflich benuzt worden ist, um viel zu fassen und um doch den Tausenden von Menschen, welche täglich hinzuströmen, Platz zum Herumwandeln und Beschauen zu lassen. In dieser Hinsicht ist die Einrichtung musterhaft. Man hat in den Zeitungen lesen können, daß anderthalb Stunden dazu gehören, um alle in dem Gebäude angebrachten Gänge zu durchwandeln. An den vier Seiten sind große Ein- und Ausgänge angebracht, und somit kann die ungeheure Volksmenge wo nicht gemächlich, doch ohne große Schwierigkeit Alles besehen; denn auch die Erleuchtung ist vollkommen. Den durch das Gewitter verursachten Schaden hatte das Gerücht übertrieben, und schon zwei Tage darauf sah man keine Spuren mehr davon. Das mit Zinn überzogene Dach scheint Stich gehalten zu haben, und der Verfertiger desselben hat seine Ehre in den Tageblättern gegen die ihm gemachten Beschuldigungen verwahrt; auch scheint es nicht, daß die sogleich von der Regierung zur Untersuchung bezeichnete Commission etwas daran auszusetzen gefunden hätte. — Die plözlich eingetretene starke Hitze hat den Theatern ein wenig geschadet, da es Abends viel angenehmer ist, unter den Alleen von Kastanienbäumen und Ulmen in den Tuilerien und Luxemburger Gärten zu lustwandeln, als in einem verschlossenen Schauspielsaale zu sitzen. Allein die Taglioni tanzen zu sehen, ist ein seltenes Vergnügen, und Paris weiß nicht, ob es jemals dieses Vergnügen wieder genießen wird. Die Oper ist also voll, so oft die Taglioni tanzt. Zwar wird bereits angekündigt, daß nach ihr Lucilia Grahn auftreten wird. Diese ist auch dem Pariser Publikum als eine vortreffliche Tänzerin bekannt; sie tanzt aber doch anders als die Taglioni, und verhindert keineswegs, daß man zuerst leztere tanzen sieht. Späterhin können dann die Liebhaber des schönen Tanzes sich das Vergnügen verschaffen, auch die dänische Tänzerin zu bewundern. Eben so gibt jezt Dlle. Rachel die lezten Vorstellungen am Théâtre français vor ihrem jährlichen Urlaube und ihren Gastreisen. Wer also die tragische Virtuosin noch sehen will, muß eilen, und daher ist es im Théâtre français eben so voll, wenn die Rachel Phädra oder die Kaiserin Katharina spielt, als es in der Oper voll ist, wenn Taglioni tanzt und als Sylphide vor den Augen des freudetrunkenen Publikums einhergaukelt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 16. Juli 1844.

So frisch ich weggetrabet,
So frisch trab' ich zurücke,
Um dich nur nicht zu kränken.
Ei mein Hengstchen,
Ei mein Brauner
Wohin streichst du,
Wohin schnaubst du,
Wohin wirst mich tragen?
Litthauisches Lied.

Volkslieder der Ukraine.

1.

Steht am Wasser die Platane,
Tief hernieder hängend;
Sorgen quälen den Kosacken,
Ihm das Herz bedrängend.

Senk dich, Bäumchen, nicht herunter,
Bist noch grün und blühend!
Gräm' dich nicht, Kosack, sey munter,
Bist noch jung und glühend!

Wollt' sich gern der Baum nicht senken,
Doch die Fluth zernagt ihn;
Wollt' sich der Kosack nicht kränken,
Doch tief Wehe plagt ihn. —

Ritt mit Lanze und Geschosse,
Und im Kriegsgewande,
Ritt auf schwarz gemähntem Rosse
Fern zum Russenlande.

Ist im Russenland geblieben
Dort auch zu vergehen —
Die Ukraine, seine Lieben
Sollt' er nie mehr sehen.

Sterbend sprach er: mir ein großes
Grab wird man errichten —
Sträuchlein trägt auf seinem Schooß es,
Voll von süßen Früchten.

Werden Vöglein Beeren-pickend
Her zum Grab' sich schwingen,
Aus der Heimath mich beglückend
Frohe Kunde bringen. —

2.

Zum Niemen zieh' ich —
Heida! mein gutes Thier,
Spring', bäum' dich unter mir!
Liebchen, leb' wohl!

Ziehst du zum Niemen fort, läßst du mich hier allein —
Was aber suchst du dort, sag' mir Herzliebster mein?
Scheint es dir fern von hier, weit an des Niemens Strand,
Schöner als bei uns hier, bei uns im Vaterland?

Ich ziehe hin wo
Wild es von Rossen stampft,
Heiß aus der Erde dampft
Feindesblut roth!

Willst dich berauschen im Blute, dem heißen?
Willst dich dem Arm treuer Liebe entreißen?
Hier hast meine Thränen, hier hast du mein Blut,
Nur zieh' nicht von hinnen und bleibe mir gut!

Nicht weine, mein Lieb!
Ist unser Fest vollbracht,
Kehr' aus der heißen Schlacht,
Kehr' ich zu dir!

Nein, nein, mein Geliebter! kehrst nimmer nach Hause!
Es wird dich verschlingen das Schlachtfeld, das grause;
Sieh', es hält den Kopf trauernd zur Erde dein Rapp':
Auf dem blutrothen Schlachtfelde find'st du dein Grab.

Wenn der Rabe dir zu
Hoch über'm Fenster schreit,
Zu dir vom Meere weit
Eilt dein Kosack!

Senkt der Gipfel der grünen Platanen sich nieder,
Wenn der Eichwald stöhnt und der Kuckuck ruft wieder,
Wenn unter dir wiehernd hoch bäumt sich dein Rapp',
Dann ruh' ich schon lange im kühlen Grab'! . . .

3.

Die Winde heulen, es wogt das Gras,
Der arme Kosack liegt todt und blaß.
Auf schwankendem Sträuchlein ruht sein Haupt,
Die Augen von grünen Blättern umlaubt.
Ist zur Erde gefallen sein blank Geschoß,
Steht ihm zu Füßen sein schwarzes Roß,
Doch ihm zu Haupte im hohen Gras
Ein taubenfarbiger Adler saß.
Und er pflegt den Kosacken, bringt Trost ihm dar,
Hüpft um sein Haupt mit dem Lockenhaar; —
Und der Kosack spricht dem Adler zu:
Sey, grauer Adler, mein Bruder du!
Und wenn du anfängst mein Bruder Aar
Mir auszuhacken mein Augenpaar:
Fliege, fliege zu meiner Mutter hin!
Bring' der Mutter, die sich vor Gram verzehrt,
Kunde vom Sohne, der nie zu ihr kehrt;
Aber wisse, Bruder Aar, eh' du zu ihr fliegst,
Was du, wenn sie dich fragt, ihr zur Antwort sprichst;
Sag der Mutter: dein Sohn im Dienste stand
Bei dem Chane der Krimm, im Tartarenland,
Hat durch den Dienst gewonnen eine Königsmaid,
Eine Todtengrube auf kahler Haid'!

(Schluß folgt.)

Aus den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Diese Schäfer, die an der Spitze ihrer Heerden, in der Tiefe der Thäler, am Rande der Abgründe, eine so malerische Erscheinung sind, haben manche diesem ersten Eindrucke ganz entsprechende poetische Gebräuche bewahrt. Sobald die Frühlingssonne die Weideplätze der Höhen des Ariège von der winterlichen Schneedecke entkleidet hat, versammeln sich die Hirten des Landes beim Schein des Morgensterns auf einem Berge, wo sie, einen Kreis bildend, den Sonnenaufgang erwarten. In der Mitte des Kreises steht der Aelteste und, sobald die ersten Strahlen des Tages den Gipfel des Gebirges röthen, hebt derselbe mit lauter Stimme ein Gebet an, dem alle Anwesenden in tiefer Andacht zuhören. Sodann vertheilt die Versammlung die vorhandenen Weideplätze und Hirtenhütten unter ihre Glieder und dieselben bilden verschiedene Abtheilungen, deren jede ein Oberhaupt wählt; diese Würde ist stets ein Tribut, welchen die Achtung der Wähler einem durch seine Eigenschaften ehrwürdigen ältern Manne zollt. Der Erwählte heißt „Vater oder Aeltester." Sämmtliche Aeltesten treten dann zu einem Ausschusse zusammen und schwören Gott zu ehren, den verirrten Reisenden den Weg zu zeigen, ihnen Milch, Feuer und Wasser zu reichen, mit ihnen ihre Mäntel und Hüllen zu theilen, die durch den Larw oder Tourb (das Unwetter im Gebirge) Umgekommenen mit dem Tawlmen (Grabstein) zu bedecken, die Quellen zu achten und ein wachsames Auge auf die Heerden zu haben. — So endet eine Ceremonie, deren patriarchalische Einfalt, wie die ganze Lebensweise aller Hirtenvölker, den Stempel des höchsten Alterthums trägt und dadurch allein anziehend und ehrwürdig wird.

Ich führe jezt den Leser ohne Aufenthalt in die der Dorfstadt Sentein als Eingang dienende Allee. Der Sonntag hat eine Menge Bürger- und Bauernmädchen in's Freie gelockt und die sich in die fröhlichen Gruppen der Spaziergängerinnen mischenden Grenadiers einer hier kantonnirenden Truppenabtheilung scheinen die Vortheile der Uniform bereits mit dem besten Erfolge geltend gemacht zu haben. Von Weitem schon erkenne ich den durch seine kräftige hohe Gestalt, sein blondes Haar, sein offenes Gesicht und seine Biederkeit mich an meine deutschen Landsleute erinnernden Kapitän der Douane

von St. Girons; er kommt mir in Begleitung einiger Großwürdenträger des Orts, des percepteur des contributions directes, des Notars u. s. w. entgegen. Diese Herrn wollen heute an einem gemeinschaftlichen Mahle und morgen an einem größern Ausflug in's Gebirge Theil nehmen.

Wir treten in den Gasthof, den heute ein Schwarm trinkender, lachender, singender Bauern mit Sturm genommen zu haben scheint. Die Wirthin hat indessen, aus schuldigem Respekt für die oben genannten einflußreichen Personen, welche heute ihre Gäste sind, die größte ihrer schmutzigen Trinkstuben uns vorbehalten und, ebenfalls uns zu Ehren, ein wahres Blutbad unter der Bevölkerung ihres Hühnerhofes angerichtet. Zwar bleibt die Kochkunst der Madame Servat hinter ihrem durch die Zahl der Schüsseln dargethanen guten Willen zurück; aber die scharfe Gebirgsluft macht den Magen zu einem nachsichtigen Richter und die Lebhaftigkeit unseres Angriffs auf die Mahlzeit hätte die Vorsteherin eines Pensionats zur Verzweiflung gebracht.

Dem Wirthshause gegenüber befindet sich das einzige der Aufmerksamkeit des Reisenden würdige Gebäude des Orts, die Kirche; eine den weiten Hofraum derselben umgebende, etwa zwanzig Fuß hohe Mauer ist mit Schießscharten versehen, von vier Thürmen flankirt und läßt auf ein wohlbefestigtes Kastell, aber nicht auf ein Gotteshaus schließen. Dieser Bau ist eines von den in den Pyrenäen so häufigen Denkmälern der durch die Blutgerichte Philipps des Schönen gebrochenen Macht des Templerordens. Fast alle zu den bedeutenden Uebergängen der Pyrenäen führende Schluchten weisen Trümmer von Schlössern auf, welche jenen mit Kreuz und Schwert kämpfenden Rittern zugeschrieben werden.

Die Nacht, welche einem genußreichen Tag folgte, sollte für mich leider keine Vorbereitung zu neuen Anstrengungen werden. Die Bauern, welche der Sonntag im Wirthshause zu Sentein versammelt hatte und bei welchen der seltene Uebergang von ihren Milchtöpfen zu der Weinflasche sich in der Regel durch den Rausch bestraft, sangen oder schrieen vielmehr in Mißtönen, wie sie nur die gänzliche Abwesenheit des musikalischen Sinnes in diesem Lande hervorzubringen vermag. Nachdem ich endlich nach eingetretener Ruhe gegen ein Uhr Morgens eingeschlummert war, wurde ich schon um zwei Uhr durch ein unvorhergesehenes Ereigniß wieder aufgeweckt; eine ganze Abtheilung von Grenadieren, welche in einem Hinterzimmer einquartiert waren, hielten ihren Durchzug durch meine unverschließbare Kammer. Ich verwünschte die neuen Ruhestörer; nichts verscheucht aber den Schlaf so unfehlbar, als eine Aufwallung des Zorns; ich sah voraus, daß es um meine Nachtruhe geschehen sey; ich stand auf und ging aus dem Dorfe in das Thal hinaus.

Noch lag die Nacht in ihrer ganzen stillen Majestät über die Natur ausgebreitet. Der Mond goß sein weiches Licht mit solcher Helligkeit über das enge Bergthal aus, daß selbst die Bewegung der an den Pappeln spielenden Blätter sichtbar blieb, und das Auge bis zu dem geheimnißvollen Sitze der Nachtigall durchzudringen glaubte; die noch mit Schnee bedeckten Höhen des Lacoste, des Pic de l'Ard und des Candelar erhoben sich vor mir im phantastischen Schmucke der Lichter und Schatten ihrer tiefgefurchten und zerrissenen Flanken; Bäume und Stauden und das Heu frisch gemähter Wiesen erfüllten die Luft mit süßem Dufte, und selbst der kleine Bergstrom, der hier durch Triften und Gebüsch hineilt, schien mit seiner besänftigten Stimme der Feier dieser Stunde zu huldigen.

Es war indessen drei Uhr geworden; die Sterne erblaßten; mit dem Zwielichte des Tages erwachten die Stimmen der Vögel, welche, den Nachtthau und Schlaf von ihren Flügeln schüttelnd, ihr Versteck verließen; ich eilte nach dem Gasthofe zurück, um meine Reisegefährten zu wecken und zum Aufbruch nach dem Crabère zu mahnen, wohin mich der Leser das nächstemal begleiten mag.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Schluß.)

Das Interdikt gegen Poirson und Séguier.

In den kleinern Schauspielen gebraucht man beim Mangel an großen Schauspielerinnen, deren man daselbst auch nicht bedarf, andere Reizmittel, um troz der tropischen Hize das Publikum herbeizuziehen. So ist am Gymnase dramatique das Abtreten des Direktors Poirson hinreichend gewesen, um die Zuschauer anzulocken. Aber in diesem Abzuge Poirsons lag eine ganze Revolution und der Fall einer Verwaltung, welche, wie manche Staatsverwaltung durch das Abtreten der regierenden Minister, ganz andern Grundsäzen Plaz macht. Poirson war nämlich der kühne und hartnäckige Mann, welcher dem Dichterbunde nicht nachgeben wollte und zwei Jahre demselben mit einer bewundernswürdigen Beharrlichkeit widerstanden hatte. Der Dichterbund wollte ihm nur unter gewissen, für die Autoren vortheilhaften Bedingungen die Darstellung ihrer Stücke bewilligen; er aber weigerte sich beständig, diese Bedingungen anzunehmen. Somit entzogen die Dichter ihm ihre Stücke, welche zuvor das Repertoire des Gymnase dramatique ausmachten, und es blieb Poirson, wenn sein Theater nicht in's Stocken gerathen sollte, kein anderes Mittel übrig, als entweder den Forderungen der Dichter nachzugeben, oder von Dichtern, welche nicht zum Bunde gehörten, neue Stücke dichten zu lassen. Er wählte den lezten Weg, welches zwar seiner Unabhängigkeit und Beharrlichkeit Ehre machte, aber der Kasse des Theaters keineswegs förderlich war; denn die besten

Dichter gehörten zum Bunde, und die unreifen Versuche junger, unerfahrener Dichter waren keineswegs geeignet, das Publikum herbeizulocken. Somit machte das Theater seit zwei Jahren sehr schlechte Geschäfte, und Poirson hat selbst eingesehen, daß er mit seiner Hartnäckigkeit oder Beharrlichkeit den Inhabern des Theaters einen schlechten Dienst leistete. Er hat sich also genöthigt gesehen, da er doch noch immer nicht nachgeben wollte, die Direktion aufzugeben und einem andern Direktor Platz zu machen. Dieser hat sich sogleich mit dem Dichterbunde verständigt, und bereits Scribe's, Melesville's, Bayard's und anderer beliebter Dichter Vaudevilles dem Publikum wieder vorgeführt. Für die Dichter war natürlich der lange Streit mit Poirson ebenfalls ein großer Schaden; was macht es aber einem Scribe, der auf allen großen Theatern Stücke hat und dessen Vaudevilles im ganzen Königreiche gespielt werden, aus, ob das Gymnase dramatique seine Vaudevilles zwei Jahre lang nicht aufführt? Die andern Dichter sind freilich keine so reichen Gutsbesitzer, als Scribe geworden ist; allein viele davon haben Stücke an andern Theatern, und sie beziehen so gut als Scribe ihre Autorgebühr von den auf den Provinztheatern gespielten Stücken, deren Verfasser sie sind. — Nachdem die Theaterdichter mit dem Gymnase dramatique Frieden gemacht haben, so bleibt noch ein anderer streitender Bund, nämlich der Advokatenbund, zu befriedigen, welche gegen eine Art von juridischem Poirson entrüstet sind, nämlich gegen den Gerichtspräsidenten Séguier, einen zwar redlich gesinnten und ganz unabhängigen, aber ziemlich groben Mann, welcher seinen Kollegen und den vor Gericht plaidirenden Advokaten oft sehr unangenehme Reden gibt, worüber schon lange Klage geführt wird, und was um so auffallender ist, da die Höflichkeit eine ganz gewöhnliche Eigenschaft bei den französischen und besonders bei den Pariser Beamten ist. Die jungen Advokaten, welche er zuweilen durch ein hartes, ihm unwillkührlich entschlüpftes Wort ganz verduzt macht, haben sich die Sache endlich zu Gemüthe geführt, und ihr Conseil de discipline, das heißt, der sie vertretende Ausschuß, hat sich schriftlich darüber beklagt und Genugthuung vom Präsidenten für seine lezte Beleidigung gefordert. Die Cour royale, obschon sie Séguiers auffahrendes Wesen selbst tadelt, hat es ihrer Würde gemäß geachtet, das Conseil de discipline auf die künftige Woche vorzuladen; man wird alsdann sehen, was aus der Sache werden wird. Die Advokaten hätten sich direkt an den Justizminister wenden und bei diesem über die Grobheit des Gerichtspräsidenten klagen sollen, während sie jezt wegen geforderter Genugthuung vielleicht noch obendrein einen Verweis vom Gerichte erhalten. Indessen erscheint kein Advokat vor Gericht, und sie verfahren, wie der Dichterbund mit Poirson that. Dg.

Lübeck, Juni.

(Fortsetzung.)

Veränderungen des Verkehrs. — Reform der Staatsverfassung.

Die Stettiner Eisenbahn hat uns, wie sich voraussehen ließ, einigen Abbruch gethan, und die Vollendung dieses Schienenweges die Folge gehabt, einmal, daß der aus dem Süden über Leipzig kommende und bisher nach Lübeck gegangene Waarenzug nach Rußland allen Anzeichen nach geneigt ist, sich von hier fort und Stettin zuzuwenden, dann, daß wir uns nunmehr die Rivalität einer Stettin-Petersburger Dampfschifffahrt gefallen lassen müssen. (Für dieses Jahr wird dieselbe bekanntlich von den Booten der Lübeck-Petersburger Dampfschifffahrtsgesellschaft, indeß bereits im nächsten Jahre von einem russischen und einem preußischen Regierungsdampfboot unterhalten werden.) Der aus dem Süden über Frankfurt am Main und namentlich der aus dem Westen auf hier kommende Waarenzug nach Rußland dürfte uns auch für die Folge verbleiben. Entsprechend werden sich die Verhältnisse hinsichtlich der Dampfschifffahrt gestalten (sie würden, bei der so große Vortheile bietenden natürlichen Lage unserer Stadt, noch viel günstiger seyn, hätte Dänemark nicht, aus Rücksichten für Kiel, die Erlaubniß zum Bau einer Eisenbahn zwischen Hamburg und Lübeck bisher beharrlich verweigert). Mag auch der in die östlichen deutschen Bäder reisende russische Adel der Stettiner Route den Vorzug geben; die in die westlichen deutschen Bäder, nach Frankreich, England ꝛc. sich begebenden Russen dürften sich in den meisten Fällen für die alte Route über hier entscheiden. Auch ist die slavische Noblesse seit undenklichen Zeiten gewohnt, vor ihrer Rückkehr in Hamburg Einkäufe zu machen. Zudem möchten die in eigenen Wagen Reisenden die Beförderung mittelst Courierpferden derjenigen durch die Lokomotive nicht selten vorziehen. Mindestens gilt dieß von den russischen Edeldamen, deren Neigung zum Comfort man hier oft zu beobachten Gelegenheit findet. Zu den Annehmlichkeiten, welche die Reise über Lübeck vor der über Stettin voraus hat, gehört vornehmlich, daß die Reisenden mit der größten Leichtigkeit und Schnelligkeit auf der kaum zwei Postmeilen langen vortrefflichen Kunststraße hieher gelangen und augenblicklich weiter reisen können, ohne von einem Zoll- oder Polizeibeamten behelligt zu seyn. (Zwischen Stettin und Swinemünde, wo von einer Landreise nicht die Rede seyn kann, braucht das Dampfschiff bei günstiger Witterung ungefähr fünf Stunden.) — Wir haben binnen Kurzem in unserem Staate sehr umfassende Reformen zu erwarten, Reformen, deren Bedürfniß so fühlbar geworden und die so überaus wichtig für unser Gemeinwesen sind, daß mit denselben eine Wiedergeburt unseres Staates eintreten wird. Unter ihnen steht obenan die Verfassungsreform. Die Verhältnisse, nach welchen die nun bald 200 Jahre alte, noch heute geltende Verfassung gebildet war, hatten sich mit der Zeit so völlig umgestaltet, daß die unverändert gebliebenen Verfassungsnormen nicht nur veraltet und unzweckmäßig, sondern auch im höchsten Grade ungerecht und widersinnig erschienen, ihre zeitgemäße, vernünftige und billige Reform aber dringend nothwendig wurde. Den von der patriotischen Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit ausgehenden „Neuen Lübeckischen Blättern" gehört das Verdienst, den ersten Impuls zur Reform der Staatsverfassung gegeben zu haben. Die Unzuträglichkeiten derselben waren zu sehr in die Augen springend, als daß, nachdem die öffentliche Discussion sich des Gegenstandes einmal bemächtigt hatte, ihre Abhülfe länger hinausgeschoben werden konnte. Zu Ende des Jahres 1842 sezte „Ehrliebende Bürgerschaft" eine Commission nieder, mit dem Auftrag, den Entwurf zu einer neuen Verfassung auszuarbeiten. Binnen Jahresfrist hatte die Commission ihre Aufgabe vollführt, gegenwärtig befindet sich der Entwurf bereits unter der Presse, und unmittelbar nach Vollendung des Druckes steht das Zusammentreten einer gemeinschaftlichen Commission, aus Abgeordneten des Senats einer- und Deputirten der Bürgerschaft andererseits bestehend, zum Behuf der Berathung und Beschlußnahme über die Reform der Verfassung, wobei der besagte Entwurf zum Grunde gelegt wird, zu erwarten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 17. Juli 1844.

Ob einem alten Buche
Bring' ich die Stunden hin,
Doch fürchte nicht; ich suche
Mir trockne Blüthen drin.
L. Uhland.

Ein paar alte Geschichten.

Vor vier oder fünf hundert Jahren mag zu Rankweil in Vorarlberg, in der damals montfortischen Herrschaft Feldkirch, ein schreibkundiger Mann, Namens Thomas Lyrer, gelebt haben — wenigstens gibt es eine Schrift unter dem Titel: Alte schwäbische Geschichten, an deren Ende sich ein so Benannter als Verfasser kund gibt. Dieses kleine Buch ist im Jahre 1486, und zwar in demselben Jahre zweimal bei Konrad Dinkmut zu Ulm gedruckt worden und wurde fast drei Jahrhunderte darnach, nämlich 1761 von Licentiat Wegelin, Bürgermeister zu Lindau, neuerdings herausgegeben, „weil es so gar rar geworden, daß es selten mehr in alten Bibliotheken, geschweige in öffentlichen Buchläden und eben so wenig in einer Collektion der alten Geschichtschreiber und Jahrbücher anzutreffen und dahero unter die fast gar verloren gegangenen Bücher nicht unbillig zu rechnen war.“ Uebrigens ist damit auch jedesmal als zweiter Theil eine deutsche Chronik abgedruckt worden, welche bis zum Jahre 1462 reicht, nach allen Anzeichen aber einen andern Verfasser hat, an deren Schlusse sich Thomas Lyrer nennt. Dieser zweite Theil erzählt allerlei Dinge, die sich im heiligen römischen Reiche von der Zeit Karls des Großen an bis zu besagtem Jahre begeben haben, geht zwar mit der Geschichte nicht immer ganz säuberlich um, nimmt es aber damit doch ungleich genauer, als der erste Theil, der nur hie und da eine Angabe bringt, welche wirklicher Historie ähnlich sieht.

In diesem ersten Theil, für dessen Verfasser wir also bis auf weiteres den Thomas Lyrer von Rankweil ansehen, erzählt derselbe zum Beispiele Eingangs seiner Geschichten, wie im hundert und vierten Jahre nach der Geburt unseres Herrn ein Kaiser zu Rom war, Namens Kurio, der wegen seines christlichen Glaubens, trotz der Fürsprache der Senatoren Amor und Ventrum Urseum, vertrieben wurde und mit seiner Gemahlin Docka, seinen eigenen Söhnen und den Söhnen seiner Schwester, Jürgo und Hego, über das Hochgebirg „gen deutschen Landen wärts“ floh und auf dessen Plan Dalfag (in Graubündten) kam. Kaiser Kurio baute darauf seinen Söhnen in Rhätien und in Schwaben verschiedene Vesten, und so wurden sie die Ahnherren mächtiger Geschlechter. So baute er dem ältesten die Veste Hohentrens und nannte ihn Magnus von Höwen; dem andern die Veste Gutenberg und nannte ihn Egloff von Wartau; dem dritten gab er einen Berg und errichtete darauf die Veste Starkenberg und gab ihm einen weißen Schild mit einer rothen Fahne zum Wappen, zum Zeichen, daß er die christliche Ordnung halten und darum fechten sollte, wenn es Noth thue. „Dem Deutschen nach,“ sagt Lyrer,

„wird das Geschlecht geheißen: die von dem rothen Fahnen; aber darnach als sich die wälschen Kurwalhen gemehrt hatten, da ward der Namen in wälsch bekehret und geheißen: von Montfort." Der vierte Sohn Kaiser Kurio's war Wilpart von Leutkirch, der fünfte aber der Patriarch Burgundus; der führte gar ein selig Leben und hatte seine Wohnung auf dem Berge Kirchberg bei dem Dorfe Ulm. Der sechste Sohn erhielt die Stadt Ravenau, die jezt Ravensburg heißt und wurde Herzog Rumulus von Schwaben genannt. Kaiser Kurio aber baute sich selbst eine Veste, die er nach seiner Gemahlin Dockenburg (Tockenburg) nannte, und wohnte daselbst und starb nach Christi Geburt im Jahre 172 und ward begraben im Kloster Fischingen.

In solch glaubwürdiger Art erzählt Thomas Lyrer fort und fort die alten schwäbischen Geschichten. Manche Kapitel enthalten nur ein buntes Durcheinander von Kriegen, Stößen, Herrentagen, Stiftungen, Hochzeiten und Geschlechtsregistern, in dem sich jedoch allenthalben deutlich ein Streben zeigt, das Haus der Grafen von Montfort nach besten Kräften zu verherrlichen und ihre Geschichte in Wahrheit und Dichtung auszuschmücken. Zuweilen erblüht aber auch aus dem krausen Wirrsal eine liebliche Mähr und aus diesen haben wir denn die Geschichte des Grafen von Montfort und der Königin von Kathay (China) und die andere des Grafen Albrecht von Werdenberg und der Königstochter von Portugal, wie wir hoffen, zum Vergnügen der Leser herausgehoben, während die eine vom Kaiser Konrad und dem Herzog Heinrich von Schwaben dem zweiten, weniger fabelhaften Theile des Buches, nämlich der Chronik, entnommen ist.

Wir lassen zunächst zwei dieser alten Geschichten folgen, uns vorbehaltend, vielleicht später die dritte unsern Lesern mitzutheilen.

Die erste Geschichte.

Von dem Herrn von Montfort und der Königin von Kathay.

Item zu denselben Zeiten — es war eben nachdem Rom gestiftet fünfzehnhundert und drei Jahr und so lange war kein Kaiser da gewesen. Der erste Kaiser, der da ward zu Rom, hieß Julius. Der war ein deutscher Mann und war von Trier gebürtig. Denselben Kaiser aber sezte ein Herr von Schwaben mit Gewalt. Der Herzog Bremo von Schwaben nämlichen hatte ehevor gekrieget mit den Römern hundert und zehen Jahre kräftiglich und ohne Unterlaß. Er baute auch mit Gewalt vor Rom sechs Städte, so daß sie gegen deutschen Landen sahen und daß auch die Römer auf dem Lande nicht zu ihm möchten kommen. Die hießen Hohensen, Teutschensen, Bewen und Brissen, Mailand und Pavy. Und alles das Opfer, das man sollte bringen aus Lamparten und deutschen Landen in das Haus Capitolium gen Rom den Heiligen, das mußte man bringen den Heiligen gen Bern (Verona). Darzu zwang sie der Herzog von Schwaben. Zu denselben Zeiten aber kam Virgilius gegen Rom, der war gebürtig von Mantua. Der machte es mit seinen Listen, wie er wohl konnte, daß alle Länder, die der Römer gewesen waren und die sie bezwungen hatten, Tribut dahin geben mußten. Also sandten, um dieß zu richten, die Römer Kaiser Julium aus mit großer Gewalt der Leute und auch mit Reichthum des Gutes, damit er gen Schwaben führe und das Land bezwänge und auch andere deutsche Lande. Und sandten ihn aus seiner Witze, Kunst und Mannheit wegen und geboten ihm auch bei ihrer Huld, daß er nicht länger aus wäre, denn zehen Jahre, und wenn er einen Tag über das Ziel ausbliebe, so hätte er ihre und des Landes Huld verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Volkslieder der Ukraine.

(Schluß.)

4.

Zum Marsch, zum Abmarsch pfeifen die
Kosacken um Mitternacht;
Aus hellem Auge weint Marie,
Sie weint und klagt.

Nicht weine Marie, nicht klage mein Kind!
Sey nicht so trüb':
Zu Gott im Himmel bete, mein Kind,
Bet' für dein Lieb!

War die Sonne verschwunden, am Himmel schon
Scheint hell das Mondenlicht;
Gibt die Mutter Geleit dem scheidenden Sohn',
Und weint und spricht:

Leb' wohl, mein Söhnchen, leb' wohl mein Kind!
Weil' nicht zu lange beim Heer, —
Und wenn vier Wochen verflossen sind
Zur Heimath kehr'!

O Mutter! gern riss' ich mich bald wieder los
Und käme zurück zu dir:
Doch sieh', es strauchelt mein schwarzes Roß
Im Thorweg' hier.

O, Gott weiß wann ich heimwärts zieh'
Und euch hier wiederfind';
Doch Mutter, nimm meine Marie auf wie
Dein eigen Kind!

Nimm zu dir mein Mädchen, so tröst' ich mich,
Wir stehen in Gottes Hand —
Wer weiß ob ich kehr', vielleicht sterbe ich
Im fremden Land'!

O, gerne zur Tochter nähm' ich Marie,
Daß du dich nicht betrübst:
Doch wird sie mich auch lieben, sie,
Wie du mich liebst?

O, weine nicht, Mutter, o klage nicht mehr!
Hell' auf den trüben Blick:
Sieh, es bäumt sich mein Roß, es springt daher,
Ich kehre zurück!

5.

Schwamm auf dem Meere, auf blauem Meer'
Langsam ein weißer Schwan einher;
Schwamm mit seiner Schwänlein weißer Schaar —
Sieh' da stößt auf ihn nieder ein grauer Aar,
Hub den Schwan zu beißen, zu schlagen an,
Hub der Schwan ihm dieß Wort zu sagen an:
„O, nicht schlage, nicht beiße mich, grauer Aar,
Und ich erzähle dir Alles treu und wahr.
In der Stadt die Kistrin den Namen trägt,
Sich die Horde * schon drei Tag' und Nächte schlägt,
Schon drei Tage, drei Nächte im Kampfe weilt,
Und hat sich zuletzt in drei Theile getheilt . . .
Fließt all blutroth der Strom, plätschernd klagend laut,
Hat man über den Strom große Brücken gebaut,
Hat man Brücken gebaut, die nur aus Köpfen besteh'n,
Aus Menschenköpfen, moskowitischen."

6.

Eine Hopfenranke im Garten allein
Schlängelt zur Erde sich;
Unter den Menschen ein Mägdelein
Weinete bitterlich.

O grüner, blühender Hopfen, warum
Rankst nicht nach oben zu?
O liebes, junges Mädchen, warum
Fluchst deinem Schicksal du?

Kann die Hopfenranke nach oben zieh'n
Wenn keine Stütze sie hält?
Kann des Mädchens Auge vor Freude glüh'n
Wenn ihr Kosack ihr fehlt?

* Tartarenhorde.

7.

Im grünen Wiesenthal silberhell
Aufsprudelt der kalte Wasserquell —
Treibt der Tschumak * dort hin seine Ochsen zu tränken:
Aber sie brüllen,
Ihren Durst nicht stillen,
Und Unglück ahnend die Köpfe senken.
Spricht er: „O meine grauen Stiere,
Daß ich euch nimmer zur Krimm hinführe!
Habt mich so trübe gemacht,
Mir, der so jung noch, Unglück gebracht."
Am nächsten Sonntag, am frühen Tag,
Todt, todt der junge Tschumak lag;
Und man grub ihm mit eisernem Grabesscheit
Eine Todtengrube tief und weit,
Und pflanzt' auf den hohen Grabesraum
Einen blühenden jungen Hollunderbaum.
Flog ein Kuckucksweibchen herzu,
Hub an zu rufen: Kuku, Kuku!
Reich' mir, mein Sohn, mein junger Aar,
Reich' deine rechte Hand mir dar!
O gerne, meine Mutter, mein Leben,
Wollt' ich dir beide Hände geben,
Doch auf mir liegt feuchter Erde Gewicht,
Und die feuchte Erde läßt mich nicht!

8.

Kam aus der Ferne ein Kuckuck geflogen,
Flog durch Feld und Hain;
War aus seinem Fittich eine Feder gefallen
In die Donau hinein.

O, gleich der bunten, verlorenen Feder,
Die der Strom fortreißt,
Schwindet mein Leben im fremden Lande
Einsam, verwais't.

Floß mein Leben hin wie auf der Welle
Ein einsam Blatt. —
Fort! was wahr' ich den Goldring, den er mir
Gegeben hat? —

Fr. Bodenstedt.

* Tschumak heißen in der Ukraine die Leute, welche aus der Krimm auf Ochsen Salz, Tabak, Fische und dergl. herführen, um damit Handel zu treiben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lübeck, Juni.

(Schluß.)

Reform des Armenwesens. Gustav-Adolph-Verein. Kirchen. Kunst.

Eine andere wichtige Verbesserung, die demächst in's Leben treten wird, ist die Umgestaltung unseres Armenwesens,

insonderheit' die Centralisation in der Verwaltung unserer Wohlthätigkeitsanstalten. Es gibt wohl nur wenige Städte, die so reich an milden Stiftungen sind als Lübeck. „Gegenwärtig bestehen in der Stadt Lübeck und deren Gebiet 12 größere Wohlthätigkeitsanstalten, 6 Höfe für Wittwen und Jungfrauen, 11 Armenhäuser, 2 Convente, 9 Armengänge und etwa 180 kleinere Stiftungen, Testamente und Legate, die zusammen, den Werth ihrer Landgüter und sonstigen Grundstücke ungerechnet, ein Vermögen von mehr als 4½ Millionen Mark besitzen, und deren jährliches Einkommen die Summe von 300,000 Mark übersteigt. Leider besteht aber, der obrigkeitlichen Verordnung ungeachtet, keine innige Verbindung zwischen allen diesen milden Anstalten, so daß durch jene bedeutende jährliche Verwendung bei weitem nicht die wohlthätigen Wirkungen hervorgebracht werden, die bei einer mehr ineinandergreifenden Verwaltung erreicht werden könnten.... Als eine Folge dieser zersplitternden Verwaltung kann die große Zahl der Unterstüzten angesehen werden. In der Stadt allein erhalten von milden Anstalten über 800 Erwachsene und 550 Kinder Obdach und Unterstüzung. Milde Gaben allein werden außerdem noch an mehr als 5000 Personen gereicht; so daß also der sechste Theil der Bevölkerung ganz oder theilweise durch fremde Beihülfe ernährt wird." (Behrens' Topographie und Statistik von Lübeck. 1829. 1 Band.) Seit einiger Zeit ist eine Commission mit der Reform des Armenwesens beschäftigt; dieselbe hat ihre Arbeiten, wie man hört, nunmehr beendigt. Das St. Annen Armen- und Werkhaus dürfte eine gänzliche Umwandlung erleiden und in vier besondere Anstalten getheilt werden, in ein Armenhaus, ein eine Anstalt für verwahrloste Kinder, ein allgemeines Krankenhaus und ein Arbeitshaus. Das Bedürfniß nach einer solchen Aenderung macht sich täglich so fühlbar, daß auch diese Reform unabweisbar geworden ist. — Wie fast auf allen Punkten des nördlichen Deutschlands, hat sich in unserer altprotestantischen Stadt — wo einst die Reformation einen ihrer glänzendsten Siege feierte — eine lebendige Theilnahme für die Gustav-Adolph-Stiftung kund gegeben, und ein Lübeckscher Zweigverein derselben ist im Entstehen begriffen. Gleichwohl sind bei uns die Meinungen über diese Angelegenheit, selbst unter der Geistlichkeit, getheilt. Insbesondere haben zwei unserer geachtetsten und kenntnißreichsten Pfarrgeistlichen, Pastor Lindenberg und Prediger Petersen, die Theilnahme an einem hiesigen Gustav-Adolph-Verein von der Hand gewiesen und, als ihnen dieß in der vaterstädtischen Presse zum Vorwurf gemacht werden wollte, ihre „gegründeten Bedenken" in einer ausführlichen Erörterung dargelegt. Nicht der Zweck, sondern das Mittel, durch welches er angestrebt werden soll, nicht das Wesen, sondern die Form haben jene „Bedenken" erregt. Der literarische Streit, welcher sich damit entsponnen hat, ist nicht allein um des Gegenstandes und seiner gehaltvollen Behandlung willen, sondern auch wegen der gerechten und besonnenen Weise, in der er geführt wird, beachtenswerth. — Die neu erwachte Begeisterung für die regelmäßigen Leibesübungen des Volks und der Jugend insbesondere hat auch hier ihren Wiederhall gefunden. Vor Kurzem haben die allgemeinen Turnübungen auf dem eine Reihe von Jahren verwaist gestandenen öffentlichen Turnplatze unter Leitung eines Sergeanten unseres Bundeskontingents, der in dem gymnastischen Institut des Professors Werner in Dessau seine Ausbildung erhalten, wieder ihren Anfang genommen, und Erwachsene wie Knaben aller Stände nehmen an denselben auf die erfreulichste Weise Theil. Die nach allen Seiten hin so segensreich wirkende Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit hatte in bekannter liberaler Weise die erforderlichen Anstalten herrichten lassen. — Für die Verschönerung unserer an Kunstschätzen und Alterthümern reichen Stadt wird seit einiger Zeit eine anerkennenswerthe Sorge getragen. Zeugniß davon geben unsere ehrwürdigen Kirchen — die steinernen Denkmale einer großen Vergangenheit — welche mit wahrer Pietät und mit großem Aufwande erhalten werden. Die in den lezten Jahren beschafften Verschönerungen der Kirchen, wohin vornehmlich die Befreiung von verunzierendem Anbau, Kirchhofsmauern u. s. w. zu rechnen sind, haben das einfach erhabene Ansehen der Gotteshäuser wesentlich gehoben. Für die Marienkirche malt gegenwärtig unser berühmter Landsmann Overbeck in Rom ein zweites Bild (bekanntlich besizt die Marienkirche schon des Künstlers „Christi Einzug in Jerusalem," wie die Stadtbibliothek den Carton zu einem andern seiner Meisterwerke). Der Gegenstand desselben ist die Trauer um den dahingeschiedenen Heiland in dem Augenblick, welcher der Grablegung vorangeht. Der entseelte Körper liegt, halb von dem Leichengewande verhüllt, am Boden, umgeben von den Marien, der Martha, dem Lieblingsapostel, dem Nikodemus und Joseph von Arimathia. Einen besonders sinnigen Gegensaz bietet die Gestalt des Lazarus, welchen sich der Künstler in diesem Augenblick des tiefsten Schmerzes um das Hinscheiden dessen, der ihn selbst zu neuem Leben erweckt und von den Banden des Todes befreit hatte, gegenwärtig gedacht. In einer Korrespondenz aus Rom in der Allgemeinen Zeitung vom 27sten Januar 1842, der ich diese Angaben entnehme, heißt es: „Man wird sich nicht leicht erinnern, daß irgend eines seiner (Overbecks) Meisterwerke einen so allgemeinen Beifall davon getragen hat. Thorwaldsen sowohl als Camuccini, also die Repräsentanten des verschiedensten Kunstgeschmacks und der entgegengeseztesten Kunstforderungen, haben sich äußerst günstig über dieses schöne Bild geäußert." Der Preis des Gemäldes (1000 Dukaten) ist schon vor Jahr und Tag von einem zu diesem Zwecke gebildeten Verein hiesiger Kunstfreunde zusammengebracht worden. — Von einem berühmten Landsmann gehe ich zum andern, von der Malerei zur Dichtkunst über. Emanuel Geibel ist seit Beginn der schönen Jahreszeit zu uns zurückgekehrt; in ein dichterisches Stillleben zurückgezogen lebend, empfängt er gleichwohl täglich Beweise von Zuneigung und Anerkennung. Der hochbegabte und gesinnungsvolle Dichter ist mit einer neuen größeren Arbeit beschäftigt, die bereits ziemlich weit vorgerückt ist. — Die oft bewährte Mildthätigkeit der Bewohner unserer Stadt hat in der lezten Zeit wiederholt Gelegenheit gefunden, sich zu äußern. Für die Abgebrannten der schwedischen Stadt Werid, der thüringischen Gemeinde Gerthausen und andere Unglückliche gingen nambafte Summen ein. Auch für den alten Turnvater Jahn war eine Sammlung veranstaltet worden. — Die Volksgesangvereine (Liedertafeln) gewinnen in unsern Gegenden immer mehr Ausbreitung und Einfluß. Am 1. Julius wird hier ein großes Gesangsfest stattfinden, wozu sich 25 Liedertafeln mit circa 100 Sängern vereinigen. Das geistliche Conzert wird Morgens in der alten Katharinenkirche, das weltliche Nachmittags im Freien, dicht vor der Stadt, aufgeführt werden. Es wird ein wahrhaftes und edles Volksfest seyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 18. Juli 1844.

Doch ein Begriff muß bei dem Worte seyn. —
Schon gut, nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen.
Goethe.

Ueber die Romantik der Alten.

Erster Artikel.

Haben die Alten auch ihre Romantik? Ja, wenn wir das Wort nicht genetisch oder historisch nehmen, wo es, in Bezug auf Zeit, Völker, Sprache, geistigen Stoff und Form, der Darstellung des Antiken, oder dem Hellenisch-Römischen entgegengesezt wird, sondern wenn wir es im allgemeineren Sinne, der an das Wort sich geknüpft hat, auffassen und betrachten. Es erging dem Worte, wie so vielen andern, daß es seine ursprüngliche historische Bedeutung nach und nach verloren, wo dann der aus dem Besonderen abgeleitete allgemeinere Begriff der herrschende wurde. Wenn jezt eine Dame von romantischen Gegenden, von romantischen Begebenheiten und Geschichten spricht, so denkt sie dabei gewiß nicht an die in dem alten Romanzo gesungenen Poesien, oder gar an dieses aus der romanischen Sprache entstandene Romanzo selbst. Häufig wird romantisch im Sinne von schön, lieblich, anziehend, reizend, ja poetisch genommen, und ist mithin eines jener Wörter, womit man gerne nur einen dunkeln, unbestimmten Sinn verbindet, etwa wie das „Göttlich," womit bekanntlich manche unserer Landsmänninnen so freigebig sind. Ja ein neuerer Schriftsteller steht nicht an, ein gewisses sexuales Verhältniß, das derbere Deutsche mit anderem Namen taufen würden, als flüchtiges, romantisches Verhältniß zu bezeichnen.

Ich will übrigens hier den Begriff des Romantischen nicht ausführlich besprechen, und bloß bemerken, daß der Verfasser der „Vorschule der Aesthetik" mir Unrecht zu haben scheint, wenn er meint, daß das Romantische das Schöne ohne Begrenzung, oder das schöne Unendliche sey, so wie es ein erhabenes Unendliche gebe; denn der Begriff Schönheit sezt allemal Begrenzung oder Form voraus, und das Unendliche ist eben als solches nicht begrenzt, mithin nicht schön, wiewohl es in dem Endlichen, in der äußern Form sich abspiegeln kann ꝛc. Noch weniger möchte ich Goethen beistimmen, der, freilich nur gewisse Ausgeburten einer neueren Romantik in's Auge fassend, im Romantischen bloß eine ästhetische Kränklichkeit finden will, und dem dagegen alles Gesunde und Tüchtige antik erscheint, während andere wieder den Charakter des Romantischen im Dämonischen, Nebulosen, Dämmerigen, oder bloß in der Form des Mystischen erkennen.

Ich selbst wage nur schüchtern zu behaupten, daß mir Romantisch im allgemeinen Sinne mehr das in geheimnißvoller Ferne, oder im Stillen wirkende geistige Prinzip erscheint, das mehr oder minder ernst, freundlich oder furchtbar, auf Augenblicke sich zu erkennen gibt und bald in sein Geheimniß sich zurückzieht, oder selbst

uns befreundete und nahe Gegenstände wieder fremd macht. — Ich sage: ein geistiges Prinzip, das wir auch zuweilen durch das unbestimmte: Es bezeichnen. Die meisten Menschen denken wie jene nordamerikanischen Wilden, die bei allem, was sie nicht recht verstehen, zu sagen pflegen: das ist ein Geist! — Der helle, lebendige Tag, der die Dinge in ihrem wahren Lichte erscheinen läßt, hat nur wenig romantische Elemente; aber romantisch ist die Dämmerung, die selbst Bekanntes und Nahes in allerhand seltsamen Gestalten uns vorspielt oder flüchtig vorüberschweben läßt, romantisch die von zauberischem Licht des Mondes zweifelhaft erhellte Nacht, die uns zu ahnden gibt; dagegen nicht die finstere dichte Nacht, die alle Gegenstände mit Einer Farbe deckt und verbirgt und die erst romantisch wird, wenn plötzlich Lichter in derselben auftauchen oder sich fortbewegen. Gefühl des Romantischen kann schon jeder Wanderer empfinden, der Nachts in einer unbekannten Gegend umherirrt und der plötzlich aus einer Ecke oder Tiefe Lichter aufflackern und sich bewegen sieht. So haben auch einsame, nächtliche Stimmen im Freien, die wir uns nicht gleich erklären können, etwas Romantisches; denn sie bedeuten etwas; aber der romantische Zauber verschwindet, wenn wir näher kommen und erfahren, von wem sie herrührten.

Romantisch, in unserem allgemeineren Sinne, ist jede Gegend, die etwas geheimnißvoll Verstecktes hat, wo eine fast verworrene Verbindung von Höhen und Tiefen, Bergen und Thälern, Wäldern, Wiesen und Wasserfällen stattfindet, wo wir Manches nur ahnen und rathen, in der Fernung vermuthen mögen, Einzelnes uns ganz heimisch und freundlich anspricht, und dann späterhin, in Dunkleres sich verlierend, uns wieder etwas entfremdet wird; wo überdieß durch eine Ruine, eine Denksäule, die an Geschichtliches erinnern, jener historische Reiz erweckt wird, der als hauptsächliches Ingrediens des Romantischen zu betrachten ist. Dagegen könnte man andere Gegenden, die mehr offen vor uns liegen, deren Theile wir in kurzer Zeit überschauen, weil sie klar und symmetrisch zu dem Ganzen stimmen, wo alles mehr plastisch und wenig oder kein Verfall, z. B. an Gebäuden wahrzunehmen ist, classische Gegenden nennen, wie man denn überhaupt in einer Physiognomik der Gegenden diese nach den Abtheilungen der herkömmlichen Aesthetik, in musikalische, lyrische, epische, ja selbst dramatische eintheilen könnte.

Doch wir kommen nach diesen vorbereitenden Bemerkungen auf den eigentlichen Gegenstand unserer Bemerkungen. Es springt in die Augen, daß bei Griechen und Römern nicht von jener Romantik die Rede seyn kann, die auf das Feudalritterthum mit seiner Ehre und Liebe, auf den Glauben an die gebenedeite Jungfrau, an Heilige und Märtyrer, oder an Feen, Nixen, Elfen, Kobolde u. s. w., so wie auf alles das, was hieraus hervorging, auf Zauberer und Hexenmeister, Mönche und Nonnen, Waldbrüder, Burgen und Burgkapellen, Glocken, Krucifixe u. s. w. gegründet ist. Aber die Alten hatten troz dem ihre romantischen Elemente im Leben, in der Religion und in der Kunst; ja ich behaupte, daß selbst ein großer Theil der mittelalterlichen christlichen Romantik nichts weiter ist, als modifizirtes Heidenthum der Alten, oder doch ein Reflex desselben. — Bei unserer vergleichenden Betrachtung wollen wir sogleich, wie billig, mit dem Höchsten, mit den Göttern und götterähnlichen Wesen, oder den Mittelwesen, den Anfang machen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein paar alte Geschichten.

(Fortsetzung.)

Da fuhr Kaiser Julius gegen Schwaben und focht mit den Herren von Schwaben. Und sie thaten drei Feldstreite, den einen auf dem Hasenbühl ob Füssen bei dem Lech, den andern bei Mindelheim und den dritten an einem andern Orte. Und es mochte keiner dem andern obsiegen, so mächtig waren sie beide. Da wurden sie mit einander versöhnt und gerichtet und ward der von Schwaben des Kaisers Diener und der baute ihm eine Stadt, darum zu Liebe. Dieselbe Stadt ward geheißen Tharcinus, das bedeutet eine Stadt der Milden. Julius, der Kaiser, und der Herr von Schwaben, die fuhren aber mit einander in das Land zu Bayern und fochten da mit zweien Herren von Bayern. Diese zween waren Brüder und hieß der ältere Portemont, der jüngere Igrum. Und der Kaiser siegte ihnen Beiden ob und wurden die zween Herren des Kaisers Diener. Julius, der Kaiser, baute ihnen auch zu Liebe eine Stadt. Die hieß er Albach und machte ihnen da ein Markgrafenthum. Er fuhr auch mit ihnen durch das Land mit Gewalt und baute Wein und bezwang Böheimerland, Poland, Sachsen, Meißen, Osterland, Thüringen, Westphalen, Hessen, Westerreich und dazu Windischland.

Und da besezte der Kaiser die Länder und gab dem Herzoge von Schwaben und den zweien Herzogen von Bayern Urlaub und ließ sie wieder heimfahren und er fuhr gen Rom. Nun war Kaiser Julius ein halbes Jahr länger ausgewesen, dann die zehen Jahre, wie die Römer gesezt und geboten hatten. Also versagten sie ihm Huld und wollten ihn nicht einlassen. Da erschrack der Kaiser sehr und ward von ganzem seinem Herzen betrübet, da er meinte, er sollte deß billig genießen, da er also wohl geschaffen hätte. Und er entbot es seinem

Oheim, dem Herzoge von Schwaben, und klagte es ihm und bat ihn fleißiglich durch seiner Liebe willen, daß er ihm zu Hülfe käme. Der aber kam zu ihm mit einem gar großen, unzahlbarlichen Volk, und sie zogen vor die Römer. Da nun die Römer vernahmen, daß der gewaltige König Bremo gekommen war mit seinem großen Volk, da erschracken sie gar sehr, denn er hatte ihnen auch ehevor viel Leids gethan. Und von rechter Furcht flohen da zween von den zehen gewaltigen Herren zu Rom. Der eine war der Herzog Pompejus; der andere entrann und floh in Egyptenland zu dem König Bartholomäus, den er ehevor dahin gesezt hatte, und da war er sicher. Da floh auch Herr Cato, der ernsthaft Richter, und entrann mit einem großen Volk an das Meer und wollte darüber gefahren seyn. Da eilte und zog ihm Herzog Bremo nach mit seinen Leuten an das Meer und focht mit ihm und schlug ihn todt und viele seines Volks mit ihm. Da das die Römer vernahmen, da wurden die acht Herren, die da gewaltig waren, zu Rath, daß sie Julium den Kaiser empfingen zu einem einigen Herrn und zu ihrem Gewaltigen und Kaiser. Und dieselbe Ehre und Würdigkeit, Gewalt, Kraft und Macht, die Julio, dem Kaiser, von den Römern gefestnet und gegeben und von ihm auch kräftiglich besessen ward, mit all den Rechten, die dazu gehören und gehört haben, dieselben alle, wie sie genannt sind, gab der Kaiser Julius dem Herzog Bremo um der Würdigkeit willen, die er an ihn gelegt hatte mit seiner Hülfe. Und er gab sie ihm und auch allen deutschen Herren, die dann von Geburt und von ritterlicher That wegen derselben Ehren würdig waren. Daran hat Niemand die Ehre, noch soll sie Jemand haben, dann die Schwaben und deutschen Leute, die dieser Gnaden beholfen wurden von den Römern. Und solche Gnade und Freiheit ist bestellt mit genugsamer Urkund und einem Artikel zu dem andern, als man es findet in der schwäbischen Kanzlei mit Urkund und mit Briefen.

Zu denselben Zeiten also da ist gewesen ein mächtiger und edler Herr von Montfort, und der saß ob der Stadt, die hieß Cleroa, auf einem Schloß, das hieß auch Montfort, und war ein ritterlicher, frommer und mannhafter Mann. Der ist um Ehren und der Ritterschaft willen nach weiten und fernen Landen ausgezogen und gekommen an des großen Kaisers Hof, des Chans von Kathay. Daran hat er sich etwan viele Zeit so gar ritterlich und wohl gehalten. Indem da hat sich eine Sach' begeben, daß die Königin des ehegenannten Kaisers von Kathay außerhalb ihres Herren und ehelichen Gemahls einen andern geliebet und auserwählt, ihre Kurzweil mit ihm zu haben. Das that einen Ritter an dem Hofe sehr übel und fast verdrießen, und die Königin ward bei dem König verklaget. Nun ist dazumal an dem Hofe und in dem Lande Sitte gewesen, daß eine jegliche, der Unehren geziehene Frau sich mit einem rittermäßigen Manne deß kämpflich gegen den Zeiher verantworten und selbes ab ihr bringen mußte, was ihr auch also von dem König aufgelegt ward. Nun war die Königin in großem schweren Leid und wußte Niemand an ihrem Hofe, um solches anzusuchen, auf den sie Trauen und Glauben setzen möchte. Und ging deß daher an den Grafen von der rothen Fahne mit hohem Ermahnen und Ersuchen, mit vielen glimpflichen, schönen und guten Worten, den deutschen Frauendienst sehr berühmend und bittlich um aller Frauen Zucht und Ehre willen ankommend, wenn ihm je eine Gutheit oder Ehrwürdigkeit von einer Frau geschehen wäre, oder aber noch zu gegenwärtigen Zeiten geschehen möchte, solche ihre Ehre und guten Leumund gegen den mordlichen Ehrabschneider, ihren Versager, kämpflich zu entschuldigen, mit viel und gar großem Erbieten dieses bittend, wovon zu schreiben nicht Noth ist, sondern ein jeglich ritterlich Mann sich deß wohl besinnen mag. Der frumm ritterlich Graf beweist seine Mannheit, Weisheit und Herkommen und gewährt der Königin ihr Gebet. Dadurch ward alles ihr Trauern hinläßtig und ihr Herz zu großen Freuden gemehrt, was sie gar zu großem dankbarlichem Erkennen von ihm aufnahm. Doch muthete er ihr zu, bei ihren königlichen Treuen, in einer Frage, die er zu ihren Gnaden hätte, eine Wahrheit zu sagen, was sie auch also gelobte. Da fragte er sie bei diesem Gelübde, ob sie der That solcher Anklage schuldig wäre oder nicht. Da sagte sie ihm, ja, sie wäre deren schuldig. Da sagte er zu ihr, nicht desto minder wolle er dennoch um ihrer Ehren und seines Zusagens willen kämpfen.

Nun ward der Kampf durch den König vorgenommen und angeschlagen. Der frumm ritterlich Graf besammelte sein Gemüthe mit Anrufung des allmächtigen Gottes und seine Mutter bittend, um aller Frauen Ehre willen Hülf und Beistand zu thun. Und besann sich also, um kämpflich gegen den Versager der Königin in den Kreis zu treten. Und da er in den Kreis kam und sich kämpflich gegen den Ritter um der Königin Ehre wegen wehren sollte, fürchtete er der Frau Geständniß und wahre That und wich und floh eine kleine Zeit und Weile. Das verdroß den andern Ritter und er legte sich mit Scheltworten an ihn und schrie: „Ei du Bösewicht, du fliehst!" Das ging dem Grafen zu Herzen und wollt sich deß erwehren und sprach: „Du lügst mich an und bist an dir selber; und ich will heut, so Gott will, meine Ehre und Frömmigkeit an dir rächen und dich darum mit der Hülfe Gottes zu todt schlagen." Und er gewann darauf den Sieg und rettete der Königin Ehre und schlug ihn zu todt.

Das kam der Königin zu großem Guten und sie sprach zu ihm, wie das nicht unbillig war, mit hohem

Erbieten und Vermögen, ihm Wiedergelt zu thun und ihm große Habe und Gut zu geben, dessen er sich aber widerte und keine zeitliche Hab darum begehrte, noch auch haben wollte, da er das vorab um unser lieben Frauen und aller andern Frauen Ehre willen gethan habe. Doch aber hätte sie ein Tuch, das wäre, als unser Herr Jesu Christ von dem Stammen des Kreuzes genommen ward, unter und über ihn gelegt worden, und so bäte er ihre königliche Gnade, ihm das zu geben und nichts anderes. Das gab sie ihm mit großen Ehren, Demüthigkeit und hohem Erbieten, seine gnädige Frau zu seyn. Also kam er hinweg und führte das mit sich und kam an des Herzogen Hof von Savoyen; da ist es geblieben. Und seine ritterliche That an der Königin Hof ist immer und ewig ihm und allen Deutschen zu Lob und Preis eingeschrieben, deß sich ein jeder rittermäßiger Mann wohl freuen mag und schönen Frauen desto pflichtiger hernach dienen wolle, um den Lohn zu empfahen, den sie zu geben haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Pfingstfeier.

Vor neun oder zehn Jahren lief von London unmittelbar nicht eine einzige Eisenbahn aus, und deßhalb wurde noch damals das Pfingstfest von den Londonern vielfach anders gefeiert als jezt, wo Eisenbahnen, mittelbar oder unmittelbar, ziemlich nach allen Richtungen führen. Dabei ist zu bemerken, daß zwar die englische Kirchenordnung nur von einem Pfingstsonntage, die englische Sprache hingegen auch von einem Pfingstmontag und Pfingstdienstag weiß, und die Londoner Pfingsten eine volle Woche dauerte. Den Gottesdienst berührt das freilich so wenig als den Handel. Die Kirchen und Bethäuser bleiben geschlossen, Läden und Gewölbe werden geöffnet. Aber in lezteren wird viel Urlaub ertheilt, und wer aus der gewerbtreibenden Klasse oder sonst es irgend möglich machen kann, hält in der Regel acht Feiertage. Es gibt Familienväter vom neuen und alten Regime, die troz der beständigen Klage über schlechte Zeiten es beinahe für sündhaft halten, mit Weib und Kind nicht die ganze Woche zu feiern. Einem Londoner fällt es daher gar nicht ein, seinen Schneider oder Schuster während der Pfingstwoche zu inkommodiren. Einen Knopf bekäme er vielleicht angenäht und einen Stiefel beflekt, aber keinen neuen Rock und kein neues Paar Stiefeln. Kein Geselle arbeitet. Dieses Feiern macht sich in den Straßen bemerkbar. Die meisten Menschen gehen, als gingen sie müssig, oder verrathen durch ihren Anzug, daß ihre Eile einer Lustpartie gilt. Wo sonst in einer Stunde hundert Kohlenkarren rasseln, rasselt kaum einer. Jeder vorsichtige Hausvater bedenkt die Pfingstwoche und sorgt für Vorrath. Manche Kohlenhändler benachrichtigen ihre Kunden vorher, daß sie in der Pfingstwoche nicht fahren, weil ihre Leute nicht arbeiten. Und so durchgängig. Alles das war auch vor neun oder zehn Jahren der Fall, als London noch keine von dort auslaufende Eisenbahnen hatte. Aber seit es diese hat, bewegt sich die Feiertagslust in anderer Richtung. Damals berechnete man, wie weit in einem Tage die Füße hin und zurück trügen, wie weit ein Wagen oder ein Dampfschiff brächte, und demgemäß wurde der Ausflug beschlossen. Selten ging es zu Wasser über Greenwich oder Richmond, zu Lande über Windsor oder Hampstead hinaus, und daß an einem Tage fünfzigtausend Menschen den Greenwicher Jahrmarkt besuchten, ist eine bekannte Sache. Das hat sich mit den Eisenbahnen geändert. Zum Pfingst- wie zum Osterfeste sezten seit Jahresfrist die Eisenbahndirektionen ihre Fahrpreise auf die Hälfte, wohl auf noch weniger herab, und so mußten wohl auch die Eigner der Dampfschiffe dem Beispiele folgen. An Concurrenz fehlt es dem freien England nicht, und ohne daß Polizei oder Regierung sich einmischt, regelt jene die Preise im Interesse des Publikums. Aber so niedrig wie am vergangenen Pfingstfest haben leztere noch nicht gestanden. Fünf Silbergroschen — ein sixpence — ist mittelst Dampf zu Wasser und zu Lande sonst der übliche Preis nach dem zwei Stunden entfernten Greenwich. Dießmal gelangte man für denselben Betrag nach Gravesend, zwölf Stunden weiter. Ein paar Schillinge brachten nach Dover, und für six and nine pence oder 2 Thaler 6 Groschen Courant fuhr man nach Boulogne und zurück, und das Billet galt auf acht Tage. Nun liegt es gewiß nicht im Charakter des Engländers allein, obschon gewiß auch in keinem mehr als in diesem, für sein Geld die möglich größte Valuta zu erhalten; deßhalb zogen Tausende vor, den sixpence, den sie für die Fahrt nach Greenwich bestimmt hatten, auf die Fahrt nach Gravesend zu verwenden. Andere, die nicht nach Greenwich gekommen wären, wenn es einen sixpence gekostet hätte, vergönnten sich die Lust für die Hälfte; denn so gering der Preis für den Einzelnen ist, summirt er sich doch für den Hausvater mit Frau und Kindern, und Frau und Kinder läßt der englische Hausvater bei solchen Gelegenheiten nicht daheim. Indem daher die Londoner Bevölkerung jezt weitere Ausflüge macht als früher, verändert sich auch die ehemalige Art ihrer Vergnügung. Was man im Greenwicher Park treibt, kann man in Gravesend nicht thun, und in Dover amüsirt man sich auf andere Weise als in Windsor. Durch die Nachrückenden wird das so wenig ausgeglichen, daß in den Orten selbst die Vorbereitungen und Einrichtungen zum Empfange einen Wechsel erfahren haben, daß z. B. der Greenwicher Jahrmarkt jezt von dem ehemaligen sich wesentlich unterscheidet, während Dovers Physiognomie am Pfingstfeste jezt eine andere ist als ehemals. Dieß begreift sich, sobald man hört, daß ehemals die Londoner Ankömmlinge in Dover kaum bemerkt wurden, während sie jezt in großen Schaaren einziehen, wovon ich am Pfingstmontage selbst Zeuge war. Zehn Personenzüge gingen von London ab, der erste um acht Uhr Morgens, die übrigen in Zwischenräumen von je fünf Minuten. Der erste, bei welchem ich war, beförderte neunhundert Menschen, keiner der andern weniger als sechshundert. Die siebzig englischen Meilen wurden in drei Stunden zurückgelegt. So blieben, da die Heimfahrten in gleicher Ordnung um sechs Uhr Abends begannen, sieben Stunden zu freier Verfügung, und da drei zur Fahrt nach Calais und zurück genügten, brachten Viele die noch übrigen vier Stunden in Frankreich zu.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 173.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 19. Juli 1844.

> Wie die Seher verkündet, so ist es gekommen,
> Denn noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick;
> Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
> Der muß es selber erbauend vollenden.
>
> Schiller.

Ein paar alte Geschichten.

Die zweite Geschichte.

Von Kaiser Konrad und Herzog Heinrich von Schwaben.

Da man zählte von der Geburt Christi unseres Herren tausend und fünf und zwanzig Jahr, da erwählten die Kurfürsten Herzog Konrad von Franken. Der regierte fünfzehn Jahre und liegt zu Speier begraben. Derselbe König Konrad gebot, wer den Frieden breche, dem solle man sein Haupt abschlagen. Das Gebot brach Graf Lüpolt von Kalw, und da der König zu Lande kam, da entwich Graf Lüpolt an den Schwarzwald in eine öde Mühle und meinte sich da mit seiner Hausfrauen aufzuhalten, bis daß ihm des Königs Huld wieder erworben würde. Und eines mals ritt der König ungefährlich im Schwarzwald für die Mühle hin. Und da ihn Graf Lüpolt hörte, da fürchtete er, der König suche ihn, und floh in den Wald und ließ da seine Hausfrauen in der Mühle. Die Frau mußte vor Schrecken niederkommen, denn es war um die Zeit, daß sie ein Kind gebären sollte. Als nun der König neben die Mühle kam und die Frau in ihren Nöthen schreien hörte, da hieß er sehen, was ihr gebreste. In diesen Dingen hörte der König eine Stimme, die sprach: „Auf diese Stunde ist ein Kind hie geboren, das wird deiner Tochter Mann." Der König erschrack und wußte anders nicht, denn daß die Frau eine Bäurin wäre, und bedachte sich, wie er zuvorkäme, daß seine Tochter nicht einem Bauern würde. Und schickte da zween seiner Diener in die Mühle, daß sie das Kind tödten sollten. Und dessen zu Sicherheit hieß er ihm des Kindes Herz bringen und sprach, er müßt' es haben zu einer Buße. Die Diener mußten dem Kaiser genug thun, doch hatten sie Gottesfurcht und wollten das Kind nicht tödten, da es gar ein hübsch Knäblein war, und legten es auf einen Baum, darum daß etwan einer des Kindes innen würde, und brachten dem Kaiser eines Hasen Herz. Das warf er den Hunden dar und meinte, er wäre damit der Stimme Weissagung zuvorgekommen.

In dieser Weile jagte Herzog Heinrich von Schwaben auf dem Wald und fand das Kind allein und sah, daß es ein neugeboren Kind war, und bracht es heimlich heim seiner Frau, die unfruchtbar war, und bat sie, daß sie sich des Kindes annahme und sich in ein Kindbett legte und das Kind für ihr eigen natürliches Kind hätte, da es ihnen von Gott geschickt wäre worden. Die Herzogin that es gerne, und also ward das Kind getauft und Heinrich geheißen. Und Niemand durfte das Kind für anderes halten, denn für einen Herzogen von Schwaben. Und da das Kind also erwuchs, da ward es König Konrad gesandt zu Hof. Da hieß der König den Knaben

viel gewöhnlicher vor ihm stehen, als die andern jungen Herrn, die an seinem Hofe waren, von seiner klugen Weisheit und Höflichkeit wegen. Nun kam aber vor den Kaiser, daß ein Gericht gehe, als wenn der junge Herr nicht ein rechter Herzog wäre von Schwaben, sondern ein geraubtes Kind. Da der Kaiser das vernahm, da rechnete er sein Alter nach und kam in eine Furcht, daß er der wäre, von dem die Stimme bei der Mühle geredet hatte, und wollte dem zuvorkommen, daß er seiner Tochter nicht zu einem Manne würde. Und schrieb einen Brief der Kaiserin; in dem empfahl er ihr, als lieb ihr ihr Leben wäre, daß sie den Zeiger dieses Briefs tödten hieße. Den Brief empfahl er dem jungen Herrn beschlossen, daß er ihn der Kaiserin überantworte und Niemand anders. Der junge Herr verstand in den Sachen nicht anders denn Gutes und wollte die Botschaft vollenden und kam unterwegen in eines gelehrten Wirthes Haus. Dem empfahl er seine Tasche von Sicherheit wegen, darin der Brief und andere Dinge lagen. Der Wirth kam über den Brief von seines Wunders wegen, und da er geschrieben fand, daß die Kaiserin ihn tödten sollte, da schrieb er, daß die Kaiserin dem jungen Herrn Zeiger dieses Briefs ihre Tochter gebe und ihm sie zulege unverzüglich, und schloß den Brief mit dem Insiegel gar höflich zu ohne Gebrechen. Da nun der junge Herr der Kaiserin den Brief zeigte, da gab sie ihm die Tochter und legte sie ihm zu. Die Mähr kam für den Kaiser. Da befand der Kaiser mit dem Herzog von Schwaben und andern Rittern und Knechten, wie der junge Herr von Graf Lüpolts Weib in der Mühle geboren wäre und wie die Stimme von ihm geweissagt hätte und sprach: „Nun merk' ich wohl, daß Gottes Ordnung Niemand widerstehen mag," und forderte seinen Tochtermann zu dem Reich. König Heinrich stiftete und baute darnach Hirschau, das erste Kloster an die Statt der Mühle, darin er geboren war worden. Also kam König Heinrich zum römischen Reich und hieß Heinricus Pius. Er regierte siebzehn Jahr und liegt zu Speier.

(Schluß der zweiten Geschichte.)

Ueber die Romantik der Alten.

(Fortsetzung.)

Die Alten, sagt man gewöhnlich, wußten schon deßwegen nichts von Romantik, weil sie sich ihre Götter in der Natur, nicht außer derselben vorstellten, während durch das Christenthum das göttliche Wesen über sie gestellt ist. Das Christenthum, sagt man ferner, ist das geoffenbarte Mysterium der Heiden, und wenn das Heidenthum seiner Natur nach exoterisch ist, so ist jenes, in Folge seiner Natur, esoterisch. — Aber wir wagen zuvörderst dagegen einzuwenden: wenn das Christenthum das geoffenbarte Mysterium ist, so ist seine Lehre keine esoterische mehr, keine mehr, die sich bloß auf den Kreis einiger eingeweihten Jünger und Freunde höherer Weisheit beschränkt hätte, sie ist, als geoffenbart, der ganzen Welt, auch den Unweisen und Schwachen, bekannt gemacht, wie ja unser Heiland selbst in dem herrlichen Dankgebete ausgesprochen hat. Das Christenthum ist eine Weltreligion, eine Religion des Geistes. Wir heben diesen Punkt heraus, weil wir später darauf zurückkommen werden.

Die Alten, sagt man, waren der Natur mehr befreundet, sie stand ihnen näher, als uns Neueren. Was heißt das? Etwa deßwegen, weil sie mehr in der freien Natur lebten, mit ihren Erscheinungen vertrauter waren? Ich möchte vielmehr behaupten, daß den Alten die ganze große Natur als ein großes göttliches Geheimniß erschien, und eben deßwegen bevölkerte ihre schaffende, das Höchste der sichtbaren Schöpfung, den Menschen, zum Vorbild und Maßstab nehmende Phantasie die Natur mit so vielen Göttern oder götterähnlichen Wesen. Sie hatten eine Scheu vor der Natur, eben weil sie ihnen göttlich geheimnißvoll erschien. Sie erfreuten sich nicht der physischen oder chemischen Hülfsmittel, um die Kräfte und Erscheinungen derselben zu messen, zu erforschen und aufzuhellen; nur Einzelne, höher Begabte unter ihnen, ahneten und verkündeten mit kühner Divination, was spätere Jahrhunderte, durch Instrumente, Apparate und Entdeckungen gefördert, in der Erfahrung nachgewiesen und bestätigt und mit immer neuen, unermüdlichen Erfahrungen bereichert haben. Die Erscheinungen des Magnetismus, der Elektrizität waren ihnen wohl als solche bekannt; aber nur wenige suchten den Grund, das Wesen dieser weltschaffenden und welterhaltenden Kräfte zu erforschen, während in unsern Elementarschulen schon Knaben und Mädchen darüber belehrt werden. Den Meisten waren sie immer etwas geheimnißvoll Zurücktretendes, eine göttliche Natur, ein Dämonium.

Beispiele mögen erläutern. Offenbart sich mir die Natur als solche wohl mehr, wenn ich mir die Morgenröthe als göttliches Wesen vorstelle, das, im Safrangewande, mit seinen Rosenfingern die Thore des Himmels öffnet, oder wenn ich sage: das Morgenroth ist eine Wirkung der durch die Wolken gebrochenen Strahlen der aufgehenden Sonne? Diese Erklärung erläutert mir zunächst jene Naturerscheinung, während sie dort, in geheimnißvoller Hülle, welche die Phantasie hinzu dichtet, wenn auch menschlich näher, doch wieder zurücktritt und eben deßhalb so poetisch ist? — Wenn ich mir bei einem

Gewitter den Donnergott vorstelle, wie er auf nächtlichem Wagen daher rollt und aus seiner Rechte die Blitze schleudert, so ist mir zwar diese meteorologische Erscheinung in der Phantasie menschlich näher gerückt, aber die Natur auch, als solche, von mir wieder entfernt. Ich Neuerer dagegen schaudere nicht vor dem Gotte, wie der rechtgläubige Grieche oder Römer; ich, mit den Forschungen und Experimenten der Naturkundigen Vertrauter, kann zwar die elektrische Kraft des Blitzes furchtbar finden, aber ich weiß auch eine Sicherung vor derselben, den Franklin'schen Ableiter; ja ich kann ihn sogar in meiner einsamen Stube wie ein zweiter Schöpfer nach- oder vorbilden. — Wie hat ferner die Wissenschaft des Astronomen die Natur aufgehellt, gleichsam in ihrem Weltmechanismus auseinander gelegt! Lange Jahrhunderte bevor ein Whiston die gefahrdrohende Erscheinung eines Kometen erklären wollte, schauderte man vor dem Anblick dieser excentrischen Wesen, dieser Vermittler zwischen unserm und anderen Sonnensystemen, deren unregelmäßige Bahnen die Astronomen zu berechnen wissen. Eben weil sie den Alten so geheimnißvoll, so göttlich waren, fürchteten sie dieselben als Verkünder furchtbarer Erd- und Länderkatastrophen, eine Vorstellung und Furcht, die sich bis auf den heutigen Tag, aber als etwas fortgeerbtes, heidnisch Antikes erhalten hat. — Und so ist noch vieles Andere den Alten wunderbar und unerklärlich erschienen, was wir ganz natürlich und in der Ordnung finden. Auf diese Vorstellungsart gründen sich jene häufigen Prodigien und Naturmonstra in der alten Welt, von welchen selbst die historischen Schriften der Alten, besonders der Römer, voll sind. Zwar auch jezt noch finden wir ähnliche Vorstellungen, ähnlichen Glauben; aber er ist nicht christlich, das Christenthum verwirft ihn; er ist ächt heidnisch, sey's von den alten Griechen und Römern, oder von den Germanen, Celten und Slaven fortgeerbt.

Aber die Götter der Alten, wird man entgegnen, sind doch als sinnliche Naturen vorgestellt, mit einem dem menschlichen nachgebildeten Körper begabt. Wohl! aber erstlich ist es eine feinere Körperhülle, ein Quasileib, um mit Cicero zu reden; zweitens hören sie deßwegen auf, ein geistiges Prinzip zu offenbaren, mithin zur Darstellung des Romantischen in höherem Sinne geeignet zu seyn? Hier mögen Parallelen mit dem mittelalterlichen Glauben am besten erläutern; und zwar wollen wir gleich mit „dem Anfang des Göttlichen," mit dem Zeus beginnen. Wir nehmen ihn hier nicht in dem pantheistisch philosophischen Sinne, wie ihn einmal Aeschylus darstellt: „Zeus ist der Aether, Zeus die Erde und der Himmel, ja Zeus ist Alles," durch welche Ansicht alle Persönlichkeit verflüchtigt wird; wir nehmen ihn als den leibhaftigen Zeus der alten Griechen. Ist aber der Vater der Götter und Menschen, der Alles mit seinen Augenbraunen bewegt, sinnlicher gedacht, als der Gott Vater der mittelalterlichen und selbst neueren christlichen Kunst, wie er als bärtiger König oder höchster Priester in prachtvollem Schmucke dasizt, an der Seite des eingeborenen Sohnes, über dem Haupte die schwebende Taube, umgeben von himmlischen Heerschaaren, überhaupt so, wie ihn ein berühmter Künstler der neuesten Zeit in seinen Umrissen zu Dantes Paradiese vorgestellt hat?

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Juni.

(s. Nr. 111—119.)

Reformen. — Gasthöfe.

Ich habe am Schlusse meines vorigen Briefs versprochen, die Uebersicht der Reformen, zu denen sich unsere Stadt wie auf einmal entschlossen hat, zu vervollständigen. Ich beginne heute mit den Gasthöfen.

Da bei uns das Recht, einen Gasthof zu halten, noch ein beschränktes ist, in den lezten Jahren aber der Personenverkehr so bedeutend sich vermehrt hat, daß die vorhandenen Gasthöfe dem Bedürfniß bei weitem nicht mehr genügten, so haben in der jüngsten Zeit bedeutende Erweiterungen in denselben stattgefunden. — Unser erster Gasthof, die „drei Könige," ist gänzlich niedergerissen und an dessen Stelle ein neuer gebaut worden, der wohl zu den größten und glänzendsten gehören dürfte, welche dermalen am Rheinstrom liegen. Er enthält nicht weniger als 150 Zimmer, die mit dem Luxus ausgestattet sind, welchen die jezige Zeit als unentbehrliches Bedürfniß fordert. Man versichert, daß diese grosartige Caravanserei nicht weniger als eine halbe Million Schweizerfranken gekostet habe, für welche Summe selbst in unserem etwas theuern Basel sich etwas Stattliches bauen läßt. Der genannte Gasthof ist natürlich, wie bisher, vorzugsweise auf vornehme Gäste berechnet; indessen will er doch auch Reisenden, die nicht gerade in die Klasse der Herrschaften gehören und vierspännig anfahren, Obdach und Unterkunft gewähren. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Erbauer der „drei Könige" im vorigen Jahre noch Röcke und Beinkleider verfertigte, welcher Umstand den thatsächlichen Beweis liefert, daß es unter den hiesigen Meistern der Scheere und Nadel Männer von kühnem Unternehmungsgeiste gibt. Der „Storch," welcher der Würde nach der zweite Gasthof Basels ist, hat sich ebenfalls erneut und so bedeutend vergrößert, daß er jezt beinahe doppelt so viel Leute unter seine Fittiche nehmen kann, als früher. Auch der „wilde Mann" hat sich in den lezten Jahren auffallend civilisirt und seine Herberge vergrößert, so daß er jezt für einen der vortrefflichsten Gasthöfe der Schweiz gilt, was nicht wenig sagen will. Sollten diese Zeilen Leser finden, welche ihr Weg einmal durch Basel führt und die Liebhaber von Beefsteaks sind, so mögen dieselben ja nicht versäumen, im wilden Mann einzusprechen und sich die genannte Platte vorsezen lassen; sie können darauf rechnen, dieselbe in unübertreffbarer Vollkommenheit zu erhalten. Ueberhaupt machen die hiesigen Gasthöfe durch ihre Küche der Stadt Basel, in welcher bekanntlich das Essen und Trinken nicht zu den gleichgültigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens gehört, keine Unehre.

Wie die Gasthöfe, so haben auch unsere Kaffeehäuser sich vergrößert und verschönert und den Pariser Idealen etwas angenähert, so namentlich im Punkte der Spiegel, welche optische Werkzeuge jezt daselbst in weit größerer Zahl aufgestellt sind, als sie das Bedürfniß erheischte. Die jüngste und durch Lage und Einrichtung hübscheste Anstalt dieser Art verdient, daß ihrer mit einigen Worten Erwähnung geschehe. Kleinbasel hatte früher seine eigene Gerichtsbarkeit und somit auch eine Art von Justizpalast, den man das Richthaus hieß. Dieses häßliche Gebäude, am Eingange der Rheinbrücke stehend, wurde vor wenigen Jahren von den drei zunftartigen Gesellschaften der mindern Stadt (so heißt Kleinbasel immer noch im offiziellen Styl) angekauft, niedergerissen und an dessen Stelle ein sehr niedliches und geschmackvolles Haus aufgebaut, das ihnen selbst zum Versammlungsort, dem Publikum als Restauration und Kaffeehaus dient. Unmittelbar vor dem Gebäude und über dem Rheinbette ist eine große Plattform errichtet worden, die mit der Rheinbrücke in Verbindung steht und auf welcher in der milden Jahreszeit Fremde wie Einheimische Erfrischungen einnehmen. Dieser schöne, ziemlich große Plaz ist Sommers mit freundlichen Zelten bedeckt, auf deren Spizen die eidgenössischen Farben flattern. Dieselben sind von Orangen- und Citronenbäumen, wie auch von Zierpflanzen der verschiedensten Art umstellt, welche die gewürzhaftesten Gerüche ausduften und in den schönsten Farben prangen. Von der Plattform aus fällt der Blick auf den breiten Rheinstrom, und übersieht man einen großen Theil der Stadt und das lebhafte Treiben auf der Brücke. Es dürfte nicht leicht ein zweites Kaffeehaus von ähnlicher Lage und Einrichtung am Rhein geben, und es darf deßhalb der Besuch desselben den Reisenden, die Sommers einen Abend in Basel zubringen, wohl empfohlen werden. Leider wird man daselbst nur zu viel mit Musik behelligt; alle durch die Stadt ziehenden Ausüber dieser Kunst, und deren Zahl ist jezt Legion geworden, beehren die Plattform mit ihrer Gegenwart und lassen durch das Geschmetter ihrer Trompeten, Hörner und Posaunen, oder durch das Gekreisch ihrer Geigen die Leute, welche durch die Bewegung ihrer Zunge vorzugsweise sich vergnügen wollen, allzu häufig nicht zum Worte kommen. Was musikalischen Unfug betrifft, können wir es hier überhaupt bald mit mancher Stadt Deutschlands aufnehmen, wo bekanntlich Unmäßigkeit in musikalischen Genüssen an der Tagesordnung ist.

(Fortsezung folgt.)

London, Juni.

(Fortsezung.)

Pfingstfeier. — Theater.

Wer hätte das vor Jahren möglich geglaubt! Die Wirkungen solcher Veränderungen lassen sich im Einzelnen nicht berechnen. Im Allgemeinen dürfte der Vortheil wohl die Nachtheile überwiegen, welche die Neuerung, wie alles Neue hat. Voriges Jahr wurde sie am Pfingstfeste versucht und fand Beifall. Lezte Ostern wurde sie wiederholt, denn das von der Pfingstwoche Gesagte gilt auch von der Osterwoche, nur daß man sich da nach den kürzeren Tagen und der gemeinhin unfreundlichen Witterung richten muß. Aber die Witterung war lezte Ostern ungewöhnlich schön. So steigerte sich die Theilnahme an den weitern Exkursionen, und jezt hat sie sich gegen Ostern fast verdoppelt. Troz der so niedrigen Fahrsäze mag der Aufwand im Ganzen größer seyn; dagegen kommen die Londoner Familien aus ihren steifen Gewohnheiten heraus. Das macht sie geselliger. Sie sehen, wie jenseits von Greenwich und Hampstead das Leben sich bewegt. Das erweitert ihre Begriffe, vermehrt ihre Kenntnisse. Vielleicht genießen sie sogar mit klügerer Wahl. Der größere Aufwand auf der einen Seite erheischt eine Einschränkung auf der andern. Die Schillinge, welche eine Fahrt nach Dover mehr kostet als nach Greenwich, erspart man am Munde, aber nur, indem man weniger ißt und weniger trinkt, als in Greenwich gerade gut war. Man lernt geistigen Genuß dem leiblichen vorziehen, und da es namentlich in der City eine Menge Familien gibt, welche außer zu Ostern und Pfingsten das ganze Jahr nicht Gottes freie Natur sehen, sammeln sich diese einen reichern, wohl auch nüzlichern Vorrath an Erinnerungen. Jedenfalls zeigt schon die Vergleichung der Polizeiberichte aus der Pfingstwoche vor zwei und drei Jahren mit den zwei neuesten ein in sittlicher Beziehung günstiges Resultat. – Weniger Erfolg haben die Theaterdirektionen während der Pfingstwoche mit dem, was sie Neues boten, gehabt. Ein einziges Stück, das aber aus mehr als einem Grunde, scheint mir des Erwähnens werth, eine Tragödie in fünf Akten von einer amerikanischen Schauspielerin, Miß Charlotte Barnes, die auch die Titelrolle gab, Octavia Bragaldi oder das Geständniß. Meines Wissens besizt die Literatur noch nichts aus dieser Feder. Das Stück ist gut, in einzelnen Partien sogar vortrefflich, der Inhalt kurz dieser. Octavia Bragaldi, die jung ihre Mutter verloren und von ihrem Vater einem Verwandten, Francesco Bragaldi, mit welchem sie aufgewachsen, für den sie jedoch keine Neigung fühlt, zur Gattin bestimmt worden ist, sieht ohne Bedauern diesen durch Kriegsruf von ihr entfernt. Sie liebt den Grafen Ernesto de Castelli, und er sie. Da keine Hoffnung ist, des Vaters Einwilligung zu gewinnen, entflieht sie mit ihm und wird die Seinige, nachdem ein Priester sie getraut. Wenige kurze Monate kühlen des Grafen Leidenschaft. Er verläßt sie. Sie will ihm nach, findet ihn nicht und begegnet Francesco, den eine Wunde kampfunfähig gemacht, und der sie überredet, mit ihm in's Vaterhaus zurückzukehren. Nicht lange, so kommt die Nachricht, daß Graf Ernesto in der Schlacht gefallen. Nun erneuert der greise Vater seinen Wunsch, Octavia mit Francesco vermählt zu sehen. Francesco bietet ihr die Hand, Octavia reicht ihm die ihre. Aber der Graf war nur verwundet worden, und sein Erscheinen in Mailand, wo die Neuvermählten leben, trifft mit dem Geständnisse eines zum Tode verurtheilten Verbrechers zusammen, daß er vom Grafen gedungen worden, bei der Trauceremonie den Priester vorzustellen. Des Grafen Aeußerung ist für Octavia entehrend. Francesco fordert ihn zum Zweikampf; höhnend verweist ihn der Graf auf die Ungleichheit des Standes. Octaviens heiße Liebe hat sich in glühenden Haß verwandelt. Sie athmet nur Rache; Francesco theilt ihr Gefühl und sein Dolch trifft den Grafen zum Tode. Beide werden verhaftet. Francesco bekennt die That, und der Dolch, der ihn aus Henkershand befreit, löst auch Oktaviens Leben. Daß die einfache Intrigue alle fünf, indeß bloß dritthalb Stunden spielenden Akte mit steigendem Interesse füllt, dürfte die größte Empfehlung des Stückes seyn. Und in der Kunst der Darstellung trat Miß Barnes gegen die Dichterin keineswegs zurück. Daß sie und ihre Tragödie auf den Brettern eines der kleineren Theater, dem Surrey Theater, debütirten, kann weder für sie, noch ihre Dichtung eine ungünstige Meinung erwecken.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 20. Juli 1844.

— Rarus fermo sensus communis in illa
Fortuna.

Juvenal.

Aus den Pyrenäen.

Aus dem Reisetagebuch eines Deutschen.

(s. Nr. 158–142. 167–170.)

8. Der Pic de Crabère.

Unter den zahlreichen Fehlern, welche die heutigen Franzosen auszeichnen, steht ein unglaublicher Mangel an Disciplin und Pünktlichkeit oben an. Um vier Uhr Morgens sollte, nach gemeinschaftlicher Verabredung, aufgebrochen werden; aber der Kapitän der Douane und ich waren die einzigen reisefertigen Mitglieder der durch das Hinzukommen mehrerer Jäger und Führer sehr zahlreich gewordenen Gesellschaft, welche heute den Pic de Crabère besteigen wollte. Während der sich unerträglich in die Länge ziehenden Reisevorbereitungen dieser undisciplinirten Gesellschaft fand ich Gelegenheit, eine, wenn nicht interessante, doch gewiß sehr unerwartete Bekanntschaft zu machen. Der Leser erinnert sich, daß Louvel, ein ehemaliger Napoleonischer Trainsoldat, welcher, von politischem Fanatismus getrieben, die Fortpflanzung der Bourbonschen Familie durch die Ermordung des Herzogs von Berry zu verhindern gedachte, diesem Prinzen, als derselbe am 13ten Februar 1820 die Oper verlassen wollte, eine tödtliche Stichwunde beibrachte. Der Mörder wäre wahrscheinlich entkommen, wenn ihn nicht die hartnäckige und gewandte Verfolgung eines Grenadiers, der als Schildwache an der Thür des Opernhauses stand, in die Hände der Gerechtigkeit geliefert hätte. Dieser Soldat heißt Desbiez und ist gegenwärtig wieder Bürger von Sentein, seiner Vaterstadt. Er ist ein großer starker Mann von regelmäßigen, aber gewöhnlichen Zügen. Er hat mir selbst alle Umstände bei der Ermordung des Herzogs von Berry erzählt. Wie selten aber gereicht zu unserem wahren Glücke, was wir als eine besondere Gunst des Schicksals zu betrachten geneigt sind! — Desbiez ward von der Herzogin von Berry mit Wohlthaten überschüttet; er erhielt ein Jahrgehalt und machte nie eine Reise nach Paris, ohne von der königlichen Familie reich beschenkt in seine Heimath zurück zu kehren. Er ist auf diesem Wege aus einem rechtlichen und arbeitsamen Manne ein Trinker und Taugenichts geworden; selbst sein kleines väterliches Vermögen ist bereits darauf gegangen und von den Geschenken, welche er erhalten, ist nicht einmal eine ihm von der Herzogin von Berry verehrte kostbare Uhr übrig geblieben; er hat sie seiner Leidenschaft für den Wein aufgeopfert.

Um 5½ Uhr setzte sich der aus mindestens zwanzig Personen bestehende Zug nach dem Pic de Crabère, der bedeutendsten Höhe dieses Theils der Pyrenäen, in Bewegung, und bot, indem er an den Hängen des in westlicher Richtung in das Gebirg eindringenden Thals

auf einem engen Fußpfade sich empor wand, einen wahrhaft malerischen Anblick. Fußgänger im Jagdanzuge, Reiter zu Pferde und zu Esel, mehrere mit kurzen Säbeln und Carabinern bewaffnete Douaniers in ihren grünen Uniformen, ein mit Mundvorrath beladenes Maulthier und eine ganze Meute Hunde, das waren die Elemente unserer Caravane. Allen voraus aber wanderte als Führer der berüchtigtste Contrebandier der ganzen Gegend, der alte Latour, eine wahrhaft originelle Figur und ein Führer, welchen sein seit fünfzig Jahren getriebenes Handwerk als Schleichhändler in alle Geheimnisse des Gebirges eingeweiht hatte. — Man denke sich einen kleinen breitschulterigen Mann in einem braunen Camisol mit eben solchen Beinkleidern und langen Kamaschen, in welchen leztern ein paar Waden von ungewöhnlichem Umfange sich ankündigen; auf seinem Hinterkopfe schwebt ein abgeschabter kleiner Filzhut, unter welchem eine Fülle dichten grauen Haars hervorquillt. Aus des Alten frischem, bei seinen 67 Jahren noch wahrhaft jugendlichem Gesicht spricht gute Laune, Lebhaftigkeit und natürlicher Verstand. Dem aufgeweckten alten Latour fehlt nie die passende Antwort auf die Neckereien des Kapitäns der Douane, der jenen an seine Heldenthaten erinnert und dem es spaßhaft erscheint, daß der Zufall ihm, dem Zollbeamten, seinen gewandtesten Gegner zum Führer gegeben hat. Hier nur einer von den vielen Zügen aus dem Leben Latours, welche der Kapitän mir im Beiseyn des Schleichhändlers erzählt hat.

Der See Areigne, an dessen Ufern wir uns gerade befanden, als der Kapitän mir die Anekdote mittheilte, ist einer der bedeutendsten in den obern Regionen der Pyrenäen. Ein natürlicher Abzugsgraben desselben ist durch ein Wehr geschlossen worden, um das Wasser des Sees anstauen, so eine größere Wassermasse in den Graben einlassen und das im umliegenden Walde gefällte Holz in die untern Thäler hinabflößen zu können. Latour führte eines Tages der Armee des Don Carlos einen Transport Pferde zu und zog mit demselben am linken Ufer des Abzugsgrabens hinauf. Die französische Douane, welche den Auftrag hatte, alles Kriegsmaterial zu confisziren, das dem Prätendenten von Frankreich aus zugeführt werden möchte, war vom Unternehmen Latours benachrichtigt worden, und eine starke Abtheilung Zolltruppen verfolgte denselben, in der Aussicht auf einen sichern und bedeutenden Fang; denn der Schleichhändler konnte beim schwierigen Terrain seine Pferde nur langsam und mit Vorsicht fortbringen. Die Douaniers befinden sich auf dem entgegengesezten Ufer bereits in gleicher Höhe mit dem Verfolgten; dießmal kann ihnen der alte Fuchs nicht entgehen, sie brauchen nur den fast ausgetrockneten Bach zu überschreiten und zu diesem Zweck die von ihnen eingeschlagene Richtung etwa noch tausend Schritte weit zu verfolgen, bis dahin, wo das Ufer des Grabens nicht mehr so felsig und steil und der Uebergang leicht zu bewerkstelligen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Romantik der Alten.

(Fortsetzung.)

Gehen wir mehrere Jahrhunderte zurück und betrachten den homerischen Jupiter. „Die Höhen erbebten vor dem Winke seiner Augenbraunen, vor dem Wallen seines ambrosischen Haares.“ Wer kennt nicht den herrlichen Vers, den Phidias in Gold und Elfenbein dem sehenden Auge verkörpert hat zur erhabensten Statue, deren Anschauen selbst den rauhen Krieger Aemilius Paulus, als er während des macedonischen Krieges in den Tempel zu Olympia trat, mit heiligem Schauer erfüllte? Ich frage nun: ist die Macht des Blicks, mit welcher er die Höhen der Berge erzittern macht, nicht etwas Geistiges, wahrhaft Göttliches? Ist Jupiter nicht hier wenigstens als erhaben über die Natur gedacht, wenn er auch immerhin in derselben erscheint und waltet? Das außer der Natur seyn ist überhaupt ein Gedanke, den wir uns selbst in Bezug auf das höchste Wesen nicht recht vorstellen, ja nicht einmal mit dem Begriffe der Allgegenwart recht vereinbaren können. — Ich frage ferner: wirken die Götter der Alten nicht auch geistig ein auf Geist und Gemüth der Menschen? ja, inspiriren sie nicht, selbst beim Homer? Hier gibt Pallas Athene dem Achilles, besonders aber ihrem Lieblinge Odysseus, Gedanken ein. Das ist doch nichts sinnlich Greifbares? Auch sprechen die Götter, namentlich Jupiter, im Traume zu den Menschen, aufmunternd oder abmahnend, gerade wie Jehova im alten Testament. Können wir uns dieß aber anders denken, als durch geistigen Rapport? — Auch offenbaren sich die Götter den Sterblichen nicht leicht unmittelbar, mehr in geheimnißvoller Ferne, oder in Nebel und Wolken gehüllt, auch in eigentlicher Menschengestalt, selbst in Thiere verwandelt. Ja, manche nur anzuschauen, war für Leib und Seele gefährlich, erregte Blindheit oder Wahnsinn.

Wir kommen jezt auf jene mehr abstrakten Wesen oder personifizirten Begriffe, die als geistiges Prinzip in der alten Welt so bedeutend einwirkten. Voran stehe das Schicksal oder die Eimarmene, die zuweilen in die göttliche Vernunft der Stoiker übergeht und als deren Lenker häufig auch die Moeren oder Parzen gedacht werden. Verschieden wurde die Wirksamkeit des Schicksals gedacht, unter andern beim Aeschylus. Im „gekreuzigten Prometheus“ tritt es als besondere Gottheit, dem tyrannischen Jupiter gegenüber, hervor; in den „Sieben vor

Theben" ist ihm die Moira unterworfen, dagegen erscheint es in den „Schutzflehenden" schon milder aufgefaßt und unserem philosophisch-christlichen Gotte ähnlich. — Ferner erwähnen wir die verwandte, gerecht und heilig abmessende und austheilende Nemesis, die in mystischem Geheimniß wirkt, und ähnliche geistige Wesen. Denn wie die Alten in die sogenannte leblose Natur und ihre Kräfte ihr Menschliches so gern hineingelegt, d. h. sie vergeistigt haben, so haben sie auch Begriffe und Ideen, namentlich solche, die auf eine höhere sittliche Weltordnung hinweisen, zu göttlichen Wesen verkörpert. So haben sie auch die Gedanken, die sich unter einander verklagen, den brennenden und nagenden Schmerz der Reue, der sich ausdrückt in den Mienen und dem Blick der Verzweiflung, der dem Sünder nirgend Ruhe vergönnt, zu furchtbaren Wesen mit Fackel und Geißel gestaltet. Und wie die Begriffe von Tag- und Jahreszeit zu schönen Wesen geworden, welche in freundlichem Tanze dahinschwebend, die Menschen wechselnd erfreuen, so lächeln uns die Begriffe, Anmuth und Lieblichkeit, in den Grazien verkörpert entgegen.

Die alten Griechengötter, sagt man ferner, wohnten unmittelbar in der freien Natur, namentlich auf Anhöhen und Bergen, an Quellen, Flüssen und Grotten; sie wohnten wieder in einzelnen Ländern, die sie sich als Lieblingssitze auserkohren. Sie pflegten Umgang mit den Menschen, genossen ihrer Liebe und erzeugten Kinder mit ihnen; lauter Vorstellungen, die dem Begriff eines geistigen Wesens widersprechen. Was nun das Letztere anbelangt, so haben namentlich die Nymphen und Waldgötter dieß mit unsern Waldmännchen, Zwergen, Elfen, Nixen und Feen gemein, die fast sämmtlich nur leibhaftige Geschwister jenes zahlreichen Völkchens von Mittelwesen, und eben so wie diese an bestimmte Orte und Gegenden gefesselt sind. — Wahr ist's ferner, selbst der höchste Gott und die ganze neue Götterdynastie wohnt in der Regel auf dem thessalischen Olymp, der erst später mit dem Himmel selbst identifizirt ward, außerdem auf dem Ida und andern Bergen. Aber wohnte und offenbarte sich nicht, nach jüdischer Vorstellung, auch Jehova auf Bergen Judäa's und Arabiens? schwebte er nicht über der Stiftshütte? wohnte er nicht im Allerheiligsten des Tempels? stieg er nicht später herab in Gestalt der Taube, mit welchem harmlosen Vogel, dem Symbol der belebenden Naturwärme, schon jüdische Gelehrte den auf dem Urgewässer schwebenden Gottesgeist verglichen haben? — Freilich das ist nicht der Gott, wie ihn schon Salomon der Weise sich vorstellt in einem herrlichen Gebet, nicht der Unendliche, der nicht auf Erden wohnt, da ihn selbst der Himmel und aller Himmel Himmel nicht versorgen mögen; es ist nicht jener Geist, den wir in Geist und Wahrheit anbeten sollen, von welchem gesagt wird: wahrlich, ich sage euch, es kommt die Zeit, wo ihr weder auf diesem Berge (in Samarien) noch in Jerusalem ihn anbeten werdet.

Ueberhaupt müssen wir ernstlich erinnern, daß bei dieser vergleichenden Betrachtung, die wir noch später fortzusetzen gedenken, die Idee des göttlichen Wesens, wie es uns die Christuslehre verkündigt, außer Betracht kommt; daß aber das Christenthum, sobald es, wie in den ersten Jahrhunderten nach Christus und besonders im Mittelalter, heidnisch modificirt wird, d. h. heidnische Elemente in sich aufnimmt, oder zum Heidenthum wieder zurückstrebt, sobald es also gerade jene Elemente an sich nimmt, die besonders als romantisch gepriesen werden, einer Vergleichung mit dem klassischen Heidenthum sich unterwerfen muß, eine Vergleichung, die um so statthafter seyn möchte, da selbst Kirchenväter, besonders die von der antiochischen und alexandrinischen Kirche, keinen Anstand nahmen, sogar christliche Dogmen und Symbole mit heidnischen Mythen und Gebräuchen, zu überraschender Erläuterung, in Vergleichung zu bringen.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

S p i e l h ö l l e n.

Das Surrey, wie es hier kurzweg heißt, ist jezt unstreitig der bevorzugte Liebling des theaterbesuchenden Publikums, und seit Coventgarden nach abermals unglücklichem Erfolge seine Thüren plötzlich geschlossen, der Direktor Bunn sie nothgedrungen hat schließen müssen, scheint es allerdings, als sey für London die Zeit der großen Theater gänzlich vorüber; die italienische Oper, versteht sich, dieses Schooßkind der vornehmen Welt, stets ausgenommen. Anders ist es mit den, mit Recht so genannten Spielhöllen. Diesen ein Ende zu machen, dazu ist zwar vor Kurzem durch Aufhebung eines halben Dutzend dieser fürchterlichen Ausplünderungsanstalten ein gesegneter Anfang gemacht worden, allein man sagt, es existiren deren noch einige Dutzende, mit jezt nur größerer Vorsicht und deßhalb doppelt gefährlich. Es heißt auch, aristokratische Rücksichten haben bei jener Polizeimaßregel den Arm der Gerechtigkeit gelähmt. Das mag Alles wahr seyn. Aufsehen hat aber jenes eingreifende Verfahren gemacht, Schrecken vermuthlich auch unter den Betheiligten verbreitet, und was darüber zur öffentlichen Kenntniß gekommen, ist wenigstens vollständig geeignet, denen die Binde von den Augen zu reißen, die sie nicht mit dem Eigensinn der Bethörung festhalten. So hat sich ergeben, daß an den Roulettetischen ein höchst sinnreicher, vom Bankier mittelst einer geheimen Feder in Thätigkeit gesezter Mechanismus der rollenden Kugel das Loch anwies, in welches sie nach dem Wunsche des Bankiers fallen sollte. Falsche Würfel haben sich überall vorgefunden und zwar von den verschiedensten Arten, manche so künstlich gefertigt, daß es nicht weniger Kunstgeschick erfordert hat, die Schurkerei zu entdecken. Am interessantesten ist die Enthüllung des innern Organismus

dieser Spielanstalten. Nur greift davon das Meiste so tief in englische und speziell Londoner Eigenthümlichkeiten ein, daß selbst ein langer Commentar es dem damit unbekannten Ausländer kaum zu verdeutlichen vermöchte. Ein Hauptrad jenes Organismus sind die Helfershelfer — bonnels oder Mützen. Vor ihnen wird insonderheit gewarnt. Bisweilen sind es elegant und deßhalb einfach, gewöhnlich schwarz gekleidete Männer mit fashionablen Augengläsern, die am Spiel Theil nehmen und durch ihr Verhalten auch den schärfsten Beobachter nicht vermuthen lassen, daß sie mittelst allerhand Manövern die Plünderungsplane des Bankiers unterstützen. Das sind die bonnels der großen Spielhäuser. In den kleineren fungiren als solche meist jüdische Dandies, mit goldenen Brustketten, goldenen Berlocks und einer Masse Fingerringe, übrigens in gleicher Weise thätig. Unter diesen wie jenen befinden sich oft junge Leute von guter Erziehung und guter Familie, die das Spiel ruinirt hat. Je nach ihrer Brauchbarkeit beziehen sie einen Wochengehalt von zwei bis zehn Guineen und von dem einem eingeführten Freunde abgenommenen Gelde zwischen zehn und zwanzig Prozent. Sobald von Seiten der Spielenden ein Verdacht gegen einen dieser Herren sich äußert, oder ihre Gesichter an der grünen Tafel zu bekannt werden, verschwinden sie von ihrem seitherigen Posten und treten als ein anderes Hauptrad des Organismus auf, als dodger oder Spürhund. Die Obliegenheit eines solchen besteht darin, zum erstenmal Erscheinende in's Auge zu fassen, zum Behuf des Auskundschaftens ihrer Wohnung ihnen beim Weggehen zu folgen, auf geeignete, unverdächtige Manier Namen, Stand und Vermögensverhältnisse zu erforschen und alles das dem Bankier zu hinterbringen, damit dieser im Voraus ermessen kann, ob und in wie weit es rathsam ist, im eintretenden Falle Kredit zu geben. Das unerwartete und kräftige Einschreiten der Polizei ist auf ausdrücklichen Befehl des Staatssekretärs des Innern, Sir James Graham, geschehen, der aus persönlichen Gründen, die allerdings einer vergangenen Zeit angehören mögen, einen Zahn auf die Spielhäuser und überhaupt zu durchgreifenden, wenn auch nicht immer ächt konstitutionellen Maßregeln eine starke Hinneigung haben soll. So herrscht, während ich dieses schreibe, wegen der von ihm im Parlamente eingestandenen Verletzung des Briefgeheimnisses eine ungemeine Aufregung wider ihn. Er hat zwar sein Verfahren durch eine Parlamentsakte vom Jahr 1837 gerechtfertigt, und insofern nichts gethan, was ihn straffällig macht. Aber das große Publikum scheint von ihm zu fordern, daß er von jenem durchgeschmuggelten Parlamentsbeschlusse hätte keine Notiz nehmen, als Gentleman und Englishman von der ihm dadurch verliehenen Befugniß keinen Gebrauch machen sollen, ohne Rücksicht darauf, ob Sorge für die Sicherheit des russischen Kaisers oder Sorge für die Ruhe Italiens ihn zu der Beschlagnahme veranlaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Basel, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Altane. — Buden.

Noch vor Kurzem bestand in Basel ein Gesetz, welchem gemäß keine Wirthschaften vor den Thoren geführt werden durften; ob dasselbe seinen Grund in dem Vortheil der Wirthe intra muros, oder in der Sorge für die öffentliche Sittlichkeit hatte, weiß ich nicht. So viel ist indessen gewiß, daß nach dem Beispiel anderer schweizerischen und deutschen Städte Basel jezt mit Schenken umgeben ist und selbst öffentliche Gärten hat, denen es namentlich zur Sommerszeit weder an Besuchern, noch an Musik fehlt. Ich erwähne der Einführung dieser neuen Sitte bloß deßhalb, um Gelegenheit zu finden, ein paar Worte über eine dieser Anstalten, nämlich über die an der Züricher Straße gelegene „Altane," zu sagen. Ich habe in meinem frühern wandernden Leben Gasthöfe, Wirthshäuser, Schenken der mannigfaltigsten Art gesehen; aber eine Wirthsstube wie die der besagten Altane ist mir nie zu Gesicht gekommen. Man darf sie ohne Bedenken ein vollendetes Muster von Trinkgemach nennen, und denen, welche ein solches einzurichten gedenken, sehr anrathen, hieher zu kommen und davon genaue Einsicht zu nehmen. Durch Größe ist es eher ein Saal als eine Stube, und was die hier herrschende Reinlichkeit betrifft, so nimmt sie unter allen Wirthsstuben der durch ihre Reinlichkeitsliebe so bekannten Stadt unstreitig die oberste Stelle ein und würde in dieser Beziehung dem Geschmacke des verwöhntesten Holländers vollkommen genügen. Das Getäfer, die Tische, die Stühle und Bänke sind aus dem schönsten Ahorn des Jura verfertigt, alles auf's Trefflichste polirt und so hell und klar, daß darauf das kleinste Stäubchen bemerklich wird. Die übrigen Zubehörden des Gemaches stehen hiemit in vollständigem Einklange, so daß schon der bloße Anblick der Einrichtung vergnüglich und behaglich ist und es doppelt wird, wenn man sich in dieser Stube den Gegensatz lebhaft vorstellt, den sie mit Wirthschaftssälen anderer Orte bildet. Ich kenne Städte und Gegenden, wo es zu den Unmöglichkeiten gerechnet wird, öffentliche und viel besuchte Orte eben so rein wie Privathäuser zu halten, und wo es deßhalb in Anstalten der Art, die selbst von der guten Gesellschaft besucht werden, nichts weniger als sauber aussieht. Unsere „Altane" beweist auf's Schlagendste die Unrichtigkeit einer solchen Annahme.

Unsere Kaufläden und Buden waren bis vor wenigen Jahren noch äußerst einfach und patriarchalisch eingerichtet und von Luxus und Eleganz konnte man wenig oder nichts bemerken. Heute ist dieß ganz anders geworden und auch in dieser Beziehung hat eine Umgestaltung stattgefunden, welche mit den anderweitigen Veränderungen in vollkommener Uebereinstimmung steht. Manche dieser Magazine sind ganz neu geworden; an die Stelle der alten eichenen Tische und Schäfte sind solche von Mahagoni getreten; hinter den ungeheuern, wasserhellen Fensterscheiben sieht man die schönsten und neuesten Waaren geschmackvoll aufgestellt; selbst das Aeußere mancher Buden ist mit marmornen Brüstungen und andern Verzierungen geschmückt, und im Innern sind zur Bequemlichkeit der Einkäufer zierliche Sessel und Divane aufgestellt. Kurz man fängt an, auch in diesen Dingen Paris und London zum Muster zu nehmen und für Ladenverschönerungen Summen zu verwenden, welche für solchen Zweck auszugeben vor zehn Jahren noch für muthwillige Geldverschwendung gegolten hätte. Ich kann dergleichen Neuerungen nicht tadeln; es erscheint mir wünschenswerth, daß nach und nach auch in dergleichen Einrichtungen diejenige Nettigkeit und Zierlichkeit komme, an welche man anderwärts schon längst gewöhnt, die bei uns aber zu lange ohne Nachahmung geblieben ist. Wo nur immer das tägliche Leben verschönert werden kann, ohne daß hiedurch höheren Interessen und Pflichten Eintrag gethan wird, da sollte es geschehen, nicht nur deßhalb, weil hiedurch ein gewisses Schönheitsgefühl befriedigt, der Sinn für das Zierliche und Geschmackvolle entwickelt wird, sondern auch aus einem höhern Grunde.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 28.

Sonnabend, 20. Juli 1844.

[263] In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Des Sängers Grab.

Ein modernes Epos
von
A. Eichner.
Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

---

[303] Durch alle Buchhandlungen ist aus dem Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig zu beziehen:*

Das Hauslexikon.

Handbuch praktischer Lebenskenntnisse
für alle Stände.
Mit 72 erläuternden Steindrucktafeln.
8 Bände in gr. Octav. Brochirt. Preis 12 Thaler.

---

[314] Bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen ist erschienen:

Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland.

Aus Aktenstücken
von Dr. A. F. H. Schaumann,
außerordentl. Professor der Geschichte zu Göttingen.
Preis 2 Rthlr.

---

[315] Im Verlage von J. H. Deiters' Buch- und Papierhandlung in Münster ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dante und die katholische Philosophie des 13ten Jahrhunderts, von A. F. Ozanam, Dr. der Rechte und der Philosophie. gr. 8. geh. Preis 1½ Rthlr.

Dante, der größte Dichter, den das Christenthum hervorgebracht, — wie ihn mit Recht Fr. von Schlegel nennt — hat bekanntlich erst in den letzten Decennien eine gerechtere Würdigung und zwar in der ganzen gebildeten Welt, namentlich in Deutschland gefunden. — Seine göttliche Komödie läßt sich nicht wie andere Dichtungen bloß zu geistreicher Unterhaltung lesen; sie richtig zu verstehen, all' ihre Schönheiten zu empfinden, muß man sie zum Gegenstande ernster Studien machen. — — Nach Allem, was in Deutschland (durch Schelling, die Gebrüder Schlegel, Barthold, Blank, Kannegießer, Streckfuß, Philalethes ....) zur richtigen Würdigung und Erklärung des Dichters geschehen ist, muß besonders auf vorgenanntes Werk eines jungen französischen Gelehrten aufmerksam gemacht werden. Wenn schon die große Anerkennung, welche der Verf. in Italien, aber besonders in Frankreich gefunden, ein günstiges Vorurtheil für ihn erweckt, so wird dieses durch das Werk selbst bestätigt werden. Auch der deutsche Leser wird sich an der lebendigen, geistvollen Auffassung erfreuen und erkennen, wie sich hier überall eine innere Verwandtschaft des Verfassers mit dem Dichter ausspricht. In Italien erschienen schon drei Uebersetzungen: in Mailand, Pistoja und Neapel. — Möge auch die vorliegende deutsche Uebersetzung freundlich aufgenommen und die schwere Arbeit des Uebersetzers dadurch belohnt werden.

Münster, im Juni 1844.

J. H. Deiters.

---

[311] So eben ist in unterzeichnetem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Topographie Athens

von
W. Martin Leake.
Zweite Ausgabe.
Uebersetzt von
J. G. Baiter und H. Sauppe.
Mit acht Tafeln.
8. broch. 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr.

Außer einem viel billigeren Preis zeichnet sich diese von allgemein anerkannten Gelehrten besorgte Uebersetzung vorzüglich noch dadurch vor dem Original aus, daß die in dem Werke citirten griechischen Stellen in Noten wieder gegeben sind.

Meyer & Zeller in Zürich.

---

[323] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Preis des Jahrgangs mit artistischen Beilagen 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Monat Juni 1844.

Größere Aufsätze.

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes. — Spanische Kulturbilder. Erste Skizze. Zweite Skizze. — Poitiers. — Der Freibrief der englischen Bank. — Die Cacous in der Bretagne. — Wanderungen in Nubien: Koban, Der, Ibrim, Ataba. Reise längs dem Nil. Politische Einrichtung des Landes; Araberstämme; Dongola. Schilderung der Eingebornen: die eigentlichen Nubier und die Araber. — Skandinavien. 1. Schweden. 2. Dänemark. — Ein Vorfall in Jerusalem. — Die Schule auf der Sandwichinsel Maui. — Die Blattern in Mexico. — Wanderung durch Mittelamerika. — Das Vorrücken Rußlands gegen

Indien. — Etwas über die Woguleu. — Ueber die gemalten Vasen. — Das Zaubergewehr. Eine bosnische Sage. — Die amerikanische und ostindische Baumwolle. — Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky. — Frankreich und Marocco. Forschungen über die russischen Städte. 1. Einfluß der asiatischen Civilisation. — Die Parteien in Norwegen. — Skizzen aus China. 1. Tschamu in der Provinz Fokien. — Cartage. — Die englischen Zuckerzölle. — Die ossische Sprache. — Ausflug an den See von Guativata. — Scenen aus der Steppe von Barka. — Sapaquiera und seine Umgebungen. — Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien im Sommer 1843. — Dschanair, der Chan der innern Kirgis-Kaisakenhorde. — Frankreich und Tunis. — Ein Besuch in Nowgorod. — Geographische Forschungen in Südaustralien.

Chronik der Reisen.

Michael Kollers Reise im europäischen Rußland und in Sibirien. Dritter Abschnitt.

Kleinere Mittheilungen.

Theebau im Dheyra Dhun. — Tiefer Stand des Shannon. — Antiquarische Nachrichten aus Frankreich. — Der Bankier Brown in Liverpool. — Wissenschaftliche Sendung Hrn. Roberts. — Der Reisende St. Croix Pajot. — Die afrikanische Guano-Insel Itschiboe. — Slavische Literaturnachrichten. — Zolldefraudationen in England. — Lungenschwindsucht in England. — Die Höhlen von Ajunta in Indien. — Botanische Eintheilung Spaniens. — Der Reisende Chancourtois in Kleinasien. — Ankunft des Missionärs Wolf in Meschéd. — Der Revertor. — Die Sammlungen der freien schottischen Kirche. — Die Antisklaverey-Society. — Alte Ueberreste russischer Kirchen zu Krakau und in Wolhynien. — Unterwerfung der Boers unter die englische Regierung. — Neue Verbesserung in der Eisenerzeugung. — — Maßregeln der englischen Regierung gegen die Wetten. — Neuer Zucker. — Die Autorschaft des Gil Blas. — Die Medaillen der Londoner geographischen Gesellschaft. — Das Klima in der Kalmückensteppe. — Die Gräfin Jeanne. — Nodiers Bibliothek. — Ueber die Damascenerklingen. — Die Shawls. — Eigenthumsrecht des Staats an gewisse Urkunden. — Fossile Menschenknochen. — Nachricht von dem Reisenden Castelnau. — Unternehmungen nach Westafrika. — Verwandtschaft der Tschirokesen und Azteken. — Punch über die englischen Missionen. — Wallfische an der irischen Küste. — Die Rafael-Tapeten in England. — Witterung in Europa und Amerika. — Die Wassermasse des Brunnens von Grenelle. — Bierverfälschung in Frankreich. — Plan zur Erforschung in Nordafrika. — Goldbilder aus dem See Guativata. — Schwindsuchtspital bei London. — Die Witterung in England. — Höhlendünger auf Jamaica.

---

[316] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Gedichte

von

Alexander Graf von Württemberg.

8. Velinpapier. brochirt. Preis 3 fl. oder 2 Thlr.

Inhalt: Lieder eines Soldaten im Frieden. Meinen verehrten Herren Kameraden bei dem achten deutschen Armeecorps zugeeignet. — Bilder vom Plattensee. — Traumbilder. — Waldbilder. — Bilder aus den Alpen. — Lieder des Sturmes. — Vermischte Gedichte.

Neben reicher Phantasie, Geist und Tiefe des Gemüthes, tragen diese Dichtungen des kürzlich verstorbenen Herrn Grafen Alexander von Württemberg das Gepräge ächt deutscher Vaterlandsliebe, edler Ritterlichkeit und schöner fester Freundestreue. Aus allen aber tönt, wie aus den Saiten einer Aeolsharfe, frischer, gesunder Laut der Natur. Durch sie schließt sich ein edler Sprosse des württembergischen Regentenstammes den Koryphäen der vaterländischen Sänger an und mahnt an die schönen Zeiten der ritterlichen Minnesänger Schwabens.

Jedem Freunde des Vaterlandes und der Poesie werden daher diese Dichtungen eine erfreuliche, willkommene Erscheinung seyn.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

E. Geibel's neueste Dichtung.

[213] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

König Roderich.

Eine Tragödie in fünf Aufzügen

von

Emanuel Geibel.

Preis eleg. brochirt 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Wir übergeben hiemit dem Publikum die erste dramatische Arbeit eines Dichters, dessen lyrische Produktionen in den weitesten Kreisen bereits die gerechte Anerkennung gefunden haben.

In der vorliegenden Tragödie, deren Stoff in altspanischen Romanzen liegt, wird nicht nur das Einzelne poetisch-glänzend durchgeführt, sondern auch ein fester Gang des Geschickes im Ganzen voll wirkungsreicher Situationen festgehalten.

In streng fortschreitender Handlung sehen wir hier, im Gewande einer dichterisch-schönen Sprache, ein Weltgeschick an uns vorübergehen, welches zum tragischen, aber doch auch versöhnenden Abschluß geführt wird.

Deßhalb möchten wir dieß Erstlingswerk als einen der glücklichsten Versuche neuerer Zeit bezeichnen, da es zugleich auch den Anforderungen der heutigen Bühne vollkommenes Genüge leistet.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[294]

Schillers Leben.

Aus Gelegenheit mehrerer angekündigter Lebensbeschreibungen Schillers erlaubt sich die Unterzeichnete auf nachstehendes in ihrem Verlag erschienene Werk wiederholt aufmerksam zu machen:

Schillers Leben,

verfaßt aus

Erinnerungen der Familie,

seinen eigenen Briefen

und

Nachrichten seines Freundes Körner.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Diese Nachrichten von Schillers Leben sind aus dem Nachlasse seiner Wittwe geschöpft, in welchem sich viele Notizen über dasselbe, meistens Erinnerungen aus Gesprächen mit ihm, welche sie selbst in ein Ganzes zu fassen

gedachte, vorfanden. Diese Nachklänge der Liebe, Erinnerungen aus Schillers Jugendzeit, von seiner ältern Schwester mitgetheilt, und die Nachrichten seines vertrautesten Jugendfreundes, lieferten manche Züge zur Vollendung der Darstellung eines Lebens, daß der Welt lieb und wichtig geworden ist.

Das deutsche Publikum, an dessen Herz sich seine Jugend warf, und das sein Vertrauen so schön rechtfertigte, wird auch diese Schillers Andenken gewidmeten Blätter mit Liebe aufnehmen. Die Eintheilung derselben zerfällt in folgende Abschnitte:

1) Eltern, Kindheit, Studien, Jugend. 2) Aufenthalt in Mannheim, in der Umgegend und in Bauerbach. 3) Rückkehr nach Mannheim. 4) Leipzig, Dresden, Weimar. 5) Neigung. Rudolstadt. 6) Rückkehr nach Weimar vom Spätjahr 1788 bis zum Frühling 1789. 7) Anstellung in Jena. Verheirathung. 8) Häusliches Leben. Krankheit. Reise nach Schwaben. 9) Rückkehr nach Jena. Die Horen. Verbindung mit Goethe. 10) Erste Vorstellung des Wallenstein, Aufenthalt in Weimar. 11) Letzte Lebensjahre und Tod. 12) Allgemeines über Schillers Charakter und Persönlichkeit.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ueber die

Blitzableiter,

ihre

Vereinfachung und die Verminderung ihrer Kosten.

Nebst einem Anhang über das Verhalten der Menschen bei Gewittern.

Eine gemeinfaßliche Belehrung für die Verfertiger der Blitzableiter, so wie für die Hausbesitzer.

Im Auftrage der **Königl. Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg**

verfaßt von deren Mitgliede und wissenschaftlichem Secretär

Prof. Dr. Plieninger.

Mit 35 Abbildungen auf 3 Steindrucktafeln.

Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Von demselben Verfasser:

Gemeinfaßliche Belehrung über den

Maikäfer,

als Larve und als Käfer,

seine Verwüstungen und die Mittel gegen dieselben;

Ein Beitrag

zu der landwirthschaftlichen Fauna.

Für den Bürger und den Landmann nach fremden und eigenen Erfahrungen zusammengestellt.

gr. 8. broch. Preis 30 kr. oder 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Versuch

einer Physiologie der Sprache

nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen.

Von Dr. **K. M. Rapp.**

Vier Bände.

gr. 8. Preis 9 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 6 Gr.

Der Verfasser hat sich die neue Aufgabe gestellt, den Kreis älterer und neuerer Sprachen, worin sich die Bildung des Abendlands bewegt, vergleichend zu schildern. Neben getreuer Benützung der strengwissenschaftlichen Werke eines Schneider, Buttmann, Grimm, Raynouard, Diez, sind seine Vorbilder insbesondere Rask, dessen Unterricht er in Kopenhagen aufgesucht hat, und Schmeller. Ihnen, und einem ausgedehnten Studium der Idiome wie sie gesprochen werden, verdankt er die Auffassung der Sprache als eines lebendigen Stoffes. Die vielgestaltigen Erscheinungen desselben, hier vorerst der Lautlehre, weiß er darzustellen als Ausstrahlungen einer ursprünglichen Einheit. Dieß wird besonders anschaulich durch das Band einer gleichmäßigen Orthographie, mit deren Beistand er den oft so wunderlichen Eigensinn der bestehenden Orthographien bändigt. Die beigefügten Sprachproben sind in dieser Gesammtorthographie gegeben und meist von Uebersetzungen in einer bekannten verwandten Sprache begleitet. — Der erste Band enthält die Theorie, d. h. die Laute und die Erscheinungen der Quantität und des Accents, sowie sich diese Seiten der Sprache auf dem Gesammtgebiet der beigezogenen Sprachen darstellen; außerdem noch den Anfang der historischen Schilderung, nämlich die Sprachen der alten Welt: Griechisch, Latein, Gothisch. — Im zweiten Band sind die mittelalterlichen Sprachen dargestellt: Byzantinisch, Provenzalisch, Nordfranzösisch, Altnordisch, Angelsächsisch, Nieder- und Oberdeutsch. — Den dritten Band füllen die lebenden Sprachen, mit Ausschluß des Deutschen, von dem nur das Niederdeutsche aufgenommen ist, indem das Oberdeutsche sammt unsrer Schriftsprache dem vierten Band angehören.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Turnen.

Ein deutsch nationales Entwicklungsmoment.

Von Dr. **W. F. Klumpp,**

Prof. am K. Obergymnasium in Stuttgart.

8. broch. Preis 30 kr. oder 9 Gr.

Inhalt: Einleitung. — Geschichtliche Entwicklung. — Hellenische Gymnastik. — Leibes-Uebungen bei den Deutschen: a) Aeltere Zeit. b) Die Gymnastik der Philanthropine. c) Das Turnen durch Jahn. — Deutsch-nationaler Charakter des Turnens. — Eigene Erfahrungen des Verfassers. — Statistik des Turnens. — Preußen, Sachsen, Anhalt, Kurhessen, Schwarzburg-Sondershausen, Bayern, Baden, Darmstadt, Schweiz, Dänemark, Württemberg. — Begriffliche Entwicklung. — Der physische Gesichtspunkt, der ethische, der nationale. — Die fernere Gestaltung der Sache. — Das Turnen, als Sache der Schule, mit allgemeiner Verpflichtung. — Als nationales Institut. — Als Vorschule der allgemeinen Wehrhaftigkeit. — Turnfeste. — Turnplätze, Zeit, Lehrer, Kosten. — Turnübungen für das weibliche Geschlecht. — Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 22. Juli 1844.

> Tief durch den Wald Gesang erschallt,
> Die leichten Vöglein scherzen;
> Der Mensch allein, der trägt die Pein
> Recht tief im kranken Herzen.
>
> Justinus Kerner.

Waldträumereien.

1.

Des Walds geheimnißvolle Einsamkeit
Genießt sich schön an weichbemooster Quelle.
Der Kuckuck ruft, der wilde Häher schreit,
Ein Falter schwebt auf warmbesonnter Stelle.

Sonst Alles still! — Hoch in den Wipfeln schafft
Das schöne Licht, die Amme jedem Leben;
Ein leises Athmen ew'ger Werdekraft
Haucht aus der Blätter wunderbarem Leben.

Im Halm, im Strauch, im Baum derselbe Trieb,
Das räthselhafte Grünen und Ersterben,
Das immer gleich seit allen Jahren blieb,
Und das die Späten von den Frühen erben.

Was aus der Erde sprießt, kehrt wieder heim,
Von wo es kam, nach kurzen Blüthentagen.
Geboren werden, um den Todeskeim
Mit tausend Schmerzen in der Brust zu tragen;

Zu blüh'n und schon im Blühen zu vergeh'n,
Mit jedem Schritte näher dem Verstauben;
Wie welkes Laub im Herbste zu verweh'n,
Beraubt zu seyn, um Andre zu berauben:

Die Todesmahnung aus des Lebens Traum
Spricht tausendfältig in des Waldes Dämmern.
Still! hackt dort nicht ein Specht am grünen Baum?
Mir ist, als hört' ich einen Sarg verhämmern.

2.

Wer durch den Wald nicht reinen Herzens geht,
Den schreckt das Knistern, Flüstern und das Rauschen;
An jedem Baume, der vereinzelt steht,
Sieht er gespenstisch droh'nde Schatten lauschen.

Ihn ängstet, so ein Reh vom Lager springt,
Das scheu verborgen lag im dunkeln Laube;
Wenn tief im Holz ein Vogel lauter singt,
Das sanfte Gurren selbst der wilden Taube.

Denn in des Waldes tagdurchblitzter Nacht
Durchschauert dich ein seltsames Empfinden,
Du fühlst dich jenem Geiste nah gebracht,
Deß scharfem Blick Verborgenheiten schwinden.

Du siehst den Riesengeist aus seiner Spur
Sich dort unsichtbar sichtbar dir verkünden;
Wie alle warmen Adern der Natur
In einem einz'gen großen Herzen münden;

In dem, was welkte und auf's Neu begann,
Des ew'gen Rufs ergebenes Gehorchen.
Dich weht ein Ahnen, ein Erinnern an
Im Vogelsang und mit dem Duft der Forchen.

Der, dessen Seele gottesvoll und keusch
Mit seinem Schmerze geht auf Waldeswegen,
Den labt die Stille, freuet das Geräusch
Und überkommt des Waldes ganzer Segen.

3.

Fern herüber von der Berge Hang
Tönt ein Burschenlied, vielstimmiger Sang,
Aus dem Thale tief der Glocke Klang.

Durch die grüne Wölbung hallt es fort,
Lustgeschwellte Melodien dort,
Hier der frommen Kirche Ruf und Wort.

Sonntag ist's, der Ruhetag des Herrn,
In dem dunkeln Betstuhl kniet' ich gern,
Gerne zög' ich mit den Sängern fern.

Meiner Seele leiser Zweifel fragt,
Was dem Herrn am meisten wohl behagt,
Wenn der siebte Schöpfungsmorgen tagt:

Jener Klang, der aus dem Thale flieht,
Jene Schaar, die in den Tempel zieht,
Und in heil'ger Andacht trunken kniet;

Oder jene, die in's Freie dringt,
Grüne Zweige um die Häupter schlingt
Und dem Leben ihre Lieder singt.

Ist das Daseyn nur ein flücht'ger Kuß,
Ist es Heiligung, ist es Genuß?
Löset mir das Räthsel: was ich muß?! —

Rausche mir die Antwort, grüner Baum:
Ist das Leben nur ein schöner Traum,
Oder nur von edlem Wein der Schaum?

Aus dem Wipfel sich ein Vogel schwang,
Schmettert in die Luft den hellen Sang,
Der wie Auferstehungsjubel klang.

4.

Milder schließest du die Augen zu,
Schöner Schlaf, in tiefer Waldesruh,
Wo das Lied der Grille nicht verstummt
Und ein Bienchen bald mich eingesummt.

Das zu heimlicher Umarmung paßt,
Sanftgeschwelltes Moos, lädt mich zur Rast,
Und der Baum, der Dryas grünes Haus,
Breitet mir die Schattendecke aus.

Holder Gott, der Jugend zugethan!
Leise fühl' ich dich und freundlich nah'n;
Wie ein Liebender mit sachtem Schritt
An das Lager der Geliebten tritt.

Auf die Wimper legst du mir die Hand,
Hüllst mich in dein duftiges Gewand.
Stiller wird es — Busch und Baum zerrinnt,
Und der Träume süßes Spiel beginnt.

Feodor Löwe.

Aus den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Latour hat die ihm drohende Gefahr schon von Weitem erkannt, er ist mit der Schnelligkeit des Izards den Seinigen voraus geeilt und hat das Wehr des Sees geöffnet und die Bohlen, welche bei demselben eine Brücke bilden, abgetragen. Die Zollsoldaten hören plötzlich ein seltsames Rauschen, und wie groß ist ihr Unmuth, als sie sich, statt durch den murmelnden Bach, an dem sie hinauf ziehen, plötzlich durch einen brausenden Strom von ihrem schlauen Gegner getrennt sehen! Ihr Unternehmen war unter solchen Umständen völlig gescheitert; eine Umgehung des Sees von Areigne, welcher durch hohes und steiles Gebirge eingeschlossen ist, hätte mindestens einen halben Tag erfordert. So zog denn Latour unangefochten vor der Nase der französischen Grenzwächter seiner Bestimmung entgegen. „Mon capitaine, ce n'était pas moi," sagte Latour mit pfiffiger Miene, als der Offizier der Douane dem Schleichhändler dieses Kapitel aus seinem Leben zueignete; „ces Messieurs de la douane croient me voir partout." — „Et ils savent pourquoi," erwiderte der Kapitän.

Wir nähern uns der Escalé de la nère (échelle noire), einer engen, steil ansteigenden Schlucht, welche

zwischen zwei dicht beholzte und mit hie und da hervorragenden Felsen gezierte Thalwände, wie zwischen zwei Mauern eingeklemmt ist. Es ist in dieser Spalte des Gebirges nur Platz für den darin hinabbrausenden Bergstrom, und der Fußpfad wird durch jenen an den Abhang hinaus gedrängt und schwebt bald über schauerlichen Tiefen, aus denen ein herrlicher Wasserfall seine donnernde Stimme zu uns herauf schickt. Ein klarer, von der Thalwand zur Rechten herabrieselnder Bach, „la fontaine des prêtres," kündigt durch den Namen die Nähe der „chapelle de l'izard" an. Wer an dieser Passage nicht ein kräftiges, im Gebirge erzogenes Thier unter sich hat, steige ab; denn trotz seiner Zickzacks ist der Weg so abschüssig, daß ein Pferd mit schwacher Kruppe sich leicht überschlagen könnte. Hat man diese halsbrechende, mit Recht die „schwarze Leiter" getaufte Stelle passirt, so befindet man sich auf einem mäßig ansteigenden Boden, über den ein junger kräftiger Buchenhain seine Zweige wie ein Laubdach hinbreitet. Alles scheint hier den Reisenden für die überstandenen Beschwerden des Weges entschädigen zu wollen; große bemooste Felsenblöcke seitwärts vom Wege sind mit Primeln bedeckt, welche durch ihren Farbenglanz und süßen Duft die gleichnamigen Frühlingsboten unserer Gärten weit hinter sich lassen. Mit jenen Erstlingen der aus dem Winterschlafe erwachten Natur mischt das Porzellanblümchen sein zartblasses Roth und eine mir unbekannte, in Büscheln von sechs bis sieben Blüthen auf einem Stengel prangende rothe Blume vom feinsten Geruche vervollständigt diese auf einem sonst so sterilen Boden sich entwickelnde Flora.

Kaum ist man aus dem Walde wieder in's Freie getreten, so sieht man den Pic de Card, die mit Schnee bedeckte Riesenkuppe des Pic de Crabère, die schroffe Felsenspitze des Pic de Mède und die dieselben begleitenden weniger bedeutenden Höhen in aller Majestät vor sich auftauchen. — Ich war nie so früh im Jahre in das Hochgebirge der Pyrenäen eingedrungen, und nur sehr wenige Reisende besuchen dasselbe vor den Monaten Juli und August. Mit wahrer Begeisterung rufe ich mir noch heute die Genüsse zurück, welche ich einer Abweichung von der gemeinen Touristenregel verdankte.

Man denke sich ein wildes Waldthal mit allen vollständig erhaltenen Spuren der großartigen Vernichtung, welche fünf in geringen Zwischenräumen nach einander gefallene Lawinen zurückgelassen haben. Ich kannte die Folgen dieser von den Bergbewohnern mit Recht so gefürchteten Naturerscheinung nur aus der Beschreibung, und hier sah ich die Wirklichkeit in ihrer vollen Größe und Schrecklichkeit vor mir. Die Frühlingssonne hatte in der tiefen Schlucht noch nichts über die herabgestürzten Schneemassen vermocht. Dabei ward der Eindruck, den die Wirkung jeder über den gewöhnlichen Maßstab hinausgehenden Kraft auf unsere Einbildungskraft äußert, hier nicht durch das Mitgefühl für menschliches Leid getrübt; denn das Thal ist unbewohnt, und es war selbst nicht die unbedeutendste Hirtenhütte das Opfer der Lawinen geworden; diese hatten nur an den Flanken des Berges, von dem sie herabgestiegen waren, den Wald vom Boden rasirt, und rechts und links an ihrer oft mehrere hundert Schritte breiten Laufbahn hatte der Luftzug der stürzenden Schneemassen selbst die von denselben unberührt gebliebenen Bäume, gleich schwachen Halmen, geknickt und niedergestreckt. Dieselbe Erscheinung zeigte sich sogar an der gegenüber liegenden Thalwand, wo der dichteste Wald den Anblick eines Kornfeldes darbot, das durch den Platzregen oder Hagel niedergelegt worden ist. Die Sohle der Schlucht aber war mit ungeheuern Anhäufungen von Schnee angefüllt, aus denen Felsblöcke und hunderte von großen, zur Hälfte begrabenen, bald mit der Krone, bald mit den Wurzeln himmelwärts gewendeten Bäumen hervorragten. Der Bergstrom aber hatte sich unter den seinen Lauf hemmenden Schneebergen hindurch einen Weg gebahnt und riesige Brücken gebildet, über welche wir, unsere Pferde am Zügel haltend, mühsam hinweg klettern mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Kunstvereine.

In seinem Zorne vergißt John Bull, wie sehr er Sir James wegen seiner Verfügung wider die Spielhäuser gelobt, oder macht es dem Minister zum Vorwurf, daß er von unten, statt von oben angefangen, und da Sir James ohnedies nicht zu den populärsten Männern in England gehört, auch im Cabinete mancherlei Anfechtung erleiden soll, seine Stelle aber liebt, und ein englischer Minister auf schwankendem Boden steht, wenn die öffentliche Meinung sich gegen ihn erklärt, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß er im Allgemeinen vorsichtiger werden und für's Erste die Beschuldigung in Betreff der Spielhäuser durch andere, weiter gehende Aufhebungen widerlegen wird. Dann stehen interessante Thatsachen und eine Menge Geschichten für den Skandal in Aussicht. Unpassend jedoch war es, daß die Regierung plötzlich, auf den Vortrag der Kronanwälte, das Prinzip des Spielverbots auf die Kunstvereine anwendete, sie deßhalb für gesetzwidrige Institute erklärte und demgemäß den Sekretären des hiesigen Kunstvereins, des bedeutendsten von allen, bei scharfer Strafe aufgab, die bereits für einen der nächsten Tage angekündigte Ziehung der Gewinnste zu unterlassen. Diese Gewinnste oder Preise sind bekanntlich nicht Gemälde, sondern bestehen in Geld, die Ziehung ähnelt

also insofern der einer Geldlotterie, und da Geldlotterien in England verboten sind, hat das Verbot einen Anschein von Recht; aber auch nur einen Anschein; das Verbot ist schwerlich mehr, als Ausfluß juristischer Spitzfindigkeit und Wortklauberei. Bei Begründung des hiesigen Kunstvereins im Jahr 1836, des ersten in England, welchem dann schnell andere, mit ziemlich derselben Einrichtung folgten, so daß von ihnen auch gilt, was ich über jenen bemerken will, dienten die deutschen Kunstvereine als Vorbild. Für die von den Mitgliedern eingezahlten Beiträge wurden von einem Comité in namhaft gemachten, jährlichen Londoner Ausstellungen Gemälde gekauft, davon zwei oder drei gestochen, die Gemälde verloost und jedem leer ausgehenden Mitgliede als Entschädigung ein Exemplar jener Stiche gegeben. Die Verloosung gefiel nicht, sie verstieß, mit einem Worte, gegen den englischen Charakter, der zwar die Beengungen des geselligen Lebens nicht fühlt oder ruhig trägt, an welche er sich von Kindheit an gewöhnt, gegen neue Beengungen aber sich augenblicklich auflehnt, weil sie ihm Beschränkung seines Geburtsrechtes, der Freiheit, dünken, und nebenbei bald mehr, bald weniger, selten gar nicht argwöhnisch ist. Wider die vom Comité im ersten Jahre gemachten Ankäufe erhob sich, wenigstens öffentlich, nur geringer Tadel, und ich glaube, vom Vorwurfe persönlicher Parteilichkeit für diesen oder jenen Künstler blieb derselbe gänzlich frei. Dennoch stellte sich solche Parteilichkeit, die Ausübung eines gewissen Patronats, als leicht möglich heraus, und überdieß behagte es dem Engländer nicht, daß er für das Geld, welches ein ihm zugefallenes Gemälde gekostet, nicht eines nach seinem, sondern eines nach anderer Leute Geschmack erhalten sollte. Daher trat sehr bald die Abänderung ein, daß Geldpreise statt Gemälden durch's Loos vertheilt, jedoch nicht an die Gewinner ausgezahlt werden, leztere vielmehr, wenn sie nicht den Gewinn verlieren wollen, in einer der vorgeschriebenen Ausstellungen Gemälde lebender Künstler kaufen müssen, jeder für seinen Gewinn eines. Kostet das gewählte weniger, als der gewonnene Betrag, so steht es nicht frei, für den Rest ein zweites zu erwerben. Der Rest fällt der Vereinskasse zu. Kostet es mehr, so hat der Käufer den Mehrbetrag aus eigenen Mitteln zuzulegen. In keinem Falle erhält der Gewinner das Geld.

(Schluß folgt.)

Basel, Juni.

(Fortsetzung.)

Theater.

Die Umgebung, in welcher wir täglich leben, die Gegenstände, die uns stets vor Augen sind, mit denen wir in fortwährender Berührung stehen, üben auf unser ganzes Wesen einen Einfluß aus, der viel größer und eingreifender ist, als man sich gewöhnlich denkt. Ein Mensch z. B., der tagtäglich unsaubere Arbeit zu verrichten hat, in schmuzigen und ungeordneten Räumen sich aufhält, wird sicherlich ein Wesen seyn in vieler Hinsicht verschieden von dem, der in entgegengesezten Verhältnissen lebt. Ist es doch eine offenkundige Thatsache, daß schon die Bekleidungsweise eines Menschen auf dessen Benehmen und Haltung einen merkbaren Einfluß ausübt. So, denke ich, müsse auch die unschöne, aller Zierlichkeit und Niedlichkeit baare, oder gar schmuzige Beschaffenheit einer Bude auf das Betragen und die Sitten der Leute, welche in derselben ihr Leben verbringen, zurück wirken. Wenn dieselben ein unfeines Benehmen zeigen, wenig Werth auf Anstand und würdevolle Haltung im Verkehr legen, in ihrem Thun und Lassen augenblicklicher Laune folgen, so steht dieß nicht im Widerspruch mit ihrer unmittelbaren Umgebung. In einen zierlichen, schön geordneten, mit vollendeter Reinlichkeit gehaltenen Laden passen dagegen keine ungehobelten, barschen, ungefälligen, schmuzigen Leute. Dergleichen Aeußerlichkeiten haben, wie schon gesagt, eine viel größere Bedeutung, als ihnen gewöhnlich beigelegt wird, und daß in manchen, uns wohl bekannten Ländern gewisse Klassen der Gesellschaft, was deren Sitten und Benehmen betrifft, gegen dieselben Stände mancher andern Nationen noch so sehr zurückstehen, leite ich, zum Theile wenigstens, aus der unvollkommenen Beschaffenheit vieler unserer Einrichtungen ab. Wenn daher auf dem Wege des Luxus und äffischer Nachahmungssucht selbst in die gewöhnlichsten Verhältnisse des täglichen Lebens gefällige Nettigkeit, Geschmack, Schönheit und Ordnung eingeführt wird, und es kann kaum fehlen, daß dieß geschieht, so muß wenigstens ein Einfluß der Art als eine wohlthätige und erfreuliche Wirkung dessen betrachtet werden, was von Vielen mit Unrecht als ein unbedingtes Uebel unserer Zeit bezeichnet wird.

Nach der Mehrzahl von Schilderungen, die von Basel in Reisebeschreibungen und andern Unterhaltungsschriften gemacht werden, sollte man glauben, daß wir kaum mit etwas Anderem, als mit dem Zählen von Fünffrankenthalern und mit Kopfhängereien uns beschäftigten, daß unsere Stadt der freudeloseste und trübseligste Ort in der Welt sey. So arg ist es aber doch in der Wirklichkeit nicht, und es heißt sich von der Wahrheit weit entfernen, wenn man uns allen Sinn für die heitere Seite des Lebens abspricht, uns Alle zu bloßen Geldmenschen und trübsinnigen Pietisten stempelt. Basel hat unter andern, dem Vergnügen gewidmeten Anstalten auch ein Theater, das in den Wintermonaten geöffnet ist. Schon das Bestehen eines so weltlichen Instituts liefert den thatsächlichen Beweis, daß Basel noch nicht ganz und gar in eine Stadt von Rundköpfen verwandelt ist, daß wir der Welt noch nicht völlig abgestorben und deren Vergnügungen uns noch nicht gänzlich fremd geworden sind. Besonders Günstiges läßt sich freilich über den Zustand unserer Bühne nicht berichten; denn wie in andern Schweizerstädten ist in neuerer Zeit auch bei uns eine merkliche Gleichgültigkeit gegen das Theater eingetreten und der Besuch desselben so unbedeutend geworden, daß sich keine gute Truppe hier halten kann. Viele Leute gehen entweder gar nicht, oder nur äußerst selten hin, weil die Leistungen des Personals durchschnittlich allzu mittelmäßig sind, und es sind umgekehrt die Schauspieler und Sänger von so untergeordneter Art, weil der Direktor auf keine vollen Kassen rechnen kann. Aus diesem fehlerhaften Kreise vermag wohl kein anderes Mittel herauszuführen, als bedeutende Geldunterstüzungen von Seiten reicher Privaten oder der Stadt; allein eine Maßregel der Art liegt zu sehr außerhalb des Bereiches der Sitte, als daß dieselbe je versucht werden dürfte. Gestattete es die Eifersucht, welche zwischen den drei größten Städten der deutschen Schweiz herrscht, so vereinigten sich Bern, Zürich und Basel und hielten sich eine stehende Truppe, die abwechselnd da und dort spielte. Die vereinigten Mittel dieser Städte reichten hin, um ein tüchtiges Personal anzustellen. Zu einem eidgenössischen Theater kommt es aber eben so wenig, als zu einer eidgenössischen Hochschule.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 23. Juli 1844.

Wird vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seyd ein vielgeliebter Mann.
Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus;
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen,
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.

Goethe.

Ein Winter in Berlin.

(s. Nr. 136—140.)

Sechster Brief.

Das Theater.

Als Sie Berlin verließen, liebe Lucie, war auf der Bühne Raupach Alleinherrscher; seitdem haben sich Geschmack und Publikum geändert. Erinnern Sie sich des Trauerspiels Isidor und Olga? dieses Stückchens parfümirter Leibeigenschaft, dieses Dramas, in dem außer den russischen Namen nichts Russisches, weder in Sitten und Situationen, noch in den Leidenschaften sich vorfindet? Besinnen Sie sich auf das Ergötzen, das uns die Tafelscene bereitete, wo der eine Bruder mit vorgebundener Serviette den andern, der hinter'm Stuhl stehend, den Teller unter'm Arm hat, wegen einer Liebschaft zur Rede stellt? Und dann das Duell, das zwei dramatische Fliegen mit einer Klappe schlägt, und dann der Ossip, und dann — o so vieles, was nur Raupach erfinden und die damalige Zeit auf die Bühne bringen konnte. Dergleichen sieht man heutzutage nicht, aber ob man gerade etwas Besseres sieht — das ist noch gar sehr die Frage.

Raupach war der lezte in einem imposanten Zuge, und die lezte Person wird immer ganz besonders kritisirt. Es geht hier wie im Krönungszuge in Schillers Jungfrau von Orleans, wo ein unglücklicher Rathsherr zulezt in die pappene Kathedrale hineinwatschelt und, dem Publikum den Rücken kehrend, die Halskrause von Papier, das Mäntelchen von schwarzem Kattun und die schwarzwollenen Strümpfe leider viel deutlicher zeigen muß als seine achtbaren Kollegen, die ihre Rückseiten von den Nachtretenden geschüzt wissen. Gerade so kommt mir Raupach vor. Sein dramatisches Mäntelchen ist um keinen Faden schlechter als das seiner Vorgänger, die die beiden Könige Goethe und Schiller einschließen; aber er als der lezte muß nothgedrungen die bettelhafte Partie des prächtigen Zuges aufdecken, jene bettelhafte Partie, die jeder Zug hat, er mag noch so sehr prunken und gleißen, und er mag nun auf der Bühne oder im Leben an uns vorüberziehen.

Ich habe Ihnen früher unter den in Berlin lebenden Dichtern Raupach nicht genannt, weil ich ihn hier nachzuholen beabsichtigte. Fruchtbar wie Kotzebue, Kenner und zugleich Verächter des Publikums, hat er nicht den Besten, sondern den Meisten seiner Zeit genug gethan. Ich sage mit Absicht, daß er Kenner und zugleich Verächter des Publikums war; dieß verhinderte ihn, Bedeutendes zu schaffen, wozu ihm das Talent ohne Zweifel gegeben war. Das Theater hat das Widrige, daß es den Dichter in eine gar zu intime Bekanntschaft mit

dem Publikum bringt, und daraus entsteht, wie bei so manchen intimen Bekanntschaften, daß man sich gegenseitig gar nicht mehr achtet. Jedem andern Dichter, außer dem dramatischen, ist es doch noch möglich, sich über das, was man von ihm wünscht und verlangt, Illusionen zu machen; dem dramatischen Dichter ist dieß von vornherein untersagt. Ein leeres Haus ist eine Kritik, gegen die keine Appellation, in welcher Weise sie auch angestellt werden mag, stattfindet. Hat man nun das Unglück, ein Publikum vorzufinden, das durch Genüsse gesättigt und verwöhnt ist, überdieß zerstreut durch andere Eindrücke, nachlässig und träge im Auffangen des Balls, den der Dichter ihm zuwirft, so tritt die Erscheinung in's Leben, in welcher Raupach als warnendes Beispiel figurirt, nämlich daß Publikum und Dichter ohne Achtung und Würde mit einander verkehren, der Dichter schlecht und flüchtig arbeitet, das Publikum nur halb hinhört, und daß die Kritik nachher ein Recht zu haben glaubt, alles mit einander zu verdammen. Das Publikum ist perfid, und das Theaterpublikum ganz besonders. Die Beliebtheit eines dramatischen Schriftstellers ist etwas, woran recht eigentlich die Menge ihr Müthchen kühlt; aber der Dichter hat mehr oder minder sein späteres ungünstiges Loos verdient. Er hat den faulen Fleck geschont, er hat die Gemeinheit geliebkost, er hat die unartigen, unflätbigen Kinder der Zeit mit Bonbons gefüttert, alles das auf Kosten seiner innern Natur und Würde.

Welch ein herrliches Thema für den Zögling Thaliens sind die Hohenstaufen! Was hat Raupach aus ihnen gemacht? Wird irgend eine Situation, wird irgend eine Scene, ja wird auch nur ein Vers dieser Tragödien im Gedächtniß der Nation fortleben? Gewiß nicht. Selbst die drastische Satire Immermanns hat dem armen Enzio kein Leben verleihen können, und doch ist's Deutschlands hochherzigste Geschichtsperiode, deren Repräsentanten der Komödienzettel meldet, und doch pulsirt eine Schlag- und Herzader der Gegenwart in diesen Kämpfen und Gestalten. Aber es hilft nichts. Der Poet hat zu schnell gearbeitet, das Publikum hört nicht hin, die Kritik verdammt; Alles fort, Alles dahin! Selbst der herrliche Stoff ist für lange Zeit unbrauchbar gemacht, denn ein schlechter Dichter verdirbt viel; er tödtet auf ganze Generationen hinaus Helden und Heldinnen der Geschichte, er brennt, ein dramatischer Herostrat, Tempel nieder und besudelt Altäre. Wer hätte den Muth, einen Rinaldo Rinaldini zu schreiben, nachdem die unsterbliche Feder eines Vulpius über diesen Gegenstand sich in Begeisterung tauchte? Auf der andern Seite kann ein ächter Dichter eine arme und dürftige Gestalt in der Geschichte auf alle Zeiten hin adeln.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Nach dritthalbstündigem angestrengtem Marsche hatten wir die Notre dame de la neige geweihte Kapelle des Izards erreicht. Zweck und Name des einer Scheune gleichenden, eben so geschmacklos verzierten als gebauten Gotteshauses lassen, wenn auch nur unbestimmt, das Bild der Umgebungen desselben in der Seele des Lesers entstehen: ein ödes Hochthal, in welchem der Winter den größten Theil des Jahres sein unwirthliches Reich aufschlägt, ein Ort, welchen das scheue und flüchtige Izard, die Gemse der Pyrenäen, häufiger betritt als der Fuß des Menschen. Nur am 5ten August, dem Namenstage der Heiligen der Kapelle, wird die Einöde durch die Gruppen der aus Spanien und Frankreich in Menge herbeiströmenden Pilger belebt, welche betend und schmausend hier ihr Seelen- und Körperheil bedenken.

Wir hielten uns, da der 5te August uns noch zu fern lag, an den zweiten Theil der den Wallfahrern gestellten Aufgabe; die Pferde und Esel wurden abgezäumt und auf die Weide getrieben, das mit dem Mundbedarf beladene Maulthier ward seiner Bürde entledigt und die Reisegesellschaft ließ sich, dicht an einem klaren Quell, auf dem sammtnen Rasen nieder. Da mußte man sehen, wie die rüstigen Mägen der Bergbewohner die Reihen gebratener Tauben, Hühner und Würste lichteten und wie die straffen Weinschläuche zu dem primitiven Zustande schlaffer Ziegenhäute zusammenschrumpften. Wahrlich, die homerischen Helden vertilgten nicht rastloser ihre mächtigen Rindscoteletten.

Es war neun Uhr, als wir unsern Marsch wieder antraten. Die Sonne sendete glühende Strahlen in die Thalschlucht, welcher wir Anfangs noch immer in westlicher Richtung folgten. Zur Linken entwickelte sich an den Hängen der vom Pic de Möde überragten Berge ein herrlicher Tannenwald, aus welchem, nach Angabe der uns begleitenden Jäger, seit mehreren Tagen allabendlich ein großer Bär heraustrat, um sich eines der am gegenüberliegenden Abhange zerstreuten Lämmer zu holen. Vor uns belebten einige Cascaden die traurige Einförmigkeit der uns umgebenden Gebirgsformen, und in unserem Rücken stieg, indem wir uns auf einem bald sumpfigen, bald steinigen Boden erhoben, bald Bäche durchwateten, bald dieselben mittelst natürlicher, vom Schnee gebildeter Brücken überschritten, mehr und mehr in seiner ganzen Majestät der Mont Vallier empor, und sein in einen unvergänglichen Mantel von Schnee und Eis gehüllter Gipfel gleicht von hier aus einer vollkommen regelmäßigen Pyramide. Eine Wendung des



Weges links führte uns in gerader Richtung zum „Pic du bouc," einem Vorberge, man könnte sagen einer ersten Stufe des „Pic de Crabère" hinauf.

Mit innigem Vergnügen begrüßte ich hier das Rhododendron wieder, das eine der reizendsten Zierden der Hochpyrenäen und, wenn ich so sagen darf, ihr Adelsbrief ist; denn man sucht jene schöne Blüthe vergebens in den Gebirgen zweiten Ranges, wie in den Bergen des Puy de Dôme, des Mont d'or, des Cantal u. s. w., nicht weil diese Berge sich nicht zu der Sphäre erhöhen, in welcher das Rhododendron in den Alpen und Pyrenäen wächst, sondern weil dasselbe sich nur unter dem Schutze seine Region noch weit überragender Kuppen entfaltet.

Wir waren noch sehr entfernt vom Gipfel des Pic de bouc, als aus dem rasch aufgestiegenen Gewölk immer heftiger werdende Windstöße kamen. Von der Gewalt des Windes in dieser Höhe macht man sich in der Ebene keinen Begriff; der Kapitän der Douane, welcher die Pyrenäen von Amtswegen seit zwanzig Jahren durchstreift und mit allen ihren Erscheinungen vollkommen vertraut ist, erklärte, an eine Ersteigung des Crabère sey unter solchen Umständen nicht zu denken und wir müßten, an seinem Fuße angekommen, abwarten, ob der Wind sich legen würde. Latour meinte auch, der Wind wehe gegenwärtig in den höchsten Regionen des Gebirges unfehlbar stark genug, um uns sämmtlich fortzureißen und in den Abgrund an der Ostseite des Crabère zu stürzen. — Die größte Gefahr bei den Ausflügen in das höhere Gebirge blieben die so häufig und unerwartet eintretenden Wechsel der Witterung, die schroffen Uebergänge von ruhiger Luft und Sonnenschein zu Schneegestöber, Sturm und Nebel. — Ich verstand heute vollkommen die Bedeutung des Sprüchworts der Pyrenäenbewohner: „Le père n'y attend pas son fils, et le fils n'y attend pas son père."

Der Wind legte sich indessen so schnell als er aufgetreten war und wir konnten uns bei unserer Ankunft auf dem Pic de bouc ungestört dem Genusse der Aussicht überlassen. — Unsere Lagerstätte glich hier dem Gewebe des reichsten orientalischen Teppichs. Man muß in der That diese Gipfel im Frühling, unmittelbar nach dem Verschwinden der Schneedecke gesehen haben, um sich einen Begriff von einer solchen Blumen- und Farbenpracht zu machen. Blume steht an Blume und der kurze, tiefgrüne Rasen verschwindet fast unter dieser Menge zarter, schimmernder Schöpfungen. Ich erwähne der Aussicht von diesem Punkte nicht, weil dieselbe sich in noch erhabenerem Maßstabe auf dem Crabère wiederholt; aber die Zeit unseres Halts ward noch anderweitig auf anziehende Weise ausgefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Schluß.)

Kunstvereine. — Nowland Hill.

Nach getroffener Wahl zeigt der Gewinner solche dem Sekretär an. Am Schlusse der bezüglichen Ausstellung — denn dadurch unterscheiden sich die englischen Kunstausstellungen von den deutschen, daß jene am Tage des Schlusses genau dieselben sind, die sie am Tage der Eröffnung waren, daß kein Gemälde weggenommen, keines hinzugethan, keinem eine andere Stelle angewiesen wird — empfängt der Sekretär das Gemälde, leistet die Zahlung und überliefert es dem Vereinsmitgliede. Auf solche Art wird der Zweck des Vereins erreicht, ohne daß derjenige, welchem Fortuna einen Preis zutheilt, mit ihr wegen Geschmacksverschiedenheit hadern kann. Wie sehr diese Einrichtung angesprochen hat, beweist die jährlich, beim hiesigen Verein auf 12.000, gestiegene Zahl der Mitglieder, und es wäre Thorheit zu behaupten, daß die Tendenz des Vereins, Sinn für Kunst zu wecken und Künstler aufzumuntern, nicht in hohem Grade sich erfüllte. Für Ersteres zeugt schon einigermaßen die gewachsene Theilnahme, für Lezteres ein Beispiel, das mir eben zur Hand liegt. In ihrer Ausstellung von 1834 verkaufte die Gesellschaft britischer Künstler 72, in der von 1835 nur 64 Gemälde. 1836 trat der hiesige Kunstverein in's Leben und der Absaz in jener Ausstellung belief sich auf 114. Seitdem hat er mit der Zunahme der Vereinsmitglieder Schritt gehalten, und Aehnliches ist in den andern vorgeschriebenen Ausstellungen, den der königlichen Akademie und der zwei Gesellschaften der Aquarellmaler der Fall gewesen; nur bin ich nicht im Stande, die Ziffern anzugeben. Ließe daher auch wirklich das Prinzip des Spielverbots sich auf die Kunstvereine erstrecken, so fehlt es gewiß nicht an Gründen, zu ihren Gunsten vom strengen Buchstaben des Gesezes eine Ausnahme zu gestatten. Das zu erlangen, sind Kunstvereine und Künstler zusammengetreten, sind Versammlungen gehalten, Deputationen an die Minister geschickt, dem Ober- und Unterhause Vorstellungen in Form von Bittschriften überreicht und alle erdenklichen Maßregeln ergriffen worden. Und sollte, was freilich nicht zu glauben, Alles vergebens seyn, so wird das immer noch nicht die Auflösung der Kunstvereine zur Folge haben. Beim hiesigen ist für solchen Fall bereits der Beschluß gefaßt, in einer Stadt des Continents die Preise ziehen zu lassen, was von hier aus Niemand hindern könnte, und die übrigen würden dem Beispiele folgen. Aber zur Ehre des englischen Namens wird es dahin hoffentlich nicht kommen. Hat doch auch die Hoffnung nicht getrogen, daß England früher oder später dem Manne, dessen rastlosen Bemühungen es das wohlfeile Briefporto zu danken hat, den Zoll seiner Anerkennung entrichten werde. Das Ministerium Melbourne, unter welchem Rowland Hills scharf durchdachter Plan, daß kein Brief innerhalb der Grenzen Großbritanniens über einen Penny oder acht Pfennige kosten dürfe, vom Parlamente genehmigt und zur Ausführung gebracht wurde, schuf für Hill eine Stelle beim Postwesen mit 1500 Pfund oder 10,000 Thaler jährlichem Gehalt. Das Ministerium Peel zog die Stelle ein, ohne den entsezten, mittellosen Mann irgendwie zu entschädigen. Da erließen einige Kaufleute der City einen Aufruf an die englische Nation, die Schuld ihrer Dankbarkeit abzutragen, und sie wird glänzend getilgt werden. Mehr

als hundert Comité's haben sich durch ganz England zu Empfangnahme von Beiträgen gebildet, und die dem hiesigen Hauptcomité zugegangenen Summen belaufen sich schon auf eine halbe Million Thaler.

Basel, Juni.

(Schluß.)

Conzerte. — Das Trommeln.

Unsere Conzerte zeigen einen gedeihlichen Fortgang und werden in der Regel zahlreich besucht, wozu freilich noch andere Beweggründe als der Geschmack an musikalischen Genüssen das Ihrige beitragen mögen. Für unsere Damen ist der Conzertsaal so zu sagen der einzige Ort, wo sie Gelegenheit finden, den Glanz und Reichthum der Toilette öffentlich zu entfalten. In der That sieht man auch daselbst eine Fülle der schönsten Straußenfedern, des glänzendsten Schmucks, der kostbarsten Gewänder, wie man sie aus leicht begreiflichen Gründen selbst in den glänzendsten Versammlungen mancher Residenzen vergeblich suchen dürfte. Da nun in der ganzen Welt die Toilette, wenn nicht geradezu den Mittelpunkt des weiblichen Lebens, doch eine seiner allerwichtigsten Angelegenheiten ausmacht, und es dabei hauptsächlich auf das Zeigen nach Außen abgesehen ist, so begreift sich leicht, daß unsere schöne Welt einigen Werth auf den Besuch der hiesigen Conzerte legt, unabhängig von dem musikalischen Genuß, den dieselben gewähren. Hiezu kommt noch, daß am selben Orte viel Unterhaltung gepflogen wird, die jungen Herren und Damen, welche sich sonst selten sehen, in Berührung kommen, und deßhalb häufig Keime gelegt werden, aus denen sich später Heirathen entwickeln. Dem Auge des weiblichen Beobachters bieten sich daher außer den Shawls, Hüten und Röcken noch mancherlei andere Gegenstände dar, welche das Interesse erregen und Stoff zur Privatunterhaltung liefern. — Sachkundige versichern, daß das Basler Orchester als das beste in der Schweiz betrachtet werden dürfe und dessen Leistungen selbst ein verwöhntes Ohr zu befriedigen geeignet seyen. Der Direktor und die Mehrzahl der Mitglieder desselben sind Deutsche. Die Anwesenheit so mancher Leute in unserer Stadt, die aus der Musik Beruf machen, hat wesentlich dazu beigetragen, die Liebe für diese Kunst unter uns zu vermehren, so daß jezt, was früher keineswegs der Fall war, des Guten hierin beinahe zu viel geschieht und in Basel nicht viel weniger fortepianisirt, gegeigt, geblasen und gesungen wird, als in irgend einer Stadt des so viel musicirenden Deutschlands. Wie die Vermehrung des Luxus, so dürfte wohl auch die überall sich zeigende Zunahme dieser Liebhaberei eine Folge des langen Friedens und der Armuth unserer Zeit an Ereignissen seyn, die durch ihre Bedeutung und Wichtigkeit die Theilnahme und die Aufmerksamkeit der Menschen lebhaft in Anspruch nehmen.

Weil ich eben von Musik rede, so erinnert mich dieser Umstand an einen eigenthümlichen und, so viel ich weiß, nicht allgemein bekannten Zug der Basler, der wenigstens mit der rhythmischen Seite der Tonkunst zusammenhängt. Unstreitig gibt es in der ganzen Welt keine andere Stadt, in welcher die Liebhaberei für's Trommeln so ausgesprochen und allgemein wäre, als in Basel. Sobald der Knabe von seinen Füßen Gebrauch machen kann, so will er auch schon seine Trommel haben, und zwar nicht etwa bloß eine roth und weiß angestrichene Nürnberger Trommel; nein, das Lärmwerkzeug muß nach allen Regeln der Kunst verfertigt und eben so solid und volltönend seyn, als die eines wirklichen Tambours. Ich kenne zwar keine statistische Angabe über die Gesammtzahl der in Basel vorhandenen Trommeln, allein da dieses militärische Instrument in wenigen Häusern fehlt, wo es Knaben gibt, so dürfte dasselbe nach Hunderten zu zählen seyn. Man muß nun ja nicht glauben, daß es auf bloßes Lärmen abgesehen sey und nur so in's Blaue hineingeschlagen werde. Schon der sechsjährige Knabe, den man hinter seinem voluminösen Lieblingsinstrument kaum sieht und von welchem man sagen möchte, daß er eher an der Trommel, als diese an ihm hänge, schlägt seinen Wirbel troz einem Tambour der Stadtgarnison und trommelt überdieß die Hauptmärsche aller europäischen Nationen mit fehlerlosem Takte und allen zulässigen Variationen. Ich bin zwar geneigt anzunehmen, daß die fragliche Liebhaberei mit uns auf die Welt kommt, aus demselben Grunde, weßhalb die Tugenden eines Pferdepaares sich auf dessen Nachkommenschaft vererben; es erfordert indessen die Anlage, um zur Kunstfertigkeit ausgebildet zu werden, gewisse äußere Umstände. Es gibt nun hier, was wohl auch sonst nirgends der Fall seyn dürfte, eigene Lehrer der Trommelkunst, und ihre Lektionen werden, wie man sich dieß leicht vorstellen kann, von unsern Knaben mit einem Eifer und Erfolg besucht, den man nicht immer in den gewöhnlichen Schulen wahrzunehmen Gelegenheit hat. Die Virtuosität auf der Trommel gibt einem Knaben unter seinen Altersgenossen ein nicht geringes Ansehen, und wird als ein Vorzug betrachtet, in dessen Besitz zu gelangen man keine Mühe und Arbeit scheuen dürfe. — Eine einzige Trommel ist eine armselige Sache, und sie bringt nur, wenn in großer Anzahl zu gleicher Zeit gerührt, eine bedeutende Wirkung hervor. Daher sieht man auch hier die Knaben immer gemeinschaftlich ihrer Liebhaberei nachgehen und ganze Schaaren von Trommlern beisammen. Zum Glück für den nicht trommelnden Theil der Einwohner von Basel hat, wie jedes Knabenspiel, auch das besagte seine bestimmte Zeit. Ich weiß nicht wie viel Wochen vor Fastnacht fängt dasselbe an, es darf aber nicht in den Straßen, sondern nur an abgelegenen Orten und vor den Thoren getrieben werden. Während dreier Tage im Jahr indessen ist dem jungen Volke gestattet, mit seinen Trommeln schaarenweise oder einzeln auch in den Gassen sich herumzutreiben, dabei nach Herzenslust auf die gespannten Felle zu schlagen und alle Märsche und Trommelweisen der Welt nachzuahmen. Daß von dieser Freiheit ein ausgedehnter Gebrauch gemacht wird, brauche ich kaum ausdrücklich zu erwähnen. Man sieht am Montag, Dienstag und Mittwoch, die auf Aschermittwoch folgen, ganze Schaaren von jungen Tambours in allen Straßen von Groß- und Kleinbasel herumziehen, ihre Trommeln mit einem Feuer rührend, als stünde man im Begriffe, vor den Feind zu rücken. Ja selbst Erwachsene thun sich während der erwähnten Tage noch zahlreich zusammen, halten Morgens vor Tagesanbruch und Nachts vor Schlafengehen einen Umzug in den Hauptstraßen der Stadt und trommeln dabei so gewaltig, daß die Fenster klirren. Mit diesen drei Tagen endet für Jung und Alt die Trommelsaison, und es werden nun die Lärmwerkzeuge bis zum kommenden Jahre bei Seite gelegt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 24. Juli 1844.

Die Genüsse, welche die Natur im Hochgebirge bietet, schmecken darum so vortrefflich, weil der Genießende sie so redlich erkaufen muß.

Matthisson.

Aus den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Wir hatten kaum eine Viertelstunde auf dem Pic de bonc geruht, als auf einmal eine geheimnißvolle, lautlose, convulsivische Bewegung sich der sämmtlichen Jäger in unserem Zug bemächtigte; so müßte etwa der Veitstanz auf eine Gesellschaft von Taubstummen wirken. Unsere Reisegefährten duckten sich bald auf die Erde nieder, bald drückten sie mit krampfhafter Lebhaftigkeit die Arme ihrer Nachbarn, bald stierten sie unbeweglich nach den steilen, von dem Pic de Crabère nach dem See Areigne abfallenden Schnee- und Eisflächen hinüber. Im Nu sind zwei Fernröhren aus den Jagdtaschen hervorgeholt, und nie hat ein Feldherr mit gespannterer Aufmerksamkeit ein Schlachtfeld durchforscht, als die glücklichen Besitzer der Perspektive die öden Steppen uns gegenüber beobachteten. Endlich verstehe ich die vielfach wiederholten stummen Geberden meiner nächsten Nachbarn und erkenne die Veranlassung der allgemeinen fieberhaften Aufregung, ein Izard, das ganz nahe dem Kamme des gegenüberliegenden Bergrückens im Gefühle seiner gesicherten Flucht im Schritt sich von uns entfernt. Jezt schlägt der Hund des alten Latour an; er hat die Fährte eines uns viel nähern Izards aufgenommen, das sich unterhalb des erstern auf einer stundenlangen Schneefläche zeigt und auf dem hellen Grunde auf's Deutlichste hervortritt. Der Hund hat sich dem behenden Thiere bald genähert; denn dieses scheint, seiner Ueberlegenheit im Laufe sich bewußt, den verfolgenden Feind necken zu wollen; es läßt zu diesem Zweck den Hund, indem es sich nach ihm umsieht, auf 30 bis 100 Schritte nahe kommen und durchfliegt dann, kaum den Boden berührend, eine Strecke, welche ihm wieder einen bedeutenden Vorsprung vor seinem Verfolger gibt; die Glieder des leztern scheinen der Schnelligkeit der Gemse gegenüber von Blei zu seyn.

Diese anziehende Jagd entwickelte sich in voller Klarheit vor uns, so lange die Schneedecke ihr als Folie diente; sobald aber das Izard die dunkeln, von Schnee entblößten Felsmassen des Gebirges erreicht hatte, verschwand das Schauspiel und es drang nur noch zuweilen, vom Winde getragen, das Gekläffe des Hundes zu uns herüber. — „Mon pauvre chien,“ sagte der alte Latour, „il sera en Espagne, et cela pour rien.“ Diese Worte des alten Contrebandiers machten uns herzlich lachen; der Hund machte, ganz gegen die Gewohnheit seines Herrn, den Spaziergang nach Spanien *gratis*.

Sämmtliche Jäger waren nach dieser Episode nicht mehr zu halten; sie eilten den Izards nach. Der die

Ersteigung des Pic de bouc erschwerende Wind hatte aber die Dilettanten des Gebirges dergestalt ermüdet, daß beim Aufruf der Freiwilligen zu Erklimmung des Crabère sich nur zwei Personen, ein junger Advokat aus St. Girons und ich, dem Kapitän beigesellten.

Die Vegetation des Crabère besteht hauptsächlich in wunderschönen Moosen mit bald dunkel-, bald hellrothen Knospen und Blüthen. Ich habe einzelne Fetzen von diesem dicken und weichen Moosteppich mit mir genommen und in flachen Schüsseln mit Wasser lange frisch erhalten. Ich dachte dabei an meine liebenswürdigen, blumenpflegenden Landsmänninnen, welche die Töpfe ihrer Orangerie mit dem bescheidenen Moose unserer Wälder schmücken; ich hätte gewissenloser Weise den Crabère seines ganzen grünen Gewandes entkleiden und dasselbe zu ihrer Verfügung stellen mögen. — Daran erkenne ich meine unveränderliche und weder durch Abwesenheit, noch durch neue Eindrücke je sich mindernde Vorliebe für mein deutsches Vaterland, daß sich jedem von mir erkannten Vorzuge fremder Länder unwillkührlich der Wunsch beigesellt: „Könnten doch meine Landsleute dieses Vortheils theilhaftig seyn!" Wie oft habe ich mit mißgünstigem Herzen die Weintöpfe der hiesigen Bauern und Handwerker betrachtet, indem ich dabei unserer biedern, Kartoffelschnaps trinkenden Pommern gedachte! Wahrlich, je mehr man reist und beobachtet, desto mehr überzeugt man sich, daß kein Volk der Erde alles Gute so sehr verdient, wie die Deutschen, und namentlich, daß nirgends in so hohem Grade wie in Deutschland die Frauen durch den seltensten Verein aller wünschenswerthen Eigenschaften gemacht sind, Bewunderung und Liebe zu verdienen und das Glück der Familien zu begründen.

Nach vierstündigen Anstrengungen sind wir endlich von der chapelle de l'izard aus auf dem Gipfel des Crabère angelangt, dessen lezte Abfälle so steil sind, daß man die Hände zum Weiterkommen zu Hülfe nehmen muß. Oben finden wir eine Schneedecke von 12 bis 15 Fuß Dicke; ein kleiner massiver Thurm, welchen die mit Aufnahme der noch im Werden begriffenen großen Spezialkarte von Frankreich beauftragten Ingenieurs auf der Spitze des Crabère haben errichten lassen, um Signalstangen aufpflanzen zu können, verschwindet bis zu seiner Kuppel unter dem winterlichen Schmucke der sich 1354 Toisen oder 8124 Fuß über den Spiegel des mittelländischen Meers erhebenden Höhe.

Der Blick vom Crabère hinab ist so hinreißend schön, so über alle Beschreibung erhaben, daß ich von den Folgen der wahrhaft erschöpfenden Ersteigung gar nichts fühlte. Man ist bei den Standpunkten auf den einzelnen Kuppen eines großen Gebirgslandes nicht bloß auf jene weiten Landkartenaussichten angewiesen, wobei alle Einzelnheiten durch die Entfernung vor dem Auge verschwimmen; das Gebirge selbst erfordert, um in seinen kolossalen Verhältnissen mit dem Blicke umfaßt werden zu können, ein über die gewöhnlichen Erhebungen hinausreichendes Observatorium.

(Schluß folgt.)

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Jezt da das Publikum durch Raupach und seine Mitstrebenden zu dem Irrwahn verleitet worden ist, als dürfe es mit seinen Dichtern burschikos umgehen, jezt hält es doppelt schwer, ihm von den entweihten Brettern aus begreiflich zu machen, daß der poëta laureatus ein mystisches, den ewigen Göttern verwandtes Wesen ist. Es könnte leicht geschehen, daß, wenn man es versuchte, das Publikum ganz wegbliebe, und doch muß es versucht werden, denn die arme Bühne ist in der That ein Hospital voll der jammervollsten Krüppel und Siechen geworden. Es ist kaum zu sagen, wie Kunst, Künstler, Kritik — wie alles mit einander zu Boden liegt. Der Riese, der sie zu Boden geworfen hat, ist aber freilich einer, dem ganz gewaltige Kräfte zu Gebote stehen, nämlich die Zeit selbst. Es ist nicht eine Ermüdung eingetreten, die war schon lange da, nein, ein völliges Augenschließen gegen das, was auf den Brettern vorgeht. Nie ist wohl eine Zeit so blasirt gewesen gegen ein Belustigungs- und Zerstreuungsmittel, das man ihr bietet, als unsere Zeit gegen die Schaubühne, das heißt gegen die dramatische, denn Oper und Ballet sind hievon ausgenommen. Dem Literarhistoriker muß es interessant seyn, hierüber Nachforschungen anzustellen und dem Grunde eines so offenkundigen Zerwürfnisses des Gegenstandes mit seinem Zwecke nachzuspüren; wir wollen dieß für's Erste bei Seite lassen und uns noch etwas mit Raupach beschäftigen.

Man mag über seine poetische Befähigung denken wie man will, man wird ihm zugestehen müssen, daß er für den täglichen Bedarf der Bühne zu arbeiten wußte; dieß ist schon etwas. Aus der Nachlassenschaft der großen Geister erhielt er den Schillerschen Vers, das Lampen- und Bühnenpathos, dessen das Theater im Allgemeinen, und das deutsche Theater im Besondern nie wird für die Tragödie entbehren können, so wie es die hausbackene Sentimentalität für's Familienstück und den zweideutigen Scherz, die mehr oder minder verhüllte Indecenz für's Lustspiel nie wird missen mögen. Die Kritik mag sagen was sie will, das, was auf der Bühne Wirkung macht, hat sich immer als etwas, aus einem dieser

Stoffe Zusammengewebtes erwiesen. Es ist eine ganz falsche Ansicht, die die Romantiker aufgebracht haben, als könne das Theater zu einer poetischen Hochschule für die Nation dienen, in der man die erhabenen Lehrsätze aller Literaturen Europas vorträgt und die mystischen Geheimlehren der Poesie predigt. Das Theater ist nichts als eine Wiederspiegelung unserer kleinen Zustände, wie sie Haus und Markt darbieten; die Scene mag seyn wo sie will, es bleibt immer dabei, daß wir es sind und unsere Interessen, und zwar müssen diese grobsinnlich immerdar in den Vorgrund treten. Iffland, Kotzebue, alle, die für den Bedarf der Bühne arbeiteten, haben immer diese Motive im Auge behalten. Goethe als großer Dichter veredelte dieß Natürliche und Menschliche, behielt es aber in allen seinen Schöpfungen bei, Schiller hat es bis zum Extrem in Kabale und Liebe in Anwendung gebracht. Dagegen fiel die Schlegelsche Schule mit ihren fremden Stoffen, mit den spanischen fremd und entfernt liegenden Motiven und Intriguen zu Boden, und die forcirte Schwärmerei für Shakespeare, das Aufdringen und Aufnöthigen seiner Dichtungen hat die deutsche Bühne recht eigentlich in die Calamität gebracht, in der sie sich jezt befindet. Grillparzers Gespenster, Immermanns verzerrte Shakespeare-Carrikaturen, Werners mystische unmögliche Gestalten, Kleist's hyperpoetische Somnambulen, endlich Tiecks Gozzi-Shakespearesche pudelnärrische, ironisch-verzettelte Satyrsprünge — alles das wollte auf das alte vernünftige Theater, das sich plötzlich an einem schönen Morgen zu einem Narrenhause umgestaltet sah, wo zwar sehr viel toller und barocker und geistvoller Spaß getrieben wurde, wo aber endlich dieser Wirrwarr vor leeren Bänken vor sich ging.

Bei diesem Tumult schrieb Raupach seine Stücke, immerdar verständig, immer faßbar für die Menge, mit der üblichen Sentimentalität, dem Pathos und dem zweideutigen Scherze. Er war recht eigentlich derjenige, um dessenwillen man um sechs Uhr Abends die Theaterthüren noch aufschloß. Seine feindlichen Brüder, welchen Spaß erregten sie! sein Schelle, wie wurde er belacht! seine Schleichhändler, wie belustigend fand man die Satire auf Walter Scott! Dann seine Tragödien, wie viel Purpurmäntel gab es darin! welche Sentimentalität! Und seine Possen, welche Allen verständische Laune, welch leicht faßbare Pointe, und welch materieller Spaß! Wir wollen diese Verdienste nicht zu gering anschlagen. Einmal vom Grundsatz ausgehend, daß das Theater nicht fähig ist, poetische Weltlehren zu geben, daß es immerdar einem Siebe gleicht, wo die Balsamkörner der feinsten Poesie durchfallen und nur die grobe Strauch- und Hülsenmasse übrig bleibt, daß es immer, bei aller Verfeinerung, etwas von seinem Ursprunge, dem Marionettenspiel, beibehält, starkgefärbte und für die Ferne berechnete Figuren verlangt, Verrenkungen und Unwahrscheinlichkeiten nicht allein zuläßt, sondern gebietet, dieß zugegeben, müssen wir den Theaterdichter da suchen, wo er wirklich zu finden ist. Die Theaterabende für die Menge stehen ganz auf derselben Stufe, wie die beliebten Bücher einer Leihbibliothek; Niemand wird sich aber in einer Leihbibliothek abonniren, um von daher Kant's Werke sich bringen zu lassen. Man muß die Bühne nicht herabwürdigen, aber auch nicht unnütz vornehm machen. Goethe's Faust wird nie und nimmer sich darstellen lassen, aber freilich Clauren's Wollmarkt sollte auch nicht dargestellt werden. Raupach ist jedoch dabei nicht zu entschuldigen; wenn die Bühne schon niedrig wohnt, so bezog er mit seinem Puppenkram noch ein niedrigeres Stockwerk, um der Menge das Hereinfluthen nur recht bequem zu machen.

Ich komme zurück auf die Apathie unseres jetzigen Publikums. Sie ist wirklich für den jungen dramatischen Dichter, der jezt auftritt, beängstigend. In diesem Grade ist sie gewiß noch nie, bei keiner Kunst, dagewesen.

Es fehlt durchaus nicht an Talenten. Ich will Ihnen, liebe Lucie, ein paar der neuern Dramen, die sich einiger Wirkung erfreut haben, näher detailliren. Sie werden hieraus sehen, daß dieselben Stücke, wenn sie zwanzig oder dreißig Jahre früher erschienen wären, mit Recht ein bedeutendes Aufsehen erregt haben würden. Ich nenne hier Gutzkow's Werner, dasjenige seiner Stücke, das meiner Ansicht nach den meisten geistigen Gehalt hat, dann Halm's Sohn der Wildniß und endlich Laube's Monaldeschi. Hier haben Sie die Bestrebungen der jungen Dramatiker so ziemlich beisammen. Es hilft wahrlich nichts, daß die Kritiker und Enthusiasten der alten Schule, die Romantiker, die sich völlig überlebt, immerdar rufen und predigen, daß diese jungen Produktionen keinen Werth haben, daß in ihnen weder Shakespeare, noch Calderon, noch das indische Theater zu finden sey. Diese Tyrannei der Kunstenthusiasten hat schon so unendlich viel der realen Bühne geschadet, daß die jungen Talente jezt vollkommen in ihrem Rechte sind, wenn sie nicht weiter auf die pedantisch erstarrte und in Paradoxien verknöcherte Kritik hören. Diese Neuern sind wieder zur Sentimentalität und zum Pathos zurückgekehrt; es fehlt nur der Lustspieldichter mit der materiellen Komik, so sind die der deutschen Bühne durchaus nöthigen Bestandtheile des Dramas wieder wie in der Iffland-, Schiller-Kotzebueschen Periode beisammen, doch, wie's die Zeit mit sich bringt, mit modernen Elementen der Bildung und Gesittung verwebt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juli.

Sommerleben. — Gartenmusik. — Singvereine. — Johannisfeier.

Die ersten Wochen des Sommers vor dem Beginne der Ausflüge in's Gebirge sind der Zeitpunkt, in welchem sich das Leben in unserer Stadt auf das Entschiedenste und Eigenthümlichste ausspricht. Während im Verlauf der Wintermonate das Familienleben gegen frühere Perioden eine höhere Bedeutung erhalten hat, und unter dem unverkennbaren Einfluß hieher verpflanzter norddeutscher Sitte die ehedem bestandene Oeffentlichkeit und Allgemeinheit verkürzt wurde, regt sich dieser Trieb mit dem erwachenden Lenze, die Schranken der Häuslichkeit werden durchbrochen, und – mit Ausschluß der höchsten Stände – gefallen sich alle Kategorien der Gesellschaft in diesem öffentlichen, fröhlich bewegten Leben. Alle Gärten und Unterhaltungsplätze in der näheren und entfernteren Umgebung der Stadt sind Sonn- und Werktags mit Gästen gefüllt, ein bunter, wimmelnder Knäuel ohne allen kasten- oder zunftmäßigen Separirungsgeist. An demselben Tische, an welchem der ehrsame Handwerksmann mit Ehehälfte und zahlreicher Nachkommenschaft sich an seinem Mäßlein Bier — jenem nervus rerum monacensium — erlabt, schlürft der Dandy seine Tasse Mokka, welche zum guten Theile aus gelben Rüben und sonstigen Ingredienzien gebraut ist, wie sich denn überhaupt unsere Bierbrauer und Kaffeewirthe in der neuesten Zeit sehr mit der praktischen Chemie, insbesondere mit dem Kapitel über die vicarirenden Bestandtheile beschäftigen. — Bei allem dem fehlt es nicht an anderweitiger Würze. Der Münchener ist ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, aber weniger in Theater und Conzerten, als unter dem duftigen Linden- und Buchenschatten seiner zahllosen Unterhaltungsplätze, seines englischen Gartens und vor Allem seiner kühlen Bierkeller. Da ist aber auch keine grüne Stelle, die nicht angegeigt und angeblasen wird zu allen Stunden des Tages. Diese Liebhaberei hat nun eine ganz eigenthümliche Richtung, und wir besitzen in unserem Musikmeister Streck — dem Münchener Strauß — einen Mann, welcher diese schwache Seite des Publikums belauschte, sie zu benützen versteht, und demnach die ausschließende Gunst desselben sich erworben hat. Es möchte kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir uns vorzugsweise in einer ästhetischen Richtung bewegen. Wir begnügen uns nicht mit dem, was die Natur uns bietet, sondern möchten Alles in die Sprache der Kunst übersezt haben, wobei uns denn die Phalanx von 900 Künstlern, welche hier domiciliren, gar treulich an die Hand geht. Wie aber einerseits die Musik Gefühle in uns rege zu machen weiß, für welche wir weder einen plastischen, noch einen malerischen Ausdruck finden, so gibt es andererseits Naturlaute, zu deren Wiedergebung diese Mittel eben so wenig hinreichen als die Sprache, und die nur in der Musik ihre würdige Repräsentantin finden. Wer möchte läugnen, daß z. B. der Ausbruch eines Vulkans auf keine andere Weise so ergreifend dargestellt werden kann, als es durch ein wohlbesetztes, mit Posaunen, Serpent und Bombardon gespicktes Orchester, durch Trommelwirbel und obligate Paukenschläge möglich ist? Meister Streck hat sich an diese Aufgabe gewagt, und wir waren durch die Wirkung an und für sich und auf das Publikum höchlichst überrascht. Man bemüht sich zwar hie und da, diese ergreifenden Compositionen als Charlatanerie zu verschreien, ja selbst mit Carricaturen zu verfolgen; wo in der Welt fände sich aber etwas Außergewöhnliches, woran sich der Neid nicht stößt? Möchte sich doch der Verfasser dieser „Tonfarbenwerke," wie sie der Anschlagzettel bezeichnet, hiedurch nicht irre machen lassen in seinen künstlerischen Bestrebungen.

Auch unsere Singvereine entwickeln in diesem Jahr ein regeres Leben, und sind im Begriffe, nach dem Muster der rheinischen, schwäbischen und fränkischen Liederkränze ein allgemeines Sängerfest zu feiern, welches auf einer Anhöhe bei Freising, einem Städtchen an der Isar, sieben Stunden von München entfernt, abgehalten werden soll, da in der Hauptstadt selbst die Sache zu wenig Anklang und Unterstützung findet. Einladungen sind bereits an sämmtliche Liedertafeln der Umgegend erlassen, die thätigsten Vorbereitungen werden getroffen, und wir zweifeln nicht an einem glücklichen Zustandekommen. — Der größte der dahier bestehenden Singvereine, die „Münchener Liedertafel," hat am 25sten d. M. in der Nähe der Menterschwaige sein Stiftungsfest, und zugleich hiemit die Feier des Johannistages, der Sommersonnenwende, begangen, welches leider durch das dazwischenfallende ungünstige Wetter gestört wurde. Wir bedauern dieses mit einem großen Theile der Münchener um so mehr, als dieses Fest in der That einen volksthümlichen Anstrich gewonnen hat, und neben der heitern, sinnigen Weise der Begehung auch an eine gute altdeutsche Sitte gemahnt. Noch heutigen Tags feiern unsere Gebirgsgegenden die Sünnwicht oder Sunnwend durch Anzünden der sogenannten Johannisfeuer, welche auf den Höhen und in den Thälern in die milden Sommerabende hineinleuchten, wie still auflodernde Dankopfer für den Segen der beginnenden Ernte, wohl auch als Gruß und Gegengruß der Thalbewohner und der einsamen Senner und Sennerinnen der Almen. Noch heutigen Tages springen Burschen und Dirnen über die auflodernde Flamme, und die seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts dem Sunnwends oder Nodfür zugeschriebene mysteriöse Kraft der Reinigung ist noch nicht aus dem Kreise des Volksglaubens getreten. Auch die Münchener Liedertafel zündet ihr Sunnwendfeuer an, und wenn sie mit dem Darüberspringen auch nicht jenes fromme Vorurtheil verbindet, so hat sie doch eine sinnige Allegorie, den Lasterbaum, daran geknüpft. Sämmtliche Laster, unter welchen wir mit großer Freude auch den diabolus antigermanicus, Intoleranz, Zopf und Haarbeutel fanden, sind in effigie um die Flamme aufgepflanzt und werden sofort unter bestimmten Ceremonien in die Gluth geworfen. Wir wünschten weiter nichts, als daß diese Herren künftiges Jahr unter Androhung strenger Contumaz persönlich vorgeladen und gleich ihren Bildnissen dem Flammentod übergeben werden möchten. – Da sich hier Gelegenheit bietet, so gönnen Sie mir auch einen Rückblick auf ein anderes Fest, den ersten Mai, der erst in jüngster Zeit wieder zu Gnade gekommen ist. Am schönsten wird dieser Tag, der wohl ein geborener, wenn auch kein gebotener Feiertag ist, von unsern Künstlern in der Nähe von Pullach, einem freundlich gelegenen Dörfchen am linken Isarabhange, gefeiert. Ein treffliches Musikcorps an der Spitze, mit wehenden Bannern, Flaggen und Standarten, sezte sich heuer der Zug der Theilnehmer, vom lieblichsten Frühlingsmorgen begünstigt, in Bewegung, und da auch unser schönes, aber etwas wähliges Geschlecht die Theilnahme nicht versagt hatte, so bot das Ganze einen höchst malerischen Anblick dar. An den Zwischenstationen verfehlte man nicht, Halt zu machen, und diese Momente benüzte der Künstlersingverein zu seinen Vorträgen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 25. Juli 1844.

— Das sind nur Schelmereien,
Woran die muntern Geister sich erfreuen.
Wieland.

Waldträumereien.

5.

Leise öffnet sich der Buche Stamm,
Einer lieblichen Dryade Sitz,
Und die scheue Göttin schlüpft heraus.
Flüssig Gold in reichen Wellen, rollt
Auf den Nacken ihr das schöne Haar,
Und ein Kranz von frischem grünem Laub,
Rothen Beeren, Blumen aus dem Wald
Schmückt ihr Haupt, das ew'ge Jugend ziert.
Weißer als der jungen Lilie Kelch
Fließt ihr Schleier um den keuschen Leib,
Der die schöne Form nur halb verhüllt.
Auf beblümten Pfaden schwebt sie hin,
Ohne daß ihr Fuß die Halme knickt;
Lockt ein Reh und gibt ihm kühles Moos,
Ruft die Taube aus dem nahen Nest,
Streichelt das Gefieder ihr und wirft
Einem Eichhorn freundlich Nüsse zu.
In die Quelle taucht sie ihren Kranz,
Schwingt ihn kindesfroh hoch in die Luft,
Daß ein Perlenregen niederfällt
Auf die Kräuter und das duft'ge Gras.
Wie den Fremdling sie im Moos erschaut,
Flieht zum Baum sie, wie von Furcht erschreckt,
Und die Pforte schließt sich hinter ihr. —
Doch von holder Neugier bald verlockt,
Schaut sie listig aus dem Stamm heraus
Und entdecket, daß der fremde Gast,
In den Arm das müde Haupt gedrückt,
Und von Sommervögeln keck umschwirrt,
In dem Moose ruhig liegt — und schläft. —
Auf den Zehen schleicht sie sacht heran,
Schaut dem Schläfer lächelnd in's Gesicht,
Der sich leise regt im schönen Traum;
Denn die Augen dringen in sein Herz,
Wie des blinden Knaben schärfster Pfeil.
Augen sind es, jenen dunkeln gleich,
Die er oft in süßer Schwärmerei
Sein geliebtes Sternenpaar genannt.
Eine Aehre faßt die Schelmin jezt,
Streichelt leise ihm um Mund und Bart,
Um zu sehen, ob er wirklich schläft,
Oder, ihr zu schaden, so sich stellt.
Doch kein Lächeln zwingt ihr Spiel ihm ab,
Zürnend schüttelt er das Haupt und murrt.
Und sie fröhlich in die Hände klatscht,
Denn sie freuet seines Unmuths sich,
Schwingt sich dann behend auf einen Ast,
Wiegt sich dort und tändelt wie ein Kind,

Pflückt die Blätter von dem Zweig und wirft
Sie dem Schäfer in das Angesicht.
Immer mehr des Laubs faßt ihre Hand,
Immer mehr wirft sie auf ihn herab,
Daß sich bald ein kleiner Hügel wölbt
Auf des Schläfers wunschentbrannter Brust.
Tiefer athmet er, will sich befrei'n
Von der Decke, die ihn hält und drückt,
Strebt empor — und seufzet — und erwacht.
Die Dryade und der Traum entfloh;
In dem Walde sang der Abendwind,
Hauchte leicht die losen Blätter ab,
Streute sie dem Schläfer in's Gesicht,
Daß er wach werd', eh' der böse Thau
Ihm die schlummerwarme Stirne nezt.

Feodor Löwe.

Ein Winter in Berlin.

(Fortsezung.)

Im Gutzkowschen Werner haben wir wieder Familienleben, nur kürzer, kräftiger und geistreicher gefaßt wie bei Iffland; im Halmschen Sohn der Wildniß ist wieder die Sentimentalität in ihre Rechte eingesezte und gefällt, wie sie vor fünfzig Jahren gefiel, und im Monaldeschi ist das moderne Pathos, die Phrasenmacherei und das Sentenzenwesen, wie sie vor den Lampen immer Effekt gemacht haben und machen werden. Wir wollen etwas genauer zusehen.

Indem Gutzkow den Werner dichtete, führte er den jungen Bürgerlichen ein im modernen Conflikt mit dem Adel, wie er heute existirt. Die Gegensätze sind nicht mehr schroff, es bleibt aber immer eine heimliche Bitterkeit, ein versteckter Groll auf beiden Seiten zu überwinden. Dieß ist sehr treffend zur Erscheinung gebracht, indem der junge Bürgerliche vom Edelmann adoptirt ist und somit in eine schiefe Stellung gegen die ihm eigenthümlichen und durch Leben, Studien und Erfahrung noch mehr herausgebildeten Lebensansichten geräth. Ein hübsches, zärtliches Weib tritt als Vermittlerin auf. In der Person des Werner ist der junge, strebsame, unzufriedene, mit der Welt und den Verhältnissen grollende Mann unserer Tage geschildert. Er ist reizbar und mißtrauisch; seine Genüsse verwandeln sich ihm unter der Hand in Qualen, er ist tugendhaft, ohne mit dieser Tugend zu prunken, er ist zärtlich und hingebend, aber immer mit Ernst und Würde; seine geselligen Formen sind eher abstoßend als anziehend, dabei ist er Idealist, das wirkliche Leben, die bestehenden Formen zerfallen wie morsche Trümmer, wenn er die kolossalen Gebilde seiner Träume aufstellt. Vor allen Dingen will er frei und unabhängig seyn, und er ist gleich mit dem Entschluß fertig, mit seiner Familie und seinem Glücke zu brechen, sobald er sieht, daß sein Zustand wie eine Art Sklaverei sich gestaltet. Mit solchen jungen Männern haben es allerdings der Staat und die Familien zu thun; ihr Troz und ihre unerquickliche Starrheit fällt den Herrschenden so wie ihren nächsten Verwandten unbequem und sie sind auf der Bühne wie im Leben für die Darsteller keine dankbaren Rollen.

Die junge Frau ist meisterhaft gemalt. Wie zart und wie der erhöhten Bildungsstufe unserer Zeit angemessen ist das Kolorit des Adelstolzes in ihr gehalten, wie innig verschmilzt es mit dem reinweiblichen Charakterelement! Wie würden Kozebue oder Iffland hier grell die Farben aufgetragen haben; ja wie würde ein Zeitdichter, der nicht so viel Geschmack und Billigkeitsgefühl wie unser Dramatiker mitbrachte, hier den modischen Antipathien gegen die bevorzugte Gesellschaft und den Adel ungebührliche Zugeständnisse gemacht haben! Welche gute Gelegenheit, diese junge Dame zur Trägerin bizarrer, carrikirter Tendenzen zu machen! Aber Julie ist zwar beleidigt, daß sie als adelig geborene Gemahlin eines Bürgerlichen von diesem in ihren Rechten gekränkt wird, aber sie ist's noch viel mehr, daß sie als Weib von dem Manne ihrer Wahl hintangesezt wird. So nur allein wird das Drama möglich, so nur allein empfängt es mit dem Interesse auch Würde. Werner, indem er den ihm aufgenöthigten Adel verläßt, nimmt dennoch den schönsten Theil desselben, die Grazie, die Anmuth der Formen, den sittlichen Werth und die erhöhte Lebensanschauung, welche Klänge alle in Juliens reizendem Wesen sich einigen, mit sich in die bürgerliche Existenz. Julie dagegen folgt, aus ihrem Ahnenschlosse heraustretend, willig und mit weiblicher Hingebung dem neuen schöpferischen Elemente, wie es die Zeit in einer zwar noch zerrissenen, schwankenden, aber doch große Zukunftskeime im Busen tragenden Jugend niedergelegt. Wenn man gegen dieses moderne Stück ein altes hält, wo derselbe Streit zur Sprache kommt, ich meine Schillers Kabale und Liebe, so müssen wir unserm Dramatiker, wenn auch nicht die Genialität jener alten bürgerlichen Tragödie, doch die größere Feinheit und das wenn auch kühlere, doch verständigere Auseinanderlegen des eigentlichen Streitpunkts zugestehen. Der geistige Inhalt einestheils, und dann das wenig Sinnliche, was allen Gutzkowschen Produktionen inne wohnt, haben bewirkt, daß das in Rede stehende Drama vom Bühnenpublikum doch nicht allgemein günstig aufgenommen wurde. Größern Beifall hat Halm's Sohn der Wildniß erhalten.

Hier sehen wir das Bühnenelement, das immer siegreich bis jezt in Deutschland durchgedrungen ist und durchdringen wird, die Sentimentalität oder die Gefühlsgebädigkeit. Das wahre, ächte Gefühl, wo es auftritt, ist auf der Bühne, so wie sie existirt, wenig oder gar nicht darstellbar. Es ist ein Zucken, eine Flamme, ein Bliz, ein Vibriren der Nerven, mit einem Wort ein Etwas, das der gewöhnlichen Theaterlüge völlig entschlüpft, und das sich nur im lyrischen oder epischen Gewande, im Roman oder im Lied, andeutend wiedergeben läßt. Auf dem Theater wird aus dem einzelnen, jäh aus dem erschlossenen Krater des Busens aufwirbelnden Feuerstrahl, ein langes, geschwäzig prasselndes Küchenfeuer, an dem die fünf Theaterakte wie fünf Küchentöpfe kochen; aus dem halben, durch Thränen und Gebete, Flüche und Todesschauer emporwimmernden Seufzer wird ein langes feuchtes Thauwettersausen, das fünf Akte hindurch durch den hohlen Rauchfang eines modernen Trauerspiels zieht. Das Alles ist für den wahren Dichter ein Spott, ein Unding, ein Entsetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Pyrenäen.

(Schluß.)

Im Norden breiten sich vor uns die Ebenen von Navarra, Bearn und Languedoc hin, auf welchen man bei vollkommen klarem Wetter die Städte Pau, Tarbes und Toulouse * erkennen soll; in West und Ost sieht man in bestimmten Umrissen die ganze Pyrenäenwelt in tausend majestätischen Gipfeln zu den Wolken emporsteigen, ein Gebirgstheater, das nach Charpentier einen Flächenraum von 1198 Quadratlieues einnimmt, und das in der frühen Jahreszeit doppelt ergreifend und großartig ist, weil dann die zackigen Gipfel und zerrissenen Flanken noch mit Eis und Schnee beladen sind. — Im Westen, wo ein Gewitter sich zu entwickeln anfing, dehnte sich unser Gesichtskreis bald nur noch bis zum Pic du Midi de Bigorre, und etwas südlich von dem leztern bis zum Mont Perdu aus, während in derselben Richtung die Maladetta ihren 9587 Fuß hohen Scheitel in voller Klarheit vor uns zu den Wolken erhob. Im Süden übersieht man die ganze unzählige Menge verschieden gestalteter Pics, welche der hier ein Knie bildenden und um 5 Lieues nach Spanien hineingerückten westlichen Hälfte der Hauptkette folgen. Das Thal Aran liegt innerhalb des durch diese Abweichung der Pyrenäen gebildeten und nach Spanien hineintretenden Bogens; es würde also seinen Naturgrenzen nach zu Frankreich gehören, während die politische Eintheilung es zur spanischen Provinz macht. Nach Osten, wo der Himmel am freiesten ist, tritt unter seinen Nachbarn der 1455 Toisen oder 8730 Fuß hohe Mont Vallier siegreich hervor; ja unsere Blicke dringen hier bis zum Canigou vor, welcher in Osten die bedeutendste Erhebung der Kette bildet, und von dem aus dieselbe sich in das mittelländische Meer stürzt. Nähert man sich dem Ostrande des Crabère, so taucht das Auge in den ungeheuern Abgrund, den hier der fast senkrechte Abfall des Berges bildet und der sein Ende im See von Areigne findet. Vom westlichen Rande der Höhe aus fallen unsere Blicke in das tief eingeschnittene, mit Wäldern, Wiesen und Heerden bedeckte Thal von Canejan, das zum Thale Aran gehört und so einen Theil von Catalonien ausmacht. Der Joran, ein den anmuthigen Windungen dieses malerischen Thals folgendes Flüßchen, fällt unterhalb des Dorfes Canejan, noch auf spanischem Gebiete, in die Garonne. Der Abstand zwischen der Höhe unseres Standpunktes und der Tiefe dieses Thals, das unmittelbar unter unsern Füßen liegt, ist in der That imposant; denn die Sohle desselben mag, als Zwischenpunkt zwischen Viella, dem Hauptorte von Aran, und St. Beat, der ersten französischen Stadt kaum 400 Fuß über dem Spiegel des Meeres liegen, was mit der Höhe des Crabère verglichen eine Differenz von 7724 Fuß bildet.

Der alte Latour hatte, seine mehr als fünfzigjährige Erfahrung zu Rathe ziehend, wegen des nahenden Gewitters schon lange an den Aufbruch gemahnt; als wir uns aber immer noch nicht von dem so mühsam errungenen Genusse der Aussicht trennen konnten und immer von Neuem zögerten, sezte unser Führer sich, ohne weiter ein Wort zu verlieren, in Bewegung, und wir standen nicht länger an, diesem stillschweigenden und offenbar von der Nothwendigkeit vorgeschriebenen Befehle zu folgen. Wir stiegen mit Hülfe unserer Gebirgsstöcke fast im Laufe von der steilen Höhe hinab. Ein solcher Stock ist in der Hand des Laien ein eben so gefährliches Werkzeug, als in der des gebirgskundigen Wanderers ein unschäzbares Mittel zum Fortkommen. Der erstere greift beim Hinabsteigen von den Bergen mit dem Stabe vor, um in demselben eine Stütze gegen das Uebergewicht seines Körpers bei zu großer Steilheit des Bodens zu finden, und er sezt sich dadurch jeden Augenblick dem Sturze über den Stock aus; der Gebirgsbewohner dagegen ergreift seinen eisenbeschlagenen Stab mit beiden weit auseinander gehaltenen Händen und pflanzt die eiserne Spitze hinter sich in den Boden, indem er das ganze Gewicht seines Körpers nach der Höhe hin und

* Toulouse ist einige 30 Lieues von hier entfernt.

auf den Stock zurücklehnt; gleitet er nun aus, so fällt er immer nach oben, und der die Erde wie eine Pflugschaar aufreißende Stachel des Stocks läßt ihn nicht weiter gleiten.

Es war mir indessen vorbehalten, heute noch eine andere, mir ganz neue Art des Reisens im Gebirge kennen zu lernen. Wir standen, nachdem wir einen Theil des Berges hinabgestiegen waren, am obern Rande einer Schlucht, in welcher sich auf eine Strecke von mindestens einer halben Stunde Weges ein Schneefeld nach den Ufern des Sees Areigne hinabbreitete. Plötzlich sezte sich der alte Latour nieder, nahm seinen Stock zwischen die Beine, stemmte ihn als Steuerruder und Hemmschuh in den Schnee und glitt dann pfeilschnell in die Tiefe hinab; wir folgten jubelnd seinem Beispiele und waren in wenigen Minuten am See, während wir zu Fuß vielleicht eine Stunde gebraucht hätten, um dasselbe Ziel zu erreichen.

Der See Areigne ist von einem großartigen Circus hoher und schroffer Berge umgeben, und bei seiner Lage in dieser den Sonnenstrahlen unzugänglichen Kluft, war sein Wasserspiegel noch von einer dicken Eisrinde bedeckt; dieselbe soll indessen in den Monaten Juli oder August verschwinden. Ich habe bereits der vom Schleichhändler Latour so glücklich benuzten Schleuse erwähnt, welche dazu dient, das Wasser des Sees in einen natürlichen Abzugsgraben zu lassen. Die Wassermasse des Sees ist so bedeutend, daß vier Tage hinter einander Holz geflößt werden kann.

Das Gewitter brach nach langem Drohen über uns herein, als wir den See verließen, und in wenigen Augenblicken waren wir bis auf die Haut durchnäßt; noch bevor wir aber unsere, eine Stunde unterhalb der chapelle de l'izard uns erwartenden Pferde erreicht hatten, waren unsere Kleider durch die nach dem Gewitterregen wieder am Himmel erscheinende Sonne vollständig getrocknet; so ist im Gebirge der Wechsel das Einzige, was beständig ist. — Um 6½ waren wir wieder in Sentein, wo ich mich wieder auf ein frisches Pferd sezte und dann, nach fünfstündigem Ritte während einer herrlichen Mondscheinnacht, vollkommen befriedigt von meinem Ausfluge, wieder in St. Girons, meiner einstweiligen Heimath, eintraf.

W. v. R.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juli.

(Fortsetzung.)

Maifest der Künstler.

Zwischen Großhesselohe und Pullach, an dem schönsten Punkte der Umgebungen Münchens mit einer unvergleichlichen Fernsicht in das Isarthal und die nahen Gebirge, hat Bildhauer Prof. Schwanthaler einen Wartthurm, eine kleine Burg im altdeutschen Style erbaut. Wir empfehlen jedem Fremden, welcher auf seiner Wanderung unsere Stadt berührt, einen Besuch auf Schwanthalers Burg, die sowohl an und für sich wegen der im Charakter gehaltenen Bauart, wegen ihrer Trinkhallen und Erkerzimmer, worin es Einen anweht wie ein Gruß längst verklungener Tage, als auch aus dem Grunde sehenswerth ist, weil sie Gelegenheit bietet, die so oft verschrieene Schönheit der Umgebungen Münchens in ihre Rechte einzusetzen. — Vor den Ringmauern dieses Wartthurms nun machte der Maizug neuerdings Halt. Eine Fanfare kündigte dessen Bewohnern die Ankunft von Gästen an. Da erschien auf der Brustlehne der Mauer eine Gestalt, angethan mit rostigem Panzerhemde und Stahlhaube, drauf die Büffelhörner prangten, ein Vermächtniß uralter Zeiten. Es gewährte einen eigenthümlichen, höchst pittoresken Anblick, diesen schwerfälligen, halbverwitterten Gesellen von der Mauer herab den Gruß bieten zu sehen dem neumodischen, leichtgeschürzten Haufen, der um den Thurm wimmelte. Ein Zwiegespräch entspann sich zwischen dem Anführer des Zuges und dem Ritter, der sich, aus seinen hundertjährigen Träumen aufgerüttelt, des Staunens nicht enthalten konnte über die veränderten Sitten und Gebäude unserer Zeit im Gegenhalt zu den selbstdurchlebten Tagen. „Viel Worte und wenig That" dünkte ihm der Schildspruch unseres neu aufgegangenen Jahrhunderts zu seyn; das ist aber bloß die Idee eines verrosteten Kumpans aus den Zeiten des Faustrechts. Der Zugführer benüzte die Gelegenheit, sich Kunde zu sammeln über die Zeitgenossen des Eisenmannes. Die Gegenrede enthielt eine treffliche Satire auf unsere romantische Ansicht des Mittelalters. Mit einem mächtigen Faustschlag auf die Mauerquadern wies jener die angedichtete Sentimentalität zurück, die zu so vielen weinerlichen Strophen veranlaßte, wie

> Und so saß er eines Morgens
> Eine Leiche da. ꝛc. ꝛc.

Endlich, nachdem ihm die Versicherung geworden, daß wir uns nicht aller deutschen Sitte, insonderlich nicht der hohen Achtung vor einem gefüllten Humpen entschlagen, gab er das Zeichen zum Oeffnen des Burgthors. Da winkte den Eintretenden an blanker, mit Pokalen und Bechern reich besezter Tafel ein respektabler Kreis alter Eisenfresser entgegen; oben aus einem Erkerfenster lugte der ergraute Burgvogt, am Pförtlein aber saß unter einem grünenden Hollunderstrauche der Minstrel, und sang ein Minnelied hinaus in die sonnige Mailuft. Ein stürmisches Halloh der Eintretenden begrüßte die wackere Gesellschaft. — Eben so fröhlich und sinnig ward das Fest in Pullach selbst begangen, wo eine Küche im Freien improvisirt war, und die Künstler ihre Vielseitigkeit durch die ausgezeichnetsten Proben in der Kochkunst an den Tag legten. Bald nach der Ankunft ward die Frühlingslitaney vorgebetet, in deren Responsorien sämmtliche Anwesende mit einstimmten, und hierauf folgte, wie in den früheren Jahren, eine von einem Theilnehmer vorgetragene Maipredigt. Eine kleine Silbermünze mit dem Künstlerwappen und auf dem Reverse den Worten: „Maifest der Künstler in Pullach 1844," erhielt jeder Anwesende als Erinnerungsgabe an den schönen Tag.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 26. Juli 1844.

— Getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.
Xenien
von Schiller und Goethe.

Der Mittel-Lahngau.

(Topographische Skizzen.)

I. Weilburg.

Auf dem Rücken eines stattlichen Felsens, fast ringsum von der Lahn bespült, erhebt sich Weilburg, für den Fremden höchstens durch das Eigenthümliche seiner Lage anziehend, doch wohl auch durch manche historische Erinnerung, die sich an das alte Stammschloß der Nassauer knüpft, für den Einheimischen aber zugleich bedeutend als der Hauptsitz — ich sehe ein Lächeln auf dem Gesichte des Lesers — nassauischer Intelligenz. — Eng, daß man's beinahe eine Schlucht nennen könnte, zieht sich das Lahnthal zu den Füßen des Städtchens zusammen und der Fluß windet sich mühsam, bald durch Felsvorsprünge gebrochen, bald über Mühlwehre brausend, unter den alten Mauern her. Hohe, reich mit Buschwerk durchwebte Felsgruppen, hier als schroffe, fast senkrecht abgeschnittene Schalsteinwände, dort als zackige, in der gewaltigen Feuerrevolution der Urzeit zu riesiger Größe emporgehobene Porphyr- und Grünsteinblöcke, im Hintergrunde von den spitzen Kuppen des Wester-Wälder Säulenbasaltes begrenzt, schneiden alle Fernsicht ab, um dafür ein überaus malerisches Stillleben einsam wilder Wald- und Felsromantik in die unmittelbarste Nähe des städtischen Treibens zu rücken. Etwas Beengendes, Drückendes mag der Totaleindruck dieser Landschaft besonders für den Fremden haben, der aus einer offenen, freieren, in großartigerem Wurfe gezeichneten Gegend herüber in unsere finstern Felsengründe steigt; aber bei längerem Verweilen wird sich ihm zugleich ein fast übergroßer Reichthum überaus pittoresken Details entfalten, das ihm jeder Schritt in stets wechselnder Nüancirung vor Augen führt.

Man mag wohl meinen, Weilburg, ein Ort, der schon im Beginn des zehnten Jahrhunderts historische Bedeutsamkeit erlangt und von da an das ganze Mittelalter hindurch seine Rolle gespielt hat, der Stammsitz einer weit verzweigten Herrscherfamilie, die Wohnstätte vieler geistlicher Orden, müsse auch jezt noch, zumal bei seiner Abgelegenheit, den unverkennbaren Stempel mittelalterlicher Physiognomie tragen; allein dem ist nicht so. Der dreißigjährige Krieg hat hier wie an so vielen Orten mit jeglicher Spur des Alterthümlichen sauber aufgeräumt und dadurch einem baulustigen Grafen des siècle de Louis XIV. Gelegenheit gegeben, den alten ehrwürdigen Felsen mit dem bunten Rococoflitter seines Zeitalters zu bedecken, der wie eine Persiflage aus der großartigen Felsenwildniß hervorlugt. Die ganze Bauart Weilburgs mahnt stark an Ludwigsburg in verjüngtem Maßstabe. Recht sehr ist übrigens zu bedauern, daß

und hier auch nicht die kleinste Spur mittelalteriger Kunstdenkmale übrig geblieben ist, weil sich im Lahnthale, wie aus der Reihe anderwärts erhaltener Reste erhellt, im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts eine ganz eigenthümliche Kunstblüthe entfaltet hat, kühn, doch harmonisch in der Conception des Ganzen bei wahrhaft unbegreiflicher Rohheit der Technik, bei der handwerksmäßigsten Starrheit der Formenbildung des Details. Wir möchten diesen Widerspruch daraus erklären, daß früher wie noch jezt viel guter Fonds, viel geistige Gediegenheit und Kraft in dem umwohnenden Volke geschlummert hat, die bei erstaunlicher äußerer Unbildung immer noch des rechten Lösemittels harrt, um frei zu werden. War doch zu derselben Zeit, da man hier Dome baute, so wenig noch für religiöse Volksbildung gesorgt, daß in der stark bevölkerten Gegend Dorfschaften auf eine Entfernung von acht Stunden Wegs nach Weilburg eingepfarrt waren.

Allein troz dem, daß die Köpfe in diesem Lande seit den ältesten Tagen brach gelegen, ergriff man hier doch schnell und bereitwillig die auf eine mehr wissenschaftliche Begründung zurückgehenden Glaubensätze der Reformation, was ebenfalls als ein Widerspruch erscheinen könnte, da durchschnittlich in solch abgelegenen Ländchen, wie das unsere, der Katholizismus ohne sonderliche Anfechtung das Feld behauptet hat. Allein die Lösung findet sich leicht, wenn man die ganz praktisch realistische Sinnesart der Nassauer gebührend in Betracht zieht. Ihr mochte die alte kirchliche Erziehung durch Mythen und Legenden, durch unmittelbares Schauen, durch die Wunder der Kunst und des Glaubens noch viel weniger behagen, als die neue religiöse Auffassungsweise, welche so häufig an die einfachste Logik des gesunden Mutterwitzes appellirt. Nichts desto weniger stieß die Einführung der neuen Lehre im Weilburgischen auf harte Widersprüche, da Kur-Trier seine Jahrhunderte lang behauptete geistliche Oberherrlichkeit so leichten Kaufs nicht verloren geben wollte. Wie aber die Kurfürstlichen dennoch zulezt mit langer Nase abziehen mußten, das hat eine hierländische Volkssage aufbewahrt in dem Rahmen einer kleinen humoristischen Erzählung.

Kur-Trier, so heißt es, schickte eine Kirchenvisitation nach Weilburg, zu scharfen Maßregeln bevollmächtigt; die sollte über Glaubensreinheit und Dienstführung jedes Geistlichen Protokoll aufnehmen, und wo sich's befände, daß Einer des Abfalls von der altkatholischen Satzung beschuldigt werden könnte, da sollte man rechtskräftige Aktenstücke hierüber abfassen, dieselben aber mitbringen nach Trier, damit man dort nach dem Gesetze des Abtrünnigen Entsetzung auszusprechen vermöge. Die Visitatoren verrichteten ihren Auftrag so pünktlich, daß sie einen großen Kasten voll gravirender Belegstücke auf ihren Esel luden, worauf sie mit der reichen Beute aufbrachen. Allein kaum waren sie ein paar hundert Schritte unterhalb Weilburg an die Mündung der Weil gekommen, wo ein starker gegen den Fluß vorspringender Fels den Weg versperrt, so glitt der mit dem Protokollkasten beladene Esel aus und fiel sammt seinem Reiter in die hier sehr reißende Lahn. Einigen Fischern gelang es zwar mit Mühe, den Pfaffen und sein Thier dem kalten Bade zu entreißen, allein die Truhe mit den Sündenregistern und den Denunciationen war in den Fluthen zu Grunde gegangen. Die Sache mußte aufgeschoben, die notorisch protestantischen Pfarrer einstweilen in ihren Aemtern gelassen werden. Hiermit war aber der für Trier günstige Zeitpunkt vorüber und die Gegend blieb der neuen Lehre zugethan, was wahrscheinlich ohne den Fehltritt jenes Esels nicht möglich gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Theklas Deklamation ihrer ersten Liebe, wobei sie mit dem klopfenden Theaterbusen, dem starren koketten Theaterauge, dem stereotypen Atlaskleide und den weißen Handschuhen vor die Lampen eilt, um uns in langen und gereimten Versen zu sagen, was ein Mädchen nie sagt, das ist von vorn herein Unnatur. Aber das Theater kann nie das wahre Empfinden geben; also gibt's, was es geben kann. Das Publikum ist damit vollkommen zufrieden. Ein Dichter, der Geist und Geschmack hat, und der dabei die unheilbaren Gebrechen der Bühne kennt, wird auf der einen Seite an der Kraft und der Spannung der Situationen wieder gut machen, was er nothwendig auf der andern Seite schlecht machen muß. Ein mittelmäßiger Dichter wird aber in beiden fehlen: er wird schwache oder unmögliche Motive wählen und dabei auch alle Schleußen einer unwahren und gefallsüchtigen Sentimentalität öffnen. Auf diese Weise hat Kotzebue am ärgsten gefrevelt, nach ihm Raupach; unser moderner Poet ist auch auf gutem Wege, diesen beiden Vorgängern sich beizugesellen.

Die Motive im „Sohn der Wildniß" sind schwach und die Situationen unwahrscheinlich, daher ist die daran hängende Gefühlsgebähigkeit ganz besonders wässeriger Natur. Das Stück würde der Kritik gänzlich mißfallen müssen, wenn die Idee, die ihm zum Grunde liegt, nicht wiederum ein modernes Element in sich schlösse und ihm dadurch die Würde und Haltung gäbe, die heutzutage, nach der erhöhten Anforderung des Geistes, kein Kunstwerk, es mag seyn welches es wolle,

mehr entbehren darf. Diese Idee ist die Civilisation im Streit mit der ursprünglich edlen Menschennatur; ein Thema, das bekanntlich die Köpfe und Herzen der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erschütterte. Die Civilisation kann gar wohl den Gegenstand eines fortgesezten Mißtrauens abgeben. Die durch Jahrhunderte angehäufte Lüge, die ihr Gift in die Gesetze, in die socialen Institute, ja sogar in das Gewissen der ehrlichsten Menschen träufelt, kann, wenn ihre eigentliche Natur durch die Scheidekünstler der Gesellschaft, durch Philosophen und Poeten, einmal offen dargethan wird, die größte Hälfte der Menschen, die in diesen gezwungenen Verhältnissen zu leben verurtheilt sind, ängstlich und bestürzt machen und zu einer ernstlichen Prüfung aufrufen. Jedes Stückchen Terrain, das wir auf diesem Felde gewinnen, ist eine für unser höheres Bewußtseyn willkommene Errungenschaft.

Im Halmschen Drama wird der Häuptling einer wilden Horde durch die Liebe in die Kreise der Gesittung, des durch Verträge gesicherten geselligen Verkehrs eingeführt. Er bleibt in diese Kreise nur so lange gebannt, als es ihm seine unverfälschte innere Natur erlaubt, und der Zeitpunkt seines Heraustretens ist der, wo er fühlt, daß die von ihm bewunderte Civilisation Perfidie und Unehre von ihm verlangt. Da kann selbst die Liebe ihn nicht halten und er ist zur Rückkehr in seine Wälder entschlossen. Der Gedanke ist untadelhaft, die Ausführung, wie gesagt, ermangelt der Wahrscheinlichkeit und der Kraft der Motive. Wir wollen nicht rügen, daß es solche Wilde, wie hier der Stamm der Tectosagen, nicht geben kann; dann müßten wir die Römer und Griechen Voltaire's und Racine's ebenso verdammen; allein angenommen, daß wir conventionelle Figuren der Bühne vor uns haben, einen unmöglichen Wilden und eine unmögliche junge Griechin, so ist dennoch das Motiv der Liebe nicht stark genug, um die geistigen Hebel in Bewegung zu bringen; es mußte auf der einen wie auf der andern Seite noch nachgeholfen werden. So wie das Stück sich jezt darstellt, wird die Idee von dem läppischen Liebesgeplapper fast ganz erdrückt. Die Scene mit dem Körbchen ist aus der schlechtesten Zeit der Sentimentalität, etwa der Gurliperiode herübergeholt; das Liedchen von der Liebe ist eine Plattitüde. Die Wildheit Ingomars brauchte nicht allein in seinem Haarwuchs, sie könnte auch in dem Troz und der gemäßigten Rohheit seiner Reden bestehen. Dem alten Vater könnte eine bedeutendere Stellung zugewiesen werden, als daß er wie ein Waarenballen hin und wieder expedirt wird. Das Geschwäz der Griechen könnte in ein bedeutungsvolles, der Lage der Dinge und Personen angemessenes Verhandeln und Besprechen umgewandelt werden. Aber man hat gut sagen, wie es seyn sollte; mich dünkt, bei dem so entsetzlich schwindsüchtigen Interesse, das das heutige Publikum für's Theater zeigt, soll die Kritik den kleinen Reichthum von Ideen und Schönheiten, den sie bei ihrer Goldwäsche erbeutet, mit Jubel vorzeigen und mit Triumph aufspeichern. So sey denn auch, wie es oben geschehen ist, dankend anerkannt, daß hier in hübscher Form ein würdiger Gedanke auf den Brettern uns vorgeführt worden.

Unser drittes Drama, welches uns das moderne Pathos und die Rhetorik der Leidenschaften neu vorführt, hat eine schwierigere Aufgabe zu lösen als die beiden vorigen Dramen, besonders da es den hergebrachten Jambus und die langen Monologe verschmäht. Verbündet mit den neuen Ideen von der Emancipation der Frauen, und zugleich gierig nach pikanten und schimmernden Stoffen, gelangte unser Poet in die Vorzimmer jener kapriziösen Königin Christine, dieser von ihrer Zeit zugleich geschmähten und bewunderten gekrönten Abenteurerin. Welch ein Stoff mußte dieß seyn, um die Lehren einer George Sand an den Mann zu bringen! Und in der That, man bedauert nur, daß Christine nicht Cigarren rauchen darf, denn dieß allein fehlt zu der femme libre et souveraine. Das Prahlerische in Reden und Situationen ist hier eben so gehäuft, wie im vorigen Drama das Sentimentale; aber da der Geist sich besser mit dem einen als mit dem andern verträgt, so bringt der denkende Zuschauer hier eine größere Ausbeute nach Haus. Es ist alles an die Lampen herangeschoben, was nur zu schieben war, nächtliche Einbrüche, Thronabdikation, eine Reise zu Schiff, ein Mord auf der Bühne; dabei eine Königin, die durch das Stück flattert mit aufgelöstem Haar, stechenden und zerstreuten Blicken, ihren Purpurmantel nach sich schleppend, wie eine Grisette ihren Sonntagsrock, durch Staub und Qualm der Straßen und der Boutiken. Man wird fragen, wo da das Pathos und der rednerische Prunk liegt? Er liegt in der Kälte und im docirenden Tone der Redenden; alles lehrt, alles predigt. Christine trägt die Prinzipien vor, nach denen sich das freie Weib entwickelt, Monaldeschi läßt sich in einer Menge von prunkenden Phrasen hören, die übrigen Personen bleiben hierin nicht zurück, und nebenbei rasselt das Räderwerk der Bühnenhandlung, die der wirklichen im Leben ungemein unähnlich ist. Die Unwahrheit und Kälte, die im ganzen Stücke herrscht, das Gemachte der Reden und Situationen drückt den geistigen Gehalt stark darnieder. Das Bühnenpathos ist immer gemacht und unnatürlich, allein um seine volle Wirkung zu äußern, muß es in einfachen Formen auftreten; es verträgt sich mit der Wildheit und dem Fluge eines Intriguenstücks schlecht. Die ältere französische Bühne gibt hier das Muster an.

(Fortsetzung folgt.)

Der Lenz und die Quelle.

Wenn im Thale Blumen sprossen,
Ringt in enger Felsenspalte
Eine Quelle noch verschlossen
Mit dem dunkeln Aufenthalte.

Singt der Frühling froh vorüber
Seine Lieder frisch und helle,
Spricht die Quelle: Lieber, Lieber,
Mach' mich frei aus meiner Zelle!

Und mit einem Sonnenstrahle
Hat der Lenz ihr aufgeschlossen,
Und im grünen Wiesenthale
Ist sie singend fortgeflossen.

Und der Frühling legt sich nieder
An dem Blumenrand der Quelle,
Und sie murmelt seine Lieder
Fort bis zu des Meeres Schwelle.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

(Schluß.)

Literatur.

Ich habe diesen Festen aus dem doppelten Grunde eine größere Aufmerksamkeit geschenkt, weil ich in ihnen einen beachtenswerthen Zug für die Sittengeschichte Münchens in unsern Tagen zu erkennen glaube, und weil dieselben überhaupt einen früher nicht behaupteten poetischen Charakter angenommen haben. Daß der für die Dichtung bis jezt so sterile Boden unseres Plateaus in neuerer Zeit im Allgemeinen eine größere Fruchtbarkeit zeigt, möchte kaum zu verkennen seyn. Wir fangen an, unter unsern Autochthonen Namen zu zählen, die allerwärts „guten Hall geben," wie die Bauern unseres Flachlandes sagen. F. Lentner ist ein geborener Münchener; Prof. Franz v. Kobell hat schon durch sein erstes Heftchen Lieder sein Dichtertalent beurkundet. In diesen Tagen erschien von demselben ein zweites Bändchen Gedichte in oberbayrischer Mundart (Verlag der literarisch-artistischen Anstalt), welchem der Dichter den Titel: „Erinnerungen aus Berchtesgaden" gab. Die Alpenwelt am Bartholomäussee mit ihren Kuppen und Firnen, das steinerne Meer, der Wazmann mit seinen Almen bilden die Scenerie der meisten dieser Poesien, welche sich weniger durch die übersprudelnde Laune der früheren, als durch einen tiefern poetischen Kern auszeichnen. Das zweite Gedicht, „die Hölzer," ist unvergleichlich schön, und bei aller Naivetät der Sprache von hohem dichterischen Werthe. Was die Eiche zum Fenster herein ruft:

Gottlob i˜ steh' in freier Luft,
Dees will i˜ lob'n,
Und schaug' am Himmi, wie's mi˜ freut,
Die Sternein ob'n.

Und lug in's Land, grad wie's ma˜ g'fallt,
Ko˜ schnaufa frisch,
Und plagt mi˜ nie koa˜ Bürst'n nit
Und Fiederwisch.

Und hör 'n Bach sei˜ Lustbarkeit
Und freu' mi˜ dro˜,
Und schaug'n mi˜ d' Bliemin von der Wies'
Vertrauli˜ o˜.

Und lad' die Vögerin ei˜ zu mir
Auf 's greant Dach,
Und singa mi˜, wan's Morgen werd,
Gar freundli wach.

erinnert an die schönsten Lieder Hebels und Stelzhammers, an welch lezteren sich überhaupt mehrere Anklänge finden. Nebstdem hat dieses Bändchen auch in anderer Beziehung einen unverkennbar höhern Werth. Nicht nur, daß der Dichter tiefer in den Geist und die Eigenthümlichkeit des Volksdialektes eingedrungen ist; er hat sich auch das Studium des Volkscharakters angelegen seyn lassen, und allenfalls seine Jagdpartien als Folie unterlegt. Es weht uns wie frische, freie Gebirgsluft aus diesen Liedern entgegen, und manch glühendes Alpenröslein, manch seltenes, glänzendes Edelreiß lacht uns aus dem Strauß frischer Feldblumen zu, welchen uns der Dichter gebunden hat.

Von Dr. F. Beck, dem Redakteur der Münchener politischen Zeitung, erschien gleichfalls ein Bändchen Gedichte. Eine schöne Sprache, viel Religiosität, dabei auch Manches, was sich in Prosa eben so gut hätte sagen lassen. Unter den angeführten Gelegenheitsgedichten sind namentlich jene für den Stiftungstag des hiesigen Dichterkränzchens von poetischem Schwunge. — Die Marienlieder von Guido Görres (dem Sohn) haben eine zweite Auflage erlebt und erfreuen sich eines ungemein bedeutenden Absatzes. Lieder, wie der Meerstern, das Gebet, die Kapelle am Alpsee, sind Ergüsse eines kindlich frommen, dichterischen Gemüths, von dem wir beim Durchlesen unwillkührlich ergriffen werden. — Von unseres genialen L. Steubs „Bildern aus Griechenland" haben wir einige in „Höstbladen," welche im Verlag von C. A. Bagges in Stockholm erscheinen, in schwedischer Uebersetzung gelesen (Piräusvägen und Afresa fran Piräus). Wenn überhaupt die Erfahrung lehrt, daß die periodischen Schriften des Auslands in der Wahl dessen, was sie von fremder Literatur in ihren Spalten übersezt bringen, kritischer zu Werk gehen als wir, so kann uns eine Erscheinung wie die eben angeführte nur als Beweis für den Werth des Originals gelten. Uebrigens bitte ich, die obige Behauptung nicht auf u n s e r e Journalistik auszudehnen; denn bei dieser kann überhaupt von einem eklektischen Verfahren keine Rede seyn. Ich habe hier eine krankhafte Seite unseres öffentlichen Lebens berührt, an der bis jezt jede Kur wirkungslos versucht zu seyn scheint. Der Ausschuß des Leipziger Literatenvereins, welcher an die Spize jener journalistischen Vampyre, die von fremden Erzeugnissen sich nähren, eines unserer besseren politischen Tageblätter stellt, hat mit seiner Rüge keinen Hund aus dem Ofen gelockt. Es gibt Schäden, bei denen wir alt werden, sagt das Sprichwort.

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 180.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 27. Juli 1844.

Nunc sacri fontis nemus et delubra locantur
Judæis —
— et ejectis mendicat silva Camoenis.
Juvenal.

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Sie haben nun hier, liebe Lucie, ein sogenanntes gemüthliches Familienstück, ein höheres ideales und sentimentales Drama, und eine historische Tragödie mit doktrinären modernen Elementen. Diese drei poetischen Schöpfungen sind ihrem Werth und ihrer Form nach gewiß nicht unbedeutend; es sind keine Schöpfungen mächtiger und ihrem Jahrhundert Gesetze diktirender Genien, allein es sind Produktionen eines gebildeten Geschmacks, eines feinen Urtheils, eines warmen und selbst begeisterten Gefühls. Wie nimmt unsere Zeit sie auf? Sie erhalten lange nicht den Beifall, wie ihn zu ihrer Zeit die albernen Grimassen der romantischen Schule erlangten, wie Müllners Schuld, Houwalds sentimentale Dramen und Kleist's grell verzeichnete Gestalten; ja mit dem Ruhm, den schon in seiner schwächsten Periode Raupach erntete, wäre einem unserer jungen Autoren ein erfreulicher Zeitdank abgestattet. Den Grund dieser Erscheinung sehe ich nur in dem betrübenden Umstande, daß das Theater Niemanden mehr Interesse einflößt. Es ist dieß nicht allein in Deutschland so, in Frankreich, in England ist's nicht anders. Italien hat lange schon nur noch Oper und Ballet, Rußland verlangt und spendet auch nur diese Genüsse. Wo wir hinhören, nirgends ist Nachfrage nach dem Drama.

In unsern Tagen in Berlin kommt diese Erscheinung recht grell zu Tage. Mit wilder Hast blättert man den ganzen dramatischen Kalender durch; jeder von der Kritik der Jahrhunderte roth angestrichene Tag wird neu vorgeführt. Griechenland, Rom, Shakespeare und das alte Puppenspiel, alles fliegt und flattert wie eine Handvoll Fledermäuse um den alten verfallenen Thurm des Schauspielhauses. Man setzt sich gähnend hin, man steht gähnend auf. Die Kürze und Eilfertigkeit der Versuche findet ihren Maßstab an der Kürze und Eilfertigkeit des Interesses. Die flüchtig heraufbeschworenen Schatten verschwinden eben so schnell wieder. Der Inhalt eines ganzen Jahrhunderts, die theuer erworbenen Schätze einer poetisch thätigen Zeit sind in der Eile zum Format eines Artikels im Conversationslexikon zusammengepappt; das Ding ist bald gelesen und man blättert um.

Ich sehe nur Ein Mittel, den Bühnennerv vibriren zu machen, das ist, wenn man das, was man Politik nennt, auf die Bretter bringen dürfte. Es brennt und prikelt unsern jungen Autoren an den Fingerspitzen, sie möchten für ihr Leben gerne mit all dem feurigen und tumultuarischen Stoffe, der sich in allen Köpfen tosend und tobend regt, auf die Bretter. Das alte Liebesspiel

macht's nicht mehr; es interessirt Niemand mehr, ob der Kanzleirath seine Tochter an den Mann bringt oder nicht. Die Musen fliegen wie im Sturm über die Bühne, hinter ihnen her stürzt der tolle und wilde Kobold, der ihnen ihre Gaben abjagen und abtrotzen will. Das ist eine böse Zeit. Das Erlaubte will Niemand, das Verbotene, wenn es eindringen will, findet die kleinste Thürspalte, das engste Schlüsselloch verstopft; darum das Gähnen, die Kälte, der versteckte Trotz, der Unwille, der auf den Parterrebänken sich lagert, und dem zu lieb, um ihn besser zu beleuchten, man jezt die feenhafte Gasbeleuchtung erfunden hat. Die öffentlichen Gerichtsverhandlungen, fürcht' ich, werden unsere modernsten Dramen seyn.

Aber warum nicht die Bühne schließen, bis die Akten dieser prozeßsüchtigen Zeit geschlossen sind? bis aus dem Staub der Interessen sich wieder, wie ein Mond über einen finstern, sturmbewegten Fichtenwald, die ewige Schönheit, das rein Menschliche empor schwingt? Diderot sagt, es gibt Zeiten, wo die Menschen Alles satt bekommen, ihre Einrichtungen, ihre Gesetze, ihre Kunst, selbst ihre Religion; kann nicht für uns die Zeit da seyn, wo wir das Theater satt bekommen haben? Man hat gesehen, daß die Bühne kein so erhabenes Institut ist, als man geglaubt, daß sie sehr klein, sehr beschränkt ist, daß ihre Figuren mit geringer Abänderung immer dieselben bleiben, daß, wenn alle Effekte einmal abgenuzt sind, sich keine neuen mehr finden, daß der Boden, der lange Zeit kümmerliche Ernte gab, schon dadurch anzeigt, daß man ihn auf einige Zeit ruhen lassen soll. Dabei lasse man die Oper und das Ballet fortwüthen; es könnte eine Erweiterung der Bühne stattfinden und eine Arena für Gladiatoren und Thierkämpfe eingerichtet werden. Etwas Aehnliches gibt bereits das große Ballet in Petersburg, wo ganze Truppenabtheilungen manövriren und einen Kampf darstellen. Felsen, Wasserfälle, Gasflammen, nackte Nymphen, Trompetengeschmetter, alles das, meine theure Freundin, kann noch gehäuft, noch vervollkommnet werden, und ich sage dieß nicht, um über diese Genüsse zu spotten. Der Sinn für's reine Schauen will, seitdem das öffentliche Leben sich hinter Draperien und Wände zurückgezogen hat, seitdem es keine Straßenaufzüge, keine Gilden- und Handwerkerfeste, keine Kaiserkrönungen mehr gibt, auch sein Recht. Er habe dasselbe, indem das Volk in Unmasse die kolossalsten Theaterräume füllt.

Von dieser Schaubühne des zwanzigsten Jahrhunderts wollen wir jedoch für's Erste noch zu der des neunzehnten zurückkehren. Ich muß Ihnen Bericht abstatten über die neuesten Experimente, die man mit der apathischen Bühne angestellt hat, und dann will ich noch über ein paar der hiesigen in Ruf stehenden Bühnenkünstler sprechen. Bei Gelegenheit der Beschreibung der Hoffeste habe ich schon der Darstellung des Sommernachtstraums Erwähnung gethan; man hat seitdem die Medea, ein Drama des Plautus, ein Lustspiel des Aristophanes und ein Kindermährchen von Tieck gegeben; die drei leztern nicht auf der großen öffentlichen Bühne.

Die Medea hat weniger das Publikum angesprochen als die Antigone, obgleich Frau Crelinger eine sehr gelungene Medea hinstellte. Die Menge blieb kalt und theilnahmlos, der gewöhnliche Berliner Witz machte einige matte Sprünge. In den vornehmen Kreisen hätte man lieber gesehen, wenn die französische Bearbeitung dieses Stoffes zur Darstellung gelangt wäre; eine holperige Uebersetzung machte die frostige Gabe noch abstoßender. Alles war kalt, fremd, entlegen, kein Dolmetscher da, der es mit unserer Zeit in Vermittlung brachte. Man erkannte darin wieder einen der Versuche jener unverbesserlichen Romantiker, deren alternder Chef seinen Sitz in Berlin aufgeschlagen hatte und von hier aus immer wieder seine antinationalen und alle Bedürfnisse der Zeit höhnenden Machtsprüche über die Bühne ergehen ließ. Aber man that ihm Unrecht; das indifferente, an allem herumschmeckende und alles kühl bei Seite schiebende Wesen ging recht eigentlich von dem Publikum selbst aus. — Das Interesse, das der König für die Bühne zeigt, ist das eines geistreichen Kenners, der sich von dem Reichthum und der Fülle der Mittel überzeugen will, die einem im Verfall begriffenen Institute zu dessen Wiederbelebung noch übrig sind; hier hat nun allerdings Tieck, dessen Rath doch wohl gehört wurde, meiner Ansicht nach, wesentlich dem Nationaltheater geschadet, indem er wieder Shakespeare und wieder die ausländische fremde Bühne empfahl. Doch muß man ihn hier auch wieder entschuldigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mittel-Lahngau.

(Fortsetzung.)

Ich bezeichnete oben Weilburg als den Hauptsitz nassauischer Intelligenz, weil sich die einzige höhere Bildungsanstalt des Landes, ein Gymnasium, in den Mauern des Städtchens befindet. Dieß mag für das Ausland, wo Gymnasien eben nichts so seltenes sind, eine ziemlich bedeutungslose Notiz scheinen, und man wird denken, damit sey wohl gar wenig Charakteristisches von Weilburg ausgesagt; allein mit nassauischen Augen liest sich die Sache ganz anders. Bei uns ist Wiesbaden die Residenz- und Kurstadt, Dillenburg die Stadt

der Juristen, Holzappel die Stadt der Bergleute, Herborn die Stadt der Geistlichen, Limburg die Handelstadt, Idstein die Stadt der Schulmeister, Dietz die Stadt der Züchtlinge, Hadamar die katholische Stadt, Rüdesheim die Stadt des Weins, Marienberg die der Holzäpfel und Kartoffeln, und Weilburg die Stadt der Gelehrsamkeit. Unter unsern sämmtlichen dreißig Städten hat jede ihr charakteristisches Epitheton, und Doubletten gibt es keine. Kurhessen ist kaum doppelt so stark bevölkert als Nassau und hat sechs Gymnasien, Hessendarmstadt bei gleichfalls nur doppelter Einwohnerzahl zählt deren fünf; Nassau hat sich's bisher immer noch an dem Einen genügen lassen. Eben so wenig besizt unser Land eine höhere polytechnische Schule oder etwas Aehnliches; höhere Realschulen sind überhaupt erst seit wenig Jahren in größerem Maßstabe organisirt, wogegen das Elementarschulwesen allerdings trefflich zu nennen ist. Dadurch nun, daß fast jeder studirte Nassauer seine Vorbildung in Weilburg genossen hat, erhält das Städtchen eine ganz eigene Stellung im Lande; jeder Angestellte ist in Weilburg bekannt, und umgekehrt kennen die Weilburger wieder die sämmtlichen Beamten, und so ist denn Weilburg der rechte Heerd jener allgemeinen Familiarität, welche die Bewohner unseres Ländchens manchmal im Guten charakterisirt, manchmal auch im Schlimmen, weil sie nur gar zu leicht in philiströsen Particularismus ausartet.

Der Leser entsinnt sich vielleicht noch, daß ihm in seinen jungen Jahren in der Geographiestunde eingeprägt wurde: bei Weilburg beginnt die Lahn schiffbar zu werden. Es ist also unsere Schuldigkeit, auch hierüber ein paar Worte zu berichten, zumal der Gegenstand durch die neuesten Verhältnisse vielfach zur Besprechung gekommen ist und ein erhöhtes, mehr als lokales Interesse erhalten hat. Während nämlich die Uferstaaten mit großem Kostenaufwande die Schiffbarkeit des Flusses bis Marburg hinaufzuführen unternommen haben, während man bei Weilburg das großartige Projekt, der Lahn durch einen Tunnel unter den Felsen her ein neues Bett zu graben, in energischer Weise bereits auszuführen beginnt, hat plözlich der gesammte Lahnhandel einen so empfindlichen Stoß erlitten, daß auf lange Jahre hinaus kaum wieder an ein kräftiges Aufblühen desselben zu denken ist. Bergwerksprodukte und Holzkohlen sind es, die hauptsächlich hier verführt werden, allein durch den neuen englischen Zollvertrag sind unsere Gruben und Hüttenwerke weit in's Land hinein zum Stillestehen gebracht worden, gewaltige Vorräthe der trefflichsten Erze liegen an den Verladungsstätten aufgehäuft, ohne daß sich Käufer dafür fänden, seit das billigere, doch schlechtere englische Roheisen Deutschland überschwemmt hat, und den Berg- und Hüttenleuten bleibt meistens nichts übrig, als zu einem andern Erwerbszweige zu greifen, oder zu betteln und zu hungern. Namentlich weiter hinauf im Siegen'schen, wo fast Alles vom Bergbau lebt, ist das Elend sehr groß. Die nassauische Regierung hat zwar in anerkennenswerther Weise, so weit es in ihren Kräften stand, den Hartbedrückten Erleichterung angedeihen lassen; allein es handelt sich hier weniger um den Wohlstand der Individuen, als um den Flor oder Verfall eines sehr erheblichen inländischen Industriezweiges. Die energische Antwort, mit welcher indessen jüngst das preußische Kabinet eine mit ächt brittischer Unverschämtheit abgefaßte Vorstellung des Lord Aberdeen gegen die Erhöhung des Einfuhrzolles auf fremdes Eisen zurückgewiesen hat, läßt auch für die Gesammtlage der Sache Besseres hoffen.

Die Lahn ist freilich nur ein kleines Gewässer, und bloß bei hoher Fluth im Frühjahre und im Herbste vermögen mäßige Kähne das obere Flußgebiet zu befahren; allein alsdann ersezt auch die reißende Schnelligkeit der Strömung, welche die Fahrzeuge fast wie mit Dampfeskraft und Eile stromabwärts führt, reichlich den Zeitverlust, welchen sonst die gar zu leichte Befrachtung der Schiffe herbeiführen würde, und auf alle Fälle ist die Betriebsamkeit und der Wohlstand der zahlreichen kleinen Lahnstädtchen bedeutend gestiegen, seit der Großvater des jezt regierenden Herzogs den Fluß bis Weilburg hinauf schiffbar gemacht hat. Hart wäre es in der That, wenn wir der Frucht aller früheren Anstrengungen jezt mit Einem Schlage verlustig werden sollten.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juli.

Mainz-Ludwigshafener Eisenbahn. — Der elektrische Telegraph. — Advokatenversammlung.

Alle Aufmerksamkeit nehmen jezt hier die neuen Eisenbahnprojekte in Anspruch, welche bei uns aufgetaucht sind, um eine Verbindung durch Schienenwege auf dem linken Rheinufer zwischen Mainz und Frankreich herzustellen. Kaum war das Unternehmen einer Mainz-Ludwigshafener Bahn, zum Anschluß an die Berbach-Pariser Bahn, provisorisch festgestellt und das nöthige Aktienkapital in Ueberfluß herbeigeschafft, als auch schon ein Mainz-Kaiserslautner Projekt auftauchte, ein Unternehmen, welches ebenfalls mit der pfälzischen Eisenbahn in Verbindung käme, doch mit Vermeidung der Concurrenz des Rheins und der Main-Neckarbahn. Endlich ist eine Vermittlung beider Systeme (nämlich Mainz-Ludwigshafen über Worms und Mainz-Kaiserslautern über Alzei, beide mit dem Knotenpunkt Odernheim) vorgeschlagen. Welchem Systeme der Vorzug gegeben werden wird, läßt sich zwar noch nicht mit Bestimmtheit sagen, aber das steht fest, eine dieser Bahnen wird und muß gebaut werden, soll Mainz nicht aus der Reihe der Handelsstädte gestrichen werden. — Es ist indessen Folgendes zu beherzigen. Mainz,

begünstigt durch seine Lage in einer reichen, stark bevölkerten Gegend, und an Flüssen, die es demnächst (nach beendigtem Donau=Main=Kanal) mit wichtigen entfernten Gegenden in Verbindung setzen, scheint von der Natur bestimmt, als Verbindungs= und Uebergangspunkt des auf beiden Seiten des Mittelrheins sich bildenden Eisenbahnnetzes wichtiger für den Mittelrhein zu werden, als Köln für den Niederrhein und Straßburg für den Oberrhein. Die Aufgabe der Handelsstadt Mainz wird seyn, die reichen Produkte derjenigen Länder, welche vom Rhein, der Mosel und der französischen Grenze umgeben sind, so wie die aus Frankreich kommenden Güter zu empfangen und solche nach allen Richtungen zu spediren, und umgekehrt. Dieser Aufgabe kann aber nur entsprochen werden, wenn ein Schienenweg direkt aus unserem Hafen, ohngefähr parallel mit der jezigen Kaiserstraße, die oben erwähnten Gegenden mitten durchschneidet, und unmittelbar oder durch Seitenbahnen die Städte Kreuznach, Alzei, Kaiserslautern, Zweibrücken, Homburg, den Kohlendistrikt und Saarbrücken aufnimmt, und uns in Metz mit den französischen Bahnen und über Havre mit dem Meere in Verbindung bringt, gerade wie Köln durch seine Bahnen vermittelst Antwerpen und Ostende mit dem Meere verbunden ist. Unserem Mainz würden dadurch neue Bezugs= und Absatzquellen zugeführt, und zwar mit Gegenden, mit welchen wir bisher wenig in Handelsverbindung standen. Die Einrede, daß diese Bahn nach Westen große Terrainschwierigkeiten biete und daher übermäßig kostspielig würde, muß verschwinden, wenn wir das Gutachten der englischen Ingenieure in Betreff des atmosphärischen Systems hören. Nun sind zur Ausführung einer Bahn vom Rhein nach Frankreich bereits folgende Bahnprojekte theils vorgeschlagen, theils festgestellt: 1) Die Pfälzer Bahn von der Rheinschanze nach Berbach; 2) die Mainz=Ludwigshafener Bahn; 3) die Bahn von Homburg nach Zweibrücken; 4) die Metz=Saarbrücker Bahn; 5) die Alzei=Kaiserslautner Bahn. Es dürfte daher rathsam seyn, die Mittel zu concentriren und die Mainz=Ludwigshafener Bahn mit der Alzei=Kaiserslautner zu verschmelzen, und auf diesem Wege Metz zu erreichen. Dadurch würde der Betrieb unserer Mainzer Bahn ausserordentlich erhöht, und zugleich das Chaos der Verwaltung für zwei Unternehmungen, die doch nur Einen Zweck haben, vereinfacht, während die Kosten dieser Bahnverbindung nicht in dem Maße erhöht würden, als der Vortheil derselben größer ist. Auch ist dann keine Concurrenz von den rheinischen Dampfschiffen und von der Main=Neckarbahn zu befürchten. In den nächsten Wochen muß es sich entscheiden, zu welcher dieser Bahnen die Regierungen von Hessen und Bayern die Concession zu geben Willens sind.

Kürzlich machte hier Fardelys elektrischer Telegraph viel von sich reden. Wir haben es dem hiesigen Gewerbverein zu danken, daß durch seine Vermittlung diese merkwürdigen, höchst sinnreichen Apparate einem größern Publikum zugänglich geworden sind. Man sieht und staunt, aber klar wird dieses elektrische Wunderwerk nur demjenigen, der das Geheimniß des in der Natur so viel verbreiteten Agens kennt. Fardely hatte eine elektrische Verbindung zwischen zwei sehr entfernt von einander liegenden Gasthöfen am Rhein hergestellt, und die beiden Apparate theilten sich in bedeutender Entfernung und mit Blitzesschnelle jede beliebige Nachricht mit. Die Drähte, die mit den beiden Apparaten in Verbindung standen, liefen von beiden Lokalen mit ihren Enden in den Rhein, so daß auf diese Weise der Kreis geschlossen war und die elektrische Wirkung sich durch das Wasser und den feuchten Boden fortsezte. Da die Kraft nicht geschwächt wird durch die Größe der Entfernung, so können diese zwei Apparate auf viele Meilen hin dieselbe Wirkung hervorbringen. Fardely macht jezt Versuche mit seinen Apparaten auf der Eisenbahn zwischen Mainz, Wiesbaden und Frankfurt. Die Wirkung der Apparate wird durch ein Signalglöckchen angedeutet; alsbald erscheint an dem einen Apparate die Nachricht und gleich darauf an dem anderen die Antwort, und zwar alles mit gewöhnlichen, lesbaren Buchstaben, und die ganze Wirkung wird durch einen einzigen Schließungsdraht hervorgebracht, während man bisher unbedingt mehrere nöthig hatte. So vollkommen nun diese elektrischen Telegraphen in ihrer jezigen Gestalt erscheinen, so bleibt dem Scharfsinne Fardelys doch noch einiges zu vervollkommnen übrig; so ist die Isolirung der Verbindungsdrähte nöthig, und dadurch wird die Sache für größere Entfernungen kostspielig, und der Gefahr der Beschädigung ist nicht auszuweichen. Würde diesen Mängeln abgeholfen, so dürften die elektrischen Telegraphen zu den höchsten Triumphen des menschlichen Geistes zu zählen seyn.

In der hiesigen Wirthschen Buchhandlung ist so eben eine Schrift von Dr. med. J. B. Schmitt in Bingen über das neu eingerichtete „Helenenbad" daselbst erschienen, ein freundliches, zweckmäßiges Werkchen über eine Badeanstalt, die diesem fleißigen Arzte fast einzig ihr Daseyn verdankt und die ihm auch ihre fernere Entwickelung verdanken wird. Wir erhalten zuerst in wenigen, aber festen Strichen ein Gemälde der reizenden Umgebungen Bingens, so wie seiner Promenaden, seiner klimatischen Verhältnisse und seiner Bedeutung als Bade= und Kurplatz. In der zweiten Abtheilung befinden wir uns in der Mitte der Badeanstalt selbst, sehen die geschmackvolle und comfortable Einrichtung des Hauses, finden da, theils durch Kunst, theils durch Natur, so viele Badearten concentrirt, als das moderne europäische Leben und der medizinische Luxus erheischt, um gegen innere und äußere Feinde der Gesundheit mit Wasser in allen Formen zu Felde zu ziehen. Endlich gibt uns eine dritte Abtheilung auf Erfahrung gegründete Regeln über den Gebrauch der Traubenkur als Heilmittel.

Diese Woche, am 18ten Juli, sollte die deutsche Advokatenversammlung dahier beginnen, allein aus dem lange und viel besprochenen Unternehmen ist nichts geworden. Es ist Schade darum; aber die Verhältnisse wirkten dem schönen Unternehmen entgegen. Mehrere deutsche Regierungen betrachteten das Unternehmen mit allzu vielem Mißtrauen und wollten sich nicht überzeugen, daß die Berathung nur eine wissenschaftliche, keineswegs eine sociale Bedeutung haben solle. Waren schon die Verbote des Besuchs der Versammlung von Seiten einiger Regierungen auffallend genug, so waren die kleinen Beschränkungen, denen noch in der lezten Zeit die Versammlung unterzogen werden sollte, vollends demüthigend, und es blieb am Ende in der That nichts anderes übrig, als auf ein Beginnen zu verzichten, von dem sich Deutschland unter bessern Auspicien wohl mit Recht etwas versprechen konnte. Unrecht ist es aber, wenn man dem hiesigen Comité wegen seines Verzichtes Schwäche vorwirft; es zählte sehr energische und consequente Männer, allein es gibt Umstände, wo es Thorheit ist, gegen den Strom schwimmen zu wollen, und solche Umstände waren hier eingetreten. Konnte und durfte die deutsche Advokatenversammlung keine große, allgemein deutsche mehr seyn, so war es besser, daß sie gar nicht zu Stande kam.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 29.

Sonnabend, 27. Juli 1844.

[305] Im Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

Musik zu Shakespeare's

Sommernachtstraum

von

F. Mendelssohn Bartholdy.

Vollständiger Klavierauszug (zu 4 Händen) vom Componisten. Preis 5 Thlr. Singstimmen 1 Thlr.

---

[312] In unterzeichnetem Verlage erscheint so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

der

eidgenössischen Freischießen.

Ein Scherflein

auf den Festaltar der vierhundertjährigen Schlachtfeier von St. Jakob und des dazu veranstalteten eidgenössischen Freischießens in Basel im Juli 1844.

Von

M. August Feierabend,

Arzt in Hochdorf.

Mit einer Titelvignette in Farbendruck.

Zweite durch die Beschreibung des Baslerfestes vermehrte Auflage.

8. schön broch. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 fl.

Dieses anziehend geschriebene und hübsch ausgestattete Buch ist nicht bloß allen Schweizern, sondern auch Ausländern, welche sich für das schweizerische Nationalleben oder für die edle Kunst und Freude des Schützen interessiren, sehr zu empfehlen.

Die Beschreibung des Baslerfestes ist auch einzeln zu haben.

Meyer & Zeller in Zürich.

---

[324] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers

Polytechnisches Journal.

Erstes Juniheft 1844.

Barkers Verbesserungen in der Construktion der Metallkolben. Mit Abbild. — Ventile und excentrische Scheiben für Expansionsdampfmaschinen. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Lamé über eine Abhandlung Clapeyrons, betreffend die Regulirung der Dampfschieber an Locomotiven und die Anwendung der Absperrung. — Watsons System der Trockenlegung in Anwendung auf Eisenbahnen. Mit Abbild. — Verbesserungen an Zettel- oder Scheermaschinen, von William Kenworthy, Baumwollspinner zu Blackburn. Mit Abbild. — Apparat, um die Anzahl der in einen Wagen steigenden oder in irgend ein Haus eintretenden Personen zu registriren, oder die Anzahl der eine Brücke, eine Straße u. s. w. passirenden Personen zu ermitteln, von William Nauwell. Mit Abbild. — Robinsons Verbesserungen in der Schrotfabrikation. Mit Abbild. — Verfahrungsarten zur Fabrikation von künstlichem Brennmaterial überhaupt und zur Bereitung von Kohks mittelst überhitztem Wasserdampf, von W. Wylam. Mit Abbild. — Ueber die Fabrikation des Argentanblechs; von Dr. Jäbkel. — Ueber die zu St. Stephan angestellten Eisenfrischversuche mit Braunkohlengasen, von Tunner. Mit Abbild. (Beschluß.) — Ueber die Braunkohlen und deren Verwendung, von Louis Henoch. — Verfahren, die Gewebe mit einer Metallschicht zu überziehen, von Napier. — Anleitung zur Darstellung von Lichtbildern nach dem sogenannten Kalotypprozeß, von George S. Cundell. Mit Abbild. — Instruktion zur Vollstreckung der königl. französischen Verordnung vom 22sten Mai 1843, die Dampfmaschinen und Dampfkessel (mit Ausnahme jener auf Schiffen) betreffend. Mit Abbild. (Fortsetzung und Beschluß.) Beschreibung der Sicherheitsvorrichtungen für Dampfkessel. Ueber die Construktion der Sicherheitsventile. Ueber die offenen Manometer. Ueber den Warn-Schwimmer (Alarm-Schwimmer. — Miscellen. Smiths Dampferzeugungsapparat. — Neues Mahlmühlensystem, erfunden von dem k. k. österreich. Polizei-Oberkommissär Bernhart zu Bregenz und dem Fabrikbesitzer Anselm Brielmair zu Lerchenau. — Fortschritte in der Fabrikation des Flint- und Kronglases in Frankreich. — Interessante Entdeckung im Gebiete der Optik. — Palmers Glyphographie oder galvanoplastische Platten statt der Holzschnitte zum Abdrucken auf der Buchdruckerpresse. — Neue Bomben. — Verfahren, um einem Wein, der beim Abstechen auf ein Schimmel enthaltendes Faß gekommen, den übeln Geruch zu benehmen.

Zweites Juniheft.

Inhalt. Das neue Eisenbahnsystem des Marquis A. v. Jouffroy. Mit Abbildungen. — Verbesserungen an Dampfkesseln, vom Ingenieur Napier. — Beschreibung, Theorie und Gebrauchsanweisung des Batchelderschen Dynamometers und eines Zählapparats, von Nottebohm. Mit Abbild. — Beschreibung mehrerer Dynamometer, welche der Société d'Encouragement in Paris zur Preisbewerbung übergeben wurden. Mit Abbild. Beschreibung des von Herrn Nouel de Buzonnière erfundenen chronometrischen Dynamometers. Beschreibung eines totalisirenden Dynamometers, von Olin Chatenet zu Toulouse. Beschreibung eines Dynamometers mit steinernem Cylinder, von Hrn. Schmitz in Heidelberg. Beschreibung eines Dynamometers, welches für den Ackerbau anwendbar ist, erfunden von Hrn. Dubriot. — Joseph Harveys patentirte zweiräderige Carrosse für drei Passagiere. Mit Abbild. — Verbesserte Methode, flachgängige Schrauben zu gießen. Mit Abbild. — Browns und Redpaths transportabler Sicherheitsofen zum Erhitzen von Harz, Theer, Talg, Marineleim und andern brennbaren Substanzen. Mit Abbild. — Die Dampfwäsche und Vorbeugung des Gelbwerdens der Wäsche, nebst Beschreibung und Abbildung des Gall'schen Dampfwasch-Apparats und dessen Anwendung im Laboratorium; von Theodor v. Tarosiewicz. Mit Abbild. — Ueber das Verschmelzen der Eisenerze mit Anthracit und kaltem Gebläse, von Palmer Budd. — Ueber das Statuen- und Bild-Bronze. Versuche von C. Hoffmann, im Jahre 1843 und 1844 in Berlin ausgeführt. — Beobachtungen über die Gährung der Bierwürze, von John Furze. — Ueber das Lagern und Reifen des Weins und eine rationelle Gährmethode desselben. —

Ueber das Verderben des Brodes durch Entwickelung eines kryptogamischen Gewächses, von B. Bizio. — Ueber die Vorrichtung des Hrn. Porte zur Seidenwürmerzucht. — **Miscellen.** Stephensons Begutachtung des atmosphärischen Eisenbahnsystems. — Galiläische Perspective neuer Art mit achromatischen Ocularen und Objectiven, zum Gebrauch im Theater und im Freien, von Voigtländer und Sohn in Wien. (Nach der Berechnung des Hrn. Prof. Dr. Petzval.) — Neues Verfahren, das Glas zu versilbern und Anwendung desselben zur Spiegelfabrikation. — Verfahren, die Versandung der Brunnen zu verhüten. — Verbesserte Buchdrucker-Lampe. — Wirkung der Oele auf Zink. — Verfahren, das Bronzebeschläge an Möbeln schön zu putzen, so daß es seine ursprüngliche Farbe wieder vollständig erhält. — Darstellung des Farbstoffs aus den Krebsschalen. — Verfahren, buchene Furnirspähne (sogenannte Schusterspähne) durch und durch schwarz zu färben. — Versuche mit Rettungs-Matratzen von Korkholzpulver. — Ueber Sicherheitsmaulkörbe für Hunde. — Ueber das Ausstopfen und Conserviren ornithologischer Gegenstände.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Die Verlagshandlung.

Real-Index

zu Dr. Dinglers

polytechnischem Journal.

Von Band I bis LXXVIII.

Von

Dr. Michael Stecker,

k. k. Universitäts-Professor und Sekretär der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[325] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXV. Jahrgang 1844.

Erster Band. Zweites Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. Bericht über eine Reise nach Norddeutschland und Böhmen im Herbst 1843.

II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle. Verhandlungen der Bezirksvereine. a) Landwirthschaftlicher Bezirksverein Wiblingen. b) Landwirthschaftlicher Bezirksverein Ellwangen. — Patentertheilungen.

III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Landwirthschaftliche Beschreibung des Oberamts Hall.

IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber die Düngerarten und ihren verhältnißmäßigen Werth. — 2) Verbesserte Kaffeebereitung. 3) Verbesserte Verpichungsmethode für Flaschen.

V. Literatur. 1) Allgemeine Zeitschrift für Landwirthschaft und verwandte Gegenstände, unter Mitwirkung von Gelehrten und Praktikern herausgegeben von Dr. C. Herberger zu Kaiserslautern, Director der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften 2c. 2) Flachsbereitung nach dem anerkannt besten und in Belgien üblichen Verfahren geschildert von F. S. Kurz, Verfasser des „württembergischen Flachsbaues."

Siebenzehnter und achtzehnter Jahresbericht über die Witterungs-Verhältnisse in Württemberg von den Jahren 1841 und 1842.

Meteorologische Tabellen aus Stuttgart 1844.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[318] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beschreibung

des

Königreichs Württemberg.

Zwanzigstes Heft:

Oberamt Göppingen.

Herausgegeben von dem

königl. statistisch-topographischen Bureau.

Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Göppingen und vier Tabellen.

gr. 8. Velinpapier.

Die verehrlichen Subscribenten erhalten dieses neue Heft durch jede Sortimentshandlung für den Subscriptionspreis von 1 fl. 12 kr. Der Ladenpreis desselben ist 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ueber

das Wesen der Gletscher

und

Winterreise in das Eismeer.

Von

F. J. Hugi.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Diese Schrift, so schroff sie andern Arbeiten über die Gletscher entgegensteht, hat sicher ihr Gutes, wenn es auch nur in diesem Widerspruch und in vielen früher noch nicht beobachteten Thatsachen bestünde. Ueber das Wesen der Gletscher ist bis jetzt nur noch so wenig bekannt, daß die hier mitgetheilten schwierigen Untersuchungen der Wissenschaft in vielfacher Beziehung förderlich seyn werden und als ein nicht unbedeutender Gewinn für dieselbe betrachtet werden dürfen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Mozin's grosses Wörterbuch.

[319] So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt, die zweite Hälfte der siebenten Lieferung von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,
nach den neuesten und besten Werken
über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen rc.

Mit Beiträgen von
Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**
Auf's Neue durchgesehen und vermehrt
von
Dr. A. Peschier,
Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.
Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 gGr.
Geradean — Holzarbeiten.

Es gereicht uns zum Vergnügen, den verehrlichen Subscribenten dieses Wörterbuchs die Nachricht geben zu können, daß neugetroffene Maßregeln uns in den Stand setzen, die weiteren Lieferungen in so kurzen Zwischenräumen folgen zu lassen, daß wir uns der Hoffnung hingeben dürfen, dieses unübertroffene Werk längstens binnen Jahresfrist zu vollenden.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[317] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Württembergische
Jahrbücher
für
vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.
Herausgegeben von
dem statistisch-topographischen Büreau.
Jahrgang 1842. Erstes Heft.
Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr.
Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

A. Chronik. I. Allgemeine Landes-Chronik des Jahrs 1842. Königliches Haus. — Bevölkerung; Gesundheits-Zustand; Heil-Anstalten. — Gebäude; Brandfälle. — Witterung; Natur-Erscheinungen; Fruchtbarkeit; Preise der Lebensbedürfnisse. — Religiosität und Sitten; Wissenschaften und Künste. — Oekonomischer Zustand: Landwirthschaft und Gartenbau, Viehzucht, Waldwirthschaft; Gewerbe und Handel; Wohlthätigkeit; Brandfälle. — II. Staats-Verwaltung. Finanz-Verwaltung vom 1. Juli 18³⁹/₄₂. — B. Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. I. Uebersicht über die in den Jahren 1831 — 40 in Württemberg zur Anzeige gekommenen Brandfälle, verglichen mit dem Jahre 1842. II. Die Trockenheit des Jahres 1842.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte
von
Chr. J. Matzerath.

8. in Umschl. broch. Preis 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Grenzprovinz des Gesammtvaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemein-deutschen Literatur ausgeschlossen worden, und je dringender es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Literatur auch sie würdig zu repräsentiren.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 29. Juli 1844.

Kaum hegt irgend umher einfachere Menschen die Erde:
Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste.

Platen.

Der Mittel-Lahngau.

(Fortsetzung.)

II. Zwischen Weilburg und Limburg.

Kaum eine halbe Stunde unterhalb Weilburg beginnt die bisherige wilde Zerrissenheit der Gegend in den tiefsten Frieden sich aufzulösen: Wiesengründe und sanft anschwellende, dichtbewaldete Hügel, während nur noch hier und da eine Felskuppe angenehm kontrastirend die Buchenwipfel überragt, dazwischen der tiefgrüne Streif des Wassers, einsames Schweigen über der einsamen Landschaft. Kein fahrbarer noch gangbarer Weg zieht sich den Fluß entlang; und will man diese tiefe Ruhe des traulichen Stilllebens in vollen Zügen trinken, so kann man's nur auf Kosten seiner Gewissenhaftigkeit, indem man die überwachsenen Leinpfade verfolgt und sich vor dem Flurschützen fein in Acht nimmt. Ich glaube, es wird sich kaum ein Vorgänger aufweisen lassen, der über diese reizende Strecke des Flusses etwas geschrieben hätte, und in der That eignen sich diese einsamen Baum- und Hügelgruppen mehr für Bilder, die mit dem Pinsel, als für solche, die mit der Feder entworfen sind. Hier pilgert man ganz mutterseelenallein wohl stundenlang stromabwärts, ohne auch nur von Ferne ein menschlich Gesicht zu erblicken, und die wenigen seitab gelegenen Dörfer und Höfe, welche allmählig das einsame Waldthal zu beleben beginnen, dienen nur dazu, durch die Parallele menschlichen Friedens mit dem Frieden der Natur den Gesammteindruck zu vervollständigen und zu erhöhen. Wenn es einmal in der Welt keine Thaten mehr gäbe, die meinen Ehrgeiz und Eifer spornen könnten, keine Ideen oder Idole, die mich unter ihr Banner zu rufen vermöchten, keine Stürme und Kämpfe, die mich in's heiße Getümmel lockten, dann möchte ich wohl hier Dorfpastor seyn, lange, glühende Stunden in die duftenden Wiesen mich lagern — und lyrische Gedichte machen. Jezt mag die reizende Einsamkeit mir und Andern mitunter etwas langweilig vorkommen, man müßte denn gerade in besonders guter Stunde ihres Anblicks theilhaftig werden, etwa in heiterer Sonntagsfrühe, wenn alle Glocken fern und nah Friede in's Thal hinabläuten, oder wenn man ein Abdruckexemplar der nassauischen Landtagsverhandlungen in der Tasche stecken hat, oder sonstwie die Wallungen des Blutes niederzuschlagen weiß.

Erst bei dem Städtchen Villmar (villa Mariae) beginnt das bewegtere Treiben der Industrie mit der steigenden Prosa der Gegend wiederzukehren. Große Brüche trefflichen Marmors senken sich hier aller Orten in die Hügel ein; denn Villmar ist wohl eine der reichsten

Fundgruben dieses edeln Gesteins in ganz Deutschland. Die geistlichen Herren des Mittelalters, welche für solche Dinge eine überaus feine Nase besaßen, mögen das schon frühe erkannt haben, und Kur-Trier, das sich überhaupt die schönsten Perlen des Nieder-Lahngaus in kluger Wahl auszulesen wußte, hat diesen an der äußersten Grenze seines Gebiets gelegenen Punkt nicht übersehen und ihn zu Ehren der Jungfrau Maria und zum Frommen seiner eigenen Revenüen mit dem neuen geistlichen Namen umgetauft.

Außer der merkantilischen Bedeutsamkeit Villmar's, welche durch den Marmorgewinn schon längst für Nassau hoch anzuschlagen ist, hat sich dieser Ort in jüngster Zeit auch als reiche Fundgrube geologischer Entdeckungen weit über die Marken unseres Ländchens hinaus berühmt gemacht. Viel neue oder mindestens seltene Versteinerungen werden fast täglich noch aus den Kalklagern zu Tage gefördert, und wenn meinem Laienstandpunkte auch kein weiteres Urtheil zukommt, so darf ich doch wenigstens bekennen, nirgends Petrefakten gesehen zu haben, die es den hiesigen an Zierlichkeit der Formbildung und an Anmuth der Linienführung gleich thäten. Bereits hat Goldfuß in seinem großen geologischen Kupferwerke eine ziemliche Anzahl der neu aufgefundenen Villmarschen Species mitgetheilt, und ein einheimischer junger Gelehrter, D. Guido Sandberger, in den Bronnschen Jahrbüchern eine übersichtliche Beschreibung derselben geliefert.

Eine kurze Strecke unterhalb Villmar erheben sich die Thürme der beiden Schlösser Runkel und Schadeck, und die fürstlich wiedische Residenzstadt Runkel lagert sich unter den Mauern des ersteren, dem Gestade entlang. Hier beginnt der Weinbau, welcher sich mit wenig Unterbrechung bis zur Mündung des Flusses abwärts zu immer ausgedehnterem Betrieb entfaltet. In früheren Jahrhunderten, wo man überhaupt eine starke Rebenkultur auf Kosten des Garten- und Ackerbaues mehr zu begünstigen pflegte, waren auch die Ufer der obern Lahn mit Weinbergen bedeckt, und z. B. Löhnberg, ein Flecken über Weilburg, das jetzt wegen seiner rauhen, dem Nordost bloßgestellten Lage kaum noch hie und da einen Spalierrebstock an den Wänden der Häuser aufzuweisen hat, stand vor etwa vierhundert Jahren in weitverbreitetem Rufe wegen seines trefflichen Weinwachses. Der dreißigjährige Krieg, welcher hier eine Unzahl Dörfer völlig ausrottete, daß kaum die Sage noch oder das Pergament ihre Stelle bezeichnet, der die Landwirthschaft für Jahrhunderte zurück brachte, daß man noch jezt viele öde Strecken an der Lahn erblickt, die ehedem fruchtbares Ackerland waren, dessen Brandfackel auch das stattliche alte Runkler Schloß in die schwarze Trümmergruppe verwandelte, die heute inmitten der blendend weißen neuen Flügel von dem Felsen in die Fluth hinabschaut, der dreißigjährige Krieg hat auch den Weinbau an der obern und theilweise an der untern Lahn vernichtet, daß es fast scheint, derselbe werde an diesen Orten nie wieder aufkommen, wohl zum Segen der Gegend. Mit unauslöschlichen Zügen hat sich aber auch die Kunde jener dreißigjährigen Verwüstung, die hier fast grausenhafter als irgendwo ihre Wuth ausgelassen, in das Gedächtniß des hiesigen Volkes gegraben, und gar viel Schreckliches weiß an der Lahn der alte Bauer seinen Kindern oder Enkeln von dem „Schwedenkriege" zu erzählen.

Der Altnassauer besizt überhaupt einen tiefgewurzelten Sinn für die geschichtlichen Interessen seiner eng begrenzten Heimathgaue. Die nahe an einander gerückte, mitunter etwas kleinliche Berg- und Hügelnatur seines Vaterländchens hat ihn von der übrigen Welt abgeschlossen, und zum Ersatze für eine großartigere Weltanschauung ward ihm um so reiner die Flamme eines Patriotismus bewahrt, der das kleine Nassau unter dem Mikroskope zu betrachten pflegt, daß es ihm zur großen, weiten Welt wird. Um so verwunderlicher ist es hierbei, daß wir unter der großen Anzahl nassauischer spezialhistorischer Werke bis jezt auch nicht ein einziges besitzen, welches auch nur im entferntesten eine geisterfrischende Lektüre böte für gebildete oder ungebildete Leser, das den reichen, herrlichen Stoff nur einigermaßen zu bewältigen, zu gruppiren wüßte und Kolorit und Beleuchtung einzutragen in die schroffen Umrisse. Gerade im völligen Gegensatze hiezu sind die nassauischen Historiographen von dem alten Kremer an, der mit riesiger Standhaftigkeit an der sinn- und nutzlosen Conjektur zerrt, daß das nassauische Fürstenhaus von den Saliern abstamme, bis abwärts auf die neuesten Werke eines Vogel, Steubing, Eichhoff, die abschreckendsten Leute von der Welt gewesen. Archivgeruch athmend, der doch keineswegs Maienduft, und auf Aktenfascikeln wandelnd, was wir auch für keinen „Rosenpfad durch Auen" halten, scheinen sie fast ausschließlich für ein Publikum von Archivräthen und Liebhabern des Registraturwesens geschrieben zu haben; denn was hat das Volk, was haben selbst die Gebildeten von solch unbeschreiblich gründlicher Gelehrsamkeit von Abstammung in gerader und krummer Linie, von Jahreszahlen, Geburtszeit und Kreuzen an Sterbetagen, von Rauchhühnern, von Bockzehnten und Wettezinsen, von Fideicommissen, Lehnsherrlichkeiten und Präsentationsrechten! Hier findet der Ausspruch Hegels seine Anwendung, daß man solche gelehrte Bücher eher schreiben als lesen könne. Hier wäre also ein wahres Bedürfniß zu befriedigen; aber in Nassau gibt es keine Schriftsteller, bloß Dorfpastoren, welche die Feder führen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Tiecks Antipathieen gegen das moderne Leben in Schrift und Wort sind zu groß, er kennt von dem, was die modernen Dichter thun und treiben, nur das, was in entstellten Berichten zu ihm dringt, er ist ohne Liebe und ohne Hingebung für das, was an einem Staate und in der Kunst Jugend heißt. Die jungen Poeten sind dagegen gerade im heurigen Jahrhundert besonders herbe und hart gerathen; sie besitzen Eitelkeit und Mißtrauen, Stolz und Impertinenz in reichem Maaße. Ist's da ein Wunder, wenn Alt und Jung besonders jezt nicht zusammen kommen? Doch will ich hier keine Literargeschichte schreiben, ich will schnell zu den Darstellungen übergehen.

Der Aristophanes und der Plautus wurden nur einem sehr kleinen Zuhörerkreise vorgeführt. Des Erstern „Frösche" wurden mit Musikbegleitung abgelesen, des Andern „Gefangene" aber auf der Bühne im Costüm und zwar in der Ursprache, lateinisch, gegeben. Man sah unter den Zuschauern Professorengesichter, die das Latein schlürften wie ein Gourmand Austern; es war ihnen zu gönnen. Der Hof, die Damen, die Weltleute füllten das Theater, als „der gestiefelte Kater" über die Bühne sprang. Hier kam die Opposition deutlich an den Tag; ein aristokratisches Publikum hat seine bestimmten Antipathieen; die Grazie und die Munifizenz des erlauchten Gastgebers, der diese Genüsse darbot, hielt natürlich jede Aeußerung der Kälte zurück; man war Dank schuldig und man schwieg; aber man schwieg nicht, als man hinterher auf den Autor zu sprechen kam, und man fand Alles an der Posse ungehörig, den Spaß, die Witzeleien, den grotesken Humor, die unverständlichen literarischen Händel, die verwitterten Berühmtheiten und Kunstpersonnagen — alles, alles!

Bei dieser Gelegenheit konnte man wieder bemerken, wie wenig das vornehme Publikum eigentlich liest. Ich hörte öfters von den gebildetsten Damen die Frage aufwerfen: „Was hat Tieck eigentlich geschrieben? Nennen Sie mir doch einige seiner Werke." Sehr Viele sind noch immer der Meinung, daß er es sey, der die Urania, dieses „himmlisch schöne Gedicht," geschaffen habe, und sind sehr unwillig, wenn man ihnen diesen Irrthum benimmt und statt dessen ihnen die Genoveva, den Octavian u. s. w. als des Dichters Werke nennt; von diesen wissen sie nichts. Was die Darstellung des Kindermährchens betrifft, so muß ich Sie auf die Beschreibung verweisen, die das Morgenblatt aufgenommen hat. In der Zeit, da das Mährchen gedichtet wurde, hätte seine Aufführung großes Aufsehen gemacht; heutzutage ist sie spurlos vorübergegangen, und dasselbe Loos würde die „verkehrte Welt" treffen, wenn, wie verlautet, man auch diese Farce Tiecks auf die Bretter brächte.

Nun noch ein paar Worte über die hiesigen Schauspieler von Ruf und Bedeutung, aber auch nur ein paar Worte, denn schon fürchte ich, daß dieser Brief durch seine Länge Ihre Geduld ermüden könnte. Zu dem heutigen Bankerott unserer Bühne trägt auch der Mangel an großen darstellenden Talenten bei. Die Zeitschriften, wenn Sie sich die Mühe geben wollen, sie zu durchblättern, werden Ihnen eine Menge Namen vorführen, die vermuthen lassen, daß ein Reichthum von Talenten sich finde; allein in Wahrheit gibt es deren äußerst wenige. Auch hier macht sich das laue Interesse bemerkbar, das das Publikum dem Drama zuwendet, denn gute Schauspieler werden durch gute Zuhörer erzeugt.

Man hat viel von einer Schauspielerschule gesprochen; ich muß bekennen, ich glaube nicht, daß eine solche der Bühne von Nutzen seyn kann. Die sogenannten gebildeten und denkenden Künstler sind so recht eigentlich die Pedanten der Bühne; sie machen, mit maßlosen Prätensionen auftretend, jedes Kunstwerk kalt, steif, monoton. Die wahrhaft großen Künstler schöpften aus sich selber, sie warfen die kühnen und gewagten Improvisationen des erregten Nervs, des klopfenden Pulses auf die Bühne. Der Augenblick gab ihnen ein, was der Augenblick forderte; sie waren Menschen ohne große Bildung, ohne Nachdenken, ohne Kritik, oft auch ohne Sitten, immer aber ohne Charakter; es war eine eigenthümliche Gattung Dichter, die nicht hinter oder vor dem Dichter, den sie darstellten, einherschritten, sondern mit ihm zusammen auf die Bühne sprangen, nicht nach ihm schufen, sondern mit ihm. Das schlechteste Stück konnte durch einen guten Schauspieler, der es selbst dichtend umspann und mit eigenem Blute nährte, zu einem vortrefflichen Stücke werden. Aber man durfte nachher keine Rechenschaft von ihm fordern; der Künstler wußte von keinem Dinge zu erzählen, er hatte eben gespielt, wie es ihn getrieben. Dieses geheimnißvolle Etwas im dramatischen Künstler ist das Leben, der Athem, der Pulsschlag der Bühne. Dieß will sie, kein Studium, kein was und wie, kein warum und weßwegen. Es versteht sich, daß eine ganze Anstalt nicht aus genialen Naturen bestehen kann; für die Andern sey dann die gewöhnliche Dressur, aber auch nicht das, was man Bildung und Schule nennt. Gute praktische Anweisung, Fähigkeit und lebendiger Sinn sind wahrlich ausreichend.

Sie erinnern sich, Seydelmann öfters gesehen zu haben; er war ein Beispiel, wie viel das Studium bei ursprünglichem Talent gut machen, aber auch verderben kann. In der lezten Zeit seines Wirkens war sein Talent durch innerliche Kritik gleichsam zerrieben; man sah ihn allerlei Seltsamkeiten und Manieren ausüben, die eine

Frucht seiner Studien waren. In seinen frühern Jahren war dieß nicht so; ich habe Rollen von ihm gesehen, in denen das Geniale des Moments sich kühn und stürmisch herausbildete; später kamen diese frischen Blumen immer seltener, und immer häufiger traten die Steinschnörkel und Eisblumen des Studiums hervor. Was hat er für eine lächerliche Puppe aus dem Goethe'schen Mephistopheles gemacht! und von jeder jämmerlichen Zuthat wußte er kluge Rechenschaft zu geben; hörte man ihn sprechen, so war alles gut und konnte gar nicht anders seyn. Eben so war sein Carlos im Clavigo zu Grunde gegangen durch Verkünstelung und Studium, sein Shylok gleichfalls. Nun denken Sie sich diese Kunst, dieses gepriesene Studium ohne ursprüngliche Begabung, wie sie bei Seydelmann doch so bedeutend war, und welch ein geschmackloses, papiernes Wesen wird da zum Vorschein kommen. Wir werden lauter Paragraphen einer Dramaturgie zu hören und zu sehen bekommen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lübeck, Juli.

Das norddeutsche Sängerfest.

Wir haben so eben ein schönes und bis jetzt noch seltenes Volksfest gefeiert, ein Sängerfest, zu dem 400 Sänger aus etwa zwanzig norddeutschen Städten in unsern Mauern sich vereinigt hatten. Am Abend des vorletzten Junius hielten die Liedertäfler in laubbekränzten Wagen mit fliegenden Fahnen und Bannern unter dem Jubel des Volks ihren Einzug; es fand eine herzliche Begrüßung von Seiten der Ankommenden und Empfangenden statt, die gleich den schönen traulichen Ton anschlug, der dem Feste einen so reinen Ausdruck ächter deutscher Volksthümlichkeit verlieh; die Landsmannschaft befreundete Männer beim ersten Zusammentreffen, die sich nie zuvor auch nur dem Namen nach gekannt hatten; eine in ihren Aeußerungen überaus wohlthuende Wärme des Gefühls theilte sich vom Anbeginn des Festes jedem Genossen und dem ganzen Volke mit, ein sinniger Patriotismus, der bei der leisesten Anregung zu lichtem Enthusiasmus aufloderte; und es geschah Alles aus dem innersten Gemüth heraus, mild und kräftig, nach deutscher Sitte und deutscher Art. Auf dem Markte, dort wo der langgestreckte Rücken des alterthümlichen Rathhauses mit der Börse zum rechten Winkel zusammenstößt, hielten die Sänger ihre Auffahrt, und wurden, vom Festcomité willkommen geheißen, in die ihnen gastfreundlich angebotenen Wohnungen geleitet. Später versammelten sich die Liederbrüder in den festlich geschmückten und erleuchteten Ringgewölben des Rathsweinkellers und ließen sich's wohl seyn zwischen den stattlichen, vom Alter gebräunten Stückfässern mit den freundlich blinkenden Messingbeschlägen; bis in den grauen Morgen hinein klang der wechselweise Gesang der fröhlichen Tafelrunde in den steinernen Hallen wieder. Am folgenden Tage wurden die Proben gehalten, und Abends auf der glänzend illuminirten Schützenwiese ein Volksfest gefeiert, und die ältesten Leute erinnern sich nicht, ein gleich großartiges und erhebendes in Lübeck erlebt zu haben. Tausende von buntfarbigen Lampen, in geschmackvolle architektonische Figuren geordnet, und Guirlanden chinesischer Laternen warfen ein feenhaftes Licht über den grünen Rasenteppich, in dessen Mitte sich die mit Festons, Wappen, Flaggen ꝛc. kunstsinnig geschmückte Sängertribüne erhob, und in dessen Hintergrund, von der Höhe der Vogelstange, Lübecks Wappen, der Doppeladler mit dem rothweißen Brustschilde (in kolossaler Größe) sein Feuer niederstrahlte. Zur Eröffnung des Festes wurden die auswärtigen Sänger von den hiesigen mit einem von Emanuel Geibel, der dem Sängerfest als Ehrengast beiwohnte, gedichteten Festgesange begrüßt. Diesem folgten, abwechselnd mit Harmoniemusik eines großen Orchesters, genußreiche Gesangsvorträge, vierstimmige Männerchöre; klingende Trompetenstöße riefen die Sänger zum schönen Wettstreit in die Schranken. Gegen Mitternacht sangen sämmtliche Liederbrüder mit feuriger, hinreißender Begeisterung Arndts „deutsches Vaterland" in vollem Chor, was einen unbeschreiblichen Enthusiasmus unter den versammelten Tausenden hervorrief. Am ersten Juli Morgens kam in der Katharinenkirche (vor einer äußerst zahlreichen Zuhörerschaft) das geistliche Concert zur Aufführung; sieben kirchliche Gesänge mit Instrumentalbegleitung wurden in ergreifender Weise vorgetragen. Nachmittags bewegten sich die Liedertafeln in geordnetem Festzuge vom Markte aus durch die Stadt vor das Burgthor, wo im Freien das weltliche Concert — fünfzehn theils ernste, theils heitere Lieder (Uhlands Bundeslied zum Anfang, Arndts Vaterland zum Schluß) — aufgeführt wurde. Die allgemeine und herzliche Theilnahme der Bevölkerung gab sich insbesondere an diesem Hauptfesttage zu erkennen. Viele Häuser der Stadt hatten sich mit Flaggen geschmückt; den Fahnen und Bannern im Festzuge wurden von schönen Händen Blumen gestreut und von der Menge donnernde Hoch gebracht; Kaufläden und Werkstätten waren geschlossen, alle Geschäfte feierten; die Freude war die Königin des Tages, ihrem Scepter beugte sich der geringste Arbeiter. Nach Beendigung des Concerts bewegte sich der Festzug in die Stadt zurück, in's Johanniskloster, dessen altes Refektorium mit Kunstsinn und Geschmack zu einer imposanten Festhalle umgewandelt war. Hier wurde das Festmahl (von 600 Gedecken) eingenommen, dem ein großer Theil der Staatsbehörden anwohnte. Festgesänge und Liedervorträge, Reden und Toaste, nicht minder von Laune als von tüchtiger Gesinnung zeugend, erhielten und erhöheten die frohe Stimmung während der Tafel. Dem deutschen Vaterlande und den Sängerfesten wurden kräftige Trinksprüche gewidmet; Emanuel Geibel brachte der freien Kunst einen schön gefaßten Toast. Gegen 10 Uhr wurde die Tafel aufgehoben. Die Liederbrüder hielten dann mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel einen Umzug durch die Stadt (deren Häuser in den dem Johanniskloster zunächst gelegenen Straßen illuminirt waren), um unter den Fenstern blumenspendender Damen Schlummerlieder zu singen. Beim Abzuge der Sänger am folgenden Tage fiel auf die vorüberrauschenden Fahnen und Banner aus schönen Händen ein sanfter Blumenregen nieder. Das norddeutsche Sängerfest von 1844 war zu Ende; künftiges Jahr wird es in dem anmuthig gelegenen Itzehoe begangen werden. Möchten die Sängerfeste und die Liedertafeln, deren wichtige Bedeutung Albert Schott beim jüngsten Schillerfeste in Stuttgart so kräftig hervorhob, im deutschen Vaterlande mehr und mehr Boden gewinnen; möchten die Volksgesangvereine in Stadt und Land mehr und mehr Wurzel fassen, immer allgemeiner ihren segensreichen Einfluß auf die sittlichen und socialen Zustände, auf die Geschmacksbildung ausüben, und Hüterinnen und Pflegerinnen werden nationalen Geistes und Wesens!

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 30. Juli 1844.

> The best actors in the world, either for tragedy, comedy, history. — Seneca cannot be too heavy, nor Plautus too light. For the law of writ, and the liberty, these are the only men.
>
> Shakespeare.

Ein Winter in Berlin.

(Schluß.)

Seydelmann künstlerisch ebenbürtig ist Frau Crelinger; sie hat aber zum Glück nicht so das Studium ihr Talent untergraben und verbauen lassen, sie ist als Frau schon mehr der Gewalt des Moments unterworfen, und ihr Spiel ist daher, wenn sie geistig erregt die Bühne betritt, immer noch das beste und edelste, das die Neuzeit bietet. Ihr Auge ist schön, dunkel und feurig, und sie weiß damit gut zu wirken; ihre Rede fließt mit schönem Wellenspiel von Wohlklang und Farbe des Ausdrucks dahin. Ihre Iphigenie ist ein schönes Gebilde, voll Feuer, Würde und Innigkeit. Sie vermeidet stereotype Kunststückchen, wie sie Seydelmann brachte, sie stützt sich und verläßt sich auf ihr Talent. Neuerdings hat sie sich in das Intriguenfach der modernen Lustspiele Scribes, dieses gefühl- und marklosen dramatischen Jongleurs, begeben, und da fehlt ihr die Beweglichkeit und die frivole Anmuth verderbter Weltdamen. Ihre Lady Marlborough ist nicht spitz, maliziös, verliebt und verdreht, sondern ernst und drohend, was hieher nicht paßt. Als Medea und Phädra ist sie hinreißend groß, kühn und wild. Bei der jetzigen Verfassung der Bühne ist wenig für sie zu thun; ihr Name steht auch selten auf dem Theaterzettel. Wäre ich ein dramatischer Dichter, ich würde schreiben, nur um diese herrliche Gestalt wieder aus dem Dunkel ihres Tempels hervor zu zaubern.

Nächst ihr, doch in einem ganz andern Fach glänzt Fräulein von Hagn, die auch Ihnen wohlbekannte Schöne. Sie hat das Talent, zu gefallen, nicht das Talent, gut zu spielen. Sie ist völlig ohne Studium, aber sie hat die angeborene Befähigung aller hübschen und koketten Frauen, aus sich Alles zu machen, und zwar Alles, was gefällt und was Auge und Ohr besticht. Sie hat den Sinn für die äußere Erscheinung auf's Höchste ausgebildet und jede ihrer Stellungen, ihrer Mienen ruft uns laut zu: „Dieß ist hübsch, dieß muß euch gefallen, ich hab's vor meinem Spiegel probirt, und ich habe Geschmack und Schönheitssinn.“ Ja, sie hat beides, aber wie übel fährt die Kunst mit bloß geistreicher Koketterie, die kalt berechnet, die sich nie vergißt, die nie warm wird, die immer schön, gefällig, glatt und zierlich bleibt! Es gibt nichts Unerträglicheres, als Fräulein von Hagn in der Rolle des Gretchens im Goethe'schen Faust; dasselbe gilt von ihrem Clärchen und allen wahrhaft poetischen und liebeglühenden Mädchen. Dagegen weiß Niemand so gut wie sie junge Weltdamen in reicher und

verführerischer Toilette zu geben; sie hat das, was man „guten Ton“ nennt, und ihre Manieren und Worte duften eine feine Grazie aus. Wie im Hintergrunde der Bühnenbilder der Crelinger der dunkle Quell der Poesie und Leidenschaft braust, so steht im Hintergrunde der Gestalt der Hagn immer der Toilettenspiegel, die kleine parfümirte Schönheit des Salons. Neuerdings hat sie die Unart aller Bühnenschönheiten angenommen, junge Männerrollen zu geben. Ich kann dieß nicht sehr passend und gar nicht vortheilhaft für die Kunst finden. Es leistet nur jener Frivolität Vorschub, die die Kunst ganz wo anders sucht, als wo sie der gesunde, kräftige, unverdorbene Sinn suchen und finden soll. Die Absichtlichkeit der Künstlerin, ihr Verlangen, ihre Person, nicht ihre künstlerische Mission geltend zu machen, tritt gerade in solchen Plattitüden, die die Sitte beleidigen, ohne doch der Kunst zu dienen, recht grell hervor. Wenn Fräulein von Hagn sich dem Impuls ihrer Empfindungen hingäbe, ohne diese ewige Controle der Eitelkeit, so gelänge ihrem schönen und befähigten Sinn gewiß Vieles. Ich sah die Griseldis von ihr dargestellt, und es gelang ihr, sich selbst vergessen zu machen.

Von den übrigen dramatischen Künstlern will ich Ihnen noch Weiß und Franz nennen; sie sind mir Beide in ihren Leistungen vorzüglich und bemerkenswerth erschienen. Stawinsky ist für das bürgerliche Drama mit sehr guten Mitteln in Erscheinung und Rede ausgestattet; Rüthling und Gern sind Komiker, wie sie gerade das Berliner Publikum liebt. Döring, der vielfach genannt wird, hat für die feinere und höhere Komik eine große Befähigung, und hierin möchte er wohl einzig jezt in Deutschland dastehen; für die tragischen Rollen fehlt ihm die eiserne Natur, die Kraft und Würde. Man sieht, daß er richtig fühlt und genial improvisirt, aber seine Mittel verlassen ihn. Wenn die stärkere und würdigere Erscheinung Seydelmanns mit dem Flug und dem Sturz der Gefühlsimprovisation dieses Künstlers hätte gepart werden können, so wäre ein trefflicher Darsteller entstanden. Diese Ueberzeugung gewann ich, als ich den Franz Moor von Döring sah. Wie sehr hatte ich mich auf jene erschütternde Nachtscene gefreut; aber meine Hoffnungen wurden getäuscht. Ein zerlumptes, convulsivisch zitterndes Männchen stürzte hervor, statt des gewaltigen, titanenhaften Gottesleugners, der mit seinen Worten und Mienen ein gräßliches Schrecken und Erstarren wie mit eisigem Athem über das ganze Parterre hinweht. Hier war Seydelmann in seiner guten Zeit wirklich groß und erhaben.

Der Mittel-Lahngau.

(Fortsetzung.)

Weiter führt uns der Weg stromabwärts an dem reizend gelegenen Schlosse Dehren vorbei in eine freie, fernhin sich dehnende, reiche Ebene, die durch Mannigfaltigkeit und freundliche Anmuth ersezt, was ihr von der tiefpoetischen, Ruysdaelschen Waldnatur der obern Strecken abgeht. Von einem isolirten steilen Felsenvorsprunge, der fast senkrecht der Lahn entsteigt, ragen die zwei alten Thürme der Dietkircher Stiftskirche weit in den anmuthigen Garten, welcher sich hier zu beiden Ufern des Flusses gelagert hat. Ueber dem Grabe des heil. Lubentius, des Apostels der Nassauer und des Schutzheiligen der Lahnschiffer, die heute noch den günstigen West „Lubentiuswind“ nennen, wölbt sich der altromanische einfach edle Bau. Dem eilften Jahrhunderte wohl mag diese älteste Kirche der Nassau nach den sicheren Kriterien der Styleigenthümlichkeiten ihre Entstehung verdanken, obgleich die heraufgeerbte Sage den bereits sehr harmonisch gegliederten Bau naiv in das vierte Säculum zurückschiebt, und die neuesten Topographen haben es getrosten Muthes nachgeschrieben. Im Mittelalter brüsteten sich die Städte gerne damit, den Zeitpunkt ihrer Gründung, ihrer Bekehrung zum Christenthum, der Erbauung ihrer Hauptkirche u. dgl. so weit es eben gehen wollte, in uralte graue Fernen hinauf zu drängen, wobei die sich gegenseitig überbietende Eifersucht einzelner Gemeinden häufig alles Maß und Ziel verlieren ließ, so daß selbst heute noch die Eitelkeit unserer Väter den kunstgeschichtlichen Forscher irre leitet oder ihm mindestens sein subtiles Amt recht sauer macht.

Das Aeußere der architektonisch sehr bedeutsamen Dietkircher Stiftskirche (die mit Unrecht in der sonst so vollständigen Kunstgeschichte Kuglers keine Erwähnung gefunden hat) ist überaus einfach, an der Façade zwischen den beiden Hauptthürmen fast nüchtern. Die äußern Seitenwände des Schiffes sind zwar durch ein sehr rein geformtes Rundbogenfries belebt, aber die weitere, viel wirksamere Belebung der starren Fläche durch Lissenen fehlt noch. Dieses, so wie das auffallende Vorwiegen der Wandmasse bei überaus kleinen Fenstern, würde allein schon auf die Frühzeit des romanischen Styls hindeuten. Viel schärfer aber noch treten die Eigenthümlichkeiten derselben in der Struktur des Innern hervor. Die Decke scheint ursprünglich einfaches Tonnengewölbe gewesen zu seyn; massige viereckte Pfeiler tragen die Arkaden der sehr niederen Seitenschiffe, noch nicht gegliedert durch das lebenvolle System der Halbsäulchen, welche die einfache Gewölbekonstruktion und der Mangel

der Gewölbgurten als zwecklos erscheinen ließ. — Als ganz besondere Eigenthümlichkeit verdient dabei erwähnt zu werden, daß das Aeußere des Chors noch einmal von einem Ringe ganz niedriger, auf sehr schwerfälligen Pfeilern lastender Arkaden umgürtet ist, die vielleicht nur der schroffe Abfall des Felsens hervorgerufen hat, obgleich sie jezt recht wirksam in das architektonische Ensemble eingreifen und mit der strengen Einfalt des Schiffes kontrastiren. Daß sich Renaissance und Zopf auch an diesem keuschen Denkmal einer überaus strengen, einfachen, naiven Kunstrichtung schwer versündigt haben, ist für den erfahrenen Beobachter mittelalterlicher Architekturen nichts Auffallendes. Im Innern hat es sich ein Ritter von Dehren viel Geld kosten lassen, Spitzbogen in die hart vortretenden Stirnmauern des Chors einzusprengen; eine spätere Zeit hat die Deckenwölbung in die Prosa einer platt aufliegenden Horizontaldecke verwandelt und eirunde Fensterchen in die Außenwände des Schiffes gebrochen, und der ächte Pompadourstyl hat schließlich über dem edlen alten Portal ein zwiebelförmiges Baldachin erbaut, das auf wunderlich gedrechselten Säulchen ruht. Man findets eben überall nicht besser.

Ein sanft anschwellender isolirter Berg, zur Hälfte mit dichtem Buchenwald bedeckt, welchen, den Gipfel krönend, ein Kirchlein zur Seite mehrerer Oekonomiegebäude überragt, bildet höchst malerisch das Schlußstück des Hintergrundes zu fast allen gut gruppirten Landschaftsscenen zwischen Runkel und Limburg. Es ist das kaum eine Stunde landeinwärts gelegene ehemalige Prämonstratenserkloster Beselich. Die landschaftlichen Bilder, welche sich da droben ausrollen, Westerwald und Taunus zugleich in ihren grell kontrastirenden Eigenthümlichkeiten in Einen Rahmen fassend, sind des Schauens und Bewunderns wohl nicht unwerth, und zugleich hat der Berg auch für den Geologen nicht geringe Bedeutung als einer der Knotenpunkte, wo die Basaltformationen unserer nördlichen Berge mit der Kieselformation der südlichen zusammentreffen. Doch wäre das Eine mehr Gegenstand des Genusses als der Beschreibung, das Andere bloß zu wissenschaftlicher Erörterung brauchbar, und wir würden den Punkt kaum erwähnt haben, wenn nicht der Glaubenseifer eines gemeinen Mannes vor vielleicht erst achtig Jahren in dem Bau des kleinen, häßlichen, baufälligen Kirchleins, welches sich neben den dürftigen Resten des alten Klosters erhebt, ein Wunder der Energie gewirkt hätte. Zu damaliger Zeit nämlich kehrte ein alter Soldat als Bettler aus dem siebenjährigen Kriege heim in diese seine streng katholische Heimath und faßte den seltsamen Entschluß, auf der Spitze des alten Klosterberges zu Ehren des h. Franziskus eine Kirche zu erbauen. Wahrhaft bewundernswerth war der Eifer, die Ausdauer und Klugheit, womit er das scheinbar Unmögliche in's Werk zu setzen verstand. Von den Domanialbehörden wirkte er sich zuerst mühsam die Erlaubniß aus zur Benutzung des öden, steinigten Fleckes und zugleich zur freien Fällung des Holzbedarfs. Alsdann durchzog er die umliegenden Gemeinden und forderte in begeisterter Rede zu thätiger Mitwirkung am Bau auf. Die Landleute ließen sich auch bewegen, sie fuhren willig die Steine zusammen und legten Hand an's Werk; weil es nun aber noch an den allernothwendigsten Geldmitteln fehlte, unternahm der seltsame Mann fast täglich eine Bettelfahrt, bald in die Nähe, bald in die Ferne. Bevor er auszog, stieß er seinen langen Stab in die Erde, sezte seinen dreikantigen Hut drauf und sprach sein Gebet, und nach welcher Richtung unterdessen der Wind die vorderste Spitze seines Hütleins drehte, da hinaus lenkte er seine Schritte, und selten soll er ohne eine erkleckliche Baarschaft heimgekommen seyn. So hat er sein Werk begonnen und vollendet bloß durch die unermüdliche Beharrlichkeit, mit welcher er selbst Hand an die Arbeit legte oder äußere Unterstützung herbei beschwor. Es ist zu bedauern, daß sich nur Dürftiges, Traditionelles über den merkwürdigen Schwärmer erhalten hat, zu bedauern, daß er ein paar hundert Jahre zu spät in die Welt kam; sonst würde die Weltgeschichte vielleicht seinen Namen als den eines begeisterten Glaubensheroen nennen, während er jezt bloß als ein verrücktes Kabinetsstück in der Galerie des Mysticismus erscheint oder als ein gewaltiges Genie der Bettelei. Aber nun sage man noch mit Schiller: „Es geschehen keine Wunder mehr!"

(Fortsezung folgt.)

Männlich.

Männlich im Kampfe durch's Leben zu schreiten,
Kühnen Herzens und sicheren Blicks,
Frieden im eigenen Busen erstreiten,
Draußen trotzen der Macht des Geschicks:
Das ist die Zierde des Mannes, des ächten,
Hat er nur Frieden im Busen drinn,
Draußen wird er sich Ruhe erfechten,
Eisernen Armes mit eisernem Sinn!

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Witterung. — Die Unruhen in Schlesien.

Das war ein Juni, in dem man ängstlich in die Wolken sah, ob sich nicht Schneeflocken daraus losringen werden. Mit dem ununterbrochen grauen Himmel und der Kälte könnte man sich noch versöhnen, wenn nicht nun schon seit Wochen ein schneidender Nordwind unausgesezt wehte, der

nicht selten zum Orkan wird. Es saust und kracht in unsern Gärten, die lezten Blüthen der Bäume und des Jasmins fliegen wie Schnee umher, die Rosen wagen nicht aufzubrechen, das Gras vertrocknet, nicht vom Sonnenbrand, aber unter den Staubwirbeln, die es bedecken. Es mag allüberall nicht freundlich bei solchem Wetter aussehen, aber in einem Flachlande, wo der Fleiß kaum den lockern Sand gebändigt hat, und der Wind die Felder in Bewegung sezt, ist es ein doppelt trostloses Schauspiel, den halben Boden in der Luft zu sehen. Mit Schrecken denkt man an die Schrecken des vorigen Jahrs zurück und sieht mit Bedauern die schweren Wolken mit ihren Regensäcken, die sich so gern entladen möchten, vorübergetrieben. Noch laboriren wir an den theuern Preisen verschiedener Lebensmittel von der Noth i. J. 1842; träte sie auf's Neue ein, welche Aussicht für unsere Armen! Man fürchtet die Nachrichten von der See, auch für unsere Corvette, die vor einigen Wochen von Stettin abgesegelt ist, insofern hier manches Mutterherz ängstlich dem Sohne nachblickt, der auf diesem Anfange einer Marine auch seine Seestudien anfängt. Die Sache ist weder Spielerei noch Ernst; das kleine Kriegsfahrzeug ist aber nur zu Uebungen für junge Seeleute bestimmt. Der Wiz könnte freilich die Corvette mit an die afrikanischen Küsten segeln lassen, um auch preußischer Seits am großen Kreuzzuge gegen Marocco Theil zu nehmen. Wir bedürfen indessen keines Prinzen von Joinville, um uns darin selbst zu bescheiden. Das Schiff ist ein Meisterstück von Zierlichkeit, aber als Schnellsegler in Art der Sklavenhändler so gebaut, daß es bei stürmischem Meere leichter als große Schiffe den Gefahren ausgesezt wäre.

Das Wetter stimmte zu den traurigen und so ganz unerwarteten Nachrichten aus Schlesien. Unerwartet sagte das größere Publikum; die mit den schlesischen Zuständen Vertrauten versichern, sie wunderte es nur, daß die Sache nicht schon längst zum Ausbruch gekommen wäre; noch trauriger: sie versichern, wie die Sachen stünden, sey nicht abzusehen, wie sie enden sollten, und wenn das Militär das Gebirge verlasse, sey der Brodlosigkeit nicht gesteuert, der Trieb zur Unruhe nicht unterdrückt und die gährende Masse mit den gefänglich eingezogenen sechzig oder hundert Webern nicht in's Gefängniß geschickt. Wir von hier aus können Ihnen übrigens über die traurigen Vorfälle nicht mehr berichten, als Ihre Leser aus den außerpreußischen Zeitungen bereits wissen. Unerwarteter als die Thatsache selbst war das Schweigen, welches die hiesigen und die schlesischen Zeitungen darüber beobachteten; es drückte wie ein Alp und erzeugte Gerüchte und Vermuthungen, welche die böse Sache in ein noch weit böseres Licht brachten. So ist es nun freilich nicht, wenn man den glaubwürdigen Privatnachrichten trauen darf, die allerdings die offiziellen Berichte in manchen Umständen bedeutend ergänzten und verbesserten; aber es steht schlimm, und doch blieb unbedingt das noch Schlimmere das geheimnißvolle Schweigen. Ueber die Beweggründe cirkulirten denn auch die unglaublichsten Gerüchte. Lassen wir sie ruhen. Ueber die Motive der That sind keine Zweifel. Der Hunger ist ein furchtbarer Agitator. Auch er ließe sich vielleicht durch Aussichten, wenigstens bei dem friedlichen Webervolke in Schlesien, beschwichtigen; aber man konnte ihnen nicht einmal Aussichten eröffnen. Man begnügte sich, Almosen zu versprechen und zu schicken, und der Optimismus an den grünen Tischen sagte: sie bilden sich nur ein zu hungern, aber bei uns, wo Alles so schön auf dem Papier in Ordnung ist, kann Niemand wirklich hungern. Sie hungerten aber doch. Zu Protokoll wollte es Niemand nehmen, weil man nichts zu Protokoll nehmen soll, was für eine Unwahrheit erklärt ist. Die Zeitungen sprechen wohl hie und da davon; aber die Zeitungen sind die Organe der Unwahrheit. In wie weit die Weber hungerten, und wie weit sie selbst daran Schuld sind, darüber ist noch nichts ermittelt. Ihre Leinwand fand keine Abnehmer, weil die Grenzen nach Rußland gesperrt sind, Amerika überfüllt ist mit irländischer Waare, und weil die Leinwand schlecht geworden. Weßhalb sie schlecht geworden, ob durch die Faulheit, den Schlendrian, die mangelnde Industrie der Gebirgsbewohner, oder durch die Fabrikherrn, darüber hat sich ebenfalls noch nichts ermitteln lassen. Die Ankläger gegen die Maschinen erheben ihr Haupt, und es tritt einige Verwirrung in den Parteien ein, wenn wir liberale Stimmen die Instrumente und Hebel des industriellen Fortschritts verdammen hören. Also Faulheit, Indolenz, Trunk auf einer Seite, auf der andern die Maschinenspinnereien, die chemische Bleiche haben die schlesischen Weber und ihre Produkte herunter gebracht. Dazu eine Episode in den hiesigen Zeitungen. Der hiesige Leinwandhändler Meyner, der noch dazu Hoflieferant ist, klagt laut und vernehmlich mit seiner Namensunterschrift die königliche Seehandlung an, daß sie durch ihr fabrikantisches und merkantilisches Eingreifen der Noth in Schlesien nicht allein nicht, was ihre Bestimmung gewesen, abgeholfen, sondern diese Noth noch gesteigert habe. Ja, deutlich ist sogar der Vorwurf ausgesprochen, daß sie vermittelst der Weberkollekte, welche unter ihrer Beihülfe in Berlin und anderwärts veranstaltet worden, ihre eigenen Gespinnste und Gewebe, die wenig Käufer gefunden, sich bezahlt zu machen gesonnen wäre. Daher ein Federkrieg in den Zeitungen und eine fiskalische Denunciaton gegen den Injurianten, wie die Seehandlung Herrn Meyner nennt. Die Sache macht vieles Aufsehen. Ihr Kern wird wahrscheinlich anders aussehen, als beide streitenden Theile ihn dem Publikum zeigen; hier zu weit getriebene Entrüstung über die kommerziellen Eingriffe der Seehandlung in die industrielle Thätigkeit des Publikums, dort ein zu stolzes Sicherheitsgefühl auf das Numen, unter dessen sichtbaren und unsichtbaren Flügeln dieser erste königliche Kaufmann der Monarchie handelt. Kämpfe der Art führen wenigstens zur Verständigung und zum Bewußtseyn. Wohin aber führt die wirkliche Noth und die Excesse? Zu endlosen Untersuchungen, zu Bergen von Akten und zu langjährigen Zuchthausstrafen. Wolle der Himmel, daß sie noch zu etwas Besserem führen, zur Erforschung der wahren Quellen und zur Auffindung der Mittel, dem Uebel zu steuern. Die Schuld wird hüben und drüben liegen. Die Weber sind ein erschlafftes, verdumpftes Geschlecht; der frische Bergbauch hat ihnen keinen Muth, keine Energie einzuhauchen vermocht. Vergebens hat man versucht, sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Conjunktur der Verhältnisse ihren Erwerb immer prekärer mache, daß sie auf andere Zweige der Thätigkeit sinnen sollten. Man hat versucht, sie für den Ackerbau zu gewinnen; in Oberschlesien eröffnen sich für den fleißigen Landmann, für den tüchtigen, soliden Handwerker noch reiche Erwerbsquellen. Der Boden verlangt dort nach kräftigen, deutschen Arbeitern; den großen Bergwerkbesizern würden treue, fleißige Bauern willkommen seyn, da der plözliche, aus der Erde aufgestiegene Metall- und Kohlenreichthum die dortigen Autochthonen, die Wasserpolacken, nicht zur Thätigkeit angespornt hat.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 31. Juli 1844.

> Wir sind an der Pforte eines Tempels der verblichenen Jahrtausende und Jahrhunderte. Aus Trümmern redet in unarticulirten Tönen — wie man sich die aus dem Geisterreich denkt — eine unbekannte Vorwelt zu uns herab.
>
> Johannes von Müller.

Aelteste indische Poesie.

Wo in irgend einem Felde des Wissens neue Wege gefunden werden und ganz unbekannte Gebiete vor dem Auge des Forschers sich aufthun, da darf er nicht von der Neuheit und dem Reize dieser Gestalten, die ihn umdrängen, geblendet, nach diesem und jenem greifen, von einem zum andern flattern; er geht die Straße, die ihn zu einem Ziele führt, welches seine Heimath und Mittelpunkt seiner Erwerbungen in dem neuentdeckten Lande werden soll. — So haben die emsigen Arbeiter an indischem Alterthum, seitdem der Zutritt zu den ältesten Denkmalen dieses Volkes, zu den Weda's aufgeschlossen ist, mit einer musterhaften Entsagung nur daran gearbeitet, der Grundbedingung jeder tüchtigen historischen Leistung, der Sprache dieser heiligen Schriften sich zu bemeistern, ohne auf ihren geschichtlichen und ästhetischen Werth näher einzugehen.

Man kann die Weda's nicht anders nennen, als Monumente indischer Vorzeit, Monumente, welche in großen räthselhaften Zügen ein reich bewegtes, längst verschwundenes Leben darstellen. Seit Jahrtausenden schon ist die lebendige Erinnerung und mit ihr das Verständniß dieser Zeit in den Indern selbst erloschen. Die Weda's waren erklärt, ein künstlicher Sinn für sie festgestellt und die Commentare wieder commentirt; sie waren zur einbalsamirten Mumie geworden, welche mit fremden Zuthaten bedeckt und entstellt von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt und als Reliquie bewahrt wird. Der neugierige Europäer konnte von dem Brahmanen nur erfahren, daß man eine große Masse von Schriften aus heiliger Vorzeit, göttlichen Ursprungs und göttlich verehrt besitze, daß auf ihnen Indiens geistige Bildung und die Gestaltung des Staates ruhe, daß alles Wissen seines wahren Werthes entbehre ohne Kenntniß dieser heiligen Werke. Und es war Pflicht des Priesters, diese Schätze vor jedem unreinen Blick zu verwahren.

Es war am Anfange dieses Jahrhunderts, daß der große Meister indischer Studien, H. T. Colebrooke, in seiner vortrefflichen Abhandlung „über die Weda's oder heiligen Schriften der Hindu," die Bücher namhaft machte, welche unter dieser Bezeichnung zusammengefaßt sind, Proben ihres Inhalts gab, aber bezweifelte, daß jemals diese Werke wegen ihres zu großen Umfangs könnten veröffentlicht werden. Drei Jahrzehnte später brach deutscher Scharfsinn und Fleiß die Bahn und ein Theil des umfangreichsten und wichtigsten Werks, des Rig-Weda, trat an's Licht, eine reiche Quelle neuen Wissens. Das war nicht die Sprache der indischen Schriften, welche bisher bekannt waren, nicht das Sanskrit der classischen Literatur, wohl aber ein Sanskrit,

welches jenem um Jahrhunderte vorangegangen seyn mußte, eine Sprache, welche einen Schatz später verschwundener Wörter und Formen besizt, mit deren Hülfe die verloren gegangene Sprache der heiligen Schriften des alten Persiens, der zoroastrischen Bücher, vollständig kann entziffert werden, welche nach wahrscheinlicher Vermuthung alle Wurzeln noch besizt, die in irgend einem Zweige des großen indogermanischen Sprachstammes sich finden. Und das Volk und das Leben, das in diesem Weda sich darstellt, ist nicht der in dem Thale der Gangâ weich gewordene Inder, nicht der Priesterstaat, der mit seinen Gesetzen Handlungen und Gedanken umstrikt, nicht das Volk der Büßer, Bettler und spekulirenden Anachoreten. Hier haben wir ein junges Leben, die ersten Keime der Civilisation, Stammhäupter und Priester, welchen die Götter in Nöthen Hülfe erzeigt haben und die auf diese Weise Ansehen gewinnen, Priesterfamilien, welche im Besitze der Opferhymnen sind, Kampf mit kleinen Feinden, welche Heerden rauben, Kampf mit den Elementen und den feindlichen Geistern der Nacht. Und die Götter sind nicht Brahma oder Wischnu oder Çiwa, nicht Çri oder Durgâ; es ist Indra, der Gott des Firmaments, der mit seinem Donnerkeile den Dämon der Wolke erschlägt, welche die Wasser in sich zurückhält, der sie befreit aus den Höhlen der Gebirge; Agni, das Feuer, das die Opfergabe verzehrt und zu den Himmlischen trägt; es ist die Sonne als Erzeuger und Ernährer; es ist die Morgenröthe, vor deren Strahle die Geister fliehen und die zum Gebete ruft u. s. w.

Alle Anzeichen führen darauf hin, daß das Volk, welches diese Hymnen sang, im Norden des heutigen Indiens, im Fünfstromlande und in den Thälern des Himâlaja lebte, welche reich an gewaltsamen Erscheinungen der Natur diese einfache und in ihrer Kindlichkeit großartige Naturreligion erzeugte. Und man sieht an der Mehrzahl dieser Gesänge, wie sie unter der Gewalt des unmittelbaren Eindrucks der Anschauung in lyrischer Begeisterung entstanden sind. Darum tragen sie auch nicht die leiseste Spur jenes geschminkten und weichlichen Geschmacks, welchen wir als orientalischen zu bezeichnen gewohnt sind, nicht das Gepräge und Geklingel der Kâlidâsischen Schule, nicht die wunderbare Geschwätzigkeit der großen indischen Epopöen, sondern eine Kraft und Reinheit der Anschauung, eine Fülle und Rundung der Sprache, welche zu gleicher Zeit an Homer und die Tragiker erinnert, in einfachen und doch wechselvollen Maaßen, deren Gesetze mit größerer Strenge befolgt sind, als in den späteren epischen Gedichten. Das ist die älteste indische Poesie, von welcher wir hier eine Probe geben aus derjenigen Classe von Hymnen, welche für uns die verständlichsten sind. Der lezte Gedanke dieser Gesänge, ihre religiöse Quelle ist das Gefühl menschlicher Unmacht gegenüber der göttlichen Größe und Stärke, durch welche allein auch der Mensch stark wird und sicher steht auf der Erde, und ihre Bitte ist die um Befreiung von Schuld und Sünde, um Schutz für sich und die Heerden, um Speise und andere Bedürfnisse des Lebens. Wir sind so in eine Zeit versezt, welche noch der Kindheit des menschlichen Geschlechts angehört, der die Trennung des großen, zum Träger der Kultur bestimmten Volksstammes um Weniges voran ging, in die Zeit, in welcher das Volk, das Indien einst bewohnen sollte, herabstieg aus den Umgebungen des Belur-Tag, der Quellen des Orus und Indus, um durch das Pendschab sich einen Weg nach Süden zu suchen, während die andern Glieder des arischen Geschlechtes gegen Westen ihrer Bestimmung entgegen gingen.

Es ist kaum wahrscheinlich, daß diese Hymnensammlung jemals einen deutschen Uebersetzer finde, und es wäre auch überflüssige Arbeit, wenn es zu anderem als gelehrtem Zwecke geschähe. Aber es wäre eigensüchtig, wenn eine Literatur, in welcher ein Geist weht, demjenigen der alten griechischen Gesänge ähnlich, ganz in den Händen der Orientalisten bleiben sollte. Die folgenden Proben in dem Versmaaße des Originals sollen eine Anschauung dieser Poesie geben und die Aufmerksamkeit auf sie richten; sie enthalten übrigens keine vollständigen Hymnen, ohne daß aber etwas für jenen Zweck Wesentliches weggeblieben wäre.

I.

Lobgesang auf Surja, den Sonnengott, beim Morgenopfer. (I., 50.)

Es führt hinauf der Strahlen Schaar Den Gott, der das Geborne sieht,
Surja, vor den Blick des All's;
Es stiehlt sich weg der Sternenhauf' Sammt der Nacht, wie ein scheuer Dieb,
Vor Surja, der Alles schaut.
Es erscheint seine Lichtgestalt, Strahlend auf die Geschöpf' umher
Wie sprühende Feuersgluth.
Aufgehst du vor der Götter Volk, Auf vor der Menschen Geschlecht,
Auf vor dem All am Himmel hoch.
Sühnender Gott! dein Auge, das Auf das nährende Erdenrund
Niederblickt, erhaltender Gott —
Es durchläuft Himmel, Aethersraum, Scheidet messend Tag von Nacht
Surja, der das Lebend'ge sieht.
Es führen falbe Rosse dich, Sieben am Wagen, Surja, Gott
Mit dem strahlengelockten Haupt.

Und heraus aus dem Dunkel wir Aufschauend zu dem schönen Licht
Kommen zu dir, der Götter Gott, Surja zu dir, zum höchsten Licht.
Aufgehend heute, großer Mitra, Erklimmend die Himmelshöh
Nimm' weg den Kummer meiner Brust, Nimm von mir, Gott, die blasse Furcht!

Ein zweites Stück lassen wir in einer der nächsten Nummern folgen.

Der Mittel-Lahngau.

(Fortsetzung.)

III. Limburg.

Der bedeutsame Schlußpunkt unserer aphoristisch skizzirten Bildergruppen tritt uns in Limburg entgegen. Von Limburg aus breitete in den Tagen des Mittelalters der kräftige Geist eines freien, stolzen Bürgerthums seine schirmenden Schwingen über den Mittel- und Niederlahngau; in Limburg hat sich die reichste Blüthe hierländischen Kunstsinnes entfaltet, daß sich der erhabene Dom, wie er von dem moosigen Felsgestein herab in der tiefen dunkeln Fluth sich spiegelt, den größten Meisterwerken christlich-germanischer Architektur als ebenbürtig zur Seite stellen kann. Limburg war und ist noch heute der Hauptstapelplatz des gesammten Lahnhandels und seiner geographischen Lage nach die eigentliche Hauptstadt der Nassau.

Ein überaus kostbares Vermächtniß des vierzehnten Jahrhunderts, die Limburger Chronik, zugleich als eine der ältesten und herrlichsten Urkunden altdeutscher Prosa bemerkenswerth, und von Gervinus auch nach Gebühr in seiner Nationalliteratur gewürdigt, gibt uns erwünschten Aufschluß über das alte Leben und Treiben in dieser Stadt, und läßt uns zugleich tiefe Blicke werfen in die politischen Bewegungen und Gestaltungen, welche vor fünfhundert Jahren hier in dem stillen Lahnthale sich ausgebärten aus dem Schooße einer großen Zeit. Wir glauben dieselben aber nicht besser darstellen zu können, als durch eine kurze Analyse jenes merkwürdigen, noch zu wenig beachteten Geschichtsdenkmals.

Ein alter Limburger Stadtschreiber, nach Einigen Johann Gensbein, nach Andern Tielmann Emmel geheißen, hat alles Bedeutsame, was sich von 1336 an während seines fünf-und-achtzigjährigen Lebens ereignet, in chronikenartig loser Aneinanderreihung aufgezeichnet. Allein man hüte sich, hiebei an die geistlos zusammenwürfelnde, geschwätzige Art der meisten übrigen Chroniken zu denken; denn nur ein ganz oberflächlicher Leser wird dieses und nichts Besseres in unserem Urkundenbuche erblicken. Es ist dieses vielmehr ein wahres, harmonisch gegliedertes historisches Epos, in welchem drei in großartigem Wurfe gezeichnete Charaktere durch das überall durchblickende Element politischer Conflikte in Bewegung gesezt werden. — Gerlach von Limburg ist der erste, der Repräsentant des angestammten Herrscherthums, „gar ein tugendlicher, edler Mann," eine ruhende Kraft, eine Persönlichkeit, die nicht handelnd, sondern als festes, beharrendes Gegengewicht gegen das bewegte Treiben der Uebrigen ihre Rolle spielt, wie es denn zulezt heißt, daß er „fromm und adelich gelebt, und sein Leben zu einem seligen Ende gebracht hätte. Und," fügt der Geschichtschreiber sehr naiv hinzu, „nicht um hundert Gulden würde er einem armen Manne in seiner Küche Hafermehl gegessen haben, ohne es zu bezahlen."

Ihm zur Seite steht der zweite Hauptcharakter, Kuno von Falkenstein, Erzbischof von Trier, der Repräsentant geistlicher Oberherrlichkeit, der „gekaufte Herr" der Limburger. Damals nämlich achteten es kleinere Städte, wie arme freie Leute, durchaus nicht für schimpflich und schlimm, sondern für ehrenwerth und vortheilhaft, freiwillig sich unter die Hörigkeit eines Mächtigen zu begeben, ihm gewisse Dienstleistungen und Beden zu entrichten, und dafür die Garantie seines Schutzes zu erhalten, worauf man denselben sodann den gekauften Herrn nannte. Kuno, ein energischer, thatenlustiger Mann, wird geschildert als von starkem, stattlichem, stolzem Aussehen, breiter Brust, hoher Stirne, braunem, struppigem Gelock, markirt in das volle Gesicht eingezeichneter Nase und Lippen. „Er stund auf seinen Beinen als ein Löw," fährt der Chronist fort, „und hatte gütliche Geberden gegen seine Freunde, aber wenn er zornig ward, so bauseten und floderten seine Backen, daß es doch auch herrlich anzusehen war."

Beiden geradezu gegenübergesezt wird Johannes Bope, Schöffe von Limburg, der dritte Hauptcharakter und der eigentliche Held des ganzen Buches, der muthige Vertreter des freien Bürgerthums, das sich in seiner vollen Würde und Kraft fühlt, und doch dabei an die scharf abgemarkten Grenzen des Rechtes seiner Oberherrn nicht zu tasten trachtet, eine wahrhaft große Persönlichkeit in seiner ganzen Erscheinung. Kuno wagt es zweimal, die Schranken seines Protektorats zu überschreiten und Hand zu legen an die Gerechtsame der Limburger Bürger, das einemal, indem er rundweg ihnen Ungebührliches befiehlt, zum andern, indem er schlau ihre alten Freiheiten aufzuheben sinnt; aber beidemale weist ihn die Entschlossenheit und Klugheit Johann Bope's in seine Grenzen zurück und erringt zulezt in offener

Gerichtsversammlung volle Anerkennung und Bestätigung der bürgerlichen Freiheiten. Das leztere ist vorzugsweise interessant und zu charakteristisch für die alten Sitten des Landes, als daß wir eine kurze Erzählung der Begebenheit mit Fug übergehen könnten.

Ein Schöffe von Limburg, Johann von Nuheim, hatte sich vergangen und sollte gerichtet werden. Kuno von Falkenstein und der Herr von Limburg maßten sich an, was ihnen nicht gebührte, unter den Linden zu Limburg Gericht zu halten über einen freien Bürger, der nur vor die Bürgerschaft selbst hätte geladen werden dürfen. Da sie sich aber deßhalb des Einspruchs der Limburger wohl versahen, schickten sie klug erst einen Ritter, den Herrn Dieterich Waltpode, vor die Schranken, der den Limburger Schöffen eine Wiederholung ihres alten Unterthaneneides sollte abnehmen, und eine Zusicherung der oberherrlichen Gerechtsame der beiden Herren, wodurch das Verfahren den Schein des Rechtes würde erhalten haben. Die Schöffen beriethen sich vorerst insgeheim über dieses Ansinnen, darauf aber trat Johann Bope vor „und führte," wie der Chronist sagt, „das Wort gar herrlich und stund festiglich von Anbeginn des Gerichtes bis zulezt."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsezung.)

Unruhen in Schlesien.

Das oberschlesische Volk erwirbt nur den Tag über, um es in der Nacht zu verprassen. Schwelgerei und Armuth machen verschlungene Hände und es fehlt an den nothwendigsten Arbeitern. Die schlesischen Weber wollen nur weben, und weben wie ihre Väter gewebt, höchstens leichter, schlechter. Lieber darben, als sich anstrengen. Die eigentlichen Leinwandweber waren auch nicht die Tumultuanten, es waren die Baumwollenspinner und Weber, und dazu schlechtes Gesindel, Tagediebe, Pascher von jenseits. So die Ankläger. Aber auch sie können einen Druck der reichen Fabrikherren nicht ganz in Abrede stellen. In dieser Beziehung scheint bereits die öffentliche Stimme gerichtet zu haben, und der Ostracismus hat fast einstimmig eines der reichen Fabrikhäuser verdammt, gegen welches die erste Wuth sich gerichtet hatte. Einer der hartherzigen Faktoren soll, wie bestimmt versichert wird, zu den Webern, welche sich über Herabsezung des Lohns beklagten und ihn fragten: wovon sie denn leben sollten? geantwortet haben: freßt Klee! Auch erzählt man einen andern Fall. Ein Leinwandweber hat sein Stück einem reichen Herrn für 12 Thaler angeboten, dieser aber erklärt, er könne nur 6 Thlr. geben. Der Weber ruft Gott zum Zeugen, daß es ihn selbst so viel koste; was dann für seinen und der Seinigen Magen übrig bleibe? Unter 10 Thalern könne er es nicht lassen. Der unerbittliche Handelsherr erwidert mit derselben Betheuerung: über 6 könne er nicht ohne Schaden zahlen. Der Weber zieht ab und wirft sich und seinen Ballen verzweiflungsvoll in einen Graben am Wege. Wenn ein Handelsherr geboten, so bietet kein anderer mehr; er hat ein Zeichen daran gemacht. Der Landrath, der des Weges reitet, hört das Stöhnen und Heulen des armen Mannes. Er läßt sich die Geschichte erzählen und gibt dem Weber 4 Thaler unter der Bedingung, an den bewußten Herrn nunmehr die Leinwand für 6 Thaler zu verkaufen; doch macht er für sich ein sicheres Zeichen an das Stück. Andern Tags geht er für seine Person zu demselben Händler und fordert ein Stück Leinwand von der Qualität. Er findet seine behandelte Waare heraus und soll — 20 Thaler dafür zahlen. Er findet das theuer und handelt. Mit Achselzucken aber wird ihm erwidert, man wolle gern, aber man könne nicht anders, ohne selbst Schaden zu leiden. Die Noth der armen Weber sey zu groß, man habe doch auch ein menschliches Herz und müsse geben und geben, um sie nur zu erhalten! — Wahr oder nicht wahr, die Geschichte wird erzählt und geglaubt und gibt ein Kriterium der schlesischen Zustände. Es fällt Niemand ein zu behaupten, daß der Fall nicht so gewesen seyn könne. Die Motive der That lassen sich mit drei Worten und drei Zahlen darstellen. Lieber todtgeschlagen werden, als Hungers sterben, sollen Viele beim militärischen Angriff gerufen haben. Die blassen, verhungerten Gesichter der gefangenen Verbrecher werden selbst in den Berichten unserer Zeitungen nicht in Abrede gestellt. Auch der moralische Impuls, die Hartherzigkeit eines der bedeutendsten Fabrikanten, wird weder geläugnet, noch entschuldigt. Ob und was noch anderes dabei im Spiele gewesen, läßt man hinterm Schleier ruhen, der zu Verdächtigungen so bequemen Stoff liefert. Gegen die communistischen Tendenzen der Presse hört man Andeutungen; Bettinas Königsbuch habe auf die schlesischen Weber mittelbar oder unmittelbar eingewirkt. Welche Ehre dem Buche und welch ein Respekt vor der Intelligenz der Weber! Auch in einem Liede, welches sie gesungen, will man literarische Bundesgenossen oder gar Urheber ihrer Verzweiflung wittern! Möglich, daß einen verdorbenen Studenten, einen Winkelconsulenten, deren sich Viele im Lande umtreiben und die Landleute aufhezen, seine Muse dazu in der Branntweinschenke angefeuert hat. Nach der Poesie des jungen Deutschlands schmecken die Verse nicht. Als ob ein Verhungernder noch der Lektüre bedürfte, um zu fühlen, wie er hungert! Diese Entdeckung, jezt kluger Weise von ihren Erfindern wieder desavouirt, schmeckt freilich nicht nach Scharfsinn, aber es ist eine alte Erfahrung, daß jeder das Uebel da sucht, wo er es gar zu gern finden möchte. Man fragt verwundert, warum die Zerstörungen der Tumultuanten nicht lauter die Stimme der Entrüstung aufgerufen hätten? ob denn etwa die Presse, die dazu schweige, die Thaten billige? Wem kann dieß in den Sinn kommen! Die Entrüstung der Verzweifelnden hat sich in kannibalischer Gemeinheit geäußert; aber ist die Presse berufen, ihr Verdammungsurtheil auszurufen, wo es ihr nicht einmal möglich gemacht war, das Thatsächliche auszusprechen? Was sollte sie verdammen, wo man ihr nicht zu sagen erlaubte, was geschah? Verdammt muß die That werden und gestraft; aber daß auch das Mitleid dabei lebendig ist, wer verdenkt das, ein Mitleid, das einen tragischen Charakter annimmt, wenn man nirgends eine durchgreifende Rettung und Abhülfe vor sich sieht!

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Achtunddreissigster Jahrgang.

1 8 4 4.

August.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Kunst-Blatt.

Nro. 62.

Zur italienischen Kunstgeschichte und Literatur. — Journalliteratur. 2) Journal für Kupfer- und Stahlstechkunst, Litho- und Zinkographie, Holzschneidekunst, Schrift- und Stempelschneiderei und Messing-Gravüre, so wie für Stein- und Kupferdruck nebst allen Nebenzweigen, herausgegeben von Ad. Henze. (Fortsetzung.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 63.

Zur italienischen Kunstgeschichte und Literatur. (Fortsetzung.) — Die Industrieausstellung in Paris. — Journalliteratur. 3) Giornale Euganeo di scienze, lettere, arti e varietà. Editore L. Crescini. (Schluß.) — Denkmäler. — Bauwerke. — Malerei. — Plastik. — Numismatik. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 64.

Archäologie. 1) Museum Etruscum Gregorianum; Pars prima, ex ædibus Vaticanis MDCCCXLII. 2) Etruskische und campanische Vasenbilder des königlichen Museums zu Berlin, herausgegeben von Ed. Gerhard. 3) Archäologische Zeitung, herausgegeben von Ed. Gerhard. — Zur italienischen Kunstgeschichte und Literatur. (Schluß.) — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 65.

Archäologie. 1) Museum Etruscum Gregorianum; Pars prima, ex ædibus Vaticanis MDCCCXLII. 2) Etruskische und campanische Vasenbilder des königlichen Museums zu Berlin. 3) Archäologische Zeitung. (Fortsetzung.) — Ueber die jetzige Historienmalerei in Belgien und Deutschland. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 66.

Archäologie. 1) Museum Etruscum Gregorianum; Pars prima, ex ædibus Vaticanis MDCCCXLII. 2) Etruskische und campanische Vasenbilder des königlichen Museums zu Berlin. 3) Archäologische Zeitung. (Schluß.) — Ueber die jetzige Historienmalerei in Belgien und Deutschland. (Fortsetzung.) — Literatur.

Nro. 67.

Kunstgeschichte. Die Basiliken des christlichen Roms, aufgenommen von den Architekten J. G. Gutensohn und J. M. Knapp. Nach der Zeitfolge geordnet und erklärt und in ihrem Zusammenhang mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst dargestellt von Christ. Carl Josias Bunsen. — Ueber die jetzige Historienmalerei in Belgien und Deutschland. (Fortsetzung.) — Literatur. — Biographisches. — Nekrolog. — Persönliches. — Versteigerung.

Nro. 68.

Kunstgeschichte. Die Basiliken des christlichen Roms, aufgenommen von den Architekten J. G. Gutensohn und J. M. Knapp. Nach der Zeitfolge geordnet und erklärt von Ch. Carl Josias Bunsen. (Schluß.) — Ueber die jetzige Historienmalerei in Belgien und Deutschland. (Fortsetzung.) — Versteigerung. — Ausstellungen.

Nro. 69.

Die Kunstausstellung der königlichen Akademie in London 1844. — Ueber die jetzige Historienmalerei in Belgien und Deutschland. (Schluß.) — Ausstellungen. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler.

Nro. 70.

Die Kunstausstellung der königlichen Akademie in London 1844. (Fortsetzung.) — Nekrolog. 7) Hippolyt Rosellini. — Bauwerke.

Herder's Werke in 1 Bande nunmehr vollständig.

J. G. von Herder's ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Bande
mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.
Vierte und letzte Lieferung.
Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.
Preis des vollständigen Werks 14 fl. oder 8 Rthlr.
Hübsch cartonnirt 14 fl. 36 kr. oder 8 Rthlr. 8 gGr.

Das Bedürfniß einer Ausgabe von Herder's Werken in Einem Bande, mit welcher wir die Reihe unserer compacten Editionen von Goethe, Schiller, Platen, Lessing, Klopstock ꝛc. ergänzen, ist schon längere Zeit fühlbar gewesen, um so angenehmer ist es uns jetzt, die Vollendung dieser Ausgabe in dem Augenblick ankündigen zu können, wo ganz Deutschland voll Begeisterung für den Ruhm des unsterblichen Herder die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstags allenthalben feierlich begeht.

E. Geibel's neueste Dichtung.

König Roderich.

Eine Tragödie in fünf Aufzügen
von
Emanuel Geibel.
Preis eleg. brochirt 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Vierteljahrs-Schrift 1844. 3tes Heft.

Das 3te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1844.

Juli — September.
Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Die Zwangsarbeitshäuser, ihre Zöglinge und die Vereine. — Standpunkte zur Beurtheilung der Gletscherfrage. — Ueber die Zunahme der Bevölkerung in dem mittleren Europa und die Besorgnisse vor einer Uebervölkerung. — Die Spielwuth. — Die deutsche Sprachgrenze nach ihrem gegenwärtigen Bestand, ihren Ursachen und Anforderungen. (Schluß, Ost- und Nordgrenze.) — Die organische Verbindung des Volks. — Welche Vortheile erwachsen Hannover aus dem Anschlusse an den Zollverein. — Der Pauperismus und dessen Bekämpfung durch eine bessere Regelung der Arbeitsverhältnisse. — Die Seeschifffahrt Deutschlands und ihre Hebung durch eine gemeinsame Nationalflagge. — Das Institut der Armenväter in der Stadt Zürich. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 1. August 1844.

— Looks it not like the king? —
Most like; it harrows me with fear and wonder.
Shakespeare.

Der unbekannte Büßer.

Historische Novellette aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Am ersten September 1672 wurde zum vierzigsten male die jährliche Todtenmesse für den an diesem Tage in der unglücklichen Schlacht von Castelnaudari gefallenen Grafen Moret, einen natürlichen, aber legitimirten Sohn König Heinrichs des Vierten von Frankreich, in der Abtei Saint Etienne de Caen gelesen, deren Abt er gewesen und deren Chor er erbaut hatte. Die Todtenglocke wimmerte vom Thurme herab, die Kirche war schwarz behangen, vor dem Hochaltare stand auf einem Katafalk, von hohen silbernen, in schwarzen Flor gehüllten Girandolen umflammt, ein Sarg unter einer schwarzen, mit silbergestickten Lilien prangenden und mit Hermelin breit umsäumten Sammetdecke, und auf demselben neben den äbtlichen Insignien ein silbernes Kruzifix, gleichfalls ein Geschenk des gewesenen Abtes. Der Priester las im kirchlichen Trauergewande am hellstrahlenden Hochaltar die Todtenmesse und der Chor der Priester und der Chorknaben stimmte in feierlich gehaltenen Tönen das Requiem an. Da schritt ein hochgestalteter Kapuziner mit schneeweißem gekräuseltem Hauptbaare und Barte durch die gedrängten Reihen der Andächtigen, die seinem ehrfurchtgebietenden Ansehen Raum gaben, bis zum Katafalke vor, hinter welchem er in sichtbarer Erschütterung auf die Knie sank und in sich versunken der ganzen Feier, ohne den Blick zu erheben, anwohnte. Seine Erscheinung erregte allgemeines Aufsehen, und man fragte sich, wer der fremde Mönch sey, der an dieser Todtenfeier einen besondern Antheil zu nehmen schien. Sein Anblick rief ältern Gliedern der Gemeinde eine längst entflohene Zeit zurück, und sie würden einen Geist aus jener Zeit zu sehen geglaubt haben, wenn Geister altern könnten.

Die Kirche wurde leer und der Kapuziner erhob sich. Da trat eine zarte Frauengestalt zu dem Katafalke, ließ sich auf das Knie nieder und erhob, indem sie den Schleier zurückwarf, mit einer unaussprechlichen Inbrunst Blick und Hände zum Kruzifix. Es war das Antlitz einer Matrone mit wenig gealterten Zügen von hoher Schönheit und einem unwiderstehlichen Zauber im Auge. Ein unwillkührlicher Laut der Ueberraschung von Seiten des Mönchs zog den erschrockenen Blick der Matrone auf ihn; sie erhob sich und auch ihren Lippen entschlüpfte ein gleicher Laut. Beide starrten einander als Erscheinungen aus einer andern Welt an. Der Kapuziner faßte sich zuerst, er segnete sie mit dem Zeichen des Kreuzes und einem leisen Pax vobiscum, und als die

auf's tiefste Erschütterte den niedergeschlagenen Blick wieder erhob, war er verschwunden. Sie blieb lange in Verwirrung zurück, bis einer ihrer Diener sie erinnerte, daß der Sakristan die Kirche zu schließen wünsche.

„Habt Ihr den Kapuziner gesehen, der hier am Sarge stand?" fragte sie hastig. — „Ich habe auf Ihre Gnaden vor der Kirche gewartet," erwiderte der Diener, „und habe ihn nicht gesehen; aber allen Leuten ist er aufgefallen und viele sind stehen geblieben, seinen Ausgang zu erwarten; allein er muß durch eine Seitenthüre sich entfernt haben." — „Erkundigt Euch sogleich, ob der Sakristan oder irgend Jemand ihn erkannt habe. Ich will Euch reichlich belohnen, wenn ihr ihn auskundschaftet. Ich muß ihn wieder sehen." — Sie verließ in der höchsten Aufregung die Kirche, und sobald sie in ihre Zimmer trat, eilte sie zu dem Bilde Heinrichs IV., welches kurz vor der Ermordung des großen Königs, also schon in seinem reiferen Alter, gemalt war, und der Kapuziner trat aus dem Bilde ihr entgegen. Dieselbe Adlernase und der Adlerblick, die hohe fromme Stirn, der feingespaltene Mund mit den Zügen des Wohlwollens, selbst die bräunliche Gesichtsfarbe und das gekräuselte Haar. „Es ist kein Traum!" rief sie aus, „er war es! er war es!" und mit unbeschreiblicher Sehnsucht erwartete sie die Rückkehr ihres Dieners. Dieser war dem Gebot seiner Herrin mit allem Eifer nachgekommen; allein alle Nachforschungen waren vergeblich; Niemand wußte, wer der ehrwürdige Kapuziner gewesen, noch wo er geblieben sey.

Die Dame war das Fräulein Madelaine von Marillac, die freiwillig unvermählt gebliebene Tochter des unglücklichen Marschalls, der als ein Freund der Wittwe Heinrichs IV., der Mutter Ludwigs XIII. und der Großmutter des damals regierenden Ludwigs XIV., Marie von Medicis, vom feilen Parlament zu Dijon verurtheilt, als Opfer der Intrigue des Kardinals Richelieu, des allgewaltigen und allgewaltsamen Ministers Ludwigs XIII., durch das Beil des Henkers gefallen war. Sie hatte Graf Moret, den die Königin Mutter selbst für den seinem Vater ähnlichsten der Kinder ihres Gemahls erklärte, in ihrem achtzehnten Jahre in den Zimmern derselben fast täglich gesehen. Er war Abt von Savigni, St. Victor, St. Etienne de Caen und von Segni. Die geistliche Kleidung war nicht seine Wahl: sie war ihm als ein reicher Fürstenmantel umgeworfen; ein Harnisch hätte seiner Neigung mehr entsprochen. Seine liebenswürdige Persönlichkeit, die Anmuth in seinen Bewegungen, sein gebildeter Geist, die menschenfreundliche Güte in seinen Zügen entflammten die feurigste Leidenschaft für ihn in Madelaine's Herzen, die durch die Gewißheit der Gegenliebe reiche Nahrung erhielt. Beide waren noch in dem glücklichen Alter, in welchem die Liebe keine Hindernisse kennt und kein größeres Glück, als Hingebung an den Geliebten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mittel-Lahngau.

(Schluß.)

Johann Bope bekennt, daß Kuno ihr gekaufter Herr sey, der Junker von Limburg ihr angeborener. Nunmehr will Dieterich Waltpode die Gerechtsame der beiden Obern anerkannt haben. Die Schöffen berathen sich abermals und alsdann nimmt Bope wiederum das Wort. Er zählt genau alle Verpflichtungen der Limburger auf, und die beiden Edeln glauben wohl schon gewonnen zu haben, als er schließlich hinzufügt: „Doch wissen wir auch von einem Recht, daß die Herren an keinen Bürger von Limburg tasten sollen, noch über ihn richten, die Schöffen hätten denn zuvor Gericht gehalten und Urtheil gesprochen, worauf an Jene nur eine Berufung freistehet." Waltpode versucht es nun weiter zu wiederholten malen durch listige, verfängliche Fragen den Limburgern ihr Recht zu entwinden. Jedesmal aber treten die Schöffen zusammen und die Rede Bopes wird immer mit dem wörtlich wiederholten epischen Refrain eingeführt, daß er „gar herrlich das Wort genommen und festiglich gestanden habe," und jedesmal weiß er in der That den Pfiffen der Ritter seinen unerschütterlichen, doch bescheidenen Freimuth und so triftige Gründe entgegen zu stellen, daß dieselben zuletzt ohne alle Einschränkung den Schöffen das Gericht für alle Zukunft überlassen müssen. „Und all die anwesenden Grafen, Herren, Ritter und Knechte," schließt unser Berichterstatter, „verwunderten sich der großen Fürsichtigkeit, und Einer sah den Andern an, als ob sie wollten sprechen:

Der Has ist uns entgangen,
Den wir wollten han gefangen.

und gaben den Schöffen große Ehr ob ihrer Weisheit, und also schieden sie von hinnen."

Es ist etwas außerordentlich Geisterfrischendes, die kernige Schilderung dieser großartigen Bethätigung eines an freisinnigen Institutionen erstarkten Nationalbewußtseyns zu verfolgen, zumal in unserer Zeit, die Aehnliches erstrebt, und sich an dem gerechten Stolze zu erfreuen, womit das Mittelalter seine wahre Größe erkennt und über sie das rechte Urtheil zu fällen weiß. So rechnet es sich auch unser Chronist am Schlusse jener eben erzählten Begebenheit als etwas Großes an, daß er so

Denkwürdiges erlebt; daß er „dieß Urtheil verstand und in Schrift fassen konnte zu Ehr und Herrlichkeit der Stadt Limburg."

Um diese in großem Wurfe gezeichneten Hauptbegebenheiten schlingt sich sodann in unserm Geschichtsbuche der vielfarbige, musivische Rahmen lose an einander gereihter Zeitereignisse, die uns für die Zwecke des vorliegenden Aufsatzes eben nicht groß interessiren können; aber näher berührt es dieselben schon, daß zugleich eine sehr vollständige Geschichte hierländischer Volkspoesie geliefert wird, so wie ein fortlaufendes Modejournal.

Erfreulich ist es, aus dem ersterwähnten Punkte zu ersehen, wie innig damals Leben und Kunst verwachsen waren, wie sich jede bedeutendere Begebenheit sogleich in den concreten, lebensvollen Gestaltungen der Poesie eine Stätte im Gedächtnisse des Volkes zu sichern wußte, nicht minder, wie das religiöse Moment unmittelbar das volksthümliche durchdringt und so jene einfachen Liedchen zu wahren „politischen Zeitgedichten" des christlich-romantischen Mittelalters stempelt, daß sich unsere modernen, sogenannten politischen Dichter ein rechtes Exempel daran nehmen könnten. Diese poetische Auffassungsweise war aber auch gleichmäßiges Gemeingut aller Stände, und jener Gerlach von Limburg wird neben einem armen, aussätzigen Barfüßermönch als der trefflichste damalige Liederdichter unserer Gegend erwähnt.

Was nun noch schließlich die oben erwähnte fortlaufende detaillirte Beschreibung der jeweiligen Moden in der Kleidertracht betrifft, so hat dieß freilich im Einzelnen wenig Bedeutung mehr für uns; doch aus dem Umstande, daß ein geistvoller Mann, der so große Dinge würdig zu erzählen weiß, zugleich auf die unmittelbar daran gereihte Beschreibung von Hosen, Wämmsern und Mützen 2c. Gewicht legt, mögen wir Eins uns merken, wie eng sich damals Alles, selbst das Aeußerlichste, an das innere Leben des Volkes knüpfte, wie die phantastischen Trachten des Mittelalters nicht etwas Willkührliches, Zufälliges, sondern in dem Geiste der Zeit Gewurzeltes waren. Unsere heutigen Moden wurzeln freilich höchstens in dem grillenhaften Hirn der Pariser Schneider, drum können wir eben nirgends mit ihnen zurecht kommen, und es wäre allerdings ergötzlich genug, wenn z. B. Schlosser in seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu Ende jedes Abschnitts etwa einen kurzen Auszug aus den betreffenden Jahrgängen der allgemeinen Modezeitung geben wollte. — Auffallend ist bei diesem Gegenstande die Bemerkung unseres Chronisten, daß schon damals in den Lahngegenden ein ungemein schnelles Wechseln der Tracht selbst bei gemeinen Leuten und Bauern sich gezeigt habe: „also wer heuer ein Meister war von den Schneidern, der war über ein Jahr ein Knecht." Und an einem andern Orte ruft der greise Geschichtschreiber mit wahrhaft komischem Pathos aus, entrüstet über die Mode allzu langer Aermel: „Du junger Mann, der noch soll geboren werden nach hundert Jahren, du sollt wissen, daß die Kleidung dieser gegenwärtigen Zeit nichts an sich genommen hat von schlichter oder reicher Schönheit. Ihre Sitte ist vielmehr von eitel Hoffart erfunden worden." — „Da trug man Stausen (Manschetten) an den Aermeln, die gingen beinahe bis zur Erde, und wer die allerlängsten trug, der war der Mann." Ich sage, diese Bemerkungen aus so alter Zeit sind um so auffallender, da auch gegenwärtig in den Lahngegenden fast alle Spuren volksthümlicher, von den Vorvätern überkommener Trachten verschwunden sind, während ganz nahe liegende Distrikte dieselben in der schärfsten Consequenz bewahrt haben. An der mittlern Lahn war eben schon frühe durch den Einfluß des Handels und des trierschen Pfaffenwesens eine gewisse allgemeine Bildung heimisch geworden, die dann nicht verfehlen konnte, in dieser Beziehung nivellirend zu wirken. So sind auch hier alle ächten Volkslieder längst vergessen, und wenn der Bauer hinter seinem Pfluge geht, pfeift er wohl eine Arie aus dem Fra Diavolo oder der Stummen von Portici.

Der Limburger Dom, ein bewundernswerthes Meisterwerk romanischer Architektur, die reich entfaltete Blüthe, in der ältern, einfachern Deutkircher Stiftskirche bis auf das Detail als Knospe vorgebildet, während sie in den romanischen Baudenkmalen der untern Lahn bereits sich auszublühen und durch Manierirtheit ihre unmittelbarsten Reize einzubüßen beginnt, hat in unsern Tagen vielfach die gebührende Aufmerksamkeit der Künstler und Aesthetiker auf sich gezogen, und seitdem man überhaupt begonnen hat, mittelalterliche Kunst in ihrer organischen Entwickelung, in ihrem Hervorsprossen aus dem innersten Lebenskeime jener Völker und Zeiten aufzuzeigen, ist so mancherlei, mitunter Tüchtiges über den Limburger Dom gedacht und geschrieben worden, daß wir eine nähere kunsthistorische oder ästhetische Analyse des Werkes hier für ziemlich müßig erachten und uns begnügen, auf Moller's vortreffliches Kupferwerk zu verweisen, so wie in Betreff des Historischen auf F. H. Müller's Beiträge zur Kunst- und Geschichtskunde.

Der Glanz und Reichthum des alten Limburg ist verschwunden, nicht einmal an Ausdehnung und Bevölkerung möchte es früheren Zeiten gleichkommen; denn mit den veränderten Handelswegen mußte auch hier der Handel bis auf ein Geringes zusammenschmelzen, und wenn schon immer noch Bischofssitz, hat die Stadt doch auch jene Bedeutung verloren, welche ihr in den Trierschen Zeiten als einem Centrum und Stützpunkte priesterlicher Herrschaft zukam. Aber die Nachwirkungen der alten Verhältnisse blieben bis heute noch unverkennbar dem

Leben und Treiben der Limburger eingeprägt. Den Rheinländern scheinen dieselben daher näher verwandt, als den übrigen Bewohnern des Lahnthales; ein lustiger, freisinniger Menschenschlag, sind sie keineswegs in dem engherzigen Partikularismus der Nachbarstädte befangen, und man möchte meinen, die Gegend, welche hier plötzlich frei und weit wird, habe ihren Bewohnern auch geistig einen weiteren Horizont eröffnet, als den zwischen steilen Waldbergen und Felsenriffen eingeengten Nachbarn an der Ober- und Niederlahn, wenn uns nicht überliefert wäre, wie sich diese Verhältnisse meist auf historischem Wege gestaltet haben. In Limburg blühte seit uralter Zeit ein kräftiges, freies Bürgerthum, die übrigen Städte an der Lahn dagegen waren fast Alle von jeher die Residenzen kleiner souveräner Grafen und Fürsten; hierin liegt wohl hauptsächlich der Schlüssel zur Erklärung des schroff geschiedenen Geistes, der noch heute in diesen Orten weht.

W. H. Riehl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Weitling. — Aktienwesen.

Die Weberunruhen im Gebirge waren, wie sich jezt ergibt, nur das vereinzelte Schütteln einer allgemeinen Dröhnung. Daß die Regierungen darauf aufmerksam und sehr aufmerksam bleiben müssen, versteht sich von selbst; ob nun gerade mit Mitteln wie das, das uns so eben aus Magdeburg berichtet wird, laß ich dahin gestellt. Der berühmte Communistenchef Weitling wurde per Schub von seinen Züricher Freunden bis Magdeburg abgeliefert, um hier die versäumten drei Jahre preußischen Militärdienst abzuverdienen. Weitling ist 36 Jahre, hatte einen europäischen Ruf und eine Vocation nach Amerika, die freilich von ihm selbst ausging. Kluge Regierungen, wie die österreichische, freuen sich, wenn ihre Mißvergnügten freiwillig den Wanderstab nach Amerika ergreifen wollen; von den gegenwärtigen Machthabern in den reaktionären Kantons dasselbe zu fordern, wäre unbillig. Das Stück sieht wie ein Stück der Rache aus, von Zürich bis Magdeburg einen Schneidergesellen mit militärischem Schub zu senden, um ihm noch einen nachträglichen Abschied zu geben, der sich aus den Gesetzen, selbst mit schweizerischer Interpretation, nicht heraus interpretiren ließ. Von der Wuth der Züricher Faktionäre durfte man sich einer solchen Maßnahme versehen, und unsere Regierungen mußten einen so ihnen überlieferten Verbrecher aufnehmen und nach den Gesetzen mit ihm verfahren; es steht indeß zu erwarten, daß man die nächste Gelegenheit ergreift, um sich seiner zu entledigen. Einsteckung in's Militär ist in Preußen, Gott sey Dank, keine Strafe mehr, es ist eine Ehrensache jedes Bürgers; aber durch die civilisirte Welt sollte man doch die Erkenntniß voraussetzen, daß man durch Einsteckung vielleicht Verbrecher bestraft, aber Meinungen nicht unterdrückt. Weitling könnte im Glorienschein des Martyrthums erscheinen; glücklich, daß die communistischen Tendenzen in unserem Volk an und für sich wenig Anklang gefunden haben, sonst wäre das das rechte Mittel, sie zu verbreiten.

Gleichzeitig mit den Weberunruhen und dem Tumulte in Breslau war bei uns der große Aktienjammer, dessen Wehen noch nachvibriren. Der Unfug war groß, es war aber nur die schmutzige Hefe über einem bewegten Wasser; eine ganz natürliche Erscheinung, die man ruhig hätte ihren Gang gehen lassen sollen. Man ließ sich durch das Hülfsgeschrei Einiger irren, und griff durch ein Gesetz ein, um das Uebel nur noch schlimmer zu machen. Darüber ist jezt jeder Unterrichtete hier einverstanden, doch rügt man den Mißgriff nicht mit der Bitterkeit, welche dem Volkswitz sonst zu Gebote steht, da man die wirklich gute und wohlwollende Ueberzeugung, welche dem Publikum zu Hülfe kommen wollte, wohl anerkennt. Man hilft sich jezt von allen Seiten redlich und nach Kräften, um die Folgen des großen Hülfeakts zu verwischen. Auch um der scandalösen Scenen willen, welche auf der Börse in Folge des Gesetzes sich ereigneten, ließ man die Sache lieber ruhen. Uebrigens blüht der Aktienhandel fort, nach wie vor, und wird durch kein Gesetz, das aus den Wolken in's Leben greifen will, unterdrückt werden können, so lange für den soliden Kaufmann die Erhaltung seines Kredits das höhere Gesetz ist und das industrielle Vertrauen sich auf die Eisenbahnen geworfen hat. Zu beachten ist auch, daß sehr viele kleine Kapitalisten, selbst Wittwen, ihr Geld in Eisenbahnaktien anlegten, nicht um zu spekuliren, sondern um den Zinsgenuß davon zu ziehen, welchen ihnen die zu rasche und willkührliche Herabsetzung des Zinsfußes in Staatspapieren und Pfandbriefen entzog. Daß leztere jenes war, wird wohl jezt nicht mehr bestritten. Noch eine gemeinnützige Folge: das Gesetz wäre wahrscheinlich anders geworden, wenigstens wären seine Folgen anders ausgefallen, wenn es öffentlich berathen wäre, wenn das Publikum an den Argumenten dafür und dawider Theil genommen hätte. Es sollte uns überraschen, wir sind aber nicht mehr für Ueberraschungen gestimmt. Es sollte uns wohlthätig überraschen, aber seine Wirkung war eine andere, als der beste Wille vorausgesehen hatte. Was ist nun seine mittelbare Wirkung? — Daß gerade im ruhigern Theil unseres Publikums sich merkwürdige Umwandlungen der Ansichten über Fragen und Dinge herausstellen, gegen welche Eisenbahnen und Aktienhandel als unbedeutend zurücktreten. Dem neu errichteten Handelsamt wäre man früher gewiß mit Vertrauen entgegen gekommen; die angehängten Beschränkungen, die halb nur sichtbaren Protestationen im voraus, daß die zu Rath gezogenen Kaufleute sich nur ja nicht einbilden sollen, sie würden eine Stimme dabei haben, daß Alles der höheren Weisheit zu entscheiden überlassen bleibe, daß man ihre Meinung nur in freundlicher Condescendenz anhören wolle, rangiren das neue Institut nicht über die andern Institute hinaus, welche schon da waren und überall sich von selbst verstehen, wo ein Richter, Verwaltungsbeamter oder Minister über Gegenstände einer Fachwissenschaft sich Raths erholen muß, da man von keinem Allwissenheit verlangt. Auch die Aussprüche der weisesten Kaufleute dürften übrigens das Vertrauen des Publikums nicht unbedingt für sich haben, so lange ihre Gutachten oder Verhandlungen hinter Mauern und spanischen Wänden gehütet werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 2. August 1844.

Anmuthig Thal, laß mich an deinen Höh'n
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn!

Goethe.

Briefe aus dem Werrathal.

Von Amalie Winter.

Erster Brief.

Gott behüte uns vor dem Badeleben! sagt wohl mancher, der einige Saisons in verschiedenen Bädern verlebt und das Badeleben in seiner ganzen Langeweile der physischen Pflege und geistigen Ermattung kennen gelernt hat. — Gott behüte mich vor einer kleinen deutschen Provinzialstadt! habe ich wohl tausendmal schon in meinem Leben ausgerufen. Viel lieber ein Dorf und das Landleben im eigentlichsten Sinne des Wortes, mit allen seinen prosaischen Attributen, mit Bauern, Knechten, Einsamkeit und landwirthschaftlichen Gesprächen; nur nicht die kleine Stadt! Sogenannte Kleinstädterei ist ein Auswuchs der Civilisation, eine Verzerrung geselliger Zustände, ein Mißverstehen der Natur und der menschlichen Ansprüche, in meinen Augen das Fürchterlichste von der Welt. Das Sprüchwort: ländlich, schändlich, ist auch gewiß nur auf kleine Landstädte gemünzt worden. Sah ich eine solche auf der Landkarte, so dachte ich gleich an neugierige Nachbarn, schlechte Handwerker, mangelhafte Kindererziehung, an enge, mit Vorurtheilen und schlechten Steinen gepflasterte Straßen; ich dachte an die Weiberkaffees, die Rivalität der besten Kuchen, an Strickstrumpfgespräche, kurz an Alles, was die Phantasie nur Unangenehmes in den kleinen Städten zu finden vermeint. Du kannst dir also denken, mit welchem Grauen ich in Salzungen einfuhr und wie ich meinen dortigen Badeaufenthalt mir schon in Gedanken als eine Prüfung in meiner Lebensgeschichte anrechnete.

Um so angenehmer fand ich mich also überrascht, als ich meine Wohnung betrat und den schönen See von meinem Fenster aus erblickte. — Ich war kaum einige Stunden in Salzungen, als ich mich schon im Voraus versöhnte mit Allem, was man in der Fremde entbehren muß an Bequemlichkeit und Comfort der eigenen häuslichen Existenz. — Salzungen liegt an der Werra, zwischen dem Rhöngebirge und dem Thüringer Wald, und vereinigt mit der Saline auch ein treffliches Soolbad. Dieses suchte ich auf, und von hier, aus einer der lieblichsten Gegenden Deutschlands, schreibe ich dir. Der schöne herrliche See liegt vor mir und hält mir täglich einen Spiegel vor, worein ich schauen kann — was ich schauen will. — Ich bewundere den See am Tage, wenn er in den Sonnenstrahlen erglänzt und schimmert, am Abend, wenn der Mond eine lange Feuersäule hineinbaut bis in die tiefste Tiefe, und dann Feuerfunken sprühen läßt. Ich bewundere ihn beim

Sonnenuntergang, und würde ihn wohl auch beim Sonnenaufgang bewundern — wenn man nicht zu lange schliefe. Während der See in seinen Tiefen so manches Geheimniß birgt, ja sogar an manchen Stellen bodenlos seyn soll, spielen die Fische leichtsinnig und stumm auf der Oberfläche und die Kinder nicht minder leichtsinnig, wenn auch lärmend, am Rand; die Pferde finden eine willkommene Schwemme, die Leinwandbleicher eine gutes Wasser, und das praktische Leben spottet des romantischen. Von der Ferne nimmt sich aber selbst das Praktische gut aus und belebt die Landschaft. — Hübsche Gärten liegen um den See; die Gartenkunst ist indeß noch nicht weit gediehen — wozu auch? Die Natur ist so schön, man braucht die Schönheit nicht durch künstliche Zusammenstellungen hervorzubringen. Das nützliche, prosaische Gemüse nimmt viel Platz ein, und die hundert Sorten von Riesenstiefmütterchen, die tausend verschiedenen Rosenarten und die aristokratischen Stammbäume der Georginen sind, wie es mir schien, noch nicht eingeführt.

Wenn du statt des Promenadenweges nach dem Seeberg, der am andern Ufer des Sees liegt, den Fahrweg einschlägst, eine Art von Hohlweg, wo man oft nicht rechts und nicht links sehen kann, wirst du überrascht. Du wandelst neben einer Hecke dahin, harmlos, ohne auf irgend etwas gefaßt zu seyn, als auf das baldige Ende dieser Hecke; und siehe da, wie sie aufhört, ist es, als rollte ein Vorhang in die Höhe, und das ganze schöne Panorama liegt vor dir: Seeberg, See, Salzungen, Berge, Wiesen, Felder; du meinst die ganze Welt mit einem Blick zu umfassen. Und gehst du nun weiter, aber wieder auf nicht gewöhnlich betretenem Pfad, über eine Barriere hinaus — eine Barriere will zwar heißen, daß man nicht darüber hinaus gehen soll; ich that es aber doch, und ein Abgrund gähnte zu meinen Füßen; es war ein Steinbruch, welcher Steine geliefert hatte zum Wiederaufbau von Salzungen, als es vor vielen Jahren abgebrannt war. Noch immer ist der schroffe Felsen kahl, aber unten stehen dunkle Fichten, ein grüner Rasenteppich dazwischen. So dunkel und heimlich ist's da unten, daß man meint, der Natur in's Herz zu sehen. Die ganze Welt erschien mir hier wie eine Blume, wie eine dunkle Riesengeorgine: der Kelch vor mir, rings umher die Blätter, die äußersten waren die Bergspitzen. Wie ein Insekt steht der bewundernde Mensch darin.

Und solche Riesenblumen steckt die Gottheit vor, solche bindet sie zu Sträußen und windet Kränze daraus. Solche bewundert nun auch wohl ein Jeder, er mag nun Christ oder Philosoph seyn; er mag glauben was er will, diese Blume gefällt ihm, obgleich sie nur als bescheidenes Veilchen dasteht neben der großen, ewigstrahlenden Sonnenblume. — Daß doch die Menschen sich so viel mühen, streiten, quälen, um sich einen Begriff von der Gottheit zu machen, wenn sie in großen Momenten das Bedürfniß haben, anzubeten! Ich denke so ungern, ich finde es oft Zeitverlust; gewöhnlich, wenn man sich auf's Denken legt, wirft man um im neuen Jahre, was man im alten als wahr erkannt hat. Das Denken ist ein Emporsteigen auf einer Leiter, wo man die zurückgelegten Sprossen zerbricht; man kann nicht wieder zurück, und weiß doch nicht, ob man wirklich, indem man weiter stieg, auch höher hinauf gekommen ist. Das Kind, welches Gott erkennt, wie er, ohne Beine und in Wolken gehüllt, im Bilderbuch steht, die Jungfrau, die ihn im Himmel sucht, die Bürgersfrau, die ihn vorzugsweise in die Kirche logirt, sind sie weniger glücklich als der Pantheist, der in allen Dingen und auch in sich selbst die Gottheit ahnt und verehrt? — Wer nicht mehr an Gottes Immediat-Einwirkung glaubt, glaubt an die Nothwendigkeit einer Verkettung von Umständen; wer nicht mehr hoffen kann, als Engel ewig zu leben, meint, er und sein Thun gehe auf andere Weise nicht verloren, jedes Wort, jede That wirke fort bis in alle Ewigkeit. Fortleben will ein Jeder. Ist die Gottheit wirklich wie eine große Urflamme und sind aller Wesen Leben nur die an derselben angezündeten Lichter, die als Altarkerzen oder Astrallampen, als Talglichter des Armen, als Oellämpchen des Bettlers brennen, ohne die Urflamme zu verringern; brennt diese ewig klare und helle Flamme nur klar und hell, wie nun auch das Gefäß ist, welches sie enthält, dann, dächte ich, wäre es ziemlich einerlei, ob das Flämmchen ganz ausgepustet wird, oder als glimmender Docht noch existirt. Der Einfluß, den auch das Infusionsthierchen auf die Ewigkeit hat, wenn es sich rechts oder links krümmt, indem sich die Nachbarthierchen dann auch darnach krümmen und die Erde dadurch nach tausend Jahren eine unmeßbare Erhöhung bekommen hat, die sie sonst nicht erhalten haben würde, diese Art von Einfluß scheint mir nicht beneidenswerth, und der äußerste Ring, den der in's Wasser geworfene Stein an ferne Küsten treibt, dünkt mich auch kein trostverleihendes Symbol des ewigen Fortwirkens menschlicher Thaten. Der Mensch bedarf einer ewigen Glückseligkeit, oder gar nichts Ewiges. Selbst für diese Welt bedarf er ein Glück, um gut zu seyn. — Zum Glück ist er geschaffen, seine Natur ist darauf berechnet. Die Kindheit hält das Unglück für unmöglich, die Jugend wird davon überrascht und meint daran zu sterben; der Glaube an das Unglück und an ein Verschmerzen, das ist das Alter.

Ich habe nicht gefunden, daß die Religion des Menschen irgend einen Einfluß auf seinen Charakter oder Lebenswandel übt; der Schroffe bleibt selbst dann schroff, wenn er die christliche Liebe am höchsten stellt, schroff im Pietismus, während der milde, edle Charakter auch ohne Christenthum mild und edel ist. Der Rationalismus

macht eben so wenig vernünftig für das Leben und lehrt eben so wenig Leidenschaften überwinden, als der Pantheismus und alle Glaubens- und Ansichtsbekenntnisse der ganzen Welt. Dem ungeachtet fühle ich mich immer geneigt, zu fragen, wie die Menschen sind, die sich zu einer neuen Glaubensansicht bekennen, und stellt Jemand eine neue Philosophie oder Lebensmoral, einen Leitfaden für Verstand und Herz auf, so frage ich immer: war er so gut wie Christus und war sein Wandel so rein?

(Fortsetzung folgt.)

Der unbekannte Büsser.

(Fortsetzung.)

Die Königin Mutter, in Zwiespalt mit ihrem königlichen Sohne und besorgt für ihre persönliche Sicherheit bei den Ränken des Kardinals, den sie erhoben, daß er ihr Werkzeug seyn sollte, das Scepter Frankreichs in des schwachen Ludwigs Hand zu führen, und der sich dessen allein bemächtigt hatte, war zu Richeliens innerer Freude zum zweitenmale nach Brüssel entwichen und hatte Madelaine, die sie sehr liebte, mit sich genommen. Hier boten ihr Spanien, Oesterreich und Savoyen Hülfe an, den Undankbaren zu stürzen, wenn sich Herzog Gaston von Orleans, ihr zweiter Sohn und muthmaßlicher Erbe des Thrones, bei der schon lange kinderlosen Ehe des Königs, an die Spitze stellen wollte. Herzog Gaston, den Richelieu nicht minder haßte, folgte dem Rufe der Mutter, und Graf Moret, sein Lieblingsbruder, begleitete ihn gern. — Da ließ Richelieu die Acht über alle Begleiter der Königin und des Herzogs als Hochverräther verhängen und, um ihnen die Rückkehr nach Frankreich zu vergällen, den verhafteten Vater Madelaines ohne erwiesene Schuld nach vierzigjährigen treuen Diensten enthaupten.

Die Kunde von dieser Gewaltthat empörte die Gemüther, besonders der Königin Mutter und Gastons. Moret wurde durch die Verzweiflung der Geliebten zur Rache entflammt. Herzog Gaston, der wähnte, daß ganz Frankreich sich für ihn erheben würde, beschloß, mit einer Reiterschaar in Südfrankreich vorzudringen, an dessen Grenze ihm Spanien ein Hülfskorps von 6000 Mann in Roussillon bereit hielt, und Graf Moret nahm fünfhundert polnische Reiter in Sold, mit denen er sich Gaston anschloß. — In der Nacht vor dem Aufbruche hatte er noch eine geheime Zusammenkunft mit der Geliebten, die vor den Gefahren zitterte, denen er entgegen ging. Er sprach ihr mit jugendlicher Zuversicht Muth ein und gab ihr sein Ehrenwort, wenn er im Kampfe unterliege, so solle ihr sein Geist, wenn es möglich sey, die erste Kunde von seinem Tode bringen. — Das war ein leidiger Trost, aber es war doch ein Trost für ihr Herz, und sie schwor ihm dagegen, nie einem andern Manne anzugehören, sondern dann seinem Geiste in's Grab zu folgen.

Der Einfall geschah in Languedoc, wo Herzog Heinrich von Montmorency, ein Taufsohn und Liebling Heinrichs IV., dem Marie von Medicis eine nahe Verwandte vermählt hatte, Statthalter war. Der Herzog konnte die Söhne seines väterlichen Königs nicht zurückweisen, obgleich der Einbruch voreilig, gegen seinen Willen und seinen Rath geschah. Er wurde dafür des Hochverraths angeklagt, aller seiner Würden entsezt und geächtet, und trat jezt an die Spitze des kleinen Heeres, das durch seinen Heldennamen Richelieu furchtbar wurde. Marschall Schomberg rückte in Eilmärschen mit einem schwachen Corps in Unter-Languedoc ein, Marschall de la Force in Ober-Languedoc, und Richelieu selbst mit dem Könige und einem wohlgerüsteten Heere von 20,000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern war von Paris aufgebrochen. Montmorency eilte, der Vereinigung der beiden Marschälle zuvorzukommen und Castelnaudari zu besetzen. Hier traf er auf das Corps des Marschalls Schomberg und bereitete sich, bei seiner Ueberlegenheit des leichten Sieges gewiß, zur Schlacht. Graf Moret erhielt die Anführung des linken Flügels, der durch einen Hohlweg vorrückte, mit dem Gebot, nicht eher hervorzubrechen, bis er das Zeichen empfangen, daß der rechte Flügel, den Montmorency führte, und das Centrum unter Herzog Gaston zur Schlacht bereit seyen.

Als Moret den Feind erblickte, vermochte er seine Kampflust nicht zu zügeln. Es war seine erste Waffenthat. Er brach an der Spitze seiner streitlustigen Polen, ohne das Zeichen des Angriffs zu erwarten, aus dem Hohlwege hervor, und ihn empfing ein Hagel von Kugeln, der ihn zu Boden streckte. Seine Begleiter zogen ihn aus dem Getümmel und trugen ihn tödtlich verwundet in den Wagen Herzog Gastons, weigerten sich aber nach dem Falle ihres Führers, weiter zu kämpfen. Montmorency wollte mit seinem Flügel die Schlacht wieder herstellen. Ein breiter Graben trennte ihn vom Feinde. Er sezte, durch eine Kugel am Halse gestreift und gereizt, mit gewohnter Kühnheit über den Graben und trug den Tod in die Reihen des Feindes. Schon hatte er mehrere Reihen durchbrochen, als eine Kugel sein Roß traf, daß es todt niederfiel. Seine Mannschaft war zurück, das Centrum unter Gaston unbegreiflicherweise unthätig, und Montmorency wurde gefangen. Das Parlament zu Toulouse verurtheilte ihn als Hochverräther, Richelieu hinderte die Begnadigung, um welche

Gaston bei der Versöhnung mit seinem königlichen Bruder und alle Großen des Reiches flehten und zu der Ludwig selbst sehr geneigt war, und das edle Haupt fiel im Hofe des Stadthauses von Toulouse vor der Bildsäule Heinrichs IV. durch das Beil des Henkers. — Graf Moret wurde sterbend in das Kloster der geistlichen Frauen von Prouilles gebracht, deren Aebtissin ihn aufnahm, und der Kriegsbericht meldete seinen Tod. — Hätte er diesen Schreckenstag überlebt, wie hätte auch das längste Leben eine so unheilvolle Unbesonnenheit abbüßen können!

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Die Allgemeine Preußische Zeitung. — Die Stadtverordneten. — Die Rinnsteine. — Dombau.

Eine wahre Erquickung für das Publikum, welches durch die offiziellen Berichtigungen und Erklärungen sich selten erwärmt fühlt, war die des Finanzministeriums gegen einen Artikel im Wönigerschen Staat über angebliche oder wirkliche Zolldefraudationen innerhalb des Zollvereins. Das war die rechte Sprache, hört man selbst unsere Bürger sagen, wie man von oben herunter sprechen muß, wenn es eindringen und wir daran glauben sollen. Würdig, ernst, von allen Seiten die Sache beleuchtend, nicht vornehm, absprechend, hitzig. Wenn doch unsere Staatszeitung auch so spräche! — Man ist jezt im Publikum gegen die Allgemeine Preußische Zeitung zu sehr eingenommen. Gerade ihre heftigsten Artikel, z. B. die viel besprochenen über Shakespeares Cäsar, gegen Mundt, Herwegh u. A., weichen auf vortheilhafte Weise von dem bisherigen Ton ab, welcher gerade das Publikum verlezte. Es war der kalt vornehme, von oben herunter absprechende, schulmeisterliche, den Erwachsene so ungern ertragen und nach der Berechtigung fragen, mit ihnen so zu reden. Jene Artikel, die so großen Anstoß erregten, sind von ganz anderer Art, mit unbezweifeltem Talente geschrieben, vielleicht Meisterstücke einer Parteikritik. Wie sie in eine Zeitung kommen, welche ehemals eine Staatszeitung war, ist freilich eine andere Frage. Die radikale Partei hat am wenigsten Recht, sich über die ungemessene Heftigkeit solcher Artikel zu beklagen, wenn sie ihrer eigenen frühern Artikel sich erinnert. Die liberale aber sollte sich freuen, denn eine Sache, welche nur noch mit solchen Waffen vertheidigt werden kann, gesteht dadurch selbst ein, daß sie den lezten Verzweiflungskampf um die eigene Erhaltung ficht. Man nennt jezt als Verfasser, nach manchen andern Vermuthungen, einen Ihrer Landsleute, welcher unter der Rohmerschen Fahne in der Schweiz sein Tirocinium durchgemacht und jezt hier eine Anstellung bei der Bibliothek gewonnen habe. Herweghs Schwiegervater soll ihn um der Schlußworte jenes Aufsatzes willen: suicida, parricida, hier wegen Injurien belangt haben. Ihr Korrespondent ist kein Freund von Injurienklagen, die aus Uebertretungen der Preßfreiheit (?) hervorgehen. Wie die Richter hier aus ihren Büchern entscheiden werden, ist ungewiß; als Geschworener würde ich wenigstens ihn freisprechen. Es ist ein hitziger, heftiger Parteikampf. Hat Herwegh minder giftige Pfeile gegen seine Gegner geschnellt? Und was schadet es ihm! Ein so heftig Angegriffener hat unbedingt die Theilnahme des Publikums für sich. Th. Mundt kann sogar von Glück sagen, so angegriffen zu seyn. Seine Vorlesungen über unsere socialen Verhältnisse haben dadurch eine zweite Auflage erlebt. Ich wünschte vielmehr der viel besprochenen Zeitung, daß sie in dieser Art fortführe, um wieder eine positive Richtung zu erhalten. Seit dem Eingehen des politischen Wochenblattes fehlt es der Partei an einem Organ für sich selbst, und uns andern an einem untrüglichen Wassermesser, um täglich zu sehen, wie hoch die Reaktionsfluth steigt. Freilich wäre es dann gut, wenn die Zeitung nicht allein den „Staat," sondern auch die „Allgemeine" und vor allem das „Preußische" von ihrem Schilde wegließe.

In unserer Stadt sind die Wahlen ihrer Verordneten eben wieder vor der Thür gewesen. Es gibt nichts Ruhigeres als diese Wahlen — für das übrige Publikum, das nicht mit zu wählen und nicht gewählt zu werden braucht in eine Versammlung, die zweimal durch Majorität für das Prinzip der Oeffentlichkeit stimmte und es plözlich von selbst wieder fallen ließ, als die Luft aus den höhern Regionen nicht günstig dafür zu wehen schien. Der persönlichen Ehrbarkeit der Verordneten tritt der Umstand nicht zu nahe, er beweißt nur, wie weit zurück bei der Menge in gewissen Beziehungen noch der Bürgersinn in der höhern Bedeutung ist. Doch hat sich Jemand, wahrscheinlich ein erstes Beispiel, der Dr. Runge, den Wählern seines Bezirks als Kandidat zum Stadtverordneten selbst vorgeschlagen, indem er eine besondere Schrift drucken und vertheilen ließ, in welcher er seine Grundsäze für die Verwaltung des Gemeinwesens auseinandersezt. Man hat ihn nicht zur Wahl gelassen, weil er in dem Bezirk, wo er Eigenthümer ist, nicht zugleich wohne. Seiner Seits ist dagegen Protest eingelegt und die Wahlhandlung, wie man vernimmt, suspendirt worden. Es ist wenigstens ein Zeichen einer mehreren Lebensregung. — Beim trockenen Wetter tritt der alte Uebelstand unserer Stadt, die übelriechenden Rinnsteine, wieder recht in die Sinne; besonders in den neuen Stadttheilen, wo auch die bisherigen Kanäle noch keine rechte Communikation haben, verpestet das stehende Wasser die Atmosphäre. Wenn doch diese Appellation an die Nasen, gerade zur Zeit der Stadtverordnetenwahl, von Wirksamkeit wäre! aber noch vernimmt man von keiner Regung dort für die von so vielen Seiten gewünschten und in's hellste Licht gestellten Bewässerungsplane. Einige wollen freilich behaupten, die Plane seyen bei der ebenen Lage Berlins unmöglich, das Wasser habe keinen Abfluß; was aber ist in jeziger Zeit der Mechanik unmöglich? Die Selbstübernahme der Gasbeleuchtungsanstalt von Seiten des Magistrats, behaupten Andere, sey es vorzugsweise, was zur Zeit noch die Aufmerksamkeit von diesem wichtigen Gegenstande ablenke. Der viel besprochene, projektirte Dom soll dagegen zur Wahrheit werden, und schon sieht man den Anfang wenigstens darin gemacht, daß einige alte Baulichkeiten abgebrochen werden. Eine terrassirte Erhöhung des Lustgartens auf der Schloßseite, gewiß eine Verschönerung Berlins, steht damit in Verbindung. Uebrigens ist bekannt, daß keines der vielen, von den verschiedensten Architekten eingereichten Projekte beim neuen Dombau zur Anwendung kommt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 186.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 3. August 1844.

Hast du die schöne Morgenröthe gesehen? Sie leuchtet hervor aus Gottes Gemach: ein Strahl des unvergänglichen Lichts, die Trösterin der Menschen.

Herder.
nach dem Hebräischen.

Aelteste indische Poesie.

(s. Nr. 185.)

II.

Lobgesang auf die Morgenröthe. (I., 113.)

Dieß Licht, der Lichter höchstes, ist erstanden,
Ein bunter Glanz ist rings umher geboren;
Der Morgenröthe hat die Sonnentochter, *
Die Nacht, zu neuem Schaffen Raum gegeben.

Und strahlend mit dem Strahlen-Sohn' erschien sie,
Der dunkle hatte ihren Sitz bereitet;
So folgen sich der ew'gen Schwestern Schritte,
Die Eine löscht der andern Farb' am Himmel.

Auf gleichem ungemess'nem Pfade schreiten
Die Schwestern wechselnd, wie der Gott sie lehrte,
Voll süßen Thaus, einmüthig, vielgestaltig;
Es kreuzt sich nicht, es steht ihr Lauf nicht stille.

Man schaut die lichte Spenderin der Wahrheit,
Sie hat die hellen Thore uns geöffnet,
Sie führt die Welt heraus und zeigt uns Schätze;
Die Morgenröthe wecket alle Wesen.

Sie folgt dem Pfade früh'rer Morgenlichter,
Die Erste derer, die von nun an kommen,
Erleuchtend und was Leben hat erregend,
Erweckend, was im Tode hat gelegen.

Zum Opfer hast das Feuer du geschaffen,
Durch's Sonnenauge uns die Welt enthüllet,
Die Menschen zum Gebete aufgewecket:
Ein Werk so hehr, als irgend Götterwerke.

Wie lange ist's, daß sie sich gleich geblieben,
Die vormals strahlten, künftig leuchten werden?
Mit Sehnsucht strebt sie jenen alten nach
Und leuchtend froh geht sie voran den andern.

Vergangen sind die sterblichen Geschlechter,
Die einst die Morgenröthe leuchten sahen;
Wir durften heute ihre Strahlen schauen,
Vergehen werden, die sie künftig sehen.

---

* Die indischen Erklärer geben dieser Stelle eine von der obigen Auffassung etwas verschiedene Deutung. Der Sinn aber ist auf jeden Fall der, daß die Nacht, wie sie von der Sonne gezeugt ist, selbst die Morgenröthe aus sich hervorgehen lasse, damit diese wieder die Sonne hervorbringe.

Der unbekannte Büsser.

(Schluß.)

Welch schreckliche Kunde für Madelaine! Sie warf sie in eine tödtliche Krankheit, in welcher sie immer den Geist des Geliebten erwartete, um ihm in's Grab zu folgen. Er kam nicht, die Jugend überwand die Krankheit, aber eine unwiderstehliche Sehnsucht trieb sie zu seinem Grabe. Marie von Medicis willigte endlich in ihre Rückkehr nach Frankreich und sie eilte zu den geistlichen Frauen nach Prouilles; aber die Aebtissin hatte wegen der Aufnahme des Geächteten ihre Würde verloren, und das Grab war nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Keine Todtenmesse ward für ihn gehalten; nur die Abtei Saint Etienne de Caen stiftete ihrem Abte, ihrem Wohlthäter, eine jährliche Todtenfeier. Diese zog Madelaine nach Caen. Sie schmückte den Sarg mit der liliengestickten Sammetdecke und wohnte der Feier stets mit gleicher Rührung bei, mit dem sehnlichen Wunsche, daß sie nur noch Einmal in sein liebes Auge hätte blicken können. Jezt schien ihrem Herzen dieser Wunsch erfüllt. War es sein Geist, dem es vielleicht erst nach so langen Jahren — (was sind irdische Jahre für die Ewigkeit!) — möglich geworden, sein Wort zu lösen? — Sie vertraute einer Freundin dieses erschütternde Wiedersehen, und es verbreitete sich die Sage, der verstorbene Abt von Saint Etienne sey bei seiner Todtenfeier erschienen. Dieß Gerücht gelangte an den Hof Ludwigs XIV., und die arme Madelaine wurde ein Gegenstand frivolen Scherzes; sie fühlte sich aber beseligt in dem Glauben, der Geist sey gekommen, sie abzurufen, und die Folge der gewaltigen Erschütterung schien diesen frommen Glauben zu bestätigen.

Wieder wimmerte die Todtenglocke vom Thurme herab, die Kirche war schwarz behangen, vor dem Hochaltare aber stand dießmal ein offener Sarg und darin lag Fräulein von Marillac, die Wohlthäterin der Abtei, nach ihrer eigenen Anordnung im einfachen Nonnengewande, und das Requiem ertönte. Siehe, da schritt der ehrwürdige Kapuziner wieder durch die erstaunten Reihen der Andächtigen. Er trug eine eben gebrochene weiße Lilie in der Hand, trat zum Sarge, betrachtete mit wehmüthigem Blicke die vom Tode wenig entstellten holden Züge, segnete die Todte mit dem Zeichen des Kreuzes und legte die Lilie auf die erstarrte Brust; dann sank er hinter dem Sarge in tiefster Zerknirschung auf's Knie und verweilte so im Gebete, bis die Feier geendigt war.

Der Sakristan hatte den Abt auf den Betenden aufmerksam gemacht, und als er sich erhob, näherte sich ihm der Abt mit Ehrfurcht und erkannte den Bruder Jean Baptiste, der aus Spanien gekommen, vor einigen Jahren die Eremitage des Cardelles bei Saumür in Besitz genommen und sich mit päbstlicher Vollmacht als Generalvikar der Eremiten ausgewiesen hatte. Er kehrte von der Visitation der Diöcese zurück, hörte von dem Tode des Fräuleins von Marillac, das er, wie er sagte, früher gekannt habe, und fühlte sich dadurch bewogen, ihrer Todtenmesse anzuwohnen. Der Abt lud ihn zur Erquickung in die Abtei ein; er lehnte es aber dankbar ab und sezte seinen Weg nach Saumür fort.

Die Aehnlichkeit mit Heinrich IV., wie er ihn aus Bildern kannte, schien dem Abt so auffallend, daß er den Vorgang nach Hofe berichtete. Colbert, der Minister Ludwigs XIV. schrieb an den Abt von Asnières in der Nähe der Eremitage des Cardelles und trug ihm auf, nähere Erkundigung über den Eremiten einzuziehen und ihn im Namen des Königs zu fragen, ob er ein natürlicher Sohn Heinrichs IV. sey. „Ich sage weder nein noch ja," antwortete der Eremit; „nur wünsche ich, daß man mich seyn lasse, wer ich bin." — Der Abt berichtete diese Antwort und fügte hinzu: „Der fromme Bruder Jean Baptiste bewohnt die Eremitage seit einigen Jahren, und es scheint ein Gelübde und eine Buße seinen Mund über seine Abkunft und sein Alter zu verschließen. Seine große Aehnlichkeit mit König Heinrich IV. wird ihm oft zum Aergerniß, und er hat selbst geäußert, er würde sein Gesicht schon längst entstellt haben, wenn er es nicht für eine Sünde gegen Gott hielte." — „Es ist genug," äußerte Ludwig XIV., als er dieß gelesen, „daß dieser Eremit ein rechtschaffener Mann ist; da er nicht gekannt seyn will, so müssen wir ihn im Frieden lassen und uns nicht seinem Willen widersetzen."

Der Bruder Jean Baptiste starb im Geruche der Heiligkeit im Jahr 1691 in seiner Eremitage und antwortete dem geistlichen Freunde, der im lezten Augenblick ihn beschwor, sich ihm zu erkennen zu geben: „Ich bin vierzig Jahre lang bemüht gewesen, mich zu verbergen, und du willst, daß ich in einer Viertelstunde die Mühe von vierzig Jahren verlieren soll?" Er nahm sein Geheimniß mit sich in's Grab.

Reinbeck.

Briefe aus dem Werrathal.

(Fortsetzung.)

Ich habe einmal eine Predigt geschrieben, ich weiß nicht wo und wann? über das Pfingstfest. — Als die Jünger begeistert waren und alle Sprachen redeten, da sagten die andern Menschen: „sie sind voll süßen Weins."

Und das geschieht noch immer. So wie ein Mensch von einer andern Idee durchdrungen ist, so versteht man ihn nicht und sagt: „er ist voll süßen Weins." Wer glaubt, was ein Anderer nicht glaubt, oder wer nicht denkt, was der Andere denkt; wer eine neue Kunst treibt, die man nicht versteht, ein Haus aufführt nach fremder Bauart; wer liebt, wo Andere nicht lieben, strebt, kämpft, weint, die Hände ringt, hofft, zweifelt, verzweifelt und vergeht: er ist in der Zuschauer Meinung voll süßen Weins. Das kommt daher, weil wir noch immer an dem babylonischen Thurm bauen. — Er will nie fertig werden und doch auch nicht einfallen; die Sprachverwirrung dauert fort, so lange Menschen leben. „Sie sind voll süßen Weins," sagt der Christ, wenn die Pantheisten ihre Theorien enthüllen. Dasselbe versichert der Pantheist, wenn er die Christen an ihrer geoffenbarten Religion hängen und glauben sieht, und so ergießt Jeder eine Sündfluth des süßen Weines über alle Ansichten, die er nicht theilt, nicht kennt und nicht kennen will.

Was wirst du von mir denken, wenn du diesen Brief liesest, worin so viel über nichts, oder so wenig über so viel gesagt ist, wenn du berechnest, daß du bis jezt eigentlich noch nichts über Salzungen erfahren hast, wonach du fragtest? Ich verspreche dir die Namen aller Reisebeschreibungen zu schicken, die dich orientiren können. Ich sage dir nur, die Soole ist gut, die Badeanstalt trefflich, der Badearzt sorgsam und gewissenhaft, die Leute freundlich und die Welt schön. Solltest du Soolbäder nehmen wollen, so komm hieher.

Zweiter Brief.

Solltest du also Soolbäder brauchen, so wird man dir sagen, daß die hiesigen besser sind als irgend welche, sogar inhaltreicher als die Kreuznacher, ganz von Salz gesättigt, auch ergiebiger die Quelle. Da ist kein Knausern mit der Soole, kein ängstliches Zumessen der Tröpfchen; freigebig und ungemessen strömt es in dem Brausebad auf die Leidenden herab; reichlich werden die Bäder angefüllt, und wenn die vom Gouvernement bestimmten Salzvorräthe hergestellt sind, dann läuft die schöne Soole unbenuzt davon in die Werra. Ich meinte, die Fische müßten davon gesalzen seyn, oder wenigstens das Wasser. Daß wir Frauen so wenig Begriff von den Quantitäten haben! Welcher Gelehrte war es doch, der den Frauen einen Plaz zwischen Männern und Affen anwies?

Die Werra beneide ich oft, nicht wegen dieses Salzwassers, sondern wegen des schönen Landes, das sie durchströmt; das ist wie ein Park. Sie begießt indeß dieses Land öfters, als wohl nöthig wäre, und gibt oft Darstellungen von der Sündfluth im Kleinen. Wenn man dem Lauf der Werra von Salzungen aus entgegengeht, sieht man eine freundliche Häusergruppe im Thal; das war einst ein Kloster; es heißt auch noch Allenkloster. Oben darüber stand eine Burg, Namens Frankenstein. Du möchtest gewiß eine hübsche Geschichte wissen von einer Nonne oder von einem Mönch, oder von dem Burgfräulein und dem Ritter, die dort herabschauten; ich kann dir nicht damit dienen. Mönche und Nonnen müssen sehr unglücklich gewesen seyn mit dem schönen Thal vor sich und dem Blick in die Welt, die ihnen verschlossen war. Vielleicht hatten sie Erinnerungen, welche schmerzten, und keine Hoffnung, welche erquickte; die armen Unglücklichen! Gibt es überhaupt etwas Schlimmeres, als die Gräber für Lebendige, die das Mittelalter so hegte und welche die neuere Zeit wieder in's Leben rufen möchte?

Wenn man den Rüdsamberg besteigt, sieht man das Allenkloster und den Seeberg zugleich, und kann also die vergangenen Jahrhunderte recht bequem dem neunzehnten an die Seite stellen. Die jetzige Sonntagsgeselligkeit ist freilich eine ganz andere Institution, und liefert leider überall, selbst wenn sie auf den höchsten Berg versezt würde, einen Beweis von der Verflachung unserer Civilisation. — Unsere halbe Bildung ist an vielem Unglück Schuld. Während die ganze und wahre Bildung die Frau jeder Stätte und jedem Verhältniß anpaßt, wo das Schicksal sie hingestellt hat, befähigt die halbe Bildung sie nur für eine Stätte, für die öffentlichen Vergnügungsorte, nur für ein Verhältniß, für die Gesellschaft. Diese Geselligkeitsliebe ist Schuld, daß im Mittelstand Niemand mehr wohlhabend, Niemand mehr zufrieden ist mit dem, was er hat, daß Alles reich werden will, und immer reicher. Die Töchter müssen französisch lernen und Musik, anstatt waschen und kochen; sie sticken, anstatt zu spinnen und zu nähen; sie halten Modejournale und werden so gesellschaftslustig wie die Mütter, nur noch mehr, da sich Alles steigert. Auch die halbe Bildung steigert sich, und so sonderbar das klingt, sie wird nur halber dadurch, anstatt sich zu ergänzen. — Solche Frauen passen freilich nicht in die Urwälder von Amerika, um in neuen Ansiedelungen ihren Kindern eine freie und sorgenfreie Heimath zu gründen. Solche Frauen passen überhaupt an sehr wenig Orte und in sehr wenig Verhältnisse; sie passen nirgends hin — als an öffentliche Vergnügungsorte.

Ich habe mich wieder verirrt, meine Freundin; eigentlich wollte ich dich gleich nach Mähra führen, und zwar über den Grundhof, einen hübschen, stillen, romantischen Aufenthalt. Ein kleiner See, der mit dem großen Salzunger in Verbindung stehen soll, Wald, Wiesengrund, schöne Bäume; im Wiesengrün ein Stahlbrunnen, der das Auge stärkt, wie das Grün, dem er

entquillt. Die Welt ist wie ausgeschlossen; um so überraschender dringt sie auf dich ein, wenn du über die Berge nach Salzungen zurückkletterst. Da liegt Alles zu den vom Steigen ermüdeten Füßen, aber so schön, daß man keine Müdigkeit fühlt.

Wie beschämend ist doch für den Menschen diese große, weite Natur! wie klein ist er darin, er, der sich so wichtig macht! Man sollte gar nicht mehr an sich selbst denken, nicht an das, was man entbehrt, wünscht und hofft, sondern dankbar seyn, daß man Augen hat, um solche Berge und Thäler zu sehen.

In Möbra ist Luther aufgewachsen; die Mutter ward da schwanger mit ihm, dann ging sie nach Eisleben, später kam sie wieder zurück. Ich kann mir Luther recht denken, wie er als pausbackiger Bauernjunge da im Dorfe herumgelaufen ist und sich mit den andern Knaben gebalgt hat. — Er hat gewiß eine tüchtige Faust geführt und ist wohl auch eigensinnig gewesen, denn der vom Verstand geleitete Eigensinn gibt Charakterfestigkeit. Das Haus trägt indeß gar keine mittelalterliche Spur mehr; ich hoffte mich mit Erinnerung an Luther zu berauschen, ich hoffte zu begreifen, durch welche äußern Umstände die Protestationslust sich ihm in die Adern geschlichen habe, aber ich fand nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Dorffeste. — Eisenbahnen.

Der Sommer hat bis jezt nicht gehalten, was das Frühjahr versprochen hatte; es regnet häufig und meistens am Sonntage. Auf den Sonntag harrt nun aber die ganze Umgegend von Paris aus Spekulationsgeist. Im Winter kann dieselbe mit der Stadt nicht wetteifern, und wenn sie sich belustigen will, muß sie selbst zur Stadt gehen. Anders im Sommer; da ist die Umgegend sicher, daß sich die Pariser aus ihrer engen und lichtarmen Stadt hinaus machen, um Athem zu schöpfen und etwas Grünes zu sehen, und nebenbei sich zu belustigen. Ich spreche hier nicht vom Pöbel, welcher das ganze Jahr hindurch am Sonntag aus der Stadt eilt, um in den umliegenden Schenken schlechten und wohlfeilen Wein zu trinken, sich auch wohl zu berauschen, sondern von den Wohlhabendern, welche ihrer Landlust am Sonntage ein Opfer bringen, das heißt, auf der Eisenbahn nach St. Cloud, Versailles, St. Germain fahren und daselbst den Sonntag zubringen können. Für diese sehr zahlreichen Klassen veranstalten die Munizipalbehörden ihre Dorffeste, welche sie so lange als nur möglich dauern lassen, das heißt zwei oder drei Sonntage nach einander; für denselben Theil der Pariser Bevölkerung läßt man in den Gärten der königlichen Lustschlösser die Wasser springen. In diesem Sommer aber haben die Gewässer von oben herab den Parisern den Genuß der Wasserkünste in den königlichen Lustgärten verleidet, und vergebens haben die Maires der Dörfer um Paris zwei- und dreimal die Herrlichkeiten ihrer Dorffeste angekündigt. Vorigen Sonntag war Dorffest zu Montrouge; dabei gaben die Marionettentheater, welche bei allen dergleichen Festen in der Umgegend von Paris eine Hauptrolle spielen, zum erstenmal die Mystères de Paris, nach ihrer Weise zugerichtet. Sie wurden aber, während dieselben Geheimnisse auf der Bühne des Theaters der Porte St. Martin nach der Bearbeitung des Verfassers des Romans drei bis vier Stunden lang das Publikum in Athem halten, in drei Viertelstunden abgefertigt. Der von einem Jahrmarkte zum andern wandernden Gesellschaften, welche für ihre Sehenswürdigkeiten Buden aufschlagen, gibt es eine Menge, und sie bilden eine eigene Menschenklasse, in welcher besonders die Paillasses, welche den italienischen Bajazzos entsprechen, eine wichtige Rolle spielen; sie müssen das oft sehr zähe Publikum bewegen, in die Tasche zu greifen und die erforderlichen paar Sous herauszulangen. Auch Paris hat dergleichen Unternehmer, welche sich vorzüglich auf dem Boulevard du Temple ansiedeln, auch wohl eine leere Bude mitten in der Stadt auf ein paar Wochen miethen. Aber ihr eigentliches Element sind die Jahrmärkte und Dorffeste in der Provinz. Manche durchziehen ganz Frankreich und gleichen den Zigeunern; Andere sind etwas vornehmer, bleiben in der Umgegend der Hauptstadt, drücken sich in ihren Reden an's Volk zierlicher aus und haben ausgesuchtere Späße; auch sind sie besser in den Tagesbegebenheiten bewandert und wissen, was dem Volke eben mundet. Die in den Pyrenäen oder in der Bretagne herumwandernden Jahrmarktstruppen kennen wohl noch keine Mystères de Paris und halten sich noch an Napoleons Feldzüge, oder sogar an die Sage von der Genovefa von Brabant. — Wenn ich von der Umgegend von Paris spreche, so meine ich einen Durchmesser von 20 deutschen Meilen. Mittelst der Eisenbahnen und der Diligencen kann jezt ein Schauspieler heute Abend auf einem Pariser Theater und morgen im Theater zu Orleans oder zu Rouen spielen, und übermorgen wieder in Paris. Die großen Eisenbahnen, welche von Paris nach der Grenze sich erstrecken sollen, sind freilich zum Theil erst noch Projekte; aber jezt wird es doch Ernst. Die Kammern haben die Gelder bewilligt, und nun wird sogleich Hand an's Werk gelegt werden. Hat sich Frankreich in dieser Hinsicht von andern Ländern überflügeln lassen, so wird es dagegen durch die großartigen Versuche, welche auf den Vorschlag der Minister von den Kammern beschlossen worden sind, andern Nationen mit einem großen Beispiele vorangehen. Einige Millionen daran zu wagen, um neue Erfindungen im Eisenbahnwesen zu prüfen, ein solcher Entschluß macht Frankreich Ehre. Die gesammte Welt kann die Resultate benutzen, ohne daß es ihr das geringste Lehrgeld kostet. Es sollen dieser Versuche in Allem drei stattfinden; zwei derselben beziehen sich auf französische Erfindungen, der dritte auf das bekannte pneumatische System. Zu diesem Endzwecke soll eine Bahn in der Umgegend von Paris angelegt werden. Es soll eine Doppelbahn werden; während man auf der einen das irländische System in Ausführung bringt, wird auf der daneben hinlaufenden Bahn die vom französischen Mechaniker zu Arras, Hullette, erfundene Verbesserung desselben Verfahrens versucht. Für Frankreich, welches keinen Ueberfluß an Steinkohlen besizt, wäre es von großer Wichtigkeit, wenn sich das pneumatische System bewährte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 30.

Sonnabend, 3. August 1844.

[311] So eben ist in unterzeichnetem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Topographie Athen's

von

W. Martin Leake.

Zweite Ausgabe.

Uebersetzt von

J. G. Baiter und H. Sauppe.

Mit acht Tafeln.

8. broch. 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr.

Außer einem viel billigeren Preis zeichnet sich diese von allgemein anerkannten Gelehrten besorgte Uebersetzung vorzüglich noch dadurch vor dem Original aus, daß die in dem Werke citirten griechischen Stellen in Noten wieder gegeben sind.

Meyer & Zeller in Zürich.

---

[327] **Subscription wird in allen Buchhandlungen angenommen auf:**

Systematischer Bilder-Atlas

zum

Conversations-Lexikon.

Vollständig 500 Blatt in 4to., in 120 Lieferungen zu dem Preise von 6 Ngr. = 22 kr. rhein. = 18 kr. C.-M.

Die ersten beiden Lieferungen dieser **wissenschaftlich geordneten, schön ausgestatteten und ungemein wohlfeilen**

Ikonographischen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

sind in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten und wird daselbst auch ein ausführlicher Prospectus ausgegeben. Es bildet ein selbstständiges Ganzes, schließt sich aber auch an alle die zahlreichen Originalausgaben, Nachdrucke und Nachbildungen des **Conversations-Lexikon** an, zunächst an die neunte Auflage desselben. Das Werk erscheint in 120 Lieferungen, jede zu 4—5 Blatt, und in der Regel werden monatlich 2—3 Lieferungen ausgegeben, so daß sich die Auslagen auf mehrere Jahre vertheilen.

Die neunte Auflage des Conversations-Lexikon erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften und kostet jedes Heft auf Maschinenpapier 5 Ngr., jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.; jeder Band auf feinem Schreibpap. 2 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. 3 Thlr.

☞ **Frühere Auflagen** *des Conversations-Lexikon werden gegen diese neunte Auflage unter vortheilhaften Bedingungen umgetauscht, worüber eine ausführliche Ankündigung in allen Buchhandlungen zu finden ist.*

Leipzig, im Juni 1844.

F. A. Brockhaus.

---

[306] Im Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig** ist erschienen und durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

Die Sirene

Oper in 3 Akten von

D. F. E. Auber.

Klavierauszug der einzelnen Gesänge.

Nro. 1—12. 5—20 Ngr.

Die Partitur dieser Oper ist ebenfalls durch die genannte Verlagshandlung zu beziehen.

---

[326] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nationale

Rechtserzeugung und Rechtsbildung in Deutschland.

Ein Vortrag

für die Versammlung der Advokaten in Mainz bestimmt

von

Fr. Rödinger,

Rechts-Consulent in Stuttgart.

gr. 8. in Umschl. geh. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[278] Im Verlage der Liter.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Denkmale der Baukunst

vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert

am Niederrhein.

Herausgegeben

von

Sulpice Boisserée.

72 Blatt Kupfer (worunter 2 Bunte) und 6 Bogen Text.

Neue im Preise ermäßigte Ausgabe.

In 12 Lieferungen von je 6 Blatt Kupfern. Folio.

Je nach dem Wunsche mit deutschem oder französischem Text.

Preis des jetzt vollständigen Werkes 21 fl. 36 kr. oder 13 Rthlr.

Gebunden in Sarsenet 24 fl. rh. oder 14 Rthlr. 12 gGr.

Der Preis der ersten Auflage war 48 fl.

Da das obige Werk in der ersten Ausgabe wegen seines hohen Preises nur eine sehr geringe Verbreitung erhalten konnte, so halten wir es für nöthig, die Freunde älterer Architektur, denen es noch nicht bekannt seyn sollte, mit den Gesichtspunkten bekannt zu machen, von

welchen aus der Herr Verfasser desselben bei der Zusammenstellung und Ausarbeitung ausging.

Derselbe sagt in der Vorrede: „Wir kennen in keinem Lande eine Gegend, wo sich so viele und so bedeutende Bau-Denkmale aus der ersten, größern Hälfte des Mittelalters erhalten haben, als an den Ufern des Niederrhins von Koblenz bis Köln, und in der Umgebung dieser beiden Städte. Nirgend findet man in einem so kleinen Kreise eine so vollständige Reihe von Gebäuden, welche die verschiedenen Epochen der rundbogigen oder romanischen Baukunst und die erste Entwickelung der spitzbogigen oder deutschen Baukunst bezeichnen. Vor den Zerstörungen, welche im Anfang unseres Jahrhunderts durch die Aufhebung so vieler kirchlichen und klösterlichen Anstalten herbeigeführt wurden, war das noch weit mehr der Fall. — Indessen weckten gerade diese Zerstörungen meine Aufmerksamkeit, und durch die Theilnahme liebevoller Geschwister und eines stets anregenden Freundes unterstützt, war ich so glücklich, von den wichtigsten der zum Untergang bestimmten Gebäuden Zeichnungen sammeln, und damit 1809 den Grund zu gegenwärtigem Werk legen zu können. Erst nachdem ich diese Messungen und Abbildungen besaß, suchte ich mir dergleichen auch von den merkwürdigsten Denkmalen zu verschaffen, welche noch erhalten blieben, und so sehe ich mich denn endlich im Stande, eine Auswahl der noch bestehenden und der seit etwa dreißig Jahren zerstörten Denkmale jener Gegend herauszugeben, in so ferne sie dem Zeitraum vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert angehören. — Bei dieser Auswahl habe ich nicht nur das kirchliche, sondern auch das klösterliche und städtisch-bürgerliche Bauwesen, so wie die verschiedenen Künste berücksichtigt, welche dabei mitgewirkt haben; hauptsächlich hatte ich aber dabei den Zweck im Auge, eine Reihe von Denkmalen aufzustellen, an denen man die wesentlichsten Veränderungen, welche während dem genannten Zeitraum in der romanischen Baukunst stattgefunden, nachweisen, und dadurch den Uebergang zu der so ganz von ihr verschiedenen deutschen Baukunst begreiflich machen kann. In den geschichtlichen Forschungen, womit ich die Tafeln begleite, suche ich nun diese Aufgabe zu lösen, und so viel als möglich Klarheit über die höchst merkwürdige Entwicklung zu verbreiten, welche in der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts der Entstehung jener neuen, durchaus eigenthümlichen Baukunst vorherging, deren schönste Blüthe wir in der Domkirche von Köln bewundern. — Gegenwärtiges Werk reiht sich in sofern an mein früheres über diese Domkirche an. Aus Rücksicht darauf, und um die Vergleichung zu erleichtern, habe ich alle größeren Gebäude in demselben Verhältniß wie den Kölner Dom zeichnen lassen; zugleich habe ich das bei diesem ursprünglich zu Grunde gelegte römische Fußmaaß beibehalten, und zwar um so mehr, weil es scheint, daß dasselbe bei den älteren Zeiten bei dem deutschen Kirchenbauwesen fast allgemein gebräuchlich gewesen ist.“

Andenken

an

Bartholomäus Fischenich.

Meist aus Briefen

Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller.

Von

Dr. J. H. Hennes.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Diese dem Andenken eines bisher nur in engerm Kreise geliebten und geehrten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum ersten Mal gedruckten Briefe Schillers und seiner Gattin, die ihm Beide auf ihr Familienleben sich beziehende Mittheilungen der vertraulichsten Art machen, eine der anziehendsten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird, und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserem Herzen näher. Vor Allem, was diese Schrift enthält, sind die darin mitgetheilten Briefe der Wittwe Schillers interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Literatur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau von Sevigné, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Literatur hinweisen, gleichsam inhaltleer sind, uns kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind: so werden die Briefe von Frau von Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Rechte in den Kreis der deutschen Literatur eintreten und als eine ihrer schönsten Zierden gelten.

Die Kölner Zeitung vom 14. März 1842 äußert sich über diese Schrift wie folgt: „Nicht allein über Fischenich erhalten wir hier manche authentische Nachricht, sondern auch über Schiller, in sehr interessanten, von ihm und seiner Gattin an Fischenich, den Freund gerichteten Briefen, welche viele Beziehungen des Herzens und des Privatlebens von Schiller besser aufschließen, als andere der Oeffentlichkeit von vorn herein bestimmte Mittheilungen. Schiller und Fischenich, beide gewinnen dadurch in ihrer menschlichen Würdigkeit ein nur noch höher hervortretendes Relief.“

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Systematische Aufzählung

der

Vögel Württembergs,

mit

Angabe ihrer Aufenthaltsörter und ihrer Strichzeit.

Aus Auftrag

der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Württemberg entworfen

von

Christian Ludwig Landbek.

Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Inhalt: Tagraubvögel. — Nachtraubvögel. — Schwalbenartige Vögel. — Sitzfüßler. — Krähenartige Vögel. — Spechtartige Vögel. — Fliegenfänger. — Würgerartige Vögel. — Dickschnäbler. — Lerchenartige Vögel. — Sänger. — Meisenartige Vögel. — Taubenartige Vögel. — Hühnerartige Vögel. — Laufvögel. — Regenpfeiferartige Vögel. — Sandhühner. — Reiherartige Vögel. — Schnepfenartige Vögel. — Rallenartige Vögel. — Mövenartige Vögel. — Pelikanartige Vögel. — Taucher.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Deutsches Heldenbuch von Dr. Karl Simrock.

[321] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das kleine Heldenbuch.

Von

Dr. Karl Simrock.

Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit.

(Des Heldenbuches dritter Theil.)

gr. 8. Velinpapier brochirt. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

— Mit dem Erscheinen des dritten Bandes des Heldenbuchs, welchem der vierte vorausgeeilt war, sieht sich das Publikum erst in den Stand gesetzt, den Plan und die Absicht dieses Werkes zu überschauen und zu würdigen. Es gilt unser nationales Epos, die tausendjährige Schöpfung des deutschen Volks, ihm in seiner Ganzheit und Herrlichkeit wieder vorzuführen, die Heldengestalten unserer homerischen Lieder heraufzubeschwören und so einen versunkenen Nationalstolz zu heben, den wir für ein um so köstlicheres Besitzthum achten sollen, als er das gediegene altgemünzte Gold unseres eigenen Sinnes und Gemüthes ist. Die drei ersten Bände der Sammlung enthalten die besten der zum Kreise der deutschen Heldensage gehörigen alten Lieder in neuhochdeutscher Sprache; die folgenden werden den übrigen Inhalt unserer, in jener keineswegs erschöpften, Heldenpoesie in Einem Einzigen, dem Herausgeber eigenthümlichen Gedichte, dem Amelungenliede, darstellen. Von den alten Liedern füllen die Nibelungen und die Gudrun jedes einen Band für sich; der vorliegende dritte Band enthält sechs kleinere Gedichte, welche man schon früher in Einem Bande, welcher den Namen des Heldenbuchs trug, zusammenzufassen pflegte. Nur das Gedicht von Walther und Hildegunde, welches sich nicht anders als in einer lateinischen Uebersetzung des zehnten Jahrhunderts erhalten hatte, erscheint hier in einer Zurückübersetzung zum Erstenmal dem Heldenbuche einverleibt.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Karte von Württemberg.

[181] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

KARTE

des

Königreichs Württemberg

und

der Hohenzollern'schen Fürstenthümer

nebst den Höhenprofilen und einer statistischen Uebersicht der Eintheilung, Grösse, Bevölkerung und der Wohnplätze nach dem Staatshandbuche von 1843.

Mit einem Plane von Stuttgart.

Gezeichnet und bearbeitet von E. Winckelmann.

Grösstes Landkartenformat. Preis schön colorirt 1 fl.

Diese neue Karte ist die reichhaltigste von allen bis jetzt erschienenen, indem sie die größtmögliche Anzahl von Oertern, alle standesherrlichen und ritterschaftlichen Schlösser, eine genaue Bezeichnung der Straßenzüge, der Haupt- und Oberpostämter, der Posterpeditionen mit und ohne Stall ꝛc. enthält.

Sie bietet eine schöne und klare Uebersicht der Höhenprofile des Schwarzwaldes, der Alp, des Aalbuchs, Härdtfeldes, Schur- und Welzheimer Waldes, und gibt die neuesten Notizen über die Einwohnerzahl der Kreise, so wie der einzelnen Oberämter, ebenso die Zahl der Städte, Dörfer, Höfe, Schlösser. Noch ist ein genauer und deutlicher Plan von Stuttgart beigefügt.

Die Karte ist auf das schönste Papier gedruckt und gewinnt dadurch wie durch ein bezeichnendes Colorit noch mehr an Klarheit und Deutlichkeit, wir glauben sie daher mit Recht dem Publikum empfehlen zu dürfen. Auf Verlangen wird sie auch schwarz im Preise zu 48 kr. abgegeben.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[328] **Rumohr's Schriften,**

Geist der Kochkunst und Schule der Höflichkeit.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geist der Kochkunst

von

Joseph König.

Ueberarbeitet und herausgegeben von

C. F. von Rumohr.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Wenn der verstorbene, eben so geistreiche, als vielseitig gebildete Herr Verfasser in der Vorrede zu dieser zweiten Auflage sagt, daß sein Werk in einigen Kapiteln darauf ausgehe, gewisse ästhetische Gemeinplätze und Stichwörter, durch ihre Anwendung auf eine niedrig geachtete Kunst, doch ohne Bitterkeit, zu verspotten, und dabei behauptet, daß bei der unbegrenzten, unsichern, schwankenden Allgemeinheit ihrer täglichen Anwendung es ihm scheine, als passen sie sich der einen Kunst so gut an, wie der anderen, und sey wenigstens der Gewinn dabei für beide gleich groß, so wird ihm diese Behauptung vielleicht nicht eben von allen Seiten unbestritten bleiben. Worin aber alle Leser, sowohl gallichte und leidende Gelehrte, deren Ehehälften vom Essen nichts verstehen als das Negative, nämlich das Appetitverderben, als reiche lebensfrohe Gutschmecker, so Freunde als Feinde der bonne chère, so von Köchen, als von Köchinnen oder Hausmägden bediente, immer betrogene, Hausfrauen, kurz worin alle und jede Leser von der Gattung, der dreihundert und fünf und sechzig Mal im Jahre denn doch das Essen obliegt, einverstanden seyn werden, das ist, daß es dem Verfasser vollkommen gelungen sey, dem verständigen, leichtfassenden Deutschen gleichsam Appetit zu machen, das Produkt seines Bodens für den freilich vorübergehenden Tafelgenuß, allein zugleich auch für den mehr dauernden einer gut unterhaltenen Gesundheit, ganz auszunutzen. — Mögen durch sein Werk recht viele unserer schlecht essenden Landsleute künftig an dem feinen Aroma leicht zu erzielender Küchenkräuter, an der guten und gut bereiteten Qualität unserer Landesprodukte ein recht zuträgliches Gefallen erwerben; möge es den Frauen weder als Eingriff in ihre Befugnisse, noch als lästige, unwillkommene Anmahnung an veraltete, vergessene Pflichten, erscheinen, denn ihnen besonders möchten wir es empfehlen sehen.

Von demselben Verfasser:

Schule der Höflichkeit

für

Alt und Jung.

2 Thle. 8. broch. Preis 2 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 18 gGr.

In dieser Schule der Höflichkeit hat der Herr Verfasser mit originellen Zügen gleichsam zu schildern gesucht, wie der in der Gesellschaft lebende Mensch sein Aeußeres mit Geschmack darzustellen und seinen Mitmenschen genießbar zu machen habe. — Wenn die gewöhnlichen Schriften über den Umgang mit Menschen leicht desto seichter und unersprießlicher werden, je mehr die Verfasser in Details eingehen und je mehr sie durch Regeln ihren Gegenstand zu erschöpfen suchen, so verbirgt dagegen diese geistreiche Skizze eines Menschenkenners, der neben der Frivolität der gesellschaftlichen Formen ihre Naturnothwendigkeit erkannt hat, hinter der Ironie eine große Tiefe, und die aphoristische Form umfaßt, wie es überhaupt das Wesen des wahren Witzes ist, ungleich mehr, als auf den ersten Anblick erscheint.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

S t a t i s t i s c h e

Uebersicht des Handels

der österreichischen Monarchie mit dem Auslande

während der Jahre 1829 bis 1838,

dargestellt von

Dr. Siegfried Becher.

gr. 8. brochirt. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verfasser gibt in gegenwärtiger Schrift eine zehnjährige Hauptübersicht des Verkehrs der österreichischen Monarchie mit dem Auslande auf Grundlage der Merkantiltabellen.

Sie soll als Anhaltspunkt genommen werden, um den österreichischen Verkehr mit dem Auslande und der damit in engster Verbindung stehenden Industrie, der darauf bezüglichen gesetzlichen Anordnungen sowohl für das Zoll- als Tarifswesen zu beurtheilen und zu bestimmen. Diese Uebersicht dient zur Grundlage der Beurtheilung, ob der österreichische Handel ein vortheilhafter sey oder nicht, wodurch und wie sehr er es sey, wie sich die innere Verzehrung der dem Staate noch mangelnden Bedürfnisse, wie sich das Steigen und Fallen der innern Beschäftigung und das Gelingen, einheimische Erzeugnisse nach dem Auslande zu bringen, verhalte, ob die inländischen Urstoffe in höherem Werthe in das Ausland versendet werden, ob die vom Auslande bezogenen Bedürfnisse vom inländischen Kunstfleiße ersetzt werden können, ob andere inländische Rohprodukte oder Fabrikate durch Kunstfleiß veredelt, in höherem Werthe und mit größerem Gewinne an das Ausland verkauft, ob die ausländischen Urstoffe für die inländische Beschäftigung bezogen werden können, durch welche Artikel dieß bereits erreicht wurde und noch zu erreichen möglich werde.

Wer die Schwierigkeiten, solche Uebersichten aus zuverläßigen Quellen zusammenzustellen, kennt, ihren Werth und ihre Wichtigkeit erfaßt, wird das Verdienst dieser Arbeit, nämlich die treue Zusammenstellung allgemein noch nicht gekannter Zahlen und glaubhafter Nachweisungen zur Würdigung und Beurtheilung des Verkehrs Oesterreichs mit dem Auslande und seiner gewerblichen Thätigkeit nicht in Abrede stellen.

Die Hauptabschnitte des Inhalts sind folgende:

I. Waaren-Einfuhr, mit Beibehaltung der alphabetischen Ordnung des Zolltarifs, während der Jahre 1829 — 1838. II. Waaren-Ausfuhr, mit Beibehaltung der alphabetischen Ordnung des Zolltarifs, während der Jahre 1829 — 1838. III. Waaren-Ein- und Ausfuhr von einigen vorzüglichen Artikeln über die angrenzenden Staaten und österreichischen Hafenplätze während der Jahre 1836, 1837 und 1838. IV. Uebersicht der österreichischen Handelsmarine während der Jahre 1835 — 1839. V. Vergleichende Uebersicht der Waaren-Ein- und Ausfuhr während der Jahre 1829 — 1838, auf Grundlage der Kapitalswerthe.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 5. August 1844.

> — Was ist Vorherwissen, und du
> Der Götter Geschenk, Prophetengesicht, und der Ahnung
> Verkündende Zauberstimme!
>
> Herder.

Vom Sehen in die Zukunft.

Das Sehen in die Zukunft hält man gemeinhin für unmöglich, oder doch nur für eine seltene Gunst des Augenblicks, oder für eine seltene Gabe Einzelner. Aber wer weiß? dieses Sehen ist vielleicht häufiger, als man glaubt. Es scheint nur darum selten, weil man es wenig beachtet, vom gemeinen trügerischen Sehen nicht unterscheidet, und weil der Eindruck, den es auf uns macht, von den alltäglichen Sensationen alsbald wieder verdrängt wird. Wenn wir über ein Gebirge nach einer Stadt reisen, die im Thale liegt, so sehen wir oft plötzlich, noch in ziemlicher Entfernung vom Ort der Bestimmung, denselben ganz deutlich in seiner ganzen Ausdehnung vor uns liegen. Treten wir aber nur wenige Schritte vorwärts, so hemmen wieder näher liegende Bergabhänge, durch welche der Weg sich zieht, die Aussicht. Kommen wir der Stadt noch näher, noch weiter vom Gebirg in das Thal hinunter, so wird jener Blick immer weniger möglich; wir sehen einzelne Gärten und Häuser, aber nicht mehr die Stadt, bis wir dicht an ihren Thoren, mitten in ihr sind.

Auf ähnliche Weise scheint es sich zu verhalten mit unserem Herannahen an ein bedeutenderes Ereigniß. Wir können es zuweilen, vielleicht oft geraume Zeit vorher sehen, aber nur auf kurze Zeit; wir verlieren den Eindruck des Blicks durch sich herandrängende nähere, nächste, halten dann wohl gar jenen für die Wirkung eines täuschenden Effekts, bis uns die Gegenwart überrascht. — Die Aufgabe wäre daher, jene Blicke aus der Höhe in das Thal zu unterscheiden von den spätern Eindrücken, sich Mittel zu verschaffen, durch welche wir in den Stand gesezt würden, jene Fernsichten festzuhalten.

Ich theile hier einige Erfahrungen mit, wie deren wohl schon unzählige gemacht worden sind und jeder bei genauerer Beobachtung machen kann. — Meine Mutter, bisher immer ein Bild blühender Gesundheit, starb in meiner frühen Jugend schnell an einem Herzschlag. Drei Monate vorher sah ich sie im Traum im Sarge liegen. Wenige Tage darauf hatte ich wieder einen Traum, der mir dasselbe zeigte, jedoch viel undeutlicher. Der gewaltige Eindruck, den diese Bilder Anfangs auf mich gemacht, verminderte sich mit jedem Tag, weil alle äußern Zeichen einer guten Gesundheit denselben gänzlich widersprachen und der Verstand alle seine Gründe gegen die Bedeutung der Träume geltend machte. Nur in ruhigen Augenblicken, besonders wenn ich allein war, zumal vor dem Einschlafen, konnte ich mich einer bangen Sorge, eines dunkeln Gefühls von etwas Trübem, das bevorstehe, nicht ganz erwehren. Doch auch dieß gelang

mir mit jedem Tag besser. Eines Tages war ich ungemein aufgeregt, man nannte mich ausgelassen. Als ich Abends allein war, vor dem Schlafengehen, fühlte ich, daß die bange Sorge keine Gewalt mehr über mich habe; ich sagte mir laut, mit Lebhaftigkeit vor, es sey Thorheit gewesen, sich wegen eines Traums zu ängstigen. Mit dem festen Vorsatz schlief ich ein, von nun an den trüben Gedanken keine Gewalt mehr zu gestatten. Und wenige Stunden nachher wurde ich zu der vom Schlag getroffenen theuren Mutter gerufen. Der Eindruck, welcher der Zeit nach am weitesten vom Ereigniß ab lag, war somit der deutlichste, der Wahrheit entsprechendste gewesen. Er wurde zurückgedrängt von mehr und mehr unklaren und entgegengesetzten. Als ich seiner los zu seyn glaubte, als ich am wenigsten mehr die Erfüllung des Zeichens besorgte, da trat das Ereigniß ein.

Oft bemerkte ich später Aehnliches. Mit Sehnsucht erwartete ich z. B. manchmal einen Brief, als Antwort auf einen von mir abgesendeten. Ich berechnete die Zeit, welche die Briefe zum Hin- und Hergehen brauchten, die Zeit, welche der Antwortgeber bedurfte, um dieselbe abzufassen. Ich legte der Zeit in meinen Gedanken zu; der Brief kam nicht, und endlich machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, gar keinen zu erhalten; aber gerade wenn ich mir dieß am klarsten sagte, so kam der Brief. — Ferner, wie deutlich sah ich oft ein unangenehmes Ereigniß vorher, das nach der ganzen Lage der Dinge nicht ausbleiben konnte. Es kam indessen nicht, wie ich mir gedacht hatte. Wenn ich mich aber eben am meisten am Gefühle einer glücklich überstandenen Gefahr erfreute, ward ich von der harten Wirklichkeit überrascht. Nicht selten hörte ich auch einen Bekannten sagen: „Mir ist so wohl, wie mir nie war,“ und bald darauf ward er von einem herben Schlag getroffen.

Ich wohnte in der Nähe eines nahen Verwandten, dessen Leben für mich in mehrfacher Rücksicht großen Werth hatte, dessen Hinscheiden für mich entscheidende Folgen haben mußte, am meisten, wenn es unerwartet schnell erfolgte. Nun hatte ich, als ich dem Mann zum erstenmal nahe trat, deutlich den Eindruck erhalten, er werde einst schnell und zur ungelegensten Zeit sterben; auch widersprach seine Leibesbeschaffenheit dieser Besorgniß nicht. Ich zitterte, so oft schnell eine Botschaft kam, und lebte in täglicher Angst. Aber allmählig verminderten sich die Anzeichen eines schnellen Endes, und eines Abends überzeugte ich mich bei einem Besuch, daß der ganze Zustand des Mannes meiner Befürchtung widersprach, daß er ohne Zweifel noch Jahre zu leben hatte. Ich ging weg mit dem Gedanken, sofort die bange Sorge fahren zu lassen und mit Ruhe der Zukunft entgegen sehen zu wollen. Aber wenige Tage darauf traten sichtbare und unsichtbare Boten des herannahenden Todes in rascher, betäubender Folge ein, und der Mann schied von der Erde, mir überraschend, zur ungelegensten Zeit.

Ein converes Glas, ein sogenanntes Brennglas, das eine dem menschlichen Auge verwandte Form hat, verschafft von einem entfernten Gegenstand ein kleines, umgekehrtes, aber deutliches Bild, das dicht hinter dem Glase sich befindet und zum Verstärken der natürlichen Sehkraft benuzt wird. Wenn sich der zu beleuchtende Gegenstand dem Glase nähert, so wird das Bild hinter dem Glas größer, aber auch undeutlicher, und tritt immer mehr vom Glas zurück. Bei noch größerer Nähe wird das Bild phantastisch groß, aber noch undeutlicher, noch entfernter. Nähert sich sofort der Gegenstand bis in die sogenannte Brennweite des Glases, so verschwindet das Bild ganz; rückt aber derselbe dann noch näher, in den Zwischenraum zwischen der Brennweite und dem Glas, so kommt das Bild wieder zum Vorschein, jedoch nicht mehr hinter dem Glas, umgekehrt, undeutlich, sondern vor demselben, aufrecht, mit klaren Umrissen, mit dem Gegenstand selbst fast zusammenfallend. Die Wirklichkeit tritt hervor, unmittelbar nachdem das Bild ganz verschwunden war und bald nachdem das klare aus der Ferne wahrgenommene Bild mit zunehmender Undeutlichkeit sich verloren hatte.

Sollte nicht das geistige Auge in dieser Beziehung Aehnlichkeit mit dem leiblichen und seinem Verstärkungsmittel, dem Objektivglas haben? — Sollte nicht das allmählige Unkenntlichwerden eines schnell empfangenen Bilds, das häufig den äußern Umgebungen sonst fremd ist, denselben oft sogar widerspricht, uns oft ein Merkmal seiner Bedeutung und Wahrheit seyn? — Wäre dem so, so müßte auch die manchmal eintretende Stimmung zur Sorglosigkeit, zum Leichtsinn nach lang gefühlter banger Ahnung, uns ein Zeichen seyn, uns vorzusehen, zu rüsten, nicht mit dem Gefühl, sondern mit den höhern Kräften des Geistes. Dagegen die trübe, verzweifelnde Stimmung, wenn endlich alle sichtbaren Fäden der Hoffnung reißen, würde uns nur zur Aufforderung, am alten Glauben festzuhalten, daß die Hülfe am nächsten, wo die Noth am größten ist.

Briefe aus dem Werrathal.

(Fortsetzung.)

Das kleine Bauernhaus trägt keine Spur von der Kindheit oder Jugend eines bedeutenden Mannes. Als ich es sah mit den niedern Stuben, dem kleinen Hofraum, dem Stempel der beschränktesten Verhältnisse, da

konnte ich viel eher begreifen, wie Luther die Bibel so fehlerhaft übersetzen, so viele Irrthümer begehen konnte, die später zu unzähligen Streitigkeiten und falschen Auslegungen des Christenthums geführt haben. Der Superintendent Bretschneider hebt deren in seinen Werken viele hervor. Wahrhaftig, ein Bibelübersetzer und Reformator müßte nicht nur Theologie, sondern auch Jura studiren, um mit advokatischer Schärfe jede falsche Deutung zu vermeiden. Das alte und das neue Testament hätten mit eben so viel Sorgfalt behandelt werden müssen, als das Testament eines begüterten Sterbenden, damit keine Erbschleicherei und Wortverdrehung möglich werde. Luther mochte aber in Möhra wohl nicht den glänzendsten Elementarunterricht genossen, vielleicht nicht das beste Fundament zu späterer Gelehrsamkeit gelegt haben.

In der Gegend trägt man ihm indeß seine Uebersetzungsfehler und die daraus entstehenden Mißhelligkeiten nicht nach; man pflegt und hegt die Erinnerungen an ihn. Man zeigt bei Möhra die Rudera einer Linde, die er entweder gepflanzt oder mit seiner Ruhe beehrt hat, und erzählt von seinen Abenteuern auf der Reise von Worms nach Möhra, und der gewaltsamen, wenn auch wohlgemeinten Entführung nach der Wartburg. Er war vom Ueberfall so erschrocken, daß er nicht fort konnte, und mußte sich niedersetzen unter einer Buche am Weg; diese stand bei Steinbach und wurde die Luthersbuche genannt. Vor Kurzem traf sie der Blitz, und der verunglückte Ast lebt noch in unzähligen, unerschöpflichen, hölzernen Gegenständen verarbeitet fort, während die alten, verschrumpften Reste mit Ketten gestüzt werden. Dicht dabei ist ein Brunnen; wie Moses mit seinem Wunderstab, hat Luther die Quelle desselben hervorgerufen, als er von Durst geplagt war. Der Herzog von Meiningen, welcher die wahre Poesie des Herzens besizt, hat dieselbe fassen lassen, bei Gelegenheit der dreihundertjährigen Feier der Uebergabe der Augsburgischen Confession; sie heißt jezt der Luthersbrunnen. In Glasbach wollte Luther damals nicht weiter; ermüdet und unwillig sezte er sich auf einen Granitblock am Wege, und als man ihn zum Weitergehen antrieb, sprang er erzürnt auf den Stein und stampfte mit dem Fuß, indem er erklärte, daß er nicht weiter wolle. Die Spuren des Fußes zeigt man noch im Granit.

Sagen sind die Blumen, die das vergangene Jahrhundert dem kommenden streut; die Phantasie des Volkes ist das Blumenmädchen. Sagen sind auch die bunten Kieselsteine, die die Menschheit auf den Weg wirft, wie der kleine Däumling und seine Geschwister, um sich zurück zu finden in die alte Zeit. — Die von Mund zu Mund getragenen Sagen sind ewig und verewigen. Diese einfachen Erzählungen von Luther im Volksmund überlebten die der Zeit trotzende Buche, sie werden vielleicht auch den Protestantismus in seiner jetzigen Form überleben.

Luthers Haus ist von jedem Kinde in Möhra gekannt; es ist ein einfaches Bauernhaus, das kein einziges Geräth aus der Lutherzeit enthält, nicht seine Wiege, wo die Fliegen ihn umsummt haben mögen, ohne daß er sie für Teufel gehalten, nichts von ihm. Nicht einmal seine Nachkommen wohnen mehr darin, kein Luther existirt mehr in Möhra. Der lezte vergeudete im Wirthshaus sein Bischen Vermögen, und der Wirth kaufte das Haus, um zu seinem Gelde zu gelangen. — Es ist etwas Trauriges um das Herabkommen der Familien. Im gewöhnlichen Leben wird man dafür abgestumpft. Die Leute verarmen so nach und nach, und schlichte Namen, wie Schmidt, Müller u. s. w., hüllen eine gefallene Größe sehr anständig und verschämt ein. Wenn aber der Name wie ein Meilenzeiger nach dem einstigen moralischen oder physischen hohen Standpunkt hinweist, so ergreift es schmerzlich. Ein adeliches Fräulein, welches einen Dienst sucht, ein Graf oder Baron, welcher als Knecht arbeitet, und ein Luther, welcher sein Erbtheil im Gasthof verpraßt, sind gewiß schmerzliche Erscheinungen, deren unsere Zeit nur allzu viele aufweisen kann. Und wie verschieden werden diese Zustände aufgefaßt! Im Schweiß des Angesichts gräbt vielleicht der Nachkomme einer großen Familie sein Stückchen Feld und zeigt triumphirend nach der Stammburg seiner Väter; er ist stolz auf ihre Größe, er sieht nur diese, nicht den eigenen Fall. Der zur Dienstbarkeit herabgekommene Edelmann hält demüthig das schäumende Pferd des reichen Namensvetters, und empfängt dankbar von ihm das wegen der Namensverwandtschaft reichlicher gespendete Trinkgeld. Ein Anderer kann sich's nicht beim bescheidenen Brod genügen lassen, bei der untergeordneten Rolle, wobei Tausende glücklich sind, weil er der großen Ahnen gedenkt. Das Auge füllt sich mit Thränen. „Es sollte doch Alles besser, edler, größer, reicher, vollkommener werden," sagt er zu sich selbst. — Träume sind Schäume.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eichen des Waldes.

Wenn der alten Waldeseichen Wipfel hoch im Winde tanzen,
Freuen sich zu ihren Füßen, die da steh'n, die jungen Pflanzen;
Freuen sich des mächt'gen Geistes, wehend droben in den Zweigen,
Also daß sie voll Entzücken ihre jungen Häupter neigen.

Lauschend in den weiten Schatten jener viel gewiegten
Alten,
Fühlen sie geschützt, getragen sich von höheren Gewalten.
Und es treibt sie, und es hebt sie aufwärts, wenn von
früh'ren Tagen
Jene Alten zu einander inhaltsschwere Worte sagen,
Wenn sie ihre Häupter schütteln, prüfend zu der Erde
sehen,
Ob auch einst die junge Pflanzung werd' als Eichensaat
bestehen.
Und es treibt sie, und es hebt sie, und sie möchten's gerne
zeigen
Ohne Säumen, daß sie ächte Kinder sind der alten Eichen.
Und die Alten nicken freundlich mit den Wipfeln zu den
Jungen:
„Ja, ihr habt das Lied verstanden, das wir lang euch
vorgesungen:
Wie die Väter viel gewalt'ger einst in diesem Walde
standen,
Und wie vor der Schmach der Zeiten wir geworden fast
zu Schanden.
Möge, was wir euch gesungen, recht gedrungen in das
Mark seyn,
Daß ihr einstens gleich den Vätern uns'rer Vorzeit werdet
stark seyn,
Daß nicht Birken noch und Erlen eure Wipfel überragen,
Und dem Baum der alten Deutschen spottend in das
Antlitz schlagen!
Drum aus inn'rem Kerne strebet, wie sich's ziemt für
Eichensaaten,
Ruhig aber vielgewaltig! Mag der Himmel euch berathen,
Dem ja stets vor andern Bäumen wir die Wipfel zu-
gewendet,
Der so reich auf uns're Väter seinen Segen hat gespendet!
O, wie gerne wollen schlafen wir dereinst zu euren Füßen,
Hören in den Wipfeln rauschen wir des alten Geistes
Grüßen!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

Eisenbahnen. — Thilorier.

Wieder einem besondern Zwecke dient die kleine Eisenbahn nach Sceaux. Sceaux ist ein ziemlich starkes Dorf, eine kleine deutsche Meile südlich von Paris, nicht weit von der Landstraße, welche von Paris nach Etampes und Orleans führt, und jezt, seitdem eine Eisenbahn nach Orleans besteht, ziemlich verlassen aussieht. Eine besondere Bahn soll zwischen Paris und Sceaux angelegt werden, um dem Mechaniker Arnoux Gelegenheit zu verschaffen, seine Wagen zu versuchen, welche nach einem zweckmäßigern und minder kostspieligen Verfahren eingerichtet sind, und mit denen er bereits im Kleinen Versuche auf einem Privatgrunde bei Paris angestellt hat. Vor einigen Jahren äußerte Arago in der Deputirtenkammer, das Eisenbahnwesen sey erst im Werden und man dürfe einer Menge von Verbesserungen darin entgegensehen. Arago behauptete deßhalb, man solle sich mit Anlegung der Eisenbahnen nicht übereilen. In der That ging man langsam genug damit zu Werke, und wenn man mit der Ausführung einer nützlichen Erfindung so lange warten wollte, bis dieselbe den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat, so würde man nur von andern Nationen überflügelt. An sich hatte Arago Recht, aber nicht in der daraus gezogenen Folgerung, und er ist vielleicht Schuld daran, daß es mit den Eisenbahnen in Frankreich weit langsamer vorwärts ging, als in andern Ländern.

Paris ist überreich an Erfindern aller Art; aber die Erfinder sind freilich nicht immer glücklich in ihren Versuchen. Hievon hat in diesen Tagen Thilorier ein auffallendes Beispiel geliefert. Diesem Manne war es gelungen, die Kohlensäure oder sogenannte fixe Luft in einen handgreiflichen, soliden Körper zu verwandeln; er hatte sich dadurch großen Ruhm in der Gelehrtenwelt verschafft, und man war berechtigt, von einem so sinnreichen Physiker andere bedeutende Leistungen zu erwarten. Da hatte er nun auch vor einiger Zeit der Akademie der Wissenschaften feierlich eine angeblich wichtige neue Entdeckung angekündigt, und eine Commission war ernannt worden, um dieselbe zu prüfen. Aber Arago hat in der vorlezten Sitzung der Akademie bewiesen, daß Thilorier dießmal einen Bock geschossen hat. Man konnte sich nicht enthalten, auf Unkosten des armen Mannes zu lachen, welcher der einzige war, der seine Täuschung nicht fahren lassen wollte, und noch jezt im Wahne verharrt, daß er etwas sehr Wichtiges aufgefunden habe. Er glaubt nämlich die Fähigkeit zu besitzen, durch seinen bloßen Willen auf die Richtung der Magnetnadel einzuwirken. Er wollte seine Versuche auf der Sternwarte unter den Augen der Commission wiederholen, konnte es aber nicht dahin bringen, die Magnetnadel des Kompasses um ein Haarbreit zu verrücken. Freilich fehlte es seiner gekränkten Eigenliebe nicht an einer Ausrede; er behauptete, Aragos *negativer* Wille habe seinem, Thiloriers, *positiven* Willen entgegengewirkt und diesen dadurch aufgehoben. Man fürchtet nun, daß sich Thilorier ganz der magnetischen Schwärmerei hingeben werde. Schwärmereien der Art sind aber hier sehr selten, und der Magnetismus konnte niemals festen Fuß fassen. Mesmers Lehre, der den Magnetismus zuerst nach Paris brachte, wurde von einer Commission der Akademie, zu welcher auch Franklin gehörte, verdammt, und seitdem sind alle Versuche der Deutschen und Nichtdeutschen, die Mesmersche Theorie wieder zu Ehren zu bringen, gescheitert. Zwar gibt es hier einige Aerzte, welche sogenannte Seherinnen bei sich haben und diese in ihrer Praxis als Receptirmaschinen benützen; es sind aber Leute ohne Ruf, und sie wählen dieses sonderbare Mittel nur, um Aufsehen zu erregen. Die hiesigen homöopathischen Aerzte sind großentheils Deutsche, und auch diese Lehre findet hier keinen Boden. Die Zahl der Gläubigen bleibt immer sehr beschränkt und besteht ebenfalls zum Theil aus Deutschen. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 6. August 1844.

— Du gehst in Wellen vorüber,
Wo mit wechselnder Höh' eine die andre begräbt.
Herder.

Die Wasserwellen.

Die Wellen, welche entstehen, wenn die Ruhe des Wassers durch eine Bewegung unterbrochen wird, haben für den sinnigen Beobachter etwas Anziehendes. Man hat von jeher in diesem nach bestimmten Zeittheilen wiederkehrenden Auf= und Niedersteigen des Wassers, in diesem Fortschreiten der Bewegung mit immer größeren, aber immer niedrigeren und nach und nach verschwindenden Wellen ein Bild des Lebens erkannt. Die Bilder, welche diese Bewegungen in ihren verschiedenen Gestalten, die sanften Wellen und die Sturmeswogen, in ihrem Aufsteigen und Niederfallen an die Hand geben, kann kein Dichter, kein Redner entbehren, wenn das Leben mit seinem Glück und seinem Unglück, mit seinem Anfang, Bestehen und Ende zur Sprache kommt. — Die Naturwissenschaft hat aber diesen anziehenden Erscheinungen lange keine Aufmerksamkeit gewidmet. Man beantwortete die Fragen darüber mit kurzen allgemeinen Sätzen von Gegenwirkung der bewegenden Kraft auf die Schwere und versprach sich durch nähere Prüfung des Phänomens keine Ausbeute für das Wissen. Erst die neueste Naturforschung hat sich auch diesen Bewegungen zugewendet. Man hat nun größere Abhandlungen darüber und findet in den Lehrbüchern der Naturlehre besondere Abschnitte über die Wellenbewegung. Die Forschungen sind noch in vollem Gange; doch sind die bereits gewonnenen Ergebnisse von solcher Bedeutung und Mannigfaltigkeit, daß Einiges davon auch für die weitern Kreise der gebildeten Leser zur Mittheilung sich eignen möchte.

Wenn die Ruhe des Wassers in einem Teich durch einen hineinfallenden Stein gestört wird, so entstehen dadurch an der Oberfläche des Wassers Wellen, deren Form im Allgemeinen wohl bekannt ist. Um die Stelle, auf welche der Stein gefallen ist, bilden sich kreisförmige Wellen mit gemeinschaftlichem Mittelpunkt. Die innersten derselben, die diesem Punkt am nächsten sich befinden, sind die höchsten, nach außen zu werden sie immer niedriger, bis sie am Ende im ruhigen Wasserspiegel sich verlieren. Die Bewegung der Wellen ist nicht gleichzeitig, sondern von innen aus fortschreitend, zugleich langsamer werdend. Während dieses Fortschreitens nach außen, ehe die Bewegung an der Grenze ihr Ende erreicht hat, entsteht in der Mitte eine neue Welle, etwas niedriger als die erste, und dehnt sich auf dieselbe Weise, jedoch in etwas geringerer Erstreckung und mit geringerer Höhe und Tiefe aus. Sofort erfolgt im Mittelpunkt eine dritte Schwingung, die noch geringer ist und noch weniger sich ausdehnt, und so weiter, bis endlich von derselben Stelle aus eine kleinste fortschreitet, welcher

keine mehr folgt, so daß nun die vorige Ruhe wieder eingetreten ist.

Bei jeder Welle schreitet nun aber nicht das Wasser fort, sondern nur die Bewegung desselben. Jede Welle besteht aus einzelnen Wassertheilen, die sich herumdrehen von oben nach unten, dabei auf und nieder tanzen und sich diese Bewegung der Reihe nach mittheilen. Weil diese Mittheilung nicht gleichzeitig, sondern nach und nach geschieht, so hat das eine Wassertheilchen am Anfang der Welle den Kreislauf schon vollendet, während das andere am Ende der Welle denselben erst beginnt. Es befindet sich deßhalb das eine Theilchen bei diesem Auf- und Niedertanzen unten, während das andere oben steht. Die Figur der Welle mit Berg und Thal, wie sie sich dem Beobachter darstellt, ist daher nichts anderes als das Bild einer krummen Linie, durch alle die Wellen gezogen, in welchen die Wassertheilchen sich befinden, ein Bild, das man auch erhält, wenn man sich die Bewegung in einer Reihe von Tänzern einen Augenblick fixirt denkt, wobei z. B. der erste durch einen Sprung über die andern emporragt, der zweite aufrecht steht, der dritte sich neigt, der vierte kniet. Wenn wir nun bedenken, daß eine jede Welle aus einer Menge solcher auf und nieder tanzenden Theilchen besteht, von denen die eine Hälfte bei ihrem Aufsteigen den Wellenberg, die andere das Wellenthal vorstellt, wenn wir die große Zahl dieser Wellen in's Auge fassen und die Regelmäßigkeit, mit welcher sie fortschreiten und sich folgen, so tritt einem eine unermeßliche Menge von Bewegungen entgegen, welche schon dieser einfachsten Erscheinung zum Grund liegen. Wer vollends die Höhe und Tiefe dieser Berge und Thäler und die Geschwindigkeit ihrer Bewegung berechnen wollte, dem wäre das mit Hülfe der höhern Rechenkunst allerdings möglich. Aber er brauchte lange Zeit, um es auszuführen, und den Raum eines ganzen Buchs, um das Berechnete darin niederzulegen; denn die Höhe und Tiefe einer jeden Welle und eben so die Zeitgeschwindigkeit ist immer wieder eine andere.

Doch die Wellen, die wir sehen und berechnen können, sind nur ein kleiner Theil derer, die überhaupt entstehen. Unter der Oberfläche des Wassers entstehen zugleich mit den obern Wellen untere, ganz anderer Art, von eben so großer oder noch größerer Mannigfaltigkeit, und erst durch ihre Verbindung mit den obern, sichtbaren tritt das Bild der Bewegung als ein Ganzes in seiner Bedeutung hervor. In demselben Augenblick nämlich, in dem durch den hineinfallenden Stein oder einen Schlag auf der Oberfläche die horizontale Bewegung hervorgerufen wird, entstehen auch Wellen, welche senkrecht gerade nach unten gehen, so wie solche, die seitwärts bald nach unten und bald nach der Seite in schiefer Richtung sich fortpflanzen. Nun ist bei den senkrecht nach unten gehenden das Eigenthümliche, daß der Anfang ihrer Bewegung bei allen gleichzeitig zu seyn scheint, daß sich wenigstens keine nachfolgende Mittheilung bemerken läßt. Ferner haben diese nach unten gehenden Wellen das Eigene, daß sie, je weiter abwärts, desto kleiner werden, daß aber im selben Verhältniß ihre Theilchen sich schneller umdrehen, rascher den Tanz vollenden, während bei den seitwärts auf der Oberfläche fortgehenden Wellen gerade das Umgekehrte stattfindet, indem sie, je weiter von ihrem Ursprung entfernt, um so langsamer und um so größer werden. Noch weiter unten werden aber die Wellen so klein, daß sie nicht mehr aufzufassen sind.

Die schief nach unten dringenden Wellen haben mehr Aehnlichkeit mit denen auf der Oberfläche oder mit den senkrechten, je nachdem sie nach ihrer Lage diesen oder jenen sich nähern. Auch gehen die schiefen Wellen weniger tief als die senkrechten, und um so weniger, je mehr ihre Richtung der Oberfläche sich nähert. Es steigt nämlich die Grenze der Bewegung von der tiefsten der senkrechten Wellen durch das Ende der schiefen bis zur Oberfläche der sichtbaren bogenförmig aufwärts, etwa wie bei einem Blumenkelch.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Werrathal.

(Fortsetzung.)

Dritter Brief.

Bedarfst du viel Geselligkeit, so würde es dir in Liebenstein besonders gefallen, da die Badegesellschaft früh, Mittags und Abends vereinigt ist. Die Stahlgäste trinken Stahlwasser und spazieren dazu, die Wassergäste trinken Brunnenwasser in unglaublichen Quantitäten; sie laufen dabei, so viel sie können, um das viele Wasser zu verdauen; dann gehen sie aus einem Bad in's andere, und man begegnet ihnen in den verschiedenen Zwischenräumen. Auf einer gewissen Hintertreppe kann man sogar seltsamen, in Decken gehüllten Gestalten begegnen, wenn sie sich nach dem Wasserkübel begeben, um sich hinein zu stürzen. — Die Mittagstafel vereint alle Badegäste mit der Glocke, und zwar meist an der Wassertafel, wo die Küche einfach und das Getränk Wasser ist. Die Wohlfeilheit ist in jetziger Zeit auch ein Motiv, wonach Mancher handelt, obgleich es Niemand gern eingesteht. Im Grund des Herzens steht meist ein Rechenexempel, wenn die Lippe auch die schönsten Poesien sagt. Das ist auch recht; ein jeder muß darauf bedacht seyn, auszukommen, und berechnen, wie weit die

Flügel reichen, aber warum machen wir ein Geheimniß daraus? Ist Reichthum ein Verdienst und nicht reich seyn eine Schmach? Also melde ich dir, daß auch das wohlfeile Bade- und Gesellschaftsleben in Liebenstein zu dessen Annehmlichkeiten gerechnet wird.

Die Natur ist auch hier schön: Felsen, Riesenfelsen ganz in der Nähe, schöne Bäume; ein wenig den Berg hinan eine schöne Aussicht, der „helle Blick" genannt, noch höher hinauf die Ruine, „der alte Liebenstein;" zu den Füßen der Ruine das „Felsentheater," grandios in Waldesdunkel, und man mag hinsehen, nach welcher Seite man will, eine schöne Ferne. Und am Nachmittag unter den schönen Kastanienbäumen vor dem Hause Musik, und zwar sehr gute Musik. Unter den vielen Badegästen gibt es auch recht fröhliche, die an nicht allzuernsten Krankheiten leiden und gern Partieen machen und sich amüsiren, die bereit sind, die ernstlich Kranken zu vergessen, welche mit ihren Leiden zurückbleiben.

Für leztere mag indeß das ewige Menschengetriebe in der nächsten Nähe nicht angenehm seyn, denn die Einsamkeit ist, wie mir schien, ein schwer zu erlangender Luxusartikel dieses Badeorts. Man kann auch gute Bücher haben; zu den Partien steht ein Omnibus bereit für eine zahlreiche Gesellschaft. Die Menge von Frauen fiel mir indeß auf; so wenig Männer, und die Wassertrinkenden scheinen so nüchtern. — Sonntag Nachmittags strömen von allen Seiten Fremde herbei, und man drängt sich unter die Kastanien und schaut; die ganze Seele ruht in den Augen und sucht nach Außen etwas, woran sich zu halten. Ein Maler könnte allerdings Studien machen an den verschiedenen Gruppen, an den verschiedenen Trachten, denn auch die Bauern belustigen sich hier. Wer Menschen braucht zu seinem Glück, und wem an der Quantität liegt, der komme Sonntags nach Liebenstein.

Steinbach ist ein Dörfchen im engen Thal. Es besteht aus zwei Häuserreihen, welche gerade Platz finden zwischen den Bergreihen. Wald und grüne Abhänge umschließen es; zwei frische, sprudelnde, plaudernde Bäche, der Kolmbach und der Steinbach, begegnen und vermählen sich im Dorfe. Auf der lezten Höhe der zwischen den beiden engen Gründen hinlaufenden Bergrücken thront die schöne Kirche; da leben die Steinbacher. Weit über dem Dorfe hinaus ragt der Gottesacker hervor mit seinen weißen Kreuzen. Die Todten scheinen zu wachen über die Lebenden; ich finde nun das zwar für die Verstorbenen eine entsetzliche Last und Aufgabe, daß sie noch nach dem Tode Zeugen seyn sollen von den Begebenheiten der Erde, wo sie doch nicht mehr Einfluß haben können; für die Ueberlebenden ist es aber ein Trost, wenn sie, durch die Straßen gehend, ihren Todten zunicken können.

In Steinbach wohnen viele Messerschmiede. Es ist ein fleißiges Volk und ein eigenthümliches. Sie sprechen eine sonderbare Gurgelsprache, wie die Bewohner der nahen Ruhla, beinahe wie die Tyroler. Sie sind sehr arm, aber fröhlich, singen gern, auch sind sie fleißig; ihre Waare ist sehr wohlfeil; das ist aber auch das einzige Verdienst derselben. Ehedem sollen alle Steinbacher Bergleute gewesen seyn und in den nahen Bergwerken Arbeit gefunden haben. Da ist einmal einem jungen Burschen der Berggeist erschienen im Stollen und hat ihn drohend und donnernd hinausgewiesen, und das Bergwerk ist gleich darauf zusammengestürzt. Da ist der Bursche geflohen weit weg, und in die Fremde nach Ruhla gegangen und hat das Messerschmiedhandwerk gelernt; als er es konnte, kam er nach Steinbach zurück. Seitdem ist der Bergbau eingeschlummert. Ich glaube, die Leute gehen nicht gern von Steinbach weg, sie haben Heimweh nach ihren Bergen und wohl auch nach ihren Todten.

Das Volksmährchen ist nun eigentlich die in Worte gebrachte Stimme der Natur; es kommt aber doch wohl immer darauf an, wie das Volk diese Stimme versteht und deutet. Warum läßt es Erd- und Berggeister so oft boshaft, hämisch, übelwollend und mürrisch seyn? Wahrscheinlich weil das Unglück oft den Bergmann verfolgt; die Gänge senken sich, trügerisches Gas fängt donnernd Feuer, und Wasser stürzen aus der Tiefe hervor. Da denke ich mir nun aber die Erdgeister anders. Die Verlockungen des Mammons der Tiefe sind zwar auch dämonischen Einflusses, aber die Sehnsucht nach den unterirdischen Schätzen wird durch das Leben erzeugt; sie kommt von den Geistern der Civilisation, von den Dämonen der Städte und Dörfer. Die Erdgeister donnern zwar, aber um die Menschen zu warnen; nur den Unvorsichtigen, der leichtsinnig die Vorsichtsmaßregeln vergißt, verschlingt die Tiefe. Sie spenden den Mammon als Wohlthat, um den Bedürfnissen der Oberwelt zu genügen; mit Gold und Edelsteinen schmücken sie die Erdenbräute, sie erschließen durch ihre Schätze dem Sterblichen alle Genüsse; weh dem, der sie mißbraucht! In der Faustrechtszeit gaben sie vor Allem Eisen, und jezt, im neunzehnten Jahrhundert, wo sie sehen, daß das Brennmaterial abnimmt, spenden sie geschwind Kohlen und Torf. Nein, es dürfen keine bösen Geister seyn, aber häßliche, weil die Sonne ihnen fehlt, schwermüthige, wegen der ihnen versagten Erdenfreuden. — Sie sehnen sich auch, davon zeugen die Blumen, die sie herauswachsen lassen; sie streben immer nach oben und berechnen Alles für die Oberwelt; alle ihre unschuldigen Koketterien sind für die Menschen und für die Sonnenstrahlen berechnet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juli.

Sommerleben. — Eisenbahnen. — Bauten.

Es darf Sie nicht wundern, wenn ich meinen heutigen Brief abermals mit einem Seufzer über den schlechten Sommer anhebe. Ist er doch Gegenstand der allgemeinen Klage. Sein regnerischer, wetterwendischer Charakter fordert den Unmuth heraus. Wie viele schöne Hoffnungen sind da bereits zu Wasser geworden! Berichte über Wetterschaden werden von allen Seiten laut, und wohl dürften heuer den Asseturanzen etwas starke Zumuthungen gemacht werden. Nichts destoweniger kann man sich nicht über die Fruchtbarkeit des Jahres beklagen, nur um das Einheimsen der Ernte — und sie ist so eben bei uns im Zuge — ist man besorgt. Den leichtsinnigen, nur auf seine saisongemäßen Genüsse und Zerstreuungen bedachten Großstädter quälen freilich gerade diese Bedenken wenig; für ihn ist nur da, was seine Lieblingsplane stört oder fördert, der Landmann mit seinen Freuden und Nöthen scheint ihm mehr der Staffage, als anderer erheblichen Ursachen wegen da; Gewitter und Stürme, die des Bauern Hoffnungen vernichten, haben für ihn nur dann eine peinliche Wirklichkeit, wenn sie eine Landpartie stören, oder eine beabsichtigte Badereise aufschieben machen. — Der Ungunst des Himmels zum Trotze hat die Villegiatur des reichen und vornehmen, und, wenn Sie wollen, wohl auch des kranken Wiens zur gewohnten Zeit ihren Anfang genommen und hat nun ihren regelmäßigen Verlauf, so sehr sie auch dießmal mehr einem italienischen Winter, als einem österreichischen Sommer gleichen mag. Allerdings hat die Natur, indem sie die Residenz mit einem Kranze frischer Oasen umschlungen, außerordentlich viel gethan. Man denke sich Wien in einer Berliner Sandwüste, oder inmitten einer Lüneburger Haide, welch trostlose Existenz! Wem das Glück eine Villa in der Nähe Wiens beschieden, und wer es versteht, kalobiotisch zu genießen, der ist ein Liebling der Götter und der kennt den ganzen süßen Inhalt tuskulanischer Freuden. Eine Wanderung in den Umgebungen der Kaiserstadt mehrere Stunden in der Runde verschafft die Ueberzeugung, daß es in dem rauschenden Babel viele solcher Glücklichen gibt und daß es den Wienern nicht an Genußfähigkeit fehlt, wenn auch nicht eben jeder ein Cicero oder Plinius ist. Die zahlreichen Villen in Hietzing, Prezing, St. Veit, Döbling, Grinzing, Währing, Weinhaus, Nußdorf, dann am Fuße des Gebirgs in Rodaun, Kaltsburg, Mödling, in der Brühl u. s. w. erfordern eine eigene Statistik, so wie denn auch das Sommerleben der Wiener eine noch zu wenig hervorgehobene Seite des hiesigen Lebens bildet. Hier ist noch ein brachliegendes fruchtbares Feld für schreiblustige Touristen, statt des völlig ausgebeuteten Salons und der von den Schaaren fahrender Kannegießer längst abgenützten Politik. Ich habe Sie in einem meiner vorjährigen Sommerbriefe in den weiten, schönen Umgebungen Wiens zu orientiren gesucht und Ihnen beiläufig die interessantesten Punkte dieses landschaftlichen Gebietes angedeutet; ich erlaube mir, mich dießmal darauf zu beziehen. Wem es nicht gegönnt ist, sich für einige Monate gänzlich frei von jeder Fessel zu machen und in irgend einer ländlichen Hütte, wenn schon nicht in einer der vielen eleganten, mit allen möglichen Annehmlichkeiten ausgestatteten Villen mit wahrhaft lukullischer Physiognomie, das süße Procul negotiis zu genießen, der benützt wenigstens jeden freien Augenblick zu einem Ausfluge, und man hat einen Sommer vollauf zu thun, um nur die anziehendsten Partien kennen zu lernen. An topo- und chorographischen Wegweisern und Ciceronen von allen möglichen Arten und Methoden (man hat Wegweiser und Beschreibungen zu Ausflügen bis auf 20 Stunden von Wien) fehlt es eben so wenig, als an Fahrgelegenheiten, die den Wanderlustigen zu jeder Stunde nach allen Richtungen der Windrose der Hauptstadt entführen. Leider sind die vielen holprigen Communikationswege, deren Erhaltung großentheils den Ortsgemeinden obliegt, seit Jahren ein stehender Gegenstand der Klage, worüber man sich um so mehr verwundern muß, als ja die Wiener mit ihren gewinnbringenden Besuchen reichlich zur Wohlhabenheit der nachbarlichen Orte beitragen. Welch eine Rolle die Eisenbahnen, namentlich die Wien-Gloggnitzer, bei den Exkursionen der Wiener Bevölkerung spielen, davon kann man sich nur dann einen Begriff machen, wenn man an einem Sonn- oder Feiertage Augenzeuge gewesen und wenn man weiß, daß die oben genannte Bahn so zu sagen in das Herz der interessantesten und malerischsten Gegenden, ja bis an den Fuß der Gebirgswelt, der steyerschen Grenzmarken führt. So ist sie in der That eine Lustbahn und wird es bleiben, bis sich ihre Linie hinab zur Adria verlängert haben wird, welchem Augenblicke alle Welt sehnsüchtig entgegensieht. Geraume Zeit blieb es zweifelhaft, ob nicht auch die längst projektirte ungarische Centraleisenbahn, falls deren Herstellung auf dem rechten Donauufer beschlossen würde, zum Anschlusse an die Wien-Gloggnitzer gelangen werde. Baron von Sina, der sich aus mehrfachen Gründen lebhaft dafür interessirte (schon um der unter seinen Auspicien im Werden begriffenen Pesth-Ofener Brücke willen), bot zur Realisirung dieses Planes alles Mögliche auf; gleichwohl fiel die Entscheidung für die Herstellung der Bahn auf dem linken Donauufer und den Anschluß an die Ferdinands-Nordbahn bei Gänserndorf aus, und so wäre denn also eine lange schwebende Frage erledigt. Man spricht auch von der Herstellung einer atmosphärischen Bahn von Preßburg bis zum Einmündungspunkte in die Ferdinands-Nordbahn, was bis auf Weiteres dahingestellt bleiben muß. Von der eine Weile ziemlich lebhaft besprochenen Wien-Hietzinger atmosphärischen Bahn ist es jezt wieder so stille, als hätte nie ein Projekt dieser Art existirt. — Kehren wir wieder zur Stadt zurück. Daß dieselbe in einem immerwährenden Verjüngungsprozesse begriffen ist, habe ich schon öfters bemerkt. Die alten, düstern und mitunter wohl auch häßlichen Gebäude verschwinden immer mehr und machen, eh' man sich's versieht, neuen, stattlichen, äußerst freundlichen, im Innern hellen und lichten Bauten Platz. Die bürgerliche Baukunst ist bei uns sehr ausgebildet, und es ist unglaublich, was oft auf beschränktem Raume und unter nichts weniger als günstigen Lokalverhältnissen geleistet wird. Dadurch, daß es sich unsere Architekten angelegen seyn lassen, ihre Neubauten mit breiten, im leichten Schwunge sich hebenden und durch von oben einfallendes Licht erleuchteten Treppenfluchten auszustatten, gewinnen die innern Räume ungemein an einladender Wohnlichkeit und Salubrität. Wo früher in Zu- und Durchgängen, Vorhallen und Treppenhäusern nur rohes Stein- oder Ziegelpflaster gefunden wurde, sieht man jezt häufig mosaikartige Fußböden, und wo ehedem dem Eintretenden unfreundliches Dunkel entgegenstarrte, durch welches man sich hindurchtappen mußte, schreitet man heutzutage durch freie, lichte, offene Räume, und von den Wänden grüßt uns heitere und sinnige Malerei.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 7. August 1844.

Man sieht, es bessert auch nicht Elend, Reu' noch Zeit;
Einmal ein Lumpenhund, er bleibt's in Ewigkeit.

Goethe.

Briefe aus dem Werrathal.

(Fortsetzung.)

Geschichte von einem Steinbacher Erdgeist.

Vor hundert und mehr Jahren lebte ein flinker Bursche, Namens Georg, in Steinbach; er war Bergmann und fleißig und tüchtig in der Grube, auf dem Tanzplatz aber auch nicht faul. Das schönste Mädchen im Dorfe liebte ihn; sie hieß nur die große Dorte und hatte den stolzen Bau der Waldbewohnerin, mit dem schönen, selbstständigen Gang und der blühenden Incarnation, wie man sie meist in dieser Gegend trifft. — Sie liebte den flotten Burschen, und er ließ sich gern lieben, es schmeichelte seiner Eitelkeit, denn alle andern Bursche waren hinter ihr her und beneideten ihm sein Glück. Er verstand es aber, sie alle im Zaum zu halten, denn er führte eine kräftige Faust und schwang den Knittel gut. Man gab ihm sogar schuld, daß er oft solche Händel suchte, um seine Bravour zu zeigen. Das wurde ihm um so leichter, da er eine große Neigung zum Trunk fühlte und zu lustiger Gesellschaft. Da sang er denn lustige Lieder und dann auch wilde und verwegene, und am Ende schlug er zu, wenn man ihn zurecht bringen wollte.

Früh, ehe er in die Grube fuhr, war er immer nüchtern und gegen Dorte gut, wenn sie ihm das Frühstück vor den Stollen brachte und er sich mit ihr auf einen gefallenen Baumstamm setzte und aß und dann koste. Auch nach dem Mittagessen konnte sie sich recht glücklich fühlen mit ihm; denn je besser es ihm schmeckte, um so liebender war er, und sie sorgte immer für gutes Essen. Aber Nachmittags fuhr er sie doch schon oft recht brummig an, denn da hatte er schon in der Grube genippt von der bösen Flasche, und wenn er nun gar Abends aus dem Wirthshause kam, da war er häßlich gegen die arme Dirne, heftig und aufgeregt, oft eifersüchtig, oft gleichgültig, und trotz ihrer heißen Liebe zu ihm, wollte es ihr oft bedünken, daß er Niemanden liebe als sich selbst und den Genuß des Augenblicks; und das betrübte sie sehr, und sie weinte oft vor der Einfahrt des Bergwerks.

Da erbarmte sich ihrer der Berggeist; erst rührten ihre Seufzer sein mitleidiges Herz, dann ihre Schönheit sein liebendes. Erst sandte er ihr Blumen aller Art empor; er arbeitete die ganze Nacht, um sie am Morgen so künstlich und fein als möglich sprossen zu lassen; er sprach zu ihr durch diese Blumen. Durch das Veilchen sollte sie seine bescheidenen Wünsche ahnen, durch die kleine Winde seine Anhänglichkeit, die große Glockenblume sollte ihr von seiner Großmuth erzählen, und das

kleine gelbe Löwenmäulchen von seinen Küssen. All die Waldblumen sollten etwas sagen, es war keine ohne Bedeutung; die eine schien sogar aus lauter Herzen zusammengesetzt; sie waren aber nur halb geröthet: es fehlte ihm an Muth, sie ganz in sein Herzblut zu tauchen. Es war nur schade, daß die schöne Dorte nicht verstand, was die Blumen sagten. Die Frau versteht so etwas nur von dem, den sie liebt, und Georgs Liebessprache war freilich etwas kräftiger. Auch Schwämme schickte ihr der Erdgeist, die schönsten und zartesten, den Ziegenbart und Steinpilz; sogar die Trüffel schaute für sie aus dem Boden hervor. Aber was half das ihm? sie lächelte zwar, wenn sie solche Schätze fand, aber sie kochte sie für Georg, und der Erdgeist mußte zusehen, wie der aß und schmazte. Dem armen Erdgeist war recht weh um's Herz.

Unter Freud und Leid kam so der Hochzeittag heran; er brach sehr schön an und die Braut war geschmückt, nur der Bräutigam fehlte. — Ach, der saß im Wirthshaus und zechte; er müsse sich Muth trinken zum Ehestand, sagte er, und vor Allem zur Kirche und zu der langen Rede des Pfarrers, von der er jedes Wort vergessen wollte. Die Braut wartete ungeduldig, und als er gar nicht kam, da ergriff sie die Angst, und sie eilte zum Stollen. Sie hatte einmal die Geschichte gehört von dem am Hochzeittage in der Tiefe verschütteten Bräutigam, den die Braut erst als 80jähriges Mütterchen wieder erhalten hatte; das wäre ihr außer allem Spaß gewesen, so lange zu warten. Sie ging zum Stollen, kroch hinein und rief. Sie sah ein Licht in der Ferne, diesem ging sie nach; da stand ein Bergmann und hämmerte. „Georg," rief sie, „so fleißig am Hochzeittag? du böser Mann, du läßt mich warten und auch die Gäste! Freilich, unter der Erde scheint die Sonne nicht und keine Uhr zeigt dir die Stunde."

Sie kam ihm näher, da erlosch sein Licht und sie fühlte sich von einem paar liebenden Armen umschlossen, mit den zärtlichsten Namen genannt und mit Feuer geküßt. So innig und zärtlich war Georg noch nie gewesen. — „Ewig dein!" sagte die glückliche Braut. Da donnerte es in der Tiefe, der ganze Berg zitterte und nah und fern vernahm man mächtiges Krachen; die von den Bergleuten erbauten hölzernen Gerüste stürzten ein und fest klammerte sich Dorte an den Geliebten. „Komm mit mir!" sagte sie, „du sollst nicht untergehen!" Aber er wich nicht vom Boden und hielt sie fest, bis ihr die Sinne vergingen und Alles um sie her dunkelte.

Georg kam trunken vom Wirthshaus, gerade als man zur Trauung läutete. Die Glocken hatten ihn aufgeschreckt; er fand die Braut nicht, man suchte überall, und Alt und Jung war betrübt. Man meinte, sie habe sich ein Leid angethan wegen der Nachläßigkeit des Bräutigams. Georg dachte es auch; das sagten ihm auch alle Bursche. Er aber schlug nicht drein mit den Fäusten, wie er wohl sonst gethan hätte, er bezähmte seine sonst so wilde Zunge und ließ Alles über sich ergehen. Aber er trank fortan früh, Mittags und Abends, bis er eine rothe Nase nebst rothen Augen und das Zittern des Trunkenbolds bekam. Bald fand er keine Arbeit mehr in den Schachten und war zu nichts tauglich. Er klopfte oft Steine am Wege; zum Schnaps verdiente er immer noch genug.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wasserwellen.

(Schluß.)

Die ganze Menge der Bewegungen, den ganzen Umfang, in dem sie sich ausbreiten, kann man sich daher durch das Bild einer Wasserblume vergegenwärtigen, von der wir nur die obersten Blättertheile sehen. Mit dem Schlag auf die Oberfläche oder mit dem Fall des Steins bildet sich in unendlich kurzer Zeit ein Wogenstrahl senkrecht nach unten bis auf eine bestimmte Tiefe, der, einem Blumenstengel oder Pistill ähnlich, nach unten gedrungener, gleichsam fester wird. Fast eben so schnell bildet sich am untern Theil des Stiels der Anfang des Kelchs. In sich verlängernden Zeiträumen schließen sich dann die Blumenblätter auf. Doch nur einen Augenblick dauert die höchste Entfaltung der Blume. Schon bei der zweiten Schwingung, die vom Mittelpunkt ausgeht, zieht sich der Stengel mehr nach oben zusammen, während zugleich die Wellenkreise zurückgehen. Diese werden nun immer enger, immer mehr verkürzt sich auch der Stengel, bis zuletzt alles an der Stelle, von der es ausgegangen ist, in die Ruhe zurückkehrt.

Dieses Bild kann man richtig finden, selbst wenn man es noch etwas weiter verfolgt. Unter den obern Wellenkreisen befinden sich andere, die jenen um so mehr gleichen, je näher sie denselben sind, die aber nach unten enger werden und niedriger, bis sie weiter unten mit den andern ein Ganzes bilden, gleichsam zusammenwachsen, wie Blumenblätter an ihren Unterlagen. Es ist zwar das Alles nur ein Bild, um die Form dieser Bewegung anschaulich zu machen; doch kann es nicht auffallen, wenn in diesem Bild etwas mit der Sache selbst zusammen trifft. Ist doch die Kraft, welche die Blumen hervortreibt, dieselbe, welche auch die Wellen

bildet; es ist die Kraft, deren Wirken wir überall erkennen, so-oft wir die Agentien der Natur nicht in ihrer Vereinzelung betrachten, wie sie der spaltende Verstand in den Systemen der Wissenschaft darstellt, sondern in ihrer Verbindung. Die Schwere in der innigen Wechselwirkung mit einer bewegenden Kraft erzeugt die Wellen; die Schwere in innigem Verband mit allen andern Naturkräften erzeugt das Lebendige. Dort ist der Anfang der Einheit, hier eine höhere Stufe derselben. Dort schafft sie daher auch nur flüchtige Umrisse, hier ausgebildete Wesen, dort Versuche, hier Fertiges.

Die bisher besprochene Wellenbewegung ist unter allen möglichen die einfachste. Zusammengesezter, auch wesentlich verschieden ist dieselbe, wenn sie so nahe an der senkrechten Wand des Ufers beginnt, daß die Wellen sich dort brechen. Dann bildet jeder Theil des Ufers, an dem dieß geschieht, und der nächste am meisten, den Mittelpunkt einer entgegengesezten, rückschreitenden Bewegung. Die Wellenbildung vertheilt sich zwischen zwei Polen, einem obern, ursprünglichen, positiven und einem untern, abgeleiteten, negativen. Die vorwärtsschreitenden und die zurückkommenden Wellen durchkreuzen sich, erzeugen dabei höhere Berge, tiefere Thäler als die gewöhnlichen, oder auch, wenn gerade ein vorwärtsschreitender Berg und ein rückwärtsgehendes Thal zusammentreffen, stehende Wellen, sogenannte Schwingungsknoten. Die Form, welche dabei das Ganze der Bewegungen, der obern und untern, der mittlern und seitwärts liegenden zusammen darstellt, ist wesentlich verschieden von der zuerst betrachteten. Durch die höhern Berge und tiefern Thäler treten die Linien mehr heraus. Die Linien, ähnlich denen einer sich bewegenden Schlange oder noch mehr dem Profil eines Fischleibs, die man schon bei der einfachsten, von uns zuerst in's Auge gefaßten Bewegung bemerken konnte, wenn man einen senkrechten Durchschnitt durch dieselbe zog, erscheinen prägnanter, ausgebildeter. Mit jeder verschiedenen Richtung und Form der Uferwand ändern sich wiederum die Wellenformen.

Noch verschiedener und mannigfaltiger werden dieselben, wenn die Rückwirkung von zwei entgegengesezten Uferwänden ausgeht, oder wenn die ursprüngliche Bewegung auf denselben Punkt des Wassers in bestimmten Zwischenräumen wiederholt wird, oder wenn zwei Stellen des Wassers zugleich zum Anfang einer Bewegung gemacht werden. Wenn aber ein leichter Wind die Wasserfläche an vielen Orten zugleich bewegt, so zeigt sich eine Menge entstehender und vor der Ausbildung wieder verschwindender, auf und nieder tanzender Formen, und wenn vollends ein Sturm die Wellen treibt, so verwandelt sich jene große Wasserblume des ruhigen, von einem Stein bewegten Sees in ein Heer von sich gegenseitig bekämpfenden und verschlingenden und wieder gebärenden Ungeheuern. Der Naturgeschichte, welche jezt eine Ergänzung sucht in der Beleuchtung der versteinerten Reste der Urwelt, steht vielleicht eine nicht minder wichtige bevor in der Untersuchung dieser Bildungsanfänge in der Gegenwart.

Aber diese Forschungen über die Wellenbewegung haben nicht bloß für die Wissenschaft, sondern auch für die Anwendung im Leben bedeutenden Werth. Wenn die Form der Wand eines Wassergefäßes und die Lage des Anfangs der Wasserbewegung so großen Einfluß auf die Wellenbildung üben, wenn die Natur der Wellen z. B. auf die Auflösung im Wasser zu vertheilender Stoffe bedeutend einwirkt, so könnte dadurch, daß man dem Gefäß eine passende Form und dem Einströmungspunkt die gehörige Lage gibt, die Arbeit, die in chemischen Werkstätten auf das Umrühren verwendet wird, bedeutend vermindert werden. Die stehenden Wellen, welche sich bilden, indem Wellenberge und Wellenthäler einander begegnen, müssen um so mehr Kraft haben, je größer die Berge und Thäler sind, als deren Ausgleichung sie erscheinen. Es ließe sich daher vielleicht durch die Wahl und die Richtung der Ufer eine Bildung stehender Wellen erreichen, durch welche die größten Bewegungen zur Ruhe, die höchsten Wellenberge und die tiefsten Wellenthäler zu einer ebenen Fläche vermittelt, dadurch aber die Ufer geschüzt und sichere Durchfahrten an den gefährlichsten Stellen erreicht würden. Einer höhern Kunst könnte es sogar gelingen, dadurch, daß man den vom Sturm erregten Wogen künstliche entgegensezte, ganze Reihen stehender Wellen zu bilden, die als die Ausgleichung der hoch emporschleudernden und in die Tiefe stürzenden eine solche Gewalt des Widerstands hätten, daß es dem Menschen mit leichter Unterlage möglich würde, durch die auf beiden Seiten sich aufthürmenden Wogen hindurch zu gehen.

Die merkwürdige Erfindung der hydraulischen Presse, bei der man mit einer geringen Menge Wasser, die kaum einige Pfund schwer ist, durch die Verbindung mit einer geeigneten Form so große, erstaunliche Kräfte hervorrufen kann, ist nur ein Beispiel und ein Anfang von den Wirkungen, die sich durch das Wasser in der Wechselwirkung mit den Formen erreichen lassen. — Die in den Sagen der meisten Völker ausgesprochene Ansicht, daß aus dem Wasser alles Lebendige entstanden sey, hat auch für die künstlichen Werkzeuge der Menschen, dieser Nachahmungen und Verstärkungen der natürlichen, der Körperglieder, eine weit greifende, noch nicht genug erkannte Bedeutung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juli.

(Fortsezung.)

Neubauten.

Die pompejanische Manier ist jezt, namentlich an öffentlichen Orten, sehr beliebt. Man erstaunt, auf der Stelle des altergrauen, greisenhaft eingeschrumpften Zwettelhofes und des ihm schräg gegenüber gestandenen Domherrnhofes zwei großartige, den Stephansplatz ungemein zierende Neubauten mit den herrlichsten Waarengewölben im Erdgeschoße zu sehen. Der ehrwürdige, in so junger Umgebung sich nur noch dunkler und fremdartiger ausnehmende Stephansdom sticht dagegen allerdings höchst auffallend ab. Der neue Zwettelhof mit seinen prunkenden, prächtigen Gewölben bildet einen neuen, glänzenden Bazar; der dritte, den wir binnen wenigen Jahren entstehen sahen. Seit Kurzem ist einer der ältesten Gasthöfe der Stadt, der bekannte „Matschallerhof," rasirt und hoffentlich wird sich bald ein neues, elegantes und den Bedürfnissen der Gegenwart angemessenes Hotel an der alten Stelle erheben. Bei der von Jahr zu Jahr zunehmenden Menge der Fremden und den sich steigernden Anforderungen an Comfort, Eleganz und Großartigkeit reichen die gegenwärtig in der Stadt bestehenden Gasthöfe nicht aus, und man hat schon oft den Vorwurf hören müssen, daß manche kleinere Residenz Wien an großartigen Hotels überbiete. Dem Vernehmen nach soll auch an den alten Schwan, einen der bekanntesten Gasthöfe der innern Stadt, die umgestaltende Hand angelegt werden. Aehnliches Schicksal steht manchem andern Gebäude bevor, an welches sich historische und sonstige interessante Erinnerungen knüpfen, so unter andern dem sogenannten „Federlhof," wenn ich nicht irre, dem einstigen Wohnhause des mysteriösen Theophrastus Paracelsus. So eben wurde auf der Mölkerbastei ein äußerlich nichts weniger als auffallendes Gebäude eingerissen, das man als das Sterbehaus des interessanten Prinzen von Ligne bezeichnet. (Nach Andern starb er zu Nußdorf bei Wien.) Mit besonderem Danke muß es anerkannt werden, daß unter den jezigen Umständen, wo das alte Wien der umwandelnden Zeit den Tribut entrichtet, unsere Lokalblätter das Andenken der alten Bauten zu erhalten bemüht sind und das Publikum mit der Geschichte manch merkwürdigen Hauses bekannt machen. Es ist dieß eine ihrer würdige Aufgabe. — Der Luxus in Ausstattung und Ausschmückung der Kaufläden und anderer öffentlicher Etablissements ist fortwährend im Steigen begriffen, und man staunt, wie es bei dem in der Regel sehr hohen Miethzinse der Gewölbe und der Menge des zu besoldenden Personals möglich ist, solchen Aufwand zu erschwingen. Freilich sind Bankerotte und Fiaskos glänzender Unternehmungen eben nicht seltene Ereignisse. Sicher ist es aber, daß durch das Blendende der Waarenauslagen, durch schimmernde Aushängschilde, worunter oft sehr kunstreiche und kostspielige Gemälde, die Straßen und Pläze sehr gewinnen, und ein Spaziergang durch die Stadt kann füglich für eine Wanderung inmitten einer glänzenden Industrie- und Kunstausstellung gelten. Eines der glänzendsten Gewölbe ist die so eben neu ausgestattete Glaswaarenhandlung „zum Fürsten Metternich" in der Weihburggasse. Hier haben sich Pracht und Reichthum der zur Schau gestellten Glaswaaren (aus böhmischen und slavonischen Glashütten) und feiner Geschmack in Anordnung und Ausstattung zu einem in der That glänzenden Effekte vereinigt. — In einem meiner frühern Briefe habe ich Sie auf einen projektirten neuen Brunnen auf einem der Pläze der Stadt, der sogenannten „Freyung," aufmerksam gemacht und erwähnt, daß ihn die Meisterhand Schwanthalers mit einem Kunstwerke schmücken solle; leider sind in der jüngsten Zeit hierüber lebhafte Controversen ausgebrochen, und namentlich wirft man dem Wiener Stadtvorstand unpatriotisches Uebergehen einheimischer Künstler und schnödes Ignoriren vaterländischer Kunst vor. Da bisher noch keine Rechtfertigung und freimüthige Beleuchtung des Gegenstandes veröffentlicht worden, so ist über die Sache nicht abzuurtheilen; jedenfalls sollte der angegriffene Theil mit einer offenen Darlegung der Verhältnisse nicht zögern, und bedenken, daß vornehmes Stillschweigen den Verdacht weder widerlegt noch niederschlägt. Doch möchten auch die patriotischen Eiferer zu erinnern seyn, nicht zu weit zu gehen und den Unwillen zu mäßigen, ehe er in förmliche Intoleranz ausartet, die in Sachen der Kunst so wenig als in anderer Beziehung zeitgemäß ist. — Die neue Kirche in der Jägerzeile ist nunmehr so weit vollendet, daß vor einigen Tagen die feierliche Aufsezung des Kreuzes auf den 34 Klafter hohen Thurm erfolgte. Ich wüßte nicht, daß an diesem Kirchenbau etwas wesentlich Auszeichnendes hervorzuheben wäre, wenigstens scheint auf architektonische Schönheit nicht eben Rücksicht genommen worden zu seyn. Es ist eine Vorstadtkirche und würde selbst in einer Provinzialstadt kein Aufsehen erregen. Kunstfreunde sehen den Fresken Führichs und den Altargemälden Kupelwiesers, womit diese Kirche geschmückt werden soll, mit Spannung entgegen. — Noch füge ich einige statistische Daten bei, die Sie vielleicht interessiren werden. Die Häuserzahl Wiens beläuft sich nach der Zählung im verflossenen Jahre auf 8690; sie hat sich seit 1830 um 627 Häuser vermehrt. Vom Grunde aus neu aufgebauter Häuser zählt man seit 1820 1221, bedeutende Renovationen seit damals 1686, also wurde seit 1820 ein Drittel der jezt vorhandenen Häuserzahl theils gänzlich neu, theils umgebaut. Das Zinserträgniß betrug 1843 13,062,743 Gulden. Bringt man diese Summe mit der Population in Verhältniß, so kommen durchschnittlich auf jeden Einwohner 34 Gulden 45 Kreuzer. Der Kapitalwerth sämmtlicher Häuser ist auf 228,598,012 Gulden berechnet, wornach also im Durchschnitt 26,306 Gulden auf ein Haus fallen. Die Einwohnerzahl beläuft sich, mit Ausschluß des Militärs, nach der lezten Zählung auf 375,950 Individuen. Die Population hat sich innerhalb 13 Jahren um 56,060 Seelen vermehrt. — Interessante Daten liefert gleichfalls eine Uebersicht der Consumtion Wiens, welcher wir beispielsweise nur einige wenige Punkte entnehmen: an Schlachtvieh 99,410 Stück Ochsen, Kühe, Kälber über ein Jahr; 111,725 Kälber bis zum Alter eines Jahres; 39,899 Schafe, Widder, Ziegen und Böcke, 65,973 Lämmer u. s. w. 982,504 Centner Mehl, 33,538 Cent. Hülsenfrüchte, 141,209 Cent. Brodfrüchte, 248,961 Cent. frisches Obst, Kastanien und Nüsse. 15,022,701 Maß Milch und 51,465,509 Stücke Eier; von zahmem Geflügel 2,085,294 Stücke, ungerechnet die Massen von Wildgeflügel; an Getränken: 293,596 Eimer Wein, 827,378 Eimer Bier, 27,920 andere gemischte geistige Getränke; an Brennholz wurden 128,125 Klafter consumirt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 8. August 1844.

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen;
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Goethe.

Ein Beitrag zum Studium Lessings.

I.

Die Worte, mit denen Lessings Vorrede zum Nathan abbricht: noch kenne er keinen Ort Deutschlands, wo dieses Stück schon jezt aufgeführt werden könnte, haben stets für eine Art Bekenntniß gegolten, das sich auf seine damalige Stellung zur deutschen Literatur überhaupt anwenden lasse; nur hätte man sich dabei auch eines andern Ausspruchs erinnern sollen, der jenen ergänzt und in gewissem Sinne seine Kehrseite zeigt. Im Hinblick auf dasselbe Schauspiel schrieb Lessing an seinen Bruder, er wolle diesem Stücke nicht selbst den Weg verhauen, endlich einmal auf das Theater zu kommen, und wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Wenn aus jenen Worten nicht undeutlich die bittere Resignation spricht, die während seiner lezten Lebensjahre nicht selten den reinen Krystall seiner Rede trübte, jene Resignation, nach einem Leben, das er der Belehrung durch Wort und Schrift geopfert hatte, dennoch das Beste, was er zu sagen wußte, an die Nachwelt verweisen zu müssen, so darf man auch die feste Zuversicht nicht verkennen, mit der er sich an die Nachwelt wendet, die Ueberzeugung von dem ewigen Rechte der Sache, an deren Führung er seine lezte Kraft gesezt hatte, von ihrem endlichen unausbleiblichen Siege, und wäre er auch erst der fernsten Zukunft aufbehalten.

Fast siebzig Jahre sind seit jener Zeit verflossen, die Literatur, deren erste unsichere Schritte er leitete, hat ihren Höhenpunkt bereits überschritten, sie hat ihren Einfluß bei den Nachbarn geltend gemacht, gegen deren Uebergewicht zu kämpfen mit zu Lessings Lebensaufgaben gehörte; Erschütterungen von der höchsten welthistorischen Bedeutung sind eingetreten, und mehr als einmal hat ein gänzlicher Umschwung der Anschauungsweise im Leben wie in der Wissenschaft stattgefunden. Lessing hat diese Krisen überstanden; seine jüngeren Zeitgenossen, Wieland und auch Herder, fangen schon an vor ihm in den Hintergrund zurück zu treten, und Goethes und Schillers Doppelgestirn, dem er bahnbrechend und verkündigend voranzog, hat ihn nicht in den Schatten gestellt. In allen Literaturepochen hat sich seine geistige Macht immer von Neuem bewährt, nicht gelähmt durch die Beschränktheit einer falschen Bewunderung, siegreich gegen eine sophistische Kritik und dem blinden Hasse zum Troz, der weder gelernt noch vergessen hat, und uns noch heute wie damals von Nathans drei satanischen Ringen zu sprechen wagt.

Schon Friedrich Schlegel — soll man sagen mehr ein Bewunderer oder Gegner Lessings? — sprach es nicht volle zwanzig Jahre nach seinem Tode in den Charakteristiken

und Kritiken aus, es sey einer eigenen Aufgabe werth, alle Ansichten und Urtheile, die über den seltenen Mann laut geworden, zusammen zu stellen, d. h. die Geschichte seiner Einwirkungen auf die bedeutendsten Geister jener Zeit, seines Einflusses auf die Literatur überhaupt zu schreiben. Und wie haben sich seit dem Anfange des Jahrhunderts diese Urtheile gemehrt! Friedrich Schlegel selbst war es, der zuerst eine neue Auffassungsweise mit voller Kraft gegen die Freunde Lessings geltend machte, deren haltlose Bewunderung denselben Mann, der so wenig geeignet war, in der stockenden Luft der Sekten zu athmen, daß er auch der Wahrheit mißtrauen wollte, wenn sie sektirerisch werde, noch nach seinem Tode zum Haupte einer Sekte machen wollte. Aber zugleich sprach er auch Lessing nicht die Poesie allein, auch die Befähigung zu ihrer Kritik sprach er ihm ab, um ihn auf ein unerklärliches Gemisch von Polemik, Witz und Philosophie, als seinen wahren Gehalt zurück zu führen. Und doch fehlte es auch in der romantischen Schule nicht an Kritikern, die sich Lessing wiederum unbedingt zuwendeten. Wollte man diese Einwirkungen im Einzelnen weiter verfolgen, es könnte keinen bessern Beweis geben, daß Lessings Werke, wie die jedes großen Geistes, kein todter Schatz sind, an den die Nachwelt nur hinan zu treten brauchte, um ihn sogleich zu heben, daß ihnen vielmehr eine unversiegbare lebendige Kraft inne wohne, die sich im Einklange mit der Entwicklung jeder neuen Generation in überraschender Weise nach einer neuen Seite entfaltet, und so Vergangenheit und Gegenwart in unmittelbarer Einheit erscheinen läßt.

Auch in unsern Tagen hat sich der Einfluß Lessings wiederum geltend gemacht, und vielleicht mit um so größerem Erfolge, als gerade die Kämpfe der Gegenwart keine geringe Analogie mit jenen darbieten, in denen er eine so bedeutende Stellung einnahm, nur daß heute schärfer, entschiedener gegen einander tritt, was damals noch mehr andeutungsweise erschien. Das Gefühl einer bevorstehenden Krisis, die Nothwendigkeit einer neuen Richtung, einer Umgestaltung auf dem Gebiete der Wissenschaften, wie der nationalen Literatur ist in seiner ganzen Stärke erwacht und oft genug ausgesprochen worden; die Sehnsucht nach einer Regeneration der politischen Verhältnisse, die damals wie eine geheimnißvolle Ahnung die Welt durchzog, ist jezt mit allen Ansprüchen einer selbstbewußten Macht aufgetreten. Von den entschiedensten Seiten her ist man wieder auf Lessing zurückgekommen, häufiger werden seine Aussprüche und Ansichten wiederholt; denn man fühlt es deutlich, man bedürfe eines Mannes, der wie er mit dem Adlerblick, mit dem haarscharfen Schwerte seiner Kritik auf den Kampfplatz hintrete.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus dem Werrathal.

(Fortsetzung.)

Die Bergleute hatten indeß andere Schachte aufgethan und fünfzig Jahre fleißig fortgehämmert und geschafft, bis sie durch Zufall wieder in den alten Stollen gelangten. Die Arbeit machte sich leicht, nur lockere Erde war wegzuschaffen; da stieß man auf einen festeren Gegenstand, es war ein Fuß, und zwar Dortens Fuß. Die Gestalt ruhte in einer Höhlung noch wohl erhalten. Nicht das Grausen des Todes las man in den Zügen, sondern das Lächeln der glücklichen Liebe. Die jungen rüstigen Bursche staunten das schöne Mädchen an, und keiner wußte, wie es daher gekommen sey. Der Obersteiger deutete es ihnen; der hatte die Dorte auch einst geliebt. Er schickte nach dem Georg, und alle meinten, dieser müsse erzittern über die Jugenderinnerung, aber das konnte er nicht, er zitterte ja so schon immer; man hoffte, er würde eine Thräne vergießen, aber die Augen waren triefend geworden vom Alter und schlechten Leben. Er schaute ruhig und kalt die schöne Braut an; dann suchte er in seiner Tasche, man meinte nach dem Taschentuch, um die Rührung zu bergen, er hatte aber keines; nein, er suchte nach der Schnapsflasche, die er auch fand. Ein derber Fluch entfloh seinen Lippen. „Die Närrin!“ sagte er dann, „was hatte sie in der Tiefe zu suchen? nichts, gar nichts! Sie hätte wohl über der Erde bleiben können, da wäre es auch anders mit mir geworden.“

Die Männer waren indeß nicht seiner Meinung: der Georg hatte nie viel getaugt, und die Dirne war gewiß da unten mit dem Berggeist glücklicher gewesen, wie da oben mit dem Trunkenbold. Doch sagte ihm das keiner; sie ließen ihn trinken, so lange er wollte. Er trank den ganzen Tag, versezte sein Leztes beim Wirth, und als er am andern Tage nicht zum Vorschein kam, fand man ihn im Rausch gestorben.

Gute Leute wollten ihn mit der schönen jungen Braut begraben, aber der Obersteiger litt es nicht, denn er meinte, Georg habe es weder durch sein Leben, noch durch seinen Tod verdient; dabei mochte wohl auch die Eifersucht seiner Jugend eine Stimme haben. Man begrub ihn am Fuß des Berges und sie wurde ganz oben eingesenkt auf dem Gottesacker, dem Wald recht nah und der Sonne; dort ruht sie und blickt auf das Dorf herab und schüzt und warnt die Dirnen vor der Neigung zu Trunkenbolden. Was kann denn sonst ein Mägdlein schützen, wenn nicht ein gütiger Geist?

Solltest du den Gottesacker ersteigen, liebe Freundin, um Dortens Grab zu besuchen, so wirst du, selbst wenn du dieses Grab nicht findest, doch manches Schöne

sehen, nämlich eine schöne Aussicht über Berg und Thal nach Liebenstein zu, und du wirst den Steinbach sprudeln sehen mit seinem silberhellen Wasser; außer diesem Silber soll er auch Gold mit sich führen, doch nicht genug, um die Mühe des Herauswaschens zu lohnen. Er treibt lieber die Räder der Mühlen und der Fabriken, denn er meint, der Fleiß des Menschen sey das beste Gold.

Vierter Brief.

Du kommst oft durch das Städtchen Schweina, welches an der Landstraße liegt und das verwöhnte Ohr des Reisenden durch seinen thierischen Namen oft unangenehm berührt. Es ward mir merkwürdig durch zwei Kleinodien aus dem Mittelalter, die man nirgends findet: eine eigenthümliche Feier des Weihnachtsfestes und ein Vorrecht des Volks.

Am ersten Adventsonntag versammeln sich die Schulknaben und erwachsenen Jünglinge auf dem Antoniusberg oder Tungelsberg, welcher dem Hohlensteinfels gegenüber liegt, und bauen dort von Steinen eine Pyramide auf, so hoch sie können, und befestigen eine Stange darauf. Am nächsten Adventsonntag bauen sie weiter und immer höher, bis zum Eintritt des Festes, dem heiligen Abend. Während dem Bauen singen sie fromme Lieder; am heiligen Abend zieht aber die Jugend mit Fackeln, die sie aus Spähnen, Werg und Pech gemacht, hinauf; Lehrer und Ortseinwohner ziehen mit dahin; Alles reiht sich um die Pyramide, man singt fromme Lieder, dann wirft man die Fackeln auf einen Haufen. Um 12 Uhr läuten die Glocken, da singt der Cantor mit seinem Chor eine Cantate, und das Volk begibt sich zur Christmette. — Ein heidnisches Fest mag wohl zu dieser christlichen Feier Anlaß gegeben haben. Solche Ueberträge aus einer alten Zeit sind heilig und schön; nur die Barbareien sollen wir zurücklassen, nicht die frommen Gebräuche. Wer eine neue Religion gründen will, braucht nicht damit anzufangen, Altäre niederzureißen und fromme Gefühle auszurotten.

Die zweite Eigenthümlichkeit von Schweina, das Volksvorrecht, ist noch merkwürdiger, in so fern das neunzehnte Jahrhundert nicht gern Vorrechte duldet, wenigstens nicht bei Fürsten und Adel; beim Volk drückt es ein Auge zu. — Die sogenannte Stabsgerechtigkeit scheint aus dem grauen Alterthum zu stammen, und wird von den vier Dörfern des ehemaligen Amtes Altenstein, Schweina, Steinbach, Gumpelstadt und Waldfisch sehr heilig bewahrt. — Ein grausamer Ritter von Ringelstadt, Besitzer dieser vier Ortschaften, rief seine Bauern in einer Fehde gegen einen mächtigen Nachbar zu Hülfe; sie aber gedachten der von ihm erfahrenen Grausamkeit und Härte und traten zum Feind über. Da versprach er ihnen, im Fall sie ihm zum Sieg behülflich wären, die große Vergünstigung, sich selbst zu regieren, und hielt sein Wort, nachdem sie ihm den Sieg errungen hatten; er gab ihnen den weißen Stab, oder die Stabsgerechtigkeit. Die Lade mit den darauf Bezug habenden Dokumenten steht in der Kirche zu Schweina und wird wie ein Heiligthum aufbewahrt.

Dieser weiße Stab erstreckt sich durchaus nicht weiter als auf die Gemeindeordnung; im Uebrigen stehen diese Ortschaften unter der Gerichtspflege einer Meiningischen Behörde. Es ist nur eine Art Zwangsrecht dieser vier Ortschaften unter sich, zur Erhaltnug der Gemeindeordnung, der sich kein Ortsnachbar bei Verlust seines Nachbarrechts widersetzen darf. Wer als Gemeindeglied aufgenommen werden will, muß den Stab in die Hand nehmen und ihm Gehorsam schwören. Der mit dem Stabe erscheinende Diktator hat das Recht, Strafen zu verhängen; beim Antritt seines Amtes schwört er, daß er den Stab, welcher ihm von der Gemeinde anvertraut wird, „wolle und solle gebrauchen, wozu die Gemeinde berechtigt." Er führt den Stab, doch die Gemeindevorsteher sind befugt, ihm zu befehlen, das mit dem Stabe auszurichten, wozu sie berechtigt sind. Die Statuten der Stabsgerechtigkeit, welche 1652 im Druck erschienen sind, sagen aus, daß diese Gerechtigkeit weit über Mannesgedenken ohne alle Hindernisse von Seiten der Obrigkeit und Gerichtsjunker von den vier Gemeinden des Altensteiner Gerichts geübt worden sey.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lichtenthal bei Baden-Baden, Juli.

Witterung. — Spielbank.

Seit drei Wochen sind wir nun im Paradiese Lichtenthals, das uns mehr spendet, als wir gewünscht und erwartet hatten, nämlich ein ununterbrochenes Sturzbad, welches wir freilich mit größerer Bequemlichkeit und etwas wohlfeiler in der Heimath hätten genießen können. Die reizenden Umgebungen haben wir bis jetzt meistens nur wie durch einen Flor bewundert; denn nur einmal war es uns in den ersten Wochen vergönnt, etwas näher hinzuzutreten, und zwar auf Schloß Eberstein, wo wir einige trockene Stunden uns am reizenden Murgthale ergözten. Den schönen, waldigen Cäcilienberg, der sich kaum hundert Schritte von unserer Wohnung erhebt und durch bequeme und reinliche Wege, am Schäumen und Rauschen einer leider nur zu reichen Cascade vorüber, zu sich einladet, haben wir in glücklichen Momenten erst einigemale besteigen können, und auf Selach, einem Besitzthum des preußischen Gesandten am badenschen Hofe, Herrn v. Otterstädt, auf einer nur ein halbes Stündchen entfernten waldigen Anhöhe mit schönen, traulichen Anlagen

und den reizendsten Aussichten, fanden wir einige trockene Stunden, die uns auf dem Rückwege reichlich eingeweicht wurden. Die herrliche Allee nach dem eine halbe Stunde entfernten glänzenden Baden haben wir erst drei- oder viermal und nicht ohne Regenschirme durchwandeln können. — Die Roulette und Rouge et noir fanden wir in voller Thätigkeit, umgeben von den ledernen, unbeweglichen Gesichtern der Croupiers und von den sehr beweglichen der Spieler, unter denen ein junger polnischer Russe die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog durch seinen Gleichmuth und sein gewagtes hohes Spiel, das schon mehrmals die Bank gesprengt hatte. Er sollte 90,000 Franken bereits gewonnen haben, ambitionirte aber 100,000; allein Fortuna erschwert ihm den Kampf, und es ist höchst wahrscheinlich, daß er zuletzt einige tausend Franken aus eigener Kasse zurücklassen wird, obgleich Benazet schon einigemal mit seiner Familie Thränen, und zwar nicht Thränen der Freude über das Glück seines russischen Nebenmenschen vergossen haben soll. — Baden hat sich seit ein paar Lustern sehr verändert und zu einer großartigen Stadt ausgebildet, aus welcher die herrlichsten und bequemsten Wege in die unvergleichlichen Umgebungen führen. Alles dieses ist durch den Zauber der Spielbank bewirkt und würde zum Theil verschwinden, wenn diese verschwände, daher Baden bei dem Antrage der väterlich sorgenden Kammern, die Spielbank aufzuheben, zittert. Die Spekulation, mit fremdem Gelde die großartigsten Hotels, Paläste und Häuser zur Aufnahme der reichen westlichen und nordischen Gäste zu erbauen und mit allem ersinnlichen Luxus auszustatten, hat sich zu tief eingelassen, als daß nicht sehr bedeutende Verluste sich ergeben müßten, wenn das Zuströmen der Gäste aufhören sollte. Schon durch die Eisenbahn, die bis jezt nur bis Oos geht, und die zwar der Badezeitung nach wohl mehr Personen, aber weniger Verweilende herbeiführt, finden sich die Häuserbesizer beeinträchtigt, und es stehen auch wirklich viele Wohnungen leer, und der Zudrang auf der Promenade und zu den Restaurations- und Conversationssälen ist nicht groß. Die schlechte Witterung mag etwas dazu beitragen, allein die Badener sagen: „Wie würde es erst seyn, wenn die Spielbank fehlte? denn die größere Hälfte der Gäste sind nicht solche, welche die Heilkraft unserer Thermen anlockt, sondern die sich amüsiren wollen. Das schöne Terrain mit seiner üppigen Vegetation und seinem herrlichen Baumwuchse und die Milde der Temperatur bleibt uns freilich; aber unter den höhern Ständen und Reichen gibt es viele Individuen, die eine lebhafter anregende Unterhaltung suchen, als die Natur gewährt, die denn doch auch, wie Figura zeigt, nicht immer zugänglich ist. Und was für ein besonderer Nachtheil ergibt sich denn aus dem Spiel, das doch nicht auszurotten ist, und wenn es nicht öffentlich geduldet wird, im Verborgenen und dann nur um so gefährlicher fortwuchert, da es dadurch einen neuen Reiz erhält?"

(Fortsezung folgt.)

Wien, Juli.

(Schluß.)

Oehlenschläger. — Theater.

Nun noch einige Worte von minder materiellen Dingen. Ein längst erwarteter Gast ist endlich eingetroffen, um wieder einmal nach langen Jahren eine heitere Woche in Wien zu verleben: Oehlenschläger. Vor achtundzwanzig Jahren hatte er die Kaiserstadt zum erstenmale besucht; er wird Vieles hier verändert gefunden haben, namentlich auch in der Kunst- und literarischen Welt. Erfreut muß es ihn haben, einer und der andern befreundeten Erscheinung von damals wieder zu begegnen, insbesondere unserem Grillparzer, mit dem er so manches Geistige gemein hat, und von dem er eben so hoch gehalten wird, als er ihn selber hoch hält. Hat gleich die Zeit des gefeierten Dichters Haar gebleicht, so strahlt doch noch jugendliches Feuer aus seinem ausdrucksvollen Auge, und die edle Gestalt ragt ungebeugt aufrecht. Es konnte nicht fehlen, daß die Anwesenheit des Gastes Veranlassung zu einem Festabend gab, an dem alle hier eben verweilenden Notabilitäten in Kunst und Wissenschaft (viele derselben hatte leider der Sommer aus Wien entführt) Theil nahmen. Die Freude und Begeisterung machte sich in Gedichten, Liedern und Toasten Luft. Grillparzer namentlich ließ den „großen Dichter zweier Zungen in einer Zeit, wo die großen Dichter in einer Zunge so selten sind," hoch leben. So hat Oehlenschläger wenigstens den Beweis mit sich fortgenommen, daß man für die Nähe eines wahren Dichters bei uns nicht völlig stumpf geworden; zu wünschen wäre freilich, daß solche Erregungen den flüchtigen Moment überdauern und nachhaltig fortwirken möchten. — Unter den Fremden von Bedeutung zieht der sechzehnjährige Enkel Mehemet Ali's, Ismael Bey, Sohn Ibrahim Pascha's, die Aufmerksamkeit auf sich. Er dürfte längere Zeit hier verweilen, da er von einem Augenübel geheilt zu werden wünscht und zu diesem Ende unsere hiesigen berühmtesten Augenärzte consultirt. Seit einigen Tagen weilt Prinzessin Clementine von Frankreich an der Seite ihres Gemahls in unsern Mauern. Auch ihnen folgen die Blicke der Menge mit theilnehmender Neugierde. Unsere Hotels sind mit Schaaren von Fremden überfüllt, meistens Engländern und Franzosen. — Das Hofburgtheater ist seit dem ersten Juli wie gewöhnlich auf einen Monat geschlossen. Hr. v. Holbein soll eine Entdeckungsreise angetreten haben, um das Hofburgtheater mit einigen neuen Kräften zu versehen. Ein junger Nachwuchs thut allerdings sehr Noth, ist aber wohl schwer aufzubringen. Der nunmehr erfolgte Abgang Marr's, der die Leitung des Leipziger Theaters übernommen haben soll, hinterläßt eine nicht gleich ausfüllbare Lücke. Marr war ein tüchtiger Charakterdarsteller der ältern Schule. Wir sind auf seinen Ersazmann begierig. Ob uns wohl die nächste Herbst- und Wintersaison Einiges von den vielen Neuigkeiten bringen wird, von deren Annahme und Vorbereitung man immer sprechen hört, ohne etwas erfolgen zu sehen? — Die italienische Oper hat nunmehr wieder der deutschen Plaz gemacht, deren Kräfte aber noch nicht komplet sind. Mad. Stöckl-Heinefetter wird als neu gewonnenes Mitglied genannt. Die hesperische Gesangsmuse hat heuer bei uns nicht sonderlich Glück gemacht, troзdem daß sie sich einer Garcia-Viardot und Tadolini als Primadonnen und einiger guten Sänger zu rühmen hatte. Namentlich fielen ihre Novitäten: „Ernani," „Roberto Devereux," „I Normanni a Parigi," beinahe durch. — Auf unsern sämmtlichen Vorstadtbühnen tummeln sich Gäste aller Sorten, Sänger, Heldenspieler, Komiker feinen und mittelfeinen Genres, Zauberer à la Döbler u. s. w. Das Josephstädter Theater gibt gegenwärtig beständig Opern; die gesammte Zauberschleier-Comparserie ruht in der Theaterrüstkammer; auf wie lange, ist die Frage.

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 191.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 9. August 1844.

Die geheime innere Denkart der christlichen Völker, ihren Wahn, Aberglauben, Schwachheiten, kurz den dunkeln Grund ihrer Seele lernt man oft aus ihren Sagen mehr kennen als aus ihrer Staatengeschichte.

Herder.

Briefe aus dem Werrathal.

(Fortsetzung.)

Die vom weißen Stab geleitete Gemeindeordnung soll indeß in der Praxis nicht besser seyn, als andere ohne Stab; in der Theorie ist sie aber ein schönes Vergißmeinnicht aus dem Alterthum, das zu den Ruinen, deren die Gegend so zahlreiche hat, recht gut paßt. Der weiße Stab ist in jetzigen Zeiten wie eine Ruine in einer Parkanlage. Ohne sorgfältige Pflege wird auch Unkraut in der nächsten Umgebung sprossen; doch es ist immer verdienstlich, solche Monumente zu erhalten, in einer Zeit, wo man gar zu gerne neue baut.

Im weißen Stab liegt überhaupt etwas Poetisches; er war schon in frühern Zeiten von großer Bedeutung, er war ein Zeichen von Schutz und von Gnade, ein Zeichen der Würde, der Unantastbarkeit, wie bei Herolden. Gewiß war Moses Stab auch weiß, wie auch der Stab, der über dem armen Sünder gebrochen wird. Aber auch der Zauberstab der Feen war weiß und erfüllt noch mit seinen bunten poetischen Wunderthaten manches Kinderleben. Der weiße Stab, welcher Aschenbrödel in einem Hui ankleidete und aus Ratten und Mäusen eine Equipage machte, der weiße Stab, welcher den Prinzen Cheri in ein wildes Thier verwandelte, weil er sich wie ein wildes Thier betrug — er existirt nicht mehr, und obgleich in unsern Tagen ähnliche Dinge sich auf natürlichem Wege, wenn gleich etwas langsamer zutragen, so wäre es doch nicht übel, wenn auch von dieser Stabsgerechtigkeit der Feen ein Stäbchen auf uns übergegangen wäre; denn die Magie der jetzigen Verhältnisse und Glückswechsel hat wenig Poesie.

In Salzungen herrscht indeß auch ein Zauber — der der Salzkörbe nämlich. Die Saline ist in Kuxen eingetheilt, welche sich bei der so sehr verbesserten Soole ganz gut rentiren. Diese nennt man Salzkörbe. Daher kommt es, daß, während in andern Ländern die jungen Freier die Körbe fliehen, sie hier gesucht werden. — Abends um acht Uhr sieht man junge Mädchen und junge Männer nach dem Seeberg ziehen, täglich, auf jeden Fall zweimal die Woche; keine Mutter geht als Schutz mit, kein Vater als Wächter des Anstandes; Niemand schüttelt darüber den Kopf, es ist so hergebracht und Sitte und folglich auch harmlos. Die Salzkörbe heirathen sich viel unter einander, sagt man.

Nicht recht kann ich begreifen, warum in dem schönen Lande die menschliche Phantasie so viel mit dem Teufel zu thun hat und warum die Hexen eine so große Rolle spielten. — Auf dem Hexenberg wächst kein Gras; auf dem Lobberg wurde zu Gottes Lob eine Hexe verbrannt;

ein mit weißschimmerndem Schwerspath bedeckter Platz heißt der Herenplatz, dort tanzen die Steinbacher Heren; die Schweinaer tanzen im sogenannten Hopfen- oder auch Teufelsgarten; große allgemeine Herenversammlungen werden unter der großen Tanzbuche auf dem Katzenrasen gehalten.

Der Bieresel ist ein Lieblingsstück in der Menagerie der Sagenwelt von Steinbach, Brotterode und Ruhla. Er hat es immer mit liederlichen Männern zu thun, die zu lange beim Bier bleiben; die Schnapstrinkenden scheinen ihn nicht zu fürchten. Das Gespenst hat die Gestalt eines Esels und packt sich ihnen auf dem Heimweg auf, daß sie es tragen müssen; dadurch werden ihre Schritte schwer und wankend, oft brechen sie unter der Last zusammen und werden dann krank. — Ferner gibts ein graues „Freiermännchen," welches die Mädchen seines Dorfes schützt und nicht erlaubt, daß ein Bursche sie verachtet und eines aus einem andern Dorfe freit. Beim ersten Freiersgang sieht der junge Bursche den kleinen Mann im dreieckigen Hut an seiner Seite, der mit ihm Schritt hält, er mag nun schleichen oder laufen. Bei Wiederholung des Besuchs bei der fremden Schönen erhält er von unsichtbarer Hand Backenstreiche und wird unsanft gekneipt. Beim dritten Besuch gibt's Stockschläge und Steinwürfe, und er bringt oft Wunden mit heim. Oft geschieht's, daß das Freiersmännchen ihm sogar den Hals umdreht und ihn todt am Wege liegen läßt, wenn er denn gar nicht hören will. Es wäre nicht übel, wenn manche Städte solch ein Freiersmännchen als Schutzgeist ihrer Jungfrauen angestellt hätten.

Von dem großen, hochaufgethürmten Erntewagen der Ereignisse, die das Jahrhundert gemacht hat, fallen manche Aehren ab, und solche sind die Volkssagen; es sind aber bei vielen gefüllten auch leere darunter. Volk und Kinder der vergangenen Jahrhunderte mußten ihren Mummelpetz und „bösen Mann" haben, um vom Bösen abgeschreckt zu werden; jetzt werden diese Schrecknisse abgeschafft. Die Erzieherinnen dürfen den Kindern nicht mehr von Dingen sprechen, welche die Aufklärung für nicht wirklich bestehend hält; sogar das Symbolische soll nicht mehr gelten, und das Volk erzählt die warnenden Sagen mit ungläubig lächelndem Munde; aber es erzählt sie doch noch; und dann gibt es auch noch Stunden, wo es den Ungläubigsten graut. So geht der Steinbacher nicht gern am Floßloch vorbei, wenn er nach Liebenstein über den Floßberg geht; denn in der schauerlichen Gruft spielen die Geister Karte.

(Schluß folgt.)

Ein Beitrag zum Studium Lessings.

(Fortsetzung.)

Diesem Bedürfniß eines erneuten Studiums Lessings ist die reproducirende Richtung unserer Literatur zu Hülfe gekommen; ihr verdanken wir eine neue Gesammtausgabe seiner Schriften, die sie nach den Grundsätzen philosophischer Kritik in ihrer ursprünglichen Gestalt und von willkührlichen Modernisirungen gereinigt wiedergibt. Ihr bleibt das unbestreitbare Verdienst, wie ihrerseits vielfach angeregt, so auch die Möglichkeit eines schnellen Ueberblicks durch die Sichtung und Vervollständigung der Schriften bedeutend erleichtert zu haben. Denn die Werke des Mannes, der auf der Grenzscheide der classischen Litteratur steht, die er richtend und beispielgebend schaffen und begründen half, wollen vorzugsweise als ein Ganzes aufgefaßt und erkannt seyn; mehr als sonst irgendwo spricht sich in ihnen der Uebergang aus, und sie studiren heißt eine solche Zeit in ihren Grundzügen auffassen. Auch fehlt es nicht an Schriften, die, zum Theil durch die neue Ausgabe hervorgerufen, für das wiedererwachte Studium Lessings Zeugniß ablegen; und hat man sich seine unermüdliche Thätigkeit weniger in ihrem ganzen Umfange zu vergegenwärtigen gesucht, so ist man doch ihren einzelnen Richtungen nachgegangen. So ist aus Mohnikes Nachlaß Einiges über die Epigramme herausgegeben worden. Hölscher und andere haben sich zu den Dramen gewendet, und bei Guhrauers Untersuchungen über die Erziehung des Menschengeschlechts möchte es das geringere Verdienst seyn, die mehr als dreiste Behauptung, Lessing habe sich hier fremdes Gut angemaßt, in ihrer ganzen Nichtigkeit nachgewiesen, als vielmehr die Grundgedanken seines spekulativen Systems, das man so lange bezweifelte, in ihrem Zusammenhange dargelegt zu haben.

In Gervinus Literaturgeschichte endlich gehört der Abschnitt über Lessing vielleicht zu den besten Partien des Buchs; mit voller Wärme und gänzlicher Hingabe an den Genius Lessings spricht er über seine Werke und seine eigenthümliche Entwicklung; aber mit Vorliebe verweilt er bei seinem Charakter, seiner kühnen Geradheit, die in jenem stillen Enthusiasmus für die Wahrheit ihre Quelle hat, bei dem ritterlichen Sinne, mit dem er sich jeder literarischen Tyrannei entgegenwirft und für den Verkannten, Unterdrückten in die Schranken tritt, bei seinem Haß gegen alles Hohle, Halbe, gegen die übertünchte Gleißnerei, bei seiner innern Ganzheit. Wir erhalten das Bild jenes Mannes, bei dessen Schriften wir mit Hamlet ausrufen möchten: „Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem, ihr werdet niemals

seines Gleichen sehn." Dennoch wird man über manche Punkte anderer Meinung seyn können als Gervinus; bei Lessings Vielseitigkeit und seiner oft lakonischen Kürze, die in das einzelne Wort, das bis in die feinsten Schattirungen seiner Bedeutung überdacht ist, den tiefsten Sinn legt, werden sich verschiedene Ansichten aufstellen und vertheidigen lassen. Eben darin zeigt sich sein großer Reichthum, eben dieß fordert zu erneutem Studium auf, und jeder weitere Versuch zeigt, wie viel man noch von ihm lernen könne, ohne ihn zu erschöpfen.

Vortrefflich sind namentlich die Andeutungen, die Gervinus über Emilie Galotti gibt. Es liegt in seinen Worten eine Art Ehrenrettung dieses Trauerspiels, die es freilich vor dem großen Publikum nicht bedarf, das noch heute mit derselben Spannung wie sonst der Darstellung beiwohnt, aber vielleicht desto mehr einigen Namen gegenüber, die manchen mißliebigen Kritiken Gewicht und Ansehen gegeben haben. Es ist bekannt, wie Friedrich Schlegel dieses Trauerspiel als ein gutes Exempel dramatischer Algebra hinstellte, wobei man bei seinem gänzlichen Mangel an poetischem Verstande nur frierend bewundern und bewundernd frieren könne, und Tieck hatte schon in seiner dramatischen Parodie: Herkules am Scheidewege, * Lessing selbst ein ähnliches Urtheil über seine Schauspiele in den Mund gelegt: Wesen, die er auf eigene Hand mit Wasser getauft habe, und die man doch in ihrer Vergessenheit solle liegen lassen. Aug. Wilh. Schlegel endlich wiederholte in den Vorlesungen über dramatische Kunst und Poesie das Urtheil seines Bruders über Lessings kalte, tauschende Tragik, über seine witzig geschilderten Leidenschaften. Wie in den politischen Umwälzungen erfüllen sich heute auch in der Literatur die Geschicke Einzelner wie ganzer Schulen mit einer fortreißenden Schnelligkeit. Wem drängt sich bei der schneidenden Schärfe, mit der namentlich Friedrich Schlegel urtheilt, nicht unwillkührlich der Gedanke an jenes Gericht auf, das über die ganze romantische Schule hereingebrochen, und an keinem schonungsloser vollzogen worden ist, als gerade an Friedrich Schlegel? Und von selbst bietet sich hier die Parallele mit jenem einzigen Trauerspiele Schlegels dar, das man so gern als den Musterspiegel aller dramatischen Poesie verkauft hätte. Fast nur der Literarhistoriker kennt heutzutage den Alarcos, und wer wird, wenn er ihn einmal gelesen, zu ihm zurückkehren?

Aber Lessings Emilie Galotti? Ohne Zweifel gebührt ihr auch in des Dichters eigener Entwicklung eine höhere Stelle, als man ihr bisher eingeräumt hat. Man verstatte in diesem Sinne einen Rückblick auf den Weg, den seine dramatische Ausbildung genommen.

* Poetisches Journal. Jena 1800.

Es ist hinlänglich bekannt, in welchem kläglichen Zustande die deutsche Bühne in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war, wie sich platte Gemeinheit, dünkelhafte Pedanterie und Dummheit die Stelle streitig machten, wo das Volk gebildet werden sollte, wo sich das antike Volk in seinen herrlichsten Kunstschöpfungen wieder erkannt hatte. Wie groß auch nach Gottscheds Reformen der Jammer war, dafür gibt den besten Maßstab, daß die Neuberin Lessings „jungen Gelehrten," mit dem der achtzehnjährige Jüngling zuerst als dramatischer Dichter öffentlich auftrat, als ein Meisterwerk, als das Zeichen eines theatralischen Genies, der aufgehenden Sonne der Nationalbühne begrüßen konnte, * ein Lustspiel, in dem sich zwar ein keimendes Talent ankündet, in dem sich schon eine überraschende Gewandtheit des Dialogs findet, das aber, wie alle Produkte jener Zeit, endlos weitschweifig und ohne Handlung ist. Ueberhaupt gibt Lessing seinen Lustspielen, deren wir sieben vollendete aus den Jahren 1747 bis 1750 haben, den Zuschnitt, der, seit Molière sich auch in Deutschland den Ruhm des modernen Aristophanes erworben hatte, für den allein gesetzmäßigen und erträglichen galt. Charaktere allein, ohne eine andere Handlung als die nothwendig aus ihrer Collision hervorgeht, machen den Gehalt des Lustspiels aus, nicht Menschen, sondern abstrakte Charaktere, zu denen Theophrast und Labruyère die Muster hergeben. Wenn man ihren Schilderungen nur ein dramatisches oder vielmehr dialogisches Gewand umhängte, glaubte man schon ein Lustspiel zu haben. So stellt auch Lessing in seinem jungen Gelehrten solche Schemen dar, in seinem Freigeist, in seinem Weiberfeind den abstrakten Haß gegen Geistliche und Frauen, ferner die Pedantereien der alten Jungfer, den untreuen Freund u. s. w. Daneben erscheinen als stehende Figuren die sentimentalen Töchter, die tölpelhaften Christophe, die schnippischen Lisetten, Gestalten, die zum Theil in Minna von Barnhelm wiederkehren, aber hier nicht als blutlose Gespenster, sondern als Menschen von Fleisch und Bein.

(Fortsetzung folgt.)

* Lessings Leben, herausgegeben von K. Lessing. S. 67.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lichtenthal bei Baden-Baden. Juli.

(Fortsetzung.)

Begräbniß einer Nonne.

„Man behauptet," fahren die Badener fort, „daß Benazet jährlich hunderttausend Franken reinen Gewinn mit nimmt; allein

woher kommen diese? Von den reichen Fremden, deren Vormund zu seyn die hohe Kammer, ja der Bundestag selbst, nicht verbunden und nicht einmal befugt ist. Der Staatsbeamte des Landes und der Jüngling, besonders der Student und der Commis, seyen streng vom Spieltische verbannt; allein dem freien, selbstständigen Manne soll man überhaupt nicht alle Pforten zum zufälligen Glücke verschließen, und dazu gehört die Spielbank in Bädern und die höhere Lotterie, wenn auch keineswegs die Zahlenlotterie als offenbare Fuchsgrube für das unmündige Volk. Man raubt sonst dem Leben allen romantischen Reiz." — So raisonniren die Badener. — Uebrigens währt der Contrakt mit Benazet noch neun Jahre und verpflichtet ihn, für Badens Verschönerung zu sorgen, und wer kann bestimmen, wie sich's in neun Jahren gestalten wird im civilisirten Europa, ja in der ganzen bewohnten Welt? Und was die Gegenwart betrifft, so hat ja die eigentliche Saison erst begonnen nach der scharfsinnigen Bemerkung der Badezeitung, daß die knappen schwarzen Fräcke der Industrieritter, welche den Zusammenfluß gespickter Börsen benutzen, diesen durch allerlei Maßregeln, wie durch Erzählung ungeheurer Unglücksfälle oder Klagen über getäuschte Hoffnungen und verfolgtes Verdienst und ähnliche unschuldige Kunstgriffe nahe zu kommen, jezt erst anfangen sich zu zeigen: die Schwalben, deren Instinkt den Badenern ihren Sommer verkündigt. — Im ruhigen, bergumschlossenen, von der Oos durchrauschten, von Schwarzwaldluft durchwehten Lichtenthale merkt man davon nichts, und dasselbe zählt gegenwärtig nach Maßgabe mehr Gäste, als das geräuschvolle Baden selbst, und diese haben an leiblicher Nahrung nichts zu vermissen, was die ungeziemende Witterung noch einigermaßen erträglich macht. Zerstreuungen gibt es hier freilich nicht, denn das Begräbniß einer Nonne im uns gegenüberstehenden Frauenkloster ist dazu doch wohl nicht zu rechnen. Man ist hier ganz auf die wunderschöne Natur angewiesen, die denn auch hier fast genießbarer als in Baden ist, indem man in einem Stündchen nach dem stärksten Regen trockenen Fußes auf dem feinen Sande umherwandeln kann, und das war uns noch jeden Tag vergönnt. Wir hoffen, das Tannenluftbad wird uns die bei der herrschenden Kühle oft nicht zu benutzenden Stahlbäder ersetzen. Eine Zerstreuung ist für Lichtenthal, daß die herrlichen Alleen von Baden, die bis zum Ludwigsbade führen, den Corso bilden, der Nachmittags durch die schönsten Equipagen und elegante Reiter männlichen und weiblichen Geschlechts belebt wird, sobald nur ein Sonnenblick lächelt und Jupiter pluvius einige Stunden mit seinem überreichen Segen inne hält, was bis jezt leider selten der Fall war. Die glänzenden Equipagen sollen aber auch seit einigen Jahren sich bedeutend vermindert haben, so wie Baden überhaupt über Abnahme klagt.

Das erwähnte Nonnenbegräbniß war übrigens eine höchst romantische Episode. Ein geräumiger, von Akazien beschatteter Hof mit einem alterthümlichen Brunnen, der aus vier Röhren ein klares Wasser spendet, führt auf ein ansehnliches Gebäude von heiterem Aeußern, an welchem hohe Rosenstämme ihre Sträuße in das zweite Stockwerk hinauf bieten, und dem sich links die nicht große, aber sauber mit einem Hochaltar und zwei Seitenaltären mit den reichgeschmückten Gerippen des heiligen Pius und des heiligen Benedictus ausgestattete Klosterkirche anschließt. Das Trauergeläute vom Thurme lud am zweiten und zwar heitern Morgen unseres Hierseyns zur Feier ein. Der Priester, ein würdiger Mann, dem höhern Alter sich nähernd, stand am hell erleuchteten Hauptaltare, und an dessen Stufen ein schmaler, leider nur mit Papierblumen geschmückter Sarg zwischen Candelabern mit brennenden Wachskerzen. Die Bänke umher waren von der Schuljugend und den Zöglingen des mit dem Kloster verbundenen Waisenhauses erfüllt, und den übrigen Raum nahm eine gemischte Schaar von allen Ständen und Confessionen ein. Die Töne der unsichtbaren Orgel schwollen von der weit vortretenden, vergitterten Emporkirche herab, und mit ihnen der von Saiten- und Blasinstrumenten begleitete Gesang schöner weiblicher Stimmen, ein ergreifendes Requiem in den reinsten Klängen. Als dieses ausgeklungen hatte, ergoß die Kirche den Menschenstrom in den Klostergarten, dessen Pforten heute Jedem offen standen: ein höchst anmuthiger, heiterer Raum, in viele vom reizendsten Blumenflor eingefaßte und auch mit einer duftenden Orangerie umstellte Rasenplätze, durch welche sich die reinen weißen Sandwege schlängeln, getheilt. Im Hintergrunde erhebt sich eine hohe grüne Wand, aus deren Mitte eine Nische hervortritt mit dem hohen Kreuze, und an der sich hinter einer niedrigen Hecke vom Lebensbaum von beiden Seiten die blumengeschmückten Gräber der Nonnen in einem schmalen Raume hinziehen, am einen Ende von einer Trauerweide sinnig beschattet. Jezt ertönte von Neuem das Trauergeläute; ein Kreuz voraus zog die Waisen- und Schuljugend betend aus der Kirche, hinter dieser die männliche Geistlichkeit, dann eine Nonne im weißen Gewande mit dem schwarzen Schleier bis zu den Augen bedeckt, mit einem Kreuze, hinter diesem der Sarg, von Männern getragen, und nun folgten paarweise und in gehaltenen Tönen singend die bis auf Augen, Nase und Mund verschleierten Nonnen in schneeweißen Gewändern, Wesen wie aus einer andern Zeit, jede eine brennende Kerze in der Hand, von zwei Novizen in schwarzer Kleidung und gleichfalls mit brennenden Kerzen begleitet. Der Zug war sehr feierlich und würdig. Die Jugend stellte sich vor der Grabesnische auf, die Priester und Nonnen aber zogen mit dem Sarge in den innern Raum, wo dieser unter Gesang und Gebet eingesenkt wurde. Jezt wurde es noch stiller; der Dechant hielt am Grabe eine kurze Rede, nicht von besonderer oratorischer Kraft weder dem Inhalte noch dem Vortrage nach, aber doch von Wirkung in ihrer Einfachheit und in ihrer ächt christlichen Haltung fern von allem, was nicht einer jeden christlichen Confession hätte zusagen können. Wir erfuhren daraus, daß die Verstorbene, die Tochter eines Organisten, mit einer schönen Stimme und ausgezeichnetem musikalischen Talent, sich verpflichtet gehalten habe, diese göttlichen Gaben dem Preise Gottes und der Erbauung ihrer Mitmenschen zu widmen, und in jugendlichem Alter in's Kloster getreten sey, dessen würdiges Mitglied sie während drei-und-sechzig, zum Theil höchst verhängnißvollen Jahren gewesen. Mit ihr zugleich hatte eine unzertrennlich mit ihr verbundene Jugendfreundin auch den Schleier genommen, und folgte jezt mit sichtbarem sehnsüchtigem Schmerze dem Sarge der ihr vorangegangenen geliebten Schwester. Als die Rede geendigt und die Erdscholle auf den Sarg gefallen war, zogen die Nonnen um das Grab und jede löschte über demselben ihre Kerze unter Gebet aus, und dann bewegte sich der Zug, die Priester voraus, in gleicher feierlicher Haltung und Würde in das Kloster zurück.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 10. August 1844.

Liebe, du der Menschheit göttlichster Verstand!
Herder.

Das Ich der Mittelpunkt der Welt.

Jüngst hast die Phrase scherzend du gestellt:
„Wer Reichthum, Liebe will und Glück erlangen,
Der mache sich zum Mittelpunkt der Welt,
Zum Kreise, drin sich alle Strahlen fangen."
Dein Wort, mein Freund, war wie des Tempels Thür:
Die Inschrift draußen und das Volksgedränge,
Und durch die Spalten blinkt der Lampen Zier,
Ziehn Opferduft und heilige Gesänge.

Wie könnte jemals wohl des Glückes Born
Aus andrem als dem eignen Herzen fließen,
Aus welcher Schale wohl des Himmels Zorn
Als aus der selbstgebotnen sich ergießen!
O glücklich seyn, geliebt und glücklich seyn —
Möge ein Engel mir die Pfade deuten!
Da schwillt des Tempels Vorhang, zart und rein
Hör' ich's wie Echo durch die Falten gleiten.

Standest an einem Krankenbett du je
Nach wochenlangen selbstvergessnen Sorgen,
Hobst deine schweren Wimpern in die Höh
Zu einem Dankgebete nach dem Morgen,
Und sahst um des Genesenden Gesicht
Ein neuerwachtes Seelenschimmern schweben
Und einen Liebesblick auf dich, wie nicht
Ihn Freund und nicht Geliebte können geben?

Hieltest du je den Griffel in der Hand
Und rechnetest mit frohem Geiz zusammen
Die Groschen, die du selber dir entwandt,
Schien jeder Heller dir wie Gold zu flammen
Des Schatzes für den fremden Sorgenpfühl,
Um den du deine Freuden schlau betrogen,
Und hast in deines Reichthums Vollgefühl
Tief, tief den Odem in die Brust gezogen?

Und der Moment, wo eine Rechte schwimmt
Ob theurem Haupte mit bewegtem Segen,
Wo sie das Herz vom eignen Herzen nimmt,
Um freudig an das fremde es zu legen:
Hast du ihn je erlebt und standest dann,
Die Arme still und freundlich eingeschlagen,
Selig berechnend, welche Früchte kann,
Wie liebliche das neue Bündniß tragen?

Dann bist du glücklich, bist geliebt und reich,
Ein Fels, an dem sich alle Blitze spalten,
Dann mag dein Kranz verwelken, mögen bleich
Krankheit und Alter dir die Stirne falten;

Dann bist der Mittelpunkt du deiner Welt,
Der Kreis, aus dem die Freudenstrahlen quillen,
Und was so frisch der Bäche Ufer schwellt,
Wie sollte seinen Born es nicht erfüllen!

Annette von Droste-Hülshof.

Ein Beitrag zum Studium Lessings.

(Fortsetzung.)

Auch im Trauerspiel versuchte sich Lessing gleichzeitig, doch that er sich nirgend Genüge, daher wir nur Anfänge, nichts Vollendetes aus jener Zeit haben, ein Verlust, der nicht zu bedauern ist. Das unerträgliche Geklapper des seichten Alexandriners ist hier durchgehend; es waren nur Studien für spätere Leistungen, wie seine Lustspiele Vorübungen zu Minna von Barnhelm gewesen sind. Das erste Trauerspiel, mit dem er 1755 hervor trat, war Miß Sara Sampson, für uns freilich nur eine Antiquität, für die damalige Zeit ein unermeßlicher Fortschritt, für Lessings eigene Entwicklung von der höchsten Bedeutung. Von den Haupt- und Staatsaktionen mit trefflichen politischen Maximen, wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen, die damals für Tragödien galten, hatte er sich zu dem bürgerlichen Trauerspiele, von den französischen Vorbildern zu den englischen, von der hohlen Phrasenmacherei zur Schilderung wirklicher Leidenschaft, von dem Alexandriner zur Prosa gewandt.

Dabei aber hatte er auch schon früh gewisse dichterische Stoffe in's Auge gefaßt, denen er zuletzt in seiner Emilia Galotti und im Nathan Form und Gestalt gab. Es ist eine Bemerkung, die wohl schon öfter gemacht worden ist, daß sich das dichterische Genie, einem dunkeln Drange, einem fast instinktmäßigen Zuge folgend, schon in den ersten Regungen der Jugend gewissen Lieblingsideen zuwendet und sich ihrer zu freien Gestaltungen zu bemächtigen sucht, zu denen es später oft von ableitenden und verworrenen Pfaden immer wieder zurückkehrt. Es ist die Aufgabe des ganzen Lebens, die Summe des dichterischen Wirkens und der literarischen Bedeutung, die sich hier in wenigen Grundgedanken klar und einfach ausspricht. Ein Vierteljahrhundert hatte Klopstock an seinem Hauptwerke gearbeitet; als vierundzwanzigjähriger Jüngling war er mit den ersten Gesängen des Messias aufgetreten, im reifsten Mannesalter vollendete er die letzten. Im Uebermuthe einer fast noch unbewußten jugendlichen Kraft hatte Goethe den gewaltigsten Tragödienstoff im Faust ergriffen, mit Meisterhand hatte er in den Jahren der vollsten Blüthe daran gebildet, und der tiefe Sinn, die stille Sorgfalt des Greises gehörte diesem Werke. Nicht anders Lessing. Was auch er wenige Jahre vor seinem Tode als ein Vermächtniß im Nathan darstellte, hatte schon der zwölfjährige Knabe wie einen unbewußten Naturlaut in dem lateinischen Exercitium ausgesprochen, das er bei seinem Eintritt in die Meißner Fürstenschule anfertigen mußte. Eine verwandte Idee, nur auf den Boden des Lustspiels verpflanzt, hatte er 1749 in den Juden behandelt; darauf wandte er sich zu der bekannten Episode aus dem Boccaz, die er zu einem Drama verarbeitete, an dessen Druck er bereits 1775 denken konnte, bis er sich endlich drei Jahre später entschloß, diese Arbeit mit manchen Aenderungen für seine theologischen Streitigkeiten zu nutzen.* In einer mehr wissenschaftlichen Form endlich wiederholte er in seiner Erziehung des Menschengeschlechts immer wieder den einen Gedanken der positiven Berechtigung, die in der Entwicklung der Menschheit andere Religionsformen neben der christlichen haben. Ein Gleiches gilt von Emilia Galotti, und ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß Lessing auch hier im Gewande der künstlerischen Form einen Grundgedanken seines Glaubensbekenntnisses ausgesprochen habe.

Schon im Jahre 1754, also vor der Vollendung seiner ersten Tragödie, war er auf den Stoff, den er in Emilia Galotti darstellte, aufmerksam geworden, auf die Geschichte der Virginia. Bei seinen Arbeiten für die theatralische Bibliothek, die er mit Mylius zusammen herausgab, war ihm eine spanische Bearbeitung desselben Gegenstandes von Augustino de Andriano y Lupardo in die Hände gefallen; er hielt es der Mühe werth, einen Auszug daraus zu geben und ihn mit einigen Notizen über den Dichter zu begleiten. Ob er durch die englische Virginia von Henry Crisp, die in demselben Jahre auf dem Drurylane-Theater zur Aufführung kam, darauf hingeleitet wurde, weiß ich nicht zu sagen, eben so wenig, ob ihm die ältere Bearbeitung von John Webster, die 1654 im Druck erschien, bekannt war; genug, wir sehen ihn selbstthätig zu diesem Stoffe zurückkehren. Als Nicolai im Jahr 1757 für das beste Trauerspiel einen Preis ausgesetzt hatte, der später dem Codrus von Cronegk zuerkannt wurde, schrieb Lessing an Moses Mendelssohn: „Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein paar Monate darauf verwenden könnte.“ **

(Fortsetzung folgt.)

* Lessings Schriften von Lachmann XII. 509, 514.
** Schriften XII. 100.

Briefe aus dem Werrathal.

(Schluß.)

Der eine der Geister war Gastwirth in Steinbach und betrog bei seinen Lebzeiten mit falschem Gewicht und Gemäß; der andere, ein Müller aus Grümbach, mezte zu viel, und der Ackersmann aus Schweina, der dritte, verrückte die Grenzsteine. Der erste hatte lange in der Fleischkammer und im Keller seines Hauses gespuckt, und man hörte in der Mitternachtsstunde die Worte: „Drei Kartel für eine Kanne, drei Viertel für ein Pfund!" der andere polterte in der Mühle, und der dritte wanderte als feuriger Mann an der Grenze seiner Aecker, so bald es dämmerig wurde, und alle Leute fürchteten sich, wenn sie etwas auf dem Felde zu thun hatten. Diese drei wurden von den Jesuiten in's Floßloch gebannt, und weil sie gerne Karte spielten, gab ein Geisterbanner ihnen Karten. Und nun betrügen sie sich unter einander, und da keiner dem andern traut, so gibt es immer Streit und Lärm und Geschrei im Floßloch, und man hört es oft weit. Manche haben sie sogar sitzen sehen und gehört, wie sie Trumpf aus! riefen; der Gastwirth aber murmelte immer dazwischen: „Drei Kartel für eine Kanne, drei Viertel für ein Pfund."

Eine von den Sagen dieser Gegend gefiel mir außerordentlich, weil ich in ihr alles poetische Sagenmaterial fand, wie es der Dichter braucht. — Der Fußweg von Altenstein nach Ruhla führt über eine Bergeshöhe, die Wallfahrt genannt; dort soll vor alten Zeiten ein Nonnenkloster gestanden haben, welches sehr reich war und im dreißigjährigen Krieg zerstört wurde. Die Nonnen vergruben ihre Reichthümer und eine weiße Jungfrau bewacht den Schatz. Diese ist nun auch oft von verspäteten Wanderern gesehen worden, mit dem Schlüsselbund am Gürtel.

Einst gingen arme Leute aus Steinbach in's Holz und nahmen ihr einziges Töchterchen mit, ein Kind von vier bis fünf Jahren. Sie legten die Holzkörbe zusammen und befahlen dem Kinde, hübsch dabei zu bleiben, dann entfernten sie sich in den Wald. Da saß nun das kleine Wesen allein; es konnte nicht einmal mehr die Stimme der Eltern vernehmen, und sie blieben so lang. Es fürchtete sich und fror, denn es war erst Frühlingsanfang; auch hungerte es, denn das Stückchen Brod hatte es in der Angst schnell hinunter gegessen. Da kam eine weiße, schöne Jungfrau und beugte sich zu ihm nieder und redete ihm zu, und gab ihm Blumen, Kirschen und Beeren. Dann führte sie es mit sich in einen schönen Garten voll herrlicher Blumen; alle Früchte waren da reif, und es durfte pflücken, so viel es wollte; was dem Kind aber am besten gefiel, war, daß die Jungfrau mit ihm spielte. Das war ihm etwas ganz Neues, denn arme Leute spielen selten mit ihren Kindern, weil sie keine Zeit dazu haben. Das dauerte wohl ein paar Stunden, dann erinnerte die Jungfrau das Kind an die Rückkehr, und reich beladen mit Früchten und Blumen suchte es nun die Körbe wieder auf. Mutter und Vater hatten es vermißt und würden es geschlagen und gescholten haben, wenn es ihnen nicht die Geschenke der Jungfrau in die Hände gegeben und ihnen auch damit den Mund gestopft hätte.

Die Jungfrau hatte dem Kinde erlaubt, wieder zu kommen, und es bat die Eltern, auch mit hinzugehen, und es führte sie auch wirklich nach dem Garten und zeigte ihnen die Früchte. In der Mitte des Gartens stand die Jungfrau und winkte; aber die Leute überkam ein Grauen, sie liefen nach ihren Körben und dann nach Haus, und zogen das weinende, sich sträubende Mädchen mit sich fort. Es mußte laufen, daß die kleinen Beine kaum die Erde berührten. Zu Hause aber jammerte das Kind immer nach der weißen Jungfrau und wurde endlich vor Sehnsucht krank. Die Mutter pflegte es so gut, wie sie's verstand; kein Arzt konnte die Krankheit nennen; bei einer Jungfrau hätte man es für unglückliche Liebe erklärt. Endlich einmal in der Nacht richtete sich das Kind in die Höhe, streckte die Händchen aus und lächelte. „Da kommt die Jungfrau," sagte es, „und bringt Früchte und will mit mir spielen." Dann fiel es zurück und war todt.

Nun genug vom poetischen Unsinn, wie du meinen Bericht vielleicht nennen wirst; ich versichere dir, daß du einen ganzen Sommer in Salzungen baden kannst, ohne ihn zu hören; man muß so etwas suchen, damit es uns finde. Du weißt, ich sammle gern Blumen für meine Freunde zum Strauß. Nimm diese Mittheilungen als für dich gesammelte Blumen freundlich auf, obgleich sie nur Wald- und Feldblumen sind. Wie der arme Geist unter der Erde, muß ich mich oft durch solche Blumen verständlich machen, weil ich oft ungeschickt bin in der Sprache der Menschen, und oft schweige, wenn ich reden sollte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lichtenthal bei Baden-Baden, Juli.

(Schluß.)

B a d e n.

In dem heitern Raume dieses Klosters versöhnt sich der Sinn mit dem Grabe. Uebrigens stehen die Nonnen,

Cisterzienzerinnen, unter strenger Clausur, haben aber die Freiheit, von drei zu drei Jahren ihr Gelübde zu erneuern oder auszutreten, von welchem leztern man sich keines Beispiels entsinnt. Allerdings scheint auch der Aufenthalt in diesem heitern und wohlhabenden Kloster nicht ohne Reiz zu seyn, wozu wohl auch die musikalische Ausbildung, die von den Nonnen, welche ein ganzes Orchester bilden, gefordert wird, beiträgt. Es gibt mehrere unter ihnen, die außer dem Gesange mehr als ein Saiten- und Blasinstrument spielen, und auch mehrere in geistiger Bildung hochstehende. Man rühmt die Eintracht unter den Schwestern, und alles Sichtbare hat auch einen edeln und heitern Anstrich: nichts düster mittelalterlich als die unsern der Kirche stehende interessante gothische Kapelle (die frühere Kirche) mit ihren bemalten Fenstern, in welcher viele der frühern Landesfürsten mit ihren Familien begraben liegen. Vormals standen Frauen aus dem Fürstenhause dem 1245 gegründeten Kloster als Aebtissinnen vor, und wegen dieser Verbindung mit dem Regentenhause entging das Kloster der Aufhebung und erhält eine anständige Unterstützung vom Staate, obgleich die vormals dazu gehörigen reichen Güter eingezogen wurden. Die gegenwärtige Aebtissin soll eine sehr würdige und gebildete adelige Dame seyn, und im verflossenen Jahre wurde noch ein junges, schönes, adeliches Fräulein nebst zwei Novizen eingekleidet.

Baden selbst bietet große Mannigfaltigkeit. Im Theater wird viermal in der Woche gespielt von der im vorigen Jahr in Kreuznach gesehenen Friese'schen Truppe, die einige brave Mitglieder zählt. Sie beschränkt sich gescheidt auf Lustspiele und kleine Opern, und wird gelobt, wenn auch nicht eben stark besucht. Die Gagen werden wohl ziemlich durch einen Zuschuß aus dem Badefonds gedeckt. Das Innere des Theaters soll artig, Dekoration und Anzug anständig seyn. — Die Hauptunterhaltung der Badgäste ist die Promenade, auf der Vor- und Nachmittags recht gute Musikbanden in einem runden offenen Pavillon spielen, und von der sich schattenreiche Alleen mit Bäumen vom schönsten Wuchse und mit Ruhebänken ausbreiten und bequeme Fußwege auf die waldigen Anhöhen mit den reizendsten Aussichten führen. Hier ist man gewiß, seine Bekannten und Freunde zu treffen. Die Damen sind im Puze, die Männer in einfacher Kleidung, und es herrscht bei allem Anstande die vollkommenste Ungezwungenheit. Der unterhaltendste Plaz ist unter der Colonnade am Eingang zu dem Conversationshause mit den Spielbänken. Da sieht man die Theilnehmer am Spiele mit froher, hoffnungsvoller Miene hineingehen und selten mit eben so heiterer Miene herauskommen, oft mit sichtbarem Zwange, gleichmüthig zu scheinen. — Die glänzenden Reunionen, die der Spielpächter Benazet in den prachtvollen, wahrhaft fürstlichen Conversationssälen mit zauberhafter Beleuchtung und ausgezeichneter Musik Sonntags den Tausenden eröffnet, lohnen allein schon eine Reise nach Baden und werden nur vom Zauber der Natur überboten. Dabei fehlt es an Bällen und Conzerten nicht, deren Genuß aber etwas theuer (Conzerte von untergeordnetem Range fünf, von höherem zehn Franken) und oft nicht belohnend seyn soll. — Auf Kranke oder auch nur kränklich Aussehende stößt man selten, wohl aber auf Schaaren blühender Frauen, Mädchen und Kinder, an welch lezteren nur die unkindliche Frauenhaftigkeit widrig auffällt: lauter zwölf- bis vierzehnjährige und jüngere Stutzer und Koketten. Das gibt einmal eine blasirte Generation. Das Französische ist hier natürlich die Hauptsprache; doch hört man auch viel Englisch. Baden ist für die meisten Gäste nur eine partie de plaisir, und wer sich einzurichten weiß und seine Genüsse vorzüglich in der Natur findet, lebt auch sehr billig dort. Aber für solche ist der Aufenthalt in Baden selbst dem in Lichtenthal, so reizend dieses auch ist, vorzuziehen, weil er, ohne kostbarer zu seyn, größere Mannigfaltigkeit darbietet. In den zahlreichen Privathäusern findet man neben den großen Hotels anmuthige und bequem eingerichtete Wohnungen und nicht für höhere Preise. Die große Concurrenz bei der immer zunehmenden Zahl der Häuser hat die Miethen schon bedeutend heruntergedrückt, wobei freilich voraus zu sehen ist, daß die Besizer, die mit verzinslichem fremdem Gelde gebaut haben, verarmen; aber die behaglichen Räume bleiben doch.

Von politischen Notabilitäten wurde bis jezt nur die Gemahlin des General Vandersmissen, welche ihren mit ihr anwesenden Gatten bei der lezten belgischen Verschwörung aus dem Gefängnisse rettete, bemerkt. Man sieht der Dame an, daß sie etwas zu unternehmen im Stande ist. Eine flüchtige Erscheinung war der König von Württemberg mit dem Kronprinzen, leider bei höchst ungünstiger Witterung. Der Kronprinz nahm jugendlich heiter an der Tanzunterhaltung Theil. — Von literarischen Notabilitäten ist's der Dichter Nicolaus Lenau, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zieht, besonders die des weiblichen Geschlechts, und um den sich die hier einheimischen Literaten schaaren. Außer ihm nennt die Badezeitung die geist- und gemüthreiche Henriette Ottenheimer, Reinbeck, Auerbacher. Erwartet werden H. König, Theodor Mundt und einige Andere. Von fremden Literaten verlautet nichts. Spindler lebt hier nur seiner immer noch fruchtbaren geistreichen Muse. — Von künstlerischen Notabilitäten befinden sich hier der ausgezeichnete Violinist Panofka und der Pianist Rosenhayn, die musikalische Unterhaltungen zu geben gedenken. Der erstere hat in einer Abendgesellschaft bei der verwittweten Großherzogin Stephanie mit großem Beifall gespielt. Dutin aus London mit seiner Familie ist ein ausgezeichneter Künstler und erntet großen Beifall mit seiner Blechmusik, die Instrumente von Silber.

30sten Juli.

Die Witterung ist herrlich und Baden füllt sich sichtbar. Die Reunion gestern war höchst glänzend, in den großen Sälen mußte man sich durchdrängen und es war schwer, einen Siz zu finden. Die herrlichen Partien auf's alte Schloß mit den großartigen, phantastischen Porphyrfelsen und dem schönen Walde (der Glanzpunkt vor allen), über den an den reizendsten Aussichten auf den Rhein reichen Fremersberg auf's Jagdhaus, auf die Favorite — und wer kann sie alle zählen! — sind belebt von genießenden heitern Gästen. — Das erste Conzert von Panofka und Rosenhayn soll 2000 Franken bei 10 Franken Entrée eingetragen haben. — Die Prophezeiung in Hinsicht des jungen Russen ist richtig eingetroffen. Statt 100,000 Franken mitzunehmen, läßt er, sagt man, noch 40,000 aus eigener Kasse zurück, wogegen ein Herr von Uerküll aus Petersburg 50,000 Franken mit fortgenommen haben soll. — Von den vornehmen russischen Gästen ist noch nicht viel zu hören. Man fürchtet, das vorjährige blutige Trio, das hier ausgeführt wurde, und dessen Opfer Werewkin hier nicht einmal ein Begräbniß gestattet wurde, sey mit daran Schuld.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 31.

Sonnabend, 10. August 1844.

[312] In unterzeichnetem Verlage erscheint so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
der
eidgenössischen Freischießen.

Ein Scherflein

auf den Festaltar der vierhundertjährigen Schlachtfeier von St. Jakob und des dazu veranstalteten eidgenössischen Freischießens in Basel im Juli 1844.

Von

M. August Feierabend,

Arzt in Hochdorf.

Mit einer Titelvignette in Farbendruck.

Zweite durch die Beschreibung des Baslerfestes vermehrte Auflage.

8. schön broch. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 fl.

Dieses anziehend geschriebene und hübsch ausgestattete Buch ist nicht bloß allen Schweizern, sondern auch Ausländern, welche sich für das schweizerische Nationalleben oder für die edle Kunst und Freude des Schützen interessiren, sehr zu empfehlen.

Die Beschreibung des Baslerfestes ist auch einzeln zu haben.

Meyer & Zeller in Zürich.

---

[276] In der Liter.=artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Handbuch
für
Reisende in Italien

von

Dr. Ernst Förster.

Zweite Auflage.

Mit 10 in Kupfer und Stein gravirten Planen.

8. in dauerhaftem engl. Einbande. Preis 5 fl. 24 kr. rh. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Wir übergeben hiemit dem Publikum ein Handbuch über Italien, das, wie wir mit Zuversicht ankündigen dürfen, mehr als irgend ein vorhandenes den Ansprüchen von Reisenden jeden Standes genügen wird. Fünf Reisen nach Italien, welche der Herr Verf. unter begünstigenden Umständen, zum Theil in höherm Auftrag unternommen, und auf denen er in den größern Städten einen längern Aufenthalt gemacht und das Land nach allen Richtungen durchforscht hat, setzten ihn in den Stand, umfassende Kenntnisse desselben und seiner Bewohner, so wie auch der Wünsche und Bedürfnisse zu sammeln, nach deren Befriedigung man in den Reisehandbüchern, und freilich gewöhnlich vergeblich, sucht. Die bloße Angabe des Inhalts wird hinreichen, die Umsicht des Hrn. Verf., so wie den Umfang seines Werkes zu bezeichnen, dessen Vervollständigung in der zweiten Auflage mit allen dem Hrn. Verfasser und der Verlagshandlung zu Gebote stehenden Mitteln erstrebt wurde.

Handbuch und Wegweiser
für
Auswanderer
nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika

enthaltend

die für sie wissenswerthesten Gesetze, Sitten und Gebräuche. Rathschläge und Warnungen gegen Uebervortheilung. Beschreibung der für sie geeignetsten Landstriche. Rathschläge in Bezug auf Gesundheit, Klima und Boden. Reiserouten. Entfernungen der vorzüglichsten Plätze von den Hauptstädten der Staaten und von Washington. Straßen, Kanäle und Eisenbahnen. Bevölkerung, Produkte, Klima und Boden einzelner Staaten, nebst einer umständlichen Beschreibung aller in den Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois und Missouri und in den Territorien Wisconsin und Iowa gelegenen Grafschaften, einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

Francis J. Grund.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Das Bedürfniß eines Buches, welches den Auswanderern ausführliche Belehrung über jene Dinge und Verhältnisse von Amerika gibt, welche sie vor Allem zu wissen nöthig haben, und die sie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, ist schon lange in Deutschland gefühlt worden. Obige Schrift soll diesem Mangel abhelfen. Der Herr Verfasser hat während eines siebenzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und in den verschiedensten Stellungen, die ihn mit allen Klassen der Gesellschaft in die intimste Berührung brachten, vielleicht mehr wie jeder andere Einheimische oder Fremde Gelegenheit gehabt, die amerikanischen Zustände und die Stellung der eingewanderten Deutschen nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und hält es daher für seine Pflicht, das Ergebniß seiner Erfahrungen seinen Brüdern im deutschen Vaterlande mitzutheilen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Echos lyriques,

Poésies

traduites de l'allemand en français

par

Eugène Borel.

Avec le texte allemand en regard.

8. Velinpapier, in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Mozin's grosses Wörterbuch.

[319] So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt, die zweite Hälfte der siebenten Lieferung von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen 2c.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

ordentl. Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen, jede von ungefähr 30 Bogen. Subscr.-Preis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 gGr.

Geradean — Holzarbeiten.

Es gereicht uns zum Vergnügen, den verehrlichen Subscribenten dieses Wörterbuchs die Nachricht geben zu können, daß neugetroffene Maßregeln uns in den Stand setzen, die weiteren Lieferungen in so kurzen Zwischenräumen folgen zu lassen, daß wir uns der Hoffnung hingeben dürfen, dieses unübertroffene Werk längstens binnen Jahresfrist zu vollenden.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[294]

Schillers Leben.

Aus Gelegenheit mehrerer angekündigter Lebensbeschreibungen Schillers erlaubt sich die Unterzeichnete auf nachstehendes in ihrem Verlag erschienene Werk wiederholt aufmerksam zu machen:

Schillers Leben,

verfaßt aus

Erinnerungen der Familie,

seinen eigenen Briefen

und

Nachrichten seines Freundes Körner.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Diese Nachrichten von Schillers Leben sind aus dem Nachlasse seiner Wittwe geschöpft, in welchem sich viele Notizen über dasselbe, meistens Erinnerungen aus Gesprächen mit ihm, welche sie selbst in ein Ganzes zu fassen gedachte, vorfanden. Diese Nachklänge der Liebe, Erinnerungen aus Schillers Jugendzeit, von seiner ältern Schwester mitgetheilt, und die Nachrichten seines vertrautesten Jugendfreundes, lieferten manche Züge zur Vollendung der Darstellung eines Lebens, daß der Welt lieb und wichtig geworden ist.

Das deutsche Publikum, an dessen Herz sich seine Jugend warf, und das sein Vertrauen so schön rechtfertigte, wird auch diese Schillers Andenken gewidmeten Blätter mit Liebe aufnehmen. Die Eintheilung derselben zerfällt in folgende Abschnitte:

1) Eltern, Kindheit, Studien, Jugend. 2) Aufenthalt in Mannheim, in der Umgegend und in Bauerbach. 3) Rückkehr nach Mannheim. 4) Leipzig, Dresden, Weimar. 5) Neigung. Rudolstadt. 6) Rückkehr nach Weimar vom Spätjahr 1788 bis zum Frühling 1789. 7) Anstellung in Jena. Verheirathung. 8) Häusliches Leben. Krankheit. Reise nach Schwaben. 9) Rückkehr nach Jena. Die Horen. Verbindung mit Goethe. 10) Erste Vorstellung des Wallenstein, Aufenthalt in Weimar. 11) Letzte Lebensjahre und Tod. 12) Allgemeines über Schillers Charakter und Persönlichkeit.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Preis herabgesetzte Ausgabe von Boisserée's großem Werke über den Dom von Köln.

[280] In der **Literarisch-artistischen Anstalt in München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ansichten, Risse und einzelne Theile

des Doms von Köln,

mit Ergänzungen nach dem Entwurf des Meisters

nebst einer Geschichte und Beschreibung des Gebäudes

von

Sulpiz Boisserée.

16 Kupfertafeln in Royal-Folio mit dem Text in Quart.

Zweite im Preise ermässigte Ausgabe.

In vier Lieferungen von je vier Blatt Kupfern.

(Der Text ist mit der letzten Lieferung ausgegeben.)

Preis einer jeden Lieferung 12 fl. rhein. oder 7 Rthlr.

Preis des ganzen Werks 48 fl. rhein. oder 28 Rthlr.

Gebunden in Sarsenet 55 fl. rhein. oder 32 Rthlr.

Der oft ausgesprochene Wunsch, daß dieses eben so gediegene als prachtvolle Werk allgemeiner verbreitet und jedem leicht zugänglich gemacht werden möchte, ist jetzt durch die lebhafte Theilnahme, welche für den Fortbau des Kölner Doms und überhaupt für die altvaterländische Baukunst erwacht ist, zu einem Bedürfniß geworden.

Jeder Künstler und Kunstfreund wird sich gerne von dem herrlichen Gebäude, wie es besteht und wie es vollendet werden soll, einen befriedigenden Begriff machen, jeder wird der Förderung des großen nationalen Unternehmens von Stufe zu Stufe folgen wollen.

Im Allgemeinen aber ist in der Baukunst nichts so belehrend und fruchtbringend, als das Studium eines der vollkommensten Werke reinsten Styls, welches man in seinem ganzen Zusammenhang bis in alle einzelnen Theile untersuchen kann.

Für die altdeutsche Baukunst bietet nun der Dom von Köln gerade ein solches Vorbild dar; er zeichnet sich vor allen andern großen Denkmalen seiner Art durch die Reinheit des Styls, die Einheit und Vollständigkeit der Anlage und die Trefflichkeit der Ausführung auf das vortheilhafteste aus. Und die allgemeine Anerkennung, welche das Werk unsers Verfassers wegen der treuen und umfassenden, wissenschaftlichen und klaren Behandlung seines Gegenstandes gefunden, hat demselben den ersten Rang unter den Werken über altdeutsche Baukunst angewiesen. Es enthält einen Inbegriff aller Formen, Verhältnisse und Regeln, wie sie zu einem tief durchdachten Ganzen gehören. Man findet darin Muster von allen Bautheilen, von Portalen, Pfeilern, Säulen, Fenstern, Gesimsen und Geländern, Laubwerken und andern Verzierungen bis in die kleinsten Glieder nach den genauesten Messungen und Zeichnungen mit Grundrissen und Profilen, so daß man darnach jedes Einzelne in beliebiger Größe zu Vorlegeblättern entwerfen kann. Daher eignet sich das Werk auch besonders für Lehranstalten.

Die Verlagshandlung, um die allgemeinere Verbreitung dieses Werkes zu fördern, hat durch Zusammenlegen der größern Blätter und durch die Wahl eines verhältnißmäßigen Papiers das Format auf die Hälfte der ersten Ausgabe beschränkt; dadurch und durch die Zugabe des Textes in Quart unterscheidet sich diese neue Ausgabe wesentlich von jener ersten (welche noch fortwährend zu dem alten Preise von 120 fl. oder 68 Rthlr. zu beziehen ist), indessen bietet sie gegen das, was ihr an Pracht abgeht, eine größere Bequemlichkeit für den Gebrauch dar.

Im Verhältniß zu dem ermäßigten Preis des ganzen Werks sind jetzt auch die einzelnen Blätter zu folgenden niedrigern Preisen zu beziehen:

1) Titelvignette. Ansicht der Stadt Köln, gezeichnet von **Schinkel**, gestochen von **Haldenwang**. 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.
2) Aeußere Ansicht der Domkirche wie sie ist, gezeichnet von **A. Quaglio**, gestochen von **Darnstedt**. 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr.
3) Grundriß derselben, gezeichnet von **Schauß**, gestochen von **Wolf**. 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.
4) Längenaufriß derselben, wie sie hätte werden sollen, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **Duttenhofer**. 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr.

5) Hauptseite und Thürme derselben, wie sie hätten werden sollen, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **E. Rauch**, 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr.
6) Durchschnitt des Chors in der Breite, wie er jetzt ist, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **Duttenhofer**. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.
7) Durchschnitt des Chors und der Vorhalle in der Länge wie sie jetzt sind, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **Bernard**. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.
8) Grundriß des Chors, des Kreuzschiffs und der Thürme, wie sie jetzt sind und wie sie hätten werden sollen, gezeichnet von **Boisserée**, gestochen von **E. Rauch**. 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.
9) Capitäle, Tragsteine, Grabmal des Erbauers und Hauptaltar, gezeichnet von **Hoffmann**, gestochen von **Moisy**. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.
10) Säulen und Capitäle, gezeichnet von **A. Quaglio**, gestochen von **Sellier**. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.
11) Gemalte Fenster mit dem Wappen des Erzbisthums, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **Susemihl**, colorirt. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr.
12) Gemalte Fenster mit dem Wappen der Stadt Köln, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **Leißnier**, colorirt. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr.
13) Chorfenster und einzelne Theile von der Außenseite, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **E. Rauch**. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.
14) Thüre der Hauptseite, gezeichnet von **A. Quaglio**, gestochen von **Geißler**. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.
15) Thurmfenster und Widerhalter, gezeichnet von **Vierord**, gestochen von **Leißnier**. 4 fl. 6 kr. oder 2 Rthlr. 8 gGr.
16) Ansicht der Vorhalle, wie sie hätte werden sollen, gezeichnet von **Moller**, gestochen von **Leißnier**. 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr.

---

[329] In Unterzeichneter ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorlesungen
über die
Naturlehre
für
Leser, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt,
von
H. W. Brandes,
Professor an der Universität zu Leipzig u. s. w.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe,
besorgt von
C. W. H. Brandes und W. J. H. Michaelis,
Doctoren der Philosophie.
Mit Kupfern.

Vollständig in vier Lieferungen.

Dritte Lieferung (Bogen 31—45). Subscriptionspreis 1 Rthlr.

Der allgemeine Beifall, den sich dieses Werk bei seinem ersten Erscheinen erwarb, hat wohl hinreichend dargethan, wie sehr es dem leider zu früh vollendeten Verfasser gelungen ist, mit einer leichtfaßlichen unterhaltenden Darstellung denjenigen Grad von Gründlichkeit zu verbinden, der bei jeder Behandlung der exakten Wissenschaften als nothwendiges Erforderniß betrachtet werden muß.

Die neue Bearbeitung stellt sich dieselbe Aufgabe, wie die erste Auflage; sie erklärt ohne Voraussetzung anderer als der allergewöhnlichsten mathematischen Kenntnisse die in der Natur vorkommenden Erscheinungen gründlich und vollständig, und gibt zugleich von dem jetzigen Zustande unserer physikalischen Kenntnisse und von den Mitteln, wodurch man zu denselben gelangt ist, ein klares Bild; sie behandelt ebensowohl die unzähligen Erfahrungen, zu denen das tägliche Leben, die Künste und Gewerbe Veranlassung geben, als die Wirkungen der Natur im Großen und selbst die schwierigsten Erscheinungen, zu denen erst die neuesten Entdeckungen einen Schlüssel gegeben haben. Dagegen unterscheidet sich die neue Auflage von der älteren durch die sorgfältigste Berücksichtigung der neuesten Entdeckungen und die Fortführung aller Lehren bis auf die jetzige Zeit, und in Folge dessen durch entsprechende Vermehrung des Textes und der Kupfertafeln, durch Hinzufügung eines ausführlichen, lexikographisch geordneten Registers und durch die äußere Ausstattung, die es bei größerem Formate und feinerem Papier möglich macht, das ganze Werk in einen nicht übermäßig starken Band zusammen binden zu lassen.

Um die Verbreitung eines Werkes möglichst zu erleichtern, das wohl auf Anerkennung in einem größeren Kreise rechnen darf, haben wir die Bedingungen der Subscription auf's billigste gestellt, nämlich:

Jede Lieferung von circa 15 Bogen (mit 4 Kupfertafeln) auf 1 Rthlr.
Das vollständige Werk wird demnach kosten 4 Rthlr.

Die vierte und letzte Lieferung wird in 6—8 Wochen erscheinen.

Leipzig, Juli 1844.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 12. August 1844.

— Elle montre le fruit
Que l'éducation dans une ame produit.
Molière.

Der Dämon.

Eine Erzählung von Louise von G.

I.

„Es gibt wunderbare Dinge, die den Frieden einer Ehe untergraben können. So kannte ich ein Ehepaar, dessen erster Streit wegen der Verdienste Kaiser Karls V. entstand, und von diesem Augenblick an war der Frieden getrübt und sie trennten sich später nach mehreren sehr unglücklich verlebten Jahren. Und dennoch waren es zwei gute, gescheidte Menschen, aber keines von beiden verstand die schwere Kunst nachzugeben — diese Kardinaltugend, besonders für Frauen. Das einzige, was ein Mädchen lernen muß, ist schweigen, schweigen, wenn sie sonnenklares Recht hat; denn schweigen, wenn man Unrecht hat, ist kein Verdienst. Durch Schweigen am rechten Ort, zu rechter Zeit, ist unendlich viel mehr gewonnen worden, als durch Reden, wenn man die unglücklichen Folgen des Redens von der Summe der guten abzieht."

So sprach eine ältere Dame, die in einem Lehnstuhl mitten in einem elegant meublirten Zimmer ruhte. Vor ihr stand ein junges schüchternes Mädchen, dessen Wangen die Farbe wechselten bei dieser mütterlichen Ermahnungsrede. — Das junge Mädchen war siebzehn Jahre alt, hieß Victoria Arnheim und sollte heirathen.

„Liebe Mutter," sagte sie mit leiser Stimme nach einer Pause, „du redest, als wenn ich den Major wirklich heirathen sollte, und weißt doch —" „Nichts weiß ich, als daß du ein unverständiges Ding bist, das sein Glück nicht einsieht. Der Major ist eine durchaus passende Partie. Daß er vierzig Jahre alt ist, daß er ein Toupet trägt, daß er keinen schön klingenden Namen hat, thut gar nichts, und daß du mir solche Einwürfe machst, beweist nur noch mehr, daß nichts Erhebliches an ihm auszusetzen ist." — „Nichts," sagte Victoria rasch, „nichts, als daß ich ihn nicht liebe." Und dabei blitzte ihr sonst so schüchternes Gehänge so seltsam auf, daß die Mutter sie verwundert anblickte. „Was weißt du von Liebe? Ich sage dir, daß die nachkommt; du wirst den Major lieben, wenn du seine Frau bist." — „Nie, nie! geben Sie den Gedanken auf, mich mit diesem Manne zu verbinden!" — Vor Schluchzen hatte sie diese Worte kaum herausbringen können, dann verließ sie rasch das Zimmer.

Die Geheimeräthin Arnheim sah ihr verwundert nach. In den Zügen dieser Frau, die noch die deutlichsten Spuren vergangener großer Schönheit zeigten, lag dennoch etwas Abstoßendes, ein Ausdruck von Härte und

Unbeugsamkeit. Sie beherrschte auch mit eisernem Scepter alles, was in ihrer Nähe athmete. Ihr Mann, früher ein ganz selbstständiger, liebenswürdiger, aber sehr gutmüthiger Mann, war durch ihre Nähe völlig zur Nullität herabgesunken. Ihre Gegenwart lastete auf ihm wie ein Centnergewicht, und er war wortkarg und im höchsten Grade zurückhaltend geworden, obgleich seine Frau ihm eigentlich nie eine Scene gemacht; aber ein Blick ihrer großen kalten stahlblauen Augen, die so lieblos und prüfend um sich schauten, war hinreichend, ihn aus der besten Stimmung zu reißen. Die Geheimeräthin hatte aber die Gewohnheit, allen andern Frauen Ergebung und Fügsamkeit in den Willen des Mannes anzuempfehlen; sie sprach über dieß Thema wie ein Buch.

Ihre einzige Tochter Victoria war mit der größten Strenge erzogen worden; das heißt, man hatte sie nicht hart behandelt, aber man hatte alles Ursprüngliche in ihr zu unterdrücken gesucht, jede Aeußerung des Muthwillens, der Freude, und in ihrer ersten Kindheit hörte sie den ganzen Tag unablässig die Mutter mit ihrer trockenen Stimme sagen: „Victoria, sey ruhig, halte dich grade, setze dich nieder, lache nicht so laut!“ und so weiter. Die Tochter hatte auf diese Art das, was man ein gedrücktes Wesen nennt, bekommen. Sie blickte scheu und nur von der Seite die Menschen an; sie sprach immer leise, wechselte bei jeder Veranlassung die Farbe und hielt ihren Körper immer in derselben geraden Haltung. Die alten Herrn nannten sie ein wohlerzogenes Kind, die jungen eine etwas langweilige Person, aus der man nicht klug werden könne. Und so war es wirklich, klug konnte man nicht aus ihr werden. Die strenge Dressur hatte ihr eigenstes Selbst so ganz überkleidet, daß es keines Menschen Auge offenbar wurde.

Ihre eigene Mutter wußte nichts von dem Verstande, den Gefühlen ihrer Tochter; denn diese äußerte immer gerade nur das, was die bei jeder Unterhaltung ihr voranschreitende Mutter als richtig angab. Bei jungen Mädchen war sie ganz stumm; sie kam zu selten in ihre Gesellschaft, um sich nicht in ihrer gezwungenen Weise der übrigen frohen Jugend gegenüber ganz als hors d'oeuvre zu erscheinen. — Am liebsten war sie allein, denn ihr Vater war, sich im häuslichen Leben nicht glücklich fühlend, während ihrer Kindheit ganz und gar ein Aktenmann geworden. Wer weiß nicht, was das ist? Ein Aktenmann ist nur noch so viel Mensch, als er es dem Staate schuldig zu seyn glaubt, gegen sich und seine Familie hat er keine Pflichten mehr.

Victoria war schön, aber sie rührte nicht, weil es ihren schönen Zügen an Ausdruck fehlte, oder vielmehr weil sie immer denselben Ausdruck hatten, den eines ruhigen Ernstes, einer träumerischen Melancholie. Im Anfange interessirte das wohl zuweilen, aber zulezt langweilte es. Sie hatte lichtbraunes Haar, große offene Augen, einen zarten Teint und eine leichte, gut gebaute Gestalt, die aber durch die immerwährende gerade, steife Haltung auch ohne Reiz war.

Als Victoria jezt aus dem Zimmer ihrer Mutter in das ihrige zurückkehrte, hörte sie Pferdegalopp auf der Straße. Schnell eilte sie an's Fenster und kam gerade noch frühe genug, um von einem vorüberjagenden jungen Mann einen bedeutsamen Gruß zu erhalten. Sie dankte kaum merklich, aber als sie wieder zurückgetreten war, warf sie sich mit ausgebreiteten Armen in ihren Sopha und rief mit heftiger, unterdrückter Stimme: „Er ist es! er ist es wieder!“ Der junge Mann war nur, was die jungen Mädchen eine Fenstereroberung nennen, und Victoria hatte nur durch Zufall seinen Namen erfahren. Er war der Sohn eines Bankiers und hieß Ernst Markland. Victorias Köpfchen hatte ihm an ihrem Fenster, umgeben von Monatrosen, ganz besonders gefallen, und so machte er es seit einigen Wochen sich zum täglichen Geschäft, vorüberzureiten, wo er denn auch seine Dame immer an ihrem Posten fand und seit einiger Zeit so weit avancirt war, sich einen flüchtigen Gruß zu erlauben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zum Studium Lessings.

(Fortsetzung.)

Offener tritt Lessing mit seinem Geheimnisse im Januar 1758 in einem Briefe an Nicolai hervor, freilich noch ohne sich zu nennen. „Unterdeß,“ schreibt er,* „würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir nach meiner Eitelkeit viel Gutes verspreche, denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen, er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich tragisch genug und fähig genug sey, die ganze Seele zu erschüttern,

---

* A. a. O. 104.

wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; so viel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben." (Eben so spricht Lessing in seinen Briefen stets vom Verfasser des Philotas; könnte danach nicht irgend ein literarischer Raritätenkrämer die Entdeckung machen, weder das eine noch das andere Stück sey von Lessing?) Wirklich hatte er schon vorher die Bearbeitung des Stoffes in seiner ursprünglichen römischen Form begonnen; ein dürftiges Fragment davon findet sich in seinem theatralischen Nachlaß. Aber auch nach der Umgestaltung, die in dem Briefe angedeutet wird, war das Stück von der Entwicklung, die es später erhielt, noch sehr weit entfernt; namentlich fehlte, wie Nicolai bemerkt, einer der Hauptcharaktere ganz, die Orsina.

Länger als zehn Jahre ruhten diese Entwürfe, fast schienen sie vergessen, da kehrte Lessing während seines Aufenthalts in Hamburg zu ihnen zurück, und in Wolfenbüttel nahm er sie mit verdoppelten Kräften wieder auf. Jetzt endlich, nachdem diese Plane in einem Zeitraume von fünfzehn Jahren zur Reife gediehen waren, mit dem klarsten Bewußtseyn, daß er jetzt seinem Drama die höchste Vollendung gegeben, die er erreichen könne, erschien er damit vor dem Publikum. Wir lächeln, wenn wir sehen, wie Gleim und Ebert sich so gänzlich in den Aeußerungen ihres Enthusiasmus vergreifen, wenn sie Lessing, der seine Kräfte besser als irgend einer zu ermessen wußte, als deutschen Shakespeare begrüßen; aber ein elektrischer Schlag war es doch, der durch die ganze deutsche Literatur zuckte und das Drama aus seinem langen Schlaf aufweckte, fast möchte man sagen, der es erst erschuf. Wie anders erscheint Lessing hier als in seiner Miß Sara Sampson! Aber freilich wie fern ist jener weinerliche Ton (ein sehr bezeichnendes Wort, das Lessing selbst zuerst in die deutsche Prosa einführte),* von der körnigen, schlagenden Kürze in Emilia Galotti! wie verschwommen sind dort die Charaktere im Vergleich mit der plastischen Gedrungenheit, in der sie hier auftreten! Oft müssen wir dort noch statt der unmittelbaren Aeußerung der Leidenschaft mit ihrer kahlen Beschreibung vorlieb nehmen; wir hören, wie sich die handelnden Personen mit einer frostigen Naivität, die der Leidenschaft geradehin widerspricht, auf ihre Ausbrüche aufmerksam machen. Mehr als einmal hört man: „Sieh, da läuft die erste Thräne über meine Wange; sieh, wie ich zittere, den Brief zu erbrechen u. s. w." In der weitschweifigen Haltung des Dialogs verkennt man Lessings epigrammatische Kürze ganz und gar; statt des englischen Lords, statt des jungen, unerfahrenen Mädchens, statt des alten Dieners glaubt man einen weinerlichen Kanzelredner zu vernehmen; sie predigen alle in demselben Tone, in dem Tone einer Gellertschen Moralphilosophie. Dazwischen das Brausen der Wuth und Rache, das sich nicht selten in frostigen Antithesen und Witzeleien verläuft, und die Schnörkel des französischen Conversationstones geben dem Ganzen ein buntes Ansehen. Und dennoch konnte Nicolai mit einer spitzfindigen Wendung, die jenem thränendurchweichten Stücke ganz angemessen ist, an Lessing schreiben:* „Ich habe bis an den Anfang des fünften Aufzugs öfter geweint, aber ich habe am Ende desselben vor starker Rührung nicht weinen können." Das Ganze ist ein Versuch im Trauerspiele, im engern Sinne eine Vorarbeit zu Emilia Galotti. Dort wird uns die Geschichte eines vornehmen Verschwenders gegeben, hier die Katastrophe der römischen Virginia; also beide verschieden genug; dennoch findet sich in beiden Trauerspielen eine so große Aehnlichkeit der Charaktere, ja auch der Verwicklung, daß man sagen möchte, man habe denselben tragischen Stoff vor sich, nur in Emilia Galotti mit anders gewendeter Katastrophe und unendlich viel tiefer und umsichtiger behandelt.

Es sey mir erlaubt, dieß in einem folgenden Artikel weiter auszuführen.

* Schriften IV. 110.

* Schriften XIII. 29.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Attentat auf die Person des Königs. — Blum. — Theater. — Universität. — Manzoni. — Raumer.

Was man hier nicht für möglich hielt, ist nackte, baare, furchtbare Wirklichkeit geworden! Was brauche ich Ihnen Näheres über das zu melden, was wohl in diesem Augenblick schon durch Telegraphen und Courierpferde in alle Welt eilt; was über den Eindruck, den das Attentat auf die Person des Königs in unserer Stadt hervorgebracht hat! Darin ist nur Eine Stimme, wie sich das vom Sinn unserer Mitbürger versteht. Es ist nichts Geheimes mehr dabei; das ist das Beruhigende, und daß es die isolirte rasende That eines Verzweifelten war, der von keinem Fanatismus irgend einer Art angetrieben worden. Das Benehmen des Königs, während und nach dem Vorfall, dem die Vorsehung eine so glückliche Wendung gab, war so hochherzig, wie man erwarten durfte. Es ist ein fait accompli, das leider in unserer, darin bisher reinen Geschichte als ein Fleck haften

bleibt, glücklicherweise aber als einer, der keine Verzweigungen hat, keine Wurzeln im Boden treibt und keine Saat ausstreut. Der Prozeß wird wahrscheinlich sehr bald vollendet werden, da der Thäter ein unumwundenes Geständniß sogleich abgelegt hat.

An Carl Blum hat unsere Bühne einen jener geschickten Arbeiter verloren, welche, ohne eigene bedeutende Schöpfungskraft, das Fremde möglichst geschmackvoll für das Bedürfniß zuzurichten verstehen. Wie die deutschen Theater jezt sind, bedurften sie solcher Kräfte, und ich glaube kaum, daß sich ein ähnliches Talent so leicht wieder finden dürfte. Blum war nicht einseitig gebildet, er kannte die Welt und die verschiedenen Völker. Er holte seine Stoffe nicht, wie die gewöhnlichen Fabrikanten, allein von der Seine, sondern auch aus England, und am gelungensten waren seine Verarbeitungen italienischer Komödien. Tiefe darf man bei dieser Fertigkeit nicht suchen, aber er war nicht flach, ja er konnte warm werden. Daß alle seine Stücke auf den Effekt gearbeitet sind, darf ihm nicht zum Vorwurf gerechnet werden. Wo er sich in höhere Sphären machte, reichte freilich seine Kraft nicht aus, wie z. B. in seinem Friedrich August in Madrid, vielleicht eines der unsittlichsten Stücke, obgleich es nirgends den Anstand verlezt, welches ein Deutscher geschrieben. Aber den Mangel an ethischer Durchbildung wußte er, vor dem zuschauenden Publikum wenigstens, durch glänzendes Colorit und Effekte für Gefühl und Sinn geschickt zu verbergen. Ein Welt- und Lebemann bei träumerischer Natur, war er gefällig und liebenswürdig im Umgange. — Eduard Devrient hat nun wirklich seine Vaterstadt und die Bühne, auf welcher er für seine strebende Thätigkeit nicht genug Plaz oder Aufmunterung fand, verlassen. Gewiß ein Verlust für das Theater, der auch von denen seiner Commilitonen empfunden wird, welche sich sonst mit seiner Thätigkeit nicht immer einverstanden erklärten. Ein ehrenvolles Abschiedsfest sprach diese ehrenden Gesinnungen aus. Wir vernehmen mit Vergnügen, daß Devrient in Dresden das Terrain für seine regsame Kraft so gefunden, wie er es gewünscht, und mit Glück und allgemeiner Anerkennung seine neue dirigirende Laufbahn dort begonnen. Da er hier Bürger und Eigenthümer bleibt, so gibt man die Hoffnung nicht auf, ihn unter günstigen Verhältnissen dereinst wieder zurückkehren zu sehen. — Mit Beifall gastirt hier Hr. Hoppe aus Braunschweig, der aber eben so wenig als Döring für die Dauer hier gewonnen werden kann, da ein anderes lebenslängliches Engagement ihn fesselt. Dagegen ist Mad. Birch-Pfeiffer engagirt, an der Stelle unserer Wolff, welche sich ganz vom Theater zurückzieht, zu früh für das, was sie troz ihrer Kränklichkeit noch immer geleistet hat. Während überall neue Lebensregungen, Talente und Erfindungsgeist sich zeigen, ist es da nicht eine beachtenswerthe Erscheinung, daß die jungen Talente für das deutsche Theater immer seltener werden, von Schöpferkraft ganz zu schweigen? Auch hört man noch nicht, daß die neu eingeführten Tantiemen zur Produktion besserer Dramen angeregt haben. Damit sey aber nichts gegen die Tantièmen gesagt. Ein Akt der Gerechtigkeit bleibt was er ist, auch wenn das Recht zufällig keinen Gerechten findet.

Der als Kritiker und Dichter bekannte Dr. Gruppe ist auf außerordentlichem Wege zum außerordentlichen Professor an der Universität ernannt worden. Da in den lezten Jahren unsere Universität auf außerordentlichem Wege so außerordentlich reich mit Lehrern bedacht worden ist, von denen das Publikum behaupten will, daß damit nichts Ordentliches gewonnen sey, so ist auch in dieser Ernennung nichts Außerordentliches. Nur hätten Gruppes Freunde gewünscht, daß derselbe längst auf ordentlichem Wege etwas erstrebt hätte, wozu er, vermöge seiner Kenntnisse und Fähigkeiten, nicht des Ministerialweges bedurft hätte. — Der neue Professor Gelzer aus Zürich ist noch nicht hier, Rückert ist auch nicht hier, Schelling liest nicht in diesem Sommer, Huber ist in England und liest nicht. — Die Angelegenheit einiger Professoren wegen der ihnen verweigerten Herausgabe eines neuen wissenschaftlichen Journals ist noch nicht entschieden. Auf die Anschuldigung der Kölnischen Zeitung gegen den Professor Aug. Benary hat derselbe erklärt, nach einer Ferienreise antworten zu wollen. Man kann nur wünschen, daß diese Erklärung auf einen so gravirenden Vorwurf bald und genügend erfolge, und sollte meinen, daß er von so kränkender Art sey, daß man, um ihn schnell zu widerlegen, selbst eine nöthige Erholungsreise aufzuschieben sich bewogen fühlen müsse. Wir kennen die betreffenden Personen nicht, halten auch nicht für nöthig, daß Jeder auf jeden Vorwurf antworten soll, den ein Unbefugter ihm in öffentlichen Blättern macht, ein so speziell ausgesprochener macht aber eine Ausnahme. Weil das südliche Blut so leicht in Brand geräth und in wilder Leidenschaft die Sittengeseze über den Haufen wirft, waren die spanischen Geseze der Ehre in den ehelichen Verhältnissen von einer so übertriebenen Pünktlichkeit und Strenge. Weil es heut so leicht ist, weil die Verführung so nahe liegt und weil die Fälle so oft vorkommen, daß auch der sonst gute und rechtliche Mann seine Ansichten für Aussichten, die ihm zum Fortkommen helfen, hinopfert, darum sollen wir in dieser Beziehung besonders strenge gegen uns selbst seyn. Die sittliche Welt hat keine Waffen dagegen, als das Gericht der öffentlichen Meinung; falsche Anschuldigungen sind niederträchtig, aber Jeder darf sich berufen fühlen mitzuwachen, um des gemeinen Bestens und der Schwachen selbst willen, welche in ihrer Philosophie aus den Gefilden der Freiheit in die Gehege der Nothwendigkeit so leicht Brücken finden, mögen diese nun heißen: es ging nun einmal nicht anders! — oder: was half aller Widerstand! — oder: wenn man es recht betrachtet, kann man drüben bei den Gegnern der Sache mehr helfen, als hüben bei den ungestümen Freunden. — Auch Manzoni ist mit Oehlenschläger in den Orden pour le mérite aufgenommen worden. Niemand dürfte hier die Wahl des Verfassers der promessi sposi als unangemessen tadeln, sie scheint sogar glücklicher als verschiedene andere Wahlen; was aber der Aufgenommene selbst dazu sagen wird, möchte man wissen, er, der aller weltlichen Eitelkeit dermaßen entsagt haben soll, daß er in dumpfem Bigottismus die eigenen Werke seiner schönen und hellen Phantasie jezt verdammt. Kann er einen Orden aus der Hand eines protestantischen Fürsten annehmen? — Von Friedrich v. Raumer sind sehr glückliche Nachrichten aus Amerika eingegangen. Er hat den Congreßsizungen beigewohnt, ist bis in die südlichen Sklavenstaaten hinunter gegangen, und wird wahrscheinlich jezt westlich bis über den Mississippi und Missouri seine Wanderungen fortsetzen. Leider war er Zeuge der Machinationen fremder Mächte, welche den Vertrag mit dem Zollverein hintertrieben, und mußte mit Schmerzen sehen, daß Niemand da war, um offiziell die Ansichten des leztern zu vertreten.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 13. August 1844.

Wie sollte der gesellige Verkehr im Gang erhalten werden, wenn nicht dem Menschen die Eigenschaft zukäme, zu sprechen, ohne etwas zu sagen.

Sterne.

Aus dem Gesellschaftsleben der Engländer.

Entweder habe ich über dem adoptirten Englisch mein vaterländisches Deutsch vergessen, oder es gibt für das englische „small-talk" kein erschöpfendes deutsches Wort. Müßte ich es übersetzen, wär's durch: Geplauder; aber „small-talk" ist bald mehr, bald weniger. Was es seinem innersten Sinne nach ist? — Da Johnson in seinem Wörterbuche es unerklärt gelassen, obwohl es zu seiner Zeit existirte, so fühle ich keinen Beruf zu einer Definition und liefere statt ihrer Nachfolgendes.

Die Engländer gelten für ein schweigsames, wortkarges Volk; sie sind es auch und sie selbst leugnen es nicht. Das heißt, wenn der Engländer sich in ihm unbekannter Gesellschaft befindet, hält er mit seinen Aeußerungen zurück, vermeidet in charakteristischer Vorsicht jedes mal-à-propos, sondirt und streckt die Fühlhörner aus, ehe er ein Wort sagt. Mich dünkt, er thut daran so übel nicht, er umschifft dadurch manche Verdrießlichkeit und erntet manchen Gewinn. Nehmen wir an, zwei Engländer, die sich nicht kennen, sitzen allein in einem öffentlichen Wagen. Eine halbe Stunde vergeht, Keiner redet; da denkt A., ein wenig Unterhaltung könnte nicht schaden. Er wirft einen Blick auf seinen Reisegefährten, um zu sehen, was er für ein Mensch seyn mag. B. hat gleichzeitig denselben Gedanken, richtet gleichzeitig seinen Blick auf den Andern; beider Augen begegnen sich, und wie vom Blitz getroffen, schlagen Beide die Augen nieder. Jeder fühlt, der Andere habe ihn bei etwas Heimlichem ertappt. Dieses unangenehme Gefühl verzögert den Anfang des Gesprächs um eine halbe Stunde weiter und würde es vielleicht zu gar keinem Anfange kommen lassen, ohne das vermittelnde small-talk. A. findet längeres Schweigen unerträglich, steckt den Kopf zum Fenster hinaus, beschaut die Gegend und den Himmel und sagt dann, so nachlässig und hingeworfen, als denke er nicht daran, daß Jemand es hören sollte: „ein schöner Tag heute." B. hört es, mag aber A. nicht auf's Wort glauben, sieht seinerseits zum Fenster hinaus, beschaut die Gegend und den Himmel, zieht den Kopf zurück, sagt für sich, doch laut genug, um von A. gehört zu werden: „sehr schön," lehnt sich wieder in seine Ecke und setzt mit halber Stimme hinzu: „würde mich aber nicht wundern, wenn wir Regen bekämen." A. bittet um Erlaubniß, das zu bezweifeln, ist indeß der entschiedenen Meinung, daß das Gewitter lezten Dienstag ein sehr schweres gewesen. Damit stimmt B. überein und nennt das schöne Wetter Tags darauf einen neuen Beweis für die Veränderlichkeit des englischen Klima. Jeder Engländer ist damit einverstanden, folglich auch A.

Alles dieß ist small-talk; nun aber nimmt das Gespräch einen höhern Flug. A. hat zufällig Meteorologie

studirt. Er spricht von der Ursache der Stürme, von der Entstehung des Thaus, vom Howardschen Systeme der Mondabnahme. B. hört aufmerksam zu; er ist gebildet genug, es zu verstehen, und interessirt sich dafür. Daß das Gespräch diese interessante Richtung genommen, ist Folge des small-talk; ohne small-talk wäre vermuthlich keine Idee davon gewesen. Oder A. treibt vielleicht Staatswissenschaft, während B. bloß das Vorrecht des Engländers ausübt, mit der Regierung nach Herzenslust zu grollen. In diesem Falle öffnet B's Bemerkung, daß er sich nicht wundern würde, wenn es bald regnete, dem Gespräche eine völlig andere Bahn. Anstatt um Erlaubniß zu bitten, den bevorstehenden Regen zu bezweifeln, ist A. derselben Meinung und schöpft daraus Besorgniß für die Ernte, nimmt eine ernste Miene an, blickt dem Reisegefährten fest in die Augen und wünscht zu wissen, was aus dem Lande werden soll, wenn Theurung eintritt. Darob schüttelt B. bedeutungsvoll den Kopf und versichert, daß er weit entfernt sey, den Rand des Abgrundes nicht zu sehen, an welchem England stehe. Dieß führt zu Besprechung der Korngesetze, des neuen Armengesetzes, der Volksnoth, des freien Handels, der Bestechlichkeit der Wähler, alles so gründlich, daß Sir Robert Peels und seiner Mitminister Abwesenheit sehr zu bedauern ist. Auch das wäre nicht auf's Tapet gekommen ohne vorheriges small-talk.

Wer nur einigermaßen sich in gemischten Kreisen bewegt hat, der kennt die Unannehmlichkeiten und selbst die Gefahren, welche beim Unterlassen vorsichtiger Einleitungen bisweilen aus einem unschuldigen Gespräche vom Wetter, von der Ernte u. s. w. entspringen. Es gibt und gab längst auch in England neuerungssüchtige Menschen, die sich über das small-talk erheben, mit einemmal wichtige Gesprächsgegenstände aufwerfen und sich dadurch in abscheuliche Verlegenheiten bringen. Es hilft ihnen nichts, daß sie für das trivial gescholtene small-talk sich zu groß und gelehrt dünken, oder es für ehrlicher erklären, ohne Umschweife ein Gespräch anzuknüpfen. Ehe sie es sich versehen, geben sie irgendwie Anstoß. Eines Tages fuhr ein solcher Neuerer aus London in einer Landkutsche, ich weiß nicht wohin. Sheridan, witzigen und gefeierten Andenkens, bewarb sich just um den Parlamentssitz für Westminster, und gegen ihn brach der Neuerer eine Menge Schmähungen stracks vom Zaune. Sheridan saß ihm gegenüber und schwieg. Beim Abendessen in Salisbury erforschte er, wie der Mann heiße und wer er sey, und als sie wieder im Wagen saßen, lenkte er das Gespräch auf die Parlamentswahlen und bemerkte, daß von allen feilen und einfältigen Wählern, die er je nennen hören, ein gewisser Thomas Brown, ein Strumpfhändler in Westminster, der feilste und einfältigste seyn solle. „Das muß ich mir verbitten!" schrie der Gemeinte; „ich bin dieser Thomas Brown!" — „Und ich Sheridan," versezte der Andere. Thomas Brown war so klug, die Vergeltung gerecht zu finden, und Sheridan ein so vollendeter Meister im small-talk, daß jener seine ungünstige Meinung von ihm änderte und bei der Wahl für ihn stimmte. So glücklich laufen jedoch derlei Verstöße nur selten ab. Es fehlt nicht an Beispielen, und ich könnte deren erzählen, wo bittere Feindschaft und blutiger Zweikampf die Folgen waren. Aber weiter von den Vortheilen des small-talk.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dämon.

(Fortsetzung.)

Am Abend des Tages, an welchem unsere Erzählung beginnt, sollte ein großer Casinoball stattfinden, der erste, auf dem Victoria erschien. Der Anfang war um halb acht, und um sieben Uhr ging die Geheimeräthin an die Thüre ihrer Tochter, um einen lezten prüfenden Blick auf deren Toilette zu werfen. Die Thüre war verschlossen. „Victoria!" — „Gleich, Mama!" Die Thüre sprang auf und zu ihrer größten Verwunderung stand Frau Arnheim vor ihrer noch im Hauskleide befindlichen Tochter. Sie selbst war schon im größten Putz. Ein schweres grauseidenes Kleid rauschte an ihrer etwas hagern, starkgebauten, großen Gestalt herab, ihr Haupt schmückte eine Pariser Haube, aus der noch mit jugendlicher Eleganz die blonden Locken hervorblickten. Eine Sammtmantille hielt sie über der Brust mit den etwas großen, aber schmalen Händen, deren Gelenke mit schimmernden Spangen geschmückt waren. Victoria konnte sich des Gedankens nicht erwehren, ihre Mutter sey eine schöne, königliche Frau; aber ihre Gedanken wurden unterbrochen durch die Frage: „Nun, was soll das heißen? Ich denke dich fertig zu finden, und du hast noch nicht einmal angefangen? Schon vor einer Stunde schickte ich dir das Mädchen; wo ist sie?" — „Ich sandte sie weg, wollte sie wieder rufen und — habe es vergessen." — „Warum sandtest du sie weg?" — „Weil — weil ich noch eine Arbeit vollenden wollte." — „Gut; es ist jezt sieben Uhr, wenn du um halb Acht nicht fertig bist, fahre ich allein." Und sie wandte der Tochter den Rücken und ging in ihr Zimmer zurück.

Victoria klingelte nun in krankhafter Eile; sie mußte noch frisirt, noch angekleidet werden, und nur eine halbe Stunde Zeit! — Es schlug halb acht, und mit festen

Schritten ging, ohne sich umzusehen, die Geheimeräthin allein die Treppe ihres Hauses hinab, um auf den Ball zu fahren. Der Bediente öffnete den Schlag, sie stieg ein. „Kommt das Fräulein nicht?" — „Nein." Und zu flog die Wagenthüre; da rief oben an der Treppe eine ängstliche Stimme: „Johann, Johann!" und Victoria stürzte die Stufen herab. „Machen Sie auf, Johann!" Doch der Bediente zögerte: „die Frau Geheimeräthin sagten, das Fräulein fahre nicht mit." — „Liebe Mama! liebe Mama!" Keine Antwort ertönte aus dem Innern des Wagens, nur ein rasches „Fort!" für den Kutscher, indem eines der vorderen Wagengläser herabgelassen wurde. Die Pferde zogen an, der Bediente hatte kaum noch Zeit, aufzuspringen, und dahin rasselte der Wagen.

Victoria stand bleich, Thränen im Auge, an der Thüre; der Rosenzweig, den sie, als sie das Pferdegetrappel vernahm, nicht mehr in die Haare gesteckt und nun maschinenmäßig in der Hand hielt, verrieth durch sein Zittern ihre Bewegung, ihr Mantel war nicht zugenestelt und ließ die entblößte Schulter sehen, von der er herabgefallen war; aber Victoria merkte nichts davon, trotz der grimmigen Kälte; sie stand in der Hausthüre an der dunkeln Straße und Thräne um Thräne fiel auf ihre weißen Handschuhe, die sie mit dem Zweig in der Hand hielt.

Nach einer Weile kamen mehrere Männer die Straße daher. Beim Schall der nahenden Tritte floh Victoria in das Haus, die Treppe hinauf, in ihr Zimmer, wo das Mädchen mit Aufräumen beschäftigt war und mit höchster Verwunderung die Rückkehrende anstarrte. „Haben Sie etwas vergessen?" fragte sie diensteifrig; aber Victoria konnte nicht antworten; als sie sprechen wollte, brachen ihre Thränen gewaltsam aus, und schluchzend warf sie sich auf einen Stuhl. So hatte das Mädchen sie nie gesehen und blieb erschüttert und erschrocken in einiger Entfernung stehen. Victoria warf nun den Mantel ganz ab und legte sich auf ihren Divan, unbekümmert, daß sie das neue weiße Gazekleid ganz zerdrückte. Nach einer Weile sagte sie mit gehaltener Stimme: „Geh' hinaus, und nimm das Licht mit, ich will allein im Dunkeln bleiben."

Das Mädchen gehorchte, und Victoria blieb ihrem ganzen Mädchenschmerze in seiner vollen Kraft überlassen. Sie erschien sich in diesem Augenblick als das unglücklichste aller Wesen auf Gottes weiter Welt. Wie hatte sie sich, wenn auch still, aber darum desto leidenschaftlicher auf diesen Ball gefreut! Sie hatte nie ein Wort darüber geäußert; aber seit Monaten trug sie keinen andern Gedanken in sich, und heute, gerade heute mußte durch das Vorbereiten des jungen Mannes ihre Phantasie so angeregt werden, daß sie die ersten Verse in ihrem Leben machte und darüber das Mädchen, welches ihre Mutter ihr zum Ankleiden schickte, wegsandte. Wie hatte sie sich dann geeilt, um fertig zu werden!

Eben kehrte der Wagen zurück, sie hörte ihn in die Thorhalle rasseln, aber nicht langsam, wie gewöhnlich, nein, rasch, als wenn Jemand darin säße. Sollte ihre Mutter zurückkehren und sie holen? Nein, o nein, das glich ihrer Mutter nicht, die war nie von einem einmal gefaßten Vorsatz abgegangen, nie bereuend stehen geblieben, nie verzeihend zurückgekehrt; nein, die war unerbittlich! — In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Thüre, wurde aber sogleich wieder geschlossen. Da es finster war, zerbrach sich Victoria vergebens den Kopf, wer zu ihr gewollt. Sie läutete, das Mädchen kam mit Licht und mit ihr eine kleine kugelrunde Frau im Ballstaat, einen kleinen Hut mit Straußfedern auf dem Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Juli.

Vereinswesen. — Die Böcke. — Die gemeinnützige Gesellschaft.

Das Vereinsleben ist dieses Jahr bei uns besonders thätig; ich will es versuchen, in diesem Berichte einige Züge desselben hervorzuheben. — Im Vorfrühling feierte die Gesellschaft der Böcke ihr vierhundertjähriges Jubiläum. Dieser, aus den Zeiten des Zürcherkriegs stammende, damals ritterlichen Thaten zum Schutz der hart bedrängten Heimath gewidmete Verein muthiger Männer, die als Vorkämpfer den Namen Böcke erhielten, erlebte mannigfache Schicksale, unter denen die Verbannung und der Aufenthalt in Hohenkrähen eine interessante Episode bildet. Heutzutage beschränkt sich die Thätigkeit der aus 65 Mitgliedern bestehenden Gesellschaft fast ganz auf Aeußerungen der Geselligkeit, die in dem jährlichen Vereinsessen ihren Glanzpunkt findet. Natürlich wurde das dießjährige zu Ehren der Säcularfeier besonders reich bestellt, wobei die Phantasie und die Plastik eines weit bekannten Zürcherischen Conditors neuen Anlaß fanden, sich und die Helden des fünfzehnten Jahrhunderts gemeinsam zu verherrlichen. Solche Essen, oder einzelne, besonders gelungene Partien derselben, oft auch nur ein mit vorzüglicher Kunst zubereitetes Gericht, werden, so wie Qualität und Quantität der Weine, nachher gern und fleißig besprochen, und selbst ernsthafte Männer finden den Gegenstand näherer Betrachtung wohl werth.

— All human history attests
That happiness for man, the hungry sinner,
Since Eve ate apples, much depends on dinner.

Eine willkommene Festgabe war die vom Vorstand der Gesellschaft, Bürgermeister von Muralt, gehaltene Rede. Muralt, obgleich seinem ganzen Wesen nach, wenn nicht der alten, doch einer früheren Zeit angehörend, ist der Entwicklung

der Gegenwart keineswegs abhold; Reaktionstendenzen sind ihm fremd, und er würde es verschmähen, sie unter den Lappen modernster Rhetorik als Fortschrittsbestrebung geltend zu machen. Seine Denkrede zeugt von edlem, Vergangenheit und Gegenwart mit ruhigem, gemessenem Blicke umfassendem Sinn. Muralt läßt darin einen der Stifter der Gesellschaft erscheinen, sein Erstaunen über die Veränderungen und Errungenschaften der Neuzeit ausdrücken und den Klagen der Enkel über die Gebrechen und Uebel der Gegenwart das Bild der frühern, von Unglück und Zerrissenheit so tief erschütterten Zeit entgegensetzen. Die ungesuchte und gemüthliche Sprache trägt das übrige zu dem wohlthuenden und freundlichen Eindruck bei, den das Ganze hervorbringt.

Für die nächsten Herbst in Zürich stattfindende Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft hielt die gemeinnützige Gesellschaft unseres Kantons vorbereitende Sitzungen. Die schönsten Zeiten solcher Vereine sind gewöhnlich diejenigen, in denen sie den in der Vergangenheit verkörperten Ideen neue, lebenskräftige Ideen rüstig entgegensetzen und diesen Anerkennung zu erringen suchen. Ist aber der Sieg im Wesentlichen gesichert, so schwindet mit dem feindlichen Drucke nur zu oft die Spannkraft, und wenn dann nicht die frische That dem Vereinsleben neue Bedeutung gibt, so sinkt dasselbe meistens zum vegetativen Daseyn herab. Mit solchen Gedanken kehrt man nicht selten aus den Versammlungen unserer gemeinnützigen Gesellschaft zurück. Obgleich ihrem Wesen nach Männer der verschiedensten Ansichten in sich aufnehmend, zählt sie doch in weit überwiegender Menge Mitglieder des nun zur conservativen Partei umgetauften Justemilieu. Während in einigen andern Kantonen, selbst in einigen Bezirken des eigenen Kantons, die entsprechenden Gesellschaften ihrem Namen durch gemeinnützige Schöpfungen Ansehen verschaffen, beschränkt sich die Zürcherische Kantonalgesellschaft auf Diskussionen und Abhandlungen, annehmend, im Abhandeln sey das Handeln schon mit inbegriffen. In den Sitzungen wird jede, auch die unbedeutendste Gabe auf dem Altar der Gemeinnützigkeit mit obligatem Danke aufgenommen, daher denn auch, neben manchem gediegenen und interessanten Werke, gar viel Unbedeutendes und Gehaltloses zu Markte gefahren wird. Indessen sind die Sitzungsstunden jedenfalls den Tafelfreuden weit vorzuziehen; denn da fehlt es doch nie an jenen selbstgefälligen Rednern, die in unausweichlichen Trinksprüchen dieselben Ideen und denselben Wortkram immer wieder zu Tage fördern. Weh den Besiegten, d. h. den an die Tafel Gebundenen! Sie dürfen auf keine Schonung hoffen, und der gemeinnützige Eintrachtskleister wird da, und zwar oft gerade von solchen, die mitunter eifrigst am Parteiseil ziehen, unter dem Schimmel so lange gerührt, bis er ganz und gar in Wasser zerfällt. — Die für die Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft vorberathenen Gegenstände betreffen die Beziehungen der schweizerischen Mundarten zur allgemeinen deutschen oder französischen Nationalsprache und Literatur im Leben und in der Schule; die Organisation der Handwerke, gegenüber den frühern Handwerksinnungen und der gegenwärtigen Gewerbsfreiheit; endlich das mit der Pflicht der Armenunterhaltung verbundene Recht, arbeitsscheue Arme zum Gebrauche der ihnen zu Gebot stehenden Hülfsmittel zu zwingen. Vielleicht finden wir später Anlaß, auf die Lösung dieser für unsere Zeit allerdings bedeutungsvollen Fragen zurückzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Museum. — Lustgarten.

Cornelius ist aus Italien zurückgekehrt; von einem Felde, das sich für seine Thätigkeit eröffne, verlautet noch nichts. Auch scheinen die Fresken am Museum in Stillstand gerathen. Die Begeisterung ist wenigstens nicht dafür da, mit welcher der dahingegangene Meister, Schinkel, sie geschaffen hatte. Es ist schlimm, etwas ausführen zu sollen, was ein großer Geist vor uns erdacht, wenn bei der Ausführung kein anderer Impuls und keine andere Lockung da ist, als die Pietät, der Auftrag und die Bezahlung. An ein Um- und Ausbilden und Wiederschaffen ist natürlich hier nicht zu denken. Daß Cornelius sich über der Aufgabe hielt, etwas auszuführen, was ein anderer Meister, der gerade in diesem Fache ihm an Ruf nicht gleich stand, hinterlassen, war nicht zu verwundern. Er berief den trefflichen Herrmann, welcher, die Sache zu gewissenhaft anfassend, unter der Aufgabe fast erlag, und jezt in Italien die verlorene Gesundheit und Heiterkeit wieder zu gewinnen suchen muß. Eine Arbeit für bloße Arbeiter ist es aber auch wieder nicht. — Das neue Museum übergipfelt schon das ältere, eine kolossale Masse im Rohbau; vielleicht wird es auch dereinst ein schönes, imposantes Gebäude, aber schade nur, daß man es nicht sehen wird, so versteckt liegt es hinter dem ersteren und gerade durch dasselbe von dem Prachttheile Berlins getrennt. Dieser blüht immer mehr auf durch die Verzierungen des Lustgartens. Zwar ob der neue projektirte Dom eine Zierde desselben und ob er überhaupt fertig werden wird, ist eine Frage, die weder bejaht, noch verneint werden kann; aber rings umher geschieht so viel, daß der Platz unbedingt der Mittelpunkt des schönen Berlins zu werden die Bestimmung hat, auch wenn der neue Dom den Erwartungen nicht entspräche und so wenig als der gegenwärtige eine architektonische Zier würde. Die Terrassirung an der Schloßseite hebt den Eindruck des Platzes um ein Bedeutendes, und auch die dorthin bestimmten Bildsäulen werden ihm mehr Lebendigkeit gewähren. Von den Bronzestatuen der zwei russischen Pferdebändiger steht schon die eine auf ihrem Piedestal, und die Kurfürstenbilder aus dem Innern des Schlosses werden auf andern Postamenten künftig hier vor dem Publikum sich zeigen; als Stallmeister für die Pferde, sagt der Berliner Witz. Ein Urtheil über das russische Kunstwerk läßt sich jezt noch nicht fällen, wo es nur aus Bauschutt und aufgehäuften Steinbergen ohne entsprechende Umgebung hervorragt. Eben so wenig läßt sich schon jezt bestimmen, ob die kolossalen Proportionen beider Gruppen gegen die kolossalere Hinterwand des Schlosses verlieren werden. Daß die Amazone ihr Gestell an der Treppenseite des Museums verlassen solle, wurde schon längst als gewiß behauptet, noch aber sieht man keine Anstalten dazu gemacht, und am Ende gewöhnt sich das Auge an etwas, was auf den ersten Anblick ganz unerträglich schien. Ging und geht es doch eben so mit der geflügelten Victoria auf der Friedenssäule. Man gewöhnt sich daran, und vor dem historischen Rechte des Bestehens verschwindet die ästhetische Kritik. Der Bellealliancеplatz selbst hat sich übrigens noch nicht angeregt gefunden, seiner Göttin wegen bessere Kleider anzuziehen, wie man gehofft. Die Häuserbauspekulation geht jezt nach dem Köpeniker Felde hinaus, wo mächtige Straßen an Straßen sich reihen, mit Palästen oder Kasernen. Es fehlt ihnen nichts als Bewohner.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 14. August 1844.

Tu-dieu! comme avec lui votre langue cajole!
Qui diantre tout d'un coup vous en a tant appris?

Molière,
école des femmes.

Der Dämon.

(Fortsetzung.)

„Also im Dunkeln, liebes Kind?" rief sie mit heller Stimme; „nun, es ist nur gut, daß Sie noch angekleidet sind, denn ich will Sie mit mir auf den Ball nehmen. Doch Sie kennen mich noch nicht, ich bin Frau von Buchthal, die Frau des Bankiers." — Victoria war wie aus den Wolken gefallen. Nie hatte sie diese Frau gesehen, und sie kam jezt, um sie abzuholen und ihres Herzens heißeste Wünsche zu erfüllen. Aber ihre strengen Gewohnheiten siegten, und sich steif verbeugend, sagte sie zitternd: „Sie sind sehr gütig, gnädige Frau, ich kann aber nicht mitgehen, da ich nicht weiß, ob meine Mutter damit einverstanden ist." — „Ei, Ihre Mutter schickt mich ja her, thörichtes Kind; ich habe sie gesprochen, und als sie mir an der Thüre sagte, daß sie Sie zu Hause gelassen, weil Sie nicht zu rechter Zeit fertig gewesen, bat ich für Sie, und sie erlaubte mir, Sie abzuholen."

Das war nun geradezu eine Lüge; die Geheimeräthin hatte auf die Bitten der gutmüthigen kleinen Frau nur mit einem lächelnden Kopfschütteln geantwortet und war in den Saal getreten. Frau von Buchthal ließ sich aber das nicht kümmern und fuhr auf ihre eigene Faust zurück mit dem Vorsatz, bei der Geheimeräthin alle Schuld auf sich zu nehmen und so dem armen Kinde, das sie gar nie gesehen, zu seiner Ballfreude zu verhelfen. — Frau von Buchthal war schon unzähligemal der deus ex machina der bedrängten Jugend gewesen. Sie war die Gutmüthigkeit selbst und konnte den Gedanken nicht ertragen, irgend eine Unannehmlichkeit bei ihren Bekannten ohne Hülfe zu lassen. Da Victoria noch nicht in die Welt eingeführt worden, so kannte sie sie nur dem Namen nach; Frau Arnheim war aber eine alte Bekannte, die der reichen Frau von Buchthal immer mit der gehörigen Rücksicht begegnete. Darauf rechnete sie denn auch heute bei ihrer Lüge, und mit triumphirendem Gesicht half sie dem Dienstmädchen die zerknitterten rosenrothen Schleifen an Victorias weißem Kleide wieder aufzupfen und steckte ihr eigenhändig, indem sie sich vor dem sitzenden jungen Mädchen auf die Fußspitzen erhob, den Rosenzweig an die linke Seite des vor Freuden roth erglühten Gesichtchens.

Victoria hatte der kleinen Frau natürlich geglaubt; sie stieg selig in deren Wagen, und schien Johann gar nicht zu bemerken, der eben zurückkehrte und ihr beim Einsteigen helfen wollte; hatte er ihr doch den Schlag nicht geöffnet, als sie mit ihrer Mutter fahren wollte. Mit Herzklopfen trat sie hinter Frau von Buchthal, die

sie gerade um einen Kopf überragte, in den Saal. Sie gewahrte sogleich am Eingang ihren „Verehrer zu Pferd." Er eilte auf sie zu und bat um den zweiten Walzer, den sie ihm kaum hörbar zusagte. Der erste ging eben zu Ende. Nun sah sie auch ihre Mutter; Frau von Buchthal ging mit ihr hin und stellte sie scherzend vor, indem sie sagte: „Hier habe ich die Ehre, Ihnen eine neue Balldame zu präsentiren." Ganz freundlich wandte sich die Geheimeräthin zu Frau v. Buchthal und gab ihr die Hand, während diese lächelnd hinzusetzte: „es hat mir Mühe gekostet, die junge Dame herzubringen," und dann fortschoß, um zwei jungen Mädchen, die sie betrübten Blickes ohne Tänzer sitzen sah, unter ihren Bekannten zwei Engagements zu verschaffen.

Victoria stand vor ihrer Mutter, die sie noch keines Blickes gewürdigt hatte. Endlich sagte sie zitternd: „Liebe Mama —" — „Sprich nicht mit mir, wenn du nicht willst, daß ich dich zu der alttestamentarischen Gesellschaft zurückschicken soll, mit welcher du gekommen bist." Das war ein Ausfall gegen Frau von Buchthal, die früher Jüdin gewesen.

Blaß und zitternd setzte sich Victoria auf den leeren Stuhl neben ihrer Mutter und dankte Gott, als die Musik zum zweiten Walzer begann und der junge Markland sie abholte. Er verbeugte sich im Vorübergehen tief vor ihrer Mutter; diese schien es aber nicht zu bemerken, denn sie hatte eben nur Augen für den Major, der langsam auf sie zuschritt und unzufriedenen Blickes der forteilenden Victoria nachschaute.

Diese trat mit hochrothen Wangen zum Tanze an; Markland war ein guter Tänzer und flog mit ihr über das Parket bei dem Schalle eines Straußischen Walzers. Als die erste Tour vorüber war, sagte er seiner Tänzerin, wie glücklich er sey, heute Abend ihre Bekanntschaft zu machen. Ein Blick, wie noch keiner aus Victorias Augen gekommen, war die einzige Antwort. Dieser Blick war Feuer, und dieses Feuer brannte hell fort in dem Herzen des jungen Mannes. Ihm gegenüber entfaltete Victoria, aufgeregt vielleicht durch die Vorgänge mit ihrer Mutter, eine Lebhaftigkeit, die sie früher nie gezeigt. Die Härte der Geheimeräthin ließ ihr Herz doppelt warm den Bewerbungen des jungen Mannes entgegen schlagen; er war der Erste, der ihr auf Erden Interesse zeigte, dabei jung und schön und einnehmend. Wen mag es wundern, daß die Siebzehnjährige, obgleich sie ihn nur ein paarmal gesehen, ihm mehr Theilnahme zeigte, als sie gesollt hätte? Ihr gedrücktes Wesen entfaltete sich plötzlich beim ersten Strahl der Lebenssonne Liebe, wie eine üppige volle Blume, und sie selbst erschrack vor der Heftigkeit ihrer Gefühle, die aber nur durch den immerwährenden Druck, die stete Verheimlichung das geworden, gleichwie eine Gluth, die ihre Flamme nicht in die Luft ausströmen lassen kann, mit verzehrender Macht um sich greift und verwüstend unter sich brennt.

Als der Tanz, der über die ganze Richtung ihres Lebens entschied, beendigt war, führte sie Markland zurück neben ihre Mutter, auf deren andern Seite der Major saß. Ein Stuhl neben Victoria wurde leer und Markland konnte sich nicht versagen, ihn einzunehmen; denn in dem plötzlich erblühten Wesen Victorias lag etwas, das ihn unwiderstehlich fesselte. In ihren Augen fand er den Blick, den er bei seinem Aufenthalt in Spanien den Frauen dort allein zugesprochen, jene südliche verschleierte, tief glühende Innigkeit. Aber Victoria blickte nur ihn so an; als sie sich zu ihrer Mutter wandte, die im Namen des Majors eine Frage an sie richtete, hatte ihr Auge wieder denselben kalten, ruhigen Ausdruck, den Alle an ihr kannten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gesellschaftsleben der Engländer.

(Fortsetzung.)

Dem small-talk verdankt so mancher Mann das Glück seines Lebens, das heißt seine Lebensgefährtin. Unstreitig traf er sie das erstemal in Gesellschaft, denn so wahr es seyn mag, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, ich glaube behaupten zu dürfen, daß vom Mittelstande aufwärts unter zehn Ehen mindestens neun vom Ballsaal oder sonst aus einer Gesellschaft sich herschreiben. Ein erstes Zusammentreffen ist überall an gewisse Formen gebunden, und nirgends mehr als in England, hier namentlich an die Form des small-talk, welches mit der Zeit den Weg zu vertraulichem Gespräche bahnt. Ein junger Mann trifft seine Erkorene auf einem Balle; sie sagt ihm einen Tanz zu und nach einigem Zögern und mehreren Anläufen beginnt er mit der Frage: ob sie gerne tanze? Die unausbleibliche Bejahung schließt für jezt den reizenden Wortaustausch. Nach der nächsten Tour schlägt der junge Mann, schon unbefangener, einen andern Gesprächspfad ein. Er fragt seine Moitié, ob sie Musik liebe, vielleicht selbst musikalisch sey? Die Frage ist glücklich gewählt; dem unausbleiblichen Ja folgt eine freiwillige Bemerkung über die beliebtesten Componisten der neuern Zeit u. s. w. Das dürften in einem englischen Ballsaale die gewöhnlichen Gesprächseinleitungen seyn. Eine Gemäldeausstellung dient dem Zwecke noch besser, nur ist sie seltener zur

Hand. Jedenfalls hütet sich ein kluger Mann, das Gespräch mit einer Frage zu beginnen, die minder einfach und alltäglich lautet. Das junge Mädchen würde erschrecken und noch verlegener werden, als die nahende Crisis sie ohnedieß macht. Ich war etliche Wochen im Seebad Southend, und in meinem Kreise befand sich eine junge Dame, die, wie ich merkte, einem jungen Manne in die Augen stach, der, wie ich eben so schnell merkte, um ihretwillen sich an mich anschloß. Er schien mir eine annehmliche Partie und ich ging daher auf seine Bitte ein, ihn für den wöchentlichen Ball mit erwähnter Dame auf eine Quadrille zu engagiren. Sie lächelte, als ich das that, und da sie zusagte, hielt ich dieß für kein übles Zeichen. Aber der junge Mann hatte etwas Geniemäßiges, er verachtete das herkömmliche Geschwätz in Betreff des Tanzes und der Musik, er wollte neu seyn und fragte unglückseliger Weise, ob seine Tänzerin gern — schwimme? Das entschied auf einmal gegen ihn. Trotz aller Vorstellungen, wollte Miß Emma nichts von einem Manne wissen, der ein Mädchen mit der Frage anreden könne, ob sie gern schwimme?

Und was wäre ein Diner, und vorzugsweise wieder ein englisches, ohne small-talk! Die Aerzte versichern, eine starke Anstrengung der geistigen Fähigkeiten sey der Verdauung eben so hinderlich als im Gegentheil eine leichte, angenehme Unterhaltung sie befördere. Leztere ist small-talk. Glücklicherweise können gelehrte Diskussionen nicht aufkommen. Die verschiedenen Gänge unterbrechen sie, und wo man so gut und gern ißt, wie in England, läßt das Vergnügen des Essens und Redens sich nicht gleichzeitig genießen. Höchstens wagt man eine Anspielung auf ein öffentliches Ereigniß oder auf einen Privatunglücksfall, eine kurze Kritik eines neuen literarischen Werks oder Muthmaßungen über die trüben oder heitern Aussichten eines jungen Ehepaars. Sobald die Damen sich entfernt haben, erweitert sich zwar der Kreis der Unterhaltung, aber small-talk muß stets vorherrschen, und thut es auch in der Regel. Man geht in England nicht zu einem Diner, um sich mit wissenschaftlichen Vorlesungen füttern zu lassen. Man will Austausch der Gedanken, nicht Monopol, und wer sich einfallen läßt, seine eminenten Kenntnisse in diesem oder jenem Gebiete des Wissens lang und breit auszukramen, der wird vielleicht angehört, erntet aber gewiß schlechten Dank. Hierin versehen es oft Ausländer, von den Deutschen nicht speziell zu reden. Es kommen allerdings in England beim Nachtisch auch gelehrte und streng wissenschaftliche Gespräche vor. Nur entwickeln sie sich allmählig aus dem small-talk, und so wie das Interesse daran schwindet, kehrt die Unterhaltung zum small-talk zurück und verweilt dabei, bis es wieder zu etwas führt, das die Mehrzahl anzieht. Eine englische Nachtischconversation im besten Style ist weder zu frivol, noch zu ernst, gestattet gelegentliche Scherze und belehrt ohne Pedantismus.

Unterdessen sind die Damen im Visitenzimmer — Salon wäre für drawing-room ein zu hoch greifender Ausdruck — tief im small-talk. Sie kennen den Werth desselben zu gut, um eine andere Gesprächsart zu belieben. Gemäß ihrer Bestimmung, „das Haus zu schmücken und den Herd zu zieren," behandeln sie die Leiden und Freuden der Häuslichkeit. Die Tugenden und Laster der Dienerschaft, der Geschmack, die Kostspieligkeit und die wechselnden Moden der weiblichen Kleidung, gutmüthige Kritisirung der Familienverhältnisse abwesender Freundinnen, die Klugheit oder Thorheit gewisser Heirathspartien, das Vergnügen des shopping und die Fortschritte der Kinder, dieß sollen die Stapelartikel ihres small-talk seyn. So viel weiß ich aber gewiß, daß es mit dem Erscheinen der Herren eine andere Wendung nimmt. Man fragt die Damen um ihr Urtheil über die Ausstellungen, von denen zu vermuthen ist, daß sie von ihnen besucht worden, über die neue Oper, die sie unstreitig gesehen, über die lezte neue Novelle, die sie ohne Zweifel gelesen, über die Daguerreotypporträts, die sie gewiß eben so treu als häßlich finden. Und solch liebenswürdigem small-talk dankt mancher Mann das Glück seines Lebens, seine Ehegenossin.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Neue Kirchen. — Gewerbeausstellung.

Außer dem Umbau des Domes werden zwei Kirchen neu gebaut, in der neuen Louisenstadt, nach dem Köpeniker Felde zu, und im Thiergarten, in der neuen Straße, welche von der Willenstraße der altberühmten Thiergartenhäuser nach dem Landwehrgraben zu durchgebrochen wird. Eine wohlthätige polizeiliche Verordnung hatte dafür gesorgt, daß die Neubauten vor den Thoren, in Gegenden, wo vorher der Gartencharakter obgewaltet, diesen nicht ganz verlören, indem sie Gartenvorplätze und, wo es anging, freie Zwischenplätze als Bedingung der Bauerlaubniß stellte. Möchte das Ver- oder Gebot sich auch darauf gerichtet haben, daß diese neuen Häuser nicht in den Himmel ragten! Leider aber hat die Spekulation über den Schönheits- und Sanitätssinn gesiegt, und das niedrige Berlin mit seinen ältern, im Ganzen nicht hohen Häusern wird bald auf allen Seiten von hohen, drei- und vierstöckigen Castellen umbastionirt

seyn. Auch die Vorschrift hinsichtlich der Gartenplätze scheint in lezter Zeit nicht mehr streng beobachtet zu werden. Und je grösser Berlin wird, desto nöthiger würden Geseze, die ihm, wenn nicht frisches Wasser, doch frische Luft sicherten. Daß man die wüsten Pläze in der Mitte der Stadt, welche durch ein Jahrhundert, zum Pferdeeinreiten benuzt, die Reservoirs des Staubes waren, jezt mit Rasen und Blumenbeeten schmückt, ist recht gut, aber nicht genug. Man scheint zu rasch in den Bauerlaubnißertheilungen gewesen zu seyn, wo die alte Stadt fortgesezt wird, ohne hier für neue Pläze gesorgt zu haben, welche so leicht zu erlangen waren, wenn man mit der Erlaubniß zögerte. Der Plaz zur neuen Louisenstädterkirche hat vom Staate erst erkauft werden müssen, und er hat nichts dafür als den Plaz zur Kirche selbst gewonnen. Bei einem andern Verfahren würden die vereinigten Grundbesizer nicht allein diesen Plaz, sondern wahrscheinlich auch zu andern Räumen, die mit jener Kirche verbunden sind, das Areal umsonst geliefert haben. Von den Amerikanern hätte man in dieser Beziehung eben so viel lernen können, als in Bezug auf das Gefängnißwesen, indem der Staat dort keine Concession zur Ansiedelung ertheilt, als bis der für die Kirche und Schule der Confessionen, so wie die andern öffentlichen Gebäude erforderliche Grund und Boden bestimmt und gesichert ist. Bei der andern neuen Kirche im Thiergarten ist dieß Verfahren beobachtet worden, freilich indem der Besizer des Grundes mit seinem Anerbieten dem Staate entgegen kam. — Noch etwas Anderes, sehr Dringendes würden wir in Vorschlag bringen, daß in den neuen Stadttheilen Oertlichkeiten ermittelt und frei gelassen würden, welche die Befriedigung der natürlichsten Bedürfnisse den Augen des Publikums entrückten. So dringend diese für den Anstand wie für die Gesundheit sind, ist es doch merkwürdig, daß in der großen Stadt Berlin auch gar nicht dafür gesorgt ist, weder von der Obrigkeit, noch von Privaten, wie jenes in Wien, dieses in Paris so reichlich der Fall ist. Je grösser die Stadt wird, um so grösser wird der Uebelstand, um so dringender die Abhülfe. Man will der Sittlichkeit von einer andern Seite helfen, indem man gewisse Häuser, welche bisher unter strenger obrigkeitlicher Controle bestanden, ganz eingehen lassen will. Dagegen ließe sich gewiß nichts sagen, wenn der Zweck erreicht würde. Bis jezt hat sich indeß noch immer herausgestellt, daß der sitliche Zustand in einer großen Stadt dadurch nicht besser, sondern schlechter wird, und daß der Unrath aus den allerdings abscheulichen Kloaken, wenn diese geschlossen werden, in die Häuser zurückkehrt. Die Sache ist schwierig und des ernstesten Bedenkens werth, aber die Weisheit vieler Generationen hat schon vergebens sich nach der rechten Abhülfe umgesehen. Durch ein schnelles Verbot, entsprungen aus sittlicher Entrüstung, ist es wohl schwerlich gethan. — Alles rüstet sich zur großen Gewerbeausstellung. Wie sie ausfallen wird, ruht noch im Dunkeln. Darauf kommt es indessen nicht an. Es ist ein Nationalakt; möchten vor seiner Bedeutung alle kleinlichen Bedenken und alle kleinliche Nationaleifersucht verstummen. In diesem Jahre folgt auf die Gewerbeausstellung die große Kunstausstellung. Das ist nur ein Zufall, aber doch charakteristisch. Jedenfalls wird ein guter Theil der Aufmerksamkeit durch die industrielle Ausstellung absorbirt seyn, welcher der Kunst sonst wäre aufgespart geblieben. Sie füge sich in das Unabänderliche, die Zeit will es, ihr ist nicht zu widerstreben.

(Fortsezung folgt.)

Zürich, Juli.

(Fortsezung.)

Blumenausstellung.

Nun führe ich Sie in's frische, grüne Pflanzenreich und unserem Land- und Gartenbauvereine zu, der im Mai seine Frühlingssizung gehalten und eine Blumenausstellung veranstaltet hat. Diese leztere fand in der Aula der Hochschule statt und zog besonders durch die geschmackvolle und sinnige, von zarten Frauenhänden mannigfach unterstüzte Anordnung an. Wir erwähnen hier nur des Tempels, welcher der Göttin der Pflanzenwelt, dem Eingang des Saals gegenüber, erbaut war und sich in grünem Halbrund an der Wand erhob. Der untere Sockel war, wie uns eine gelungene Schilderung lehrt, von Moos gebildet, und auf diesem ruhten sechs, 9 Fuß hohe Säulen, welche ganz mit dem dunkelgrünen Laub der Eibe bekleidet und mit sinnig gewählten Guirlanden umwunden waren. Die Sockel der Säulen bildeten Kränze von Stechpalmen. Auf den Säulen ruhte ein ebenfalls mit Eibe bekleideter, durch Guirlanden gehobener Dachkranz, während hinter demselben versteckt Töpfe mit Farrenkräutern und über den Pfeilern Vasen mit Bouquets aufgestellt waren, welche die Zinnen des Tempels mit zierlichem Grün und Blumen bekleideten. Zwischen den Pfeilern hingen Festons mit Cedernlaub; ähnliche große Festons bildeten das Dach des Tempels, das auf seiner Spize ein aus roth und weißen Blumen gebildetes Schweizerkreuz trug. Im Innern des Tempels, in einer durch Blumen und grüne Pflanzen gebildeten Nische, erhob sich der Altar der Flora, auf dem die Göttin zwischen Blumen des Waldes und ferner Länder, überragt von den Blättern der Dattelpalme, aufgestellt war. An beide Seiten des Tempels schlossen sich Cypressen und prächtige, vollblühende Exemplare des Viburnum Tinus an. — Im Uebrigen war diese Blumenausstellung wohl zum Theil wegen der frühen Jahreszeit weniger reich als die lezte. Neben einigen neuen Rosen zog eine Sammlung von Pelargonien in den verschiedensten und neuesten Nuancen besonders die Aufmerksamkeit auf sich. Der Verein, dem wir diese Ausstellungen verdanken, schreitet in seinem bescheidenen, aber keineswegs erfolglosen Wirken täglich fort. In einer monatlich erscheinenden, von ausgezeichneten Fachmännern redigirten Zeitschrift besizt er ein durch seine Wohlfeilheit Jedem zugängliches Organ, und in jüngster Zeit hat er auch ein in der Nähe unseres schönen botanischen Gartens gelegenes Stück Land für eine Reihe von Jahren pachtweise erworben, um der Landwirthschaft, die sich gegenwärtig um so viele neue Gewächse, um so manche Verbesserung in der Kultur derselben bereichert, auch bei uns mit einem landwirthschaftlichen Garten eines der wichtigsten Mittel des Fortschritts zu sichern. Der Verein geht dabei von der Ansicht aus, daß in dem Garten mit im Land noch nicht bekannten Sorten von Kartoffeln und Getreide, von Klee und Grasarten, von Oel- und Gespinnstpflanzen, von Gemüsen aller Arten u. s. w. Versuche angestellt werden sollen, welche, die mißlungenen wie die gelungenen, Allen zu gute kommen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 15. August 1844.

— He calls them friends and countrymen.
A largess universal, like the sun,
His liberal eye doth give to every one,
Thawing cold fear.

Shakespeare.

Aus dem Gesellschaftsleben der Engländer.

(Schluß.)

Aber small-talk ist nicht bloß eine angenehme und bequeme Sache zwischen Gleichgestellten, sondern auch ein vortrefflicher Vermittler der Unterhaltung zwischen Hohen und Niedern. Ja, ließe sich sonst nichts zu seinen Gunsten vorbringen, es wäre übrig genug. Es ist Thatsache, daß, je höher in England einer steht, er desto angelegentlicher die Kunst des small-talk sich anzueignen sucht. Georg der Vierte, dem seine äußere Politur den Beinamen des „finest gentleman in Europe" erwarb, eine Auszeichnung, auf die er stolzer war als auf seine Krone, besaß eine unbeschreibliche Grazie und Gewandtheit im small-talk. Er redete mit Jedem in seiner Sprechweise, schien deßhalb mit Jedem zu sympathisiren und zeigte die allein ächte Herablassung, deren Wesen darin besteht, den Niedern neben den Hohen zu stellen und Erstern comfortable, à son aise zu machen. Habe ich doch etwas Aehnliches selbst erlebt.

Bald nach meiner Ansiedlung in England hatte ich mit einem berühmten Herzog zu sprechen, und zwischen mir und einem Herzoge besteht in der bürgerlichen Rangordnung eine breite Kluft. Da der fragliche Herzog viel beschäftigt ist und mit seiner Zeit streng haushält, erwartete ich, daß er mir nicht eine Minute mehr widmen werde, als mein Anliegen erheischte; aber ich irrte. Nachdem ich mich pünktlich eingefunden und in den Bibliotheksaal geführt worden war, trat der Herzog augenblicklich aus einer Seitenthüre ein, sagte mit einem Tone, als hätten wir zehn Metzen Salz zusammen gegessen: „Guten Morgen . . . .," und sprach meinen deutschen, für englische Kehlen nicht besonders leichten Namen völlig fehlerfrei aus. Wäre ich nun statt dessen, was ich bin, etwa ein Kaufmann gewesen, so würde der Herzog, wie er gegen mich von etwas anfing, das dem Zwecke meines Kommens durchaus fern lag, gegen den Kaufmann von etwas angefangen haben, das mit seinem Kommen ebenfalls nichts zu thun hatte, hätte jedoch dazu gewiß einen Gegenstand gewählt, mit welchem der Kaufmann muthmaßlich bekannt war. Gesetzt also, der Hopfen hätte plötzlich aufgeschlagen, so würde der Kaufmann nicht wenig erstaunt seyn, einen Herzog mit den Schwankungen des Hopfenmarktes ganz vertraut zu finden. Dann hätte wohl der Herzog eine kaufmännische Frage gestellt und für die durch die Antwort empfangene Belehrung freundlich gedankt; sobald er aber gesehen, daß jetzt der Kaufmann völlig à son aise sey, frei von jener Verlegenheit, welche die meisten Menschen einem Höheren gegenüber beengt, so wäre er wie zufällig dem Zwecke

der Audienz näher gerückt, etwa mit den Worten: „A propos, was die Sache betrifft, welche mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft verschafft,“ und daran hätte er kurz und bündig seine betreffende Ansicht geknüpft. Mit dem small-talk wär's nun vorüber gewesen und das ganze Geschäft in möglichst wenigen Worten zur Erledigung gekommen. Dann wäre der Herzog aufgestanden, hätte dem Diener zum Oeffnen der Thüre geschellt, dem Kaufmann einen herzlichen guten Morgen gewünscht und gewartet, bis sich die Thür hinter ihm geschlossen, und dann hätte wohl der Kaufmann wie ich gedacht: „welch hübsche Manier! das ist die ächte Leutseligkeit!“ Und geht man derselben auf den Grund, so zeigt sich nichts als small-talk. Es war auch durchaus nicht Zufall, daß der Herzog den Stand des Hopfenmarktes kannte, wie es mir gegenüber kein Zufall war, daß er um die damals projektirte Leipzig-Dresdner Eisenbahn wußte. Ehe der Herzog Audienz ertheilt, studirt er seine Rolle, lernt die ihm ungeläufigen Fremdennamen genau aussprechen und bereitet sich auf ein small-talk vor, wie es ihm für die Individualität des Fremden am geeignetsten dünkt. So macht es vermuthlich fast jeder vornehme und hochgestellte Mann in England, denn die hübsche Manier des Herzogs ist die Manier Aller, und Uebung erleichtert das Studium. Schelte man das immerhin Komödienspiel; der vornehme Mann hat davon die Mühe, der Niedere den Nutzen, und wer es am ärgsten schilt, wird sich bei Gelegenheit am angenehmsten davon berührt, am meisten geschmeichelt fühlen.

Dem Allen ungeachtet bin ich kein blind parteiischer Vertheidiger des englischen small-talk. Nur als Einleitung zu wichtigeren Gesprächskapiteln scheint es mir von entschiedenem Nutzen. Als Kapitel für sich ist es fade und unerträglich. Dennoch erscheint mir eine Vorliebe dafür als liebenswürdige Schwachheit. Wer sie besitzt, ist meist ein freundlicher, gutmüthiger, gefälliger Mensch, kurz ein nützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft. Abgesehen davon, daß seine unbedeutenden Bemerkungen oft die abgerissenen Fäden eines Gesprächs zusammen knüpfen, das einfache Pflaster seines harmlosen Geplauders manch kleinen Stich heilt, weiß er im geselligen Verkehr vortrefflich zuzuhören. Ein Naturforscher trägt eine neue Theorie vor, weniger zum Frommen der Gesellschaft als zur Schaustellung seiner Gelehrsamkeit. Der small-talker ist ganz Ohr; er kann dem Vortrage nur mühsam folgen, aber bei jeder Pause drückt er seine Beistimmung aus, ganz kurz, mit einem: „O yes“ — „Decidedly“ — „Just so“ — „Indeed?“ — „Oh, clearly“ — „Very“ — „Most undoubtedly“ — „No doubt“ — „Singular“ — „Extraordinary“ — „You don't say so“ — „I am entirely of your opinion.“ Das sind kleine Gefälligkeiten, aber ihre Quelle ist Wohlwollen und das gibt ihnen Werth. Außerdem weiß der small-talker häufig eine Menge nützliche Dinge, welche bei weitem besser unterrichtete Menschen nicht wissen. Er weiß, mit wem Lord N. N. sich vermählt hat und wann, das Alter des Erstgeborenen und die Zahl seiner Brüder und Schwestern, er weiß, welches die besten Erziehungsanstalten für Knaben und Mädchen sind und was sie kosten, wer der gesuchteste Tanzmeister ist und wer die Hühneraugen am besten vertreibt. Von allen Ausstellungen hat er die Programme in der Tasche, kennt die Eintrittspreise und ist gern erbötig, die Kinder hinzuführen. Man spricht von einem schönen Gemälde; er kennt die Lebensgeschichte des Künstlers. Eine anonyme Broschüre macht Aufsehen; er weiß den Namen des Verfassers und wie viel er Honorar erhalten. Von jedem public character weiß er, ob er in der Stadt ist und wo er wohnt, von jedem großen Mann, zu welcher Stunde er speist. Wer das Glück hat, bei einer Reise nach London an einen small-talker empfohlen zu werden, der braucht kein Adreßbuch, keinen Plan von London, keine Encyklopädie der Sehenswürdigkeiten.

Der Dämon.

(Fortsetzung.)

Markland verliebte sich an diesem Abend ernstlich in das junge Mädchen, und als er nach Hause kam, stand der Gedanke in seiner Seele fest, sie als Hausfrau heimzuführen. Dieser schnelle Entschluß war nicht in Harmonie mit seinem sonst ruhigen und überlegenden Charakter. Ernst Markland war der älteste Sohn eines reichen Bankiers, aber zehn Geschwister sollten einst mit ihm diesen Reichthum theilen. Zum großen Kummer seines Vaters war er nicht Kaufmann, sondern Landwirth geworden; er fühlte gegen den erstern Stand eine unüberwindliche Abneigung. Er war vier-und-zwanzig Jahre alt und sein Vater hatte versprochen, ihm in zwei Jahren ein kleines Gut zu kaufen, das er selbst bewirthschaften wollte; bis dahin sollte er noch bei einigen berühmten Oekonomen Studien machen und sich vollkommen für seinen Stand vorbereiten. Er war ohne hervorspringende Eigenschaften, unverdorben und sorgfältig gebildet. Sein Verstand gehörte in die Classe, den man den „gesunden Menschenverstand“ nennt. Diese Classe ist nicht überreich besezt und hat einen eigenthümlichen Zauber für den Umgang; es ist der Zauber des Ursprünglichen, Natürlichen, Klaren, etwas, das troß aller Bestrebungen unserer Zeit, alles künstlich zu übertünchen, seine Geltung nicht verlieren kann.

Der armen Victoria wartete zu Hause noch ein strenges Gericht. Als sie hinter ihrer Mutter in das Zimmer getreten war, wandte sich diese und zeigte ihr ein Antlitz, starr und streng wie ein Medusenhaupt. „Dafür, daß du mit dieser Frau auf den Ball gefahren, nachdem ich dir ausdrücklich bewiesen, daß ich deine Anwesenheit dort nicht erlaube, dann für dein unpassendes Benehmen mit dem jungen Markland, mit dem du immerfort gesprochen wie mit einem alten Bekannten, dafür sage ich dir jezt, daß ich finde, du habest noch keine Haltung für die Welt und wissest noch nicht, wie sich eine junge Dame beträgt. Deßhalb gehst du diesen Winter nicht mehr in die Welt; hoffentlich bist du nächstes Jahr vernünftiger und anständiger geworden." — „Frau von Buchthal sagte —" — „Es ist einerlei, was Frau von Buchthal sagte; du weißt jezt, was ich sage, und um anderes hast du dich nicht zu kümmern. Gute Nacht!"

Victoria stand, die Hände über der Brust gekreuzt, wie eine Verurtheilte da. Ihre Mutter war weggegangen und hatte das Licht mitgenommen, aber der Mond erhellte das Zimmer und warf hellen Schein auf die schneebedeckten Dächer drüben. „O Mutter!" sagte das Mädchen leise, „so kalt wie diese Mondnacht bist du! schön und kalt!" Und sie weinte zum zweitenmale an diesem Abend; aber obgleich ihr dießmal ein weit härteres Urtheil gesprochen war als das erstemal, wo es doch nur galt, einen Ball zu versäumen, dennoch war sie bei weitem nicht so unglücklich. Die neu und plötzlich erwachte Leidenschaft in ihrem Herzen gab ihr Muth und einen innern Halt, der ihr all diesen Mädchenjammer als nichtig erscheinen ließ. Und dennoch war es ihr gerade wegen Markland doppelt schmerzlich, nicht mehr in Gesellschaft gehen zu dürfen, wo sie ihn ja allein treffen konnte.

Den folgenden Morgen fand sie, als sie vom Frühstück zurückkehrte, in ihrem Zimmer einen Rosenstrauß. Er konnte nur von Markland seyn. Wie ergreift, wenn man siebzehn Jahre alt ist, so ein erstes Liebesgeschenk! wie beglückt es! Diese Empfindungen verfliegen mit der Zeit; wenn Frauen später eine solche duftige Gabe erhalten, freuen sie sich immer noch derselben, wenn sie von lieber Hand kommt; aber sie bewegt sie nicht mehr, ihr Duft macht kein Herzklopfen. Ein Mann, der nicht die erste Liebe seiner Auserwählten ist, verliert ungemein viel, mehr als die Frauen, denn es gibt Frühlingsempfindungen in dem Herzen eines Mädchens, die in der Seele eines Jünglings nie aufkeimen können; da ist der Boden schon zu hart.

In Victoria aber waren diese Empfindungen beim ersten Erwachen schon so stark und selbstständig, daß sie das Gepräge des Lebenssommers trugen, des Sommers mit all seiner Gluth. Sie schloß die Nacht kein Auge, Marklands Blicke, seine Worte sah und hörte sie fortwährend; und wenn sie in ihrer Erinnerung an die Reden kam, worin seine Neigung sich kund gab, fühlte sie in der Dunkelheit ihr Gesicht flammen, und sie legte die Hand auf's Herz und fragte sich stolz und glücklich: „hat er mir das wirklich gesagt?" und dann wiederholte sie sich abermals und abermals die süßen, berauschenden Worte, in denen doch der Sinn tief versteckt lag. Aber daß Liebe für die Liebe so scharfsinnig ist, liegt ja eben in ihrer unergründlichen Allmacht, in ihrem Zauber, dem einzigen, den wir noch auf Erden besitzen, diesem Zauber, der der Schleier für jedes Elend, der Balsam für jede Wunde, der Trost für jeden Schmerz ist, diesem Zauber, der uns Welt und Menschen, Natur und Kunst mit einemmale in anderem Lichte zeigt, ja, durch den selbst Gott uns erst offenbar wird.

Das Alles empfand Victoria in jener Nacht nach dem Balle. Ihre Mutter blieb wirklich bei ihrem strengen Vorsatze und Victoria durfte den ganzen Winter über keine Gesellschaft, keinen Ball mehr besuchen. Markland erwartete sie vergebens überall und fand sie nirgends. Er sah sie nur bei seinem täglichen Vorbeireiten am Fenster. Bei diesem Rendezvous zu bestimmter Stunde fehlte nie eines von beiden. Victoria's Mutter bemerkte nichts davon, da ihre Fenster in eine andere Straße gingen. So waren mehrere Wochen verstrichen, als ein großes Fest stattfand, welches ein reicher Mann gab, dessen prachtvolles Hotel wie ein Riese unter Zwergen in die Nebenstraße gequetscht war, wohin Victoria die Aussicht hatte. Schon Morgens früh sammelten sich die Menschen, denn das Pflaster wurde aufgerissen, um Pfähle für die Pechkränze einzurammeln. Von der Hausthüre bis an Arnheims Haus wurde eine Art Dach erbaut, damit die Ballgäste im Trockenen aussteigen konnten; denn die Einfahrt konnte wegen der Enge der Straße nicht benuzt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Juli.

(Fortsetzung.)

Maurerei. — Heimathlose. — Museum.

Nach den Blumen sey, wenn auch nur im Vorbeigehen, einer einst so schönen Blüthe am Baume der Menschheit, der maurerischen Wirksamkeit gedacht, die in Zürich vor Kurzem ein bedeutsames Fest gefeiert hat. Es galt nämlich, wie wir von Eingeweihten hörten, die Gründung einer schweizerischen Großloge, wozu die Abgeordneten verschiedener Kantone in Zürich eintrafen. Auch hier hörten wir, wie dieß so oft vorkommt, von Männern, in denen Tage und Stunden rein menschlicher Begegnung länger und

tiefer nachhallen, beklagen, daß so wenig davon zu nachhaltiger Wirkung in's Leben übergetragen werde; anderer, komischer Klagen über die Nachwehen der Tafel und des begeisternden Champagners nicht zu erwähnen. — Im Sinne maurerischer Thätigkeit, wenn schon ganz unabhängig von derselben, hat sich unser **Verein für Heimathlose** ein schönes Fest der Humanität und des Wohlthuns durch die Aufnahme heimathloser Kinder in verschiedenen Gemeinden des Kantons bereitet. Die Regierung blieb dabei nicht unthätig, indem sie nicht nur dem Verein einen Kredit eröffnete, sondern ihm auch die Zusicherung gab, alle durch seine Verwendung eingebürgerten Personen in das Züricherische Landrecht unentgeldlich aufnehmen zu wollen. Mehrere Gemeinden wetteiferten in der Aufnahme heimathloser Kinder, und bald wird, Dank den Bestrebungen edler Männer, unser Kanton von einem Verhältnisse nichts mehr wissen, durch welches, so wie durch andere Zustände des socialen Lebens, unsere Nachkommen sich für berechtigt halten werden, auf unsere hoher Gesittung und Menschlichkeit sich rühmende Zeit mit eben dem Auge hinzublicken, mit dem wir die Lage der untern Volksklassen im Mittelalter betrachten.

Im lezten Monat hielt auch unsere **Museumsgesellschaft** ihre Jahresversammlung, bei welchem Anlaß der Vorstand, Ott-Usteri, Vater des der Geschichtschreibung und dem öffentlichen Wirken zu früh entrissenen Konrad Ott, einen erfreulichen Rückblick auf das zurückgelegte erste Decennium der Anstalt werfen konnte. Während hie und da, sogar in größeren Städten, wie Berlin, ähnliche Institute sich nur kümmerlich erhalten oder ganz eingehen, erfreut sich unser Verein einer Entwicklung, wie sie anderwärts selten vorkommen möchte. Der Lesezweck ist zwar dabei allein festgehalten, da für gesellige Bedürfnisse besser anderwärts gesorgt wird. Auch besizt die Gesellschaft, statt eines eigenen, dem Zwecke angemessenen Gebäudes, nur ein gemiethetes Lokal, ein Uebelstand, auf den schon öfter hingewiesen worden ist. Die Mitglieder finden einen Ersaz dafür in dem Umstande, daß sie einen so mäßigen Jahresbeitrag — nur zehn Gulden — zu zahlen haben, wobei die Gesellschaft noch einen nicht unbedeutenden Fond zu ihrer Sicherstellung sammeln konnte. Um Ihnen einen Begriff vom Umfang des Lesestoffes zu geben, enthebe ich dem diesjährigen Berichte nach folgende Angaben. Die Zahl der aufgelegten Zeitungen beträgt 74; diejenige der Zeitschriften, die zum Theil vom Museum allein angeschafft, zum Theil in Verbindung mit den hiesigen Bibliothekgesellschaften gehalten werden, steigt auf 185. Die Sammlung von literarischen Hülfsmitteln, Encyclopädien, Wörterbüchern und Landkarten besteht in 208 Bänden und 134 Karten und Planen. Seit dem zweiten Jahre des Vereins wurden auch Bücher der neuesten Literatur in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache, mit Ausschluß der Fachwissenschaften, angeschafft, wodurch bereits eine Sammlung von 2282 Bänden erhalten worden ist, die auch den Familien der Mitglieder reichen Genuß gewährt. Bei Anschaffung des Lesestoffs, um die sich mehrere sachkundige Männer verdient machen, wird im Ganzen mit vieler Umsicht verfahren, wobei jedoch das Gebiet ausländischer Literatur eigenthümliche Schwierigkeiten mit sich zu führen scheint. Zuweilen begegnet man bei den Anschaffungen einer etwas ängstlichen Vorsicht, die jedoch in der Sorge für den Fortbestand der Gesellschaft, welche schon mehr als einmal den Anfechtungen eines kleinlichen und engherzigen Parteigeistes ausgesezt war, eine hinlängliche Erklärung findet.

(Schluß folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Arbeiterunruhen.

Die Ordnungen der Arbeiter- und Fabrikantenunruhen, welche durch unser Vaterland vibrirten, sind glücklicherweise nicht bis zu uns gedrungen. Wir wollen uns dessen nicht rühmen, denn sie konnten auch in den Ländern, wo sie sich zeigten, nicht unerwarteter kommen. Auch sollen wir auf die verbreitetere Intelligenz in unsern Volksklassen nicht gar zu fest bauen. Freilich sind die Stimmen, welche aus diesem Impuls heraustönen, furchtbare Mißtöne gegen unsere gewöhnte Bildung, und wir sind gar zu geneigt, sie allein dem Druck, dem Bigottismus und der willkührlichen Fernhaltung von Allem, was das Volk über sein wahres Interesse aufklären könnte, beizumessen; aber wer schüzt davor, daß die grimmige Noth an die regum turres anpocht, auch da, wo die tabernae pauperum nicht so dumpf und finster sind? Ja, es ist ein großer Zündstoff da; ein unbegreiflicher Aberwiz ist es, ihn der Presse zur Last zu legen, aber das Fluidum ist da, und wir berechnen nicht, wohin es sich verbreitet und auf welchen Wegen es ansteckt, und das Fieber kann da grassiren, wo man die Luft für am gesundesten hält. Die Weitling und Consorten haben den arbeitenden Ständen von Rechten vorgesprochen, aber wie gering ist nachweisbar ihr Einfluß, den sie durch ihre Druckschriften gewonnen, und wie thöricht anzunehmen, daß sie die Kraft besäßen, eine Stimmung hervorzubringen, deren Produkt sie nur sind! Was haben die feiernden Kohlenarbeiter in England, was die Bierstürmer in München, die Festungsarbeiter in Ingolstadt, was die Schreiner und Weber und Gräber in Prag, Reichenbach und Langenbielau von den Schriften der Communisten gelesen! Der Hunger, die Noth und der Vergleich mit dem Reichthum, welcher für einige Glückliche aus der Industrie entspringt, sind die natürlichen Agitatoren. Noch läßt sich der Strom durch Dämme abhalten, aber auf wie lange, wenn man ihm nicht natürliche Abflüsse und Kanäle verschafft! Es klingt fast unglaublich, daß die alte Regierungsweisheit in Schlesien sich noch immer von der bequemen Fiction nicht trennen will, daß die Noth gar nicht so groß, sondern nur eingebildet wäre. Das ist freilich das rechte Mittel, die Gährung stockend zu erhalten. Glücklicherweise scheint man hier in den höchsten Kreisen besser unterrichtet, und geht vom christlichen Grundsaze aus, daß der Besserung die Erkenntniß und die Reue vorangehen müsse. Man darf sich der Ueberzeugung überlassen, daß für die nothleidenden Gebirgsbewohner von hier aus kräftig eingewirkt werden wird. — Mit Vergnügen lesen wir die jüngste Bekanntmachung des Vereins Hochadeliger zur deutschen Colonisation von Texas. Möchte die Unternehmung selbst so praktisch eingeleitet werden und so günstige Resultate tragen, als die Sprache des Manifestes vernünftig und human klingt. Aber wenn nun Amerika voll ist bis an die rocky mountains, und Australien ein übervölkert Land, und der Branntwein von den Mäßigkeitsvereinen überwunden und vielleicht vertilgt? wohin dann?

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 16. August 1844.

> Wie kommt's, mein Herz, wie kamst du zu dem Fliegen?
> Wer hat die neue Gabe dir geschenkt?
>
> Niclas Müller.

Spätes Erwachen.

Wie war mein Daseyn abgeschlossen,
Als ich im grünumhegten Haus
Durch Lerchenschlag und Fichtensprossen
Noch träumt' in den Azur hinaus!

Als keinen Blick ich noch erkannte,
Als den des Strahles durch's Gezweig,
Die Felsen meine Brüder nannte,
Schwester mein Spiegelbild im Teich!

Nicht rede ich von jenen Jahren,
Die dämmernd uns die Kindheit beut —
Nein, so verdämmert und zerfahren
War meine ganze Jugendzeit.

Wohl sah ich freundliche Gestalten
Am Horizont vorüberfliehn;
Ich konnte heiße Hände halten
Und heiße Lippen an mich ziehn.

Ich hörte ihres Grußes Pochen,
Ihr leises Wispern um mein Haus,
Und sandte schwimmend, halb gebrochen,
Nur einen Seufzer halb hinaus.

Ich fühlte ihres Hauches Fächeln,
Und war doch keine Blume süß;
Ich sah der Liebe Engel lächeln,
Und hatte doch kein Paradies.

Mir war, als habe in den Noten
Sich jeder Ton an mich verwirrt,
Sich jede Hand, die mir geboten,
Im Dunkel wunderlich verirrt.

Verschlossen blieb ich, eingeschlossen
In meiner Träume Zauberthurm,
Die Blitze waren mir Genossen
Und Liebesstimme mir der Sturm.

Dem Wald ließ ich ein Lied erschallen,
Wie nie vor einem Menschenohr,
Und meine Thräne ließ ich fallen,
Die heiße, in den Blumenflor.

Und alle Pfade mußt ich fragen:
Kennt Vögel ihr und Strahlen auch?
Doch keinen: wohin magst du tragen,
Von welchem Odem schwillt dein Hauch?

Wie ist das anders nun geworden,
Seit ich in's Auge dir geblickt,
Wie ist nun jeder Welle Borden
Ein Menschenbildniß eingedrückt!

Wie fühl' ich allen warmen Händen
Nun ihre leisen Pulse nach,
Und jedem Blick sein scheues Wenden
Und jeder schweren Brust ihr Ach.

Und alle Pfade möcht' ich fragen:
Wo zieht ihr hin, wo ist das Haus,
In dem lebend'ge Herzen schlagen,
Lebend'ger Odem schwillt hinaus?

Entzünden möcht' ich alle Kerzen
Und rufen jedem müden Seyn:
Auf ist mein Paradies im Herzen,
Zieht alle, alle nun hinein!

Annette von Droste-Hülshoff.

Der Dämon.

(Fortsetzung.)

Victoria sah all diesen Vorbereitungen mit Schmerzen zu. Zur bestimmten Stunde kam ihr Verehrer geritten. Wie klopfte jedesmal ihr Herz, wenn sie den Hufschlag seines Pferdes vernahm! Sie trat heute wie immer an's Fenster, halb versteckt von ihren Rosen; da ritt Markland ungewöhnlich langsam, als sehe er den Zimmerleuten zu; als er aber gerade unter Victorias Fenster war, hob er den Kopf und sah sie an; dann warf er einen Blick nach dem Festhause und dann wieder einen fragenden nach ihr. Victoria verstand ihn wohl, er wollte fragen, ob sie heute Abend den Ball besuchen werde, und ehe sie es überlegte, hatte sie schon traurig mit dem Kopfe geschüttelt. Als sie sich dessen bewußt war, erschrack sie heftig; aber es war geschehen und das geheime Einverständniß zwischen Beiden hergestellt, jenes Einverständniß, nach dessen Herstellung bei den Frauen unbewußt eine Schranke nach der andern fällt.

Abends, als die Mutter weg war, löschte sie das Licht und stellte sich an ihr Fenster, um selbst ungesehen alle Gäste ankommen zu sehen. Markland war einer der lezten; er kam allein in seinem kleinen Tilbury, die Pechkränze beleuchteten grell seine schlanke Gestalt, sein hübsches, sanftes Gesicht. Auf der obersten Stufe des Hauses blieb er stehen und sandte mit der rechten Hand kaum merklich einen Gruß nach Victorias dunkeln Fenstern. Es kränkte ihren Mädchenstolz, daß er so gar fest überzeugt war, daß sie dahinter stehe, und sie wollte weggehen, da fiel ihr noch zu rechter Zeit ein, daß dieser Rückzug, weil er im Dunkeln geschah, doch nicht gewürdigt werden könne; und wer mag vergebens ein Opfer bringen? Sie blieb also. Bald darauf sah sie ihn auch am hellerleuchteten Fenster drüben stehen. Er legte die Hand auf sein Herz und drückte die Stirne an die Scheiben; dann aber nach einer Weile sah er sich um, und als er Niemand hinter sich gewahrte, warf er schnell und behend einen Kuß nach den dunkeln Fenstern Victorias, die entsezt zurückfuhr und wie verfolgt aus dem Zimmer über den Corridor in den Salon lief, wo sie wie ein gescheuchtes Reh sich weinend in die Kissen des Divans vergrub.

Es ist etwas Wunderbares um das erste Erwachen der Liebe in der Seele eines reinen Mädchens, um diesen Kampf des Weibes mit der Jungfrau. So dreist und doch so scheu, so glühend und doch so kalt, so hingebend und doch so stolz; fähig, für den Geliebten in den Straßen zu betteln, und tödtlich verlezt, wenn er es wagt, ihr die Hand zu drücken, ihr einen Kuß zuzuwerfen. Die Liebe einer solchen Jungfrau ist noch die eines Engels.

Den folgenden Morgen ließ sich Victoria nicht am Fenster sehen, den zweiten auch nicht; den dritten fiel ihr aber ein, daß Markland sie ja nicht an ihrem Fenster gesehen, daß sie den Kuß also ignoriren könne, und sie erschien zu Ernst Marklands großer Freude, der sie krank geglaubt, wieder hinter ihren Rosen. Daß er sie beleidigt, ahnte Ernst nicht. Männer haben keinen Maßstab für die Gefühle eines siebzehnjährigen Mädchens.

Nach einigen Tagen erhielt Victoria ein Billet von Markland. Er sagte ihr darin nur, daß sie täglich, wenn auch nur von Weitem zu sehen, sein einziges Glück auf der Welt sey, sie möge ihm daher nicht ohne Noth ihren Anblick entziehen; er verlangte keine Antwort, nur sollte sie zum Zeichen, daß sie seinen Brief empfangen, bei seinem Vorüberreiten ihr Tuch an die Stirne halten. Sie nahm sich fest vor, dieß nicht zu thun, und sie that es auch nicht, als er heute erschien. Nach einer Viertelstunde kam er wieder geritten und sah sie ängstlich an. Als sie zum drittenmale den wohlbekannten Hufschlag seines Pferdes hörte, nahm sie ihr Schnupftuch und sagte seufzend: „ich muß ihm nachgeben und seinen Willen thun, er compromittirt uns sonst durch sein ewiges Vorüberreiten." Sie sagte: „er compromittirt uns;" für sich selbst fürchtete sie nichts. Das ist der Vorzug einer noch reinen Liebe, die kleinliche Bedenken noch nicht kennt. Jemand, der die volle Wahrheit gestehen kann,

denkt noch nicht daran, einen Theil davon zu verbergen; wenn die Wirklichkeit noch so hell und rein ist, denkt man nicht an einen falschen Schein, und erst wenn jene anfängt, trübe zu werden, steckt man den Leuten andere Lichter auf. Darum machen gewöhnlich im Leben die Dinge Aufsehen, wohinter eigentlich gar nichts ist. Die Schuldigen sind selten unvorsichtig; das sind nur die Schwärmer, die Fanatiker, die in der Liebe noch häufiger sind als in der Religion.

So ging denn Victoria's und Marklands Liebe den gewöhnlichen Gang, von Blicken zu Zeichen, von Zeichen zu Briefen, die bald zahllos hin und her flogen. Sprechen konnten sie sich gar nicht, denn obwohl Markland mehrere Besuche im Hause des Geheimeraths gemacht, hatte er doch Victoria dabei nie zu sehen bekommen. — Diese hatte einen ernsten Austritt mit ihrer Mutter zu bestehen, die in sie gedrungen war, dem Major das Jawort zu geben, was Victoria entschieden ablehnte und zulezt mit wunderbarer Festigkeit erklärte, sie werde noch bis vor dem Altar Nein sagen, worauf ihre Mutter sie wegschickte und mehrere Tage gar nicht sah, bis sie sie rufen ließ, um ihr zu eröffnen, der Bankier Markland sey bei ihr gewesen und habe um ihre Hand für seinen ältesten Sohn angehalten, mit der Versicherung, Fräulein Victoria sey damit einverstanden.

Als ihre Mutter, diese Worte scharf betonend, sie fragend ansah, nickte sie in plötzlich erwachtem Muth mit dem Kopfe, worauf die Geheimeräthin fortfuhr: „Ich habe Herrn Markland geantwortet, da sein Sohn noch keine selbstständige Stellung in der Welt einnehme und ich meiner Tochter nur eine gewöhnliche Ausstattung mitzugeben vermöge, könne von dieser Sache nicht die Rede seyn, worauf Herr Markland mir bemerkte, sein Sohn wolle sich als Landwirth etabliren, vorher aber noch zwei Jahre entfernt von hier Studien machen. Wenn diese beendet, werde er ihm ein kleines Gut in der Nähe kaufen, und habe ohnedieß dann erst seine Vermählung zu feiern gedacht. Ich erklärte ihm darauf, daß ich nichts gegen seinen Sohn einzuwenden haben werde, wenn er in zwei Jahren wiederkehre und die Hand meiner Tochter begehre und diese dann noch dieselben Gesinnungen für ihn hege. Bis dahin aber keine Zusammenkunft, kein Briefwechsel! nur unter dieser Bedingung gebe ich in zwei Jahren meine Einwilligung, wenn bis dahin die beiden Kinder — sie betonte das Wort — sie noch wünschen. — Dieß habe ich dir nun sagen wollen, Victoria. Ich verlange dein feierliches Versprechen, keinen Brief anzunehmen oder wegzusenden. Herr Ernst Markland will deinem Beispiel folgen; was du mir gelobst, das will er auch thun; ich wiederhole dir aber, daß ich bei einem Wortbruch unerbittlich meine Einwilligung versage."

Victoria war in diesem Augenblick troß allen Bedingungen unaussprechlich glücklich, ihr Geist flog federleicht über die zwei Jahre hinaus an das Herz ihres Geliebten, an dem sie schon sicher zu ruhen wähnte, weil sie felsenfest auf seine Treue baute; und sie gab leichten Herzens ihrer Mutter die Hand. „Hier, Mama, meine Hand, daß ich ihm treu bleibe, wie er mir, ohne Brief, ohne mündliche Zusicherung." Die Geheimeräthin sah etwas verwundert in die leuchtenden Augen ihrer Tochter, sie selbst aber gab kein Zeichen von Bewegung, sie hielt die ganze Sache nur für ein Phantasiespiel und war klug genug, nicht durch Widerspruch die Leidenschaft zu reizen. Sie rechnete auf die Veränderlichkeit der Männer und die siebzehn Jahre ihrer Tochter; denn Markland war ihr kein erwünschter Schwiegersohn; er war nicht reich, nicht vornehm, nicht intriguant genug. Bei ihr waren die Menschen nach der Rangliste glücklich, und Gefühle waren für sie nur ein Luxus, eine Spielerei des Müßiggängers, ein Thema für die Poeten, ein Stoff für gesellschaftliche Unterhaltung; Gefühle galten ihr nur als Kleider, die man an- und ablegt, die man wechselt, und die nicht zu uns gehören; je besser und höher die Gesellschaft, desto besser und höher die Kleider und die Gefühle.

Selbst Abschied nehmen durfte Ernst Markland nicht von ihr, die ihm doch nun als seine Braut galt, troß Victorias bleichem Antlitz und thränengefüllten Augen. „Denn das würde dich compromittiren, wenn nichts aus der Sache wird, was doch wahrscheinlich ist. Ihr dürft auch dann nie als Braut und Bräutigam gegenüber gestanden haben," sagte unerbittlich die Geheimeräthin. Ein Rosenstrauß, das erste Liebesgeschenk, das ihr geworden, war auch das lezte; den Abend vor Marklands Abreise lag er duftend in ihrem Schoos.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Mäßigkeitsvereine.

Die Mäßigkeitsvereine machen, beiläufig gesagt, in Oberschlesien so reißende Fortschritte, daß man sich schon vor dem Uebermaß dieser Mäßigkeit zu fürchten anfängt. Verschiedene Erlasse der dortigen Regierungen sprechen die heimliche Furcht aus, daß durch die Art, wie die Mäßigkeit gefördert wird, der Intoleranz und dem Fanatismus der Zügel in die Hand gegeben werde. Und man behauptet, die Besorgniß sey nicht ohne Grund. Man betrachte einen polnischen Oberschlesier, ein Wesen, von dem Einige behaupten,

daß es vom Menschen nur seinen Leichtsinn habe, ein bis jezt gedrücktes, armes, verkümmertes, arbeitsscheues, industrieloses Geschlecht, polnisch in Abstammung, Sprache, Unreinlichkeit und Unwissenheit, aber ohne das, was den Polen troz aller dieser Mängel liebenswürdig macht, ohne den Nationalstolz; und dann frage man sich, was auf ein so in den Tag hinein lebendes Geschlecht, das nur einen Genuß, eine Freude auf Erden kennt, den Branntwein, was auf dasselbe durch vernünftige Vorstellungen zu wirken sey? Nur durch einen religiösen Impuls kann es aus seiner Dumpfheit aufgerissen werden. Wer diesen anwendet und das vermag, kann auch mehr. Auf der andern Seite betrachte man einen solchen Menschen, der nichts auf der Welt hat, was uns in civilisirten Gegenden das Leben angenehm macht, kein Haus, kein Bett, nichts als die Fetzen, die ihm am Leibe hängen, und gerade nur so viel Groschen täglichen Verdienst, um Brod oder Kartoffeln zu kaufen, daß er nicht verhungert. Von Stolz, von Hoffnungen, von Vaterland, von einer bessern Aussicht weiß er nichts. In diesem dumpfen Daseyn ein Schnaps, der ihn auf Augenblicke entrückt — gewiß ist der Branntwein ein Gift, es kann aber auch Augenblicke geben, wo es grausam dünkt, Jemanden das Gift zu entziehen. Gewiß wenigstens kann das moralische Gift, der Fanatismus, wenn es ein solches verkümmertes Daseyn plözlich berauscht, furchtbarere Wirkungen hervorbringen, als ein zertrümmertes Branntweinfaß, auf das der Pöbel sich wirft und es austrinkt. Aus diesem Gesichtspunkte mag man den Armeebefehl des Prinzen von Preußen nicht zu streng beurtheilen, welcher den aktiven Soldaten den Eintritt in den Mäßigkeitsverein untersagt. Der offizielle Grund, weil der Branntwein von Sr. Majestät dem Könige den Soldaten zu ihrer Erquickung nach den Strapatzen verabreicht werde, leuchtet freilich Manchem nicht ein; aber nicht alle Gründe lassen sich in populärer Sprache für Jeden aussprechen. Fördert kräftiges und billiges Bier, das wird immer das erste Mittel bleiben, die Abstinenz vom Alkohol im Branntwein zu fördern. Wer täglich Wein trinkt, hat nicht das Recht, den Branntweintrinkern den Schnaps als Sünde vorzuhalten. Hier sollen übrigens in lezter Zeit die Bierschenken bedeutend zu- und die Branntweinschenken abgenommen haben.

(Schluß folgt.)

Zürich, Juli.

(Schluß.)

Das Basler Schützenfest.

Des großen Doppelfestes, das unlängst in Basel gefeiert und fast überall in der Schweiz mit durchgelebt worden ist, erwähne ich nur mit Beziehung auf Zürich, das zuerst durch die Begrüßung der eidsgenössischen Schützenfahne und dann durch eine mannigfach erleichterte Wallfahrt daran Theil genommen hat. Die oben erwähnte Gesellschaft der Böcke sandte eine Abordnung nach Basel zur Uebergabe einer auf die Säcularfeier der Schlacht bei St. Jakob geprägten, goldenen Denkmünze; die Schützengesellschaft zum Platz bot als Gabe einen silbernen Pokal dar, der mit historischen Zeichnungen nach Vogel in Niello-Arbeit sinnreich verziert war. Wenn im Uebrigen der Kanton Zürich schon beim Schützenfeste in Solothurn ein lebhaftes Bild seiner jezigen Zerrissenheit darbot, so war dieß, wenn schon weniger auffallend, auch in Basel der Fall, wo die Schützengesellschaften der Städte Zürich und Winterthur und der Landschaft, ohnehin äußerst schwach repräsentirt, getrennt einzogen. Einige Schützen aus dem Kanton zeichneten sich aus und gewannen, selbst in der Hauptscheibe Vaterland, bedeutende Gaben, z. B. das schöne Gemälde Vogels, dessen ich in einem frühern Bericht gedacht habe, und den werthvollen Stutzer, welchen der bekanntlich mit den besten Schützen wetteifernde Lord Vernon geschenkt hatte. Aus dem Heer von Toastbringern, welche ihrer Ueberschwenglichkeit hier Luft machten, ragten, mit einigen andern, zwei Männern hervor, die in naher Beziehung zu Zürich stehen: Sidler und Kälin. Sidler, früher Landammann in Zug, jezt als eidsgenössischer Beamter in Zürich niedergelassen, ist vor Kurzem mit dem Bürgerrechte in unserem Kanton beschenkt worden. Eben so bekannt als Volksredner, als geachtet wegen seiner ächt republikanischen, festen Gesinnung, gehört er durch die Reinheit und Eigenthümlichkeit seines Charakters einer Klasse von Männern an, wie der Prägstock politischer und gewerblicher Industrie sie zu liefern unvermögend ist. Seine begeisterten Worte am Basler Schützenfest galten den Entwicklungen der Zukunft und einer erhöhten schweizerischen Nationalität. Kälin, katholischer Pfarrer in Zürich, dessen Toasts schon in andern deutschen Blättern als eines der ausgezeichnetsten gedacht worden ist, sprach: „Eidgenossen! Entweder große Zwecke oder große Menschen muß der Mensch vor sich haben, oder er vergeht, wie die Magnetnadel, wenn sie lange nicht in rechter Richtung gelegen hat. Dieser Ausspruch eines wackern deutschen Mannes erklärt uns, warum Tausende nach St. Jakob wallten, um das Andenken an die zu feiern, die so Großes opferten. Und wirklich that diese Pilgerfahrt Noth, da so viele Männer dem Könige im Schache gleichen, der geht, wohin das Spiel ihn treibt, und zulezt schachmatt wird. Festigkeit ist des Mannes Stab. Es gibt einen Sieg, er heißt Untergang, und einen Untergang, er heißt Sieg. Schöner an der Birs gestorben, als an der Sihl gesiegt! Blickt hinaus, die eidgenössische Fahne hängt draußen, erhaben vor allen, aber dieses Kreuz ist der Ausdruck der Gesittung, des Lichtes und der Wahrheit, und zugleich das Sinnbild der Treue. Aber dieses Kreuz wird zum Feigenblatt mißbraucht, mit dem Selbstsucht und Abfall vom Vaterlande beschönigt wird. Man will Finsterniß, und braucht den Namen dessen, der sagte: Ich bin das Licht der Welt. Man will Sklaverei, und beschönigt dieß mit dem Namen dessen, der die Freiheit brachte. Man will Entzweiung, eine katholische und eine protestantische Schweiz, und braucht den Namen dessen, der Liebe verkündete. Wem bangt nicht vor der Gegenwart, wer zittert nicht vor der Zukunft! Wir wollen eine Religion, aber sie soll eine Quelle des Trostes und des Muthes seyn, wie sie es unsern Vätern war. Sie soll keine Aushülfe zur Unterdrückung des Volkes seyn. Wir wollen Altäre, aber nicht um darauf den Stuhl zu stellen, sondern um auf denselben den heiligen Eid für Freiheit zu schwören. Am Grabe der Helden reichen wir uns die Hand; diesem Geiste der Brudertreue mein Hoch!" Diese Worte, so bezeichnend im Munde eines in jeder Beziehung achtbaren katholischen Geistlichen, verdienten hier um so eher eine Stelle, als sie mit ergreifender Wahrheit Zustände schildern, die Zürich, wenn nicht hervorgerufen, doch durch die zweideutige Stellung, der es verfallen ist, wesentlich gefördert hat.

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 17. August 1844.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.
Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin;
Ach dürft' ich fassen
Und halten ihn!

Goethe.

Der Dämon.

(Fortsetzung.)

II.

An den festgesezten zwei Jahren fehlte nur noch eine Woche, als ein Schreiben Marklands an die Geheimeräthin einlief, worin er nochmals feierlichst um die Hand ihrer Tochter anhielt. Sie schlug ein Couvert darum, versiegelte es und gab es, mit der Adresse ihrer Tochter versehen, auf die Post; denn Victoria hielt sich ihrer Gesundheit wegen seit einigen Wochen auf dem Lande auf, obgleich es mitten im Winter war. Sie lebte im Hause eines berühmten Aerztes, der hauptsächlich durch magnetische Kuren einen großen Ruf erlangt hatte. Sie bedurfte aber mehr der Ruhe als der Medicin. Anderthalb Jahre lang hatte sie Marklands Abwesenheit und Stillschweigen ganz gut ertragen. Ihr Benehmen in Gesellschaft war ernst und gehalten gewesen, aber doch höflich und freundlich. Sie hatte ungemein an Schönheit zugenommen, ihr Wesen hatte etwas Edles, Ausgezeichneres, Würdevolles erhalten. Sie gefiel und imponirte allgemein. Von Marklands Verhältniß zu ihr wußte Niemand etwas, und so war es denn natürlich, daß die jungen Männer sie begehrenswerth fanden und sich um sie schaarten; ihr aber den Hof zu machen, dahin brachte es keiner, denn sobald sie bemerkte, daß sich Jemand in diese Gegend verlor, wurde sie so schneidend kalt, so entschieden unfreundlich, daß sich der angehende Verehrer erschrocken zurückzog. Ihre Mutter bemerkte das Alles recht gut und war sehr ärgerlich darüber; sie machte ihrer Tochter die bittersten Vorwürfe, daß sie die glänzendsten Aussichten schon im Keime vernichte, aus Liebe zu einem unbedeutenden Menschen, der sie im besten Fall, wenn er sie nicht vergesse, was das Wahrscheinliche sey, zu einer beklagenswerthen Landwirthin machen wolle. Victoria hatte ein für allemal die Partie ergriffen, bei allen ähnlichen Ausfällen ihrer Mutter ein unverbrüchliches Stillschweigen zu bewahren; aber diese ewigen Behauptungen, daß Markland sie vergessen habe, nagten doch an ihrem Seelenfrieden. Dabei vermißte sie schmerzlich, daß so gar kein Liebeszeichen ihr zukam, und ihr dünkte oft, er hätte doch Mittel und Wege finden müssen, ihr ohne Brief die Fortdauer seiner Liebe von Zeit zu Zeit kund werden zu lassen.

Nach anderthalb Jahren brach ihre mühsam aufrecht gehaltene Kraft zusammen und sie verfiel in ein heftiges Nervenfieber. Nach einigen Wochen war sie freilich wieder erträglich hergestellt, aber ihre Nerven blieben so erschüttert, daß bei dem geringsten Anlaß Thränen ihren Augen entstürzten und ein krampfhaftes Zittern

ihren ganzen Körper befiel. Und damit wurde es auch nicht besser; denn was die Zeit, die vorüberging, milderte, verschlimmerte die Zeit, die kam, die Zeit nämlich, wo Markland zurückkehren sollte, o Gott! und wie zurückkehren sollte! Endlich öffnete Victoria, deren Festigkeit und Starrsinn durch Kränklichkeit gebeugt war, ihr Herz ihrem Vater und flehte ihn an, sie aus der Stadt zu entfernen. Hier könne sie Marklands Rückkehr nicht erwarten, der Gedanke, daß sie seine Ankunft zufällig, nicht durch ihn erfahren könnte, der Gedanke an die Schadenfreude ihrer Mutter, wenn er sie wirklich vergessen, gehe über ihre Kräfte. Der Geheimerath, der kalte Aktenmann, sah dennoch ein, daß er im Begriffe stand, sein einziges Kind zu verlieren, und ohne eine Sylbe seiner Frau zu sagen, deren Einwilligung er wohl umgehen, aber nicht erzwingen konnte, bestieg er mit seiner Tochter den Wagen, als machten sie ihre tägliche Spazierfahrt, brachte sie aber zu seinem alten Freunde, dem Arzt, der nur vier Stunden entfernt in einer kleinen Landstadt wohnte und das ganze Jahr durch Kranke in seinem Hause aufnahm.

Schon bei der Ankunft war sie vom Anblick des Hauses des Doktors angenehm berührt worden. Es war das lezte im Städtchen, grün angestrichen, und daneben ein kleiner freundlicher Garten. Von diesem aus gesehen, machte das Haus einen von der Vorderseite ganz verschiedenen Eindruck; der Doktor hatte es da wie ein Schweizerhaus gebaut und mit einer Galerie umgeben. Doktor Werner war viel abwesend, dann aber saß Victoria bei seiner Frau und ließ sich von ihr erzählen, am liebsten von ihrer Familie. „Sie sind doch eine recht glückliche Frau," sagte sie einmal zu ihr. „Ihre drei Kinder sind gut gerathen, Ihre beiden Töchter glücklich in der Nähe verheirathet, Ihr Sohn ist in der Laufbahn seines Vaters und Ihr Mann, der gefeierte Arzt, liebt Sie wie am ersten Tage. Glauben Sie, ich habe es nicht bemerkt, wie freundlich er wird, wenn Sie in's Zimmer treten? und Sie sind doch schon fünf-und-zwanzig Jahre verheirathet!" — „Glücklich, liebes Kind?" sagte die Frau gerührt; „ja, ich sollte es eigentlich seyn, aber meine Kinder fehlen mir überall; es ist traurig, wenn zwei Eltern im Alter einsam stehen. Ja, als meine Kinder noch bei uns waren, da fühlte ich mich oft so glücklich, daß ich die Hände faltete und zu Gott betete: „Herr bewahre mich vor Uebermuth, denn ich bin zu glücklich!"

Victoria war ergriffen; der liebevollen, schlichten, zärtlich mütterlichen Frau gegenüber fühlte sie doppelt schmerzlich die Herzlosigkeit ihrer eigenen Mutter, und der Gedanke that ihr weh, daß diese ihre Gegenwart nie vermissen werde. „Warum hat mir der Himmel nicht eine solche Mutter gegeben! ich hätte mich selbst ihrem mütterlichen Liebeseigennutz aufgeopfert und wäre nie von ihr gegangen!" — Und nun flehte sie, daß ihr der Himmel doch einen Gatten geben möge wie dieser Mann hier, dessen Antlitz sich nach fünf-und-zwanzig Jahren erheiterte, wenn seine Frau in's Zimmer trat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schatten.

Den Gesetzen, nach welchen Schatten entstehen, hat die Naturforschung schon seit längerer Zeit Aufmerksamkeit zugewendet. Einiges darüber eignet sich auch zur Mittheilung in weiteren Kreisen.

Der Schatten eines Körpers bildet sich in der seiner Beleuchtung entgegengesezten Richtung; er zeigt uns seine Nachtseite. Im Schatten können wir die gleichsam vom Leib des Körpers losgetrennte Form desselben bemerken. Diese Form verändert sich, je nachdem die Stellung des Lichts zum Gegenstand sich ändert; sie bleibt dabei zwar dem Umriß des Körpers nicht gleich, aber immer ähnlich; zugleich geht sie jedoch in die Formen anderer Körper derselben Gattung über. Sie ist daher in ihrer Ausscheidung, in ihrer Abstraktion vom Körper nicht bloß eine Entstellung desselben, sondern auch eine Darstellung vieler anderer seiner Gattung. Der Schatten ist eine Verdunkelung, welche zugleich zu höherer Erkenntniß führen kann; er ist ein Schein, durch den der Mensch zur Wahrheit gelangen mag.

Man denke sich eine Tafel, wie man sie in allen Lehrzimmern findet, durch ein hinter ihr stehendes Licht in verschiedenen Richtungen beleuchtet. Ihre Seiten, welche alle gleich groß und unter lauter rechten Winkeln verbunden sind, werden sich nun, je nachdem das hinter ihr befindliche Licht seine Stelle ändert, sich im Schatten auf die verschiedenste Weise gestalten. Das Quadrat kann zum länglichten Rechteck werden, das entweder liegt oder steht, die rechten Winkel können sich verschieben, der Tafel die Form eines sogenannten Rhombus geben und dann sich wieder auf die entgegengesezte Seite verrücken. Die Schatten der Tafel zeigen uns daher nicht bloß ihre Form, sondern zugleich die unzähliger anderer Vierecke, kurz, sie zeigen uns die ganze Gattung und führen uns vom Einzelnen zu einem höhern Allgemeinen. Eben so ist es, wenn wir die Veränderungen am Schatten eines gleichseitigen Dreiecks betrachten. Hier tritt uns nicht bloß diese besondere Figur entgegen, sondern eine Menge anderer, solche, in denen, wie bei einer Pyramide, zwei Seiten größer sind als die dritte, ferner verschobene Dreiecke der verschiedensten Art, also die ganze Gattung der Dreiecke, wie sie in

den Lehrbüchern beschrieben sind. So zeigt uns auch die höhere Mathematik, wie aus dem Schatten einer beleuchteten Kreisfläche, nämlich dem kegelförmigen Schattenkörper, drei krumme Linien entstehen, welche zusammen eine Gattung bilden und von denen der Kreis nur die Unterart einer derselben ist; es sind dieß die Kegelschnitte, nach deren Linien die Bahnen der Weltkörper geschwungen sind. Ferner zeigt uns dieselbe Größenlehre, wie aus den Schatten weniger einzelner Linien höherer Ordnung die große Menge aller übrigen derselben Ordnung sich darstellen läßt. Und so finden wir denn überall, wie in gewisser Beziehung nicht durch die Lichtseite, sondern durch die Nachtseite der Dinge der Weg zur höhern Erkenntniß derselben geöffnet, wie durch die Lostrennung der Form vom Inhalt das Mittel gegeben ist, vom Einzelnen zum Ganzen, vom Individuum zur Gattung sich zu erheben.

Aehnliches bemerken wir an den Schatten organischer Körper. Der Schatten einer schlanken Tanne bei hohem Sonnenstande zeigt auf dem Boden die Form eines niedrigen Buschwerks, während die breite Krone einer Eiche bei niederem Stand der Sonne, unmittelbar vor dem Untergang derselben, zum schmalen Ausläufer eines astlosen Stengels sich verlängert und verdünnt. So kann der Schatten einer Birne ähnlich werden der Form eines Apfels, dagegen der Schatten des Apfels dem einer andern Frucht. Immer aber bleiben diese Veränderungen innerhalb bestimmter Grenzen, innerhalb der Formen der Pflanzenwelt. Auf gleiche Art wechseln auch die Schatten der Thierwelt. Die Form eines schlanken Rosses kann sich im Schatten zu der eines kurzbeinigen Schweins zusammenziehen, während sie bei anderer Stellung des Lichts der eines Hirsches ähnlich wird. Doch hat auch hier die Verwandlung ihre Grenze. Nicht bloß wird schwerlich je der Schatten eines Thiers in die Formen eines andern Naturreichs übergehen, es ist auch noch innerhalb dieser Grenze der eine Körper geeigneter als der andere zur Entwicklung mannigfaltiger Formen. Während beim einen Körper der Schatten gleichsam gebunden ist an ganz wenige Arten derselben Gattung, kann sich der Schatten eines andern in der ganzen Gattung in viel weiteren Kreisen herum bewegen.

Ein ganz besonderer Reichthum von Formen liegt aber im Schatten der menschlichen Hand verborgen, wahrscheinlich ein größerer, als in jedem andern organischen Gebilde. Kinder unterhalten sich manchmal mit Darstellung von thierähnlichen Formen durch den Schatten der Hand. In diesen Spielen liegt ein tieferer Sinn, als man glaubt, und es herrscht in diesen Formen eine durchgreifende, noch lange nicht genug erkannte Ordnung. Man betrachte die Schatten der geschlossenen Hand in ihrer natürlichen Lage, insbesondere die Schatten, welche die Erhöhungen der innern, mittlern und äußern Fingergelenke bilden, und neben dem Reichthum dieser Gestalten muß Jedem vielfältig die unverkennbare Bedeutung derselben entgegentreten. Und vollends die Schatten der offenen Hand, bei fortwährend veränderter Stellung und Beugung der Finger, bei verschiedenen Lagen des Lichts — welche Welt von Formen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juli.

Der deutsche Buchhandel und der ewige Jude.

Ein würdiger Veteran des deutschen Buchhandels sprach im Jahre 1840 bei Gelegenheit des Gutenbergsfestes den Grundsatz aus: daß deutsche Wissenschaft, Kunst und Poesie nur dann blühen und gedeihen könnten, wenn der Buchhandel ihnen diene. Dieses Dienen müsse sein Stolz seyn, darein müsse der Buchhändler seine Ehre setzen. Die geistige Münze seines Volkes in Umlauf zu bringen, sey Zweck und Ziel alles Buchhandels, und eben darin bestehe der Unterschied dieses Handels vor allem andern Handel, daß er die Schwächen des Zeitalters bekämpfen, nicht aber wie einen Modeartikel pflegen und hätscheln solle. Dieß ungefähr war der Sinn der Rede, die damals von der versammelten Buchhändlerwelt mit großem Freudezuruf aufgenommen wurde. Man war in jenen Tagen des Glückes überhaupt sehr zum Zurufen geneigt; der Geist, der in allen Metamorphosen thätig war, konnte nicht anders, als jubeln und jauchzen. Später verlor sich das und man vergaß das Jubeln und die Rede des Veteranen über Zweck und Tendenz des Buchhandels, wie vieles Andere auf noch weit wichtigeren Congressen Besprochene ebenfalls vergessen worden ist; kurz es ging den Buchhändlern in Leipzig anno 1840 gerade so, wie den Fürsten in jenem alten Mährchen, das Sie gewiß auch kennen werden, wo jeder mit dem festen Vorsatz beim Reichstage erschien, die mehrfach begehrte Freiheit im Allgemeinen zu dekretiren, für sich allein aber und seine Unterthanen im Stillen eine Ausnahme zu machen. So blieb es denn allerorten beim Alten. Wäre nun genau dasselbe im Buchhandel der Fall gewesen, so hätte sich's immer noch aushalten lassen, allein hier trat gerade entschieden das umgekehrte Verhältniß ein. Der Buchhandel fing jezt noch mehr an zu herrschen, als je zuvor, und der Geist mußte dienen, er mochte wollen oder nicht. Von einem Fördern höherer Zwecke war und ist wahrlich seitdem nicht mehr die Rede. Wie der Schneider einen Rock mit breiten oder schmalen Schößen macht, je nachdem es ein paar Narren jenseits des Rheins angegeben haben, so bestellt, will, fordert, erzwingt der deutsche Buchhändler ein Buch in dem eben für gäng und gebe gehaltenen Modeschnitte. Er spekulirt auf diesen Schnitt, wie der Schneider auf den seinigen, und es ist gar nicht mehr die Rede von geistiger Freiheit, von Gutem und Schlechtem, von Edlem und Schönem. Man will nur ein Stück Waare mit der beliebten, neu erfundenen Appretur versehen, um damit „Geschäfte zu machen!" Ach, dieß leidige Geschäftemachen ist der Tod aller guten Literatur, es wird, wie dieß kaum mehr in Abrede gestellt werden kann, binnen Kurzem auch die Schande des deutschen Volkes seyn!

Es ist ein Nationalfehler der Deutschen, daß sie Ausländisches dem Inländischen stets vorgezogen haben; es darf daher nicht in Verwunderung setzen, wenn dieser sehr arge Fehler sich auch in der Literatur geltend macht. Indeß, würde nur Maß gehalten, suchte man ihn dem Volke abzugewöhnen durch häufiges Rügen und durch Darbieten deutscher Geistesprodukte, so könnte man ihn übersehen. Dafür aber benutzen unsere buchhändlerischen Spekulanten gerade diese Schwäche der Deutschen und suchen sich durch schmachvolle Pflege derselben zu bereichern. Das Uebersetzen ist eine epidemische Krankheit geworden, die so fürchterlich um sich greift, daß es bald keine original deutsche Literatur mehr geben wird. Wozu auch? denken die Buchhändler. Die Franzosen, die Engländer, die Schweden schreiben ja Bücher in Menge, die für ein billiges Tagelohn, das man irgend einem armen Schlucker hinwirft, alsbald übersezt und dem Publikum in den Rachen geworfen werden können. Nur Neues und Ausländisches! schreien Verleger und Volk; was dieses Ausländische enthält, in welcher Form es erscheint, darauf kommt es nicht an. Der Kramladen ist einmal geöffnet und nun verkauft man, was eben verlangt wird, wär's auch die eigene Schande!

Eugen Sue, der französische Wunderthäter, von dem es bekannt ist — was freilich nicht alle Buchhändler wissen — daß er in seinen frühern, alle Moral mit Füßen tretenden Schriften sich's zum Grundsatze gemacht hatte, das Laster triumphiren und die Tugend untergehen zu lassen, dieser französische Wunderthäter hat es durch seine Marktschreierkniffe glücklich dahin gebracht, die Augen des gelangweilten Europa auf sich zu lenken und sich so zum Manne seiner Zeit zu machen. Selbst die guten Episoden in den „Mystères de Paris" dieses Autors zugegeben, bin ich doch der festen Ueberzeugung, daß nicht der Inhalt dieses Buches, sondern einzig und allein das geheimnißreiche, alles Mögliche versprechende Wort „Mystères" den beispiellosen und nichts weniger als verdienten Erfolg desselben herbeigeführt hat. Wie dem aber auch seyn mag, jedenfalls war jezt für die deutschen Verleger der Mann gefunden, den sie brauchten, nach dem sie schon längst geseufzt hatten. Es ließ sich auch eine Wette darauf eingehen, daß Sue's nächstes Buch, das er etwa schreiben würde, von einer Menge Deutscher sofort übersezt werden würde. Allein deutsche Spekulation und Unternehmungsgeist gingen weiter, als „unsere Philosophie sich träumen ließ." Sie gingen schnurstracks bis direkt in Eugen Sue's Schreibstube, um mit ihm einen Contrakt zu machen, wie er in den Annalen des deutschen Buchhandels noch nicht vorgekommen ist. Um nämlich alle Concurrenz von vorn herein zu unterdrücken, ja gänzlich unmöglich zu machen, unternahm der hiesige Buchhändler Kollmann das Wagniß, dem französischen Autor das Manuscript seines neuen Romans „le juif errant" für den Vertrieb in Deutschland abzukaufen, und zwar nicht bloß den französischen Text, sondern auch die Uebersetzung. Der Franzose ging natürlich darauf ein, und der Käufer soll ihm 12,000 Franken für das Verlagsrecht in Deutschland bezahlt haben, eine Summe, für die ein deutscher Autor, und hätte er auch zehnmal mehr Geist als Sue, wenigstens sechs Werke von gleich großem Umfange schreiben müßte. Daß das französische Original durch diesen Kauf Kollmanns ausschließliches Eigenthum werden müsse, war keine Minute zweifelhaft; anders aber stellte sich die Frage bei der deutschen Uebersetzung, auf die doch im Grunde die ganze Spekulation berechnet war.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Das Ehegesetz. — Miscellen.

Das viel besprochene und heftig bekämpfte Ehegesetz ist als eine Prozeßordnung vorläufig über das gerichtliche Verfahren bei den Ehescheidungen an's Licht getreten. Gegen jene läßt sich in so fern nichts einwenden, als sie auf ältere Bestimmungen fußt, welche schon in früheren Gesetzen enthalten waren, und dann die eigentliche Entscheidung dem arbiträren Ermessen der Richter überläßt. Der Richter als Jury, nach Pflicht und Gewissen sprechend, ist das vernunftgemäße, vielleicht das einzige Auskunftsmittel in Prozessen dieser Art, wo der Buchstabe des Gesetzes nimmermehr ausreicht. Der Buchstabe kann, den Leichtsinn unterstützend, Ehen, die noch fest sind, trennen, und andere, die geistig völlig gelöst sind, hält er zum Elend beider Theile zusammen. Daß die entscheidende Gewalt den Obergerichten allein überlassen wird, kann auch in so fern gebilligt werden, als, ohne Mißtrauen gegen die Untergerichte, doch nach dem bisherigen Verfahren die Instruktion der Eheprozesse häufig, als die mindest schwierige, den jungen Auscultatoren überlassen war. Würde in das Verfahren zu bringen, ist der Sache selbst ganz angemessen. Der Humanität und Kenntniß, welche unsere Richterstühle auszeichnet, darf man daher vertrauen, daß von ihrer Seite keine unbilligen Erschwerungen den nöthigen Trennungen werden in den Weg gelegt werden. Wenn das Gesetz, welches in Erwartung gestellt bleibt, den Provinzialständen vorgelegt wird, so darf man auch da hoffen, daß nichts geheiligt werde, was dem Geist der Gesittung und des Fortschritts widerstrebt. — Das Cartellgesetz ist publicirt; dabei ist nur zu hoffen, daß es nie zur Anwendung kommen müsse. — Vom Schwanenorden ist es so still geworden, daß man dem Gerüchte Glauben schenken darf, der ganze Plan sey aufgegeben. Einige glaubten, daß die Anwesenheit des Ritters Bunsen damit in Zusammenhang stehe. Derselbe ist aber wieder nach England zurückgereist. Man behauptet, daß die Redaktion der Statuten, von wie vielen Federn sie auch versucht worden, doch auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen sey. — Die neue Kirche auf der romantisch gelegenen Halbinsel Sacrow im See bei Potsdam hat bei ihrer Einweihung den Namen zum Heilandsport erhalten. — Daß Hurter in Rom nun wirklich, alles Abläugnens ungeachtet, katholisch geworden, hat auf Viele hier beruhigend gewirkt. Was wir für ein Uebel halten, mit Recht oder Unrecht, verliert die Hälfte von seiner Kraft, wenn es offen ausgesprochen wird.

Als Merkwürdigkeit habe ich Ihnen noch zu melden, daß hier in Berlin nur zwei, oder höchstens drei Uebersetzungen des ewigen Juden erscheinen. Genau läßt sich das nicht ermitteln, da unter dreimal, wenn die Klingel läutet, gewiß einmal ein ewiger Jude angeboten wird. Man hat nicht immer Zeit nachzusehen, ob es eine Gabe von hier, oder von auswärts ist. Möchte doch jede Buchhandlung in jeder Stadt eine Uebersetzung liefern, dann wären wir mit dem Zeuge — und noch mit anderem bald fertig.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 32.

Sonnabend, 17. August 1844.

[331] Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Interessante Neuigkeit.

Geheimnisse

aus der vornehmen Welt, dem Volks- und Klosterleben in

Wien, Prag und Pesth.

2 Bände. geh. 1 5/6 Thlr. oder 2 fl. 45 kr. C.-M.

Die in dem Buche vorkommenden Personen lebten, oder leben noch zum Theil in Prag, Wien und Pesth.

Karl XIV.

Johann von Schweden

in seinem öffentlichen und Privatleben und Wirken.

Nach Quellen und den besten Geschichtswerken dargestellt von

Karl Große.

4 Hefte mit 4 Abbildungen, jedes Heft 5/6 Thlr. oder 38 kr. C.-M.

---

[336] So eben sind in der *Schlesinger*'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen und durch alle Musik- und Buchhandlungen zu beziehen:

Bazzini, Variations brill. sur Marie, fille du rég. p. Violon av. Piano. Op. 17. 1 Thlr.
— Final du 2 Acte d'Oberon de Weber p. Violon av. Piano. Op. 17. 5/6 Thlr.
Berlioz, Carneval romain. Ouverture caract. p. Piano à 4 mains p. Pixis. 1 Thlr.
Conradi, 1ste u. 2te Zigeuner-Polka f. Orch. I. 20 Gr. II. 1 Thlr. dito f. Piano à 4 Gr.
Damcke, Cavatine de Lucia di Lammermoor, variée. Op. 20. 5/6 Thlr.
Döhler, Brillante Polka. Op. 50. 18 Gr. Fantaisie sur la Favorite p. Piano. Op. 51. 1 Thlr.
Gung'l, Catharinen-Polka u. Ungar. Originalmarsch f. Orch. 1 Thlr. f. Piano à 4 Gr.
— Mädchen-Träume. Walzer f. Piano 10 Gr., für Orchester 1 3/4 Thlr.
Gungl's Kriegers Lust und Oberländler f. Piano. Rondos v. Damcke. Op. 22. à 4 Gr.
Hert'l, Modenspiegel-Walzer f. Piano 10 Gr., für Orchester 1 Thlr.
Herz, Divertissement du ballet Lady Henriette p. Piano. Op. 41. 1/3 Thlr.
Jähns, In die Ferne. Am Strande. 2 Lieder. Op. 27. à 6 Gr.
Kummer, Morceau de Concert sur la Somnambula p. Violoncelle avec Orchestre, Quatuor ou Piano. Op. 76. à 2—1 Thlr.
— Lied aus Köck und Guste „Liebe, Liebe is mich nöthig." 4 Gr.
Kücken, Die Botschaft für Gesang und Piano. Op. 42. 14 Gr.
Lührss, 3 deutsche Lieder f. Piano allein. Op. 10. Wiegenlied von Kücken. Willkommen von Curschmann. Treu von Marschner. à 1/3 Thlr.
Liszt, Heroischer Marsch im ungar. Styl f. Piano. 5/6 Thlr.
— Ungar. Sturmmarsch f. Orch. 1 1/3 Thlr., dito für Piano, Facsimile 1/2 Thlr.
Lubin, Romance du Torneo p. Violon av. Piano. 1/2 Thlr.
Mendelssohn-Bartholdy, 3 Allegro p. Piano. Nr. 3. tiré de la 1e Sinfonie. 1 Thlr.
Moscheles, Fetis, Kullak, Praktischer Theil der Methode des Pianofortespiels. Heft VII. VIII. IX. Subscriptionspreis à 2/3 Thlr. (Ladenpr. 1 Thlr.)
Schaeffer, Heitere Lieder f. 4stimmigen Männergesang. Op. 8. Heft IV. Sonntagsreiter. 18 Gr. Heft V. Feine Gesellen. 8 Gr. Räuber u. Bacchanale f. Bariton od. Bass. 10 Gr.
Stern, Liebst du um Schönheit. Für Mezzo-Sopran oder Bariton. Op. 21. 1/3 Thlr., für Tenor mit Vcelle. 1/2 Thlr.
Sammlung von Märschen der K. Preuss. Armee. Für Infanterie Nr. 125. 1 Thlr. Für Cavallerie Nr. 34—36. à 2/3—1 Thlr.
Weber, Ouverturen zu Preciosa, Freischütz, Oberon. Partitur. à 1 1/4—1 3/4 Thlr.
Wolff, La Bohémienne. Gr. Polka p. Piano. Op. 102. 2/3 Thlr.

---

[335] In der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Alexandrine des Echerolles (Ehrendame des Annenstifts in München ꝛc.), Erinnerungen aus meinem Leben. Uebersetzt und mit von der Verfasserin selbst gelieferten Verbesserungen und Zusätzen vermehrt von Wilhelmine Lorenz. 8. 2 Bände. brochirt. 2 Rthlr. 12 gGr.

Carl Rößler (Verfasser der philos. satyr. Dichtung: „Der Mensch und die Bücherwürmer"), Die Thugs, oder Indischer Fanatismus. Histor. Roman. 8. 2 Bde. broch. 1 Rthlr. 12 gGr.

---

[333] **Den Besuchern Helgolands empfohlen!**

Im Verlage der Schulze'schen Buchhandlung in Oldenburg ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Helgoland und die Helgolander. Memorabilien des alten Helgolander Schiffskapitäns Hans Franck Heikens. Herausgegeben von Adolph Stahr.

8. 137 S. in elegantem Umschlag geheftet 18 gGr.

Ein alter Helgolander, der als Matrose und später als Schiffskapitän sich den größten Theil seines Lebens hindurch auf dem Meere herum getrieben hat und jetzt in Ruhe sein Alter genießt, hat seine vaterländische Insel und das Leben und Treiben ihrer Bewohner, — dieses so abenteuerliche Leben, einen ewigen Kampf mit dem Meere und den Elementen — zugleich aber auch die Schattenseiten dieses hochpoetischen Naturbildes — den allmähligen und immer zunehmenden Verfall der

Insel, in der schmucklosen, oftmals selbst rauhen, aber kernigen und lebendigen Weise eines alten Seemanns geschildert. Der Herausgeber hat sehr wohl gethan, diese Originalität des Styls nicht durch übel angebrachte Politur zu verwischen und lieber hier und da selbst eine inkorrekte Wendung und einen mehr helgolandischen, als deutschen Ausdruck mitunter laufen zu lassen. Für Besucher Helgolands namentlich muß das Büchlein großes Interesse haben. (Biedermanns Monatsschrift.)

---

[338] Bei **Johann Ulrich Landherr** in **Heilbronn** ist so eben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Fables
par
Mr. de Florian.

Mit grammatischen und erklärenden Anmerkungen, vielen Synonymen und einem vollständigen Wörterbuche.

Herausgegeben von
Georg Kißling,
Professor in Heilbronn.

Neue wohlfeile Ausgabe.
8. Geheftet. Preis 36 kr. oder 9 gGr.

Guillaume Tell
ou
la Suisse libre
par
Mr. de Florian.

Mit grammatischen, historischen und geographischen Erläuterungen, einigen Synonymen und vollständigem Wortregister.

Herausgegeben von
Georg Kißling.
Dritte Auflage.
8. Geheftet. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

☞ Der vortrefflichen Bearbeitung und dem sehr wohlfeilen Preise verdanken diese korrekten Schulausgaben ihre große Verbreitung, und mit vollem Rechte verdienen sie, bereits empfohlen durch wiederholte Auflagen, allgemeine Empfehlung.

---

[332] Bei **Eduard Eisenach** in **Leipzig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches Lesebuch

für die unteren und mittleren Klassen von Gymnasien und Realschulen
bestehend
in einer auf Anregung der Phantasie und des Gemüthes, so wie auf Bildung der Darstellung berechneten

Sammlung auserlesener Prosastücke
von **Robert Heinrich Hiecke,**
Konrektor und Professor am Dom-Gymnasium zu Merseburg.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage.
Maschinen-Velinpapier. gr. 8. 28 Bogen. Preis 7/8 Thlr.

In dieser neuen Auflage sind mehrere weniger zweckmäßige Stücke weggeblieben. Dagegen sehr viele neue mit besonderer Sorgfalt gewählte hinzugekommen, der sehr mäßige Preis aber trotz des, fast um ein Viertel der früheren Auflage, größeren Umfanges der neuern und trotz der eleganteren Ausstattung nicht erhöht worden.

Demnach dürfen der Herausgeber wie der Verleger wohl hoffen, daß das Buch, welches schon in seiner früheren unvollkommenen Gestalt so viel Beifall gefunden hat, daß es in vielen Lehranstalten eingeführt worden ist, jetzt noch mehr Freunde und eine noch größere Verbreitung sich erwerben werde.

Die Verlagshandlung macht zugleich aufs Neue auf die früher bei derselben erschienenen zwei Werke des Herrn Verfassers aufmerksam, nämlich:

Hiecke, Handbuch deutscher Prosa für obere Gymnasialklassen. gr. 8. 1 1/6 Thlr.

— Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch. gr. 8. 1 1/3 Thlr.

---

[334] Eben ist erschienen bei **Hinrichs** in **Leipzig** und in allen Buchhandlungen zu haben:

Melusine.

Gedicht in drei Gesängen
von **Theodor Apel.**

1844. 8. broch. 2/3 Thlr. — Prachtausgabe in gepreßtem Einband mit Goldschnitt 1 1/6 Thlr.

Feierabende,

für gute Kinder
von **Julie von Großmann** mit Beiträgen von **Agnes Franz.**

Nebst 4 Stahlstichen. 8. 1844. (14 Bog.) geb. 1 Thlr.

Die Symbolik
der Sprache,
mit besonderer Berücksichtigung
des
Somnambulismus,
von
H. Werner,
der Philosophie Doktor.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Den großen Gedanken zu Abfassung dieser Schrift gaben dem Herrn Verfasser die ausgezeichnet geistreichen Bilder und Symbole, mit welchen die von ihm im Sommer 1840 behandelte Somnambüle ihre Krisen zu herrlichen Bildergalerien erhoben hat und die man den Freunden des Magnetismus nicht vorenthalten wollte. Einmal in die Bilderwelt des Somnambulismus eingetreten, wollte der Herr Verfasser diese Symbole seiner Seherin nicht so abgerissen wiedergeben, wodurch sie an Interesse verloren hätten, sondern, um ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen, die ganze Heilungsgeschichte mit einer Abhandlung begleiten, welche den Geist und Charakter der Bilder klarer hervorheben sollte. Und so entstand eine genaue Darstellung der naturgemäßen Entwicklung der Bildersprache im Somnambulismus, die in folgende Hauptabschnitte zerfällt:

I. Die Sprache der Natur. II. Die Sprache des Geistes. III. Die Sprache der Seele. IV. Die Sprache des Traums. V. Die Sprache der Seele in andern exaltirten Zuständen. VI. Die Sprache des Somnambulismus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[279] In der Literarisch-artistischen Anstalt in München sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Basiliken des christlichen Roms,

aufgenommen von den Architekten

J. G. Gutensohn und **J. M. Knapp**,

nach der Zeitfolge geordnet und erklärt, und in ihrem Zusammenhang mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst dargestellt

von

Christian Karl Josias Bunsen,

der Philosophie und der Rechte Doctor.

50 Kupfertafeln in Folio mit dem Text in Quart.

In 7 Lieferungen, jede zu 2 fl. 12 kr. rhein. = 1 Thlr. 8 gGr.

Preis des ganzen Werkes 15 fl. 24 kr. oder 9 Thlr. 8 gGr.

Gebunden 17 fl. 36 rhein. oder 10 Rthlr. 8 gGr.

Schon vor einer Reihe von Jahren publicirten die Herausgeber des obigen Werkes einige Hefte desselben unter dem Titel: „Denkmale der christlichen Religion" ꝛc. durch die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart, die jedoch durch Hindernisse, deren Ueberwindung nicht in ihrer Macht stand, abgehalten wurde, das Ganze vollständig dem Publikum zu übergeben. Ohnehin aber beschränkte der hohe Preis, welchen die Herausgeber für die erschienenen Hefte festgesetzt hatten, den Verkauf derselben auf einen kleinen Kreis von Abnehmern.

Jetzt hat sich einer der ersten lebenden Kenner des alten Roms in Europa, Hr. Ritter Bunsen, des Unternehmens angenommen, und den Platten, deren Genauigkeit und Treue ihnen einen unverkümmerten Werth erhalten, durch einen erläuternden Text neues Interesse verliehen. Das Werk hat durch diesen Text noch eine unmittelbare Beziehung auf praktische Fragen der Zeit erhalten, da in demselben die Feststellung von Grundsätzen für die Anwendung der Basiliken und der aus ihnen entstandenen Formen für den protestantischen Kirchenbau versucht ist.

Dieß wurde der oben angegebenen jetzigen Verlagshandlung des Werkes Veranlassung, dasselbe nun als ein Ganzes zu veröffentlichen und ihm zugleich durch einen mäßigen Preis einen möglichst weiten Kreis von Abnehmern zu eröffnen.

Die Publikation geschah nach dem ursprünglichen Plane in sieben Lieferungen, so daß die Abnehmer der bereits unter dem alten Titel publicirten Hefte im Stande sind sich die Exemplare zu vervollständigen.

Mit der 6ten und 7ten Lieferung wurde der Text in Quart ausgegeben.

Der erläuternde Text wird auch einzeln verkauft. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 15 gGr.

E. Geibel's neueste Dichtung.

[213] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

König Roderich.

Eine Tragödie in fünf Aufzügen

von

Emanuel Geibel.

Preis eleg. brochirt 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Wir übergeben hiemit dem Publikum die erste dramatische Arbeit eines Dichters, dessen lyrische Produktionen in den weitesten Kreisen bereits die gerechte Anerkennung gefunden haben.

In der vorliegenden Tragödie, deren Stoff in altspanischen Romanzen liegt, wird nicht nur das Einzelne poetisch-glänzend durchgeführt, sondern auch ein fester Gang des Geschickes im Ganzen voll wirkungsreicher Situationen festgehalten.

In streng fortschreitender Handlung sehen wir hier, im Gewande einer dichterisch-schönen Sprache, ein Weltgeschick an uns vorübergehen, welches zum tragischen, aber doch auch versöhnenden Abschluß geführt wird.

Deßhalb möchten wir dieß Erstlingswerk als einen der glücklichsten Versuche neuerer Zeit bezeichnen, da es zugleich auch den Anforderungen der heutigen Bühne vollkommenes Genüge leistet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[337] Bei dem lebhaften Interesse, welches Nord-Afrika gegenwärtig nicht bloß bei den Freunden geographischer Wissenschaften, sondern auch durch seine sich mit jedem Tage wichtiger gestaltenden Beziehungen zu unserm Erdtheil auch in der politischen Welt erregt, glauben wir auf folgende in unserm Verlag erschienene Schrift wiederholt aufmerksam machen zu müssen:

Das

Sultanat Mogh'rib-ul-Aksà

oder

Kaiserreich Marokko.

In Bezug auf Landes-, Volks- und Staatskunde

beschrieben

von

J. Graberg von Hemsö,

vormaligem königl. schwedischem Konsul zu Tanger und Tripoli, Ritter rc. rc.

Aus der italienischen Handschrift übersetzt

von

Alfred Reumont.

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Erste Abtheilung. Chorographie. I. Geographische Lage. Eintheilung des Landes. Küsten und Seehäfen. Berge und Thäler. Flüsse und Seen. — II. Klima und Boden. — III. Produkte und Physiographie. Mineralreich. Pflanzenreich. Thierreich. — IV. Wohnungen und Städte. Im Reiche Fez. Im Reiche Marokko. Jenseits des Atlas. Zweite Abtheilung. Ethnographie. V. Bevölkerung. — VI. Fundamentalkünste. Ackerbau. Viehzucht. Jagd und Fischfang. — VII. Industrie und Handel. Baukunst. Künste und Gewerbe. Handel. Münzen, Maaße und Gewicht. — VIII. Civilisation. Dritte Abtheilung. Nomographie. IX. Regierung und Gesetze. — X. Verwaltung und Polizei. — XI. Staatshaushalt und bewaffnete Macht. Einkünfte. Ausgaben. Bewaffnete Macht. — XII. Diplomatie und Geschichte. Diplomatie. Geschichte. — Erste Periode. Fremde Herrschaft. — Zweite Periode. Einheimische Herrschaft.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ansichten

über

Natur- und Seelenleben

von

Joh. Heinrich Ferdinand Autenrieth,

Kanzler der Universität Tübingen,

nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne

Herm nn Friedrich Autenrieth,

ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Inhalt: 1) Die Verhältnisse des Lebens und der ihm zu Grund liegenden Kraft. 2) Der Instinkt und seine Begründung in dem Bildungstriebe der vegetativen Lebenskraft. 3) Natürliche Geschichte des Menschen. 4) Welche Erscheinung ist der Mensch in der Natur? 5) Verbindung der Seele mit dem organischen Körper; Entwicklung des Charakters der Persönlichkeit in der Reihe der Wesen. 6) Gründe gegen den Materialismus. 7) Natürliche Hoffnung des Menschen in Bezug auf ein Jenseits. 8) Die Raumwelt und die Unräumlichkeit der Seele. 9) Meinungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele. 10) Wissenschaft des Menschen; seine angeborene Beschränktheit hierin.

Vor mehr als dreißig Jahren eröffnete Autenrieth seine Laufbahn als Naturforscher mit einem Umriß der Physiologie, welcher eine wahre Fundgrube der scharfsinnigsten Beobachtungen und wahrhaft divinatorischer Ideen war, die auch für die Wissenschaft die reichsten Früchte getragen haben. Nachdem der geniale Mann in einem reichen, thätigen Leben die mannigfachsten Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, nachdem sein umfassender Geist die höchste Reife erlangt, welche dem Menschen überhaupt diesseits beschieden ist, drängte es ihn in seinen letzten Jahren, seine Weltansicht und seine Ueberzeugung in einem eigenen Werke niederzulegen. Seine Laufbahn und ganze Geistesrichtung mußten ihn dahin treiben, daß er die Welt des Uebersinnlichen auf dem Grund der unmittelbaren sinnlichen Beobachtung construirte, und die Quelle einer ewig wahren Psychologie in der Physiologie suchte und fand. Er beabsichtigte, vom Standpunkt des Naturforschers aus das Räthsel des Lebens in seiner sinnlichen Erscheinung und seinem Zusammenhang mit einer übersinnlichen jenseitigen Welt in einem vollständigen System zu entwickeln. Leider hat der Tod die große, jedoch in den Hauptzügen schon ziemlich weit gediehene Arbeit unterbrochen, aber auch als Bruchstück ist sie von großer Bedeutung, und der Herausgeber, der Sohn des Verstorbenen, hat sich bemüht, indem er die größern Abhandlungen, welche er im schriftlichen Nachlaß seines Vaters fand, mit kurzen Stücken aus frühern Schriften desselben verflocht, ein Ganzes mit Halt und Zusammenhang darzustellen. Das vorliegende Werk enthält somit, was einer der genialsten Männer, einer der scharfsinnigsten Forscher über die wichtigsten Interessen und theuersten Hoffnungen der Menschheit, über Leben überhaupt, über das flüchtige Auftreten des Menschen auf Erden und seine Stellung im All, über das Verhältniß der Lebenskraft einerseits zum organischen Stoff, andrerseits zur ewigen Quelle alles Lebens, über Raum und Unräumlichkeit der Seele, über die Ansprüche des Menschen auf Fortdauer gedacht und in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben hat, und es mag wohl für die Wissenschaft des Uebersinnlichen so viele fruchtbare Keime enthalten, als seiner Zeit jene berühmte Physiologie für die Kenntniß des organischen Körpers.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 19. August 1844.

Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Schiller.

Etwas über die Glocken.

(Mit besonderer Rücksicht auf England.)

Die älteste historische Erwähnung der Glocken oder Schellen bezeichnet den Gebrauch derselben als wesentlich übereinstimmend mit dem Zwecke der heutigen Kirchenglocken, die Gemeinde zum Gottesdienste zu rufen. Es heißt nämlich bei Moses in der ihm ertheilten, die „priesterlichen Kleider Aarons und seiner Söhne" betreffenden Anweisung (Buch 2, Kap. 28, Vers 33—35): „Und unten an seinem (des Rocks) Saum sollst du Granatäpfel machen von gelber Seide, scharlach, rosinroth um und um; und zwischen dieselbe goldene Schellen, auch um und um — daß eine goldene Schelle sey, darnach ein Granatapfel, und aber eine goldene Schelle, und wieder ein Granatapfel, um und um an dem Saum desselben seidenen Rocks. — Und Aaron soll ihn anhaben, wenn er dienet, daß man seinen Klang höre, wenn er aus- und eingehet in das Heilige vor dem Herrn."

Dieß ist jedoch nicht der Ursprung unserer Kirchenglocken und ihres Zweckes. Glocken, Klingeln und Schellen sind von jeher zu weltlichen und geistlichen Zwecken, und meist als Signale gebraucht worden. Bei den Griechen visitirte der wachhabende Offizier seinen Posten, eine Glocke in der Hand; ein Mann mit einer Klingel ging bei den römischen Begräbnissen dem Leichname voran, theils das Volk abzuhalten, theils dem flamen dialis (dem Priester Jupiters), welchen der Anblick eines Begräbnisses oder das Hören der begleitenden Musik entweihte, Zeit zur Entfernung zu geben. Eben so wurde den Verbrechern auf dem Weg zur Richtstätte eine Glocke an den Hals befestigt, damit männiglich einem so bösen Omen wie dem Begegnen des Henkers oder eines zum Tod Verurtheilten sich entziehen könne. In den Häusern der Vornehmen wurde des Morgens zu einer bestimmten Stunde die Dienerschaft mittelst einer Glocke geweckt und das Anschlagen einer Glocke verkündete die Zeit zum Baden. Phädrus gedenkt der den Thieren angehängten Glocken, deren Wegnahme das Gesetzbuch ausdrücklich für Diebstahl erklärt, und da insonderheit Schafe Glocken trugen, so folgt, daß die noch übliche bescheidene Schafglocke ihre classische Geschichte hat. Bibelleser wissen, daß die Kameele der Kaufleute, welche Joseph in der Grube fanden, wo seine Brüder ihn gelassen, einhergeklingelt kamen, und das ist in Asien noch jezt der Fall, und das beständige Läuten zahlreicher Glocken eines von den charakteristischen Zeichen einer orientalischen Karavane. Es hat auch sein Gutes. Es ermuntert die Saumthiere, schreckt die Raubthiere und hält die Gesellschaft hübsch beisammen.

Wurden demnach Glocken, Klingeln und Schellen schon in der ältesten Zeit zum Avertiren gebraucht, so

war es sehr natürlich, wenn die früheste christliche Kirche sich ihrer bediente, um die geordneten Stunden des öffentlichen Gebets anzuzeigen. Laut Polydorus Virgilius und Andern soll Paulinus, Bischof von Nola, einer Stadt in Campanien, um 400 n. C. diese Sitte zuerst eingeführt haben. Bald nachher finden sich in Britannien Kirchenglocken und gegen das Ende des neunten Jahrhunderts gab es kaum eine Kirche oder ein Kloster ohne einige dieser „lively harbingers of religious duties.“ Mit ihnen entstand der Glockenthurm, dieser hervortretende Zug der kirchlichen Baukunst. Sie wurden auch Gegenstand der Verehrung und regelmäßig geweiht; das Taufritual steht im römischen Kirchenbuche. Zwei lateinische Mönchsverse, welche Sir Henry Spelman in seinem „Glossary“ aufbewahrt hat, beschreiben, wozu die Glocken damals gebraucht wurden:

„Laudo Deum verum, plebem voco, congrego clerum,
Defunctos ploro, pestem fugo, festa decoro.“

Mit Ausnahme des „pestem fugo“ gilt dieß noch heute. Auch ist es zum Theil heute noch der Fall, daß einer geweihten Sache eine übernatürliche Kraft beigelegt wird; früher aber herrschte die feste Ueberzeugung, daß die bösen Geister eine spezielle Scheu vor Glocken hätten. Die bösen Geister, die in der Luftregion hausen, sollten bangen, wenn sie die Glocken läuten hörten, und eben deßhalb wurden bei starkem Ungewitter die Glocken geläutet.

Seit in England die Kirchthürme zum Behuf volltönigen Geläutes Glocken verschiedener Größe erhielten, wurden die Engländer eine glockenläutende Nation. „Glockengeläute,“ bemerkt Sir James Hawkins, „soll eine Eigenthümlichkeit Englands seyn, und deßhalb heißt es die glockenläutende Insel.“ Der Hauptstolz eines englischen Kirchspiels waren ehemals seine Glocken, und in ländlichen Bezirken sind sie es noch. Einer Stadt die Glocken nehmen, war ein Zeichen der Erniedrigung, bisweilen die Strafe für Empörung. So nahm Heinrich IV. der damals englischen Stadt Calais eine Glocke und hing sie im Thurme seiner Geburtsstadt Monmouth auf. Wie für nichts, hat es in England auch für das Glockengeläute nicht an Enthusiasten gefehlt, und es existiren durch das ganze Land Vermächtnisse, lediglich zu dem Zwecke, England seine Ueberlegenheit in der schwierigen Wissenschaft des „change-ringing,“ des Wechselläutens zu sichern. Das Nähere dieser Wissenschaft und die darin vorkommenden Kunstausdrücke erklärt eine eigene Schrift: „Campanologia improved, or the art of ringing made easy,“ London 1733. Aus dem von einer Parlamentscommission zu Untersuchung der frommen Stiftungen in England und Wales erstatteten Berichte geht hervor, daß das älteste jener Vermächtnisse im Kirchspiele Harlington in der Grafschaft Middlesex von 1683 und das jüngste eines Dr. John Jarvis im Kirchspiele St. John zu Margate von 1825 datirt. Ersteres bestimmt ein Schweinsviertel für das Glockenläuten am 5. November, dem Jahrestage der Pulververschwörung, lezteres 50 Schillinge für mindestens sechsstündiges Wechselläuten am 29. Januar, dem Jahrestage der Thronbesteigung Georgs des Vierten. An mehreren Orten hat ein freigebiger Wille zum Behuf der Uebung im Glockenläuten an einem bestimmten Wochentage Summen testirt. So an der Kirche St. Andrews in Plymouth.

Ich kam daselbst eines Dienstags gegen Abend an, und nachdem ich eine halbe Stunde die Glocken läuten hören, fragte ich den Kellner nach der Ursache. „Weil es Dienstag Abend ist, mein Herr,“ war die Antwort. Ich wandte mich nun an das Stubenmädchen; diese lachte und gab dann dieselbe Antwort. Jezt brachte der Hausknecht meine Stiefeln; Hausknechte wissen Alles; ich fragte ihn und erhielt dieselbe Antwort, aber er hielt Stand und ich fragte: warum am Dienstag Abend die Glocken läuteten? Er sah mich an und meinte: „Nun, weil die Stränge gezogen werden.“ Mehr wußte er nicht. Ich kam in's Kaffeezimmer, auf deutsch die Gaststube, sezte mich einem sehr verständig aussehenden Manne gegenüber, und als ich herausgebracht, daß er in Plymouth wohnte, brachte ich meine Frage an. In seinem Blicke lag tiefes Bedauern meiner Unwissenheit, als er mir die schon dreimal empfangene Antwort gab: „Why, sir, 'tis Tuesday night.“ Ich hatte nicht daran gedacht gehabt, St. Andrews zu besehen; ich that es jezt, um den Kirchner zu fragen, und von ihm erfuhr ich, daß „vor Olims Zeit“ Jemand dem Glöckner für eine halbe Stunde Läuten an jedem Dienstag Abend wöchentlich eine Schöpskeule nebst Zubehör — „a leg of mutton and trimmings“ — vermacht habe.

Es bestehen in England eigene Vereine für's Glockenläuten, „ringing-clubs.“ Außer den installirten Glöcknern sind die Mitglieder Amateurs. Weil aber nicht jedes Mitglied eines großen Vereins hinreichenden Zutritt zum Glockenthurme haben kann, üben sie sich mit kleinen abgestimmten Handglocken und sollen oft eine merkwürdige Geschicklichkeit erwerben. Englische Blätter erwähnten vor Kurzem, daß die „Lancashire bell-ringers“ sich in London und Edinburg mit ungemeinem Beifall haben hören lassen.

Der Dämon.

(Fortsetzung.)

Victoria saß in ihrem kleinen Zimmer im Erdgeschoße, vor den Fenstern standen die entlaubten Akazien,

deren Zweige der Wind an's Fenster schlug. Es war zwar um die Mittagszeit, aber dennoch trüb und dunkel; der ganze Himmel war umzogen, und auf dem Lande hat so ein trüber Wintertag etwas unbeschreiblich Trauriges. Victoria gab sich auch ganz diesem Eindruck hin. Sie dachte an das wenige Glück ihres jungen Lebens, an die Lieblosigkeit ihrer Mutter, die ihr troz ihrer Kränklichkeit und ihren vielen kindlichen Briefen noch kein Wort geschrieben in den drei Monaten, die sie hier verweilte. Die Mutter konnte es Victoria nicht verzeihen, daß sie ohne ihre Einwilligung hieher gegangen. Da hörte sie an der Hausthüre schellen und des Postboten wohlbekannte Stimme ihren Namen nennen. Eine Ahnung durchzuckte sie; sie flog hinaus und dann zurück in ihr Zimmer, denn sie hatte die Handschrift ihrer Mutter erkannt. Aber wie wurde ihr, als Marklands Brief heraus fiel! Er war ihr noch treu! er begehrte sie von ihrer Mutter! und daß diese ihr den Brief schickte, war ein Beweis, daß sie von nun an kein Hinderniß mehr ihrer Verbindung mit ihm entgegenstellen werde.

Nachdem sie Ernsts Brief ein paarmal gelesen, flog sie damit hinauf zur Doktorin, die ihre Vertraute war. Die würdige Frau nahm den innigsten Antheil an ihrem Glück, und selbst der alte Doktor faßte sie beim Kopf und küßte sie in der Freude über ihre Freude. „Wie sie schon ganz anders aussieht!" sagte er zu seiner Frau; „ja, so ein Brief hilft mehr als meine Arzneien!" — Victoria schrieb sogleich an ihre Mutter und an ihren Vater, um zu fragen, wann sie zurückkehren dürfe, erhielt aber von ersterer die Antwort, daß sie bis zu ihrem Hochzeittage im Hause des Doktors zu verweilen habe, da sie doch, wie dieser behaupte, troz der plötzlichen Besserung, noch nicht stark genug sey, um selbst für ihre Ausstattung zu sorgen und sie so die Geheimeräthin, die es nun übernehmen müsse, doch nur durch ihre Gegenwart stören würde. Von Markland keine Sylbe. Daß des armen Mädchens ganzes Herz darnach schmachtete, ihn zu sehen, daran dachte die Mutter nicht, weil ihr nichts daran lag. Aber Werner erbarmte sich Victorias und versprach, bei seinem nächsten Besuche in der Stadt Markland aufzusuchen, und im Falle er noch nicht da sey, mit seinem Vater zu sprechen.

Der Doktor kam ganz verstimmt zurück. Victoria eilte ihm, troz der Kälte, in ihrem Hauskleide bis an den Wagen entgegen. „Nun?" — „Geduld, mein Kind, Geduld! Vor allen Dingen ein gute Nachricht: in vier Wochen ist Ihre Hochzeit. Aber früher können Sie Ernst nicht sehen; Ihre gestrenge Frau Mutter hat ihm bei seiner Ankunft gleich sein Ehrenwort abgenommen, daß er nicht heraus kommen wolle; sie hat für diesen Fall die Hochzeit in einem Monat festgesezt, aber für den Fall, daß Sie sich sehen, sie bis zum Frühjahr hinausgeschoben. „Wenn ihr euch alle paar Tage seht, hat sie gesagt, dann könnt ihr auch warten. Diese übereilten Vorbereitungen sind mir ohnedieß unangenehm genug." — Markland sagte mir, er habe dieses kleine Opfer noch gern gebracht, da ihm Alles daran liege, Sie sobald wie möglich ganz sein zu nennen, und er auch in einigen Wochen durchaus auf sein neues Gut abreisen müsse, um es zu übernehmen. Also nur noch vier Wochen Geduld, dann ist Alles überstanden."

„Haben Sie keinen Brief für mich, lieber Doktor?" fragte Victoria mit traurigen Blicken. — „Nein, mein Kind, aber viele, viele Grüße vom Vater und vom Bräutigam." — „Hat ihm meine Mutter auch jezt noch verboten, mir zu schreiben?" — „Das kann wohl seyn," entgegnete Werner mit einiger Verlegenheit. Victoria litt, aber sie suchte den Geliebten mit der Voraussetzung zu entschuldigen, daß ihre Mutter an seinem Schweigen Schuld sey.

So kam der Hochzeittag wirklich heran. Victoria fuhr in unbeschreiblicher Aufregung am frühen Morgen mit ihrer Gastfreundin in die Stadt. Im Hause ihrer Eltern wurde sie von der Mutter freundlich genug empfangen, das heißt freundlich nach ihrer Art; der Vater schloß sie tiefgerührt in die Arme. Oben in ihrem Zimmerchen lag der Brautstaat ausgebreitet, in dem Ernst sie erst wieder sehen sollte. Sie hatte ausdrücklich gebeten, alles so einfach wie möglich zu wählen. Mit zitternden Händen half sie den Brautkranz in ihrem schlichten Haar befestigen. Nun war auch der Schleier aufgesteckt, der Anzug vollendet. Da trat ihre Mutter ein. „Markland erwartet dich in der blauen Stube; gehe hinunter. Ihr kommt dann zusammen in den Saal, wo der Geistliche und die Verwandten auf euch warten. Die Gesellschaft ist schon versammelt; mache, daß du fortkommst und halte dich nicht zu lange mit Markland auf." Mit wankenden Schritten ging Victoria nach der Thüre; draußen stand ihr guter Vater und gab ihr den Arm. „Wie schön du bist, Kind! wie eine Heilige, mit deiner Krone." An der Thüre des Zimmers, wo Ernst war, drückte er das halb bewußtlose Mädchen an sein Herz und sagte gerührt: „Mit des Himmels Segen!"

Der Athem fehlte Victorien, sie winkte ihrem Vater, sich zu entfernen, und lehnte dann zitternd an der Thüre, ohne den Muth zu haben, sie zu öffnen. „Liebt er mich noch? O Gott! wenn das nicht ist, dann laß mich gleich sterben!" Ihr bangte seit langer Zeit, daß Markland nur aus Ehrgefühl sein Wort gehalten, und doch fehlte es ihr an Muth, seine Gefühle zu prüfen.

Endlich öffnete sie, weil sie Schritte auf dem Gange hörte, und stand nun ihm gegenüber, ihm, den sie über allen Ausdruck liebte. Sein Aeusseres war unverändert, aber er starrte sie verwundert an. „Mein Gott!

Victoria, sind Sie das? Allmächtiger, wie schön sind Sie geworden! — Und wie lieb habe ich dich!" setzte er hinzu, indem er sie rasch an seine Brust zog.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juli.

(Fortsetzung.)

Der deutsche Buchhandel und der ewige Jude.

Hier nun glaubte Kollmann einen vortrefflichen Ausweg dadurch gefunden zu haben, daß er den Franzosen bewog, sich selbst als Herausgeber der deutschen Uebersetzung zu nennen, jede spätere Uebersetzung für Nachdruck zu erklären und somit allen übrigen etwaigen Concurrenten das Handwerk zu legen. Damit der Schein noch scheinbarer werden möge, wurde im Contrakt festgestellt, daß die sogenannte deutsche Originalausgabe früher erscheine und ausgegeben werde, als die französische in Frankreich, wodurch denn wirklich der unerhörte Fall eintrat, daß wir Leipziger wenigstens die ersten Bogen des „ewigen Juden" im Deutschen früher lasen, als die unmittelbar an der Quelle sitzenden Pariser im Französischen. Ungeachtet der Warnungen und Drohungen Kollmanns kamen aber doch alsbald eine ganze Menge anderer Uebersetzungen heraus, sowohl als Zeitungsbeilagen, wie als Bücher, und obschon der ursprüngliche Originalverleger für Deutschland alles Mögliche that, diesem Unfuge zu steuern und die später erscheinenden Uebersetzungen als Nachdrücke confisciren zu lassen, ward er doch bisher bei den verschiedenen Behörden mit seinem Gesuch abgewiesen, und seine vielen Gegner lassen nun übersetzen und drucken nach Herzenslust. Da es zur Zeit noch an einem allgemein gültigen Gesetze mangelt, das einen solchen Fall für möglich hält, und überdieß kein internationales Verlagsrecht besteht, dürfte Kollmann überall mit seinem Gesuch abgewiesen werden. Selbst der Sachverständigenverein, der sein Gutachten abzugeben hat, wenn der Kläger seinen Prozeß beim Handelsgericht anbringen sollte, wird, glaub' ich, nicht zu seinen Gunsten entscheiden, da wenigstens die sächsischen Preßgesetze nichts enthalten, worauf sich mit Grund in so seltsamem Falle fußen ließe. Die belgischen Nachdrücke des französischen Originals dagegen, deren bereits vier schnell hinter einander hier ankamen, wurden sogleich als Contrebande bezeichnet und sollten confiscirt werden, allein „die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn vor!" Das belgisch-französische Gut war bereits auf dem Wege der Versendung nach aller Herren Länder gewallfahrtet.

Was nun die deutsche Originalausgabe des „ewigen Juden" anlangt, von E. Sue unter Mitwirkung des ehemaligen Buchhändlers Herrn Wesché veranstaltet, so gibt es eine Unzahl, welche behaupten, sie sey weiter nichts als eine Uebersetzung und zwar eine beispiellos schlechte Uebersetzung. Daß Wesché als Uebersetzer Großes und kaum Nachahmliches zu leisten vermag, kann ein ehrlicher Mann nicht in Abrede stellen. Seine Thaten sprechen für ihn, wie man sie aufgereiht findet in den Regalen der Leihbibliothekare. Ueberdieß hat Alex. Dumas, der große und tiefe Kenner deutscher Sprache, Herrn Wesché seinem Freunde und Collegen E. Sue als vortrefflichen Uebersetzer empfohlen und somit auf einmal alle bösen Nachreden niedergeschlagen, die etwa die Mißgunst anderer deutscher Mitbewerber um den unsterblichen Ruhm, den „Juif errant" in leserliches Deutsch übertragen zu haben, über ihn in Umlauf bringen wollte. Auch handelt sich's hier gar nicht mehr um eine gute oder schlechte Uebersetzung, sondern eben um eine deutsche Originalausgabe, vom französischen Autor selbst besorgt. Und da bitte ich alle Gegner Wesché's, den fertigen ersten Band des „ewigen Juden" in die Hände zu nehmen und die erste beste Seite aufzuschlagen. Wo, frag' ich, wo findet sich in irgend einem deutschen Originalwerke diese eigenthümliche, manchmal in der That an groteske Kühnheit streifende Satzfügung wieder? wo dieser verschlungene, einem gordischen Knoten vergleichbare Periodenbau? wo dieses ächt deutsche, jezt leider fast ganz verloren gegangene und in ursprünglicher Reinheit nur noch von alten Stockjuristen festgehaltene Bestreben, alle Zeitwörter in Reih und Glied am Ende der Sätze aufmarschiren zu lassen? Nein, ich meines Theils bin fest überzeugt, daß kein deutscher Autor und kein deutscher Uebersetzer, selbst wenn er früher Buchhändler gewesen seyn sollte, ein so musterhaftes Deutsch zu Stande bringen kann. Das ist nur einem Franzosen möglich, der den Genius der deutschen Sprache für einen so dienstbeflissenen und unterwürfigen Bedienten hält, daß er glaubt, er plappere willig jedes noch so kleine Flickwörtchen treulich nach, das die französische Sprache nicht entbehren kann. Auch nur die Eitelkeit eines Autors möchte es über sich gewinnen können, den Wohlklang der leidlich ausgebildeten deutschen Sprache willig zu opfern, um nur ja keinen bestimmten oder unbestimmten Artikel zu verlieren. Oder sollte diese unerhörte Worttreue kein Beweis für die Aechtheit seyn? Dann würde ich im Fall der Klage an Kollmanns Stelle mit dem Buche in der Hand vor Gericht erscheinen und sowohl Sachverständige wie Richter auf ihr Gewissen befragen: ob sie es vermöchten, mit Aufwendung aller Kunst, aller Sprachkenntniß und des größten Fleißes, so deutsch zu schreiben, wie Sue-Wesché, und wenn sie dann einstimmig mit Nein antworten müßten, was ich voraussetze, so wäre dieß der unwiderleglichste Beweis für die Aechtheit der deutschen Ausgabe des französischen Autors. — Es wäre nun wohl eigentlich zur Vermehrung deutschen Renommées und deutschen Nationalbewußtseyns bei den Franzosen an dieser einen in jedem Betracht unübertrefflichen Uebersetzung des „Juif errant" genug gewesen, allein die deutschen Buchhändler thun, wie Sie wissen, nichts gern halb; und wie man es seit Lessing den deutschen Schriftstellern zum Vorwurf macht, daß sie einander gegenseitig kein gutes Haar lassen, so pflegen die Buchhändler sich keinen fetten Bissen zu gönnen. Darum erwies auch der deutsche Mann Brockhaus, beim lezten Landtage Mitglied der zweiten Kammer und freisinniger Redner, unserer Literatur und dem gesammten deutschen Volke die hohe Ehre, seine „Allgemeine deutsche Zeitung" mit einem Feuilleton zu schmücken, das er mit einer sehr mittelmäßigen Uebersetzung des vielgenannten Juden füllt. Deutschland und besonders die deutsche Literatur wird ihm dieß hoffentlich nimmer vergessen, und wäre noch auf Dank und Anerkennung bei den Schriftstellern zu hoffen, so würden diese freiwillig zusammenschießen und dem höchst uneigennützigen Beförderer deutscher Kunst und Wissenschaft irgendwo im großen, schönen Vaterlande ein Denkmal setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Dienstag, den 20. August 1844.

Und kehr' ich denn
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Goethe.

Waldträumereien.

6.

Freundliches Gestirn! der stillen Nacht
Ew'ge Lampe, vielgepries'ner Mond!
Gieße mir dein mildes Silberlicht
Auf die Pfade, die mein Fuß betritt,
Daß ich wohl der Wege nehme Acht,
Die umschattet sind, auf daß mein Schritt
Junger Bäumchen zartes Wachsen schont
Und kein grünes Pflanzenleben bricht.

Langgezog'ne Klänge, tief und voll,
Tönen durch den Wald, des Jägers Horn.
Heimwärts schreitet er durch Busch und Dorn,
Er, des Waldes luftgebräunter Gast,
Der des Wilds verschwieg'ne Gänge kennt,
Der den Keim gelegt zu manchem Baum,
Nun schon reich bemoost an Stamm und Ast;
Der sich Sohn der schönen Freiheit nennt,
Denn die Freiheit wohnt im Waldpalast. —
Dieses Lied begrüßt den Hüttenraum,
Wo ein frisches Weib dem Schützen lebt,
Das wohl oft in banger Sorge bebt,
Daß dem Fernen droh' des Wild'rers Groll.
Schöne Freude froher Wiederkehr,
Wenn den Langvermißten sie empfängt,
Liebevoll an seinem Halse hängt,
Ihm die Tasche nimmt und das Gewehr;
Seinen Jagdhund freundlich klopft und dann
An die Wiege zieht den müden Mann,
Wo, in weiche Kissen eingeschmiegt,
Des geliebten Gatten Abbild liegt!

Höchstes Glück und schönster Zeitvertreib:
Ein geliebtes Kind, ein treues Weib,
Einer Hütte friedenvoller Raum
Und davor die Quelle und ein Baum. —

Immer licht und lichter wird der Wald
Und des Weges Ende naht sich bald.
Aus dem Dunkel taucht der Lampen Strahl
Und die Stadt liegt breit vor mir im Thal.
Einen Tag hab' ich im Wald gesäumt,
Einen schönen Tag hab' ich verträumt.
Ueber meine Schwelle geht mein Fuß —
Still und finster — ohne Kuß und Gruß.

Feodor Löwe.

Der Dämon.

(Fortsetzung.)

Da lag Victoria lange, ohne sich zu rühren; endlich schlug sie die Augen auf, schlang beide Arme um seinen Hals und rief mit unaussprechlichem Jubel in der Stimme: „Er gehört mir noch!" — Sie zitterte heftig. Ernst, der es gewahrte, führte sie zum Divan, sezte sich neben sie, indem er den Arm um sie schlang, und betrachtete sie mit inniger Freude. — „Wie schön du geworden bist, Victoria! wie eine Königin siehst du aus, und welchen Glanz haben deine Augen bekommen! Du warst sehr hübsch, als ich fortging, aber jezt bist du schön."

Er hatte Recht, und Victoria sah eben jezt bewundernswürdig aus. Als sie eintrat, gestärkt vom Gebete, war es die Glorie einer Märtyrin der Liebe, die sie mit einem verklärenden Schein umgab und ihre Schönheit veredelte; jezt war es die Liebe selbst mit ihrem Glück, die gleich einer Sonne sie überstrahlte. Es that ihr aber weh, daß Markland immer nur von ihrer Schönheit sprach und sie nicht fragte, ob sie ihn auch noch liebe. — Doch das that er jezt und mit den zärtlichsten Worten. Der junge Mann war so froh. Seine Liebe war durch die Entfernung, die vielen fremden Gegenstände, die anhaltende Beschäftigung und vor allem durch den Mangel an Nahrung, der einem männlichen Herzen so nöthig ist, etwas abgekühlt, und er hatte nicht an sie geschrieben, nicht weil es die Mutter verboten, sondern weil er in seinem Herzen keine warmen Liebesworte mehr für sie fand, und heucheln wollte und konnte er nicht, dazu war er zu ehrlich; er stellte also Alles dem Himmel und Victorias Erscheinung anheim. — Jezt war er glücklich, glücklich wie ein junger Mann es nur seyn kann. Er hielt in seinen Armen ein wunderschönes Geschöpf, dessen Herz in heißer treuer Liebe ihm entgegenschlug, und freute sich, daß sein Ehrgefühl ihn verhindert, diesen Schatz aufzugeben.

Als die Ceremonie und der Abschied von den Eltern vorüber waren, bestieg das junge Ehepaar sogleich den Wagen, um ungesäumt auf ihr neues Gut sich zu begeben. Victoria saß mit leuchtenden Augen, noch immer ihr Glück nicht recht fassend, neben ihrem Gatten. Als seine Hand an ihr vorüberreichte, um das Wagenfenster zu schließen, weil er den Zug für sie fürchtete, und sie an dieser Hand den Trauring gewahrte, erfaßte sie sie heftig und rief mit überströmender Leidenschaftlichkeit: „O diese Hand, von warmem Leben pulsirend, in der meinen! dich bei mir für ewig und immerdar! So fordere ich außerdem das Schicksal heraus, mich kann es nicht verwunden, so lange du lebst und mein bist!"

„Stille, stille, meine Victoria!" sagte Ernst, indem er ihr die Hand auf den schönen frevelnden Mund legte. „Es gibt Dämonen, und jeder Mensch wird von einem auf seinem Lebenswege begleitet. Dieser Dämon schreibt unsere Wünsche, unsere leichtsinnigen Herausforderungen an das Schicksal auf und läßt durch seine Macht sie zu unserm Unheil in Erfüllung gehen. Ist dir nie die Erfüllung eines sehnlichen Wunsches zur Marter geworden, traf nie das, was du heiß ersehnt, in einem Augenblick, auf eine Art ein, daß du nur Verwünschungen statt Dank dafür hattest? Und gar erst die Herausforderungen, die an sich schon sündhaft sind! Die treffen alle zum Unglück des leichtsinnigen Sünders ein!"

„Ich will aber, ich kann aber das Schicksal herausfordern!" rief Victoria im tollkühnen Uebermuth des Glücks. „So lange ich dich habe, lebend, mit blühenden Wangen, in deiner Schönheit dich vor mir sehe, ist mir außerdem Alles einerlei, Armuth, Verläumdung, Verlassenheit! — nur dich sehen — und ich habe für nichts anderes Gefühl und Augen! Ich fordere meinen Dämon, den du so genau zu kennen scheinst, auf, Wort für Wort niederzuschreiben, was ich eben gesagt, und es zu erfüllen, zweifach, dreifach." Und in Thränen des Glücks ausbrechend, legte sie ihr Haupt an ihres Mannes Schulter, der mit mißbilligendem Kopfschütteln vergebens ihre kühne Rede zu unterbrechen gesucht hatte.

Ihr Haus auf dem neuen Gut war in ziemlich verfallenem Zustande, und als sie es am Abend des zweiten Tages erreichten, war Ernst sogleich vielfältig beschäftigt, es seiner jungen Frau nur einigermaßen wohnlich zu machen. Als er es im Sommer beim Kaufe besichtigt, hatte er zur Herstellung der Zimmer eine Menge von Aufträgen gegeben, wovon aber die meisten nur halb und zwar oft verkehrt ausgeführt waren, wie das auf dem Lande geht. Eine Krankheit seines Vaters hatte ihn verhindert, in lezter Zeit noch einmal zu kommen, um Alles für den Empfang seiner jungen Frau einzurichten. Die Möbeln, die er hieher geschickt, waren von der Dienerschaft in die unrechten Zimmer gestellt worden, nichts war am gehörigen Platze. Als Ernst darüber ärgerlich sich bei Victoria entschuldigte, lachte sie ihn aus. „Liebster, das hat der Dämon so arrangirt, um meine Geduld zu prüfen. Wenn der arme Schelm aber weiter nichts weiß, so hat er sich vergebens angestrengt. Mir macht es nur Freude, mein kleines Paradies mir selber einzurichten."

Und mit bewundernswerther Thätigkeit hatte sie es auch wirklich in einem Tage so weit gebracht, daß ihr Wohnzimmer ganz nett und comfortabel aussah. Ernst hatte den ganzen Tag in den Wirthschaftsgebäuden umhergestöbert und nur bei Tisch eine halbe Stunde ausgeruht. Er war auf das angenehmste überrascht, als

er zur Theestunde bei seiner Frau eintrat. Die silberne Maschine stand lockend und singend auf dem Tisch in der Mitte von allem, womit eine elegante Frau sich umgibt, wenn sie in ihrem Reich am Theetisch sich befindet. Faltige zugezogene Damastvorhänge verhüllten die Fenster, ein Teppich deckte den Boden, und der Flügel, der offene Schreibtisch, die Etagère, der Blumentisch, die Divans waren mit dem geschmackvollsten Sinne im Zimmer vertheilt, und die Krone von allem, Victoria, saß auf dem Divan im weißen Hauskleide, schön wie eine Grazie. Und mit derselben Verwunderung, mit welcher er vor wenigen Tagen im Hause ihrer Eltern ihre eigene Schönheit angestaunt, staunte er jezt das Schöne an, das sie mit kunstfertiger Hand geschaffen.

Victoria freute sich wie ein Kind an der Freude ihres Geliebten und an sich selbst; ihre guten Eigenschaften wurden ihr jezt erst klar, sie fühlte, daß sie eine gewandte, talentvolle Hausfrau sey. Im Hause ihrer Mutter, wo sie wie eine Pensionärin gehalten wurde, konnte sie sich selbst nicht kennen lernen. Die Geheimeräthin war zu despotisch, um irgend eine Gewalt aus der Hand zu geben, sey es auch nur die über die Speisekammer; sie plagte sich lieber selbst, als daß sie den Willen eines andern Menschen in ihr Leben eingreifen ließ, hätte es auch nur ihre Suppe betroffen. — Victoria, indem sie ihrem Manne den Thee einschenkte, fühlte sich selig als Hausfrau, und er bewunderte die Zierlichkeit, mit welcher sie es that, und pries sein Glück. Aber dieser Abend, der so schön und so harmonisch anfing, sollte nicht so enden.

Als die Tassen weggeräumt waren, bat die junge Frau ihren Mann, ihr aus seinem früheren Leben zu erzählen, von dem sie ja beinahe nichts wußte. Ernst erfüllte ihren Wunsch, und im Anfang hörte sie mit der größten Freude zu; da konnte er aber der unglücklichen Leidenschaft aller Ehemänner, ihren Frauen von ihren früheren Liebschaften zu erzählen, nicht widerstehen, und das war für ihn ein großes Unglück. Seine Herzenserfahrungen reduzirten sich freilich auf eine einzige Person. Die hieß Lisette und war die Tochter eines Krämers, in dessen Hause in Berlin er gewohnt hatte; ein hübsches, blondes, sanftes Geschöpf, das ihn „außerordentlich" lieb gehabt.

Darin sind die Männer eigen. Selbst wenn eine Frau sie auf die gleichgültigste Art hat fallen lassen, nachdem sie vielleicht eine Weile mit ihnen gespielt hat, sagen sie sich ganz glorios: „sie ist mir untreu geworden, aber früher, ehe ich sie verscherzte, war ihre Liebe zu mir unermeßlich!" während die Frauen, wird ein Verhältniß abgebrochen, und haben sie auch vom Manne die unzweideutigsten Beweise der tiefsten Leidenschaft erhalten, dennoch sagen: „er hat mich nie geliebt, er hat mich oder sich selbst getäuscht!" Diese Thatsache gereicht doch wohl den Frauen zur Ehre: was aufhört, halten sie für keine Liebe, die ewige Dauer ist in ihren Begriffen unzertrennlich davon. Ich rede natürlich hier nur von den Besseren der beiden Geschlechter.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Eulengebirge, im August.

Der Weberaufstand.

Der hier stattgefundene Weberaufstand, so rasch er zulezt durch ein paar blinde Haubitzenschüsse zerstreut war, beschäftigt mit Recht die Zeitungen noch immer; denn die bisher bekannt gewordenen Thatsachen sind das Wenigste bei dieser Angelegenheit. Sie sind nur die ersten Kennzeichen einer tief in den Volkszuständen wurzelnden Krankheit, die nach offenbarender furchtbarer Gestaltung ringt, und die nur der bornirte Indifferentismus und Egoismus, die nicht über die eigene Nase hinaussehen, jezt noch wegzuläugnen vermögen, nachdem Jeder, der die bedenklichen Pulsschläge der Zeit belauschte, sie längst vorausgesehen hat. Wie rasch sich dieses Offenbarungsfieber mittheilt, haben nach den Ereignissen in Peterswaldau und Langenbielau die Aufläufe in Breslau und die Arbeiterunruhen in Prag gezeigt. — Es ist unbegreiflich, weßhalb die Breslauer Censur noch immer so beharrlich sich sträubt, dem Publikum das W e s e n jener Krankheit mittheilen zu lassen, während sie doch nicht verhindern kann, daß auswärtige Zeitungen oft auf Grund ganz falscher Berichte, Voraussetzungen und Schlüsse sich des wichtigen Stoffes bemächtigen. Was verhütet werden soll, wird durch solche Vorbauungsmaßregeln nur noch ärger, wie jedes Uebel, dessen unklare Ursache eine unangemessene Behandlung erfährt. Unsere beiden provinziellen Zeitungen erscheinen täglich so glatt und munter, als wäre im Gebirge nichts vorgefallen. Gleichwohl kehrt das Militärdetaschement, wie man von einzelnen Beurlaubten erfährt, aus der insurgirten Gegend nicht so bald zurück; es ist von der diesjährigen Uebung entbunden, und wird so lange dort bleiben, bis keine weitern Unruhen mehr zu fürchten sind. Daß diese nicht so leichtblütiger Natur waren, geht daraus hervor, daß jezt, zwei Monate nach dem Aufstande, noch auf's Ernstlichste an eine längere militärische Occupation jener Gegend gedacht werden muß, obschon dadurch z. B. eine Stadt wie Brieg, die wegen der bedeutendsten Strafanstalt der Provinz dringend eines militärischen Schutzes bedarf, von demselben entblößt bleibt. Die offizielle Schweigsamkeit ist wohl insofern erklärlich, als die Untersuchung an Ort und Stelle noch nicht beendigt ist, um so unerklärlicher aber die Verhinderung der Privatmittheilungen, da die Regierung gerade bei diesen Vorfällen nicht compromittirt ist. Denn wenn dieselben lediglich aus Verzweiflung und Rachsucht der Weber gegen ihre geldaristokratischen Zwingherren hervorgingen, so konnte die Regierung die Ursachen nicht aufheben, ohne selbst den Charakter gesetzloser Zwingherrschaft anzunehmen. Die Ursachen waren die immer willkührlicher herabgedrückten Arbeitslöhne der Weber und dabei die brutale Behandlung der Fabrikherren, in deren Augen der Fluch der Armuth die fleißigen Arbeiter gewissermaßen zu Parias der Gesellschaft stempelte, nämlich derjenigen, wie sie nach dem geldaristokratischen Prinzipe anerkannt ist. An der Natur dieser Verhältnisse selbst kann keine Macht etwas

ändern, so lange nicht gerade diese Arbeiterklasse durch eine gesetzliche Feststellung der Arbeitslöhne etwa so bevorrechtet ist, wie z. B. Aerzte und Chirurgen mit dem Sostrum. Der Proletarier erleidet im Allgemeinen desto härtern Druck, je mehr sich bei seiner Arbeit eine Concurrenz herausstellt, und dieser Druck artet in's Schrankenlose aus, wo eine unverhältnißmäßige Arbeitermasse sich in einer Gegend bei einem und demselben Erwerbszweige zu betheiligen sucht, wie dieß bei den Baumwollenwebern am Eulengebirge der Fall ist. Die Habsucht einzelner Fabrikanten sezte die Waarenpreise auf den Märkten spottmäßig herab, um durch raschern Absaz im Ganzen und Großen ihre Concurrenten zu überflügeln. Aber der Preisausfall wurde nach ächt kaufmännischem Grundsaze, bei dem das Herz keine Rolle hat, durch Abzug an den Arbeitslöhnen zu decken gesucht, indem nicht die Frage: ob der fleißige Arbeiter dabei noch mit trockenem Brode oder Kartoffeln seinen Hunger stillen, sondern überhaupt nur die ausgedehnteste Möglichkeit der Operation Berücksichtigung fand. Die bisher menschlicher gesinnten Fabrikanten folgten zum Theile diesem Prinzip der Waarenverschleuderung auf Kosten des ohnehin genug gedrückten Arbeiters, um nicht auf den Messen mit ihren Vorräthen ganz in den Hintergrund zu treten, und nur wenige Ehrenmänner unterließen diese in solchem Grade durch allgemeine Handelsconjuncturen nicht gebotene Bedrückung, welche das Volksgericht an den bekannten beiden Junitagen thatsächlich und seitdem die öffentliche Meinung so empfindlich moralisch bestraft hat.

(Fortsezung folgt.)

Leipzig, Juli.

(Fortsezung.)

Der deutsche Buchhandel und der ewige Jude. — Preßgesezgebung.

Brockhaus zur Seite könnte dann gleich ein zweiter großer Mann Plaz nehmen, der Gründer der „Novellenzeitung," Herr Weber, der ebenfalls aus reiner Verehrung des französischen Genius dieß neue Organ gestiftet hat, und nun die wahnsinnigen Phantasien Sue's noch durch Illustrationen dem Volke tiefer in Herz und Geist einzuprägen sucht. Sogar ein dritter großer Mann ist gefunden in dem Vierteljahrsschrift-O. Wigand, dem Erfinder „einer neuen Literatur" und dem Schöpfer des „ersten Buches der freien Presse;" denn auch dieser Mann des Liberalismus wetteifert mit den genannten Herren in Verbreitung der Sue-Literatur (ich hätte beinahe aus Versehen ein a vor das u gesezt) und schreit mit Stentorstimme in die Welt hinein, daß ganz Deutschland seine Uebersezung für die beste halten müsse! Wahrlich, unter so enthusiastischen Schwärmern für das Schöne und Herrliche, das einem mittelst Gold bis zur Fiebergluth erhizten französischen Modeautor entsprudelt, zu leben und Tag für Tag auf der Straße wie im Hause von dem famosen Schuster aus Jerusalem, der sich nun doch endlich die Schuhe an der unverbesserlichen Erde längst abgelaufen haben sollte, sprechen zu hören, zählt mit zu den köstlichen Hochgenüssen, wie außer Leipzig keine andere Stadt in Deutschland sie aufzuweisen haben möchte. Der „ewige Jude" absorbirt, wie billig, alles Interesse an der gesammten übrigen Literatur, und es nimmt mich wirklich Wunder, wie es noch einzelne geschmacklose Menschen geben kann, die deutsche Originalwerke lesen. Vermuthlich gehören diese zu den Stillen im Lande, oder sind Geheimnißmüde und sehnen sich nach einfacherer Geistesspeise, wenn sie auch nicht den prickelnden Reiz der Pariser Garküchenkost haben sollte. Viel ist im Fache der schönen Literatur neuerdings nicht erschienen, was seine Gründe in der hohen Feier der Ausländer hat. Bloß um den Deutschen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erwähne ich einen Roman von H. König: „Veronika," der neben dem Franzosen noch gelesen wird. Ob dieß deutsche Originalwerk neben dem „Juif errant" genannt zu werden verdient, oder mit ihm als dichterisches Produkt in die Schranken treten kann, liegt mir nicht ob, zu entscheiden. Die deutsche Kritik, wenn sie noch eine ehrliche Feder führt, hat vielleicht in Jahr und Tag Zeit, darüber ein kluges Wort zu sprechen; geschähe aber auch dieß nicht, so sind die deutschen Schriftsteller ja sicher, nach ihrem Tode ganz bestimmt ausführlich besprochen und sogar gelesen zu werden, und mehr kann ein bescheidener Deutscher unmöglich verlangen. Außer dem genannten Werke zog gleich beim Erscheinen ein wirklich deutsch geschriebenes Buch: „der ewige Jude," von Th. Oelckers, die Aufmerksamkeit auf sich. Der Verleger hat für gut befunden, auf dem Titel das zweideutige Wort „deutsch" vor den Namen des Autors zu sezen, um jedem möglichen Verdacht, als sey das Buch ein Original, in Zeiten vorzubeugen. Wieder ein Beweis von dem Ansehen, worin deutsche Autoren bei ihrem braven, biedern, gutherzigen Volke stehen! Dennoch ist dieses Buch deutsch, nur leider gar zu flüchtig gearbeitet, um sich Geltung verschaffen zu können. Wirksamer dürfte desselben Schriftstellers Broschüre: „die Bewegungen des Communismus und Socialismus," seyn, die eine kurze historische Uebersicht dieser Zeiterscheinungen enthält und gerade jezt Beachtung verdient, wo Deutschland vielfach von Auftritten erschüttert wird, die, wenn auch nicht durch communistische Grundsäze hervorgerufen, doch ihrem innersten Wesen nach mit ihnen verwandt sind.

Das neue Preßgesez erklärt bekanntlich Schriften über 20 Bogen für censurfrei; dennoch geriethen, wie ich Ihnen schon früher berichtete, Kreisdirektion und Buchhändler über die Interpretation des Wortes „Schrift" in Streit. Da in dubio die Kreisdirektion ihre Auslegung für die richtige ansah, so wandte man sich an das Ministerium, und dieses erließ ein Rescript, wornach aus einzelnen Bänden bestehenden Schriften, die als Ganzes ein Volumen von mehr als 20 Bogen erreichen, nur dann censurfreie Ausgabe gestattet seyn solle, wenn jedesmal eine besondere Erlaubniß dazu eingeholt und erlangt wird. Auch müssen dann solche Schriften nicht bandweise, sondern als fertiges Ganzes ausgegeben werden, sollen sie nicht als in Heften oder Lieferungen erscheinend betrachtet und als solche der gewöhnlichen Censur unterworfen werden. Als Grund für solche Auslegung des neuen Preßgesezes führt das Ministerium an, „weil außerdem mehrere wirklich censurpflichtige Schriften, die nicht wirklich ein Ganzes bilden, zur Umgehung des Gesezes mit einem gemeinschaftlichen Titel versehen und als angebliche Theile eines Ganzen vorgeblich gleichzeitig ausgegeben, in der That aber einzeln verkauft werden könnten." Wagt es dennoch ein Verleger, solche eben erwähnte Schriften ohne vorher eingeholte Erlaubniß zu versenden, so soll eine polizeiliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet und sein gesezwidriges Handeln bestraft werden. In Folge dieses Ministerialrescripts ist das früher mit Beschlag belegte Buch „Russisch-politische Arithmetik" von Dr. Adolph Wiesner, einem Deutsch-Böhmen, wie er sich nennt, wieder frei gegeben worden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 201.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 21. August 1844.

Lessings Stücke, ja jedes Urtheil und Fragment dieses scharfsinnigen Weisen hat Form und ist Form, auch wo er vielleicht irret, auch wo er nur lernet.

Herder.

Ein Beitrag zum Studium Lessings.

(s. Nr. 190 — 195.)

II.

In Miß Sarah Sampson wie in Emilia Galotti steht im Vordergrunde ein schwacher, charakterloser Lüstling, der überhaupt keinen bestimmten Ausdruck haben würde, wenn ihm die Leidenschaft, die ihn zu seinem und anderer Verderben beherrscht, nicht eine gewisse Farbe gäbe. Seine Schwäche verlangt irgend eine entschiedene Leitung, darum wird er von Weibern, von Günstlingen und Bedienten nach Gefallen gegängelt, die ihn durch Widerspruch und Beistimmen, durch Aufreizen und Zurückhalten hin und wider zerren, bis er aus den Irrgängen seiner Leidenschaften und Schwächen keinen Ausweg mehr sieht. In dem älteren Trauerspiel ist es Mellefont, ein vornehmer Engländer, der in liederlicher Gesellschaft sein Vermögen durchgebracht hat, in dem jüngern der Prinz von Guastalla. Aber freilich ist dieser mit dem feinsten Takte behandelt, er ist mit allen weltmännischen Vorzügen ausgestattet, er erscheint in der Form als der gewandteste unter seinen Hofleuten, bei aller innerer Hohlheit weiß er doch mit geistvollen Reflexionen und Schlagwörtern zu prunken, und durch den Schleier einer gewissen Würde für sich zu gewinnen; aber er erschrickt auch nicht vor einem kleinen, stillen Verbrechen, wenn es nützlich ist; er ist ein vollendetes Charakterbild, während sich jener Mellefont bei allem Weltton, der ihm eigen seyn soll, doch ungeschickt genug bewegt.

Dieser Schwächling steht in beiden Trauerspielen in der Mitte zwischen zwei weiblichen Figuren. Es ist das junge, naiv sentimentale Mädchen, die Unschuldige, die eben den ersten Schritt in das Leben thut und sogleich mit ihrem Herzen in schweren Conflikt geräth; ihr gegenüber die alternde, die gefall- und ränkesüchtige, die, von Stolz und eifersüchtiger Wuth gestachelt, vernichten will, was sie nicht mehr behaupten und ihr eigen nennen kann. Wie jene ihre Unschuld und Demuth, hat diese das Talent, den Weltblick, Consequenz des Charakters und in ihrer Weise eine gewisse Großartigkeit für sich. In dem älteren Trauerspiel ist es Miß Sarah Sampson und die Buhlerin Marwood, in dem andern Emilia Galotti und die Orsina; aber beide sind hier natürlicher geworden. Die Tugendpredigerin, dort bereits verführt, ist hier ein einfaches junges Mädchen, das man verführen will; die Buhlerin, die dort auf der Bühne ihre Künste spielen läßt, deren rasende Wuth sich bis zum Mordversuche auf den Geliebten und ihr Kind steigert, ist hier ein gekränktes stolzes Weib, das Alles hingab, um durch die Liebe die Herrschaft über einen Fürsten zu

erkaufen, das sich nun plötzlich verschmäht und verhöhnt sieht. Der Tod soll ihr sichern, was sie im Leben nicht mehr behaupten kann.

Und in der That, es möchte schwer seyn, unter den Schöpfungen der späteren dramatischen Dichter einen Charakter dieser Gattung aufzuweisen, der so in sich geschlossen, so eigenthümlich wäre als diese Orsina. Es ist ein Uebermaß von Liebe und Haß, eine eigenthümliche Mischung von Hingebung und höhnendem Stolze, von phantastischer Zügellosigkeit und grübelndem Tiefsinn, von entfesselter, furchtbar tobender Leidenschaft und reflektirter Rachgier. Sollte man nicht meinen, Lessing habe hier ahnungsvoll einen jener dämonischen weiblichen Charaktere gebildet, wie ihn unsere Tage wirklich gesehen haben? Die Orsina spricht es aus, was der Wahlspruch einer ganzen Richtung in Literatur und Leben geworden ist: „Habe ich es mir jezt merken lassen, daß ich eine Philosophin bin? O pfui, wenn ich es mir habe merken lassen, und wenn ich mir es öfter habe merken lassen! Wie kann ein Mann ein Ding lieben, das ihm zum Troße auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denket, ist so ekel als ein Mann, der sich schminket. Lachen soll es, nichts als lachen, um immerdar den gestrengen Herrn der Schöpfung bei guter Laune zu erhalten.“ Und in einem ähnlichen Sinne sagt ihr Vorbild Marwood: „Wir Frauenzimmer sollten billig jede Beleidigung, die einer einzigen von uns erwiesen wird, zu Beleidigungen des ganzen Geschlechts und zu einer allgemeinen Sache machen, an der auch die Schwester und Mutter des Schuldigen Antheil zu nehmen sich nicht bedenken müßten.“ Und wie beurtheilte man damals diesen Charakter? Nicolai wußte sich die tiefsinnigen Worte der Orsina nur als Aeußerungen des Wahnsinns zu erklären; in einer Anmerkung zu seinem Briefe an Lessing schreibt er: „In diesem Wahnsinne vergißt diese Frau von feiner Lebensart, daß es sich für eine Dame nicht schickt, in gelehrte Dinge sich einzumischen, und stößt im Wahnsinn, da sie sich ganz selbst vergißt, diese Gelehrsamkeit aus.“ *

Endlich findet sich in Miß Sarah Sampson auch schon ein Charakter, in dem, freilich wenig ausgeprägt, die Grundzüge des Marinelli liegen; es ist ein Diener, der mit einer gewissen Befriedigung die Seelenangst seines Herrn zu steigern sucht, mit dessen Schmerzen er hämisch zu spielen scheint: er belauscht die geheimsten Regungen seines Herzens und spricht sie mit überraschender Schärfe aus, noch ehe jener sie sich selbst gestanden hat.

(Fortsetzung folgt.)

* Schriften XIII. 582.

Der Dämon.

(Fortsetzung.)

Ernst sprach ganz behaglich von seiner Berliner Flamme, und da Victorias Kopf an seiner Schulter lag, konnte er den Eindruck, den es auf sie machte, nicht gewahren. Er erzählte, wie der Vater der blonden Lisette hinter das Geheimniß gekommen sey und sie darauf zu seiner Schwester nach Schlesien geschickt habe, von wo aus sie auch noch lange an Ernst geschrieben, die rührendsten Briefe, bis der Vater ihn flehentlich gebeten, das Mädchen aufzugeben und eine andere Wohnung zu nehmen, damit er sein Kind wieder zu sich nehmen könne, dessen Umgang er in seinen alten Tagen so schmerzlich vermisse. Ernst war zu gutmüthig gewesen, um nicht dieses Opfer zu bringen. — „Denn ein großes Opfer war es mir damals,“ sezte er lachend hinzu; „jezt freilich, wo ich dich in den Armen halte, ist es mir nur noch eine angenehme Erinnerung.“

Da bemerkte er auf einmal, daß Victoria weinte. Er hob ihr Gesicht auf, es war von Thränen überströmt. „Um Gottes willen! was ist's denn?“ — „O diese Lisette!“ — „Aber, liebes Kind, das war ja vor vier Jahren, als ich dich noch gar nicht gesehen hatte. Wie kann dich die Erinnerung an dieses arme unschuldige Mädchen betrüben?“ — „Arme unschuldige Mädchen!“ wiederholte die kleine Frau bitterlich weinend; „welchen Antheil du noch an ihr nimmst! O ich bin recht, recht unglücklich! Hätte ich das gewußt, hätte ich gewußt, daß du eine andere liebtest — rede nicht, du liebst sie noch, denn die erste Liebe soll ewig seyn. — Du bist meine erste Liebe,“ sagte sie, indem sie mit neuerwachter Leidenschaft die Arme um seinen Hals schlang. Ernst tröstete sie wie ein Kind; sie wurde auch ruhiger, aber die ganze Nacht über hörte er sie leise weinen.

Seyen wir nicht zu strenge gegen die arme Frau. Es ist zweifellos keine angenehme Empfindung, in den ersten Tagen der Ehe den Mann seines Herzens mit behaglicher Breite die Liebenswürdigkeit und die Liebe einer andern Frau schildern zu hören, doppelt schmerzlich für ein so junges, unverdorbenes, der Welt und ihrer leichten Moral so gänzlich fremdes Geschöpf wie Victoria. Das Alles würde aber dennoch nicht solche Ausbrüche verursacht haben, wenn ihre Liebe zu Ernst nicht eine so erschreckende Leidenschaftlichkeit gehabt hätte. Der Strom ihrer Liebe, von der ersten Kindheit an in den Hintergrund ihres Herzens eingedämmt, so daß sie selbst nichts mehr von ihm wußte, ergoß sich bei Ernsts Bewerbungen über ihre ganze Seele und färbte und durchdrang sie mit seiner feurigen Glut. Es ist kein Glück, so von einem Weibe geliebt zu werden, und Ernst empfand das nur zu bald. Ein verheiratheter Mann liebt, aber er

liebt, wie er alles Ueberflüssige thut, wenn er Zeit hat, wenn die Geschäfte abgethan sind, wenn er dazu aufgelegt ist. Das muß nun eine Frau mit Freundlichkeit und Geduld abwarten können und ihre Liebe immer wach seyn lassen, daß der Mann sie findet, wenn sein souveränes Herz darnach begehrt. Dieß ist das Geheimniß einer glücklichen Ehe zwischen guten Menschen. Dieses Geheimniß verstand aber Victoria nicht, wollte es auch nicht verstehen, vermöge der ungestümen Forderungen, die allen leidenschaftlichen Menschen eigen sind.

Wenn ihr Mann unten mit dem Verwalter beschäftigt war und sie in liebender Sehnsucht, ihn nach mehrstündiger Trennung einmal wieder zu sehen, hinunter zu ihm ging, kam sie immer traurig zurück, und Thränen in ihrem einsamen Zimmer waren die Folge dieser Gänge. Und doch war Ernst nicht schuldig. Wenn seine Frau herein trat, gab er ihr immer die Hand oder einen freundlichen Blick, sprach aber dann ungestört mit dem Verwalter weiter und schien freilich im Drang der Geschäfte oft ihre Gegenwart ganz zu vergessen; erinnerte sie ihn aber daran, so war er immer freundlich, nie ärgerlich über die Störung.

Und damit hätte sie doch zufrieden seyn sollen. Wie viele Männer haben für ihre arme Frau, wenn sie nothgedrungen wegen irgend einer Angelegenheit ihren Gebieter in seinem Zimmer heimsuchen muß, nur einen brummigen Ton oder eine Klage über die Störung in der Arbeit! Und was ist zuweilen diese hochgehaltene Arbeit, wegen der eine arme Frau geschmält wird! Nein, das hatte Victoria nie erfahren und hatte es auch für die Zukunft nicht zu fürchten; denn Ernst war ein feinfühlender Mann, der wohl begriff, was eine liebende Frau werth ist, und der zu ritterlich dachte, um ein Wesen auf irgend eine Art zu kränken, dessen einziger Schutz er selbst war und das sich ihm mit dem maßlosesten, unumschränktesten Vertrauen anheim gegeben, für ewig.

So würde er sogar gehandelt haben, wenn er Victoria nicht geliebt hätte, und er liebte sie trotz ihrer verweinten Augen, ihrer versteckten Andeutungen auf seine ehemalige Liebe, trotz ihres Mangels an Glauben an seine jetzige; ja er liebte sie innig, aber er war ein Mann und konnte nicht, wie Victoria meinte, beim Anblick seiner eigenen Frau jedesmal eine freudige Rührung verrathen, nicht bei ihrem Weggehen den Kopf umdrehen und ihr nachsehen, so lange er sie gewahren konnte, nicht eine ernsthafte ökonomische Unterhaltung abbrechen, weil sie für sie zu langweilig war. Sie that das freilich alles, sie flog ihm entgegen, wenn er in's Zimmer trat, sie eilte an's Fenster, um ihn über den Hof schreiten zu sehen, sie schickte ihre Köchin aus dem Zimmer, wenn ihr Mann gerade während einer Küchenabrechnung hereintrat.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juli.

(Schluß.)

Die Mainzer Advokatenversammlung. — Strafurtheil gegen Studenten. — Kunstreiter. — Theater. — Witterung.

Die unerwartete Ankündigung von dem Unterbleiben der mit so großem Pomp ausgeschriebenen allgemeinen Advokatenversammlung in Mainz machte hier viel Redens und böses Blut. Seit Jahr und Tag sind die hiesigen Advokaten in einen Verein zusammengetreten, der regelmäßig seine Sitzungen hält und sich über die Interessen des Standes berathet. Dieser Verein hatte bereits aus seiner Mitte besondere Abgeordnete gewählt, die als Repräsentanten der Leipziger Advokaten in Mainz sich geriren sollten. Außerdem waren noch Viele gewillt, die dortige Versammlung persönlich zu besuchen, da von der humanen sächsischen Regierung kein Verbot gegen solchen Besuch erlassen worden war. Auch der Literatenverein wollte der Versammlung in Mainz seine Theilnahme an dem Unternehmen wenigstens schriftlich zu erkennen geben und entwarf deßhalb eine Adresse, die nur noch der Unterschrift sämmtlicher Vereinsmitglieder bedurfte, um abgeschickt werden zu können. Da erfolgte die Bekanntmachung vom Mainzer Comité, die bereits reisefertigen Sachwalter mußten ihre Koffer wieder auspacken und die Schriftsteller ihre Adresse ad acta legen. Auch der für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit stimmende Theil des Publikums, der sehr groß bei uns ist und seit Brauns Sendung an und über den Rhein, um dort das öffentliche Verfahren kennen zu lernen und darüber Bericht zu erstatten, bedeutend an Zahl zugenommen hat, murrte sehr laut und war nichts weniger als zufrieden mit der Erklärung des Comités. Man war entschieden der Ansicht, daß die Versammlung trotz der eingetretenen Hindernisse hätte gehalten werden müssen, ja daß selbst eine Auseinandersprengung nicht so nachtheilig gewesen seyn würde, als das gänzliche Unterbleiben derselben. Das Vertrösten auf die Zukunft ist ein sehr leidiger Trost, der oft aufreibender wirkt, als entschiedene Verzweiflung, und wirklich, was in Deutschland noch dazu wegen eingetretener schwerer Hindernisse verschoben wird, das kann man immerhin für aufgegeben und vollkommen begraben halten. Der hiesige Advokatenverein konnte deßhalb die vom Mainzer Comité angekündigte freiwillige Aufhebung nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, und erließ daher an dasselbe eine Adresse, worin er sein Bedauern über das Unterbleiben einer so allgemein gewünschten und dem Sinne unserer Zeit vollkommen angemessenen Versammlung deutscher Sachwalter zu erkennen gab. — In diesen Tagen ist abermals ein Strafurtheil gegen hiesige Studenten gefällt worden, die einer vor Monaten aufgehobenen Verbindung angehörten, der man Schuld gab, daß sie burschenschaftliche Zwecke verfolge. Die Untersuchung hat zwar nicht erwiesen, daß dieser Verdacht ein wohl begründeter gewesen sey, man scheint aber höhern Orts von dem Grundsatze auszugehen, Alles, was nur im Entferntesten an burschenschaftliches Wesen erinnert, von Grund aus vernichten zu wollen, selbst auf die Gefahr hin, durch solche Strenge ungerecht zu handeln und manchem tüchtigen jungen Manne seine Carrière, wo nicht ganz zu zerstören, doch zu unterbrechen und zu erschweren. Das Ministerium, das sich bei dieser lezten Untersuchung die Leitung gleich vorbehalten hatte, bestrafte dießmal drei der Betheiligten mit einjährigem Consil, sieben Andere mit vierzehntägigem Carcer. Es heißt, die Verurtheilten hätten gegen dieses strenge Urtheil appellirt, was, wenn es geschehen ist, jedenfalls erfolglos bleibt, da man

höhern Orts gar nicht geneigt ist, jugendlichen Leichtsinn als Leichtsinn zu betrachten und demgemäß im Fall der Noth zu bestrafen.

Eine Gesellschaft französischer Kunstreiter, die sich seit Anfang Julis hier aufhält, zieht ein zahlreiches Publikum an und ersezt einigermaßen den Mangel an theatralischen Vorstellungen. Die Gesellschaft nennt sich nach dem Cirque national von den Champs elysées in Paris, dessen Ruf sie vorzüglich begründet haben soll. Sie wird von drei ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder, den Herren Cuzent, Lejars und Loisset, dirigirt und leistet wirklich Vorzügliches. Es ist weniger das Neue ihrer Produktionen, was täglich ein lebhaft theilnehmendes Publikum anlockt, als die große Gewandtheit, Schnelligkeit und Grazie, durch welche sich Alle insgesammt auszeichnen. Unstreitig die interessanteste Erscheinung unter ihnen ist Pauline Cuzent, eine eben so kühne und verwegene, als anmuthvolle Reiterin. Sie allein würde hinreichen, stets ein schaulustiges Publikum zu versammeln, und man kann es der für sie enthusiasmirten Männerwelt nicht verdenken, wenn sie das gerade nicht mehr jugendliche Mädchen in der Arena, auf wildem Rappen die Schule reitend, über alle Maßen bezaubernd findet.

Die Umgestaltung der innern Räume des Theaters ist nunmehr beendigt und die Wiedereröffnung dieses Tempels der Kunst bereits für den künftigen Monat angekündigt. Möchte es von jezt an auch wirklich ein Musentempel werden! An geschmackvoller Ausschmückung hat man es, wie ich höre, nicht fehlen lassen, um den so lange stiefmütterlich behandelten Göttinnen einen würdigen Aufenthaltsort anweisen zu können. Auch ein überaus reiches Theaterpersonal ist vorhanden und Schauspiel, Oper und Ballet gleich gut bedacht, wenn auch gerade nicht Namen ersten Ranges unter den neu engagirten Mitgliedern glänzen.

Der Sommer hat sich bei uns troz des neu erschienenen Kometen in einen traurigen Herbst verwandelt. Schon seit Monatsfrist regnet und stürmt es fast täglich, und dabei ist es rauh, wie im November. In den gebirgigen Provinzen hat es sogar mehrmals gefroren, wodurch das Sommergetreide bedeutend gelitten hat, namentlich soll der Hafer an manchen Strecken gänzlich verkümmert seyn. In der Umgegend Leipzigs kann man über Unfruchtbarkeit gerade nicht klagen, es gedeihen hier im Gegentheil alle Feld- und Gartenfrüchte vortrefflich und die Ernte verspricht durchgehends eine gute, wenn auch nicht eine so überreiche wie im vergangenen Jahre zu werden. — Vor etwa acht Tagen beobachtete man sowohl hier wie in andern Theilen des Landes ein prachtvolles Meteor, das die Nacht minutenlang taghell erleuchtete, nicht aber, wie die gewöhnlichen Feuerkugeln, mit einem heftigen Knall zersprang, sondern in tiefster Stille am Horizont verschwand. Die wunderbare Erscheinung zog in der Richtung von Südwest nach Nord in Gestalt einer flackernden Wolke, von deren Ende feurige Flocken abstäubten, über den Himmel und änderte mehrmals ihren hellstrahlenden Farbenglanz, der Anfangs in's Bläuliche spielte, gegen das Ende hin aber in purpurrother Flamme aufleuchtete. Dabei war die Temperatur sehr gemäßigt, ja fast kalt zu nennen, und bald darauf folgten heftige Regengüsse.

Vom Eulengebirge, im August.

(Fortsezung.)

Der Weberaufstand.

Dieß ist das wahre Sachverhältniß, aus dem der schlesische Weberaufstand hervorging. Die auf wenig nahe Fabrikplätze zusammengedrängten großen Arbeitermassen, welche Erwerb suchten, gaben der herzlosen Spekulation, die hier zur Blutsaugerin wird, um dort mit orientalischer Ueppigkeit zu vergeuden, die freche Willkühr in den Arbeitslöhnen möglich gemacht, während eine geringere Anzahl standhaft auf bessere Preise hätte halten können. Nicht die aus der Natur der Verhältnisse hervorgegangene Nothwendigkeit hatte also zu Gunsten der gedrückten Weber noch eine Stimme, sondern lediglich die Humanität des einzelnen Fabrikherrn, der sich schämte, wie ein türkischer Pascha zu leben und zu wohnen, während seine christlichen Mitbrüder, die ihm den Reichthum erwerben halfen, schlechter wie die schlechtesten Hofhunde existiren sollten, da diese in fauler Kummerlosigkeit ihr Brod und ihre Knochen verzehren. — „Freßt Gras und Klee, das ist reichlich draußen gewachsen!" hat einer der Zwanzigerschen Fabrikherren gesagt, als die Weber bei einer neuen Lohnherabsezung demüthig vorstellten, sie könnten kein trockenes Brod mehr kaufen. Diese entmenschten Henkersworte sind zweifellos gesprochen worden, und in ihnen liegt die lakonische Bezeichnung der ganzen Zustände und die Räthsellösung der Aufstände der Arbeiter. Die Regierung kann die Herren Zwanziger wegen ihrer Handlungsweise nicht strafen; denn das preußische Landrecht enthält weder eine Bestimmung der Arbeitslöhne, noch das Gebot der Humanität. Im Gegentheil, sie muß, nach der Einsicht jedes Vernünftigen, die Aufrührer bestrafen und dagegen die Angegriffenen in ihren Eigenthumsrechten und ihren Personen gegen die sich etwa erneuernde Zerstörungs- und Racheswuth kräftig schüzen. Sie hat dabei die schwierige Aufgabe, die hier mit Füßen getretene Humanität neben der kalten, wörtlichen Gesezesstrenge zu repräsentiren, wie es übrigens wirklich geschieht. Erst nach einer solchen Demonstration, wie der Weberaufstand, kann die öffentliche Meinung der Regierung eine indirekte, aber gründliche Verbesserung der dortigen Verhältnisse zumuthen, die außer der gesezlichen Bestimmung zu so schauderhaften Uebelständen sich entwickelt haben. Vielleicht könnte dieß am einfachsten durch eine angemessene Ableitung der Arbeitermassen nach andern Gegenden und Erwerbszweigen hin geschehen; denn der Arbeitskräfte sind keineswegs zu viele. Noch vor Kurzem fehlte es jenseits der Oder an Ziegeleiarbeitern, und aus Oberschlesien ließen sich schon mehrfach Klagen über den Mangel an Händen für den Landbau vernehmen. — Der öffentlichen Meinung steht aber vor Allem ein heiliges Richteramt über das Verfahren jener reichen Blutsauger zu, und sie hat es im vollsten Maße verwaltet. Sie hat ergänzt, wo das Gesez nicht ausreichte, und öffentlich zur Verantwortung gezogen, wo keine staatsbürgerliche stattfinden konnte. Wohin die Kunde der Ereignisse und ihrer Ursachen in der Nähe und Ferne auch drang, überall, in allen Kreisen, empörten sich die Herzen und äußerten ihren Abscheu in den unzweideutigsten, kräftigsten Ausdrücken. Das Bürgermilitär der Kreisstadt Reichenbach, in der Nähe der beiden insurgirten Fabrikdörfer, verweigerte sein Ausrücken zum Schuze der Fabrikanten und besezte nur ein Etablissement unsern der Stadt. Auch hier gab es übrigens Häuser, welche angeblich der Zerstörungswuth der Weber geweiht waren, und schon aus diesem Grunde konnten die Schuzkräfte nicht zersplittert werden. Als aber die Herren Zwanziger, die eigentlichen Urheber des Aufstandes, Zuflucht in der Stadt suchten, wurde sie ihnen verweigert.

(Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 202.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Donnerstag, den 22. August 1844.

— Trifles, light as air,
Are to the jealous confirmations strong
As proofs in holy writ.
Beware of jealousy!
It is the green-ey'd monster, which doth mock
The meat it feeds on.
Shakespeare.

Der Dämon.

(Fortsetzung.)

Victoria konnte das Alles thun, und das thun alle liebenden Frauen und trösten sich damit, daß der Mann der Herr ist, worin ein großer Trost, aber wahrhaftig keine Kränkung liegt: ein Trost, weil von diesem Gesichtspunkt aus jede Frau an Victorias Stelle sich glücklich gefühlt haben würde; denn er gibt den Begriff des Gebens und Empfangens als eines Geschenkes vom Gemahl und Herrn, aber nicht des Gebens und Verlangens als einer Pflicht vom Geliebten, vom Verehrer. Ernst hatte Nachsicht mit ihrer Trauer, mit ihren Klagen über Mangel an Liebe, und es gelang auch seiner freundlichen Sorge immer wieder, sie heiter und froh zu machen.

Etwas, was sie aber durchaus nicht vertragen konnte, war, daß er so oft auf die Jagd ging. Erstens that ihr die Trennung leid, wobei sie sich nicht einmal mit der Nothwendigkeit trösten konnte. Zweitens ängstigte sie sich dann immer grenzenlos um sein Leben. Ernst war aber ein leidenschaftlicher Jäger, und vermochte es nicht über sich, dieses Vergnügen den Thränen und der Angst seiner Frau zu opfern. Er hoffte immer noch, sie werde sich mit der Zeit daran gewöhnen. Wenn er zum Frühstück in seinem grünen Rock kam und die losgelassenen Hunde draußen vor Freude bellten und das Pferd, das ihn zur Jagd tragen sollte, im Hofe lustig scharrte, dann blieben die zierlichen Butterbrode immer unangerührt vor Victoria stehen, und mit thränenden Augen saß sie ihrem Manne gegenüber, der in Hast aß und sein Frühstück auf das eiligste verschlang, um dem Jammer seiner Frau zu entgehen. Und dennoch verbitterte es ihm die Freude, wenn er zur Jagd ritt und den Kopf nach ihrem Fenster drehte, daß sie nie daran stand, wie sonst. Er wußte freilich nicht, daß sie weinend hinter der Gardine lauschte und dem Manne ihres Herzens, der sie grausam verließ, um einer Todesgefahr entgegen zu reiten, so weit nachsah, als sie konnte.

Wenn Ernst die ersten Schüsse fallen hörte, dann war freilich seine Frau und ihr Schmerz vergessen. Ein Jäger hat für nichts anderes Sinn, als für die Jagd, und wenn er den ganzen Tag nicht ein Wild zu sehen bekommt, oder seine Büchse versagt, oder es gießt vom Himmel, oder es friert, daß er ganz steif wird, er ist doch ein glücklicher Mensch und tauschte mit keinem König. — „Von allen unbegreiflichen Dingen," sagte Victoria oft, „ist mir der Jäger das Unbegreiflichste. Welche Mühe, welche Strapazen! und was habt ihr davon? — für einen Andern oft nur einen Hasen zu schießen, ihr, die ihr sonst so egoistisch und so bequem

seyd! Sollte es wohl die Mordlust seyn, was euch bei dem Gewerbe so verlockend ist?" Ernst lachte nur immer als Antwort auf solche Reden.

Wenn er fort auf der Jagd war, brachte Victoria meistens ihre Zeit in seinem Zimmer zu. Hier unter seinen Büchern, seinen Pfeifen kam es ihr vor, als sey sie ihrem geliebten Manne näher. Einmal, als sie in seinem Bücherschrank kramte, fiel ihr ein kleines Buch in die Hände von besonders zierlichem Einband. Es waren die Gedichte von Hölty. Victoria kannte sie nicht und schlug sie auf. Da stand auf der ersten Seite, kaum leserlich, so fein war es geschrieben: Von deiner L. „Von seiner L.! O Gott, also hat er noch Liebespfänder von ihr!" Und nun erinnerte sie sich unglücklicherweise, daß sie dieses Büchelchen einmal in seiner Hand gesehen, und daß er es, als sie in's Zimmer trat, schnell zusammengeschlagen und auf das Bücherbrett gestellt.

„Er liebt diese Lisette immer noch!" rief sie; „wie würde er sonst ein von ihr geschenktes Buch bewahren und in einsamen Stunden darin blättern und es bei meinem Eintritt verbergen?" Und sie gab sich rücksichtslos ihrem Schmerze hin und weinte den ganzen Tag und aß nichts und verzehrte sich im Gram.

Abends kam Ernst besonders fröhlich nach Hause, er hatte eine vortreffliche Jagd gehabt und brachte eine ganze Tasche voll selbst geschossener Rebhühner mit. Er war so vergnügt, daß er gar nicht daran dachte, seinen Jagdapparat abzulegen, sondern gestiefelt und gespornt, die Flinte in der Hand, die Waidtasche über der Schulter in Victorias Zimmer trat. Zu seinem größten Erstaunen war es da stockfinster. Er ging in sein Zimmer und schellte dem Bedienten. — „Warum hast du die Lampe in dem Zimmer meiner Frau nicht wie alle Tage angezündet?" — „Als ich es thun wollte, wurde mir befohlen, noch zu warten." — „Wo ist denn meine Frau?" — „Ich weiß es nicht."

Kopfschüttelnd und besorgt nahm Ernst ein Licht und ging abermals in Victorias Zimmer; sie war nicht da, aber ihr Schreibtisch zeigte, daß sie kürzlich daran beschäftigt gewesen, ein angefangenes Gedicht lag darauf, das mit den Worten anfing:

O läg' ich doch im kühlen Schoos der Erde!

Ernst erkannte die Handschrift seiner Frau und legte es erschüttert hin, ohne weiter zu lesen. Er ging nach dem nächsten Zimmer, Victorias Schlafzimmer, und öffnete die Thüre. „Victoria, Victoria!" Keine Antwort. Als er die Thüre wieder schließen wollte, hörte er ein leises Schluchzen; er blieb horchend stehen, vom Bette seiner Frau her vernahm er unterdrücktes Weinen. Er ging darauf zu und schlug die Vorhänge auseinander. Da lag sie wirklich, angekleidet, aber das Haar in Unordnung, die Hände vor das Gesicht gedrückt. „Victoria, um Gotteswillen, was ist dir? bist du krank?" — „Nein, nein, aber geh und laß mich allein sterben!" — „Liebes Kind, ich bin ernstlich um dich besorgt; sage mir, was dir fehlt, mein süßes Kind!" Und indem er diese Worte im weichsten Tone sprach, beugte er sich nieder und küßte den Theil ihrer Stirne, den ihre kleinen Hände nicht bedecken konnten. Aber sie brach nur in heftiges, krampfhaftes Weinen aus, und als Ernst mit Gewalt ihr die Hände vom Gesicht nahm, war es todtenbleich, die Augen vom Weinen geschwollen und ihre Züge schmerzhaft verzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zum Studium Lessings.

(Fortsetzung.)

Es wäre überflüssig, auf die meisterhafte Exposition der Emilia Galotti hinzuweisen; in steigender Entwicklung werden wir mit Emilia und Orsina bekannt gemacht und die Gestalten beider stehen im vollsten Leben und in scharfer Charakteristik nach allen ihren Verhältnissen vor unserer Seele, ehe wir sie noch mit Augen gesehen haben. Wir hören ihre Namen, wir sehen ihre Bilder, von ihren Gesichtszügen werden wir zu ihren Charakteren, ihren Schicksalen und Hoffnungen hingeführt; sie sind die beiden Kräfte, welche die Tragödie in Bewegung setzen, wir sind auf das Kommende vollständig vorbereitet. Bekanntlich ist seit Lessings Zeiten über die Herbeiführung der tragischen Katastrophe viel gestritten und gerechtet worden. Schon nach den ersten Vorstellungen auf der Berliner Bühne schreibt Nicolai an Lessing: * „Viele haben es nicht begreifen können und halten es für unnatürlich, daß der Vater seine geliebte Tochter bloß aus Besorgniß der Verführung erstechen könne;" und er selbst wünscht, wenn er auch die Macht der Verführung einsieht, zu besserer Begründung des Schlusses nicht allein davon zu hören, sondern auch etwas davon auf den Brettern zu sehen. Engel, der größte Verehrer Lessings, erklärte die Katastrophe geradezu für unmotivirt, und Schlegel sagte, mit Leichtigkeit entziehe man sich den mühsam gestellten Voraussetzungen, auf denen sie ruht.

Freilich würde der Tragik, die in der schrecklichen Alternative liegt, in der sich der Vater befindet, zwischen Entehrung und Tod seines Kindes, Tod durch seine

* Schriften XIII. 580.

eigene Hand wählen zu müssen, ihr würde die Spitze abgebrochen werden, wenn dieser Tod nicht durch eine innere Nothwendigkeit geboten wäre, wenn es hier noch einen andern Ausweg gäbe. Ein Mord hat den Weg für den Tyrannen geebnet, man reißt das wehrlose Mädchen aus den Armen ihrer Eltern, man sucht ihren schon angegriffenen Ruf vollends zu vernichten, der Gemordete soll einem Begünstigten zum Opfer gefallen seyn, mit der nichtswürdigsten Verhöhnung des Rechts soll sie einer Untersuchungshaft übergeben werden, der Ort der Haft soll das Haus der Verführung seyn, wo man ihren moralischen Untergang vorher sieht. Sie ist schon in den Händen der Machthaber, darum schreitet der Vater zum Aeußersten, er greift zum Dolche, um das Truggewebe mit Einem Schlage zu vernichten. Wären die Beweggründe durch diese Auffassung erschöpft, so wäre Emilia das willenlose Opferlamm, das man zur Schlachtbank hinreißt, ohne irgend eine Schuld. In dieser Gestalt erscheint die Virginia in der Erzählung des Livius: um sie her tobt der Kampf der Leidenschaften, sie selbst steht unbewegt im Mittelpunkte des Ganzen; ohne innern Antheil betritt sie den Schauplatz, ohne innern Antheil geht sie zum Tode. So ist sie keine tragische Figur; sie muß sich bei den Kämpfen, die das Ganze bewegen, betheiligen; ein reiner Opfertod ist undramatisch.

Aber Emilias Tod ist auch kein reiner Opfertod, ihr Untergang ist keine Abwehr künftiger Schuld, er ist die Folge einer realen Schuld, mit der auch sie behaftet ist; aber freilich sind diese Verhältnisse auf die äußerste feinste Spitze gestellt. Konnte sie nicht aller Verführung ihre innere Reinheit, ihre moralische Kraft entgegensetzen, um sie unwirksam zu machen? Sie selbst sieht einen solchen Kampf voraus, aber sie sieht auch die Unwahrscheinlichkeit voraus, ihn siegreich zu bestehen. Was sollten sonst die Worte in dem lezten Akte: „Ich habe Blut, so jugendlich warmes als eine, auch meine Sinne sind Sinne, ich stehe für nichts u. s. w." Und dennoch müssen diese Worte räthselhaft scheinen, wenn man sie nicht im Zusammenhang mit Früherem betrachtet. Hatte Emilia nicht im Hause der Grimaldi den Prinzen gesehen? hatte sie sich nicht viele Tage lang bemüht, durch religiöse Uebungen den Tumult zu stillen, der dort in ihrem arglosen Herzen erregt wurde? So erscheint sie zuerst vor uns; sie ist von dem Gifthauche der Schuld schon angeweht, da tritt der Verführer zum zweitenmal zu ihr, sie flieht in die Arme ihrer Mutter, ihr Herz treibt sie, das Geschehene ihrem Bräutigam mitzutheilen; doch auf den gewöhnlich lebensklugen und zweideutigen Rath der Mutter, welche die Eifersucht zu wecken fürchtet, unterläßt sie es; sie schweigt, und ihr Schweigen bringt ihr den Tod. Hätte sie gesprochen, so war Appiani vorbereitet, er konnte Marinellis Plane durchschauen und seinen Schlingen entgehen, in die er nun ungewarnt hineinstürzt, und aus seinem Tode ergibt sich das Uebrige. Also auch sie ist in dieser Verkettung von Umständen, die mit ihrem Tode endet, nicht ohne Schuld, nur ist diese mehr angedeutet, als scharf ausgesprochen.

Gervinus hat gewiß sehr richtig dieses Trauerspiel eine christliche Schicksalstragödie genannt. Er weist besonders darauf hin, daß es die Orsina ist, die zu Emilia's Tod den Dolch bringt; der Dolch, der dem Verführer bestimmt ist, muß durch eine eigenthümliche Wendung statt seiner die Verführte treffen. Aber nach Lessings Andeutungen kann man noch mehr sagen. Schon die Nähe des Lasters, sein unmerklicher Einfluß ist es, der einem unschuldigen Mädchen den Tod bringt; es ist der Frevel, der sie leise in seine Zauberschlingen hineinzieht, der ihr die Schuld gleichsam einimpft und sie dann moralisch und physisch tödtet. Welche grauenvollere Schicksalstragödie wollen wir als diese Auffassung der geheimen Schuld, die wie ein schleichendes Gift durch die Menschheit hindurch geht, dieser sittlichen Krankheit, die sich in den geheimsten Regungen des Herzens von einem zum andern fortpflanzt, von der wir hier ein reines Wesen voll des besten Willens ergriffen und ihr unterliegen sehen, ehe sie nur ahnt, in welches Unheil sie verstrickt ist! Man glaube nicht, daß ich hier dem Dichter etwas unterlege, was er nicht beabsichtigte. Man achte nur auf die freilich stets übersehenen, aber doch so gewichtigen Worte Emiliens in ihrer ersten Scene: „Daß fremdes Laster uns wider unsern Willen zu Mitschuldigen machen kann!" Sie geben, wie mir scheint, den Schlüssel zum Verständniß des Ganzen, hier spricht Lessing die Idee aus, die er in der Gestalt des Kunstwerks darstellen wollte; es ist, um es mit Einem Worte zu sagen, die Erbsünde.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Eulengebirge, im August.

(Fortsetzung.)

Der Weberaufstand.

Nicht anders ging es den Herren Zwanzigern in dem zwei Meilen entfernten Schweidnitz, wo ebenfalls die Stadtbehörde den Protest der Bürgerschaft und vielleicht Unruhen befürchtete. Niemand wollte die wie mit einer moralischen Pest behafteten und von der öffentlichen Meinung gebrandmarkten Flüchtlinge bei sich aufnehmen, und

erst in dem großen Breslau fanden sie einen stillen Zufluchtsort. Aber auch hier sollen jüdische Stimmen sich haben vernehmen lassen: „Was denkt Herr L., daß er die Pest von Peterswaldau bei sich beherbergt! Haben wir nicht deßwegen schon von den Breslauern zu leiden gehabt mit Fenstereinwerfen und andern Chikanen?" — In der That ist in der neuern schlesischen Geschichte eine ähnliche Prangerstellung vor der öffentlichen Meinung, wie die Herren Zwanziger sie erlebten, nicht vorhanden, und die Zeitungen haben für dieses moralische Gericht auch in den übrigen Provinzen der Monarchie und im Auslande gesorgt. Seit einiger Zeit bewohnen sie wieder ihr in nothdürftiger Einrichtung hergestelltes Haus in Peterswaldau, wo Abends der ungestillte Volkshaß ihnen oft die Fenster einschlägt, und die verbotene Marseillaise der Weber vorgepfiffen, statt vorgesungen wird, was bekanntlich am 5. Juni die Excesse einleitete.* Von der lezten Messe in Frankfurt a. d. O. mit Extrapost zurückkehrend, ließen übrigens die Herren Zwanziger aus den schmetternden Tönen des Postillons die Peterswaldauer entnehmen, daß sie noch gutes Muthes seyen; auch hat die erhaltene Lehre sie noch zu keiner Erhöhung der Arbeitslöhne vermocht, so daß der Weber bei ihnen nur 20 Sgr., statt, wie bei andern Fabrikherren, wöchentlich einen Thaler erwirbt. — Zur nähern Beleuchtung der Vorfälle am 4. und 5. Juni mag noch Folgendes aus zuverläßiger Quelle dienen. Die Zerstörungsakte in den verschiedenen Etablissements zu Peterswaldau und Langenbielau geschahen, ohne Begleitung großen Lärms, mit so scharf abgegrenzten Schritten und so ausgesuchtem Raffinement, daß sich die lange vorhergegangene Ueberlegung und ein sicheres Bewußtseyn der Thäter daraus erkennen läßt. Als einige distinguirte Personen aus Reichenbach und der Umgegend die Zerstörer durch die Vorstellung abzuhalten suchten, daß leblose Möbel und dergleichen doch nicht Schuld an ihren Klagen und vernünftiger Weise nicht Gegenstände ihrer Wuth seyn könnten, antworteten sie ruhig: „Lassen Sie uns nur! Diese Dinge tragen allerdings mit die Schuld an unserem Elende. An ihnen klebt unser Schweiß und Herzblut!" Anfangs soll streng jede Entwendung und selbst jeder augenblickliche Genuß an vorgefundenen Speise- und Weinvorräthen unterblieben seyn. Nur Zerstörung, möglichste Vernichtung war der Zweck der Aufrührer, und in einem Keller stand aus den zerschlagenen Flaschen der Wein hoch. Erst später, als sich eine Menge fremdes, namentlich böhmisches Gesindel von der nahen Grenze zu den Webern gesellt hatte, ergriff auch die Trunk- und Raubsucht ihre Rolle. Zwei Fabriketablissements blieben gänzlich unversehrt; man begab sich nur dahin, um ihren stets humanen Besitzern alle Furcht zu benehmen, und dem Einen derselben, Herrn Wagenknecht, wurde sogar ein Vivat gebracht, wie es in dem andern nach den Ereignissen erschienenen Gedichte heißt. Aus den beiden Liedern der Weber läßt sich ziemlich genau ihre Stimmung gegen die verschiedenen Fabrikherren entnehmen, und der Herren Dierig in Langenbielau, die vor der Welt sich viele Mühe um die Märtyrerkrone gegeben haben, wird darin nicht allzu vortheilhaft gedacht. — Musterhaft war das Verhalten des Militärs, als es endlich vor dem einen Dierigschen Etablissement einschritt. Wenn das Detaschement sich aus dem Hofe desselben in das Wohngebäude selbst zurückzog, wo es hinter den Eisengittern der Unterstuben vor dem furchtbaren Steinhagel der Empörer geschüzt war, so konnte von hier aus in dem eng zusammengekeilten Haufen derselben durch ein paar volle Gewehrsalven ein ansehnliches Blutbad angerichtet werden. Aber der kommandirende Major verschmähte noch fernere Menschenopfer, und die fünfzehn Leben, welche die erste Salve kostete, fielen der Nothwehr und der einzelnen Leidenschaftlichkeit. So ward ein Weberbursche, der einen vortretenden Offizier angreifen wollte, von einem Soldaten dahinter erschossen, und wer einen pfundschweren Stein an den Leib bekam, oder den Kameraden beschädigt sah, drückte wohl nur in augenblicklicher Erbitterung auf den wilden Gegnerhaufen los. Ruhig zog sich unter fortwährendem Steinhagel das Militär nach dem Dorfe Peterswaldau zurück, und gab lieber das Dierigsche Etablissement der Zerstörung Preis, als daß es mit dem Uebergewicht der Feuerwaffen einen blutigen Sieg ertrozte. Am Morgen des 6. Juni kam Geschüz von Schweidnitz, und die am Eingange von Langenbielau zur Demonstration des weitern Verfahrens losgebrannten Schüsse imponirten den Empörern dergestalt, daß sie alsbald auseinanderstoben. — Der Hauptbrand ist gelöscht, aber unter der Asche knistern noch unheimliche Funken. Patrouillen durchstreifen die Berge und die Offiziere haben die gemäßigtsten, zweckdienlichsten Instruktionen. Sie sollen die Stimmung erforschen und den Geist der Unruhe freundlich niederhalten, aber nur zur unabweislichen Gegenwehr von der Waffe, und auch dann nur von dem Bajonnet, nie von der Kugel Gebrauch machen lassen. So wird es dem Proletarier einleuchten, daß die Staatsregierung ihn nicht zu Gunsten der Geldaristokratie unterdrücken will, und daß ihre militärischen Maßregeln lediglich die Aufrechthaltung der Ordnung zum Zweck haben. Für das Militär selbst ist der Dienst in dieser Gegend gerade nicht erhebend. Unter dem großen Friedrich erwarb das preußische Heer seinen Ruhm im Kampfe gegen halb Europa, unter dem verstorbenen Könige ward es siegreich gegen den Weltstürmer Napoleon geführt, und der jugendliche, von nicht minder edlem Geiste beseelte Nachwuchs soll zu seinen ersten ernsten Waffenthaten die traurige Bestimmung haben — einige Tausend halbverhungerter vaterländischer Weber, welche die Häuser ihrer Zwingherrn stürmten, mit dem Bajonnet zu Paaren zu treiben! — Ein trübes Gerücht hat sich unter dieser Arbeiterklasse verbreitet. Es hieß, der König wolle den ehrenwerthen Herren Zwanzigern allen bei dem Aufstande erlittenen Schaden ersetzen. Die Weber sollen für diesen Fall eine Wiederholung des Zerstörungsdramas verheißen haben. Es ist unglaublich, daß dieser Fall eintreten wird, und wir glauben weit eher, der Monarch, den eine höhere Hand am 26. Juli vor der mörderischen Kugel schüzte, werde bei seiner Reise nach Schlesien die insurgirte Gegend besuchen und den armen Verirrten den Trost seines Anblicks gewähren. Möchte er dagegen auch sein Mißfallen denen, welche durch ihre Handlungsweise die zügellosen Gewaltthaten mittelbar herbeiführten, auf eine für die öffentliche Meinung genugthuende Weise zu erkennen geben!

(Schluß folgt.)

* Das Lied, nach der Melodie: „Es liegt ein Schloß in Oesterreich," hat 25 Strophen in Knittelversen und nicht den geringsten poetischen Werth. Es ist entweder sehr künstlich im Webergeiste gedichtet, oder wirklich aus diesem hervorgegangen. Ein anderes, nach den Excessen erschienenes Gedicht schildert das geschehene „Strafgericht" in seinen Hauptmomenten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 23. August 1844.

Illo per extentum funem mihi posse videtur
Ire poeta, meum qui pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falsis terroribus implet.
Horat:

Ein Beitrag zum Studium Lessings.

(Fortsetzung.)

Aber jene Worte sind auch kein bloß hingeworfenes Paradoxon, sie enthalten einen Gedanken, der in dem Systeme Lessings seine bestimmte Stellung einnimmt. In der „Erziehung des Menschengeschlechts," § 74 und 75, wird von ihm der Punkt hervorgehoben, auf den es hier ankommt: „Und die Lehre von der Erbsünde? Wie wenn uns endlich Alles überführte, daß der Mensch auf der ersten niedrigsten Stufe seiner Menschheit, schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sey, daß er moralischen Gesetzen folgen könne?" — Und dennoch, heißt es im folgenden Paragraphen, habe Gott dem Menschen lieber moralische Gesetze geben, als ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen, die sich ohne jene nicht denken lasse. — Also der Zwiespalt wird hier aufgedeckt, der durch die Weltgeschichte hindurch geht und zuletzt auch aller Tragik zu Grunde liegt, der Abstand zwischen der Erscheinung und der Idee, der sich zum Abfalle, d. h. zur eigenthümlichen Schuld des Einzelnen gestaltet, zu der es kommen muß, weil schon in der Erscheinung der Idee ein gewisser Abfall von ihr selbst liegt. Diese uranfängliche Differenz zwischen Sollen und Können, zwischen dem ewigen Anspruch des Sittengesetzes und der Unvollkommenheit des Einzelnen, der eben darin seine Schuld erkennen muß, ist das Schicksal, welches durch Lessings Trauerspiel geht, nicht jenes, das mit eiserner Nothwendigkeit von Außen her blind hineinfährt, sondern das stille, verborgene, das im Hintergrunde des Herzens liegt und sich vom ersten Pulsschlag an fremder Schuld entwickelt. Es bedarf zu seiner Vollendung nicht des äußern Handelns, der Gedanke reift und entwickelt die Schuld vollkommen, und gerade in ihrer verfeinertsten Gestalt tritt sie am furchtbarsten auf.

Bis zu ihrer Quelle also, bis zu dem äußersten Punkte, wohin der Dichter sie möglicherweise verfolgen kann, ist Lessing dieser Schuld nachgegangen; denn was ist es anders, das den Fall seiner Heldin herbeizieht, als die erst gedachte, ja kaum ausgedachte Schuld? So würden wir also für Lessing die erste Behandlung einer Idee in Anspruch nehmen, mit der sich unsere beiden größten Dichter gleichfalls beschäftigt haben. Goethes Thema in den Wahlverwandtschaften, das auch in ähnlichen Verhältnissen durchgeführt wird, ist kein anderes. Paradoxer möchte es klingen, wenn ich hier auch an Schillers Wallenstein erinnere; die Schuld bethätigt sich hier freilich durch die äußere Handlung, aber sie beginnt sich zu rächen von dem Augenblicke an, wo ihr Gedanke ausgebildet ist; die Worte: „müßt ich die That vollbringen, weil

ich sie gedacht?" lassen uns einen Blick in denselben Abgrund thun, der sich auch hier vor uns öffnet.

Von der Heldin unserer Tragödie gilt aber im eigentlichsten Sinne die Charakteristik der Sünde, die Lessing im vierten Beitrage zur Geschichte und Literatur gibt,* wo er von der Mosaischen Erzählung sagt: „Die Macht unserer sinnlichen Begierden, unserer dunkeln Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntniß ist es, welche zur kräftigsten Anschauung darin gebracht wird. — — Faktum oder Allegorie, in dieser Macht allein liegt die Quelle aller unserer Vergehungen, die dem Adam, des göttlichen Ebenbildes unbeschadet, eben so wohl anerschaffen war als sie uns angeboren wird. Wir haben in Adam alle gesündigt, weil wir alle sündigen müssen, und Ebenbild Gottes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts anderes thun als sündigen, daß wir es in uns haben, jene Macht zu schwächen, und wir uns ihrer eben so wohl zu guten als zu bösen Handlungen bedienen können."

Aber die Entwicklung der eigenen Schuld an der fremden, und weiter die absichtsvolle Erregung fremder Schuld durch die eigene, ist ein Gedanke, der sich schon früher durch Lessings Schriften verfolgen läßt. So ruft Mellefont in Miß Sarah Sampson seinem Diener zu: „Verfluche mich in deinem Herzen, aber verfluche auch dich, weil du einem Elenden dienst, den die Erde nicht tragen sollte, und weil du dich seiner Verbrechen mit theilhaftig gemacht hast, dadurch daß du dazu geschwiegen." Der Grundgedanke des Faust, mit dem sich Lessing im Jahre 1758 beschäftigte,** ist der des Schuldigmachens. In der ersten Scene, die in den dramatischen Fragmenten erhalten ist, geben die Teufel Rechenschaft von ihrer Thätigkeit, und wir vernehmen hier in wenigen Worten eine Erzählung, die sich in Emilia Galotti dramatisch vor unsern Augen entwickelt. Wenn Faust selbst sich am Schlusse der zweiten Scene dem Teufel verschreibt, der so schnell ist als der Uebergang vom Guten zum Bösen, so sind hier die Momente, die in der Erbsünde zusammenfallen, zeitlich hinter einander gedacht. Und eben dieser jähe Uebergang wird uns auch in der Emilia wieder vorgeführt; erfüllt sich ihre Schuld nicht gerade da, als ihre Tugend und Frömmigkeit am lautesten gepriesen wird? wird sie nicht im Augenblicke des Gebets in Versuchung geführt, und bringt sie nicht von heiliger Stätte den Ausruf mit, daß fremdes Laster uns wider unsern Willen zu Mitschuldigen machen kann? Die Tragik des Schuldigmachens entfaltet sich nun in ihrer ganzen Furchtbarkeit; Orsina, der Fürst und sein Günstling, der jene Kunst mit wahrhaft mephistophelischer Gewandtheit

* Schriften X. S. 11.

** Brief an Gleim, Schriften XII. 119.

ausübt, treiben sich auf dem einmal betretenen Wege vorwärts, sie ziehen Mutter und Tochter in ihre Schlingen hinein und die Schuld dieser ruft das Verbrechen des Vaters hervor.

Welche Beruhigung könnte es auch gewähren, wenn der Vater nach jenen Vorgängen zuletzt, statt gegen seine Tochter, gegen ihren Verführer den Dolch richtete? Es wäre dann eben der Schluß der schaalen Tragödie, die in den lezten Worten des Vaters mit bitterer Ironie abgewiesen wird, wie ihn etwa Döbbelin hinzuzufügen drohte, als ihm Lessing mit der Vollendung des Trauerspiels zu lange zögerte.* Engel bemerkte, die moralische Möglichkeit, den Fürsten zu morden, müsse dem Vater näher liegen, und wirklich sehen wir ihn in einem Augenblick dazu entschlossen. Doch scheint es der gesetzmäßigen Starrheit, in der er auftritt, angemessener, das Recht, wenn es seyn muß, lieber durch Vernichtung des Seinen, als durch einen Angriff nach Außen zu wahren. Es ist ein Zug römischen Charakters, der ihm hier von seinem Vorbilde geblieben ist; wenn auch Virginius, nachdem er von sich und den Seinen die Schande abgewehrt hat, zur allgemeinen Erhebung gegen den Tyrannen aufruft, so lehnt er es doch ab, an der neuen Gestaltung des Staates, die daraus hervorgeht, Theil zu nehmen: nec in perturbata republica eos utile est praeesse vobis, qui proximi invidiae sint, sagt er bei Livius.

(Fortsetzung folgt.)

* Leben von Karl Lessing, S. 332.

Der Dämon.

(Fortsetzung.)

„Victoria, ich beschwöre dich, sprich oder ich werfe mich wieder auf's Pferd, das noch gesattelt seyn wird, und reite in die Stadt, um den Arzt zu holen." — Da richtete sich Victoria auf, griff unter ihr Kopfkissen, und das bewußte Bändchen hervor holend, legte sie es in die Hände des erstaunten Ernst. „Was soll ich damit, Kind?" — „Was du damit sollst? O Gott, wie er sich verstellt! Sieh es nur an; das habe ich gefunden!" — „Nun, und?" — „Nun, und in deinem Notizenbuch eine blonde Haarlocke." — „Die Haarlocke ist von Lisette; sie lag darin, als sie es mir schenkte." — „O Gott! und hast du mir nicht gesagt, das Notizenbuch sey von einer deiner Schwestern?" — „Habe ich das, Kind?" sagte Ernst lächelnd; „ja, da bist du Schuld mit deiner Eifersucht; da habe ich dich belogen, nur um mir einen der

wenigen sonnigen Tage meiner Ehe nicht zu verkümmern. Das Notizenbuch ist von Lisette."

„O Gott, o Gott!" jammerte Victoria wieder. — „Aber sage mir doch nur," sprach Ernst, im Begriffe ärgerlich zu werden, „was du hier mit Höltys Gedichten willst?" — „Sieh nur das erste Blatt an." — „Nun ja, da steht: von deiner L.; was ist's denn nun weiter? du weißt ja Alles." — „Ich wüßte Alles! Kein Wort wußte ich davon, daß du noch Liebespfänder von ihr bewahrst, kein Wort, daß du in einsamen Stunden dich an ihrem Anblicke labst!" — „Kind, Kind, sey vernünftig, sonst wird es mir zu toll! Du bist eine gescheidte, talentvolle Frau, voll der besten Eigenschaften; dein Herz ist rein, dein Charakter wohlwollend und fest, und ich erkenne täglich dankbar an, welchen Schatz mir der Himmel in dir geschenkt hat; aber deine unglückliche Reizbarkeit und Eifersucht sind im Begriff, den Werth aller deiner übrigen guten Eigenschaften zu vernichten. Wir sind jezt zwei Monate verheirathet, und es ist beinahe kein Tag vergangen, wo nicht eine Erinnerung an diese arme Lisette dir gekommen wäre, diese Lisette, an die du wahrhaftig nicht zu denken brauchtest, wie es überhaupt unbeschreiblich lächerlich ist, daß du eifersüchtig bist. Keine Frau auf der Welt hat weniger Ursache dazu als du. Es ist beinahe kein Tag vergangen, wo nicht ein von mir absichtlos gesprochenes Wort, ein unterlassener Blick, eine zufällige Bewegung von dir auf's schlimmste ausgelegt worden wären und Thränen in deine Augen gelockt und mir dadurch meine Stimmung stundenlang verdorben hätten, denn ich liebe dich zu herzlich, als daß ich dich leiden sehen könnte. Darum, Victoria, ändere dich, und mir zu Liebe fasse dich gleich und stehe auf und mache unsern Thee, damit wir einen heitern Abend zusammen haben."

Aber Victoria rührte sich nicht. Es war weniger Eigensinn als wirkliche Unfähigkeit. Die leidenschaftliche Frau hatte den ganzen Tag über sich dergestalt ereifert, daß sie nicht im Stande gewesen wäre, ihre abendlichen häuslichen Geschäfte wie gewöhnlich zu verrichten. Sie fühlte sich an allen Gliedern wie gebrochen und innerlich vernichtet, und sie war in diesem Augenblick viel zu aufgeregt, um die Vernunft in Ernsts Rede zu würdigen. Vernunft ist wie die Liebe, sie wird nur von Verwandtem begriffen und erfaßt. Victoria war in allem vernünftig, nur nicht, was ihr Verhältniß zu Ernst betraf; da war sie zu leidenschaftlich.

Sie blieb also liegen und Ernst trennte sich zum erstenmal im Groll von ihr. Er war ein zu einfacher, klarer, gemäßigter Charakter, um diese Ausbrüche begreifen zu können, und sie erschienen ihm in einem gehässigeren Licht, als sie es eigentlich verdienten; sie erschienen ihm als Launen — das Wort, womit die Männer, wenn von Frauen die Rede ist, so freigebig sind. Victoria hatte das größte Unrecht, das ist nicht zu läugnen, und Ernst ist es zu verzeihen, daß der Faden seiner Geduld riß; denn er wußte sich wirklich nicht mehr zu helfen, und troß aller Sanftmuth und Nachgiebigkeit wurde die Reizbarkeit seiner Frau mit jedem Tage ärger. — Er trank den Thee allein, verdrießlich, in seinem Zimmer, und ging nicht mehr hinüber zu ihr, die beinahe in bewußtlosem, ganz abgespanntem Zustande auf ihrem Bette lag.

Am Morgen, als Ernst erwachte und ihm die gestrige Scene einfiel, zogen sich tiefe Falten auf seiner Stirn zusammen, und er beschloß, das müsse anders werden. Nun machte er es aber, wie es die Meisten machen: er fiel aus einem Extrem in's andere; was er früher durch zu großes Nachgeben, zu leichtes Verzeihen, zu liebevolles Uebersehen ihres Fehlers nicht bewirkt hatte, das sollte jezt mit Strenge vollführt werden. Daß er würdevollen Ernst, nachsichtsvolle Gerechtigkeit und liebendes Zurechtweisen seiner Frau hätte sollen zu Theil werden lassen, das fiel ihm nicht ein.

Er ging hinüber, Victoria lag noch zu Bette; sie sey krank, sagte ihr Mädchen, öffnete ihm aber die Thüre. Blaß und zitternd, sie hatte kein Auge geschlossen, lag sie da. Als er sie so sah, wollte schon sein Herz von Mitleid überwallen, aber er faßte sich und sagte hart, wie zu einem Kinde: „Nun, Victoria, hast du es jezt überlegt und siehst du nun ein, wie du mich gestern gekränkt hast?"

Victoria aber war die ganze Zeit über durch die viel zu weit getriebene Nachsicht ihres Mannes verzogen und deßhalb durchaus nicht aufgelegt, auf solch einen Ton zu hören. Sie drehte deßhalb ihr Gesicht der Wand zu und gab ihm gar keine Antwort. „Victoria, wenn du das Schauspiel von gestern Abend heute fortspielen willst, so bleibe ich weder als Zuschauer, noch als Mitspieler. Ich bin heute wieder zu einer Jagd geladen, hatte aber abgesagt, um dich nicht zwei Tage hinter einander allein zu lassen. Wenn du jezt aufstehen willst und freundlich mit mir seyn, wie gewöhnlich, so will ich mit Vergnügen zu Hause bleiben; willst du das aber nicht, so reite ich wahrhaftig sogleich wieder auf die Jagd. Jezt rede."

Victoria schwankte einen Augenblick, denn daß es ihrem Manne ernst mit seiner Drohung sey, fürchtete sie wohl. Als er aber ärgerlich: „nun, Victoria?" sagend, mit strengem Gesicht vor ihr Bett trat, überwand der kindische Troß in ihr, und sich all der Fälle erinnernd, wo ihr Mann immer und immer nachgegeben hatte, sagte sie kurz: „Reite nur auf die Jagd; ich will dich deinem Vergnügen nicht entziehen." — „Victoria," sagte er weicher, „ist das dein Ernst?"

Durch sein Schwanken jezt nur fester in ihrer bösen Stimmung werdend, und immer mehr hoffend, er werde doch nicht gehen, sagte sie laut: „Ja, ja.“ Und Ernst — ging; mit einem kurzen Adieu war er zur Thüre hinaus. Sie warf einen Mantel um und ging an's Fenster, um zu sehen, ob er wirklich gehe. Da hörte sie ihn aus seinem Fenster herausrufen: „Georg, sattle mir das Pferd.“ — „Den Braunen, Herr?“ — „Nein, der ist zu müde von gestern, den neuen Schimmel.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Eulengebirge, im August.

(Schluß.)

Der Weberaufstand.

Die bisherige Untersuchung hat ergeben, daß keine propagandistischen und communistischen Umtriebe bei den Vorfällen im Spiel waren, wie französische Blätter voraussezten. Eher ist es wahrscheinlich, daß einige warmblütige Freunde des gedrückten Proletariats die längst gährenden Gemüther zu der geschehenen vandalischen Demonstration veranlaßten, weil z. B. die Verhaftung eines unserer bekannten Publicisten, Eduard Pelz, damit in Verbindung zu bringen ist. — Die ausländische Presse hat einzelne seichte und für den unbetheiligten Leinenweber vielleicht schädliche Urtheile über den Aufstand der Baumwollenweber gebracht, deren Berichtigung keinenfalls überflüssig ist. Man hat nämlich gesagt, die deutsche Wohlthätigkeit, welche neben milden Gaben den schlesischen Webern auch Bestellungen auf Leinen gab, habe diese die Arbeit bei den bisherigen Brodherren vernachlässigen lassen; sie wären bei denselben stark im Vorschuß gewesen, und hätten die Vernichtung der Schuldbücher und dabei die Befriedigung alter Rache in der Zerstörung der Etablissements und Wohngebäude der Fabrikanten am kürzesten gefunden. Wer die Verhältnisse kennt, muß über die Herausfindung solcher Motive lächeln. Nur dem Nothstande der schlesischen Leinenweber haben die öffentlichen Sympathien gegolten, und dabei wieder vorzugsweise nur dem in gewissen Distrikten. Dieser auf's Aeußerste gestiegene Nothstand hat seine Ursachen theils in den gänzlich gesunkenen Handelsconjunkturen für Leinen, theils in der bedeutend verschlechterten Beschaffenheit der Manufakturwaare. Der Absaz hat sich, außer den übrigen ungünstigen Einflüssen, im selben Maße noch mehr vermindert, als die schlesische Leinwand ihre frühere berühmte Güte verlor, wozu die Leinenhändler durch unvollkommenes Maschinenflachsgarn und die angewandte chemische Bleiche beitrugen, am meisten aber die Weber durch die Lieferung der rohen Leinen aus verschlechtertem Handgespinnst. Größtentheils hatte daran ihre Mittellosigkeit bei ihren selbstständigen Erwerbsverhältnissen die Schuld. Denn sie fertigen die Waare auf eigene Rechnung, indem sie das nöthige Garn dazu selbst kaufen, oder vielmehr leider bei den Garnhändlern zu den höchsten Preisen und von schlechter Beschaffenheit auf Kredit entnehmen, wie der arme Spinner zuvor unter denselben drückenden Umständen den schlechtesten Flachs. Das fertige kleine Gewebe bringt nun der eigentliche kleine Fabrikant auf den nächsten wöchentlichen Leinenmarkt, wo er es bei den reichen Leinenkaufleuten, welche ihre rohen Waareneinkäufe dort besorgen, um jeden Preis absetzen muß; denn eine ganze fleißige Familie hat mit ihm ihre nächste Hoffnung darauf gesezt. Der Kaufmann bietet aber oft dem Dürftigen für die bei vierzehn bis sechszehn Stunden täglicher Arbeit gefertigte Waare, theils in Folge der wirklich schlechten Conjunkturen, theils aus unbarmherziger Gewinnsucht, einen solchen Spottpreis, daß dadurch kaum mehr als die meist noch verschuldete Garnauslage gedeckt wird. Unter Seufzen und Thränen muß er nun bisweilen das mühevolle Werk hingeben, um nur für die nächsten Tage den Hunger seiner Familie zu stillen, während ihm als Arbeitslohn fast nichts davon übrig bleibt, wohl aber die Schuld an den Garnhändler. Es ist einleuchtend, welche Höhe die Noth dieser Arbeiterklasse unter solchen Umständen erreichen mußte. Die Leinenweber bewohnen den größten Theil des Mittel- und Hochgebirges, wo sie dem dürftigen, unfruchtbaren Ackerfleckchen neben ihrer baufälligen Hütte mühsam die Kartoffeln und vielleicht ein wenig Haferbrod abringen. Die Baumwollenweber aber, deren Erwerbsverhältniß ein ganz anderes ist, sind meist in dem volkreichen Reichenbacher Kreise zusammengedrängt. Hier, auf der östlichen Seite des Eulengebirges, ziehen sich in der Nähe der freundlichen Kreisstadt meilenlange gewerbfleißige Dörfer hin, wie sie in ganz Deutschland wohl nicht wieder angetroffen werden. Von besonderer statistischer Bedeutsamkeit ist Langenbielau, ein schlesisches Leeds mit 12,000 Einwohnern, nächst ihm Peterswaldau, dicht am Fuße des Gebirges, mit mehr als 5000 Einwohnern und 28 Wassermühlen. In beiden Orten, den Schauplätzen der vielfach besprochenen Unruhen, wohnen sehr reiche, betriebsame Fabrikanten, von denen Manche neben den Maschinen mehrere tausend Weber als Lohnarbeiter beschäftigen. Sie liefern für die Stühle derselben das Wollengarn und zahlen für das fertige Webe einen möglichst kärglichen Preis, dessen von den Herren Zwanziger zuerst weiter versuchte Herabdrückung die bekannten Folgen hatte. Der abhängige Baumwollenweber war nach den bisherigen Erfahrungen in seiner Existenz einigermaßen gesicherter, als der Leinenweber, insofern er seinen geringen Erwerb als reinen Arbeitslohn wenigstens ohne Kummer und Verlust verzehren konnte. Da nun durch die öffentliche Mildthätigkeit nicht dieser, sondern der andern bedrängten Weberklasse geholfen wurde, so ist es wohl möglich, daß sie bei solcher Betrachtung und bei der drohenden Entwerthung ihrer Arbeit auf den Gedanken kamen, sich durch terroristische Demonstrationen selbst zu helfen. Nur auf diese Weise hätte der alberne Vorwurf: die schlesische Presse habe durch die Besprechung der Webernothzustände die Aufstände in jenen beiden Dörfern herbeigeführt, einen Schatten von Grund. Sollen aber solche subtile Rücksichten Geltung haben, so dürfen sociale Uebelstände überhaupt nicht öffentlich besprochen werden, was doch wahrhaftig sehr an der Zeit ist. — Auch ohne die Mitwirkung der Zeitungen konnten übrigens die Baumwollenweber erfahren, daß sich in Schlesien Vereine zur Unterstüzung der Leinenweber gebildet hatten, was jedenfalls den wesentlichsten Einfluß, wenn ein solcher von außen her durchaus gedacht werden soll, auf ihr revolutionäres Unternehmen haben mußte. Wenn aber auch dem einen und andern Weber bisweilen wirklich eine Zeitung mit einem Artikel über die Nothstände der Leinenweber zu Gesicht kam, so ist daraus im Verhältnisse zu den erlebten Thatsachen entweder nichts oder nicht viel herzuleiten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 24. August 1844.

> Angst und Kummer, Reu' und Schmerz
> Quälen dieses arme Herz.
> Ach, so drängt' und quält' ich ihn,
> Und nun ist der Arme hin!
>
> Goethe.

Der Dämon.

(Fortsetzung.)

„Er geht wirklich!" jammerte Victoria, und er ging wirklich, denn nicht lange, so hörte sie das neue wilde Pferd das Pflaster mit den Hufen schlagen, und bald darauf sah sie ihren Mann es mit starker Faust lenken, daß es im Gebiß schäumte, und rechts und links gehend, wie tanzend seinen Reiter zum Hofthore hinaustrug. Victoria wollte das Fenster aufreißen und ihm nachrufen; aber sie besann sich und verharrte in ihrem Eigensinn.

Als er ganz aus ihren Augen verschwunden war, machte sie sich wieder die bittersten Vorwürfe, daß sie ihn hatte ziehen lassen; aber es war zu spät. Es ist so sonderbar, daß die meisten Menschen einen Ruhm darin suchen, nicht nachzugeben, während das Nachgeben doch eine der lobenswerthesten Tugenden ist. Diese Bemerkung machte jezt Victoria, aber, wie gesagt, zu spät.

Es mochten seit dem Wegreiten ihres Mannes zwei Stunden verflossen seyn, da hörte sie Pferdegalopp auf der Landstraße, die am Gute vorüber führte. Als das Pflaster des Hofes davon erdröhnte, rief sie, in unsäglicher Freude aufspringend: „Er ist es! er kehrt zurück!" Aber an's Fenster eilend, sah sie, daß es ein fremder Bedienter war, der, ohne abzusteigen, leise mit ihren Leuten sprach. Das Schlimmste ahnend, riß sie das Fenster auf, hinunterrufend: „Was ist's?" Nachdem ein fragender Blick, den er auf die Leute des Hauses warf, von diesen mit Kopfnicken beantwortet war, zog der Bediente den Hut und sagte stotternd: „Herr Markland läßt Sie bitten, doch so bald als möglich nach dem Jägerhause, zwei Stunden von hier, zu fahren; es ist ihm nicht wohl geworden und er will mit Ihnen zurückkehren." — „Das ist nicht die volle Wahrheit!" rief Victoria bleich; „was ist meinem Mann widerfahren? Sagt mir Alles! Ist er auf der Jagd geschossen worden?" — „Es ist noch kein Schuß gefallen und Herr Markland ist nicht verlezt."

Freier aufathmend, schloß Victoria das Fenster, um sich so schnell als möglich anzukleiden, während der Wagen angespannt wurde. Als man fertig war, band der fremde Bediente sein erhiztes Pferd an den Wagen und sezte sich zu dem Kutscher auf den Bock.

Die Gegend um Marklands Gut war nicht malerisch, aber sehr fruchtbar, flach, mit Obstbäumen und Kornfeldern bedeckt. Der lustige Sonnenschein, der rings um sie her Alles vergoldete, wirkte auch erheiternd auf Victoria und sie fing an, sich Marklands Uebel nur als ein leichtes Unwohlseyn, das ihn in Folge zu großer Erhitzung bei dem Reiten befallen, vorzustellen. Diese

Stimmung wich aber, als sie in den Wald einfuhr. Da bemächtigten sich wieder die düstersten Vorstellungen ihrer Seele und ihr Herz schlug, daß es ihr beinahe den Athem raubte, als sie mitten im Wald, aber auf einem freien Platz, das Jägerhaus, das Ziel ihrer Fahrt, erblickte.

Ein alter Herr stand an der Thüre. Als der Wagen hielt, trat er näher und richtete leise eine Frage an den Bedienten, der herunter gesprungen war. Als dieser bejaht, sagte er zu der zitternden, bleichen Victoria, indem er selbst den Schlag aufmachte: „Verzeihen Sie, daß ich Sie hieher kommen ließ; es geschah aber zu Ihrer eigenen Beruhigung, und ich glaube auch, daß Ihre Gegenwart wohlthätig auf Markland wirken wird. Der Arzt ist eben bei ihm und ich bitte Sie deßhalb, noch etwas zu verziehen, ehe Sie zu ihm gehen.“ — „Was ist's denn?“ vermochte Victoria kaum hervor zu bringen. — „Der Arzt glaubt, daß es weiter nichts ist als eine Hirnerschütterung.“ — „Hirnerschütterung! und wie —“ — „Sein Pferd ist mit ihm gestürzt; ich stand nicht weit davon.“ — „Gestürzt! Allmächtiger!“ — „Beruhigen Sie sich, er ist nicht verwundet, kein blauer Fleck ist zu sehen, er kann sich ganz gut bewegen.“ — „Nun, was ist's denn?“ — „Er redet irre.“

Mit einem lauten Aufschrei schlug Victoria die Hände vor das Gesicht. „Er redet irre!“ — „Ja, aber beruhigen Sie sich, das ist oft der Fall nach einem heftigen Sturz auf den Kopf und vergeht nachher. Vielleicht hat er schon in einigen Stunden seine volle Besinnung wieder. Wir haben ihm kalte Aufschläge auf die Stirne gelegt, weiter wußten wir nichts zu thun.“

Victoria schluchzte krampfhaft. Nun trat ein Mann in die Hausthüre; es war der Arzt, der von Markland kam. Als er erfuhr, wer die Dame sey, ging er freundlich auf sie zu und sagte in beruhigendem Tone: „Aengstigen Sie sich nicht, es wird bald vorübergehen; aber kommen Sie jezt mit mir zu ihm, ich hoffe viel von Ihrem Anblick.“

Ein brünstiges Gebet zum Himmel schickend, legte Victoria ihre zitternde Hand in des Arztes Arm und folgte mit wankenden Knieen ihm nach dem Zimmer. — Als die Thüre sich öffnete, sah sie Ernst auf dem Sopha sitzen, an seiner Seite eine alte runzliche Frau, die Großmutter des Försters, die ihn mit den dringendsten Worten beschwor, doch liegen zu bleiben. — Indem Victoria näher trat, sah sie, daß seine Wangen roth waren, aber ein ganz fremder Ausdruck war in seinen Augen, so fremd, daß sie ihn an einem dritten Orte gar nicht wieder erkannt hätte. Als sie der Arzt dicht vor ihn hinführte, schlug er die Augen nach ihr auf, die in eine Ecke des Zimmers gestarrt hatten. Er sah sie einige Augenblicke befremdet an, dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und sagte mit leisem, seltsam veränderten Tone: „Ach du bist's, Lisette? Das ist nicht gut, daß du jezt kommst. Geh, armes Kind, damit sie uns nicht beisammen findet; sie würde mich sonst quälen mit ihrer Eifersucht, und mein Kopf thut mir so weh — so weh! — Adieu, adieu, Lisette!“ Und er drängte Victoria, die sich ganz aufgelöst in Schmerz zu seinen Füßen niedergeworfen hatte, von sich. Endlich sagte er sogar zum Arzt: „Bringen Sie sie weg! — Das arme Mädchen! Und dann nehmen Sie mir die Kugel heraus, sie verbrennt mir das Hirn; das war ein dumme Spielerei.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zum Studium Lessings.

(Fortsetzung.)

Doch man kann es sich nicht verhehlen, daß gerade hier der Punkt ist, wo die Versetzung des tragischen Stoffs aus seinem ursprünglich antiken Boden in die modernen Verhältnisse sich in gewissem Sinne gerächt hat. Nachdem das Opfer gefallen ist, geht der Vater, sich als Mörder vor dem Richterstuhle des Verführers als seines weltlichen Herrn zu stellen; er ladet ihn vor das lezte aller Gerichte und der Günstling wird verwiesen. Schon nach den ersten Darstellungen in Berlin fand man, daß die poetische Gerechtigkeit nicht entscheidend genug hervortrete. Wer mit dem allgemeinen Abscheu, der den höllischen Rathgeber treffe, nicht zufrieden sey, schreibt Nicolai an Lessing, dem sage er, daß er eine komische Oper, „Marinellis Exekution“ (wie Engel in einem Roman die Geschichte Marinellis schreiben wollte) unter der Feder habe. — Doch damit möchte die Sache schwerlich abgethan seyn. Die Besten und Reinsten sind vor unsern Augen in Schuld und Verderben verwickelt worden, alle Schrecken des Todes haben wir walten sehen, und was ist mit dem Blute des Opfers erkauft? welche Beruhigung wird uns dafür? welche Aussicht auf irgend eine ausgleichende Gerechtigkeit? Die Verweisung auf ein jenseits aller Zeit liegendes Gericht für einen Frevel, der unter unsern Augen begangen worden, scheint im Drama nicht zuläßig. Wie die Schuld, muß auch ihr Gegengewicht, die Sühne, in der Gestalt menschlicher Verhältnisse auftreten können. Was hilft die Verbannung des höllischen Rathgebers, wer bürgt uns, daß der schwache Fürst ihn nicht im nächsten Augenblicke zurückruft oder ihn durch einen ähnlichen ersezt? Wird dieses Opfer das lezte seyn? Wie die römischen Frauen bei der Leiche der Virginia fragt man hier: eamne liberorum procreandorum conditionem, ea pudicitiae praemia esse? ohne die Aussicht auf eine Wiederherstellung, wie sie dort der gekränkten

Keuschheit, dem verhöhnten Rechte und dem tyrannisch zertretenen Staate wird. Wie mit dem Blute der Lucretia wird durch den Tod der Virginia die Freiheit erkauft und über ihrem Grabe baut sich der römische Staat von Neuem auf; sie ist nicht umsonst, sie ist für das Vaterland gestorben, den Tyrannen sehen wir gestürzt die Schuld gesühnt, das Recht in seiner Heiligkeit hergestellt.

Aber Lessing wollte keine Staatstragödie geben, er hatte das Vertrauen, daß dem Untergange der Virginia tragische Kraft genug inne wohne, um auch ohne das politische Außenwerk zu erschüttern und zu rühren. In den antiken Verhältnissen war diese Trennung unmöglich; denn der Frevel des Appius ist ein doppelter, er ist nicht weniger ein Angriff auf das allgemeine menschliche Recht, als auf den Staat, auf das Gesetz und Recht des römischen Volks, und erst indem er dieses verlezt, versündigt er sich an jenem. Sollte Virginia nur durch ihr persönliches Leid rühren, so mußte die rechtliche Seite in den Hintergrund zurücktreten, aus dem objektiven Staatsverbrechen mußte eine subjektive Gewissenssache werden, aus der antiken Tragödie ein bürgerliches Trauerspiel.

Dürfen wir aber darum mit Lessing rechten, weil er diese Verpflanzung, in der freilich auch ein Herabziehen des Stoffes lag, vornahm? Gewiß nicht. Keiner handelte besonnener, sicherer als er, keiner wußte besser, was ihm und seinen Kräften, was seiner Zeit angemessen war. Die deutsche Bühne von den frostigen Staatstragödien, wie sie vom französischen Theater überkommen waren, von dem leidigen Mißverstande Aristotelischer Kategorien zu erretten, das war die nächste Aufgabe, die Charaktere des Dramas aus ihrer nebelhaften Ferne dem Zuschauer näher zu bringen, ihm zu zeigen, daß nicht fremde Wesen, die er anstaunen solle, auf der Bühne erscheinen, ihm fühlbar machen, daß es seine Kämpfe, seine Leiden sind, die dort durchgemacht werden. Dieses Vertiefen in die wahre Leidenschaft war zuerst nöthig, wenn irgend eine Entwicklung angeregt werden sollte. Und was war dazu geeigneter, als die allgemein menschlichen Gefühle, wo die Tragik nicht auf dem Bürgerthume, nicht auf dem Staate oder nationaler Freiheit ruht, wo der Mensch nur als Mensch erscheint in seiner einfachsten Beziehung auf sich, auf die Familie höchstens, der er eher angehört als dem Staat? Sollte das allgemein Menschliche in seiner ewigen, unendlichen Berechtigung wieder in das deutsche Drama zurückgeführt werden, so konnte es am leichtesten und sichersten in dieser Sphäre fühlbar gemacht werden. In seiner Dramaturgie hatte Lessing schlagend die Verkehrtheit der damaligen Vorstellungen von Aristoteles tragischem Canon gezeigt, er hatte sich, wie vor ihm der Engländer Lillo, zu Gunsten des bürgerlichen Trauerspiels ausgesprochen, und Diderots rührende Lustspiele, der von hohler Emphase zur Natur zurück zu führen versuchte, hatte er 1760 übersezt. Nach diesen Vorarbeiten führte er in seiner Emilia Galotti das bürgerliche Trauerspiel in mustergültiger Weise ein.

Und dennoch fehlt es auch in diesem Kreise des Gefühls nicht an Beziehungen auf den Staat und auf den geselligen Zustand in ihm, die dieses Trauerspiel zu einem Sittenspiegel machen und ihm eine Stelle auf der Grenzlinie anweisen, wo die nationale Literatur und die Politik in einander übergreifen. Man vergegenwärtige sich nur, wie viel Gährungsstoff sich schon im Anfang der siebziger Jahre aufgehäuft hatte, wie die Umwälzung, die später praktisch eintrat, theoretisch schon im Gange war. Die alten historisch gewordenen Verhältnisse waren hier längst in Frage gestellt und angegriffen worden, eine Richtung, die sich später der Literatur vollends bemächtigte und die sich auch schon in Emilia Galotti ankündigt. Der Schauplatz ist Italien, aber fanden sich an dem Hofe manches kleinen Reichsfürsten nicht ähnliche Verhältnisse, wie sie dort geschildert werden? Kann es ein bittereres Pasquill darauf geben, als die Schlußscene des ersten Aktes, als jenes gräßliche „recht gerne," mit dem ein Todesurtheil sanktionirt wird?

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, August.

Die Saison.

Zerfahrenheit dürfte das Wort seyn, um den durchgängigen Charakter der Saison von 1844 zu bezeichnen, dieser bemerkenswerthen Saison, welche den eigenthümlichen Beginn zu einem völligen Umschwung im Badeleben vorzustellen scheint, der, wie alles Neue, die Einen um so mehr verdrießt, je höhere Freude die Andern dabei empfinden, weil er diesen Vortheile zuwendet, um die er jene verkürzt. Der Besuch des Bades war und ist noch zahlreicher, denn je zuvor, aber auch flüchtiger, welcher Umstand nur zum Theil der ungünstigen Witterung dieses Sommers sich zuschreiben läßt, und seinen Hauptgrund in der raschen Beförderung durch die Eisenbahn haben mag, so wie ja schon seit mehreren Jahren der vermehrte Verkehr der rheinischen Dampfschiffe eine ähnliche Wirkung äußerte. Ehedem war ein Bad ein willkommener Ruheplaz nach langer, beschwerlicher Fahrt, von dem man sich zögernd nur trennte, um so spät als möglich die Beschwerlichkeiten des Rückweges zu erfahren. Wie ganz anders ist das jezt! Vor einem Jahre noch hieß der Weg von Straßburg nach Baden eine Reise; heutzutage sagt eine schöne Straßburgerin ihrem Mann, sie wolle ihre kranke Base besuchen, und kommt Abends von einem Stelldichein in Baden zurück. Diese Schnelligkeit der Beförderung kommt der Reiselust mächtig zu Hülfe und gereicht den Gasthöfen zum Gewinn, während die für Badleute eingerichteten Privathäuser nicht wenig dabei zu kurz kommen, und noch bedeutendere Nachtheile erfahren werden, wenn

nicht die Wahrnehmungen dieses Jahres mit ihrer bittern Lehre den Leuten, die etwas hierin zu sagen haben, die Augen öffnen. — Es ist freilich eine mißliche Sache, diesen faulen Fleck zu berühren, und zwar nicht sowohl um der armseligen Schreier willen, die, auf die Hühneraugen ihrer sogenannten Gesinnung getreten, brummen und schimpfen, sondern wegen einer gewissen Partei von wohlmeinenden, wenn schon beschränkten Köpfen, welche nicht begreifen wollen, daß Baden verloren ist, wenn es seinen „aristokratischen" Anstrich einbüßt, der übrigens nie so aristokratisch war, als er dafür verschrieen ward; denn selbst in den vornehmsten Kreisen der Badegesellschaft herrschte von jeher eine gewisse Freiheit der Beziehungen, der Mittelstand führte ein sehr angenehmes Leben, und das Getümmel im Conversationshaus wie auf der Promenade glich, obschon in unzählige kleine Abtheilungen zerfallend, von außen einer einzigen großen Gesellschaft, durch das gemeinsame Band einer „anständigen" Erscheinung verbunden. Die „Badischen Abende" im Freien vor dem Conversationshause versammelten eine bunte Menge, inmitten welcher wir Damen aus den ersten Fürstenhäusern Europas harmlos einherwandeln sahen, ohne daß ihre Umgebung sie im mindesten geirrt hätte, weil diese Umgebung eben anständig aussah. In diesem Jahr ist das anders. Wie es zu dunkeln beginnt, kommen Hausknechte in kurzen Jacken oder in Hemdärmeln, Handwerksburschen, Mägde und Freudenmädchen, theils einzeln, theils zu zwei und zwei, theils zu fünfen und sechsen, Arm in Arm, und zwingen die anständig aussehenden Leute, sich aus der freien frischen Luft in die Säle zurückzuziehen. Und wenn es nun zehnmal wahr wäre, daß dieses Zurückziehen seinen Grund in einem verwerflichen Vorurtheil hätte, so würde darum dieses Vorurtheil nicht minder in voller Kraft bestehen, woraus folgt, daß man nur die Wahl hat, durch solche Duldung die gute Gesellschaft von Baden zu verscheuchen, oder durch zweckmäßige Maßregeln die Annehmlichkeit von ehedem wieder herzustellen. — Irgend ein sogenannter Freund des Volkes wird nicht ermangeln, diese Aeußerung „junkerhaft" zu finden, und dennoch ist derjenige, welcher sie thut, ein so aufrichtiger Freund des Volkes als irgend einer. Indem er vollführt sehen möchte, was recht und klug ist, hat er nur das Gedeihen der lieblichen Badestadt mit ihren schönen Häusern und ihren trefflichen Anstalten im Auge, und schöpft aus dieser wohlmeinenden Gesinnung den Muth, seinen Mitbürgern auch die bitterste Wahrheit unumwunden heraus zu sagen, so lang er voraussezt, daß dieselbe ihnen noch nüzen könnte. Wenn einmal die elegante, vornehme Welt von Baden wegbleiben sollte, wie sie in diesem Sommer schon nur zu ungewöhnlich kurzem Aufenthalte kommt, dann würde auch der Schwarm derjenigen sich verlieren, welche, wie die Erfahrung lehrt, der eleganten Welt mit größerem oder geringerem Recht sich anzuschließen pflegen. So weit aber wird es hoffentlich nicht kommen, denn was dieser Sommer nur androht, wird hinreichen, denjenigen die Sporen in die Flanken zu setzen, welchen zu sorgen obliegt, daß die Drohung nicht in Erfüllung gehe.

Der Verkehr im Innern des Conversationshauses, namentlich in den Reunionen, wird um seiner ungezwungenen Heiterkeit willen allgemein gerühmt. Im großen Saal versammelt der Sonntagsabend durch sein, von fünf schmetternden „Saxhörnern" belebtes Freiconzert Freunde und Einheimische, wie sie auch in derselben Anzahl sich an den sechs übrigen Abenden der Woche im Freien bei den rauschenden Weisen des Orchesters ergehen würden, namentlich um Dienstags und Donnerstags die Karlsruher Regimentsmusik zu hören, wenn ihnen nicht der Pöbel den Platz streitig machte, was z. B. an einem dieser Abende in so hohem Grade der Fall war, daß man es für passend erachtete, die Musik schon um halb neun Uhr wegzuschicken, um sie ein paar Stückchen beim Englischen Hof aufspielen und dann heimfahren zu lassen, während sonst diese unermüdlichen Bläser bis um zehn Uhr auszuhalten pflegen. — Zu den Aufsehen erregenden Erscheinungen des Sommers gehörte der viel besprochene „Magnetisme en spectacle." Ein gewisser Laurent nämlich, ein Franzose, ließ für Geld eine „magnetisirte" Person sehen, und obschon die meisten Stimmen zugaben, daß Jungfer Prudence wirklich sich in dem Zustand befinde, für welchen die Sprache noch nicht den rechten Namen, wie die Menge noch nicht den rechten Glauben besizt, so tadelte man doch allgemein, daß dergleichen für Geld gezeigt werde, wie etwa ein abgerichtetes Murmelthier oder ein kluger Elephant. Nichts destoweniger wurden die Sizungen fortwährend besucht, und bemerkenswerth waren namentlich die grausam lästernen Tigerblicke, mit denen manche Damen die arme Prudence, so zu sagen, durch Feuer und Wasser hindurchpeinigen sahen. — Der Ueberdrang früherer Jahre an Virtuosen und Conzerten hat nachgelassen und die Mäßigung in dieser Hinsicht die gute Folge, daß die wenigen, aber ausgezeichneten Kunstgenüsse nicht vergebens dargeboten werden. Die Löwen der musikalischen Saison sind Heinrich Panofka und der junge Violoncellist Coßmann mit dem Pianisten Rosenhain.

Götzenberger hat in diesen Tagen eines seiner Wandgemälde in der neuen Trinkhalle vollendet und wird es nächstens enthüllen. Da ich mir vorgenommen habe, Ihnen später einmal, sobald dazu der geeignete Augenblick gekommen, von diesen Bildern in ihrem Zusammenhang unter einander zu reden, so genüge für heut die Bemerkung, daß dieses fertig gewordene Stück der großartigen Reihe von Darstellungen einen Tanz von Nixen auf dem Mummelsee zur Anschauung bringt und zu den gelungensten Werken des Meisters gehört. Dieses erste Bild hat Götzenberger ganz allein ausgeführt, doch wird er bei einigen andern sich durch Johannes Heinefetter (einen Bruder der bekannten Sängerinnen) helfen lassen. Die Freunde des begabten jungen Künstlers wünschen ihm Glück zu diesem ehrenvollen Auftrag. — Zum Vergnügen derjenigen, die daran Theil nehmen mögen, haben schon ein paar Hezjagden im Bannwald stattgehabt. Benazet hat in Frankreich eine vorzügliche Meute gekauft, deren die Eigenthümer sich schwerlich entäußert hätten, wenn nicht das neue Jagdgesez ihnen das Halten der Laufhunde verleidete. Auch die Hühnerjagd fällt dieses Jahr sehr gut aus, und Haug (der Wirth im Conversationshaus) läßt seine Gäste mit gewohnter Bereitwilligkeit in seinen weiten Jagdgehegen sich ergehen. — Große und kleine Gasthöfe wissen sich manchmal vor dem Zudrang kaum zu lassen, besonders an einzelnen Tagen, wenn die Fremden wie Heuschreckenschwärme über sie herfallen. Da jedoch ein großer Theil dieser ungestümen Ankömmlinge nur über Nacht bleibt, ein anderer Theil sogar nur über Mittag, so finden die Nachkommenden immer wieder Unterkunft, entweder in den Hotels selbst oder in deren nächster Umgebung; schwieriger wird es zuweilen, um fünf Uhr im Englischen Hof oder bei Haug, sowie um ein Uhr im Zähringer Hof an der Gasttafel einen Plaz zu finden, dessen man sich nicht zum Voraus versichert.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 33.

Sonnabend, 24. August 1844.

[339] Bei **Johann Ulrich Landherr** in **Heilbronn** ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, der österreichischen Monarchie, der Schweiz und des übrigen Auslandes vorräthig zu haben:

Neueste Entdeckung

wie neben dem Gebrauche einiger weniger Medicamente und einem angemessenen Verhalten

durch

das bloße süße Brunnenwasser die Folgen der Selbstbefleckung, die unwillkürlichen nächtlichen Saamenergießungen und der weiße Fluß auf das gründlichste und zuverläßigste geheilt, und die geschwächten Kräfte der Mannheit zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht werden können.

Durch Erfahrungen und untrügliche Proben verbürgt.

Zur Belehrung für Eltern und Lehrer.

Eilfte verbesserte Original-Auflage.

8. Eleg. geh. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Thlr. 6 gGr.

☞ Der verdienstvolle Herr Verfasser sagt in der Vorrede zu der vorliegenden Auflage dieser trefflichen Schrift, welcher viele Tausende Leben und Gesundheit verdanken, und wovon in früheren Original-Auflagen allein gegen 20,000 Exemplare verbreitet sind, — mehrerer Nachdrücke und Nachahmungen nicht zu gedenken, — und die so bekannt ist, daß von Seite der Verlagshandlung jede weitere Anpreisung überflüssig wäre: Er hoffe, daß Eltern und Lehrer auch von dieser neuen Auflage den Nutzen ziehen möchten, welchen diese Warnungsschrift schon allenthalben stiftete, und daß dadurch mancher Jüngling dem leider mehr als zuviel bekannten Laster entzogen werde.

Der schönste Lohn seyen ihm die zahlreichen Kuren, welche seit der ersten Verbreitung dieser Schrift bewerkstelligt wurden, und er übergebe abermals das Werk dem Drucke, in der Ueberzeugung, daß die Heilmittel, denen er sein jetzt so glückliches Daseyn zu danken habe, die einzig wahren seyen, den innern Krankheitsstoff, der bis jetzt so oft unheilbar geblieben, zu heilen.

---

[342] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXV. Jahrgang 1844.

Erster Band. Drittes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Förderung der Rindviehzucht in Württemberg im Jahr 1843. 2) Ueber die Vertheilung der Bevölkerung Württembergs im Verhältniß zum Grundbesitz.

II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle. Verhandlungen der Bezirksvereine. a) Landwirthschaftlicher Bezirksverein Ellwangen. — b) Landwirthschaftlicher Bezirksverein Ludwigsburg. — Patentertheilungen. — Beiträge zu den Sammlungen der Centralstelle. — Hohenheim. Zahl der Zöglinge im Sommersemester 1844.

III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Landwirthschaftliche Beschreibung des Oberamts Hall. 2) Siebenzehnter und achtzehnter Jahresbericht über die Witterungs-Verhältnisse in Württemberg von den Jahren 1841 und 1842.

IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber die Schimmelpilze des verschimmelten Brodes. 2) Zur Obstbaumzucht.

V. Literatur. Der westphälische Bauernstand. Ein zeitgemäßes Wort von dem Verfasser der „Westphälischen Zustände" und der „Kritik der Landgemeinden-Ordnung."

Meteorologische Tabellen aus Stuttgart 1844.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[277] In der **Liter.-artistischen Anstalt** in **München** sind folgende

REISEKARTEN

erschienen, welche, sämmtlich auf *Leinen gezogen und mit Futteral* versehen, durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu den beigesetzten Preisen zu beziehen sind:

Reisekarte von Frankreich. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

dto. durch **Bayern, Württemberg, Baden, Hessen** und die angränzenden Länder von G. Mayr. Mit 26 Ansichten der bedeutendsten Städte dieser Länder. 1 Rthlr. 4 gGr. oder 2 fl.

dto. von München in das **Bayerische** und **Salzburgische Hochgebirge** in 2 Blättern. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

dto. (neue) von **Italien** und den angränzenden Ländern, in 2 Blättern, von denen das nördliche die ganze Länge von **München** bis **Rom** (einschliesslich), das südliche diejenige von **Rom** bis einschliesslich **Sicilien** und den westlichen Theil von **Griechenland** umfasst. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 4 fl.

Nördliches Blatt allein. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr.

Südliches Blatt allein. 1 Rthlr. 4 gGr. od. 2 fl.

dto. von **Italien** nebst den nördlichen angränzenden Ländern. 1 Rthlr. 4 gGr. oder 2 fl.

dto. der **Schweiz.** 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

dto. von **Tyrol** mit dem **Südbayerischen** und dem **Salzburger Hochgebirge** von Roost. 1 Rthlr. 16 gGr. oder 3 fl.

dto. (kleinere) von **Tyrol** von G. Mayr. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 30 kr.

dto. der Provinz **Oberbayern** mit der Umgebung. 1 Rthlr. 9 gGr. oder 2 fl. 12 kr.

Dieselben Karten sind auch unaufgezogen zu verhältnissmässig niedrigen Preisen zu beziehen.

---

[341] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Juliheft 1844.

Inhalt. Bennetts Verbesserungen in der Dampferzeugung und an Dampfmaschinen. Mit Abbild — Tischbein, neu erfundene rotirende Dampfmaschine. Mit Abbild. — Graftons Speisungsapparat für Hochdruck-Dampfkessel. Mit Abbild. — Ueber die Betriebsverhältnisse französischer Eisenbahnen. — Lister und Buddings verbesserte Methode, die Cylinder der Krämpelmaschinen mit Drahtkrazen zu überziehen und das von diesen Maschinen gelieferte Vließ zu verdichten; ferner Verbesserungen an Apparaten zum Schärfen oder Schleifen der Drahtkrazen. Mit Abbild. — Price's Maschine zum Glätten der Strohhüte. Mit Abbild. — Bentalls Verbesserungen an Pflügen und an Apparaten, die zur Ermittlung des Widerstandes beim Pflügen mit denselben in Verbindung gebracht werden können. Mit Abbild. — Ash, Verbesserungen an Theemaschinen. Mit Abbild. — Maddens Apparat zum Reinigen, Poliren und Schärfen der Messer. Mit Abbild. — Seuberts einfacher Apparat zum Formen des Phosphors. Mit Abbild. — Die verschwimmenden und die beweglichen Bilder, zwei neue Anwendungen der Laterna magica. Mit Abbild. — Beaumonts Regulator für Vacuumpfannen. Mit Abbild. — Siemens, über den gegenwärtigen Stand der Rübenzuckerfabrikation in Deutschland. — Schüzenbach, über Zuckerfabrikation. — Hunt, über das Chromo-Cyanotyp, ein neues photographisches Verfahren. — Derselbe, über das Energyatyp, ein neues photographisches Verfahren. — Ueber Photographie, von Dr. Heeren. — Ueber Galvanoplastik, von Ferd. Werner. — Ueber galvanische Messingreduktion, von M. H. Jacobi. — Ueber Damasceuerstahl, vom Obristen Anosoff. — Pattinsons Verfahren zur Bereitung von Bleiweiß und Talkerdesalzen. — Lamings Verfahren, Aezammoniak aus dem Reinigungswasser der Steinkohlengasfabriken zu bereiten und Blausäure mittelst Ammoniakgas zu erzeugen. — Parke's Verfahren, Kautschuk-Auflösungen zum Conserviren des Holzes 2c., und Phosphor-Auflösungen zu galvanoplastischen Arbeiten zu bereiten. — Ueber den afrikanischen Guano; von W. Francis. — Ueber zwei Arten Pflanzenwachs aus Brasilien; von Hrn. Sigaud. — Miscellen. Gewicht der Wägen der Versailler Bahn (linkes Ufer.) — Probiren der Dampfkessel zu Locomotiven. — Construktionsverhältnisse einiger französischen Locomotiven. — Preise französischer und englischer Locomotiven. — Steinkitt. — Drehbankschnuren aus Sohlenleder. — Versuche mit Flintenläufen. — Verbesserungen in der Papierfabrikation. — Antichlor und Zeugregulator für Maschinenpapier-Fabriken. — Neues Verfahren zur Alaunbereitung. — Ueber eine besondere gegenwärtig im Handel vorkommende Gummisorte. — Verfahren zur Bereitung des Würfelzuckers. — Hühnermist zum Wäschwaschen angewendet.

Zweites Juliheft.

Inhalt. Hall, über einen Apparat zur Verhütung des Spritzens der Dampfkessel. Mit Abbildungen. — Davisons und Symingtons patentirte Reinigungsmethode der Fässer. Mit Abbild. — Riviere's verbesserte Maschine zur Verfertigung der für die Darstellung gemusterter Seidengewebe dienlichen Musterpappen. Mit Abbild. — Mordaunts Verbesserungen an Apparaten, um verschiedene Formen oder Figuren im Profil zu kopiren. Mit Abbild. — Meyerstein, über ein Instrument zur Zeitbestimmung. Mit Abbild. — A. Wilsons Windsor-Sonnenschirm. Mit Abbild. — Dizé, über eine von Hrn. Mellin erfundene Kaffeemaschine mit sogenanntem concentrischem Heber. Mit Abbild. — Kurtz, verbesserte Lampe zum Brennen von Steinöl. Mit Abbild. — Smiths Schmelztiegel für Eisen und Stahl. — Ainslie's verbessertes Verfahren, Ziegel, Backsteine 2c. zu trocknen. — d'Arcet, über das Verderben des Regenwassers in neugebauten Cisternen, und die Mittel, diesem Uebelstande vorzubeugen. — Preisser, über den Ursprung und die Beschaffenheit der organischen Farbstoffe und besonders über die Einwirkung des Sauerstoffs auf dieselben. — Ruhlmann, über die Anwendung des luftleeren Raumes zu technischen Operationen, insbesondere zur Concentration der Schwefelsäure. — Hartley's Verbesserungen in der Glasfabrikation. — Draytons Verfahren, das Glas zu versilbern, um auf diese Weise Spiegel zu fabriciren. — Newtons Verbesserungen in der Verfertigung von Papier zu Banknoten, Regierungsdokumenten, Wechseln, Assignaten, Urkunden und andern Zwecken, bei welchen man sich gegen Fälschungen und Nachahmungen zu sichern hat. — Deutsche's Vorschriften für Kitte zum Wasserdichtmachen und Conserviren verschiedener Substanzen. — Lefrançois neue bituminöse Dachung. — Miscellen. Englische Patente. — Kapitän Warners neues Zerstörungsmittel. — Schmiere für stehende Zapfen. — Versuche mit Jeffery's Marineleim in Deutschland. — Ueber die Amalgamation der Silbererze in Mexico. — Ueber Mourey's Verfahren, den Glanz der auf elektro-chemischem Wege versilberten Gegenstände zu erhalten. — Ueber Hunts Energyatyp. — Neues Mittel, Bauwollfäden in Leinwand zu erkennen. — Ueber Verfälschung des grünen Thees. — Ueber Verfälschung der Aetheröle mit Alkohol. — Zurichtung der Linsen zum Küchengebrauche. — Die Bestandtheile des Nilschlamms.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster

Jahrgang oder Band 1 bis 28 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Real-Index

zu Dr. Dinglers

polytechnischem Journal.

Von Band I bis LXXVIII.

Von

Dr. Michael Stecker,

k. k. Universitäts-Professor und Sekretär der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[340] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Juli 1844.

Größere Aufsätze.

Uebersicht der neuern polnischen Literatur bis zum Jahre 1842. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt. — Skizzen aus China. 2) Tschintschin. 3) Tschusan. 4) Schanghai. 5) Ningpofu. — Prisrendi. — Die Eisenbahnen und die Geldmacht. — Das Gnadenbild zu Chiquinkira. — Zwei Nächte in Südmexiko. — Spanische Kulturbilder. III. — Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze. — Skizzen aus Nubien. Suakin. Berber. — Die Limonienpflanzungen am Gardasee. — Cuba. — Die Räuberbanden in Indien. — Tuggurt im Wadi Reagh. — Sidi Embarek. — Glendalough. — Die englischen Kolonien: Neusüdwales; Canad . — Etwas über den Kommunismus. — Vorschlag zu ein r afrikanischen Kompagnie in England. — Persische Skizzen. 1) Teheran. 2) Religiöse Zustände. 3) Ueber den administrativen und politischen Zustand. — Das Trinken in Norwegen. — Psychische Epidemie bei den Buräten. — Das englische Eisenbahngesetz. — Dr. Johnstons Reise nach Abyssinien. — Lebas in Kleinasien. — Alte und neue georgische Städte. Nach Josselian. — Finnland. — Ueber den Anschluß von Texas an die Vereinigten Staaten. — Melusine.

Chronik der Reisen.

Michael Kottlers Reise im europäischen Rußland und in Sibirien. Vierter Abschnitt. — Ein Aufenthalt in Cochinchina. — Johnstons Reise in Abyssinien. 1) Tadschura. 2) Reise von Tadschura nach dem Salzsee.

Kleinere Mittheilungen.

Runa; antiquarische Zeitschrift in Schweden. — Erdbeben im westlichen Frankreich. — Aegyptische Alterthümer in Frankreich. — Slawische Literaturnachrichten. — Versammlung der nordischen Alterthumsgesellschaft in Kopenhagen. — Bevölkerung von Neusüdwales — Leseanstalten in Irkutsk. — Eisenbahnverbindung zwischen London und Newcastle. — Seltsame Aerzte in Konstantinopel. — Torfmoore in Irland. — Kaffee- und Kirschen-Einfuhr in England. — Die wandernden Salpetersieder aus Schlesien. — Die brittische archäologische Gesellschaft. — Der Upas-Baum. — Senkung des kaspischen Meeres. — Ein Caraiben-Albino. — Weizenstrohpapier. — Platinamünzen in Rußland. — Bibelsammlung des Herzogs von Sussex. — Kulìauswanderung. — Benutzung der Tannzapfen zum Gerben. — Assamthee. — Krapp in Indien. — Einfluß der Missionäre in Neuseeland. — Die fossile Riesenschildkröte. — Die Wellingtonstatue. — Amerikanische Auswanderung nach Oregon. — Die Native Americans. — Der Reisende Lebas. — Statistik des Primärunterrichts in Frankreich. — Die Leserei in Schweden. — H. B's Karrikaturen. — Bereicherung der englischen Nationalgalerie. — Gefangenschaft wegen Schulden in England. — Zahl der Armen und Hülfsbedürftigen in Paris. — Zahl der Guanoschiffe. — Werth der Gold- und Silbergeschirre in Windsorschloß. — Französisch-berberisches Wörterbuch. — Die französische Post. — Alterthümer in Algerien. — Französische Ausstellung. — Ein merkwürdiger Shawl.

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

[326] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nationale

Rechtserzeugung und Rechtsbildung in Deutschland.

Ein Vortrag

für die Versammlung der Advokaten in Mainz bestimmt

von

Fr. Rödinger,

Rechts-Consulent in Stuttgart.

gr. 8. in Umschl. geh. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

B. Genelli's

Umrisse zum Homer

mit Erläuterungen

von

Dr. Ernst Förster.

Ausgabe Nr. 1. 48 Blätter in 4. cart. Preis fl. 7 od. Rthlr. 4.
" Nr. 2. 48 Blätter auf großem Papier, in Leinen gebunden fl. 10. — oder Rthlr. 6. —

Wenn sich das geistige Auge an den unnachahmlichen Dichtwerken des hehren Sängers von Chios erlabt und sich an der ewigen Jugend dieser altehrwürdigen Gesänge erfrischt, so kann von den Umrissen Genelli's mit Recht behauptet werden, daß sie dem leiblichen Auge das Verständniß dieser herrlichen Epopöen eröffnen und Geist und Materie auf die überraschendste Weise vermitteln. Die Kraft und Schönheit der Antike, vereint mit dem Schwung und der Harmonie der neueren Kunst, geben diesen Bildern Leben und Ausdruck, wie dies bis jetzt noch nirgends erreicht wurde. Der Künstler führt uns wie in Einem Bilde die ganze schöne Sagenmasse vor und verkörpert uns der Helden Thaten und Leben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 26. August 1844.

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter;
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

Xenien
von Schiller und Goethe.

Ein Beitrag zum Studium Lessings.

(Schluß.)

So wenig Lessing auch ein Anhänger des Rousseauschen Naturzustandes war, wie seine Freimaurergespräche zeigen, hier wird dem verschrobenen, verkehrten Zustande des Hofs, des Staats ein reines idyllisches Leben in der Natur entgegengesezt. Appiani geht, wie der Höfling meint, in die Alpenthäler, um Gemsen zu jagen und Murmelthiere abzurichten, nach eigener Ueberzeugung dahin, wo Unschuld und Ruhe ihn rufen, da er sich nicht bücken, nicht schmeicheln und kriechen kann, um ein Glück zu machen, dessen er nicht bedarf, um eine Ehre zu suchen, die keine für ihn ist. — In diesen Andeutungen, in dem ganzen Verlaufe der Tragödie, in ihrer Katastrophe lag also auch zugleich eine Opposition gegen den damaligen politischen und geselligen Zustand. Virginia wäre ein politisches Trauerspiel geworden, aber diese literarisch-politische Bedeutung hätte sie schwerlich gehabt; Emilia Galotti war ein bürgerliches Trauerspiel, aber um so entschiedener traten die politischen Andeutungen hervor, die dem Dichter, man möchte sagen fast gegen seinen Willen, entschlüpfen. Für die Wirkungen des Stücks gerade in dieser Hinsicht kann es kein besseres Zeugniß geben als Goethes.* „Man gerieth," sagt er, „zu einem bisher für unnatürlich gehaltenen Benehmen; dieses war, die höhern Stände herabzusetzen und sie mehr oder weniger anzutasten. Die prosaische und poetische Satyre hatte sich bisher immer gehütet, Hof und Adel zu berühren. — — Den entschiedensten Schritt jedoch that Lessing in der Emilia Galotti, wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen schneidend und bitter geschildert sind. Alle diese Dinge sagten dem aufgeregten Zeitsinn vollkommen zu, und Menschen von weniger Geist und Talent glaubten das Gleiche und mehr thun zu können."

Nachdem einmal das Muster des bürgerlichen Trauerspiels gefunden war, wogte eine Fluth von Nachahmungen hinterher: doch es war keiner, der sich dem Meister auch nur genähert hätte. Das allgemein Menschliche, das Lessing in seinen Charakteren gegeben hatte, war fast Allen zu weit, zu unbestimmt, zu formlos, um etwas daraus zu gestalten, sie zogen sich auf die reine Subjektivität zurück; daher in den späteren bürgerlichen Trauerspielen die großen Willkührlichkeiten, die endlose Gefühlsschwelgerei auf der einen, die kleinlichste Misère auf der andern Seite. Es waren jene thränenpressenden Schauspiele, in denen sich die Schattenbilder Odoardos und Marinellis

* Wahrheit und Dichtung, Th. 5, S. 198.

gegenüber stehen, der durchfahrende deutsche Biedermann dem goldbordirten Höfling, von dem Goethe in der angeführten Stelle sagt: „Von dieser Zeit an wählte man die theatralischen Bösewichter immer aus den höhern Ständen; doch mußte die Person Kammerjunker oder wenigstens Geheimsekretär seyn, um sie einer solchen Auszeichnung würdig zu machen. Zu den allergottlosesten Schaubildern aber erkor man die obersten Chargen und Stellen des Hof- und Civiletats im Adreßkalender, in welcher vornehmen Gesellschaft denn doch noch die Justiziarien als Bösewichter der ersten Instanz ihren Platz fanden."

Die Nachahmungen dieser Gattung sind längst vergessen, aber mehr will es sagen, daß wir die Einwirkungen von Lessings Trauerspiel auf Goethes Werke und auf Schiller verfolgen können. Goethe sieht seine beiden Marien im Götz und Clavigo und die schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, als Resultate der reuigen Betrachtungen und selbstquälerischen Büßungen an, denen er sich nach seiner Abreise von Sesenheim überlassen habe.* So gewichtig und entscheidend auch ein solches Bekenntniß seyn muß, sollte nicht auch Lessings Vorbild, dessen Trauerspiel damals die herrschende Erscheinung in der Literatur war, ihn unmerklich bestimmt haben? Auch Gervinus hat darauf hingewiesen, Lessings Mellefont scheine der Typus jenes Goetheschen Charakters, der sich in Götz, Clavigo und Stella findet; aber erscheinen nicht mit den Aenderungen, die der Stoff erfordert, auch jene weiblichen Figuren wieder, die in Lessings beiden Trauerspielen die herrschenden sind? Nirgend aber hat sein Vorbild entschiedener gewirkt als auf Schillers Kabale und Liebe. Die Hauptcharaktere wiederholen sich hier geradezu, nur aus gröberem Stoffe geformt. Im Fiesko, im Don Carlos, ja noch in Maria Stuart, überall die beiden weiblichen Charaktere und der unglückliche Liebhaber zwischen ihnen. Es sind fast stehende Gestalten des deutschen Trauerspiels geworden, und für die sentimentale Richtung unserer dramatischen Literatur sehr bezeichnend. Von dem neuen Unheil, das die Dramatisirung alles möglichen Familienelends über die deutsche Bühne brachte, konnte und kann nur die Darstellung des ganzen Menschen in der Tragödie erretten. Das Menschliche in seiner Allgemeinheit und das subjektive Willkührliche muß in der nationalen Grundlage einen festen Haltpunkt bekommen; wie in der antiken Tragödie und bei Shakespeare der Mensch von diesen natürlichen Wurzeln wie losgerissen erscheint, können auch erst in der Schilderung des Menschen, der sich als ein Theil seines Volkes, eines größeren sittlichen Ganzen erkennt, jene Gegensätze zu einer bestimmten Gestalt sich zusammenschließen.

* Wahrheit und Dichtung, Th. 3, S. 120.

Lessings unschätzbares Verdienst um das deutsche Drama kann dadurch in keiner Beziehung verringert werden; trotz der modernen Unterlage, erscheint sein Trauerspiel wie ein festes plastisches Kunstwerk der alten Welt, dessen vollendete Formschönheit immer wieder studirt werden muß. Er selbst hat uns gesagt, und es ist oft genug wiederholt worden, er sey kein Dichter, nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nehme und Farben verquiste, sey ein Maler, er würde arm, kalt und kurzsichtig seyn, wenn er nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen und sich an fremdem Feuer zu wärmen. Es würde eine Thorheit und eine Schmähung der Manen Lessings zugleich seyn, wollte man ihn diesem Selbstbekenntniß gegenüber, das an stiller Größe in unserer Literatur kaum seines Gleichen hat, für das Dichtergenie ausgeben, das er selbst treffend als die lebendige Quelle schildert, die durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt.

Man könnte vielmehr sein eigenes Geständniß durch manches Beispiel bekräftigen; man könnte erinnern, einige Worte in Miß Sarah Sampson seyen aus Senecas Trauerspielen entlehnt; man könnte anführen, der Anfang der Emilia Galotti sey einer Stelle des spanischen Essex nachgebildet,* im Maler Conti spreche der Verfasser des Laokoon. Aber was nun mehr? Weil uns Lessing selbst die Waffen großmüthig darbietet, sind wir darum berechtigt, sie kleinmeisterlich gegen ihn zu wenden? Oder ließe sich in dieser Weise nicht auch jedes andere Dichterwerk zerpflücken? Nicht auf diesen oder jenen Zug, nicht auf das eine oder das andere Wort kommt es an, in dem Ganzen offenbart sich der Geist, und hier haben wir ein geschlossenes Ganze. Lessing hat uns in seiner einzigen Tragödie ein Werk hinterlassen, das durch die ganze Tonleiter der Leidenschaft geht, das so tief erschüttert als irgend eines. Wer fragt aber dann darnach, ob er mehr mit Hülfe der Phantasie oder der Kritik gearbeitet? Wenn das Kunstwerk vollendet dasteht, wer sucht die Spuren des Schweißes, den der arbeitende Künstler vergossen hat, oder wen kümmert es, ob er mehr mit dem Hammer oder dem Meißel gearbeitet? Ist es denn nicht genug, daß das Kunstwerk vollendet vor unsern Augen steht?

* Bekanntlich gibt Lessing in seiner Dramaturgie eine ausgeführte Charakteristik eines spanischen Trauerspiels Essex von einem ungekannten Dichter. Dort heißt es (Bd. 7. S. 295): „Nun ist sie (die Königin) allein und setzt sich zu den Papieren. Sie will sich ihres verliebten Kummers entschlagen und anständigeren Sorgen überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen Felix. „Eines Grafen? Muß es denn eben, sagt sie, von einem Grafen seyn, was mir zuerst vorkommt!" Dieser Zug ist vortrefflich. Auf einmal ist sie wieder mit ihrer ganzen Seele bei demjenigen Grafen, an den sie jezt nicht denken wollte.

Der Dämon.

(Fortsetzung.)

Der Arzt hob Victoria auf, die sich aber weigerte, das Zimmer zu verlassen, und sich in den Winkel am Ofen setzte, geistig und körperlich wie gelähmt von dem furchtbaren sinnberaubenden Schmerz, ihren geliebten, klaren, ruhigen Mann in diesem Zustande zu sehen. — Nach einer Weile entdeckte sie Markland in ihrem Winkel, und nun bat er wieder: „Geh, Lisette, ich bitte dich. Sie macht sonst solchen Lärm, und ich muß eben Ruhe haben; geh mir zu Liebe!" so daß Victoria sich nun selbst mit brechendem Herzen entschloß, das Zimmer zu verlassen.

Es wurde Markland zur Ader gelassen, was nur mit großer Mühe bewerkstelligt werden konnte, da er, als er die Vorbereitungen dazu sah, sich heftig dagegen sträubte. Nur dem Einreden der alten Frau gelang es, ihn gefügiger zu machen, denn er empfand eine gewisse Scheu vor ihr. Dieß war auch leicht begreiflich. Sie war beinahe neunzig Jahre alt, ein Gesicht von Stein, mit zahllosen tiefen Furchen bedeckt, schneeweißes Haar, das von der schwarzseidenen Haube wie Silber abstach und in zwei kleinen widerspenstigen Löckchen an den schmalen Wangen hing. Ihr Blick, obgleich das Auge ganz farb- und glanzlos war, hatte dennoch etwas eigenthümlich Festes, Ausdrucksvolles; man fürchtete sich vor diesem Blick, wenn er eine Weile auf Einem ruhte. Ihre Haltung war aufrecht, ihre Stimme wie die eines Mannes und klangvoller. Obgleich sie sehr langsam ging, so bewegte sie sich dennoch durchaus ohne Stütze. — Victoria konnte jedesmal bei ihrem Anblick eines Grauens sich nicht erwehren, und doch mußte sie ihr dankbar seyn, denn sie allein brachte es wieder dahin, daß sich Ernst nach dem Aderlasse zu Bette legte. Der Arzt hoffte den besten Erfolg von einem mehrstündigen Schlaf.

Es wurde beschlossen, daß Markland vor der Hand in dem Försterhause bleiben sollte, wenigstens diesen und den folgenden Tag, denn man fürchtete die Erschütterung des Fahrens für ihn. — Aber Marklands Zustand besserte sich trotz aller angewendeten Mittel durchaus nicht. Das heißt, er blieb körperlich ganz wohl, aber seine Geistesverwirrung war nicht zum Weichen zu bringen. — Am dritten Tage rieth der Arzt selbst, ihn auf sein Gut zu bringen. Victoria hatte ihn die Zeit über kaum gesehen, denn sobald sie sein Zimmer betrat, beschwor er sie immer mit der größten Aengstlichkeit, es zu verlassen, weil er sie immer für Lisette hielt und ein Zusammentreffen mit seiner Frau fürchtete.

Bei der Wegfahrt wandte Victoria eine List an, durch deren Hülfe sie hoffte, von ihrem Manne wieder erkannt zu werden. Sie ließ den Wagen anspannen, in welchem sie beinahe jeden Tag mit ihm spazieren gefahren war, und ehe er kam, setzte sie sich hinein mit dem Mantel und Hut, die sie immer bei ihren Spazierfahrten getragen, einen dichten Schleier vor dem Gesicht. Sie drehte den Kopf auf die andere Seite, als Markland einstieg; aber es schnitt ihr tief durch's Herz, als sie ihn mit seiner leisen veränderten Stimme fragen hörte: „Wer ist die Dame?" — „Sehen Sie selbst zu," antwortete der Arzt. Da bog sich Ernst vor und sah seiner Frau in's Gesicht; er lächelte aber nur schmerzlich und sagte dann vorwurfsvoll: „Warum drängst du dich immer wieder zu mir, Lisette? Ich bin verheirathet, und es geht nicht! Steige aus oder ich muß den Wagen verlassen. Das wäre schön, wenn wir so auf meinem Gute ankämen." — Und die arme Victoria überließ dem Arzt ihren Platz, doch hatte sie schon wieder eine andere Idee gefaßt, nämlich voraus zu fahren und Ernst in ihrem Wohnzimmer zu erwarten. Aber auch hier wurde sie von ihm mit dem ihr nun wirklich mit Recht entsetzlich gewordenen Namen „Lisette" begrüßt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kassel, August.

Wilhelmshöhe. — Wohlthätigkeit. — Theater. — Literatur. — Kunst.

Auf einen, an gesellschaftlichen Vergnügungen reichen Winter folgte ein stiller Sommer, in dem Jeder auf sich selbst beschränkt ist. Im ersteren zeichneten sich besonders die Feste beim französischen Gesandten, Grafen von Bearn, aus, wobei der Graf, selbst Dichter, seine eigenen Lustspiele durch seine Familie aufführen ließ. Geist und Phantasie bewiesen die Maskenspiele eines öffentlichen Vereins, der größtentheils aus der höhern Mittelklasse und aus Beamten besteht. Man parodirte das in neuerer Zeit sich kund gebende Streben, das Alterthum in die Gegenwart zurückzuführen, in Darstellungen aus dem morgen- und abendländischen Leben zur Zeit des Mittelalters. Kreuzfahrer, Ritter vom heiligen Grabe, Saracenen u. s. w. trafen in einem Festzuge von mehreren hundert Personen zusammen und wechselten mit Löwenjagden, Hahnenkämpfen und den Fröschen des Aristophanes in burlesken Anachronismen. — Was die Sommerstille erhöht, ist der Ausflug der Diplomaten und der Mangel an Fremden. Außer einigen englischen und holländischen Familien bemerkt man nur einen General aus Bolivia, der, aus Kassel gebürtig, sich in seiner Jugend zum Kaiser Christoph nach Haiti begab und von da zu Bolivar ging, den er fast in allen seinen Feldzügen begleitete, wie später den General Cruz; vor Kurzem ist er mit einem ansehnlichen, durch Dotationen erworbenen Vermögen in seine

Heimath zurückgekehrt. In den Städten am Rhein halten sich ungleich mehr Fremde auf, und doch ist hier das Leben viel wohlfeiler, und die Gegend nicht nur schön, sondern auch durch grosartige Anlagen der Kunst geschmückt. Die Stadt selbst bietet reizende Spaziergänge dar, von der Ruine der Kattenburg bis zur herrlichen Straße Bellevue, welche die schönste Aussicht in den Orangeriegarten und die Aue gewährt. Dieser Stadttheil könnte sehr verschönert werden, wenn der hier gelegene Prinzengarten, seines Gitters entledigt, einen Durchgang in die Tiefe der Aue gewährte. Die 900 Fuß langen und 40 Fuß breiten Cascaden auf Wilhelmshöhe, die Landgraf Karl im vorigen Jahrhundert nach seinem Aufenthalt in Italien erbaute, waren sehr verfallen, aber die Landstände haben zu ihrer Herstellung 60,000 Thaler bewilligt, und in diesem Jahre wird dieselbe vollendet seyn. Das berühmte Octogon, auf dessen Pyramide eine kolossale Statue des Herkules von Kupfer steht, welche die Landleute den großen Christofel nennen, und die man schon aus meilenweiter Entfernung erblickt, wird erst nach einigen Jahren völlig hergestellt seyn. — Man erwartet hier mit Sehnsucht den Anfang des Baus der Eisenbahnen, und mit ihm eine Abnahme der Nahrungslosigkeit, die die Mildthätigkeit der Einwohner in hohem Grade in Anspruch nimmt. Der Aufwand der Armenkasse war im vorigen Jahre mehr als dreißigtausend Thaler, die regelmäßige Einnahme aus den Armenfonds betrug aber kaum die Hälfte, so daß die Stadtkasse das bedeutende Deficit decken mußte. Die städtische Armenkasse thut ihr Möglichstes, um allen Bedürfnissen zu genügen. Die Bettelei ist in Folge der strengen Polizeimaßregeln verschwunden. In den, während der westphälischen Zeit erbauten Kasernen, welche jezt zu Armenversorgungsanstalten und dergleichen benuzt werden, finden altersschwache, geisteskranke und an unheilbaren Krankheiten leidende Arme Verpflegung. Ihre Anzahl betrug im verflossenen Jahre dritthalbhundert, und die Kosten jeder Person täglich noch nicht vier Neugroschen. Die Anstalt für verwahrloste Kinder nahm deren im lezten Jahre über hundert auf, und ihr Unterhalt kostete wenig über zweitausend Thaler, was kaum 19 Thaler auf den Kopf beträgt. Man bringt sie gewöhnlich auf dem Lande bei Bauern unter und versieht die Knaben noch mit Kleidung, wenn sie ihre Lehrzeit bei Handwerkern begonnen haben. Hausarme, Kranke und ihre Familien werden auf alle Art durch Arznei, Braunkohlen, freie Beerdigung u. s. w. unterstüzt. Im vorigen Jahre betrug die Zahl der Armen, die von der Stadt Hülfe empfingen, über eintausendachthundert; rechnet man hierzu einhundertundelf Waisen, so kommt bei einer Bevölkerung von 30,000 Einwohnern ein Armer auf siebzehn. Außerdem bestehen an freiwilligen Vereinen eine Freischule für Mädchen, einige Kleinkinderschulen und der Krankenpflegeverein, von edeln Jungfrauen gebildet, dessen Vorsteherin ganz dazu geeignet ist, auch Trost und Besserung in die Hütten der Armen zu tragen. Bedenkt man, daß alle diese Anstalten durch freiwillige Beiträge gegründet sind und erhalten werden, so kann man wohl Kassel eine Stadt der Barmherzigkeit nennen. Wohlthätigkeit ist hier aber auch eine Ehrensache. Die Rentenversorgungsanstalt für Jungfrauen, von Wilhelmine Halberstadt begründet, woran das Ausland lebhaften Antheil nimmt, dauert unter der umsichtigen Leitung des Fräuleins von Wangenheim fort. Sie gewährt etwa zwanzig Prozent der Einlage und zählt jezt an zweitausend Theilnehmerinnen und 200,000 Thaler Grundkapital.

Während einiger Monate ist das hiesige Theater geschlossen. Es sind wenig Aussichten da, daß Antigone und der Sommernachtstraum bei ihrem Gang durch Europa auch hier einkehren werden; aber in einer stark besuchten Vorlesung zum Besten der Armen wurde uns Antigone durch Prof. Niemeyer vorgetragen. Der versöhnungslose Geist der Antike wird sich hier kein Publikum erwerben, wo mehr christlich-religiöses Gefühl als Studium des Alterthums zu finden ist. Das Theater wird fleißig besucht, fast jede wohlhabende Familie hat ihren Abonnementsplaz; aber auch die Kirchen sind niemals leer, und die Namen der Prediger Martin, Maier, Kraushaar u. a. m. rechtfertigen diesen Eifer. — Obgleich hier wenig literarische Thätigkeit im Vergleich mit andern deutschen Städten gleicher Größe herrscht, so kommt doch seit mehreren Jahren ein wichtiges Werk hier heraus, das ein höheres diplomatisches und historisches Interesse in Anspruch nimmt, eine Sammlung von Staatsverträgen, öffentlichen Urkunden und Aktenstücken, unter dem Namen ihres Gründers, des verstorbenen Professors v. Martens, nachher westphälischen Staatsraths, später hannoverschen Bundestagsgesandten, fortgesezt von Hofrath Murhard. Der Herausgeber, der zu den gelehrten Notabilitäten von Kassel gehört, lebt, nebst seinem auch als Schriftsteller bekannten Bruder, der gleich ihm unverheirathet ist, auf einer reizenden Besizung vor dem Wilhelmshöher Thor, die wie das Schloß eines Zauberers mit mannigfachen Kostbarkeiten und Seltenheiten geschmückt ist, in philosophischer Ruhe und Unabhängigkeit, aber voll reger Theilnahme für die Wissenschaften. — Auch die „Lebensbilder aus Texas," von Fr. W. v. Wrede, verdienen als literarische Erscheinung erwähnt zu werden. Der Verfasser hielt sich einige Jahre in Texas auf und ist Bürger dieses Staats; seine Schilderungen haben viel Lebendigkeit und erstrecken sich auch auf die Vereinigten Staaten. — Die Gemälde der Niederländer Gallait und de Biefve kamen auf ihren Reisen auch hieher; man verdankt dieß der Verwendung des Prinzen Regenten. Die Bilder waren im Versammlungssaal des Ständehauses aufgestellt, und die Einnahme, obgleich das Billet nur vier Neugroschen kostete, betrug an neunhundert Thaler, wodurch die Kosten des Transports und der Ausstellung völlig gedeckt sind. Das Compromiß der Niederländischen Edeln von de Biefve fand größere Theilnahme, vermuthlich weil es Zustände darstellt, die unserer Zeit näher liegen, als die Abdankung Kaiser Karls des Fünften, welche die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde vorzüglich in Anspruch nahm. Die Gemälde gingen von hier nach Brüssel zurück. — Einen erfreulichen Beweis fortschreitender Kunstentwicklung lieferten vorigen Sommer hier die Gebrüder Kaupert in einer Reiterstatue im Costüm des Mittelalters, welche die Offiziere der Cavallerie ihrem General v. Eschwege bei seinem Scheiden aus dem aktiven Dienst verehrten. Die Statue wiegt 150 Loth Silber und ist mit den Namensunterschriften der Offiziere versehen. Der eine der Brüder Kaupert, der dieß Werk modellirt hat, ist ein Schüler Henschels und wird sich bald zu seinem talentvollen Lehrer nach Italien begeben. — Der hiesige Gustav-Adolphs-Verein hat nun auch seine Statuten veröffentlicht. — Ein anderer Verein, der sich zur Bekehrung der Juden gebildet hat, besteht aus lauter höchst orthodoxen Christen. Im Allgemeinen ist die hier herrschende Stimmung streng gläubig, mehr pietistisch als philosophisch-christlich; nur mit geringem Interesse folgt man den neuern Entwicklungen und Verirrungen der Philosophie.

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 27. August 1844.

Dans un cadre d'Asie un beau tableau d'Europe.
Barthélemy et Méry.

Aus Spanien. *

Valencia im August 1844.

Die erste Ansicht der spanischen Küste überraschte mich sehr angenehm. Wenn man längere Zeit nichts als die kahlen weißen Kalkfelsen der südfranzösischen Küste gesehen hat, machen die anmuthigen, grünen, mit freundlichen Ortschaften besäten Ebenen und Hügel Cataloniens, hinter welchen die blauen Vorberge der Pyrenäen in malerischen Formen emporsteigen, einen ungemein wohlthuenden Eindruck. Barcelona selbst mit seinen stolzen Palästen am Fuße des gewaltigen, auf hohem steilen Felsberge liegenden Forts Monjuy (nicht Montjuich, wie man es gewöhnlich geschrieben findet), mit seinen breiten Straßen, belebten Plätzen und herrlichen Promenaden flößt dem Fremden Achtung vor der Nation ein, deren Boden er zum erstenmal betritt, um so mehr, als er gewöhnlich nicht mit den besten Erwartungen nach Spanien kommt. Leider trifft man aber aller Orten Spuren von den Wunden, die dieser herrlichen Stadt durch die vielen Unruhen geschlagen wurden und noch nicht geheilt sind. Breschen in den Mauern, zerfallene Thore, zerstörte architektonische Verzierungen an den Palästen, hie und da in Ruinen liegende Häuser erinnern nur zu sehr an die Bomben Esparteros. Außerdem machen die vielen Wachen, die große Menge von Militär, die an verschiedenen Plätzen aufgefahrenen Kanonen einen unangenehmen Eindruck auf den Fremden, welcher aller Orten fühlt, daß er sich in einer durch Waffengewalt unterdrückten Stadt befindet. Leider konnte ich in Barcelona, der ersten ächt südlichen Stadt, welche ich erblickte, nur einen Tag bleiben, und 24 Stunden später befand ich mich schon vor dem Grao vor Valencia.

Während Barcelona ein ganz europäisches Ansehen hat, glaubt man sich in Valencia in den Orient versezt. Diese aus regelmäßigen Quadern zusammengefügten Mauern von kolossaler Dicke, dieses Gewirr von engen, krummen, ungepflasterten, düstern Gassen, die weiten schattigen Höfe der Häuser — Alles ruft die Herrschaft der Mauren in's Gedächtniß. Doch ist von eigentlichen maurischen Bauwerken nichts übrig, als ein Gebäude, welches man die Seidenhalle, *Lonja de la seda* nennt. Dasselbe befindet sich am Marktplatze und soll der Sage nach ursprünglich der Palast einer maurischen Prinzessin, der Tochter des Muley Rufat gewesen seyn. Es ist von diesem ungeheuern Gebäude nichts übrig, als eine große Halle zu ebener Erde, in welche man durch vier Thore gelangt und die durch zwei Reihen schlanker gewundener

* Von einem in Spanien reisenden Landsmann, der uns fernere Mittheilungen versprochen hat.

Säulen, welche das kuppelartige, mit Arabesken geschmückte Gewölbe tragen, in drei Schiffe getheilt wird. Der ganze übrige Theil des Gebäudes ist neuern Ursprungs und in gothischem Styl ausgeführt. Gegenwärtig dient die eben beschriebene Halle, welche 131′ lang und 75′ breit ist, theils zum Verkauf der Seide, theils als Börse. Auch befindet sich in demselben Gebäude das Handelstribunal.

Das herrlichste Denkmal maurischen Fleißes sind aber die reizenden Umgebungen von Valencia, bekannt und berühmt unter dem Namen der Huerta de Valencia. Diese haben die Mauren geschaffen, indem sie die ursprünglich dürre Ebene, in welcher Valencia liegt, durch künstliche Bewässerung in ein ewig grünes und blühendes Gartenland verwandelten, welches die Valencianer, die glücklicherweise die Arbeit mehr lieben als die übrigen Spanier, in gutem Zustand erhalten haben und fortwährend zu vergrößern suchen. Eine Menge von Bewässerungsgräben, welche aus dem ziemlich wasserarmen und schmutzigen Rio Turia oder Guadalaviar kommen, und aus denen das Wasser durch unzählige, eigenthümlich konstruirte, aber sehr einfache Wasserräder in alle Gärten geleitet wird, bewirken hier diese wundervolle Vegetation. Ueberall wogende Weizen- und Hanffelder, durchschnitten von hellgrünen Maulbeeralleen, überragt von Feigenbäumen, Orangen und Palmen.

Unter den zahlreichen Kirchen und Klöstern von Valencia nimmt die Kathedrale, an deren Stelle zur Zeit der Römer ein Dianentempel gestanden haben soll, unstreitig den ersten Rang ein. Dieses weitläufige Gebäude ist in sehr verschiedenem Styl erbaut, indem es zur Zeit der Ostgothen als christlicher Tempel, unter der Herrschaft der Mauren als Moschee, und nach Unterwerfung derselben wieder als Kirche gedient hat. Das ganze Bauwerk, welches von außen ein unregelmäßiges Fünfeck darstellt, trägt im Aeußern maurischen Charakter, obwohl die Portale in gothischem Styl ausgeführt sind. Das Innere der Kirche besteht aus drei durch zwei Reihen viereckiger Säulen von einander geschiedenen Schiffen, die aber etwas zu niedrig sind, und ist bis auf das gothische Chor in florentinischem Styl erbaut, ein ungeheurer Marmorpalast.

Zu jeder Seite befinden sich vier Kapellen, jede durch eine Kuppel geschlossen. Deßgleichen befindet sich über dem Platze vor dem Hochaltar eine großartige, von Palomino sehr schön al Fresco gemalte Kuppel, durch welche das Licht von oben in die Kirche einfällt. Der Hochaltar, vor welchem, wenn ich nicht irre, in der Sommerrevolution des vergangenen Jahres der Gefe politico ermordet wurde, war früher von massivem Silber, besteht aber seit vielen Jahren schon aus bloßem Holz. Sowohl in den Seitenkapellen, als in den sehr geräumigen hellen Sakristeien, deren Wände und Boden wie die der Kirche mit verschiedenartigem Marmor bekleidet sind, befindet sich eine große Menge zum Theil sehr kostbarer Gemälde, welche größtentheils der spanischen Schule angehören.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dämon.

(Schluß.)

Victoria schrieb, als es immer nicht besser wurde, an eine von Ernsts Schwestern, damit er nicht immer allein seyn möchte, denn er beschäftigte sich mit nichts. Wenn man ihn sich selbst überließ, saß er gedankenlos vor sich hinstarrend da, oder er ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Victoria hatte trotz dem innersten Widerstreben die Alte vom Försterhause müssen holen lassen, denn Ernst war wie ein eigensinniges Kind und gehorchte nur ihr. Sie selbst mußte fortwährend seine Gegenwart meiden, und um ihn von der grausigen Alten zu befreien, berief sie seine Schwester, von der sie hoffte, daß sie einigen Einfluß über den geliebten Bruder gewinnen werde; denn es kam ihr immer vor, als sey Ernst in der Macht einer bösen Zauberin. — Ernsts Schwester kam sogleich, aber es war umsonst, auch sie erkannte er nicht. Victoria hatte indessen in ihrer Verzweiflung doch einen Trost an ihr.

Eines Abends saßen die Beiden betrübt beisammen, keine sprach ein Wort, als Ernsts alter Diener bei ihnen eintrat und sie bat, hinüber in seines Herrn Zimmer zu gehen, da er ihn und die Alte so heftig miteinander reden höre. Zitternd hing sich die junge Frau an den Arm ihrer Schwägerin und eilte mit lautlosen Schritten hinüber. Ernst bewohnte ein Zimmer mit einem großen Alkov, worin er schlief; dort befand er sich eben mit der Alten. Die Vorhänge, welche die beiden Räume trennten, waren heruntergelassen; als aber Victoria die jammernde Stimme ihres Mannes dahinter hörte, hob sie ein wenig die Gardine auf und blickte hindurch. Ernst saß bleich mit verwirrtem Haar, in seinen türkischen Schlafrock gehüllt, auf dem Rande des Bettes. Vor ihm stand, grell von der enthüllten Nachtlampe beleuchtet, die Alte, den rechten Arm wie drohend gegen ihn ausgestreckt.

„Ich will dir nicht mehr gehorchen!" sagte Ernst in abgestoßenen Worten; „denn ich kenne dich, du bist mein Dämon, und mein guter Engel hat mich verlassen und dir preisgegeben. Aber ich gehorche dir nicht; ich nehme nicht deine Zaubertränke, und dann muß sie ja wieder kommen. O Victoria! Victoria!" Da hielt sich seine Frau nicht länger, und ihm zu Füßen fallend, den Kopf an seine Knie gedrückt, schluchzte sie: „Ernst, mein geliebter Ernst!" Aber er wehrte sie von sich ab und sagte

sanft mit irrem Lächeln: „Geh, Kind, geh! quäle du mich nicht auch noch!" Als aber Victoria immer liegen blieb und fort und fort schluchzte, als wollte ihr das Herz zerspringen, wurde er ungeduldig, und seine Schwester, die noch an der Gardine lauschte, sah mit Schrecken, wie die Zornader auf seiner Stirne schwoll. „Gehen Sie, Madame," sagte nun auch die Alte barsch, „Sie verderben sonst Alles." Aber Victoria konnte sich nicht von ihrem Manne trennen. Sein böses Gesicht, sein irres Auge sah sie nicht, sie fühlte nur, daß sie bei ihm war, daß ihr Kopf auf seinem Knie ruhte, daß sie einmal wieder nach langer Zeit seine geliebte Hand mit ihren beiden Händen faßte, und mitten in ihren Thränen, ihrem Jammer träumte sie sich zurück in die Zeit, wo sie oft so auf ihrem Tabouret vor ihm gekniet und er, ihr Haar streichend, sie sein liebes, verwöhntes Kind genannt.

Da weckte sie ein eigenthümlicher grausiger Schrei aus ihren Träumen, und sie fühlte sich zugleich so heftig zurückgestoßen, daß sie mit dem Kopf auf die Thürschwelle hinter ihr aufschlug und für einige Minuten das Bewußtseyn verlor. Und das war ein Glück für sie, denn Markland war, erzürnt, daß sie auf sein wiederholtes Mahnen nicht gegangen, und schon vorher gereizt, in eine Art Wuth ausgebrochen. Er stürzte, die Hände fest an das Gesicht gepreßt, im Zimmer umher, indem er fortwährend einen Schrei ausstieß, ähnlich dem eines gereizten Thiers. Seine Schwester stand bei diesem Anblick so entsezt, daß sie gar nicht daran dachte, ihrer Schwägerin, die am Boden lag, Hülfe zu leisten. Auch die Aufmerksamkeit der Alten war nur auf Ernst gerichtet. Als er einen Augenblick wie ermattet auf sein Lager sank, trat sie dicht vor ihn, streckte beide Hände gegen ihn aus — Julie sah in starrem Schrecken zu — und nach kurzer Zeit fielen seine Hände vom Antlitz herab, er selbst zurück in die Kissen in ruhigen Schlummer.

Das junge Mädchen nahm nun Victoria, die wieder bei Besinnung war, in die Arme und geleitete sie hinüber. Dort fragte diese sogleich: „Was war es mit Ernst? Er raste, und als du mich wegbrachtest, sah ich ihn ruhig schlummern." Julie erzählte ihr, was sie gesehen, und schloß mit der Behauptung, daß wohl die Alte auf Ernst durch magnetische Kraft wirke, was Victoria widersprach und nur einen bösen, dämonischen Einfluß darin sehen wollte. Darüber fiel ihr aber die erste Unterhaltung wieder ein, die sie als junge Frau mit ihrem Manne im Wagen geführt, und unter einem Strom von Thränen erzählte sie Julien, wie sie damals ihren bösen Geist herausgefordert, ihr Alles zu nehmen, sie auf's Härteste zu treffen, nur ihren Mann ihr zu lassen. „Siehst du, Julie, Ernst sagte mir es damals, ich habe die bösen Mächte gerufen. O Gott, wer dachte daran! das war zu ächt dämonisch, um mir einzufallen!"

Der Gedanke, daß sie durch ihren Uebermuth das Unglück ihres Mannes verschuldet, schlug nun solche Wurzel in Victorias Kopf, daß Julie bang wurde, auch ihre Vernunft möchte zulezt darunter leiden. Sie sprach deßhalb doppelt eindringlich von ihrer Idee hinsichtlich der magnetischen Kraft der Alten, und bat Victoria, ihr zu erlauben, an Doktor Werner zu schreiben; ihr komme der Einfall, daß Markland durch Magnetismus gerettet werden könnte, wie ein Wink des Himmels vor. — „Und haben wir nicht unsern lieben, treuen Magnetiseur? Ist er nicht zugleich unser bester Freund, das wohlwollendste Gemüth? O gewiß, Victoria, es wird noch Alles gut werden, mir ahnt die glücklichste Zukunft."

Victoria schrieb selbst, und schon nach einigen Tagen war Werner da, um seinen Kranken abzuholen, der sich gleichgültig von ihm an den Wagen führen ließ. Die Alte war auch mit hinuntergegangen; als der Schlag geschlossen wurde und Ernst sah, daß sie nicht mitkam, überflog ein freudiges Lächeln seine abgespannten Züge. Er hob den Blick, oben lagen Victoria und Julie im Fenster; da nahm er fremd und höflich vor den beiden Damen den Hut ab, indem er den Doktor grüßen sah. Das schnitt Victoria tief in ihr wundes Herz.

Werner hatte ausdrücklich verlangt, daß Victoria mit Julie zurückbleibe, da er behauptete, ihre Gegenwart, ihr Anblick könne bis zu Ernsts völliger Genesung nur störend einwirken, und überdem war sie selbst durch ihres Mannes Unglück und ihre eigenen Gewissensbisse so elend, daß sie der Ruhe und Pflege bedurfte. Geäußert hatte sich Werner durchaus nicht über Marklands Zustand, nur gesagt, daß er das Beste hoffen wolle, und versprochen, häufig zu schreiben.

Seine Briefe klangen Anfangs ziemlich unbestimmt, dann immer besser und besser, und jede Nachricht brachte frischere Rosen auf der armen Victoria bleiche Wangen. Die magnetische Behandlung that Wunder bei Markland; nach zwei Monaten schrieb ihr Werner, sie solle kommen und ihren vollkommen genesenen Mann abholen.

An einem Frühlingsabend traf diese Nachricht ein. Victoria und Julie saßen in der Laube im Garten; die junge Frau fiel in Gegenwart des Boten auf die Knie und weinte und schluchzte, daß Julie ganz bange wurde. Es war der lezte Ausbruch ihres leidenschaftlichen Wesens, das sie geschworen abzulegen. Und sie hielt Wort; denn als ein Jahr darauf der glückliche Markland, sehr spät von der Jagd zurückkehrend — die er doch nicht aufgegeben — sie in ihrem Zimmer fand und sie lachend ihn begrüßte, sagte er, nach einer grün verhangenen Wiege deutend: „Seitdem der da ist, vermissest du mich gar nicht mehr, Victoria; jezt werde ich eifersüchtig werden, damit doch diese schöne Eigenschaft in unserem Hauswesen nicht ausstirbt."

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, August.

Verein zur Ermunterung des Gewerbgeistes. — Literatur. — Böhmische Jubiläen. — Die böhmischen Bäder.

Der seit 11 Jahren begründete Verein zur Ermunterung des Gewerbgeistes in Böhmen hat in seiner heurigen (ersten allgemeinen) Jahresversammlung den Fürsten Hugo zu Salm-Reifferscheid zum Generaldirektor erwählt. Diese vaterländische Association zählte im Anfang des Jahrs 1844 363 Theilnehmer (worunter 135 stiftende, 168 beitragende, 57 arbeitende und 3 Ehrenmitglieder), und die Summe der Jahresbeiträge machte gegen 7000 Gulden aus. Die höchste Zahl der Theilnehmer war im Jahre 1836, 574 mit ungefähr 9000 Gulden an Jahresbeiträgen. Dieses war überhaupt das günstigste Jahr mit einer Einnahme von mehr als 12,000 Gulden. Die Gesammtsumme aller Einnahmen vom ersten März 1833 bis lezten December 1843 betrug 128,599 Gulden, wovon 108,073 Gulden für Vereinszwecke ausgegeben worden, und bleibt noch die Summe von 20,456 Gulden $22\frac{1}{2}$ Kreuzer zur Verfügung gestellt; auch ist ein ansehnliches Materialvermögen an Einrichtungsstücken, Mustern, Modellen, Bibliothekswerken und vorräthigen Drucksachen im Werthe von 26,738 Gulden vorhanden. Wenn man die Resultate übersieht, welche das Institut troz seines prekären Zustandes geliefert hat, so mußte man einerseits bedauern, daß seine dem Wohl des Vaterlands gewidmete Existenz durch den Wechsel der Zeitläufte bedroht wurde, andererseits die Maßregel des Vereins nur billigen, durch einen wiederholten Aufruf zur Theilnahme an dem Vereine zur Ermunterung des Gewerbgeistes in Böhmen in den öffentlichen Blättern nicht nur die Anstalt fester zu begründen, sondern ihrer Wirksamkeit zugleich einen größern Spielraum zu verschaffen. Jener Aufruf hat in so weit erfreuliche Früchte getragen, daß bis zum Tage der Jahresversammlung 11 stiftende und 82 beitragende Mitglieder neu hinzugetreten waren. Ueberdieß sind mehrere beitragende Mitglieder zu den stiftenden übergetreten, und arbeitende und Ehrenmitglieder haben sich zu den jährlichen Geldbeiträgen bereit erklärt. Der Verein hat vor Kurzem eine Nachricht von der Triester Börsendeputation erhalten, welche nach einer vorläufig veranstalteten Besichtigung unserer vorzüglichsten Fabriken, eine Mission nach Ostindien über Egypten und das rothe Meer zu dem Ende abgeschickt hatte, um die Handelsbeziehungen jener Länder zum Nuzen der vaterländischen Industrie auszuforschen. Von dieser Mission sind schon Berichte aus Cairo gekommen, deren interessanter Inhalt, welcher den Absaz der Erzeugnisse der Kunst und des Gewerbfleißes daselbst zum Gegenstande hat, dem Gewerbsvereine ebenfalls mitgetheilt werden soll. — Dr. Corda, Custos des Nationalmuseums, und Herr Richter aus Königssaal haben im Auftrage des Gewerbsvereins die Industrieausstellung in Paris besucht.

Von dem bei Madau in Leutmeritz erscheinenden Werke: „Böhmens Burgen, Vesten und Bergschlösser“ von F. A. Heber, welches sich insbesondere durch große Mannigfaltigkeit und Vollständigkeit auszeichnet, ist bereits das zweite Heft des zweiten Bandes erschienen. Der erste Band, welcher 51 Bogen Text, 56 Ansichten, 16 Grundrisse und die Burgkarte des Pilsner und Klattauer Kreises enthält, bringt die Beschreibung von hundert Burgen. — Bei Friedrich Ehrlich erscheint eine „böhmische Romanbibliothek“ nach ausländischen Originalen; die ersten Bändchen enthalten: „die Schweden vor Prag“ von Karoline Pichler, übersezt von J. Pacinka, welcher auch Raupachs „Nasenstüber“ und den „Zeitgeist“ sehr wacker in's Böhmische übertragen hat. Auch „Oliver Twist“ von Boz ist von Hauptmann Fialka trefflich in's Böhmische übersezt worden.

Schon seit einiger Zeit befindet sich der dänische Gedächtnißkünstler K. O. Reventlow, der Verfasser des „Lehrbuchs der Mnemonik,“ von welchem wir nächstens auch ein „Wörterbuch der Mnemotechnik“ zu erwarten haben, in unserer Stadt. Er hat zwei öffentliche Proben seiner Kunst gegeben, die alle Erwartungen übertrafen, und einen Curs der Mnemonik in einem Saale der Universität eröffnet, welcher sehr zahlreich besucht wurde, und dem wahrscheinlich noch ein zweiter folgen wird. — Ein Herr Jg. Jakob Heger, Professor der Stenographie am k. k. polytechnischen Institut und Inhaber der stenographischen Lehranstalt in Wien, kündigt einen Ferial-Lehrcurs über die Stenographie an, welcher nicht so stark besucht werden dürfte, da unsere studirende Jugend jener Kunst kaum ihre Ferien wird aufopfern wollen. — Der böhmische Missionär zu Cincinnati im Staate Ohio, P. Clemens Hammer, dessen ich schon öfter gedachte, kam im vorigen Jahre aus Amerika in sein Vaterland zurück, um seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Nachdem er abwechselnd in Prag, München und Rom gelebt, ist er am 25. Juni auf seine Missionsstation zurückgekehrt. — Die „Bohemia“ bringt eine Erinnerung an die tausendjährige Jubelfeier der Einführung des Christenthums in Böhmen, welche, unserem Historiker Franz Palacky zufolge, am 13. Jänner (dem ersten alten Styls) 1845 eintritt, und kettet daran eine Aufzählung aller Jubiläen, welche noch in dieses Decennium fallen, nämlich am 21. November desselben Jahrs 500 Jahre seit der Grundsteinlegung der Domkirche und Erhebung des Prager Bisthums zum Erzbisthum; 20. Jänner 1848, 300 Jahre von der Errichtung des böhmischen Appellationsgerichts; 26. März d. Jahrs, 500 Jahre von der Grundsteinlegung der Neustadt; den 7. April d. Jahrs das (schon beschlossene) 500jährige Universitätsjubiläum; 21. November d. Jahrs, 200 Jahre seit der Befreiung von den Schweden u. s. w.

Die Berichte aus den böhmischen Kurorten lauten sehr erfreulich. Auch in Teplitz fängt man an, den Winter ebenfalls als Kurzeit zu benützen. Schon der Neujahrstag brachte Kurgäste aus Polen, und bis zum März zählte man 18 Partien mit 35 Personen aus Moskau und Kasan, aus Sachsen und Böhmen, ja selbst einen Amerikaner. Der April brachte 13, der Mai schon 213 Partien, und die fortwährende Progression verspricht Teplitz heuer eine der reichsten Saisons seit vielen Jahren. Am 10. Juli zählte die Badeliste schon 1516 Partien mit 2538 Personen. Aus den Gasthäusern waren bis dahin als Durchreisende angezeigt 1663 Partien mit 3086 Personen. — Auch Carlsbad, wenn gleich verhältnißmäßig nicht so zahlreich besucht als Teplitz, zählte gleichwohl am Ende Junis schon 363 Partien mehr als im vorigen Jahre, und darunter sind viele vornehme und manche merkwürdige Personen, z. B. der schottische Edelmann Grant Duff, Verfasser der Geschichte der Mahratten und ehemaliger Resident am Hofe des Rajah von Sattarah, der Perser Mirza Ibrahim, seit 20 Jahren Professor der persischen Sprache an einem Provinzialcollegium in England, der nach vollendeter Kur über Ostindien in sein Vaterland zurückkehrt, u. s. w. Die Versendung des Carlsbader Wassers beträgt heuer bereits 64,000 Krüge.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 28. August 1844.

Higher still and higher
From the earth thou springest
Like a cloud of fire;
The blue deep thou wingest,
And singing still dost soar, and soaring ever singest.
Shelley.

Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff.

1.

Die todte Lerche.

Ich stand an deines Landes Grenzen,
An deinem grünen Saatenwald,
Und auf des ersten Strahles Glänzen
Ist dein Gesang herabgewallt;
Der Sonne schwirrtest du entgegen,
Wie eine Mücke nach dem Licht,
Dein Lied war wie ein Blüthenregen,
Dein Flügelschlag wie ein Gedicht.

Da war es mir, als müsse ringen
Ich selber nach dem jungen Tag,
Als horch' ich meinem eignen Singen,
Und meinem eignen Flügelschlag;
Die Sonne sprühte glühe Funken,
In Flammen braunte mein Gesicht,
Ich selber taumelte wie trunken,
Wie eine Mücke nach dem Licht!

Da plötzlich sank und sank es nieder,
Gleich todter Kohle in die Saat;
Noch zucken sah ich kleine Glieder,
Und bin erschrocken dann genaht.

Dein letztes Lied, es war verklungen,
Du lagst ein armer, kalter Rest,
Am Strahl verflattert und versungen,
Bei deinem halbgebauten Nest.

Ich möchte Thränen um dich weinen
Wie sie das Weh vom Herzen drängt;
Denn auch mein Leben wird verscheinen,
Ich fühl's, versungen und versengt.
Dann du mein Leib, ihr armen Reste,
Dann nur ein Grab auf grüner Flur
Und nah nur, nah bei meinem Neste,
In meiner stillen Heimath nur!

2.

Lebt wohl.

Lebt wohl, es kann nicht anders seyn!
Spannt flatternd eure Segel aus,
Laßt mich in meinem Schloß allein,
Im öden geisterhaften Haus.

Lebt wohl und nehmt mein Herz mit euch
Und meinen letzten Sonnenstrahl,
Er scheide, scheide nur sogleich,
Denn scheiden muß er doch einmal.

Laßt mich an meines Sees Bord
Mich schaukelnd mit der Wellen Strich,
Allein mit meinem Zauberwort
Dem Alpengeist und meinem Ich.

Verlassen, aber einsam nicht,
Erschüttert aber nicht zerdrückt
So lange noch das heil'ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt,

So lange mir der frische Wald
Aus jedem Blatt Gesänge rauscht,
Aus jeder Klippe, jedem Spalt
Befreundet mir der Elfe lauscht,

So lange noch der Arm sich frei
Und waltend mir zum Aether streckt,
Und jedes wilden Geiers Schrei
In mir die wilde Muse weckt.

Aus Spanien.

(Fortsetzung.)

Unter allen zog besonders ein Gemälde, welches sich in der Hauptsakristei befindet, meine Aufmerksamkeit auf sich; von Lopez, die Anbetung der Hirten darstellend. Diese Madonna von Lopez trägt einen ganz eigenthümlichen Charakter und es ist unverkennbar, daß eine Spanierin als Modell gedient hat. Es ist weder die verklärte Himmelskönigin, die uns Raphael so unübertrefflich dargestellt hat, noch das heroische Weib, das die Madonnen von Rubens uns vor Augen führen. Die Madonnen von Lopez (es befindet sich eine ganz ähnliche im Museum von Valencia, so wie in Madrid) stellen nichts als eine irdische, eine spanische Jungfrau dar, aber wunderlieblich durch den Ausdruck der vollsten Unschuld und zärtlichsten Mutterliebe.

Außer diesem Gemälde sind bemerkenswerth eine Opferung Isaaks von Ribalta, und ein vom Kreuz abgenommener Christus, den die Frauen beklagen, von Murillo, so wie eine Madonna von Herrera. Dieselbe Sakristei enthält auch eine Menge zum Theil sehr seltsamer Reliquien, z. B. einen Schenkel des heil. Georg, einen Zahn der Jungfrau Maria, einen Achatkelch, dessen sich Christus bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls bedient haben soll. Unter den vielen Seitenkapellen verdient besonders die capilla de San Pedro, deren Kuppel von Victoria mit einem sehr gelungen zu nennenden Freskogemälde geziert ist, die Aufmerksamkeit des Fremden. Hier befindet sich unter andern werthvollen Gemälden von Ribalta, Spagnoletto u. a. ein herrlicher Christus von Juanes, dessen glühende Farben ich hier zum erstenmal zu bewundern Gelegenheit hatte.

Von der Plattform des sehr hohen achteckigen Glockenthurms, zu welcher eine schön gebaute helle Wendeltreppe emporführt, genießt man eine unbeschreiblich schöne Aussicht über die ganze fruchtbare Ebene, in deren Centrum die Stadt liegt. Namentlich ist der Anblick der Huerta, die wie ein üppiger Myrthenkranz die düstere Stadt umgibt, wundervoll und wohl einzig in seiner Art. Auf die hellgrünen Weizenfelder der Huerta folgen dunkelgrüne Wälder von Oliven- und Johannisbrodbäumen, die sich bis an die blauen Gebirge erstrecken, welche die Ebene des Turia in weitem Umkreise in Westen, Norden und Osten umschließen, während im Süden der glänzend blaue Spiegel des herrlichen Mittelmeeres, dessen Wogen in gewaltiger Wendung an den flachen Sandufern der Küste in blüthenweißen Schaum zerschellen, den Horizont begrenzt.

Das Museo de pinturas, welches sich in dem mit schlanken hohen Palmen gezierten Kloster der Karmeliterinnen auf dem Plaza del carmen befindet, besteht erst seit wenigen Jahren, indem es größtentheils aus den Gemälden der aufgehobenen Klöster der Stadt und der ganzen Provinz gebildet ist. Es enthält ungefähr 700 Gemälde, die in den Kreuzgängen des Klosters und einigen Nebengemächern ziemlich ungünstig aufgestellt und im Ganzen schlecht erhalten sind. Die meisten stammen von der alten Valencianischen Schule her, doch gibt es auch einige aus der niederländischen, namentlich einige hübsche Stillleben. Unter den spanischen findet man besonders viele von Juanes (vorzüglich zwei schöne Christusköpfe), Ribalta und Espinosa.

Während meines vierwöchentlichen Aufenthalts in Valencia zogen besonders die Lebensweise der Valencianer, die Sitten und Gebräuche dieses lebhaften Volkes meine Aufmerksamkeit auf sich, und ich halte es nicht für uninteressant, das Treiben eines Tages in kurzen Umrissen zu schildern.

Schon in der Morgendämmerung sieht man von allen Seiten Landleute aus den Dörfern der Huerta und den fernern Umgebungen mit ihren mit den Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht beladenen Maulthieren und Eseln den zahlreichen, noch verschlossenen Thoren der Stadt zueilen, vor welchen sie sich in Masse aufstellen. Man kann sich keinen malerischeren Anblick denken, als diese Gruppen kräftiger gebräunter Gestalten in ihren bunten, pittoresken Trachten, welche theils auf ihren Thieren in träger Ruhe liegen, theils an den Brückengeländern des Turia, ihre Cigarritos rauchend, lehnen, oder unter den schattigen Ulmen der Promenaden in ihre Decken gehüllt, in lebhafter Unterhaltung bei einander sitzen. Hier sieht man eine Gruppe von Landleuten der Huerta, welche Reis, Weizen und allerhand Gemüse und

Früchte in die Stadt bringen, in ihren weiten, langen, buntgestreiften Beinkleidern und braunen oder blauen Jacken, unter welchen die meist rothwollene Leibbinde oder Schürze * hervorblickt, und eingehüllt in ihre wollenen, meist blau oder weiß gestreiften und an der einen Seite mit Fransen bedeckten Decken. ** Dort stehen einige Hirten und Jäger aus den Gebirgen, welche Schlachtvieh und Wildpret herbeischaffen, gelehnt auf ihre dicken weißen Krummstäbe und begleitet von ihren schlanken, starken, windspielartigen, meist fuchsrothen Hunden mit ungewöhnlich langen Ohren, einer eigenthümlichen Race, deren man sich besonders zur Kaninchenjagd bedient. Diese Hirten, so wie fast alle Landleute außerhalb der Huerta haben eine eigenthümliche Tracht. Sie gehen meist im bloßen Hemde, das jedoch immer sehr weiß und reinlich ist, und tragen außerdem nur sehr weite, bloß bis an die Knie reichende Beinkleider von weißer Leinwand und die rothe Schürze. Den Unterschenkel bedeckt von der Kniekehle bis an die Knöchel eine Art von Strumpf oder Gamasche aus brauner Wolle oder braunem Leder, und der Fuß ist mit dem beliebten, aus Binsen (Esparto) oder Hanf verfertigten Sandalen, welche mit blauen Bändern befestigt werden, bekleidet, ein Schuhwerk, das auch alle übrigen Landleute fast in ganz Spanien tragen. Diese weißgekleideten Söhne des Gebirges erinnern an die Beduinen, mit denen wenigstens die Hirten in ihrer ganzen Lebensweise viel Aehnlichkeit haben.

Einen dritten Bestandtheil dieser bunten Menge bilden die Bewohner des Grao, die Seeleute, Fischer und Matrosen, welche sich durch ihre breiten, niedrigen Stroh- oder Filzhüte, oder auch die rothe wollene katalonische Mütze, die sehr beliebt bei den Seeleuten ist, während die Landleute ohne Ausnahme den spitzen valencianischen Filzhut mit aufgeschlagenen Krämpen tragen, so wie durch ihre kecken übermüthigen Gesichter leicht von allen übrigen unterscheiden und stets von den „Landratten" getrennt bei ihren mit den Erzeugnissen der See gefüllten Körben stehen.

(Schluß folgt.)

* Diese Binde, Faja genannt, ist bei den Spaniern ein Magazin aller möglichen Sachen, indem sie theils das nöthige Geld, theils das Messer nebst hölzernem Löffel, ferner Cigarrenpapier, Tabak, Schwamm, Stahl u. s. w., nicht selten auch verbotene Waffen enthält.

** Diese Decke, Manta, zum Unterschied von Capa, welches den eigentlichen Mantel bedeutet, wird allgemein in Katalonien, Arragon und Valencia getragen, und ist ein großes, viereckiges, etwa vier Ellen in's Gevierte haltendes wollenes Tuch, welches an der einen Seite mit Fransen besetzt ist. Dieses Tuch wird einmal zusammengelegt, so daß die entgegengesetzten Ränder sich decken, worauf die beiden Blätter an der einen schmalen Seite zusammengenäht werden, um diese Decke zugleich als Sack gebrauchen zu können. In Katalonien ist die Manta stets bunt, meist roth, gelb und grün karrirt, in Valencia dagegen gewöhnlich blau und weiß gestreift.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Die Kunstausstellung.

In derselben Weise, wie Eisenbahnen und Dampfschiffe Länder und Menschen immer mehr mit einander verschmelzen, so wird auch neuerlich die bildende Kunst, besonders in Deutschland, durch die fast allenthalben entstandenen Kunstvereine unverkennbar gefördert. Die hiesigen jährlichen Kunstausstellungen sind der beste Beweis. Mit jedem Jahre wachsen die Zusendungen von Beiträgen der verschiedenen Kunstvereine des Auslands. Auch auswärtige Privatpersonen tragen aus ihren Gemäldesammlungen immer mehr zur Verschönerung dieser Ausstellungen bei, die noch vor keiner langen Reihe von Jahren nicht viel anderes, als ein mageres Resultat der Studien in den Kunstakademien Dresdens und Leipzigs darboten. Der Katalog der dießmaligen Beiträge enthält 344 Nummern. Wenn auch die Zahl früher bisweilen höher anstieg, so hat doch (und zwar besonders auch durch höchst werthvolle Beiträge von außen) das Institut an intensivem Gehalte immer merklicher gewonnen. Im jetzigen Jahre wurde dasselbe unter anderem durch den berühmten Vorsteher der Düsseldorfer Kunstakademie, W. von Schadow, mit einer für die Paulskirche zu Aachen gefertigten Altarzierde, Mariens Himmelfahrt darstellend, und mehreren vom Professor Schnorr zu München herrührenden Kartons geschmückt. Drei Entwürfe zu Fresken für den Rathhaussaal zu Elberfeld von Mücke und eine Madonna von Steinbrück aus Düsseldorf sind gleichfalls Bereicherungen der Ausstellung. Eine ausgeführte Farbenskizze, Ezzelin, und eine Landschaft, beide von dem berühmten Künstler Lessing, eine Waldgegend von Schirmer aus Düsseldorf, ein Seegemälde von Sander in Hamburg sind weitere, sehr schätzbare Mittheilungen des Auslands. Unstreitig ist es der höchste Triumph der Malerei, wenn vor einem ihrer Werke die beiden Haupterfordernisse: Zeichnung und Farbe, über dem darin verwaltenden warmen Pulsschlage des Lebens ganz in Vergessenheit gerathen. Dieß ist besonders der Fall bei einem mit dem, obschon keineswegs bunten, doch hinreißendsten Farbenschmelze ausgestatteten Werke Biefve's zu Brüssel. Zwei schon den Jugendjahren weit entrückte Frauen, offenbar nicht allein der Costümirung, sondern ihrer höchst edeln Haltung nach dem vornehmsten Stande angehörig, geben, an einem Tische sich gegenüber sitzend, auf welchem die Karte von Europa ausgebreitet liegt, einander durch Handreichung und das tief gerührte Antlitz auf das Klarste zu erkennen, daß der seitherige innere Zwiespalt zwischen beiden gänzlich gewichen ist. Die Geschichte der Niederlande, auf welcher bekanntlich der Ruhm dieses Künstlers ruht, hat ihm auch hiezu das Sujet geliefert. Vor diesem, dem Umfange nach kleinen Gemälde kommt der Beschauer nicht nur nicht zu dem Gedanken an Zeichnung und Farbe, er vergißt sogar, je tiefer er sich hinein versenkt, daß alles Dargestellte darauf nur in sehr verjüngtem Maßstabe erscheint, so mächtig wirken Natur und Wahrheit auf ihn. Welche Kraft im Drucke der beiden einander erfassenden Hände, den man selbst mit zu empfinden glaubt! Das Bild ist ein Kleinod, von dem es dem Auge und dem Gemüth sehr schwer wird, sich wieder loszumachen. Da mich beinahe ein gleiches Gefühl vor einem andern Gemälde anwandelte, so gedenke ich desselben sogleich mit. Es ist dieß eine Landschaft von van der Eicken zu Löwen; ebenfalls ein Werk, wie solche nicht alle Tage geschaffen werden. Man

kann kaum etwas Anmuthigeres sehen, als diese, wie aus der geheimen Werkstatt der Natur selbst hervorgegangene magische Einwirkung des Sonnenlichts auf eine mit grandiosen Wolkenmassen überladene Gegend, und zwar eine Gegend, der es an romantischem Reize fast ganz mangelt. Ohne Anstand würde ich diesem Gemälde den Vorzug vor allen übrigen ausgestellten Landschaften zugestehen. Aber gerade dießmal besizt unsere Ausstellung so viele wahrhafte Kleinode von Landschaften, namentlich von Achenbach in Düsseldorf, von Dahl, Ludwig Richter, Ernst Oehner, Herrmann, Goldstein, Otto Wagner, Sparmann, Popperiz und noch mehreren Andern, und ich verkenne es nicht, daß, wie bei allen Kunstwerken, besonders aber bei Landschaften, ein mehr oder weniger tiefer Eindruck auf den Beschauer von dessen Individualität, ja zuweilen sogar nur von einer augenblicklichen Stimmung abhängt. Und darum mag mein Urtheil über jene Landschaft lieber für nicht ausgesprochen gelten.

(Fortsetzung folgt.)

Prag, August.

(Schluß.)

Theater. — Neue Stücke. — Pantomimen.

„Zwo Blumen blüh'n dem weisen Finder." Auf dem neuesten Prager Repertoire: „Christoph und Renata, oder die Verwaisten," Schauspiel in 2 Akten, frei nach Auvray von Karl Blum, und „Hütte, Haus und Palast," Bilder aus dem gewöhnlichen Leben in drei verschiedenen Rahmen mit Gesang von Friedrich Blum. — Ersteres Stück ist ein Pariser Ragout von Tugend und Laster, Sentimentalität und Grobheit, wie es das Publikum unserer Zeit gern hat, doch müßte der Effekt größer seyn, wenn die Sache nicht so gewaltsam auseinander gezerrt wäre, daß bei diesen zwei Akten „das Riesenmaß der Leiber weit über Menschliches hinaussteigt," und sie von 7 bis 9 Uhr spielten. Christoph ist ein Gamin aus Pondichery, doch nicht so unerfahren als der Pariser, denn er scheint die Listen und Ränke der Männer so wohl zu kennen, daß er mit Händen und Füßen ausschlägt, wie sich nur ein Masculinum seiner Schwester nähert. — „Hütte, Haus und Palast" gehört unter die entsezlichsten Machwerke, welche jemals die deutsche Bühne befleckt haben. In der Hütte stiehlt ein heirathslustiger Amtsschreiber Quittungen, wird ertappt, und ein furchtsamer Schneider findet in der Hundshütte (das ist die wahre Hütte) einen Schaz, womit sich der Vater den zweiten Rahmen, ein Haus kauft. Zehn Jahre später ist der Amtsschreiber ein Spekulant geworden, doch noch immer heirathslustig, er wirbt, wie Otto von Wittelsbach, um ein paar Schwestern hintereinander, macht ein falsches Testament und kriegt Körbe wie Otto, dagegen gewinnt er das große Loos und ist, wieder 15 Jahre später, im dritten und, Gottlob! lezten Rahmen Besizer des Palastes; doch die Rache hinkt ihm nach, er wird entlarvt, verkriecht sich in die Hundshütte — warum heißt das Stück nicht lieber „die verhängnißvolle Hundshütte?" — wird aber heraus geholt und der Nemesis übergeben. Das Stück wurde so gut gespielt als es verdient. — „Modestus," Lustspiel in 4 Akten von Deinhardstein, ist weder ein Situations- noch ein Charakterlustspiel, obschon es mitunter die Miene annimmt, als wolle es das leztere vorstellen; leider aber verfällt es in den unverzeihlichsten Fehler des modernen Drama, in die Langweiligkeit. Man kann gerade nicht sagen, es sey arm an Handlung, doch fehlt es dieser Handlung und den Personen am Interesse, und das Ganze scheint mehr skizzirt als ausgeführt. Modestus ist eine Theaterfigur, welche Effekt machen könnte, wenn sie frischer kolorirt und überhaupt consequenter gezeichnet wäre; so aber fehlt es nicht an Widersprüchen. Das Fräulein Brigitte ist eine so resolut pfiffige Person, daß sie selbst in einem Damendrama von Johanna v. Weißenthurm oder Charlotte Birch-Pfeiffer noch wohl einen Plaz finden würde. Saarburg ist eine Null, wie sie in den Wiener Lustspielen Mode sind. Daß der Fürst die Tochter seines Rathes heirathen will, ist schon Rococo, daß er dieß aber ganz überflüssig erklärt, ist platt und sogar undelikat. Da das Publikum seine Neigung bereits kennt, so wäre die Sache viel pikanter, wenn Brigitte seiner Declaration durch ihr Geständniß vorkäme. Die Aufführung war lau, wie die Aufnahme. — „Der Ritter Don Quixote," Possenspiel in 4 Abtheilungen mit Gesängen und Tänzen, nicht nach dem Französischen, sondern aus dem Spanischen des Cervantes frei bearbeitet von W. Emden, Musik von mehreren Componisten, kann mit vollem Rechte als ein Modell angenommen werden, wie „Don Quixote" nicht bearbeitet werden soll. Abgesehen davon, daß der Verfasser gerade diejenigen Momente herausgehoben, die durchaus von keiner dramatischen Wirkung sind (Sancho als Statthalter wäre ein Vorwurf für eine Posse) und sie auf die unbegreiflichste Weise durcheinander gewürfelt, hat er sich auch mit den Charakteren Freiheiten genommen, die den komischen Effekt, statt ihn zu erhöhen, geradezu aufhoben. So ist bei ihm Maritorne eine hübsche Kellnerin, Don Quixotes Dulcinea von Toboso eine tüchtige Feldarbeiterin und gewaltige Esserin, doch dabei über alle Maßen sentimental und hält einen rührenden Zwiesprach mit dem Monde u. s. w. Das Beste daran ist die Zusammensezung der Musikstücke, deren Wahl und Combination meist voll Ironie, manchmal wirklich wizig ist. Das Publikum nahm den Ritter von der traurigen Gestalt ziemlich traurig auf. — Die russischen Pantomimisten (es ist sonderbar, daß man sie russisch nennt, obschon wir in ihrem Personale englische, holländische, italienische und deutsche, nur keine slavische Namen lesen), unter der Direktion der Gebrüder Lehmann, haben hier ein halb Duzend Vorstellungen mit mittelmäßigem Erfolge gegeben. Die Intermezzos der beiden Engländer Whittoyn und Maurice, Artisten vom Theater Drurylane in London, könnten durch ihre außerordentliche Gewandtheit leicht zu der Meinung verleiten, sie leisteten das Non plus ultra, wenn wir nicht seit einigen Jahren schon so viele Steigerungen in der Kunst der Gliederverrenkung gesehen hätten, daß wir uns nicht wundern, wenn die nächsten Engländer diese wieder übertreffen. Die Pantomimen selbst sind so sinnlos wie gewöhnlich. Beim „Lucifer" hat der Referent der „Bohemia" die Bravour an den Tag gelegt, den Inhalt ziemlich wahrscheinlich zu erzählen (ich hatte nicht so viel Divinationsvermögen), aber schon bei der zweiten Pantomime, „der goldene Schlüssel" — den wir in früherer Zeit von Lewin viel besser gesehen haben — gab er die undankbare Mühe auf, und wenn ein Preis auf die größte Albernheit ausgesezt wird, kann er der lezten Pantomime: „der Riesenbahn," nicht entgehen. Zur Abwechslung brachten die Pantomimisten: Canova's Atelier, oder classische Statuengruppen auf beweglichem Piedestal, die wir aber (noch in der lezten Zeit von Just) schon viel besser gesehen haben. — Dr. F. Wiest (Begründer der Zeitschriften: „die Eisenbahn" in Leipzig, „das Rheinland" in Mainz) hat hier im Theater zwei schwach besuchte humoristisch-musikalische Akademien und „dramatisch-komische Daguerreotypen" gegeben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 29. August 1844.

Naturale est, magis nova quam magna mirari. Idem in Cometis fit. Si rarus et insolitæ figuræ ignis apparuit, nemo non scire quid sit, cupit; et oblitus aliorum, de adventitio quærit, ignarus, utrum debeat mirari, an timere. Non enim desunt qui terreant, qui significationes ejus graves prædicent.

Seneca.

Von einer neuen Erdtheorie.

In der Geschichte aller Wissenschaften wiederholt sich die Erscheinung, daß gewisse Ideen und Vorstellungen, welche die Gelehrten und das Volk längere Zeit beherrscht haben, im Fortgang der Forschung sich als nichtig darstellen, später aber, auf höherer Stufe der Wissenschaft, wieder aufgenommen und in umfassenderem Sinne als naturwahr anerkannt werden. Dieselbe Entwicklung, welche die Menschheit über gewisse Träume und Gedanken ihrer Jugend hinausgehoben, führt sie auf höherer Stufe wieder darauf zurück, und es ergeht ihr hiebei gerade wie dem Einzelnen: sie glaubt heute wieder Manches, was sie in ihrer Kindheit geglaubt, und das ihr in der Periode einseitiger Verstandesthätigkeit zur Thorheit geworden war; sie erkennt in den kindischen Gefühlen, denen sie eine Zeitlang entwachsen zu seyn meinte, einen Kern der Wahrheit und Vorahnungen höherer Erkenntniß. So könnte es uns nun auch mit den Cometen ergehen.

So lange die Einbildungskraft der Völker den gestirnten Himmel zu sich niederziehen und in ächt menschlicher Weise als Spielzeug brauchen konnte, war der Comet die Ruthe, welche der Herr des Himmels gegen einen gewissen Landstrich schüttelte. Ueber den kindischen Glauben an den Zusammenhang zwischen der Erscheinung dieser sonderbaren Gestirne und dem Tode großer Herren oder der Calamität, die einem Lande oder gar einem gewissen senatus populusque bevorstehe, ist die Welt längst hinaus. Aber mit der wissenschaftlichen Aufklärung traten an die Stelle der astrologischen Schrecken astronomische Befürchtungen. Die Astrologie verhält sich ja zur Astronomie wie das Naturalienkabinet des Knaben, der spielend Schmetterlinge und Schnecken zu symmetrischen Figuren ordnet, zur ernstlichen Sammlung, wo jedes Ding seinen wissenschaftlichen Platz und seine Etikette hat; und so wurde jezt in Beziehung auf die Cometen aus dem alten Spiel der Einbildungskraft ein Bedenken des Verstandes.

Seit man gewiß wußte, daß die Cometen eigentliche Weltkörper sind mit wahren, nur sehr ausschweifenden und mannigfaltigen Bahnen, war keine Rede mehr von einem moralischen Einfluß derselben auf die Händel und Zustände des Menschengeschlechts; aber desto näher legte sich jezt der Gedanke, daß sie mit dem Geschicke des ganzen Erdballs, durch Zusammenstoßen mit demselben, durch das Feuer oder das Wasser ihrer Schweife, fatal verknüpft seyn möchten. Sie spielten fortan in den Spekulationen über die Erdgeschichte eine große Rolle; wenn nicht gar die Erde selbst einstens ein Comet gewesen war, so hatte doch einer einmal sein Wasser auf sie gelassen und die Sündfluth herbeigeführt, und da unser

Verstand ein Ende der irdischen Dinge voraussezt, aber nicht absieht, wie das Drama der Geschichte seine Auflösung in sich selbst finden soll, so stellte man sich vor, daß über kurz oder lang ein Schwanzstern den Knoten zerhauen und dem lebendigen Spiel ein tragisches Ende bereiten könnte.

Aber in neuester Zeit ist auch diese wissenschaftliche Cometenfurcht zum Aberglauben geworden. Auf der einen Seite erkannte man, daß die Menge dieser Abenteurer des Weltraums unendlich größer ist, als die frühere Wissenschaft sich hatte träumen lassen, daß die Zahl der soliden Weltkörper, welche in fast kreisrunden Bahnen und nahezu in derselben Ebene die Sonne umkreisen, völlig verschwindet gegen die Masse jener nebelhaften Gestirne, die in allen möglichen Richtungen ihre gezogenen Ellipsen um die Sonne beschreiben. Wenn man so diesen räthselhaften Körpern eine weit größere Bedeutung im Haushalt der Natur zuschreiben mußte, als früher, so sanken sie auf der andern Seite desto tiefer in jenem Interesse, das von jeher die Geschicke der Erde mit ihnen verknüpft hatte. Nicht nur berechnete die Wissenschaft, daß die Wahrscheinlichkeit des Zusammenstoßens der Erde mit irgend einem Cometen noch viel tausendmal kleiner ist als für das Individuum der Gewinn des großen Looses in einer Staatslotterie; man bekam auch von ihrer Masse und allen ihren physischen Mitteln Vorstellungen, wodurch der menschliche Respekt vor ihnen bedeutend herabgesezt oder gar aufgehoben werden mußte. Es ist augenscheinlich geworden, daß ein Comet niemals die Bahn eines Planeten zu stören vermag, wenn er auch noch so nahe an demselben vorbei geht; man glaubt jezt gewiß zu wissen, daß ihre lockere Masse weder Feuer seyn kann noch Wasser; ja die rechnende Astronomie hat es wahrscheinlich gemacht, daß die Erde mehr als einmal straflos durch den Schweif eines Cometen hindurchgegangen ist, und alle popularen Weltbeschreibungen und Pfennigmagazine dürfen dieß nachschreiben ohne Gefahr für die Nerven des bildungslustigen Publikums. Man hört es ganz gleichgültig an, daß der Comet mit der Ruthe, die einst als Symbol am Himmel so großes Entsetzen eingeflößt, in voller Wirklichkeit der Erde über das Gesicht fahren kann, ohne daß sogar die wissenschaftlichen Schildwachen auf ihren Observatorien das Geringste davon gewahr werden. Kurz, wie die Prozesse des Sternenhimmels jezt aufgefaßt werden, sollte man glauben, daß die Cometen vom Verdacht irgend einer doloien oder zufälligen Einmischung in die irdischen Angelegenheiten völlig freigesprochen werden müßten. Aber die Vorstellung von der Unheimlichkeit der Cometen, von ihrer fatalen Bedeutung für die Erde, gehört zu denen, welche bestimmt scheinen, die ganze Menschheit zu begleiten. Dieser Gedanke, indem er sich dem jedesmaligen Stande des Glaubens und Wissens anschmiegte, wußte immer seine Rechtfertigung zu finden, und es ließ sich voraussehen, daß er auch auf der jetzigen Höhe der Erkenntniß nicht verlegen seyn würde, sich in eine Form zu gießen, in der man ihn nicht geradezu der Abgeschmacktheit zeihen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Spanien.

(Schluß.)

Sobald sich die Thore der Stadt öffnen, stürzt alles denselben in größter Hast zu, um sobald als möglich auf die Verkaufsplätze zu kommen und daselbst die besten Stellen zu erhalten. Um sechs Uhr Morgens öffnen sich die zahlreichen Kaufläden und Werkstätten der Schneider und Schuhmacher, welche auf offener Straße vor den Thüren sitzend ihre Arbeit verrichten; die Ausrufer, welche das Diario, die Theaterzettel, Lotterieloose u. dgl. herum tragen, beginnen ihre Wanderungen und erfüllen die Straßen mit ihrem unverständlichen Geschrei. Die vornehme Welt begibt sich in die Gärten der Huerta, namentlich nach dem lieblichen, in der Nähe der Alemeda gelegenen Jardin santisimo, um daselbst Erdbeeren und andere Früchte zu genießen, und richtet auf dem Rückwege ihre Schritte nach den zahlreichen Kirchen, um die Messe zu hören.

Von acht Uhr an, wo die Beamten sich auf ihre Bureaus begeben, verschließt sich alle Welt in die Häuser oder zieht sich in die Cafés zurück, denn von dieser Stunde an bis Mittags zwölf Uhr herrscht eine unerträgliche Hitze. Dann kommt der Seewind und kühlt die heiße Atmosphäre einigermaßen ab. Nur auf dem Marktplatze ist es während des ganzen Tages sehr lebhaft, und hier, so wie um die Portale der Kirchen drängen sich die Aguadores oder Wasserträger mit ihren kleinen, an einem starken Lederriemen auf dem Rücken hängenden Fässe und zierlichen Binsenkörbchen, in welchem die Gläser stehen, und bieten ihr Eiswasser unter lautem Geschrei an. Donnerstags jedoch sieht man um halb zwölf Uhr Mittags alle Landleute der Huerta plötzlich ihr Geschäft aufheben und nach der Plaza de la Constitucion eilen. Hier nämlich wird jeden Donnerstag um diese Stunde vor dem Portal der Kathedrale, das den Namen puerta de los Apostolos führt, ein eigenthümliches Gericht gehalten, wo die Landleute ihre Streitigkeiten selbst unter einander schlichten.

Dieses seltsame Gericht, genannt Tribunal de Accquieros, ist uralt, ein Institut der Mauren, und wird noch ganz unter derselben Form gehandhabt, wie zur Zeit der Sarazenen. Es befaßt sich übrigens bloß mit den Streitigkeiten, welche unter den Landleuten der Huerta hinsichtlich des Wassers häufig entstehen. Da

nämlich nicht genug Wasser vorhanden ist, um alle Bewässerungsgräben der Huerta fortwährend zu erfüllen, so ist festgesezt, wie lange jeder Grundbesitzer das Wasser in seinem Gebiete behalten darf. Der Mißbrauch des Wassers führt zu allerlei Streitigkeiten unter den Nachbarn, welche sehr oft blutig werden, und es vergeht fast keine Woche, wo nicht wenigstens ein Mord innerhalb der Huerta sich ereignete, dem meistens keine andere Ursache zu Grunde liegt. Die ganze Huerta ist dieses Gerichts wegen in sieben Bezirke, Acequios, eingetheilt, deren jeder einem Sindico, einem Landmann, der von den Bauern seines Bezirks erwählt wird, unterworfen ist. Außerdem gibt es in jedem Bezirk einen Wächter, welcher auf die Vertheilung des Wassers achten soll. Ereignet sich nun eine Unordnung, so läßt derjenige, welcher sich in seinem Recht geschmälert fühlt, den Beleidiger mittelst des Wächters vor das Tribunal citiren, woselbst Beide erscheinen und persönlich ihre Anklage und Vertheidigung vor den sieben Sindicos vorbringen, welche unter dem Portal der Kathedrale sitzen und sich bloß durch weiße Stäbe von den übrigen Landleuten unterscheiden. Bisweilen werden auch Zeugen angehört und hierauf schreiten die Sindici ohne weiteres zur Entscheidung der Sache, ohne daß irgend eine Appellation gestattet ist. Zu bemerken ist noch, daß der Sindico, in dessen Bezirk der Handel vorgefallen ist, bei der Fällung des Urtheils nicht zugegen seyn darf.

Um fünf Uhr Nachmittags beginnt die Promenade auf der Alemeda, welche bis um acht Uhr dauert, wo das Schauspiel anfängt. Hier fährt die schöne Welt, fast ohne Ausnahme in die malerische Mantilla gekleidet, in den in keiner andern Stadt so sehr wie in Valencia beliebten Tartanen, einem eigenthümlichen, zweiräderigen, bedeckten, nicht eben sehr comfortabeln Fuhrwerke, auf und ab und mustert die belebte Menge von Fußgängern, welche auf beiden Seiten des Fahrwegs sich ergehen. Nach acht Uhr strömt Alles der Stadt zu, und wer nicht in's Theater geht, wendet sich nach dem anmuthigen, innerhalb der Mauern gelegenen öffentlichen Garten, la Glorieta genannt, woselbst man sich in dem breiten, mit einer Marmorfontaine, deren Triton jedoch kein Wasser mehr aus seinem Kruge schüttet, gezierten Hauptgange in der kühleren Abendluft bis gegen zehn Uhr ergeht. Waisenknaben, in blaue Blousen gekleidet, an dem Ledergürtel eine Blechbüchse, tragen brennende Lunten zum Anzünden der Cigarren umher, oder bieten roh gearbeitete Stühle für einige Quartos den ermüdeten Spaziergängern an.

Bald nach zehn Uhr sind alle Gassen wie ausgestorben, denn um diese Zeit verschließen sich die Valencianer in die Häuser, angeblich um sich nicht zu erkälten, wohl aber aus keinem andern Grunde, als weil es nach zehn Uhr nirgends mehr sicher in den Straßen ist. Wirklich hört man fast täglich von Beraubungen sprechen, und nicht selten erblickt man an die Häuser gemalte Kreuze, welche an vorgefallene Mordthaten erinnern. Man ist hier so an dergleichen Dinge gewöhnt, daß man höchstens einen Tag von einem Morde spricht. Als ich einmal einen Ausflug nach dem zwei Stunden von Valencia gelegenen See Albufera machte, bemerkte ich in der Huerta unmittelbar an der Straße drei ganz neue, dicht neben einander errichtete, mit Kränzen von Cypressen geschmückte hölzerne Kreuze und fragte den mich begleitenden Spanier, was dieselben bedeuteten; dieser, ohne hinzublicken, erwiderte ganz gleichgültig: „Tres muertos, Señor, nada mas.“ (Drei Ermordete, weiter nichts.)

Das literarische Leben in Valencia scheint sehr unbedeutend. Obgleich diese Stadt eine der besuchtesten Universitäten Spaniens in ihren Mauern enthält, erscheint in den wenigen Buchhandlungen fast nichts, als Uebersetzungen französischer Werke. Was die Tagesliteratur betrifft, so gibt es in Valencia bloß ein Journal, das Diario, und außerdem einen Anzeiger, und selbst auf den Cafés findet man keine andern Blätter. Ein Franzose hat seit einiger Zeit ein Lesekabinet eröffnet, wo man die spanischen Journale so wie einige französische und englische findet. Von Literaten ist mir nichts bekannt geworden, außer einigen Gelegenheitsdichtern, welche sich besonders während der Anwesenheit der Königin sehr breit machten und die Spalten des Diario mit faden bombastischen Gedichten füllten. M. W.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Julifeier.

Zum vierzehnten Male hat die Hauptstadt Frankreichs die Jahrestage der merkwürdigen Revolution gefeiert, welche im Jahr 1830 eine neue Dynastie auf den Thron erhoben. Man genießt schon lange und ruhig der durch diese Umwälzung gewonnenen Güter, und denkt wenig mehr an den furchtbaren Kampf, durch welchen die Pariser den Sieg erringen mußten. Das Fest hat längst denselben Charakter, wie die gewöhnlichen Volksfeste, das heißt, der auf Staatskosten dem Volke gegebenen Feste. Auch dießmal hatte durchaus nichts Bezug auf die Geschichte der drei denkwürdigen Tage; aber die Stadtbehörde wollte Paris am lezten Abend mit etwas Außerordentlichem überraschen. Die erforderlichen Zurüstungen erlaubten jedoch nicht, die Sache geheim zu halten. Etwas Großartiges zum allgemeinen Vergnügen kann nur in den Champs elysées ausgeführt werden. Dieses Gehölz mit seinen vielen Alleen, weiten Plätzen, Springbrunnen und Kaffeehäusern, mit der breiten, dasselbe durchschneidenden Landstraße ist ganz dazu geeignet, die Pariser Bevölkerung aufzunehmen, wenn sie sich vergnügen will.

Seit der Einführung der Gasbeleuchtung gewährt schon jeden Abend die große, bis zum Triumphbogen de l'Etoile in schnurgerader Linie sich erstreckende Landstraße einen herrlichen Anblick, besonders wenn man sich in die Mitte des Concordeplatzes unter den egyptischen Obelisken stellt. Die Wirkung dieser schönen Beleuchtung wollte nun die Behörde durch etwas noch viel Großartigeres steigern, und dieß ist ihr auch vollkommen gelungen. Auf beiden Seiten der breiten Landstraße hatte man einen hölzernen Portikus von etwa 20 Fuß Höhe errichtet und diese doppelte Bogenreihe bis zum Mittelpunkte der Champs élysées, wo ein großer und schöner Springbrunnen steht, fortgeführt. Von diesem sogenannten Rondpoint bis zur Barrière waren auf beiden Seiten Obelisken mit Hieroglyphen errichtet. Alles dieses sollte Abends mit kleinen Glaslampen erleuchtet werden, und zwar die großen architektonischen Massen und Glieder mit weißen Lampen, die Zierrathen mit farbigen. Man muß über eine Million Lampen dazu verwendet haben, denn die beiden Portiken waren von oben bis unten damit bedeckt, und es waren 1300 Menschen nöthig, um diese doppelte Lichtwand in einer Viertelstunde hervorzuzaubern. Dießmal übertraf die Wirklichkeit alle Erwartung; der doppelte Lichtportikus verbreitete einen wahrhaft zauberhaften Glanz über die Landstraße, und ich möchte es ein Lichtmosaik nennen. Die bunten Lampen waren sparsam angebracht und dienten bloß dazu, die weißen zu heben und die architektonischen Glieder zu zeichnen. So z. B. bestand das Gesimse an den Portiken aus goldgelben Lampen und bildete die ganze Reihe entlang einen schimmernden Streifen. Um die Einförmigkeit der beiden langen Portiken zu brechen, waren in regelmäßigen Zwischenräumen hohe Pforten angebracht. Zwei solcher Pforten standen auch am Eingange der Champs élysées, wodurch das herrliche Werk sich schon von weitem den erstaunten Augen der Volksmenge ankündigte. Zwischen dieser doppelten Lichtwand nun wogte die Menge auf und ab. Eine ganz unnütze, ja fast lächerliche Zuthat waren die Lüstres, welche zwischen den beiden Portiken aufgehängt waren, als ob man sich in einem Tanzsaale befände. — Als das Feuerwerk neben der Concordebrücke abgebrannt wurde, strömte natürlich auch ein großer Theil des neugierigen Haufens in die benachbarten Champs élysées, und hier entstand dann, wenigstens auf den Seiten, einige Minuten lang ein furchtbares Gedränge, wobei, wie man aus den Zeitungen weiß, mehrere Personen um's Leben kamen und viele verwundet wurden. Die Polizei konnte nichts dagegen; an Polizeisergeanten, Munizipalgardisten und Linientruppen fehlte es sicher nirgends; man hatte sogar schon am hellen Tage ein Zelt mit der Aufschrift: „Hülfe für Verwundete," in den Champs élysées aufgeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

K u n s t a u s s t e l l u n g.

Zu den werthvollsten Beiträgen einheimischer Künstler gehören die von den Professoren B e n d e m a n n und H ü b n e r; unter andern des lezten schon vor einigen Monaten im Morgenblatt besprochene, höchst anziehende und seitdem ganz vollendete Darstellung aus dem alten Volksbuch Melusine. Das bei derselben Gelegenheit erwähnte Gemälde von M e r z, dessen Stoff aus dem Bauernkriege entlehnt ist, erfreut sich ungemeinen Beifalls. Göz von Berlichingen auf dem Rathhause zu Heilbronn von D ö r i n g, und Esther, Ahasverus und Hamann von S a u p e, sind Gemälde von großer Wirkung durch die sehr kraftvolle Individualisirung der Gestalten. Der erste dieser beiden Künstler gehört der Schule Bendemanns, der zweite der Hübners an. Ueberhaupt stammen aus diesen zwei Schulen noch mehrere sehr achtungswerthe Bilder. Vier Cartons zu Gemälden für das Schloß zu Weimar, nach Gedichten von Goethe durch den Direktor N e h e r in Leipzig gefertigt, sind von besonderem Interesse. Dem G e n r e ist dießmal weniger gehuldigt als gewöhnlich. Besonders vermißt man mehrere Namen von Künstlern, die diesem Fache ihr Talent mit anerkanntem Erfolge widmen. Ausgezeichnet sind indessen die Abendscene am Strande Ischia's von O e r und ein Räubertransport von B ü r k l. Auch die Künstler A r n o l d, Vater und Sohn, haben viel Beifall gefunden durch mehrere recht glücklich aus dem Leben gegriffene Ideen für ihre Genrebilder. Mehr als sonst vermißt man dießmal an manchem in diese Kategorie gehörigen Gemälde jene Sorgfalt und Nettigkeit in der Ausführung, welche gerade den Bildern dieser Art eine besondere Würze ertheilt. Das Porträt, das gute, charakteristische nämlich, ist nicht eben überflüssig bedacht. Um so mehr erfreut man sich an einigen recht seelenvollen Bildnissen unseres sinnreichen Geschichtmalers B ä h r, unter denen sich das sehr markirte Antliz des im Fache der Landschaft zu unsern besten Künstlern zu rechnenden Robert Kummer befindet. Die nicht unbedeutende Abnahme der Zahl der Porträts mag zum Theil auf Rechnung der Daguerrotypie zu sezen seyn. Auch hier, wie in allen größern deutschen Städten, werden jezt daguerrotypirte Porträts ausgeboten, deren Wohlfeilheit manchen Einheimischen und Durchreisenden, die außerdem die weit größeren Kosten eines Gemäldes nicht scheuen würden, bewegt, mit einem aus unsichtbarer Hand geflossenen Abbilde solcher Art vorlieb zu nehmen. Mit Recht hoffen aber die dadurch stark verkürzten Porträtkünstler, daß auch diese Mode bereits das Zenith erreicht habe und plözlich wieder sinken werde, wenn die Lichtbilder nicht bald wesentlich vervollkommnet werden sollten. Wie die Sache jezt steht, haben allerdings die meisten auf diesem Wege dargestellten Gesichter etwas Lebloses und Gespensterartiges, dessen die Liebe und Freundschaft, denen sie hauptsächlich gewidmet sind, nachgerade wohl überdrüssig werden müssen. — Die diesjährige Ausstellung enthält übrigens zu viel Erfreuliches fast in allen Fächern der Maler- und Zeichnenkunst, mit Einschluß der Kupferstiche und lithographischen Arbeiten, als daß auch nur für eine oberflächliche Berührung der vorzüglichsten einzelnen Beiträge der geringe Raum hier ausreichen könnte. Von den mancherlei akademischen Studienblättern und von den sehr mannigfachen architektonischen Bestrebungen nur das, daß in beiden sich die offenbare Zunahme in der Ausbildung schöner junger Talente nicht verkennen läßt.

Das neue Droschkenwesen gedeiht vortrefflich. Seitdem die Zahl der numerirten Einspänner bis zu sechzig angewachsen ist, hat der Fußgänger sehr auf seiner Hut zu seyn vor diesem, zumal zur Zeit der Ankunft der Leipziger Dampfwagen, die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzenden Fuhrwerke. Auch bemerkt man, daß diese einspännige Wagensorte seitdem überhaupt viel Glück macht, und mehr Privatpersonen als sonst sich dergleichen angeschafft haben.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: H a u f f.

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 30. August 1844.

Nil intentatum nostri liquere poetæ.
Horat.

Literatur im Waadtland.

Vevay, im August.

Wie wir vom Maler Lugardon in Genf nach und nach eine Reihe Bilder aus der Schweizergeschichte bekommen haben, die Befreiung Bonivards aus Schloß Chillon, die Einnahme des Roßbergs, W. Tell, der Baumgarten über den See rettet u. s. w., so geht es jezt auch mit der Dichtkunst. Sie verschweizert sich entschieden, oder, um unsern Leuten zu Gefallen zu reden, sie helvetisirt sich, wiewohl an dieser Poesie so wenig als an der Geschichte ein helvetisches Haar ist; Alles ist romanisches Werk.

Am höchsten steht in dieser Beziehung Alb. Richard, Professor der französischen Literatur in Bern. In seinen Balladen über schweizerische Grosszüge aus dem Mittelalter herrscht ein bedeutender epischer Geist, der seinen Dichtungen ganz eigenen Reiz verleiht und sie über alle ähnlichen Versuche in französischer Sprache hebt. Sie gleichen den Wolken- und Nebelzügen auf unsern Hochalpen, die an sich schon durch ihre dunkeln Riesengestalten malerisch sind, es aber noch mehr werden, wenn zuweilen ein Sonnenstrahl durch sie bricht.

Weit weniger bedeutend, aber poetisch ausgefeilter sind die Dramen des Professors Porchat in Lausanne, der sich früher nur als glücklicher Fabel- und Chansonsdichter, auch als Uebersetzer des Tibull ausgezeichnet hat, in der neuesten Zeit aber, freilich mit weniger Glück, zum Drama übergegangen ist. Die Hauptrichtung seines Talents ist lyrisch und didaktisch; besonders glücklich ist er in der Beschreibung, weniger in der dramatischen Auffassung. Er begann mit seiner Mission de Jeanne d'Arc, Drama in fünf Tagen (journées). In dieser nicht bühnenrechten Gestalt konnte das Stück vom Théâtre français nicht aufgenommen werden, wiewohl Porchat selbst damit nach Paris ging und sich um die Aufführung viel Mühe gab. Es ist diesem Stück hier gegangen wie Ponsard mit seiner Lukrezia in Frankreich. Nachdem man es weit über Verdienst erhoben und sogar neben Schillers Jungfrau von Orleans gestellt hatte, ließ man es bald darauf tiefer sinken, als es verdiente. Wie jene Lukrezia, ist auch diese Johanna, so aufgefaßt, eine unglückliche Wahl. Schiller hat aus ihr ein höchst anziehendes, aber phantastisches Wesen gemacht, und darum ist sein Gedicht so voll Poesie. Porchat hingegen wollte nur die Johanna der Chroniken darstellen, und bemühte sich, der Tradition bis in die geringsten Einzelnheiten zu folgen. Die in so schwerfälliger Art aufgefaßte Johanna ist kein Gegenstand für das Drama; Porchats Arbeit konnte keine verkettete Handlung, keine wohlverknüpfte Intrigue werden — wie man dieß im französischen Theaterstyl

nennt — sondern nur eine dramatische Darstellung in fünf an einander gereihten Episoden.

Der erste Tag spielt in Domrémi, und man muß ihn den gelungensten des ganzen Stücks nennen; es ist eine Idylle à la française, wo die armen lothringischen Landleute aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in Alexandrinern gar gebildet reden. Alles ist da liebenswürdig, fein und delikat. Die Haltung des Ganzen und die Charakteristik der Personen kann indessen gut genannt werden. Johanna selbst aber ist mehr ein protestantisches Illuminatenmädchen, als eine fromme, schwärmerische, katholische Seherin. Darin ist der Dichter stark von der ihm so werthen historischen Wahrheit abgefallen. So wie er vollends Domrémi, d. h. die Idylle verläßt, sieht man ihm an, wie viel Mühe es ihn kostet, sich in den großen Ereignissen und zwischen den bedeutenden Personen zu bewegen. Es wird ihm schwer, den Ton der Tragödie zu treffen, und nur einigemal ist ihm dieß gelungen, zumal im lebendigen Gespräch der Herzogin von Luxemburg mit ihrem Gemahl, welcher Johanna den Engländern ausliefern will. Die Intriganten Loyseleur und Magistri sind nicht scharf genug gezeichnet, es fehlt an Einheit in der Handlung, auch kommen zuweilen familiäre Ausdrücke der heutigen Zeit vor, z. B. moquerie. In einem Chor finden wir gar einen Refrain vom Pariser Pont-neuf:

> Vive le roi, vive la France,
> Vive son aimable sauveur.

Mit einem Wort, Porchats Johanna ist kein Drama, denn Handlung sucht man darin vergebens. Das Stück ist auch keine Tragödie im Sinne Racines, denn es fehlt darin alle Leidenschaft, Liebe oder Haß, Ehrgeiz oder Zorn. Einige haben komisch genug eine Komödie darin finden wollen und führen für ihre Meinung mehrere Scenen an, wie die Verworfenheit des Loyseleur und Magistri, die Tartüffe zur Seite gesezt werden können. Die Sprache ist nur selten des Gegenstandes würdig. Dagegen steht hier die Nebensache als Hauptsache da, nämlich die Chöre. Während das Drama selbst kalt und monoton genannt werden muß, herrscht in den Chören lyrischer Schwung und seltener Wohlklang. Besonders glücklich ist die Stelle aus einem Chor:

> Ce n'est plus au More infidèle
> Un preux ravissant une belle,
> Pâmée à l'aspect du danger;
> C'est une belle sous les armes,
> Qui vient chez les preux en alarme,
> Pour les conduire et les venger.

Vor Kurzem hat Porchat sein zweites Drama, Arnold von Winkelried, vom Stapel gelassen. Für's Erste wurde es einem ausgewählten Kreis in Lausanne und Genf vorgelesen. Er nennt es eine Huldigung, welche die romanische Schweiz der deutschen, welche ein neuer Kanton den alten darbringt. Hier hatte der Verfasser kein so weites Feld wie bei seiner Johanna d'Arc, wo eine ganze mächtige Zeit, mit zwei großen Völkern im Kampf, zu seiner Verfügung stand, was er freilich nicht genug benuzt hat. Bei Winkelried war er nur auf einen Namen, auf eine Situation, auf einige traditionelle Linien in den Chroniken beschränkt. Alles Uebrige ist Erfindung, und in diese hat er noch weniger Bewegung und Handlung gebracht, als in seine Johanna. Alles Bedeutende geht in Rathschlägen, Unterhandlungen, in Geschwätz oder Erzählung vor sich. Am Vorabend des Kampfs zwischen Rittern und Bauern eine Tagsatzung am Ufer des Vierwaldstättersees; eine Zusammenkunft zwischen Arnold von Winkelried und Herzog Leopold von Oesterreich, der mit seinen geharnischten Rittern angerückt ist; guter Rath des Avoyers und Hauptmanns Gundolfingen von Luzern an die Eidgenossen; dann im lezten Akt, wo der alte Minnesinger und der junge Winkelried von fern dem Kampf zusehen und erzählen, was sie erblicken, wird Gundolfingen tödtlich verwundet zu ihnen gebracht, er erzählt die anfängliche traurige Wendung des Kampfes und will eben sterben, als ein Soldat kommt, der Arnolds Heldenthat und den Sieg der Schweizer recht gut erzählt. Darauf wird Winkelrieds Leiche gebracht und die Chöre fallen ein. Diese sind auch hier wieder das Beste im Stück, das keine Frauenrolle hat, keine Frauenliebe, keine Leidenschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Von einer neuen Erdtheorie.

(Fortsetzung.)

So eben wird ein Versuch der Art bekannt. Ein Franzose, Namens Boucheporn, betrachtet die großen Umwälzungen, welche die Erdoberfläche erlitten, in neuer Weise aus einem Gesichtspunkte, der bisher wohl versucht, aber als unhaltbar verworfen wurde; und da seine Theorie mit so vielen andern das gemein hat, daß sie zu Herbeiführung der periodischen Erschütterungen einer außerirdischen Kraft, eines Anstoßes vom Himmelsraum her bedarf, so hat er dazu wieder die Intervention der Cometen angerufen, in einer Art, welche den heutigen Begriffen von der Natur derselben wenigstens nicht widerspricht. Wir versuchen es, dem Leser in Kurzem den Gedankengang zu entwickeln, der zu einer rationellen Cometenfurcht zurückführt.

Zu den schönsten Werken unserer an geistigen Thaten so reichen Zeit gehört der Ausbau der Wissenschaft der Geologie. Der menschliche Gesichtskreis hat sich im lezten halben Jahrhundert nach allen Richtungen des Wissens auf's Merkwürdigste erweitert. Es ist aber sehr begreiflich, wenn unter all den überraschenden Entdeckungen, unter all den neuen Ideen und Begriffen es vorzugsweise die geologischen Erkenntnisse waren, welch das allgemeinste Interesse in Anspruch nahmen. Alles, was mit der Frage nach dem Ursprung seines Geschlechts zusammenhängt, hat für den Menschen einen unwiderstehlichen Reiz, und die Geologie schreibt ja mittelbar an der Geschichte der Menschheit, wenn sie eine unendliche Vergangenheit der Erde nachweist, in der sie den Menschen vergeblich sucht; wenn sie das einförmige Bild der Schöpfung, ohne Licht und Schatten und ohne Perspektive, wie es noch vor fünfzig Jahren in der gemeinen Einbildung bestand, in die lebenvollste historische Landschaft mit der wirksamsten Beleuchtung, mit rückwärtsfliehenden Gründen und der bedeutsamsten Staffage verwandelt; wenn sie augenfällig darthut, daß der Erdrinde, so wie den Geschlechtern der Pflanzen und Thiere eine lange Entwicklung zukommt, eine lebendige, troz scheinbarer Verwirrung und Willkühr von festen Gesetzen beherrschte Geschichte, welche zur Geschichte der Menschheit den Prolog bildet, und zugleich das merkwürdigste Gegenstück derselben. Diese Erkenntnisse sind auch Gemeingut geworden, wie kaum ein anderer Zweig des Wissens. Es gibt daher heutzutage eine Menge Bildungslustiger, denen die geologischen Perioden geläufiger sind als die Abschnitte der Weltgeschichte. Mancher verwechselt weniger, was unter und was über der Kreide liegt, als was vor und nach Christus geschehen ist, und in populären Schriften wird über die großen Umwälzungen der Erdoberfläche, über den periodischen Untergang der lebenden Schöpfungen und die jedesmalige neue Ordnung der Dinge so zuversichtlich verhandelt, wie über die Ereignisse der französischen Revolution und ihre Folgen. Und so brauchen wir auch hier gar nicht weit auszuholen, wenn es sich davon handelt, die Leser mit einer Idee bekannt zu machen, welche jene Umwälzungen nach einer neuen Maschinerie vor sich gehen läßt.

Die Erde hat eine nach dem Maaße unseres Geistes unendliche Vergangenheit, ihre Oberfläche, an der unter dem Einfluß von Licht, Luft und Wasser eine Welt von Lebendigen beständig entsteht und vergeht, hat eine Entwicklungsgeschichte gehabt. Alles der menschlichen Beobachtung zugängliche Gestirn ist im Großen entweder Produkt des unterirdischen Feuers oder Gebilde des oberflächlichen, nagenden, abreißenden und zusammenschwemmenden Wassers. Tausend sprechende Thatsachen haben zu der Ueberzeugung geführt, daß die Festländer und die Ketten der Gebirge weder von jeher da gewesen noch zumal entstanden sind, sondern sich langsamer oder rascher in verschiedenen Perioden gebildet haben. Und zwar ist bei aller Gebirgsbildung der Vorgang, gleichsam der Handgriff der Natur, nach Allem, was wir sehen und wissen, der gewesen, daß zu gewissen Zeiten und an gewissen Stellen durch den Druck unterirdischer Kräfte die Erdrinde in langer Erstreckung zerbarst, daß aus der entstandenen Spalte der jezige starre, ungeschichtete Kern des Gebirgs in feuerflüssiger Gestalt aufgetrieben und zugleich das zuvor wagrecht gelagerte, geschichtete, im Wasser gebildete Gestein aufgerichtet, emporgerissen, zerworfen wurde. In einer Reihe über die ganze Erde zerstreuter Gebirge, denen wir nach allen ihren Merkmalen ein verschiedenes geologisches Alter zuschreiben müssen, erblicken wir die Produkte und die Zeugen solcher successiven Erschütterungen, durch welche nicht nur das Relief des Festlandes und das Verhältniß desselben zum Meer fortwährend verändert, sondern auch die in unzähligen Pflanzen- und Thierformen sich verkörpernde Bildungskraft der Natur veranlaßt wurde, einerseits einzelne organische Ausprägungen wieder aufzugeben, andererseits in Erweiterung ihres Plans zu höheren Bildungen fortzuschreiten, die festgehaltenen und durch mehrere Perioden fortgeführten Formen aber jedesmal in einem etwas andern Style wieder hervorzubringen. Die lange Reihenfolge der Gebirgsschichten, deren große Mehrzahl Reste von Thieren und Gewächsen einschließt, die je zur Zeit der Bildung der Schichte bestanden haben und vergangen sind, stellt sich uns als ein Buch dar, auf dessen Blättern für ein Auge, das die krause Schrift zu entziffern weiß, der Hergang bei der Bildung der Erdrinde, und dazwischen die Entwicklungsgeschichte alles Lebendigen in Luft und Wasser verzeichnet steht.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Schluß.)

Philologie. — Theater.

Die Philologie hatte gewiß Recht, wenn sie sich vormals zuweilen über einen Mangel an gebühriger Würdigung ihrer großen Verdienste beschwerte. Ist sie doch ein Hauptschlüssel zu den Schäzen aller Kunst und Wissenschaft. Aber der Lauheit, mit der sie aufgenommen wurde, kann man ebenfalls nicht Unrecht geben, wenn sie, wie es häufig von ihr geschah, statt die ihr zunächst liegenden tieferen Forschungen zu verfolgen, an den bloßen Wortkram und eine kleinliche Wortklauberei Kraft und Zeit verschwendete, ohne wahrhaften Nuzen daraus für den Fortschritt der Gegenwart zu ziehen. Neuerlich möchte der Philologie dieser Vorwurf nur selten noch zu machen seyn. Beweisen doch

zwei hiesige Philologen, beinahe gleichzeitig, das rühmliche Streben, durch ihre Vertrautheit mit dem Alterthum ein klares Licht auf einen Gegenstand zu werfen, der zum Nutzen der modernen Kunst aus der Vergangenheit in die jezige Zeit verpflanzt wurde. Erst vor wenigen Wochen trat der Conrektor an unserer Kreuzschule, Dr. Wagner, bei Gelegenheit der Aufführung der Antigone auf der Dresdener Bühne mit einer, der Fassungskraft aller Gebildeten zugänglichen Abhandlung über die Geschichte der griechischen Tragödie auf, und so eben erschien eine demselben zugeeignete gedruckte Vorlesung eines andern hiesigen Sprachgelehrten, des Oberlehrers an derselben Schule, Dr. Köchly, über des Sophokles Antigone, ein Werk, in dem gezeigt wird, unter welchen äußern Verhältnissen dieses unsterbliche Trauerspiel entstanden, und dessen ganzer Gang dabei erläutert ist. Besonders hat der Verfasser mit ausgezeichnetem Scharfsinn darauf hingearbeitet, der Schöpfung des gewaltigen Dichters die gehörige Anerkennung zu verschaffen.

Bei der hiesigen Bühne hat der günstige Einfluß des neuen Oberregisseurs, Eduard Devrient, sich schon mehrfach bemerkbar gemacht, unter anderem durch die Aufführung von Molières Tartuffe, in welchem er selbst, als Orgon, sich großen Beifalls zu erfreuen hatte. Besondern Dank hat die Direktion durch die Pracht geerntet, mit der so eben der Webersche Oberon ausgestattet worden. Die Kunst der Dekoration kann kaum auf einen höhern Punkt getrieben werden, als es in dieser Oper den vereinten Bemühungen der Maler und Maschinisten gelungen ist. — Die französischen Schauspieler aus Berlin, welche in den lezten Wochen das Theater in der Stadt mit der deutschen Hofschauspielergesellschaft theilten, fanden fortdauernd verdienten Beifall. — Neu waren für uns zwei Possenspiele: „Lorenz und seine Schwester," aus dem Französischen von Friedrich, und „die Zerrissenen," von Nestroy, ebenfalls aus dem Französischen entlehnt. Sie wurden auf der Bühne beim Linkeschen Bade mit Beifall gegeben. — Neben dem Hoftheater und dem ebenfalls durch die Mitglieder des lezteren besorgten Theater am Linkeschen Bade regt sich auch das sogenannte Sommertheater auf Reisewizens lebendig genug. Der dauernde zahlreiche Besuch desselben beweist am besten, daß ein großer Theil des Publikums es ungern vermissen würde. Die zweckmäßigen Bestrebungen des Unternehmers Matthes, Zuschauer auf erlaubtem Wege zu gewinnen und festzuhalten, lassen sich nicht verkennen. Schon die anspruchlose Art bei Eröffnung seiner Bühne erwarb ihm Vertrauen, und er war seitdem sichtbar bemüht, dasselbe nicht durch Nachlässigkeit zu verscherzen. Dem Vernehmen nach hat er in der benachbarten Stadt Pirna gespielt, ehe er hier auf Reisewizens sich niederließ. Man kann es dem Unternehmer als ein Hauptverdienst in Anschlag bringen, daß er erstens darauf denkt, sein Publikum durch neue, deutsche, zum Theil noch ungedruckte Originalstücke zu erfreuen, und zweitens auch dafür sorgt, tüchtige durchreisende Künstler, Gastrollen spielen zu lassen, was beides mit pekuniären Anstrengungen verbunden ist. So hat er vor einiger Zeit den gewandten Komiker Christel aus Wien zu längerem Aufenthalte und fortdauernder Theilnahme gewonnen, und kürzlich verschiedenemale ein zahlreiches Publikum mit den Leistungen der Künstler Whittown und Maurice vom Drurylanetheater zu London angenehm überrascht. Der Schauspieler Christel arrangirte auch mehrere Possen für diese Bühne. — Ein seltsamer Wettkampf um den Preis trat neulich zwischen dem Theater auf Reisewizens und den Hofschauspielern auf der Bühne des Linkeschen Bades ein. Doch lag demselben keine Absicht, sondern der bloße Zufall zu Grunde. Der Anschlagzettel beider Bühnen kündigte für den nämlichen Abend ein und dasselbe Stück an. Es war die bekannte Wiener Posse: „die Dienstbotenwirthschaft." Der Wiz wollte behaupten, der derzeitige Musengott habe die Sache angestiftet, und daß Se. göttliche Majestät kein passenderes Kunstwerk zur Preisbewerbung zu wählen gewußt, war allerdings spaßhaft genug.

Paris, August.

(Fortsezung.)

Unglücksfall bei der Julifeier.

Es war ein großer Fehler von der Obrigkeit, daß sie das Feuerwerk so nahe bei den Champs élysées abbrennen ließ, und so die ungeheure Volksmenge zu einer bestimmten Stunde auf Einen Punkt zog; wäre das Feuerwerk in ein anderes Stadtrevier verlegt worden, so würde die Menge nichts destoweniger die zauberartige Beleuchtung der Champs élysées bewundert haben; sie hätte sich aber nicht auf einmal nach dem Eingang derselben gestürzt, und jenes große Unglück wäre vermieden worden. Es wird aber überhaupt bedenklich, für eine so ungeheure Bevölkerung allgemeine Volksfeste zu veranstalten. Der Raum reicht nicht mehr zu, und es ist etwas Fürchterliches um das Gedränge einer solchen Menschenmasse. In London findet nie ein allgemeines Volksfest statt, und in Paris wird es immer schwerer. Nicht allein die 900,000 Pariser eilen herbei, sondern auch die Bewohner der Umgegend, deren Bevölkerung ebenfalls stark zunimmt, und dann zahllose Menschen aus entfernteren Gegenden, welche mittelst der Eisenbahnen am Tage des Festes schaarenweise in Paris anlangen und zum Theil noch spät Abends wieder nach Hause fahren können. Sind einmal alle anzulegenden Eisenbahnen im Gang, so läßt sich nicht absehen, welch ungeheure Menschenmasse bei solchen Gelegenheiten in Paris zusammenströmen kann. Schon bei der Ausstellung der Industrieprodukte sah man dießmal die Wirkung der übergroßen Bevölkerung und des erleichterten Verkehrs; hätte dieselbe nicht zwei Monate lang gedauert, so würde auch hier oft ein furchtbares Gedränge entstanden seyn. Wahrscheinlich wird also die Zeit kommen, wo es nicht mehr möglich ist, die Stadt durch ein allgemeines Schauspiel zu belustigen. Die Pariser Bevölkerung, welche an dergleichen gewöhnt ist, so wie die Behörde, welche weiß, daß sie sich dadurch beliebt macht, werden sich freilich schwer davon abbringen lassen; aber die Nothwendigkeit wird dazu zwingen, oder es müssen die Lustbarkeiten vertheilt werden, wodurch sie zwar ihren großartigen Charakter verlieren, aber doch unschädlich werden. Das lezte Unglück ist nicht weit von dem Ort vorgefallen, wo bei einem Feuerwerke bei der Feier der Vermählung des Dauphin, nachmaligen Königs Ludwigs XVI., mit der Erzherzogin Marie Antoinette auf dem Concordeplatze über 100 Menschen im Gedränge das Leben verloren. Die legitimistischen Zeitungen haben nicht ermangelt, eine Parallele zu ziehen und das lezte Unglück als ein böses Wahrzeichen darzustellen, wie in der Folge der Unfall bei der Hochzeit Ludwigs XVI. als ein schlimmes Omen erschien. Mit solchen Prophezeiungen sind die Legitimisten überhaupt sehr freigebig, und da ihnen die Feier der Julirevolution überhaupt zuwider ist, so benützen sie jeden Unfall dabei, um schlimme Folgerungen daraus zu ziehen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 31. August 1844.

> Ich will des Wortes mich nicht schämen:
> Wir tasten ewig an Problemen.
>
> Goethe.

Von einer neuen Erdtheorie.

(Fortsetzung.)

Die allmählige Ausbreitung der Festländer und die Entwicklung des Thier- und Pflanzenreichs zu immer höheren, vielseitigeren Formen haben im Ganzen gleichen Schritt gehalten. Wenn die ersten uferlosen Meere nur niedrige Seethiere und Fische, wenn die zuerst gebildeten Eilande nur Gewächse von einfachem Bau und späterhin die Geschlechter kaltblütiger, zweilebiger Vierfüßer ernährten, so wurde auf immer weiteren Strecken trockenen Landes der Boden bereitet für eine mannigfaltige Flora und für warmblütige, die Luft athmende Geschöpfe, die durch ihren Bau und ganzen Lebensprozeß die Körperlichkeit des Menschen skizzenhaft vorher verkündigen. Den Spuren des Menschen endlich begegnen wir nur in den neuesten geologischen Zeiten und sein Daseyn und seine Geschichte scheinen den jüngsten Tag der Schöpfung zu bezeichnen, ob den lezten, wissen wir nicht zu sagen.

Dieß sind ungefähr die Hauptartikel des Dogmas, das gegenwärtig der großen Mehrzahl der Naturkundigen als Richtschnur ihrer Beobachtungen und Schlüsse dient.

Im großen Kreise dieser Vorstellungen ist nun aber noch Manches sehr schwankend und zweifelhaft, wovon freilich der bloße Liebhaber wenig merkt, der das Bild der Erdgeschichte nach den neuesten geologischen Forschungen in sich aufnimmt wie einen historischen Roman: weder im einen noch im andern Fall bemerkt er die oft seltsam verschlungene Linie, in der die aus den Urkunden selbst geschöpften und die im Geist der Zeiten erfundenen Motive einander berühren. Was aber vollends die obersten und wichtigsten Fragen betrifft, wie die nach der eigentlichen Beschaffenheit des Erdinnern und nach der nächsten Ursache der Umwälzungen, welche die Erdoberfläche erlitten, so sehen wir uns durch die oben erwähnten umfassenden Begriffe eben nicht viel weiter gebracht als auf dem Standpunkt früherer Theorien.

Die ganze moderne Vorstellung von der Bildung der Erdrinde und ihrer Gebirge und von vulkanischer Thätigkeit beruht auf der Voraussetzung, daß die Erde ursprünglich ein geschmolzener, feurig flüssiger Klumpen gewesen, und daß sich ihre innere Masse, in gewisser Tiefe unter der erkalteten Rinde, noch jezt in diesem Zustande befinde. Den zahlreichen Thatsachen, welche für diese Annahme sprechen, ja in gewissem Grade den Beobachter dazu nöthigen, stehen von Seiten anderer Wissenschaften, denen ein Wort in der Sache zusteht, namentlich von Seiten der Chemie und Physik, sehr gewichtige Bedenken entgegen. Jener Saz ist auf dem gegenwärtigen Standpunkt des gesammten Wissens keines

Beweises fähig. Sezt man ihn aber als erwiesen voraus, so entsteht die Frage, nach welchem physikalischen Moment die großen Umwälzungen der Erdoberfläche erfolgten, was die nächste Ursache war, wenn von Zeit zu Zeit die unterirdischen Kräfte zum Ausbruch kamen, ganze Landstriche emporrückten, die Erdrinde weithin zerrissen, durch die Spalten die geschmolzenen Massen des Erdinnern als Kern eines Gebirgszugs emportrieben, und so jedesmal das Verhältniß zwischen Wasser und Land und das Relief des leztern im großartigsten Maßstab veränderten.

Dieser Punkt ist desto verzweifelter, je mehr sich darüber denken und sagen und ungefähr wahrscheinlich machen läßt. Die Leser haben schon manche Antworten auf diese Frage vernommen und das Bild der Erdrevolutionen, das sie dadurch erhielten, ganz dramatisch gefunden. Im folgenden überliefern wir ihrer Einbildungskraft eine neue Antwort.

Unsere Vorstellungen vom Zustand der Erde während der Gebirgsbildung und der Entwicklung der organischen Welt werden von einer großen allgemein bekannten Thatsache beherrscht: die klimatischen Verhältnisse müssen in frühern Perioden auf Erden ganz andere gewesen seyn als gegenwärtig. Was von Europa bewiesen ist, scheint von der ganzen Erde zu gelten, indessen können wir nur für unsern Welttheil und für den Norden von Amerika und Asien mit voller Sicherheit den Satz aussprechen: wo man auch in den verschiedensten Gebirgsgliedern die Reste der darin eingeschlossenen Organismen untersucht, überall, unter allen Breiten bis zum höchsten Norden, treten uns Gewächse und Thiere entgegen von einem Bau und somit von einer Lebensweise, wie sie heutzutage nur unter den Tropen vorkommen. Ganz besonders auffallend ist dabei ein Umstand, den wir auch hier vorzüglich in's Auge fassen. Jenes Verhältniß gilt nicht nur von den sogenannten sekundären Gebirgsgliedern, sondern selbst von den meisten der tertiären, bis weit herauf zu Zeiten, welche nach Allem, was wir wissen, von den historischen durch eine im Verhältniß zur nothwendigen Dauer der ganzen Erdbildung nicht sehr große Kluft getrennt seyn können. Noch im Diluvium, in jenen oberflächlichen Lehm- und Sandbänken, welche viele unserer Flußthäler erfüllen, sind in unsern Breiten und hoch gegen den Nordpol hinauf Landthiere begraben, welche jezt nur Bewohner weit wärmerer Landstriche sind, Elephanten, Nashörner, Flußpferde, große Katzen u. s. w. Jedermann weiß, daß man im ewig gefrorenen Boden Sibiriens sogar Elephanten und Rhinocerosse gefunden hat, deren Skelette noch mit Fleisch und Haut bedeckt waren.

So lange man von der Annahme ausging, daß jene Thiere Zeugen einer der historischen oder mythischen Fluthen seyen, so lange die Reihe der betreffenden Beobachtungen überhaupt unvollständig war, fehlte es nicht an Auskunftsmitteln, um die merkwürdige Erscheinung mit den gegenwärtigen allgemeinen Temperaturverhältnissen in Einklang zu bringen. Die Thiere, das war der nächste Gedanke, waren von der Fluth aus ihrer tropischen Heimath weit nach Norden geschwemmt worden. Aber bald konnte sich die Wissenschaft dem Schluß nicht mehr entziehen, daß jene Thiere einst nothwendig in den Landstrichen, deren Boden ihre Gebeine birgt, gelebt haben müssen; und war dem so, so zwang der ganze Zusammenhang unseres Wissens und Glaubens von Naturgesetzen zum Schluß, daß damals in den Ländern um den Nordpol ein Klima und eine Vegetation geherrscht haben, ähnlich denen, welche heutzutage den Elephanten und andere große Landthiere, und neben ihnen die Geschlechter großer Fleischfresser ernähren. Nachdem man eine Menge Erklärungen versucht und nicht stichhaltig gefunden, mußte die heutige Wissenschaft bei der allgemeinen Annahme stehen bleiben, daß früher die Temperatur der Erdoberfläche in ganz anderem Grade als jezt vom Einfluß der Sonne unabhängig gewesen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur im Waadtland.

(Fortsetzung.)

Schon voriges Jahr sprach ich in diesen Blättern von dem jungen, früh gestorbenen Dichter H. **Durand** aus Vevey. Sein schönes Talent zeigte er schon als Student in Lausanne, wo er von den Professoren und seinen jungen Freunden sehr geschäzt war. In ihm war der Dichter mit dem edeln Menschen in seltenem Verein. Nach einem kurzen Aufenthalt in Deutschland, wohin er gegangen war, um seine Studien zu vollenden, kehrte er in seine schöne Heimath zurück und sank bald darauf wie ein vom Sturm losgerissener Lorbeerzweig in's Grab. Durands junge Freunde von der Zofinger Gesellschaft haben seine Gedichte herausgegeben, die in Kurzem schon zum zweitenmal aufgelegt worden sind. In ihnen gewahren wir, was heutzutage so selten ist, ein durchaus reines, frommes, poetisches Gemüth. Inmitten der Sündfluth von nichtswürdigen literarischen Tageserscheinungen, die von einer starken Uebertreibung zu einer noch stärkern übergehen, in einem Wettrennen Betrunkener, wo von Anmuth, Schönheit, Würde und Maaß gar keine Rede, vielmehr das edle Flügelroß der Poesie in ein dampfgetriebenes, schnaubendes und kreischendes Lokomotiv verwandelt ist — in einer solchen Zeit muß diese frisch und rein duftende Alpenrose ohne Dornen als eine erfreuliche, tröstende Erscheinung angesehen

werden. Zum Beleg seines glücklichen Dichtertalents wollen wir hier nur einige Strophen aus dem Chalet mittheilen:

Le fils dort, mais la mère attise encor son feu,
Et tandis que du pin vacille la lumière,
Elle prend sur la poutre, en se dressant un peu,
Un livre caché là, bien vieux, mais sans poussière;
Elle l'ouvre, se baisse, et d'un ton grave et doux
Lit tout haut de saints mots, près de l'âtre, à genoux.

Ce livre, ce trésor de la pauvre chaumière,
C'est l'antique Evangile où lisaient les aïeux;
Et c'est le même nom qu'offrent à la prière
Les feuillets de ce livre et les pages des cieux;
Les simples habitants de ces terrestres cimes,
Mieux que tous, savent lire à ces pages sublimes etc.

Aber auch in anderer Art war Durands Dichtung vorzüglich. Wer fühlte sich nicht beim Anblick der heutigen Schweiz von seinem Gedicht: Nos pères et nous ergriffen! Da heißt es unter andern:

C'étaient de pauvres gens, bien pauvres en paroles,
Mais riches d'action et riches d'un grand cœur!
Ils ne se paraient pas, comme leurs races folles,
Du nom de leurs aïeux pour unique valeur;
Ils n'avaient pas ces mots au son plein, grandiose,
Et dont notre faiblesse a soin de se couvrir;
Ils n'avaient pas les mots, mais ils avaient la chose,
Car ils savaient aimer, se défendre et mourir.

Die ausgezeichnetste Stelle unter unsern literarischen Charakteren nimmt jetzt unstreitig Vinet ein, gleich hochgestellt durch tiefgehenden, scharfen Wissenschaftsgeist, wodurch er auffallend an sein Vorbild, an Pascal, erinnert, wie durch reiches und frommes Gemüth. Seine gekrönte Preisschrift, de la liberté des cultes, hat ihm bekanntlich schon vor achtzehn Jahren europäischen Ruf bereitet. Als der Methodismus später von der waadtländischen Regierung und Kirche gedrückt ward, schrieb er seinen trefflichen Essai sur la manifestation des cultes religieuses, worin er sich bemühte, die religiöse Ueberzeugung vor aller Beschränkung, vor allem Drucke weltlicher Institute sicher zu stellen. Frankreichs beste religiöse und philosophische Zeitschrift, der Semeur, dieser „Säemann," der des ausgearteten Volks sittliche Wiederaufrichtung zum Zweck hat, enthält von Vinet eine Menge vorzüglicher Artikel. Der Verfasser hat sie unter dem Titel Essais de philosophie morale et de morale religieuse gesammelt und herausgegeben. Auch ihnen liegt vor Allem das Christenthum und sein Streben zum Grund. In der literarischen Kritik nimmt er gleichfalls durch Tiefe und Vielseitigkeit der Ansichten, wie durch den weiten Horizont seiner Ideen eine vorzügliche Stelle ein. In Lausanne lebt er gleichsam auf der Grenze zweier Länder, deren Literaturen ihm gleich werth sind und mit denen er gleich vertraut ist. Er benutzt sie beide zur Begründung und Erweiterung seiner ästhetischen Ansichten. Frankreichs klassische Literatur, die Vinet sehr hoch hält, hindert ihn nicht, die engen, vorurtheilsvollen Beschränkungen zu erkennen, die jetzt, wie ehemals, auf sie drücken und ihr freie Bewegung unmöglich machen. Auf der andern Seite ist er auf der Hut vor den Ausschweifungen germanischer Einbildungskraft. So bewegt sich seine Kritik auf einem bisher in Frankreich unbekannten Boden. Ohne dem Bizarren das Wort zu reden, aber auch ohne Kühnes zu verwerfen, wenn es Lebenskraft in sich trägt, huldigt er als Kritiker nur dem, was vor Vernunft und reinem Geschmack bestehen kann. Er erhebt sich dadurch zu einer Höhe, an die uns die jetzige französische Kritik nicht gewöhnt hat.

(Schluß folgt.)

Nachruf an Graf A. v. W.

(Gestorben im Wildbad im Schwarzwald, den 6. Juli 1843.)

Dein Ahnherr, jener Eberhard,
Als er, den Leib streitmüd und wund
Hier pflegend, überfallen ward
Von seiner Feinde bösem Bund,
Entkam, so schön als wunderbar
Der tückisch eilenden Gefahr.

Den unwegsamen Fels hinan
Bergüber still durch Waldesnacht
Trug ihn ein schlichter Unterthan,
Bis er in Sicherheit gebracht
Das theure Haupt: vor Schmach beschützt
Entrann's, auf treue Kraft gestützt.

Auch dir, sein edler Enkel du,
In dessen Herz manch gift'ger Dorn
Sich eingedrückt, den süße Ruh
Für immer floh, hat dieser Born,
Von dem Erquickung du begehrt,
Den Freund, den rettenden, gewährt.

Auf seine treue Schulter nahm
Schweigsam der ernste Hirte dich;
Hoch über jenen düstren Gram,
Der eng und enger dich beschlich,
Trug dich der Tod der Freiheit zu:
Und nur dein Leid verließest du.

Im Banat.

Arthur Schott.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Schluß.)

Musikalisches „Festival." — Theater.

Die Gefahr, erdrückt zu werden, war beim musikalischen Feste, welches auf den 1sten August angekündigt war, eben

nicht zu fürchten. Wenn das Publikum mehrere Francs für ein Vergnügen zu zahlen hat, so geht es gemächlich zu Werke. Berlioz, von welchem der Gedanke ausgegangen war, das große Gebäude, welches zur Ausstellung der Industrieprodukte gedient hatte, vor dem Abbruch zu einem großartigen Conzerte zu benutzen, dem er den englischen Namen Festival beilegte, obgleich dieses Wort nichts mehr und nichts weniger bedeutet, als das französische Wort Fête und unser deutsches Fest, hatte im Journal des Débats zum voraus gewaltig in die Trompete gestoßen: tausend Tonkünstler sollten beim Feste mitwirken, zwei Tage lang sollte es dauern, eine Menge von Meisterwerken sollte vorgetragen werden. Das Programm, welches bald darauf erschien, kündigte jedoch lauter bekannte, oft gehörte Stücke an, und nur Berlioz's Hymnus an oder auf Frankreich war neu; am zweiten Tag sollte gar bloß Tanzmusik zu hören seyn. Ob es am ersten Tag wirklich tausend Tonkünstler waren, ist zweifelhaft geblieben; das Journal des Débats hat behauptet, es seyen ihrer noch mehr gewesen; andere Journale dagegen erklären dieß für eine lächerliche Uebertreibung. Dieß thut auch nichts zur Sache. So viel ist gewiß, daß die Musikanten sehr zahlreich waren, und daß die Zahl der Zuhörer sie nur um das Doppelte oder Dreifache überstieg; so schien es wenigstens in dem großen Raume, in welchem die Instrumentalmusik bei weitem nicht diejenige Wirkung hervorbrachte, die man von einer solchen Tonmasse erwarten konnte. Der Gesang nahm sich besser aus und die Chöre waren sämmtlich von guter Wirkung. Im Journal des Débats wurde natürlich der Berliozsche Hymnus und der große Effekt desselben höchlich gepriesen. Ein anderes Blatt dagegen findet dieses Stück geringer als mittelmäßig. Man kann Berlioz, der mit Leib und Seele Musiker ist, eine gewisse Genialität nicht absprechen, aber seine etwas barocke Musik wollte bisher nicht populär werden. Vielleicht wenn er nicht zu sehr nach Effekt haschte und seiner Phantasie ihren natürlichen Lauf, so wie dem Orchester seinen gewöhnlichen Gang ließe, gelänge es ihm besser. Als Musikkritiker verdient er alles Lob und den Vorzug vor den meisten Beurtheilern der musikalischen Leistungen in den hiesigen Blättern und Zeitschriften. Im Ganzen hat der erste Versuch, ein großes musikalisches Fest hier anzuordnen, einen höchst mittelmäßigen Erfolg gehabt, und das läßt sich begreifen. Es werden hier Jahr aus Jahr ein Conzerte gegeben, und zwar meist recht gute, da alle berühmten Virtuosen nach Paris kommen, weil sie den Beifall der Pariser und der hiesigen Tageblätter, welche durch ganz Europa gehen, hoch anschlagen. Das Musikconservatorium, welches vielleicht das vortrefflichste Orchester besizt, das überhaupt besteht, gibt im Frühjahr eine Reihe von musterhaften Conzerten, das ganze Jahr hindurch sind zwei Opern, und im Winter sogar drei im Gang. Der unersättlichste Musikdilettant kann sich so nach Herzenslust laben. Die große Menge aber begnügt sich mit der Musik, welche sie unentgeldlich zu hören bekommt, oder ergözt sich allenfalls für 1 Franc in der abendlichen Conzertanstalt, oder in den kleinen Theatern, wo es an Musik und Gesang niemals fehlt. Bei so bewandten Umständen läßt sich begreifen, weßhalb ein „Concert-monstre" ziemlich gleichgültig aufgenommen wird, besonders wenn es nichts Neues gibt. Schwerlich wird sobald wieder an ein musikalisches Festival gedacht werden. — In der Oper wird gegenwärtig sehr viel getanzt, und der seit Jahren fertige Meyerbeersche Prophet harrt immer noch auf einen würdigen Repräsentanten. Ein solcher wird jezt eben, wie es heißt, aus Italien erwartet, vielleicht derselbe, welcher schon bis zur Grenze gelangt, aber auf Befehl der österreichischen Behörde zurückgeführt worden war. Die Oper Karl VI., König von Frankreich, die Anfangs gar nicht beliebt war, ist fast ein Gelegenheitsstück geworden wegen des Chors mit dem Refrain: die Engländer sollen in Frankreich nicht Herrn und Meister werden. Statt Frankreich denkt man sich Taiti, oder sonst etwas, was die Gegenwart bewegt und woran es hier niemals fehlt. Politische Anspielungen werden hier immer mit großer Begierde ergriffen. Aus demselben Grunde findet ein Lustspiel des Théâtre français: „der Ehemann auf dem Lande," gerade jezt vielen Beifall und wird häufig gegeben. Der Titel bedeutet nichts; es ist auch nicht der ursprüngliche, dieser hieß: „der Ehemann einer andächtigen Frau." Ich weiß nicht, ob der Verfasser oder die Obrigkeit Bedenken getragen, es unter diesem Titel aufführen zu lassen; aber das Stück ist glücklicherweise geblieben, wie es war. Es soll zeigen, wie eine Frau mit übertriebener Andacht einen vernünftigen, gutgesinnten Ehemann langweilen, aus dem Hause und in schlimme Gesellschaft treiben kann, und daß ein wenig Gefallsucht und munteres Wesen zur häuslichen Ruhe weit ersprießlicher sind, als Kopfhängerei und ewige Andachtsübungen. In Paris ist diese Lehre allerdings nicht so praktisch, als in der Provinz. Indessen gelingt es doch der Geistlichkeit, hie und da einer schwachen Frau den Kopf zu verrücken und aus derselben ein Hauskreuz zu machen. — Den Teufel in Person haben die französischen Theaterdichter längst zu einem artigen, geistreichen Herrn umgeschaffen, und es gibt in den hiesigen Repertoires mehrere Stücke, worin er eine sehr artige Rolle spielt. Meistens aber ist es ein Pseudoteufel, welcher sich am Ende als verkleideter Mensch ausweist. Unter ähnlichen Umständen hat man ihn so eben wieder auf das Vaudevilletheater gebracht. Das Stück heißt: „der Teufel zu Paris;" es könnte aber eben so gut heißen „der Teufel zu Rom," wenn dort Teufel geduldet würden. — In Paris muß alles auf die Bühne; sogar die Geheimnisse der Freimaurerei, wenn sie anders noch Geheimnisse hat, sind neulich auf einer kleinen Bühne recht umständlich und kurzweilig dargestellt worden. Niemand hat Aergerniß daran genommen, als vielleicht einige alte Freimaurer, welche noch an Geheimnisse glauben. Zwar hat Paris manche Freimaurerlogen, mit ihren Arbeiten ist es aber nicht weit her, und die argwöhnische Polizei kann ihrethalben ganz ruhig seyn; die Pariser Logen werden sicher keine Staatsverfassung umstoßen. — Daß der Pariser Dichterbund mit dem seit einigen Jahren verpönten Gymnase dramatique Frieden geschlossen hat, nachdem der vormalige Direktor abgedankt und ein Anderer den Theaterscepter in die Hand genommen hat, weiß man aus allen Zeitungen, welche diese wichtige Begebenheit der Welt verkündigt haben. Seitdem lassen es sich die Dichter wieder gefallen, Geld einzunehmen, das heißt, ihre Stücke im Gymnase dramatique aufführen zu lassen und dafür Honorar zu beziehen. Bereits hat auch Scribe, der Allzeitfertige, wieder ein neues Vaudeville auf diese Bühne gebracht. Es heißt: „die Ueberraschungen," und für die Zuschauer war es eine, zu sehen, wie der Dichter, aus dessen Kopfe Hunderte von Vaudevilles hervorgekommen sind, ohne seine Opern, Lustspiele und Ballete zu rechnen, noch immer Gewandtheit und Phantasie genug besizt, um ein recht gefälliges neues Vaudeville den Zuschauern vorzuführen.

Dg.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 34 u. Monatsreg. August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 34.

Sonnabend, 31. August 1844.

---

[349] **Der wöchentliche Literatur- und Kunstbericht von O. Marbach**

bespricht Inneres und Aeußeres aller neu erschienenen Schrift- und Kunstwerke (mit einiger Ausnahme der fachwissenschaftlichen), recensirt interessantere Werke ausführlich und macht die Forderungen der Philosophie der Gegenwart an Kunst, Gesinnung und Bildung geltend unter besonderer Berücksichtigung der Zeitinteressen. Zu beziehen für ½ Thlr. vierteljährlich durch alle Postanstalten und Buchhandlungen.

---

[348] **Thiers Napoleon. 2te Auflage!**

So eben erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs.

Von **A. Thiers.**

Uebersetzt und mit der Geschichte Napoleons vor dem Consulat.

Von **C. T. Heyne.**

1ste bis 4te Lieferung (16 Bogen, elegant auf schönes Velinpapier gedruckt enthalten dieselben soviel wie 30—40 gewöhnliche Octavbogen). Broch. à 3 gGr. = 3¾ Ngr. = 13½ kr.

Vielfacher Angriffe hat sich der Verleger dieses Werkes, daß er solches mit der Geschichte Napoleons vor dem Consulat beginnt, zu erfreuen, aber auch nicht der leiseste Tadel hat diese meisterhafte Bearbeitung treffen können. Von Lieferung zu Lieferung haben sich die Abnehmer so bedeutend vermehrt, daß so eben die erste Lieferung in neuer Auflage die Presse verläßt.

Diese vollständige Geschichte Napoleons erscheint regelmäßig fort, und wird dieselbe 4 Bände umfassen. Subscribentensammler erhalten die erste Lieferung gratis.

Leipzig.

Ernst Schäfer.

---

[345] Im Verlag von Franz Nöldeke in Carlsruhe sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bader, J. Dr., Altdeutscher Bildersaal. Das Wichtigste aus der deutschen Geschichte von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen. Mit 24 Kupfern. Royal-Octav. geb. 2 Rthlr. 12 gGr. oder 4 fl. 30 kr.

Die neue süddeutsche Küche, oder vollständige und bewährte Anleitung zur schmackhaftesten und wohlfeilen Zubereitung aller Suppen, Gemüse, Fleisch-, Fisch-, Mehl- und Eierspeisen, Backwerke, Pasteten, Gelées, Crèmes, Compots, warmer und kalter Getränke, des Eingemachten u. s. w. 2te, mit einem Speisezettel fürs ganze Jahr vermehrte Auflage. 8. geb. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Liederschatz, deutscher. Sammlung der vorzüglichsten und beliebtesten Commers-, Trink-, patriotischen und Kriegslieder, Lieder vermischten Inhalts, Operngesänge. 8 gGr. oder 36 kr.

Der Rhein. Sechzig der schönsten Ansichten von Mainz bis Köln und der Taunusbäder. Mit einem allegorischen Titelblatt in Gold und Farbendruck. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Das malerische Schweizerland. Hundert Stahlstiche mit Text von August Lewald. 2te wohlfeilere Ausgabe. geb. 3 Rthlr. 8 gGr. oder 6 fl. 24 kr.

Walchner, F. H. Dr., Darstellung der wichtigsten im bürgerlichen Leben vorkommenden Verfälschungen der Nahrungsmittel und Getränke nebst dem Mittel wie dieselben schnell und sicher entdeckt werden können. Zur Belehrung und Warnung für alle Stände. 2te Ausgabe. 8. geb. 6 gGr. oder 27 kr.

Whiteloke, B. H., Handbuch der modernen englischen und deutschen Umgangssprache. Manuel of modern English and German Conversation or University Dialogues. 2te Ausgabe. 8. geh. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

---

[275] In der Liter.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch für Reisende nach London

und dessen Umgebungen

von

Dr. Joseph Gambihler.

Mit einem Plane Londons, einer Karte der Küste Englands an der Themsemündung und einem Panorama der Themse-Ufer.

8. geb. in Sarsenet. Preis 4 fl. rhein. od. 2 Rthlr. 8 gGr.

Der Herr Verfasser spricht sich in der Vorrede über den Hauptzweck, den er vor Augen hatte, in folgenden Worten aus: „Zwei Punkte hatte ich besonders vor Augen: dem Reisenden auch bei nicht langem Aufenthalte, wo möglich, das Auswendiglernen der so interessanten Stadt zu erleichtern, da keine würdiger ist, auswendig gelernt zu werden, in dem Sinne, wie ältere Philologen einen ganzen klassischen Schriftsteller ihrem Gedächtnisse Zeile für Zeile anvertrauten; dann dem Reisenden, der auf den Hebel des äußeren Lebens, das Geld zu sehen hat, solche ökonomische Winke zu geben, die ihn von der Furcht vor dem Popanz der enormen Theurung befreiten."

Dictionnaire Synonymique

complet

de la langue française

par

J. G. Fries,

Professeur à Paris.

8. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Dieses Wörterbuch ist nicht allein Denjenigen, welche die französische Sprache erlernen, sondern auch Allen, welche sich derselben gewöhnlich bedienen, ganz besonders zu empfehlen. Es empfiehlt sich eben so sehr durch seine innere Einrichtung, als durch seine Ausstattung und seinen wohlfeilen Preis.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

und Ausbildung des Sprachorganismus. I. Abschn. *Das logische Element in der Gestaltung des phonetischen.* §. 25. Betrachtung des Sprachvermögens in Beziehung auf die intellektuelle Technik der Sprachen. I. Kap. *Entstehung der Flexion.* §§. 26—34. Artikel und Genus. Verhältnisse der Genera. Deklination und deren Gliederung u. s. w. II. Kap. *Entstehung der Rektion.* §§. 35—38. Phonetische Gestaltung der Rektion; symphonische Ausbildung der Kasusformen u. s. w. III. Kap. *Organische Gestaltung aller Bestandtheile eines Satzes.* §. 39 a. Symphonie in der Kongruenz von Genus-, Personal-, Numerus- und Kasusformen im Satze. §. 39 b. Das Verbum als Ergänzung eines andern Verbalbegriffes im Satze. §. 40. Casus absoluti. §. 41. Consecutio temporum et modorum. §. 42. Symphonische Wirkung der Partikeln. §. 43. Komposition nach ihren logischen und phonetischen Momenten betrachtet. §. 44. Schlussbemerkungen: Ueber Entstehung der grammatischen Suffixe. II. Abschn. *Relatives Uebergewicht des phonetischen Elements über die Sprachform.* I. Kap. *Symphonische Eigenthümlichkeit eines jeden Sprachorganismus.* §. 45. Organische Ineinsbildung jeder Sprache und Mundart. §. 46. Behandlung der fremden Wörter. §§. 47—52. Die Mundarten. §. 53. Das Eigenthümliche der Schriftsprache. (Leitende Grundsätze.) II. Kap. *Vermittlung der Euphonie durch verschiedene Flexion und Konstruktion.* §§. 54—63. Formenwechsel im Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Italienischen, Französischen, Englischen und Deutschen. §. 64. Wortstellung. Eigenthümliche Gebundenheit derselben nach logischen und phonetischen Momenten. §. 65. Fortsetzung: Wechsel der Wortstellung nach Symphonie. §. 66. Einwirkung des phonetischen Elements auf die logische Technik der Sprachform. III. Abschn. *Inniges Verhältniss des phonetischen und logischen Elements in der Gesammtentwicklung der Sprache.* I. Kap. *Unmittelbare Betrachtung dieses Verhältnisses.* §. 67. Das Onomatopoetische oder Symbolische des Lautes. §. 68. Die Principien der Bewegung und der Stetigkeit. §. 69. Inniges Verhältniss des phonetischen und logischen Elements. II. Kap. *Geschichtliche Veranschaulichung des innigen Verhältnisses im Entwicklungsgang der Sprachen.* §. 70. Das Hebräische, im Verhältniss zu den Dialekten. §. 71. Das Altgriechische. §. 72. Das Neugriechische. §. 73 flg. Das Lateinische, mit Rücksicht auf seine älteste Gestalt. §§. 75—77. Das Italienische, Französische, Englische. §. 78. Das Deutsche. Gothisch. §. 79. Altdeutsch; Mittel- und Neuhochdeutsch. §. 80. Rückblick und Schlussbemerkungen. Beilagen; S. 501—512.

Mottos: „Wer nichts auf wahrnehmungen hält, die mit ihrer factischen gewissheit anfangs aller theorie spotten, wird dem unergründlichen sprachgeiste nie näher treten."

J. Grimm.

„Eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. *Sprache* und *Leben* sind unzertrennliche Begriffe, und die *Erlernung* ist in diesem Gebiete nur Wiedererzeugung.

W. v. Humboldt.

Durch treue und sorgfältige Naturbelauschung ist es dem Herrn Verfasser gelungen, die einfachen grossen Gesetze zu ermitteln, die allem organischen Bilden und Gestalten des Sprachgeistes zu Grund liegen, und auf unversuchten Wegen Resultate zu gewinnen, die sowohl durch und durch praktisch, als auch theoretisch für die tiefere, wissenschaftliche Sprachkunde manche Räthsel zu lösen geeignet sind. Was man sonst bei den Regeln der Grammatik nur als Willkühr des Sprachgebrauchs, nur als zufällig Gegebenes zu betrachten versucht wird, das erscheint im Zusammenhang des hier dargelegten Systems (welches eben die einfachste und tiefste Grundlage alles rationellen Sprachstudiums ist) als tiefbegründet, als lautere Gesetzmässigkeit. — Uebrigens möchte das Buch nicht blos dem Gelehrten vom Fach gewidmet seyn, sondern auch jedem Freunde anziehender, gründlicher Sprachstudien. Kenner und Liebhaber der alten und neuern Sprachen wird es namentlich anziehen, da auch die Feinheiten des Styls, und mit den Mundarten auch die geschichtliche Entwicklung derselben (beim Deutschen auch das Gothische, Altdeutsche) zur Besprechung kam.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gerichtsärztliche Arbeiten

von

Carl Friedrich Burdach,

K. Preuß. Geh. Medicinalrathe, Dirigenten des Medicinal-Collegiums und Prof. zu Königsberg.

Erster Band.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Die Kameralistische Zeitung für die königl. preuß. Staaten, äußert sich über diese Schrift wie folgt:

„Die doppelte Stellung als Dirigent des Medicinal-Collegiums und öffentlicher Lehrer der gerichtlichen Arzneiwissenschaft, legte dem Herrn Verfasser die besondere Verpflichtung auf, gleich seinen berühmten Vorgängern Metzger und Büttner den literarischen Beweis seiner rühmlichen Thätigkeit auch in diesem Fache zu führen, und wir verdanken diesem löblichen Drange das Entstehen dieser Arbeit, deren Inhalt, gleich den übrigen Schriften des Herrn Verfassers, an Gründlichkeit der Untersuchung, Klarheit und Bestimmtheit des Urtheils, gediegener Auffassung sich auszeichnet und bei dem Festhalten an ältern geprüften Wahrheiten, alle der neuesten Zeit anheimfallenden Bereicherungen der Wissenschaft berücksichtigt. Das Materiale dieser Schrift umfaßt theils vom Medic.-Collegium zu Königsberg eingeholte Superarbitria über einzelne bei den Gerichten verhandelte Verbrechen, theils freie Aufsätze über Gegenstände der gerichtlichen Arzneikunde, deren sorgfältige Erörterung eine zeitgemäße Aufgabe bilden, und in welchen der Herr Verfasser auf die in der neuesten Zeit laut gewordenen Abweichungen aufmerksam macht, und in sofern er diese als aus Mangel fester Begriffsbestimmung hervorgegangen betrachtet, die genau zu befolgende Bahn vorschreibt und zur Nacheiferung auffordert. Insbesondere eifert er gegen die falsch Humanität, deren Einfluß auf das Urtheil der Aerzte sich in der jüngsten Zeit mit Hintansetzung der bekannten wissenschaftlichen Lehrsätze und mit Uebung dialektischer Fertigkeit auf eine Weise geltend zu machen gesucht, die den ganzen ärztlichen Stand in Mißkredit setzen, und alle seine Gutachten verdächtigen muß. Diesen wichtigen Gegenstand erörtert er, von allen Seiten beleuchtend, auf interessante Weise mit der ihm zu Gebote stehenden Beredtsamkeit und Gründlichkeit in dem ersten Aufsatze „über die Advocatur der Aerzte."

Der zweite Aufsatz „über den Beweis der Vergiftung" soll uns darthun, daß wenn vollkommen überzeugende Gründe vorhanden sind, die eine hinreichende Gewißheit einer Vergiftung constatiren, die sinnliche Anschauung der äußern Thatsache, d. h. die

Gewißheit der Beibringung der Giftes unnöthig ist. Die 4 hier mitgetheilten Fälle sind sehr instruktiv, namentlich zeichnet sich das erste Gutachten durch Gründlichkeit und Vollständigkeit aus. Um die Frage zu erörtern, ob Mord oder Selbstmord an einem Tode schuld sind, sind 3 gut erzählte Fälle mitgetheilt. Am ausführlichsten wird zuletzt die Untersuchung der nähern Bestimmung der Tödtlichkeit einer Verletzung abgehandelt, und der Herr Verfasser sucht das bisherige Chaos, welches in dieser Hinsicht fast in allen Handbüchern der gerichtlichen Arzneikunde über dieses Kapitel herrscht, durch genaue Eintheilung und deutsche Ordnung zu lichten. Folgendes Schema stellt er für die methodische Untersuchung der Tödtlichkeit der Verletzungen auf, und belegt jede einzelne Abtheilung mit interessanten Datis:

A. Tödtliche Verletzungen,
 I. Nothwendige Tödtlichkeit,
  1) Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit,
  2) Bedingt
   a. Ueberhaupt bedingt
   b. Durch Individualität bedingt.
 II. Zufällige Tödtlichkeit,
  1) Negativ zufällige Tödtlichkeit,
  2) Positiv " "
B. Nicht tödtliche Verletzungen."

Nach dem, was vorstehend über diese Schrift mitgetheilt, glaubt Ref. die Begier zur näheren Kenntniß derselben bei den Medicinalbeamten angeregt zu haben und hofft, daß Keiner die Anerkennung, welche das Werk gefunden, ungerecht finden wird."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Biographischer und juristischer

Nachlaß

von

Dr. Karl Salomo Zachariä von Lingenthal.

Herausgegeben

von dessen Sohne

Dr. K. E. Zachariä von Lingenthal.

gr. 8. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Inhalt: Erste Abtheilung. **Biographisches.** I. Autobiographie vom Jahre 1825. II. Nachtrag von dem Herausgeber. 1) Ein Verzeichniß der Schriften des Verstorbenen. 2) Ein von demselben verfaßter Dialog über die Phrenologie. — Zweite Abtheilung. **Juristisches.** I. Ueber das Staats-Kirchenrecht der Staaten des rheinischen Bundes. II. Ueber den Begriff des öffentlichen Rechts und den des Privatrechts. III. Von dem Verpflichtungsgrunde der Rechtsgewohnheiten. IV. Das deutsche Recht, eine Quelle des gemeinen katholischen Kirchenrechts. V. Das Recht der katholischen Kirche ist auch in dem Sinne ein deutsches Recht, daß es auf den sittlichen Zustand der Völker deutschen Ursprungs im Mittelalter besonders berechnet war. VI. War auch der hohe Adel der Ahnenprobe in den deutschen Stiftern unterworfen? VII. Noch ein Beitrag zu der Lehre von den nicht standesmäßigen Ehen des hohen deutschen Adels. VIII. Einige Bemerkungen, welche die Stiftung eines Familienfideikommisses betreffen. IX. Ueber die Lehnsfolge in die Fuldaischen Lehne. X. Ueber die Frage: Kann der Verleger einer Druckschrift sein Verlagsrecht ohne Zustimmung des Verfassers veräußern? XI. Ueber das Recht des Staates, Handlungen, die bloß unsittlich sind, zu bestrafen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Nero.

Tragödie

von

Karl Gutzkow.

Velinp. in Umschl. broch. Preis 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Maha Guru,

Geschichte eines Gottes.

Ein Roman in 2 Theilen

von

Karl Gutzkow.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Das gebildete Publikum erhält hier einen Roman aus einem Genre, das es ziemlich aus den Augen verloren hat, dessen Wiedereinführung aber insofern zeitgemäß erscheint, als der bisher beliebte historische Roman, trotz des Aufwandes von Malerei im Detail, und vielleicht eben deßhalb zu einer trockenen und nicht selten prosaischen Ansicht von Welt und Geschichte stimmt. Die Art, wie der Verfasser den philosophischen Roman aufgefaßt hat, ist übrigens eine ganz originelle. Lamaismus und chinesische Sitte bilden in diesem Buche die Elemente zu einem eben so umfassenden Gemälde menschlicher Zustände, und auch der Leser, dem diese Dichtungsart fremd ist, oder seit Ablauf der Wielandschen Zeit fremd geworden ist, wird sie schnell liebgewinnen und poetischen Genuß dabei finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Dramatische Werke

von

Jos. Christ. Baron von Zedlitz.

Vier Theile.

8. Velinpap. broch. Preis fl. 10. — oder Rthlr. 6. 8 gr.

Inhalt und Preise der einzelnen Theile.

I. Thl. **Stern von Sevilla.** 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.
II. " **Kerker und Krone. Der Königin Ehre.** 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.
III. " **Turturell. Herr und Sklave. Die zwei Nächte zu Valladolid.** 3 fl. od. 2 Rthlr.
IV. " **Cabinets-Intriguen. Die Liebe findet ihre Wege.** 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[196] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder aus Tirol

von

Beda Weber.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. 12 Gr.

Dichtungen von ebenso großer Schönheit als Eigenthümlichkeit; ein in jeder Beziehung erfreulicher Zuwachs zu den poetischen Reichthümern der oberdeutschen Dichterschule, in der Tirol bisher nicht vertreten war. Je mehr dieses schöne Bergland in neuerer Zeit allgemein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, von vielen Reisenden beschrieben und von auswärtigen Dichtern besungen worden ist, um so mehr muß ein einheimischer tiroler Dichter von so großem Talent und von so neuer überraschender Eigenthümlichkeit hohes Interesse erregen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Achtunddreissigster Jahrgang.

1844.

September.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstande der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**," mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**," kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**," ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Naturwissenschaftliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Literatur-Blatt.

Nro. 92.

Kirchengeschichte. Allgemeine Kirchengeschichte von A. F. Gfrörer.

Nro. 93.

Kirchengeschichte. Allgemeine Kirchengeschichte von A. F. Gfrörer. (Schluß.) — Lyrische Dichtkunst. Sandkörnlein zum Besten des Kölner Dombaus von Moritz, Grafen zu Bentheim-Tecklenburg.

Nro. 94.

Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Deinhardstein. — Werke über Algier. Erinnerungen aus Algerien. Vom Clemens Lamping.

Nro. 95.

Geschichte. Allgemeine Geschichte der europäischen Civilisation in vierzehn Vorlesungen von Fr. P. G. Guizot. Nach der fünften Auflage frei übertragen von Dr. E. Sachs. — Satyre. Das neunzehnte Jahrhundert des Thierreichs. Zweite Auflage. Mit poetischen Einleitungen von Gustav Buziger.

Nro. 96.

Lebensreisen. 1) Des Drechslers Wanderschaft, für Jung und Alt erzählt von Daniel Hirtz. — 2) Eram. Skizzen aus den Jugendjahren eines Veteranen. Mit Vorwort von L. Rellstab. — Dichtkunst. Pepita. Italienische Idylle von Eduard Boas. — Roman. Die Rose von Inspruck. Ein Roman aus der Zeit des Conciliums zu Konstanz. Von Franziska von Stengel.

Nro. 97.

Staatenkunde. P. F. Aickens vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von K. J. Clement.

Nro. 98.

Staatenkunde. P. F. Aickens vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von K. J. Clement. (Schluß.) — Dichtkunst. Die provenzalischen Troubadours nach ihrer Sprache, ihrer bürgerlichen Stellung ꝛc. aus den Quellen übersichtlich dargestellt von Dr. E. Brinckmeier.

Nro. 99.

Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Oehlenschläger. — Werk über China. Das himmlische Reich, oder China's Leben, Denken, Dichten und Geschichte. In vier Bänden. Erster Band: die Chinesen wie sie sind, nach Lay, mit Bildern. Zweiter Band: Confutius und Mencius, oder die Moral und die Staatsphilosophie Chinas, nach Pauthier. Dritter Band: Schiking, oder chinesische Lieder, nach La Charme. Herausgegeben von J. Cramer.

Kunst-Blatt.

Nro. 71.

Die Kunstausstellung der königlichen Akademie in London 1844. (Fortsetzung.) — Nekrolog. 7) Hippolyt Rosellini. (Schluß.) — Bauwerke. — Kölner Dombau. — Malerei. — Plastik.

Nro. 72.

Die Kunstausstellung der königlichen Akademie in London 1844. (Fortsetzung.) — Geschichte des Holzschnittes. Intorno tre celebri intagliatori in legno Vicentini, Memoria di Giambat. Baseggio. — Plastik. — Medaillenkunde. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 73.

Die Kunstausstellung der königlichen Akademie in London 1844. (Fortsetzung.) — Geschichte des Holzschnittes. Intorno tre celebri intagliatori in legno Vicentini, Memoria di Giambat. Baseggio. (Fortsetzung.) — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 74.

Die Kunstausstellung der königlichen Akademie in London 1844. (Fortsetzung.) — Geschichte des Holzschnittes. Intorno tre celebri intagliatori in legno Vicentini, Memoria di Giambat. Baseggio. (Schluß.) — Alterthümer.

Nro. 75.

Das Museum des Lateran in Rom. — Die Kunstausstellung der königlichen Akademie in London 1844. (Fortsetzung.) — Alterthümer.

Nro. 76.

Das Museum des Lateran in Rom. (Fortsetzung.) — Die Kunstausstellung der königlichen Akademie in London 1844. (Fortsetzung.) — Alterthümer.

Nro. 77.

Das Museum des Lateran in Rom. (Fortsetzung.) — Die Kunstausstellung der königlichen Akademie in London 1844. (Fortsetzung.) — Kupferstich. — Literatur.

Nro. 78.

Das Museum des Lateran in Rom. (Fortsetzung.) — Die Kunstausstellung der königlichen Akademie in London 1844. (Schluß.) — Literatur. — Biographisches. — Nekrolog.

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 2. September 1844.

Elisabeth. — Ich meinte doch regiert
Zu haben wie ein Mann und wie ein König.
Schiller.

Literatur im Waadtland.

(Schluß.)

Professor Monnard hat sich, um sich der Fortsetzung von Joh. Müllers Schweizergeschichten ganz widmen zu können, für ein Jahr ganz von dem akademischen, politischen und öffentlichen Leben zurückgezogen. Dieß ist bei seinen besonnenen liberalen Ansichten, die sich immer muthig und mächtig dem Radikalismus entgegenstellten, ein Verlust für das Land und besonders für die Diskussionen im Großrath, die er als Präsident desselben mit besonderer Intelligenz leitete. Er brachte diesen Winter und die ersten Frühlingsmonate in Paris mit eifrigen historischen Studien in den Archiven zu, die ihm mit großer Liberalität geöffnet wurden. In dieser Zeit enthielt der von ihm und Vuillemin herausgegebene Courrier Suisse eine Reihe interessanter Aufsätze unter dem Titel: Paris après vingt ans, worin er sich mit Geist und Sachkenntniß über die jetzigen materiellen Zustände der Hauptstadt ausspricht, Intellektuelles und Sittliches aber vermeidet.

Ein glücklicher Gedanke, den jezt einer unserer romanischen Dichter hat! Er bearbeitet episch einen ächt vaterländischen, durch Hauptcharaktere, Zeit und Scenerie höchst mannigfaltigen und anziehenden Gegenstand einer gewaltigen Zeit. Die Königin Bertha von Burgund ist unstreitig eine der herrlichsten und zartesten Gestalten des Mittelalters. Ein rechter Dichter könnte aus diesem hochburgundischen Epos ein christlich gehaltenes Gegenstück zu den niederburgundischen Nibelungen machen. Wir wollen hier nur andeutend das Wichtigste aus Berthas Leben bemerken.

Bertha war ein schönes, im Anfang des zehnten Jahrhunderts auf Hohentwiel geborenes Schwabenmädchen, eine Tochter des Herzogs Burkhardt von Alemannien und Schwägerin der in Schwaben so hochgefeierten schönen und gelehrten Herzogin Hedwig. Ihr Vater Burkhardt wurde von König Rudolf II. von Burgund (911—936) mit Krieg überzogen. Er schlug zwar bei Winterthur seinen Feind, versöhnte sich aber mit ihm, da Beide in der Losreißung ihrer Lande vom Reich gleiches Interesse hatten, ja er gab sogar dem schönen ritterlichen Burgundenkönig seine anmuthige und magdliche Tochter Bertha zur Gemahlin, als Pfand des neuen Bundes. Dieß war 922, um die Zeit, wo Kaiser Heinrich Lothringen wieder mit dem Reich vereinigte und Burkhardten von Alemannien von Neuem fest an's Reich zog, bald darauf aber durch Besiegung der Magyaren und Wenden zu hoher Macht gelangte.

Nur kurze Zeit fand König Rudolf Ruhe zu Haus. Italiens damaliger Zustand lockte ihn zur Eroberung der

eisernen Krone dahin. Er errang sie auch für kurze Zeit, mußte aber bald darauf das Land verlassen und zog mit seinen Burgunden über die Alpen wieder in die Heimath. In Welschland hatte ihn eine schlaue Provencalin, die Schwester des Herzogs Hugo von der Provence, in schnöden Liebesbanden gehalten, während seine treue Gemahlin Bertha in Hochburgund schwere Tage auszustehen hatte. Es war die Zeit, wo wilde Sarazenen und Magyarenschwärme das Land furchtbar plünderten und verwüsteten. Hätte König Rudolf nicht den Heerbann der Burgunden mit sich in Italien gehabt, so hätte sich wahrscheinlich Bertha an dessen Spitze gestellt und die Barbaren geschlagen und verjagt, wie Kaiser Heinrich in Deutschland. So aber war sie machtlos und dieß benuzten die wilden Horden. Als nothdürftigen Schutz für sich, ihr Haus und ihre Hörigen erbaute sie feste Burgen mit dicken Mauern in verschiedenen Gegenden des Landes. So entstanden die Schlösser von Champvent, Chavornay, Lausanne, Tour-de-Gourze, Wuflens, Yverdun, Payerne, Moudon, Solothurn und Strätlingen am Thunersee.

In weniger gefahrvollen Tagen, wenn sich die wilden Horden etwas entfernt hatten, zog Bertha auf ihrem Roß, immer an einem im Sattel steckenden Rocken spinnend, von einer Burg zur andern, um zu sehen, wie das Land verwaltet werde. Dabei war sie mehr als einmal in Gefahr, von den wilden Schwärmen gefangen zu werden. Ueberall war sie mit Rath und That die Wohlthäterin des Landes, trug eifrige Sorge für Gerichtsverwaltung, Redlichkeit der Beamten und rechte Besteuerung, ließ Sümpfe und Wälder urbar machen, legte neue Wege und Straßen an. Gern verweilte sie helfend in den Hütten der Armuth; ihren unruhigen Adel aber hielt sie in strengem Zaum und Respekt und erlaubte ihm keinen Druck auf das Volk, das sie dafür hochhielt und verehrte.

Diese Königin — Bertha, humilis regina, wie sie auf einem alten steinernen Relief an der Schloßkirche von Payerne hieß — bekümmerte sich wie Karl der Große auf's Genaueste um den Stand ihrer Meiereien, um die Betreibung des Ackerbaus und der Viehzucht. Gegen Arme, Pilgrime, Kirchen und Klöster war sie wohlthätig, streng aber gegen Unthätigkeit, Faulheit und Fahrläßigkeit. Nach und nach baute sie die von Sarazenen und Magyaren zerstörten Klöster und Kirchen wieder auf, so zu Solothurn, Münster, St. Imier, Amsoldingen und Neuchatel. Den Abteien von Lausanne, St. Maurice, St. Victor bei Genf und Romainmoutiers machte sie bedeutende Schenkungen, auch hielt sie streng darauf, daß jedes eine gute Klosterschule, ein Hospiz für fremde Wanderer und Pilgrime und ein Hospital für Kranke unterhielt.

So verwaltete sie Hochburgund in Abwesenheit ihres lockern Gemahls. Nach seiner Rückkehr mit dem Heer wurden die Magyaren und Sarazenen vertrieben oder ausgerottet. Das schöne Königreich von den Ufern des Rheins bei Schafhausen bis zur Saône, von der Rhone und dem Leman bis zum Mittelmeer blühte fünf Jahre lang wieder schön auf. Dann aber starb König Rudolf II. und hinterließ Bertha mit vier unmündigen Kindern. Von Neuem begann für sie eine schwere Zeit. Nicht bloß Sarazenen und Magyaren kamen wieder herbei, die stolzen Vasallen und die mächtigen Nachbarn im Westen suchten den verlassenen Zustand der Wittwe zu ihrem Vortheil zu benutzen, um sich unabhängig zu machen, oder gar Stücke vom Königreich loszureißen. In dieser Noth kam ihr mächtige Hülfe von Deutschland. Kaiser Otto I. rückte mit seinem guten Schwert und seinem Heer heran und schlug die großen Vasallen in Frankreich und Burgund.

Damals blühte an Berthas kleinem Hofe Adelheid, der Mutter Ebenbild an Schönheit, Klugheit und frommer Tugend. Kaiser Otto sah und liebte sie, mußte aber seinen Herzenswunsch unterdrücken, denn Adelheid war von ihrem verstorbenen Vater bereits dem König Lothar von Italien zugesagt. Dieser kam auch bald mit seinem Vater Hugo, König von Niederburgund, um die junge Braut zu holen. Es machte sich sogar eine Doppelheirath, denn Hugo freite um die noch schöne Wittwe Bertha, und sie gab ihm auch ihre Hand, wähnend, ihrem Land dadurch nützlich zu werden und ihm wieder einen starken Vertheidiger zu gewinnen.

Mutter und Tochter wurden mit Hugo und Lothar zu Colombey oder auf dem Schloß Wuflens getraut. Beide aber waren sehr unglücklich in ihrer Ehe, denn Vater und Sohn waren so edler Frauen ganz unwürdig. Hugo und Lothar starben auch bald, jener in Folge seines wüsten Lebens, dieser vom Markis von Ivrea vergiftet. Auch Adelheiden wurde in Welschland nach dem Leben gestrebt und nur durch ein Wunder entging sie den Nachstellungen. Es gelang ihr, Kaiser Otto, der noch unvermählt war, von ihrer Noth Nachricht zu geben und ihm ihre Hand anzutragen. Schnell eilte er nach Welschland, suchte sie in ihrem Versteck auf und nahm sie zur Gemahlin. Sie hat den glücklichsten Einfluß auf Otto geübt, wiewohl sie der Mutter Einfalt fortan bewahrte.

Bertha zog sich nach Hugos Tod nach Burgund in die Einsamkeit des von ihr gestifteten Klosters Payerne zurück und wirkte von da aus noch viel Gutes in dem Land, dessen Volk sie dafür bis auf den heutigen Tag in gutem Andenken behalten hat und sich von ihr eine Menge besonders in das ländliche, häusliche und Familienleben eingehender Sagen erzählt. Sie starb gegen 970 und wurde in ihrem Kloster Payerne begraben, wo zu Anfang

dieses Jahrhunderts ihr großer Steinsarg mit weiblichen Gebeinen wieder gefunden und in der Kirche mit sinnreicher Feier beigesezt wurde. Sehr gut ist ihre neue Grabschrift. Sie stehe hier. A Berthe de sainte et heureuse mémoire, très-excellente épouse de Rodolphe II., roi de la petite Bourgogne. Son nom est en bénédiction et son fuseau en exemple. Elle fonda des églises et fortifia des châteaux; elle ouvrit des routes; elle mit en valeur les terres incultes; elle nourrit les pauvres, elle fut la mère et les délices de notre patrie transjurane. Après dix siècles, le sépulcre où, comme on nous l'a transmis, elle fut inhumée, ayant été retrouvé l'an de grâce MDCCCVIII, les fils, reconnaissant de ses bienfaits envers leurs pères, l'ont religieusement restauré. Le sénat et le peuple vaudois.

Von einer neuen Erdtheorie.

(Fortsetzung.)

Für ältere Perioden, für einen Zustand der Erde, wie man ihn sich während der Bildung der primären und sekundären Gebirge dachte, schien dieß auch keine Schwierigkeit zu haben: die Erdveste, die erstarrte Kruste über dem feuerflüssigen Kern des Planeten war ja noch weit dünner und somit die Erdoberfläche dem Herde der unterirdischen Wärme näher. Schon hier hat indessen die Idee einer Thierwelt, welche in einem von unten geheizten Meere wie in einer Therme lebt, für die wissenschaftliche Vorstellung etwas Widerwärtiges. Handelt es sich aber von so später tertiärer Zeit wie die, in der Sibirien von Elephanten bewohnt war, so konnte man die Erdrinde nicht mehr so dünn, den Boden dem heizenden Feuer nicht mehr absolut so nahe annehmen, und es blieb nichts übrig als vorauszusetzen, noch immer sey damals die Erdrinde von Klüften durchzogen gewesen, die mit den vulkanischen oder vielmehr plutonischen Herden in Verbindung standen und denen eine Wärme entströmte, welche weit umher eine Art Treibhausklima erzeugte, so daß in unsern und noch weit höheren Breiten, bei tiefem Stand der Sonne und in der langen Polarnacht Gewächse und Thiere gedeihen konnten, welche jezt nur zwischen den Wendekreisen unter dem lotbrechteren Strahl der Sonne leben.

Jeder, selbst der eifrigste Vertheidiger einer solchen Vorstellung muß fühlen, wie viel Gezwungenes, Unnatürliches darin liegt. Mit jedem Fortschritt der geologischen Erkenntniß kommen wir immer mehr von der Idee zurück, als ob in frühern Epochen der Erdgeschichte die Naturvorgänge nach Art und Grad ganz andere gewesen wären als die heutigen; es wird immer klarer, daß, abgesehen von den großen, stoßweise erfolgenden Erschütterungen, die Umwandlungen der Erdoberfläche, deren Spuren wir beobachten, vom gesetzmäßigen Spiel derselben Kräfte herbeigeführt worden sind, von denen wir noch jezt allen irdischen Wechsel abhängen sehen. Vor Allem aber drängt der Anblick der ganzen antiken Thier- und Pflanzenwelt die Ueberzeugung auf, daß der Lebensprozeß von jeher an dieselben Bedingungen gebunden gewesen, wie in der heutigen Schöpfung. So beweisen uns z. B. die zusammengesezten, denen der Insekten ähnlichen Augen der Trilobiten, dieser seltsamen Bewohner des ältesten Meeres, daß dieses nicht die trübe, mit mineralischen Stoffen beladene Flüssigkeit war, aus der frühere Theorien die Flötze massenhaft sich niederschlagen ließen, daß sie vielmehr nach denselben Gesetzen wie jezt den Sonnenstrahl durchließ und zum Gesichtssinn der Geschöpfe leitete, die auf seinem Boden lebten. Und nun sollen in geheiztem Boden, in halbjähriger Nacht, beim Lichte des Nordscheins Pflanzen gelebt haben, deren Lebensprozeß in der Ordnung der heutigen Natur nicht nur von hoher Temperatur, sondern auch von starkem Licht und vom raschen Rhythmus zwischen Bestrahlung und Beschattung abhängig ist. An eine tropische Flora unter solchen Verhältnissen glaubte sicher kein Mensch, am wenigsten ein Botaniker, vom Augenblick an, wo auf anderem Wege eine irgend befriedigende Lösung des Räthsels gefunden wäre.

Eine Erklärungsweise lag scheinbar sehr nahe, und bot sich auch schon frühe von selbst an, nämlich der Gedanke einer Veränderung der Erdpole, welche einmal, welche mehreremale erfolgt seyn könnte. Wenn die Umwälzungsachse der Erde nicht von jeher durch die jetzigen Pole ging, wenn sie einmal irgend eine andere Richtung hatte, so konnten ja damals Europa und die Polarländer unter einem viel größern Sonnenwinkel, in tiefern Breiten gelegen haben, und die Anwesenheit von tropischen Thieren und Gewächsen im Boden derselben verstand sich dann von selbst. Aber dieser Gedanke wurde von der Physik von vornherein niedergeschlagen.

Die Erde ist keine vollkommene Kugel, sondern ein Sphäroid; sie hat die Gestalt, welche jeder um eine Achse sich schwingende Körper annimmt, wenn sich seine kleinsten Theilchen unter einander verschieben können. Nur in den allerfrühesten Zeiten ihrer Bildung, als ihre Masse noch flüssig oder halbflüssig war — sey es nun wasser- oder feuerflüssig — konnte die Erde diese Figur angenommen haben, und in derselben ist sie allmählig von der Oberfläche nach innen erstarrt. Die durch Gradmessungen erwiesene Abplattung der starren Erdrinde an den Polen und die entsprechende Auftreibung am Aequator sind ein Beweis der Bildung der Erde aus einem

Flüssigen und zugleich der Unabänderlichkeit des Gesetzes, nach dem sie sich um sich selbst wälzt. So spricht die Physik.

Gegen dieses Raisonnement ist allerdings nichts einzuwenden, wenn man sich die Erde als einen aus früherer Schmelzung erkalteten oder aus Wasser krystallisirten Körper denkt. Ist sie durchaus oder größtentheils fest, so können sich seit der Zeit, da sie aufhörte, aus verschiebbaren Theilchen zu bestehen, die Pole nicht verrückt haben. Aber, sagen jezt die Erfinder einer neuen Theorie, die Mehrzahl der heutigen Geologen macht sich ja eine ganz andere Vorstellung von der Substanz der Erde. Wie sie die Ausbildung der Erdrinde und die Entstehung der Gebirge durch Auftreibung glühender Massen sich erklären, ist ja der Planet nur oberflächlich erstarrt, während seine eigentliche Masse sich in demselben feurig flüssigen Zustand befindet wie am ersten Tag. Die Plutonisten berechnen, daß wenige Meilen unter der Oberfläche kein festes Gestein bestehen kann; die Erdrinde ist nach ihnen nur die kühle Haut des heißblütigsten Körpers, die höckerige Schaale der saftigsten Frucht.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, August.

Tod des Fürstbischofs. — Aufstand der Weber.

Der am 16. Mai erfolgte Tod des ehrwürdigen Fürstbischofs von Breslau, Joseph Knauer, der nur etwas über ein Jahr sein hohes Kirchenamt verwaltete, hat eine abermalige Sedisvacanz herbeigeführt, wobei sich der Staat, im Zwischengenusse der bischöflichen Revenuen, am besten befinden mag. Es hatte die klimatische Veränderung bei dem Verlegen seines Wohnsitzes aus dem Bergländchen Glaz nach Breslau ungünstig auf den hochbejahrten Kirchenfürsten gewirkt, und es hieß, er wolle seinen Sommeraufenthalt wieder in Habelschwert nehmen, als der Tod alle weitere Sorge für seine Gesundheit unnöthig machte. Der Geist der Liebe, der Milde und des Friedens wird ihm nachgerühmt. Mit diesem trat er aus seiner von frischer Bergluft durchströmten Landeinsamkeit und aus seinem einfachen priesterlichen Wirkungskreise in die von kirchlichen Parteikämpfen bewegte Zeit, auf die er mit der ihm eigenen Klugheit und Besonnenheit versöhnend einzuwirken versuchte. Wie weit ihm dieß binnen Jahresfrist in seiner bischöflichen Stellung gelungen, dürfte nur für diejenigen, welche seinem Amtskreise unmittelbar nahe standen, näher zu bestimmen möglich seyn. Gewiß aber ist, daß die katholisch-theologische Kampflust durch ihn noch nicht gebändigt worden ist, denn noch immer erscheinen Streitschriften von Balzer und Elvenich, unsern beiden literarischen Heroen für die katholische Sache. Die schönste und gewiß auch wahrhaftigste Charakteristik gab von dem dahin geschiedenen Priesterfürsten ein Berliner Korrespondent, der ihn wahrscheinlich sehr genau persönlich kannte. Nach seiner Darstellung gehörte der Verstorbene nicht zu denen, welche die böse politische Tücke, den persönlichen Grimm und weltlichen Ehrgeiz schlau hinter die unschuldsvolle Begeisterung für die Kirche zu verbergen wissen, und statt ihres Berufes der allgemeinen Liebesverkündigung und der Stützung des Vaterlandes den tödtlichen Haß predigen und das Vaterland verderben, — ad majorem Dei gloriam. Die weltbeherrschenden Gedanken, die, übermächtigen Fluges, in jüngster Zeit den Katholicismus ergriffen, lagen ihm fern. Die Strenge seiner Kirche fixirte er auf die Disciplin für die Geistlichkeit, auf ihren sittlichen Lebenswandel, auf ihr Verhalten überhaupt. Er war mehr ein provinzialer Charakter, mit scharfer Ausprägung der schlesischen Eigenthümlichkeit, die sich gern begrenzten Interessen und engem Locale zuwendet und der Spekulation in's Weite abhold ist. Die Politik mit ihren weltlichen Schwingungen war ihm ganz fremd; er kannte kaum ihre höhere Bedeutung, ihre Zurückbeziehung auf die heutige Stellung der Kirche. Nicht sowohl seine Fähigkeit, als die Würde und Einfachheit seines Wesens bändigte die Geister, die aber theilweise um ihn grollten, ihm sogar zürnten, und gleich nach seiner Wahl tückisch um seine Verdächtigung in Rom bemüht waren. Der Schilderer fügt noch hinzu: „Für den Frieden seines Lebens ist es gut, daß er den Schauplatz verließ; für den Frieden im Vaterlande ist sein Tod ein großer Verlust.“ — Dieser Friede scheint übrigens bereits von anderer Seite tief erschüttert. Der durch ganz Deutschland verkündete Nothstand der schlesischen Weber und Spinner, zu dessen Abhülfe das Mitgefühl sich so allgemein und werkthätig äußerte, den eine Reihe von Vereinen theils zu mildern, theils gründlich zu heben sich bestrebte, hat plözlich eine unerhörte selbstthätige Demonstration von sich gegeben. Während des Breslauer Wollmarkts, der bekanntlich den alljährlichen merkantilen Glanzpunkt der Hauptstadt bildet, wo die pekuniären Interessen vieler Tausende aus der Nähe und Ferne auf's Großartigste sich kreuzen, wo Gewinn- und Genußsucht sich unaufhörlich die Hand bieten, und von einem einzigen Reichen und seinen Gästen in einer einzigen Nacht mehr für Champagner vergeudet wird, als sechs fleißige Weberfamilien in sechs Wochen bei achtzehnstündiger täglicher Arbeit verdienen können, — brach in zwei großen oberschlesischen Fabrikdörfern der längst viel besprochene und befürchtete **Krieg der Armen gegen die Reichen** thatsächlich aus, und zwar in einer Weise, wie es gerade auf dieser Seite kaum für möglich gehalten worden wäre. Die Gerüchte davon widersprachen so sehr allen gewöhnlichen Vorstellungen von der Kraft und Energie der gedrückten fleißigen Bevölkerung unseres Gebirges, die Weber waren stets nur als so völlig entkräftete, flachköpfige Dulder der schlechten Zeit geschildert worden, daß die Bewohner der nächsten Garnisonsstädte, wo das Militär ganz oder theilweise ausrückte, zu träumen glaubten, als sie die Veranlassung dieser plözlichen kriegerischen Bewegungen vernahmen. Lange blieb es bei solchen Gerüchten, welche sich nach brieflichen und mündlichen Privatmittheilungen vom Schauplatze der Unruhen oder aus der Nähe desselben fortpflanzten; allein sie wurden mit jedem Tage schauerlicher und abenteuerlicher. In Schweidniz war angeblich so große militärische Bewegung, als gälte es den Kampf gegen ein sieggewohntes Heer Napoleons, und nicht gegen eine Rotte halbverhungerter, rachedürstender Weber. Die Artillerie rückte aus; im nahen Zobten wollte man bald darauf eine starke Kanonade gehört haben, und es sollte zu einem ernsten Treffen gekommen seyn. Reisende waren dabei auf der Berliner Straße fortwährend Courieren begegnet.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 3. September 1844.

— Est mihi sæpe vocandus
Ad partes. —
Grande et conspicuum nostro quoque tempore monstrum!
Juvenal.

Vor den Assisen der Poesie.

Von A. v. Sternberg.

Personen.

Die Sittlichkeit (eine unbekleidete jungfräuliche Gestalt, die von ihrem langen herabwallenden Haar ganz verhüllt wird). Die Natur (eine Matrone mit einem Ausdruck von Güte und Bescheidenheit). Eugen Sue und Madame George Sand. Der Präsident. Das Publikum.

Der Präsident. Wer klagt und gegen wen wird geklagt?

Die Sittlichkeit (vortretend). Ich klage gegen Herrn Eugen Sue.

Die Natur (vortretend). Und ich klage gegen Madame George Sand und dann ebenfalls noch gegen Herrn Eugen Sue.

Der Präsident (zur Sittlichkeit). Sprechen Sie zuerst, Madame. Was haben Sie gegen den Herrn Eugen Sue vorzubringen?

Die Sittlichkeit. Zahllose Beleidigungen meiner Person und meiner Würde. Noch nie hat ein frivoler Autor frecher meinen Namen entweiht, um vor der Menge mich zu preisen, dabei aber meuchlings den Dolch mir in den Rücken zu stoßen.

Eugen Sue (vortretend). Herr Präsident, ich bitte um das Wort.

Präsident. Sprechen Sie.

Eugen Sue. Für's Erste finde ich's sehr sonderbar, daß eine Person von Sittlichkeit zu sprechen wagt, die in diesem Aufzuge vor den Assisen erscheint.

Die Sittlichkeit. Er ist mein ursprünglicher; ich trage nie Kleider. Ich war schon auf der Welt und herrschte, als man noch nicht daran dachte, sich zu bekleiden.

Eugen Sue. Hören Sie's, Herr Präsident? Diese Person gesteht, nie Kleider angelegt zu haben, und dabei will sie nicht allein sittlich, sondern sogar die personifizirte Sittlichkeit seyn. (Zu den Richtern auf den Bänken.) Meine Herrn, lachen Sie doch!

Die Sittlichkeit (mit einem großen ernsten Blick sich umschauend). Wer lacht über die reine unberührte Tochter des Himmels? Seyd ihr so tief gesunken, daß ihr mich nicht erkennt, so wie ich jezt vor euch stehe? Haltet den Blick meines Auges aus, richtet das eurige auf diese Stirn, die von keinem entweihenden Gedanken, keinem üppigen Bilde weiß, und dann werft einen Stein auf mich und sagt, daß ich nicht die Sittlichkeit sey. (Allgemeines Schweigen rings auf den Bänken.) Nun, so sprecht doch! Legt Zeugniß ab! Jener Mann behauptet mir in's Gesicht, ich sey nicht, wofür ich mich ausgebe. Weiset ihn zurecht oder zeigt mich als Lügnerin vor allem Volke.

Eine Stimme auf den Bänken. Es ist wahr, die Sittlichkeit sollte bekleidet seyn. Das ist in der Ordnung.

Die Sittlichkeit. Die Sittlichkeit, die der Hüllen bedarf, ist keine. Glaubt mir, die reinsten und edelsten Zeiten haben mich so gesehen und verehrt, wie ich vor euch stehe. Die Tugend einer keuschen Frau, die Reinheit eines edeln Mannes — fragt beide, sie werden mich gerade so am innigsten anerkennen. Die Wahrheit geht unbekleidet, warum soll ich, die ich ihre Schwester bin, mich verhüllen? Aber richtet euern Zorn gegen jene falsche Sittlichkeit, wie sie euch dieser Autor vorführt, die sich in Gewänder von Kopf bis zu den Füßen hüllt und dennoch durch und durch unsittlich ist, die ein Gewand nur darum anlegt, um durch dessen Falten und Lücken die Fülle buhlerischer Reize lockend durchblicken zu lassen. Gegen diese falsche, heuchlerische Sittlichkeit richtet eure Zornwaffen, gegen diese landstreicherische Dirne, die sich mit meinem Namen und meinen Rechten schmückt, zieht zu Felde.

Mehrere Stimmen auf den Bänken. Sie ist sehr schön.

Andere Stimmen. Sie zeigt angeborenen Adel.

Eugen Sue. Dieser angeborene Adel ist Affektation, ist ein Schminke. Ich weiß, wovon sie bereitet wird und wie man sie auflegt.

Einer aus der Menge. Dieß klare Auge, das so sicher und fest umherschaut!

Eugen Sue. Gerade dieses Auge spricht gegen sie. Die ächte Sittlichkeit erröthet und schlägt das Auge nieder.

Die Sittlichkeit (erstaunt fragend). Warum soll ich erröthen? warum das Auge niederschlagen?

Eugen Sue. Daß Sie so fragen können, Madame, beweist, daß Sie nicht die sind, für die Sie sich ausgeben. Die Sittlichkeit hat immer zu erröthen, hat immer einen Grund, die Blicke zu Boden zu heften.

Die Sittlichkeit. Auch wenn sie keiner Schuld sich bewußt ist?

Eugen Sue. Auch dann. Schon der Anblick der Menge, das Bewußtseyn, die Aufmerksamkeit auf sich gerichtet zu sehen, bringt die Sensitive zum Beben, zur Ohnmacht. Sie fürchtet bei dem geringsten Anlaß ein ungebührliches Wort zu hören, einem unehrerbietigen Blick zu begegnen. Sie ist so himmlisch zarter Natur, daß sie fühlt, ein Hauch aus einem unreinen Munde würde sie umwerfen.

Die Sittlichkeit. Da bin ich von festerer Constitution. Ich gehe mitten durch's Volk, ich besuche die Messen und die Landfeste, ich fehle selten, wo es heiter und ausgelassen hergeht.

Eugen Sue. Da hören Sie es, meine Herrn! eine Sittlichkeit, die eingesteht, daß sie die verrufensten Orte besucht!

Die Sittlichkeit. Ja, nur nicht an deiner Hand; aber Rabelais hat das Recht, mich dahin zu geleiten.

Eugen Sue. Rabelais? Und diesen schmutzigen Satiriker nennen Sie züchtig, Madame?

Sittlichkeit. Du bist nicht werth, ihm seine Schuhriemen aufzulösen.

(Fortsetzung folgt.)

Von einer neuen Erdtheorie.

(Fortsetzung.)

Daß die Rotationsachse der Erde in ihren ersten Zeiten, so lange sie noch ganz flüssig war, durch irgend eine innere oder äußere Ursache verändert werden konnte, kann die Physik schwerlich leugnen. Nun ist aber die Erde wesentlich noch jetzt flüssig, und dieselbe Möglichkeit muß daher für jeden Punkt ihrer Geschichte bestehen. Wenn man bisher von einer solchen Schlußfolgerung keinen Gebrauch machte, so kam es nur daher, daß man ganz übersah, daß die Erde nach einer Veränderung ihrer Umdrehungsachse wieder ganz dasselbe Sphäroid darstellen mußte wie zuvor, wenn die Erdrinde wirklich so dünn war, als sie nach den Rechnungen seyn muß, welche der ganzen plutonischen Anschauungsweise von der Erdbildung als Grundlage dienen; denn was erfolgte nothwendig, wenn zu irgend einer Zeit ein solches Ereigniß eintrat? Indem der flüssige Erdkern neue Pole und einen neuen Aequator erhielt, mußte durch diese gewaltsame Verschiebung der Hauptmasse der Erde die verhältnißmäßig so dünne feste Rinde ringsum zertrümmert, hier aufgehoben, dort durch ihr eigenes Gewicht niedergezogen werden und sich im Großen dem neuen Sphäroid des flüssigen Erdkerns vollkommen anschmiegen. Vor Allem mußte das Land um die neuen Pole einsinken, um dem neuen Aequator emporgetrieben werden; die wässerige Hülle der Erde folgte der Bewegung, und indem das Weltmeer seinerseits demselben Impulse folgte, wie der flüssige Erdkern, wurde es gewaltsam hoch über die Länder weggeführt.

Dieß ist der Hauptgedanke einer Hypothese, deren Urheber der Meinung sind, ein solcher Gewaltstreich im Großen, so gewagt und astronomisch übel begründet er für jetzt erscheinen mag, sey der Nothwendigkeit vorzuziehen, in der wir uns gegenwärtig befinden, der Natur im Einzelnen auf so vielen Punkten Gewalt anzuthun. Es ist auch nicht zu leugnen, und man sieht

es auf den ersten Blick: die Annahme einer einmal oder noch besser mehrmals erfolgten Veränderung der Erdachse, wobei die Erdrinde mit zertrümmert wurde, macht viele Erscheinungen groß und klein begreiflich, für die man sich bisher vergeblich nach einer zureichenden Ursache umgesehen, die man oft auf sehr gezwungene, dem heutigen Lauf der Natur widersprechende Weise erklärt hat. — Wir überlassen es der Einbildungskraft der Liebhaber, sich vollständig das Bild der Umwälzungen auszumalen, welche erfolgen mußten, wenn bei einer Verrückung der Pole um viele oder wenige Grade die Erdrinde gezwungen wurde, dem aus seinem bisherigen Umschwungsverhältniß geworfenen Erdkern zu folgen. Wer mit den allgemeinen Gesetzen der Physik ein wenig vertraut ist, wird die Bewegungen des Landes und der Gewässer, welche nothwendig eintraten, in Gedanken einigermaßen verfolgen können. Wir deuten hier nur Einiges an.

Vor Allem ist sogleich klar, daß einer der verzweifeltsten geologischen Knoten, jenes Räthsel, wie tropische Thiere und Gewächse am Pol gelebt haben können, sich auf diese Weise von selbst löst. Sie haben eben nie in so nördlichen Breiten gelebt, sondern, gleich ihren heutigen Verwandten, weit vom alten Pol in heißen oder doch sehr gemäßigten Landstrichen. Eine und dieselbe Catastrophe hat sie verschüttet und ihre Heimath in die Nachbarschaft des neugebildeten Pols gerückt, während der frühere Pol, ein Ziel künftiger Forschung, irgendwo um den jetzigen Wendezirkel liegt. Der Satz, daß in frühern Perioden die Temperatur der Erdoberfläche eine absolut höhere gewesen, wird schwerlich je seine Geltung verlieren; zu viele und mannigfaltige Thatsachen sprechen dafür. Dabei werden aber die Climate dennoch verhältnißmäßig gerade wie jezt vom Aequator zu den Polen abgestuft gewesen seyn, und neben der Wärme wird auch das Licht im Leben der organischen Welt, namentlich im Vegetationsprozeß eine der heutigen analoge Rolle gespielt haben. Die verschiedenen Grade des täglichen und jährlichen Lichts, die von jeher bestanden, waren sicher zu allen Zeiten ein Moment, das die Thier- und Pflanzenwelt verschiedener Breitegrade in einer Weise verschieden gestaltete, welche mit der heutigen Verfassung in Proportion stand. Diese Unterschiede vermochten wir bisher beim Studium der fossilen Organismen deßhalb nicht zu fassen, weil wir die Pole als unverrückt voraussezten, weil uns der Einfluß des Breitenunterschieds auf die Beschaffenheit der Thiere und Gewächse in seiner heutigen Richtung für alle Vergangenheit Geltung hatte, während die Linie dieses Unterschieds mit der gegenwärtigen Achse in der einen Periode einen spitzen, in einer andern wohl selbst einen rechten Winkel bildete. Jedem der großen, vornehmlich durch neue Gebirgsbildung ausgezeichneten Abschnitte der Erdgeschichte mochten seine eigenen Meridiane und Parallelkreise zukommen, deren ideale Linien, wenn wir sie ziehen könnten, sich mannigfaltig kreuzen müßten. Nehmen wir nun an, daß in jeder solchen Aera eine merkbare Abstufung zwischen tropischer und polarer Flora stattgefunden habe, so wird dieselbe in den fossilen Resten der entsprechenden Gebirgsglieder sich mehr oder weniger deutlich aussprechen und die Linie der jedesmaligen Breitenunterschiede andeuten. Diese Linie kann nun aber von der heutigen Richtung der Magnetnadel in allen möglichen Graden abweichen, ja gerade verkehrt streichen. Wäre dem so, so würde die Aufgabe der Geologie, vom jedesmaligen Zustand der Erdoberfläche vor und nach dem Eintritt gewisser Hauptgebirgsglieder ein möglichst vollständiges Bild zu entwerfen, noch unendlich verwickelter als bisher; es handelte sich dann davon, für jede Phase die antiken Pole aufzufinden und das Gradnetz zu zeichnen, was nur dann gelingen könnte, wenn von jeher die Verbreitung und der ganze Anblick der organischen Welt in gewissem Grade vom Sonnenwinkel abhängig gewesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Auf dem Dampfschiff.

Gott ehre mir die Engländer, erhalte die Deutschen und bessere die Magdeburg-Hamburger Dampfschiffe, wenigstens das, auf welchem ich die verdrießliche Fahrt gemacht habe, und man versicherte mich, es sey eines der besten; um so schlimmer. Es regnete freilich und der Wind blies, als ich an Bord kam; beides war aber nicht Schuld, daß ein starker Herr, der zum Glück für mich vor mir die Kajütentreppe erreichte, beim ersten Schritte hinunter ausgleitete und auf dem zum Sitzen gebrauchten Theile des menschlichen Körpers — dem englischen seat of honor — von Stufe zu Stufe mit wachsender Lawinenschnelligkeit in die Kajüte einrutschte, während sein Kopf nachhämmerte und ein Schmerzensruf dem andern folgte. Daran war das spiegelglatte Messingbeschläg am Rande der selbst für Cinderellenfüße zu schmalen Stufen und die Steilheit der Treppe Schuld. Lezteres mag durch Rücksicht auf Raumersparniß geboten und Ersteres ein Schutz des Wachstuches seyn, womit die Stufen belegt sind. Doch springt da gleich der kluge, praktische Sinn der Engländer in die Augen. Aus der großen Kajüte des englischen Dampfschiffes, welches mich von Hamburg nach London trug, führte eine Treppe nach den Schlafgemächern hinab, breiter und flacher und mit Teppichen bedeckt; die Ränder der Stufen waren auch mit Messing eingefaßt, aber das Messing mit tief eingepreßten Würfeln versehen, so daß der Fuß sicher darauf ruhte. Die Nacht auf dem Magdeburger Schiffe war kläglich. Die erste Kajüte hatte acht Betten und dreimal so viel Passagiere. Wären daher auch jene

nicht für Damen besprochen gewesen, so hätte männliche Galanterie kaum umhin gekonnt, sie ihnen zu überlassen. Die übrigen zwei Drittel, gemischten Geschlechts, mußten sich in die Sophas theilen, und da diese zum Liegen nicht genügenden Raum gewährten, in geschlossener Ordnung sitzen. Ein Trost war es indessen, daß die Passagiere der zweiten Kajüte für die vier Thaler, welche sie à Person weniger zahlten, es unverhältnißmäßig schlechter hatten: Betten gar keine und schmalere Sophas; zwei triefende Unschlittlichter die einzige Beleuchtung, sobald Jemand sich die Mühe gab, sie zu putzen, außerdem scheinbares Licht und wirkliche Finsterniß; dabei die Kajüte gedrängt voll, Frauen und Kinder, Künstler, die nach Hamburg gingen, dort Kunststücke zu machen, und Juden, die Knoblauch aßen. Die Meisten würden gern auf dem Verdeck bivouakirt haben, aber der Regen fiel in Strömen und der Wind des letzten Juli hatte einen eisigen Athem. Wurde ein Fenster geöffnet, so protestirten die Knoblauch essenden Juden, und waren alle Fenster geschlossen, so drohte Erstickung. Also wurde die Thüre geöffnet; da rieselte aber der Regen herein und die Nächsten bei der Thüre froren im Zugwinde. Wie die Beköstigung gewesen seyn mag, weiß ich nicht; in der ersten Kajüte verhielt sie sich zur Zeche wie ungefähr eins zu vier. — Nun das englische Dampfschiff. Ich bestieg es kurz vor Mitternacht; um zwei Uhr sollte es abgehen, und unwillkührlich zögerte ich, in die erste Kajüte einzutreten. Sie schien zum Hochzeitfest geschmückt: die schönsten Blumen in reichen Vasen, wohlthuendes Licht aus geschirmten Lampen, breite, wahrhaft comfortable Sophas, weiche Rollstühle, glänzende Mahagonitische und mächtige Spiegel, die Betten trefflich, lang genug für den Längsten, breit genug für den Dicksten, Kost, Bedienung, Alles gut. Aber nicht wahr, ungeheuer theuer? Die Fahrt von Magdeburg nach Hamburg in 20 Stunden hatte 10 Thaler gekostet, die von Hamburg nach London in 60 Stunden kostete vier Pfund oder etwa 27 Thaler.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau, August.

(Fortsetzung.)

Der Aufstand der Weber.

Die Erzählungen der Revolutionsscenen beim kräftigen Widerstande der Weber gegen das angerückte Militär, die Schilderungen entsetzlicher Demolitionen der vorzüglichsten Handelspaläste und Fabrikgebäude in den beiden Dörfern, die Mittheilungen über einen Guerillakrieg der Weber in den Schluchten des Eulengebirges, über die Entschlossenheit und Streitfähigkeit der Insurgenten, die zum Theil wohlbewaffnete und wohlgeübte Landwehrmänner wären, über die Allianz mehrerer tausend Böhmen mit denselben, die sogleich über die Grenze gekommen, über gleichzeitig in diesen Tagen stattgehabte Aufstände der Proletarier in Breslau. — dieß Alles spannte die Phantasie und das allgemeine Interesse des Publikums auf's Höchste und stand in grellem Gegensatze mit der Schweigsamkeit der beiden politischen Zeitungen der Provinz, welche sich das Ansehen gaben, die Excesse ignoriren zu können, und die Oeffentlichkeit nur mit einigen dürftigen Notizen darüber abspeisten, die zum Theil sich innerlich widersprachen, im Ganzen aber durch alle ersichtlichen Umstände und Zurüstungen widerlegt waren. Erst nach drei Wochen begann der Isisschleier von diesen neuesten schlesischen Mysterien für uns Schlesier selbst zu sinken, während einige französische Zeitungen bald nach den ersten Tagen über alle Einzelnheiten des Weberkrieges gut unterrichtet waren, und deutsche Blätter aus trüben Quellen Wahrheit und Fiction in bunter Mischung mittheilten. Einige Inserate beschädigter Fabrikanten, entlehnte Artikel aus fremden Zeitungen und gelegentliche Bezugnahmen auf die Gebirgsvorfälle in unsern Zeitungen verbreiteten allmählig ein Dämmerlicht der Oeffentlichkeit über verschiedene Scenen der Katastrophe, von der man Anfangs den Glauben erwecken wollte, es sey so schlimm gar nicht gewesen, um deßhalb das Publikum mit offizieller Zuverlässigkeit und Ausführlichkeit zu unterrichten, wie Einzelne für Viele es ein paarmal öffentlich beantragt hatten. Endlich brachte der lange, glaubwürdige Artikel eines mit Recht hochgeschätzten Breslauer Publicisten in der Berliner Vossischen und Breslauer Zeitung das volle Licht der Aufklärung, nachdem das Obercensurgericht abermals hier vermittelnd gegen die ängstlich verweigernde Lokalcensur eingeschritten war. Aus jener Darstellung ergab sich nun ein sicherer Ueberblick der Ereignisse und ihrer Ursachen, und drängte die Wahrheit des Satzes auf, daß es — auch unter armen, entkräfteten Webern — „gefährlich ist, den Leu zu wecken." — Wie Waldbrände dürften solche Aufstände um sich greifen, sobald nicht die Regierungen auf andere Weise als durch Militärgewalt vermittelnd in den gräulichen Bruderkrieg eingreifen, der mit dem Staate nothwendig selbst in Conflict geräth. In welches traurige Dilemma ist das Pflichtgefühl des schlesischen Soldaten gedrängt, wenn er die Todeskugel auf den schlesischen Landsmann, vielleicht auf den eigenen Bruder abdrücken soll, der notorisch nur für das nackte Leben sich zum Kampfe stellt! Es wird auch versichert, daß nur oberschlesische Polen scharf unter die Weber Feuer gegeben; die Deutschen feuerten über ihre Köpfe weg und die Husaren weigerten sich, scharf unter sie einzuhauen. Welche Wirkungen können unter solchen Umständen die zahlreichen Verhaftungen haben, die öffentlich mit dem Zusatze berichtet werden, daß die Schuldigen der gerechten Strafe entgegensehen! Sie sind ja mit ihren Lebensansprüchen ohnehin auf die nackte Existenz reducirt und wissen, daß man sie im Gefängnisse nicht verhungern lassen kann; das Gefängniß ihrer Noth am Webstuhle aber ist nicht schrecklicher als das des Criminalgerichts. Wenn diese Weber, die repräsentativen Gestalten des Hungers, mit dem gekrümmten Rücken, mit den hohlen, matten Augen und den kraftlosen, abgezehrten Gliedern, mit dem sklavendemüthigen Sinne, als wüthende Rachegespenster das Beispiel zum Aufstande gegen die gesellschaftlichen Zustände gegeben haben, was läßt sich dann von dem noch kräftigern Proletarier erwarten! Wahrlich, wir wandeln auf einem ausgehöhlten vulkanischen Boden der Zeit! Es paßt für diese so wenig an sich die Maßregel der Heimlichkeit, womit die lokale Censur den Sturm der Gemüther unterdrücken will, als in unserem concreten Falle ein Paragraph der Censurinstruktion die Verweigerung aller Aufklärung über die Tagesereignisse rechtfertigt, was auch durch die erwähnte Entscheidung des Obercensurgerichts anerkannt worden ist.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 4. September 1844.

Und so wäre denn die liebe Welt
Geognostisch auch auf den Kopf gestellt.
Goethe.

Von einer neuen Erdtheorie.

(Fortsetzung.)

Daß bei dieser Vorstellung auch eine neueste, eben viel verhandelte Streitfrage in der Geologie unter einem neuen Gesichtspunkt erscheint, dieß springt sogleich in die Augen. Wenn man sich schon lange wunderte, daß einmal unter dem Polarcirkel ein tropisches Klima geherrscht haben solle, so war man noch mehr betreten, als sich für eine andere Zeit gerade das Gegentheil zu ergeben schien, als Leute auftraten, welche in den Alpenthälern und hoch an den Felsenwänden eine Naturschrift gelesen haben wollten, des Inhalts, das Polareis habe einst bis zu unsern Breiten und darüber hinaus gereicht; ganz Europa sey mit einer Eiskruste von ungeheurer Mächtigkeit bedeckt, die ganze Natur erstarrt gewesen. Durch einen solchen Satz wurde das feingesponnene Netz der bisherigen geologischen Begriffe plump zerrissen, und manchem Geologen ist gegenwärtig Alles daran gelegen, das antike Eis wieder aus der Wissenschaft zu vertreiben, aus demselben Grunde, warum gewisse Historiker gewisse Thatsachen aus der Geschichte hinausdisputiren: beide möchten eben das los seyn, was ihnen beschwerlich fällt. Und wo soll man auch im bisherigen Kreise der Vorstellungen die Mittel hernehmen, um Europa auf einmal mit Gebirgen von Eis zu bedecken? Im Winter schützt sich der Mensch leicht durch warme Kleidung und durch Heizung; viel schwerer wird es ihm, sich zur Sommerszeit Kühlung zu verschaffen. Gerade so geht es jezt den Geologen. Handelt es sich davon, Thiere und Gewächse, welche jezt in hoher Temperatur leben, in einer frühern Zeit in Gedanken am Pol zu unterhalten, so braucht man sich nur den alten Boden als ein Hypocaustum vorzustellen; und sind nicht Spuren vorhanden, daß das sibirische Mammuth zum Unterschied vom heutigen Elephanten einen warmen Pelzrock getragen hat? Aber Kälte, ungeheure Kälte hervorzubringen in Zeiten, wo es nach aller bisherigen Erkenntniß durchgängig und überall auf Erden weit wärmer war als jezt, das ist keine Kleinigkeit. Man sieht nun aber leicht, daß sich in unserer Hypothese dieses Räthsel im umgekehrten Sinne gerade so löst, wie das von den Palmen und Elephanten in Sibirien. Hatte einmal der jetzige Norden der alten Welt unter tiefen, warmen Breiten gelegen, so gab es eine andere Zeit, in der Mitteleuropa, das Gebiet der Alpen Circumpolargegend und als solche mit einer Haube von ewigem Eis bedeckt war.

Die folgenden Bemerkungen dienen vielleicht dazu, alles bisher Gesagte deutlicher zu machen.

Allem nach haben die großen periodischen Umwälzungen der Erdoberfläche und die auffallenden Unähnlichkeiten zwischen den organischen Resten zweier übereinandergelagerter Gebirgsformationen, die öftere, wenigstens scheinbare Erneurung der lebendigen Schöpfung mit der jedesmaligen Bildung neuer Gebirge im engsten Zusammenhang gestanden. Nach den bisherigen plutonischen Ansichten faßte man nun das mehr oder minder rasch erfolgte Aufsteigen eines oder gleichzeitig mehrerer Gebirge als die nächste Ursache der weithin erfolgten Erschütterungen und der durchgreifenden Vernichtung der organischen Welt. Dabei mußte man aber die Wirkungen des in langen Strecken erfolgten Berstens der Erdrinde und des Emporreißens der Schichtenglieder durch feurige Ausbrüche in's Ungeheure übertreiben, wenn sie mit den unzweideutigsten Erscheinungen einigermaßen im Verhältniß stehen sollten, und man gerieth dennoch mit den Gesetzen der Mechanik in vielfachen Widerspruch.

So konnte man sich von der augenscheinlich sehr bedeutenden Höhe mancher Fluthen, von der ungeheuern Rollsteinformation, von der großen Erscheinung der Findlingsblöcke u. a. m. doch nie ganz befriedigend Rechenschaft geben. Nach Manchem sollte man schließen, daß gewisse Umwälzungen die ganze Erdoberfläche gleichzeitig und in ungefähr gleichem Grade betroffen haben; auch dieß mußte man sich nach den bisherigen Voraussetzungen nie recht begreiflich zu machen. Dagegen leistet die neue Hypothese auch in diesen Beziehungen, was man nur wünschen kann.

Hier ist die Verschiebung der Pole die unmittelbare Ursache der allgemeinsten, durchgreifendsten Zerrüttung des Erdbodens. Mit diesem Ereigniß war vorerst von selbst gegeben eine allgemeine Zerreißung und Gestaltsveränderung der Erdrinde, hier ein Einstürzen, dort ein entsprechendes Auftreiben derselben zur Darstellung des neuen Sphäroids. Hierging das Meer hoch über die Länder weg, dort entleerten sich seine Becken; die Erscheinungen des Fortreißens und Zusammenschwemmens von Material durch Wasserfluthen erfolgten im gewaltigsten Maaßstab, und nach Herstellung des Gleichgewichts waren natürlich die großartigsten Veränderungen in den gegenseitigen Verhältnissen von Land und Wasser und im Relief des trocken Gelegten und des trocken Gebliebenen eingetreten.

Nicht minder glücklich erklärt sich alle Bildung von Gebirgen mit ungeschichteter, plutonischer Grundlage: sie war immer die natürliche Folge davon, daß die Erdrinde, sobald sich im Erdkern die Richtung des Umschwungs änderte, vielfältig barst und die glühende Masse durch die Spalten heraufdrang; kurz, es ging dabei Alles zu, wie der neuere geologische Begriff es aufgefaßt hat, nur daß man für die Ursache der Erscheinung nahm, was mit Allem nur Folge jener Schwankung des Planeten war. Da, wo bei der eintretenden Veränderung die flüssige Innenmasse unter der Erdrinde wegfloh, also an den neuen Polen, sank und stürzte dieselbe ein. Die gewaltsamste Emportreibung der Erdrinde mußte dagegen da erfolgen, wo sich die Masse vorzüglich anzuhäufen strebte, also in der Richtung des neuen Aequators. Die größten Gebirge werden daher auch immer parallel mit dem Aequator aufgeschossen seyn, und zwar in langgestreckten Linien, als welche sich ja im Großen alle Gebirgsketten darstellen. So mag denn jeder der in ihren Richtungen bedeutend von einander abweichenden Hauptgebirgszüge der Erde die Lage eines antiken Aequators andeuten, und diesem nach unterscheidet man vielleicht einmal eine Reihe von alten Aequatoriallinien, welche den Hauptgebirgsformationen, wie wir sie gegenwärtig auseinanderhalten, oder einer andern Auffassung ihrer Reihe entsprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen der Poesie.

(Fortsetzung.)

Eugen Sue. Vielleicht nehmen Sie auch den Verfasser des Gil Blas in Schutz?

Sittlichkeit. Gewiß, denn wenn er mich auch kränkt und verletzt, so thut er's als ein munteres, lustiges, gutgeartetes Menschenkind. Er will seine Leser lachen machen; er bindet nicht wie du die Larve der Heuchelei vor, um unter dem Vorwand, die Gesetze ihrer Rohheit zu entbinden und das Wohlwollen und die Menschlichkeit gegen die Uebel der Gesellschaft wachzurufen, die feigsten und perfidesten Angriffe gegen die Reinheit und den Adel keuscher Naturen zu richten. Ich würde sogar Crebillon, bisher meinen ärgsten Feind unter euch Dichtern, in Schutz nehmen, wenn es darauf ankäme, zwischen ihm und dir eine Parallele zu ziehen.

Eugen Sue. Ha, meine Herrn! hören Sie diese freche, zügellose Verleumdung! Ich, der ich für die edelsten Zwecke mit der zartesten, keuschesten Feder schreibe, ich, bei dessen Schilderungen die Tugend sanfte Thränen vergießt und die Menschheit frohlockt, ich, der ich gerade die reinste Sittlichkeit predige — mich stellt man mit einem Crebillon zusammen! Das ist eben so unerhört als niederträchtig!

Stimmen auf den Bänken. Man greift unsern Liebling an! man sucht das Meteor des Tages vom Himmel zu reißen! man tadelt den einzigen Sue! Sollen wir das leiden?

Eugen Sue (in stolzer Haltung). Ich frage eure Frauen und Töchter, die meine Schilderungen mit Gier

verschlungen: haben sie in denselben das Gift der Unsittlichkeit entdeckt?

Mehrere Frauenstimmen von den Galerien her. Nein! nein! nichts als die reinste Sittlichkeit!

Eugen Sue (zu den Richtern). So trage ich darauf an (auf die Sittlichkeit zeigend), daß diese Person zuerst anständig bekleidet, denn ich liebe sogar meine Feinde, und dann hinausgestäupt werde. Oder halt! ich könnte an ihr die neu erfundene Kriminalstrafe, die in meinen Mysterien so viel Glück gemacht hat, in Anwendung bringen, ich könnte sie als eine dem Tode verfallene Verbrecherin blenden lassen. Was meint ihr dazu?

Die Sittlichkeit. Heiliger Boccaz! was sind diese Pariser unausstehliche Creaturen!

Eugen Sue. Hört ihr's? Sie beruft sich auf einen der frivolsten italienischen Novellisten, einen Autor, den ich selbst bei verschlossenen Thüren nicht ohne Erröthen zur Hand zu nehmen wage.

Die Sittlichkeit. Er ist ein Heiliger gegen dich! (Wiederholter Tumult auf den Bänken).

Der Präsident. Ruhe, verehrte Anwesende! (Zur Sittlichkeit). Haben Sie noch etwas zu sagen, Madame?

Die Sittlichkeit. Nichts, als daß ich darauf antrage, daß man dieses Mannes Schriften zum Besten der Sittlichkeit, der Wahrheit, der Natur und der Schönheit öffentlich verbrenne. Alsdann will ich mich zufrieden geben und meine beleidigte Majestät nicht weiter zu rächen suchen.

Eugen Sue. Man blende sie! man blende sie! (Ungeheurer Tumult. Der Präsident versucht vergeblich Ruhe und Ordnung herzustellen.)

Die Sittlichkeit (unter die Menge tretend). Kommt nur heran! die Hand, die reiner ist als die meinige, fasse mich zuerst, um mich zu mißhandeln. Kommt, greift zu! Ich halte euch still! Was zögert ihr?

Eugen Sue. Drauf und dran, meine Freunde!

Ein Anstürmender. Ich sehe vor Glanz nicht, wohin ich greife!

Eugen Sue. Die freche Denuntiantin hat sich mit einem lügnerischen Heiligenschein umgeben. Nur zu, Freunde! Dort ist sie!

Ein anderer Anstürmender. Sie sieht mich an mit einem Blicke, wie mich mein unschuldiges Kind ansieht, dieselben großen offenen blauen Augen.

Ein Zweiter. Mir erscheint sie wie meine erste Geliebte, ich kann nicht an sie rühren.

Ein Dritter. Ich noch weniger, sie erscheint mir ehrwürdig und ernst wie meine Mutter.

Die Sittlichkeit. Das macht, weil ich in diesen drei Verkörperungen am liebsten unter den Menschen erscheine. Ich sehe, euch fehlts, zum Glück für euch, an Muth, die Drohungen, welche ihr gegen mich ausgestoßen, wahr zu machen. Ihr könnt euern eigenen Lügenpropheten nicht auf dem Sockel erhalten, auf den ihr ihn erhoben. Die Zeit ist nicht so schlimm, wie ich gefürchtet habe. Die Tage, wo der bessere Geschmack und die wahre Sittlichkeit wieder siegen werden, sind nicht fern. Mit dieser Prophezeiung verlasse ich euch. Lebt wohl. (Sie geht ungehindert durch die Menge.)

Der Präsident (ihr nachrufend). Und gegen die Dame hier, gegen die Frau George Sand, haben Sie nichts vorzubringen, Madame?

Die Sittlichkeit (sich noch auf der Schwelle umwendend). Nein, im Gegentheil, ich habe mir so eben, als ich durch die Rue St. Honoré ging, ihre sämmtlichen Werke angeschafft.

Eugen Sue (vor Zorn heulend). Man blende sie! man blende sie!

(Die Sittlichkeit geht ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, August.

(Schluß.)

Communalgeist. — Mäßigkeitsvereine.

Der städtische Communalgeist Schlesiens, wie ihn seit 1808 die Städteordnung zur Thätigkeit berechtigt, scheint zu erwachen, indem die „Schlesische Chronik," in ihrer jetzigen Tendenz für Angelegenheiten des modernen Bürgerthums, unter tüchtiger Redaktion diesen Geist auf alle Weise aus dem Schlummer zu rütteln bemüht ist. Es wäre wohl eine schöne geschichtliche Gerechtigkeit, wenn aus den zerstörten bürgerlichen Freiheiten des Mittelalters, welche dem organischen Staatsverbande entgegenstrebten, sich die bürgerliche Freiheit, als Element des modernen Staats, in immer höherem Bewußtwerden wie ein Phönix erheben könnte. Aber noch ist die Aussicht dazu trüb und verschwommen. Dem Bürger unserer Zeit fehlt vor Allem zur Entfaltung eines thatkräftigen Gemeingeistes die bequeme materielle Basis des Mittelalters, und die unbeschränkte Gewerbefreiheit drängt mit dem Kampfe gegen incompetente Concurrenz und der ängstlichen Sorge um die bloße Existenz auch den intelligenten Bürger auf den egoistischen Standpunkt zurück. So lange nicht mit dem erwarteten neuen Gewerbepolizeigesetze eine größere Sicherheit für die nackte Existenz herbeigeführt ist, wird die Theilnahme am öffentlichen Leben sich immer nur in einzelnen Zeichen, nicht in vollkräftigen Akten einer allgemein herrschenden Gesinnung offenbaren. Seltsamer Weise gehen die meisten dieser Lebenszeichen meist noch von kleinern Provinzialstädten aus, während die Hauptstadt Breslau in Communalangelegenheiten eine gewisse Lethargie wahrnehmen läßt, statt durch ihr Beispiel in dieser Hinsicht die zähe Indolenz der Vergangenheit besiegen zu helfen. Dieß war kürzlich wieder bei der

neuen Stadtverordnetenwahl der Fall, indem bei diesem wichtigen Akte sich unverhältnißmäßig wenige Wähler einstellten. Daneben ist die viel besprochene Oeffentlichkeit in den Verhandlungen der dortigen Stadtverordneten immer noch verzögert worden, während eine Reihe kleinerer Städte mit diesem Beispiele des Fortschritts vorangingen. — Oberschlesien bleibt auch in dieser wie in anderer Hinsicht weit hinter Niederschlesien zurück. Dort muß mit der Ausrottung der Branntweinpest erst ein sittlicher Boden geschaffen werden, auf dem sich höhere Lebensinteressen, als die rein individuellen und materiellen, geltend machen können. Das Erlösungswerk aus der viehischen Rohheit und Trunkenheit, woran die provinzielle Presse seit einer Reihe von Jahren, in der lezten Zeit besonders durch den bekannten Witt von Döring, arbeitet, ist plözlich mit so raschen, um sich greifenden Erfolgen durch die Geistlichkeit begonnen worden, daß es sich fast wie ein Wunder darstellt und den Saz: „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind," im buchstäblichen Sinne in's Gedächtniß ruft. Ja, der katholische Glaube hat bei den versoffenen Oberschlesiern den Beitritt zu einem großen Mäßigkeitsvereine bewirkt, wie man von Irland und Schweden gelesen hat. Pater Stephan Brzozowski heißt der schlesische Matthew, nach dessen in Nikolai gehaltener Predigt gegen die Branntweinsäuferei sich binnen wenig Tagen an 6000 Menschen bekehrten, und nach seinem Beispiele durchzogen nun Missionsredner Städte und Dörfer, und donnerten von den Kanzeln herab nicht allein gegen den Branntwein, sondern nebenher auch gegen die Juden, als dessen Verkäufer. Wahr ist's, die oberschlesischen Säufer sind statt der Wohlhabenheit, deren wenigstens Viele genießen könnten, um des Branntweins willen wahre Leibeigene der Juden geworden; allein der religiöse Hebel, der in der Mäßigkeitssache zum Heile der rohen, schwer zu bewältigenden Massen in Bewegung gesezt wurde, sollte nicht auch den Fanatismus anregen, der die Humanität zu Gunsten einer zu erzielenden moralischen Volkskraft über den Haufen wirft und Satanas durch Beelzebub austreiben will, wie sich in dieser Hinsicht ein Berichterstatter ausdrückt, und die Hoffnung daran knüpft, die katholische Geistlichkeit werde ihre auf's Neue bewährte Gewalt über die Gemüther ächt christlich benuzen, die Bewegung, welche sie hervorgerufen, in ein ruhiges Bett zu leiten verstehen, und das begonnene Werk zu einem Tempel des Friedens ausbauen, nicht aber zu einem Zeughause, zu einer Rüstkammer gefährlicher Waffen. — Die dem Mäßigkeitsvereine zugewandten Trunkenbolde, die selbst in den wegen Säuferei verrufensten Gegenden zu Tausenden ihr Gelübde ablegen, halten dasselbe auch streng, so daß in einem Branntweinschanke zu Tarnowiz, wo sonst monatlich 200 Thaler eingenommen wurden, während des Aprils das feurige Gift nur 12 Thaler eintrug. Man ist indeß bei der Entziehung desselben auch auf Ersazmittel für den armen Mann bedacht, und es werden Brauereien zu einem wohlschmeckenden, wohlfeilen Kartoffelbiere angelegt. Abgesehen von dem Heile, das aus der Mäßigkeitssache für Oberschlesien entsteht, gibt ihre Herbeiführung ein bedeutsames Moment für die tiefere Zeitbetrachtung.

London, August.

(Fortsezung.)

Nelsons Monument.

Sie erinnern sich, daß ich schon früher in London war, und zwar auf längere Zeit. Seit meinem lezten Hierseyn sind Jahre vorübergegangen; sie haben früher Gesehenes nicht aus meinem Gedächtnisse weggenommen und überall begegne ich unverwischten Bildern. Dennoch hat sich mir wiederholt, was ich einst in den ersten Tagen hier erlebt. Das Großartige der Eindrücke regte mich damals wunderbar auf; ohne zu essen, war ich satt, ohne zu trinken, benebelt, und müde zum Umfallen konnte ich nicht schlafen. Ganz so arg ist es allerdings jezt nicht gewesen, aber etwas Aehnliches habe ich dennoch wieder empfunden. Auf einigen raschen Gängen durch Stadttheile, wo ich sonst um die Straßenecken bog, ohne nach den angeschriebenen Namen aufzublicken, weil ich die Straße an diesem oder jenem Merkzeichen erkannte, hier an einem Bilderladen, der mich unwillkührlich verweilen ließ, dort an einem riesigen Theekessel, dem Aushängeschild eines Kupferschmieds, bin ich stehen geblieben, ungewiß, ob meine Topographie mich irre geführt oder die Straße ihre Physiognomie verändert habe. Es war kein Bilderladen, kein Theekessel mehr da; aber die Straße hatte den alten Namen, sie hatte sich nur breiter und länger gemacht. Das Haus mit dem Bilderladen und das Haus mit dem Theekessel waren beide verschwunden, niedergerissen und weggeräumt worden, um den Nachbarn mehr Luft, der Straße freiere Bewegung zu geben. Solcher Verwandlungen sind mir bereits viele aufgestoßen, denn aufgesucht habe ich sie nicht. So kam ich zufällig auch nach Trafalgar-Square und Charing-Croß. Mein Weg anderswohin führte über diesen freien Plaz. Freien Plaz? Sonst, jezt nicht. Ich entsinne mich, wie der Plaz barrikadirt war und an den Bretterverschlägen Anschlagzettel aller Größen in allen Farben des Regenbogens klebten. Damals wurde hier die Nationalgalerie gebaut; sie ist längst vollendet und eben kein glänzendes Monument englischer Baukunst. Ich sah die Brettervorschläge abbrechen und den Plaz wieder frei. Und jezt? Ich wußte aus den Zeitungen, daß man hier Nelson eine Säule errichtet und ihn auf die Spize gestellt habe, daß die Statue enthüllt worden, aber das Ganze noch nicht fertig sey, und doch staunte ich. Der erste Anblick imponirte, die hohe, schlanke Säule mit dem kühnen Seehelden gefiel mir. Dann beschaute ich das Nebenan und Ringsum, und da schien und scheint es mir, als walte über Trafalgar-Square und Charing-Croß ein ungünstiger Baustern. Neu war mir also zuvörderst die Nelsonssäule. Er ist in Admiralsuniform dargestellt, den dreieckigen Hut auf dem Kopf, die rechte Hand in der Brust, mit der Linken auf ein kurzes Schwert gestüzt und zur Rechten ein Knäuel Schiffstaue; er wendet der Nationalgalerie den Rücken zu, das Gesicht nach Whitehall und Westminster. Das mag gut seyn; wo er hinblickt, liegt der Admiralitätshof, liegt die Westminsterabtei und erheben sich die neuen Parlamentshäuser. An Statue und Säule ist Manches getadelt worden; da ich kein Kunstverständiger bin, maße ich mir kein Kunsturtheil an. Mich, den Laien, hat nichts daran beleidigt. Soweit wäre demnach Alles gut; aber bekanntlich steht auf Charing-Croß die Reiterstatue Karls des Ersten. Er reitet Whitehall hinab, wo er enthauptet wurde. Die Statue gilt für ein Meisterwerk und ist jedenfalls in hohem Grade zierlich, aber klein. Nun steht hinter ihr, und zwar hügelaufwärts, die hohe Nelsonssäule; so wird Karl sammt seinem Pferdchen geradezu erdrückt, er verschwindet, ist wie in die Erde gesunken.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 5. September 1844.

Sie sind nicht auf der rechten Spur;
Natur, mein Herr, Natur, Natur!
Goethe.

Vor den Assisen der Poesie.

(Fortsetzung.)

Der Präsident (zu der Natur). Nun zu Ihnen, Madame. Was wollen Sie? wer sind Sie?

Die Natur. Ich bin die Natur. (Sie macht eine anständige, matronenhafte Verbeugung.)

Der Präsident. Madame, ich mache mit Vergnügen Ihre Bekanntschaft. Welche Klage bringen Sie vor?

Die Natur. Ich klage diese Dame und jenen Herrn an.

Der Präsident. Madame George Sand und Herrn Eugen Sue?

Die Natur. Beide; sie sind gegen mich als Empörer und Beeinträchtiger meiner Würde und meines Ansehens aufgetreten.

Der Präsident (rufend). Madame Sand, treten Sie vor.

Madame George Sand (vortretend). Was will die gute alte Frau? Sie hat ein Gesicht wie meine Köchin.

Die Natur (mit großer Innigkeit). Du kennst mich nicht, meine gute Tochter?

George Sand (sie genauer ansehend und den Kopf schüttelnd). Ich werde immer von so vielen Neugierigen besucht. Sind Sie vielleicht jene alte Marquise, die Rue Richelieu im sechsten Stock wohnt?

Die Natur. Ich führe keinen Titel; ich bin weder Marquise, noch Gräfin, noch Bäurin, ich bin euer Aller liebende Mutter. Ich bin die, die das lebende Geschlecht auf diesen Armen gewiegt, so wie alle Geschlechter, die einst gelebt. Frage mich nach den Familien der Pharaonen und ich will dir Bescheid geben, frage mich nach den Nomadenstämmen, die zur Zeit der Hirten Kanaan's die Wüste durchzogen, und ich will sie dir mit Namen und Geburtsjahr alle nennen. Ich bin die glückliche Mutter, die das Lächeln von Millionen Kindern begrüßte, ich bin die jammervolle Mutter, die den Sterbeblick eben dieser Kinder sah. Bestimmt, ewig den Quell der Zärtlichkeit im Busen zu nähren, wandle ich durch alle Zeiten, immer die Arme öffnend zum Troste, immer die Mutterbrust hinreichend zur Nahrung, immer die Kniee hinhaltend, daß der Ermüdete sein Haupt darauf lege. Die Kisten und Schränke meiner Vorrathskammern öffnend, habe ich immer hier einen weichen warmen Umschlag für eine Wunde, dort einen lieblichen Trank für einen lechzenden Gaumen, in diesem Winkel ein hübsches Spielzeug, in jenem eine Seltenheit für meine gelehrten Kinder, auf dem Brette oben eine Frucht, eine eßbare

Wurzel für den Bettler, gleich darunter im zweiten Fache eine Perle und einen bunten Stein für ein Königskind. Und wie glücklich macht es mich, wenn ich meine Schränke öffne und meine Siebensachen unter dem Händeklatschen und Hüpfen meiner Kinder in alle Welt vertheilt werden! Ich kann kein Auge in Thränen, keine bleiche eingefallene Wange sehen. Viele meiner Kinder wohnen so, daß ich sie schwer erreichen kann, aber ich komme doch zu ihnen. So alt ich bin, so fehlt's mir doch nie an Kraft, hinabzuklettern in die tiefsten Thurmkeller, so wie hinauf in die höchsten Dachkammern, wo Manche abgesperrt sitzen und trauern. Kann ich nicht selbst kommen, so sende ich meine Hausdiener, die Elemente. Die warme Luft muß den Gefangenen anfächeln, Sonnenstrahl und blauer Himmel, wäre es auch nur durch eine Thürspalte, müssen sich ihm bemerkbar machen. In die Dachstuben steige ich als Blumenhändlerin hinauf und stelle auf das Fensterchen der Armuth meine hübschesten und liebsten Blumenkinder.

George Sand. Ach, meine gute Mutter, jezt erkenne ich dich.

Die Natur. Ich dachte es wohl, daß du mich nicht verleugnen würdest.

George Sand. Und was begehrst du, meine gute Mutter?

Die Natur. Ich wollte dir sagen, daß dein lezter Roman, „Jeanne," Lästerungen gegen mich enthält.

George Sand. Wie! Lästerungen gegen die Natur? Ich, die gegen die Convenienz, gegen die Hohlheit und Grausamkeit der gesellschaftlichen Formen, in die sich die menschliche Gesellschaft einzuzwängen angefangen hat, seitdem sie deine Pfade verließ, Natur — ich sollte nun plötzlich aus meiner Rolle fallen und dich, meine Mutter, angreifen, mich zu deinen Feinden gesellen? Unmöglich! du irrst! Du besitzest keine treuere Verbündete, keine eifrigere Priesterin, keine ergebenere Tochter, als mich.

Die Natur. So glaubte ich, als ich deine ersten Werke las, in denen du mit so schöner, gewaltiger Leidenschaft die Lüge und die Verkehrtheit dieser von dir verfolgten Gesellschaft schilderst; so glaubte ich, als du zum erstenmal, du selbst eine Frau, das Gemälde der Wünsche, Hoffnungen, Niederlagen und Leiden deines Geschlechts enthülltest, der reinen Flamme, die ich selbst in deiner Schwestern Brust entzündete, das Wort redetest und gegen die falsche Schaam und die verkrüppelte Sitte in Schutz nahmst. Der edle Unwille, der deine Feder leitete, er gefiel mir so gut. Ich sah eine große Anzahl meiner Töchter durch dich erlöst, und je mehr die Welt dich schmähte, je lieber wurdest du mir.

George Sand. Nun, und jezt, meine gute Mutter?

Die Natur. Und jezt bist du in den Dienst der Welt getreten, die dich dadurch zu ködern gewußt hat, daß sie dich übermäßig gelobt, und zwar in meinem Namen. Du bist jezt affektirt und unwahr geworden. Die Natur, die du jezt schilderst, erkenne ich nicht mehr an, eben so wenig als ich sie in den Schöpfungen der Madame Genlis anerkenne. Du bist auf dem Wege, dieser alten Natur- und Tugendverketzerin ähnlich zu werden.

George Sand (empört). Ich, der Madame Genlis ähnlich! (Tumult auf den Bänken).

Stimmen. Das ist unmöglich! Die Mutter Natur verläumdet.

Die Natur. Ich verläumde Niemanden, ich suche Niemanden zu schaden; ich liebe, beschütze und ernähre alles, was da lebt.

(Schluß folgt.)

Von einer neuen Erdtheorie.

(Fortsetzung.)

Kurz, wie Archimedes sich vermaß, die Erde umzudrehen, wenn man ihm einen Standpunkt außerhalb derselben gäbe, so braucht man nur die periodische Verrückung der Umwälzungsachse vorauszusetzen, um in Gedanken nach einfachen physischen Gesetzen all die mannigfaltigen mechanischen Veränderungen hervorgehen zu sehen, welche die Erdrinde zu verschiedenen Zeiten im Großen, und zwar offenbar durch gewaltsame, stürmische Einflüsse erlitten haben muß. Jeder, der die vornehmsten geologischen Probleme gefaßt hat und sich die Mühe geben will, die Erscheinungen einer Erdrevolution nach dem hier vorausgesetzten Hergang durchzudenken, der muß finden, wie leicht und ungezwungen im gewaltigen Spiel Alles sich exponirt, sich sucht und flieht, entzweit und verbindet, verkettet und auflöst, weit einfacher und doch großartiger als nach jedem andern Begriff. Die großen geradlinigten Brüche und tafelförmigen Auftreibungen der Erdrinde, der ganze Wirrwarr der Gebirgsbildung, der Mangel an Uebergängen zwischen den organischen Resten sich berührender Schichtenglieder, die Anwesenheit tropischer Produkte in den höchsten Breiten, die Spuren ehemaliger Anhäufungen von Eis in gemäßigten Climaten, das Diluvium mit seinen hohen, in verschiedenen Richtungen strömenden Fluthen, die Nagelfluebildungen, überhaupt alles Trümmergebirge, die erratischen Blöcke, die sonderbare, auf eine große, gemeinsame Ursache deutende Symmetrie in den Umrissen der Festländer — dieß Alles und so vieles Andere erklärt sich oft in den kleinsten Zügen oder wird wenigstens im

Großen viel begreiflicher als nach irgend einer Maschinerie, welche bisher Neptunismus oder Vulkanismus spielen lassen mochten.

Noch ist eines Punktes zu erwähnen, von dem unsere Hypothese ganz besonders vortrefflich Rechenschaft gibt. Bekanntlich hat sich durch die Gradmessungen ergeben, daß die Erde, ganz abgesehen von den Unebenheiten durch alles Gebirge, keineswegs ein regelmäßiges Sphäroid bildet, daß gewisse große Landstriche flacher, andere gewölbter sind, als sie nach den Breitengraden seyn sollten, unter denen sie — jezt — liegen. Hier scheinen wir nun die Natur beim großen Umsturz in Folge eines Achsenwechsels auf der That zu ergreifen. Als die Erdrinde gewaltsam zertrümmert wurde, werden dennoch hin und wieder sehr bedeutende Stücke derselben sich in ihrem Zusammenhang erhalten haben, und dieselben müssen, da sie nach erfolgter Veränderung zu den neuen Polen und dem neuen Aequator in einem andern Verhältniß stehen als zu den alten, als Störungen in der gleichförmigen Wölbung der Erdoberfläche sich darstellen. Die Länder, deren Boden nach einem größern oder einem kleinern Kreissegment gewölbt ist, als ihrer heutigen Breite zukommt, sind in ihrer alten Figur erhaltene und sitzengebliebene Stücke der alten Eischaale der Erde, die, vielfach zerquetscht und aufgestülpt, im Großen alsbald wieder die alte sphäroidische Gestalt angenommen hat.

Man sieht, bei dieser kecken Auffassungsweise der Erdbildung ist der ohnehin schon so verwegene plutonische Begriff auf die höchste Spitze getrieben. Wäre aber auch die Naturwahrheit derselben außer allen Zweifel gesezt, — was freilich nicht der Fall ist — so fragt der Verstand nothwendig weiter, durch welche Momente zu irgend einer Zeit der Erdball genöthigt werden konnte, die Achse seiner Umdrehung zu verändern. — Der im Bisherigen besprochene Gedanke ist der Hauptsache nach von zwei Männern zugleich gefaßt worden, wenn ihn nicht der eine vom andern entlehnt hat. Schon im vorigen Jahr hat ein Däne, Namens **Klee**, diese Idee in einer eigenen Schrift „über den Urzustand der Erde" ausgeführt und sich dabei, wohl etwas voreilig, vom geologischen Boden auf den geschichtlichen herausgewagt. Er sucht zu beweisen, daß auch die lezte bedeutende Veränderung auf Erden, von der die Sagen so vieler Völker zu erzählen wissen, die historische oder mythische große Fluth, durch eine Verrückung der Erdpole herbeigeführt worden sey. Dieß mag nun an sich so wahrscheinlich oder so unwahrscheinlich seyn als es will; jedenfalls werden viele seiner Sätze weder von den Geologen noch von den Historikern annehmbar gefunden werden. Immerhin aber geben seine Ansichten vielfachen Stoff zum Nachdenken, und wir kommen wohl später einmal darauf zurück. Was aber die Ursache der Achsenveränderung betrifft, so sucht sie Klee in der Erde selbst, in ihrem Lebensprozeß, und verliert sich darüber in weitläuftige, nicht immer klare Spekulationen. Man sieht, der Däne hat die Sache in germanischer Weise angegriffen. Mit ihm oder gleich nach ihm hat ein Franzose denselben Grundgedanken ausgeführt; er ist aber hinsichtlich der ersten Ursache des vorausgesezten Phänomens nach gallischer Art weit schneller fertig geworden, hat den Punkt kürzer, praktischer entschieden. Er sucht diese Ursache nicht in der Erde selbst, sondern in einem äußern Anstoß; er findet, wie wir gleich Anfangs angedeutet, die Hebel zu einer periodischen Störung der Umdrehungsverhältnisse der Erde, und damit zu ihrer durch seine Reihe gewaltsamer Veränderungen fortschreitenden Entwicklung in Einflüssen derselben Himmelskörper, welche schon so oft zu gleichem Dienste berufen worden sind, der **Cometen**. — Wie bringt er nun aber eine solche Annahme in Einklang mit den neuesten so äußerst beruhigenden Erfahrungen über die Natur dieser Wanderer des Raums?

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, August.

Das Herderfest.

Unter den Zweckessen und gesellschaftlichen Festschmäusen, welche in jüngster Zeit hier zur Feier einer Person stattfanden, war das am 25. August zu Ehren Herders veranstaltete Festmahl jedenfalls das bedeutungsvollste; denn es galt hier nicht einer Person, sondern einer Idee. Herder ist der deutschen Welt zu einer Idee geworden, und indem man in München sein Andenken feierte, erkannte man auch in München das Prinzip der Humanität an, welches in Herder seinen entschiedensten und reinsten Ausdruck fand. Die politische liberale Partei pflegt dergleichen Festmahle in ihrem wälschen, undeutschen Jargon eine Demonstration zu nennen. Mit einem solchen Ausdrucke würde man jedoch das Münchener Herderfest übel und schief bezeichnen; denn während die politischen Liberalen darauf ausgehen, irgendwie böses Blut zu machen und die Gemüther gegen den friedfertigen Bestand der Dinge zu reizen und aufzustacheln, trug das Münchener Herderfest einen geradezu entgegengesezten Charakter; es erschien als eine Humanitäts- und Friedensfeier im ächtesten, wahrsten Sinne des Worts. Denn was ist Humanität anders, als der Ausdruck der von aller Parteirichtung abgelösten Menschheitsidee selbst? In der Humanitätsidee, wie Herder sie aufstellte, verschwinden ja von selbst alle Unterschiede, alle Confessionen, alle politischen Spaltungen, alle besondern Racen-, Namens- und Standesbegriffe; die Humanität ist der allgemeine reine Sonnenäther der Menschheit, welcher alle Mischungen mit den schweren, nebligen Dünsten der niederen Parteizerrüttungen auf's entschiedenste von sich weist. Wer also den Geist, in welchem Herder hier gefeiert wurde, als einen Parteigeist aufzufassen die Laune oder Absicht hätte, der wäre der entschiedenste

Parteimann, der eigentliche Illiberale, der betriebsame dunkle und böse Feind, welcher überall Haß statt Liebe und Feindschaft statt Freundschaft zu verbreiten liebt, welcher, statt die Gährung zu beschwichtigen, überall nach Stoffen sucht, welche den Gährungsprozeß der Zeit zu erhalten und zu verstärken die Kraft haben. Wir wissen wohl, daß Leute im Geheimen ausgeben, um unter den Waizen, den man an der lichten Sonne gepflanzt hat, bei nächtlicher Weile ihr Unkraut zu säen. Und diesen gegenüber mag — schlimm genug! — auch wohl noch jezt, wie zu Herders Zeit, von einer Humanitäts**partei** die Rede seyn. Aber der Fluch und hoffentlich auch die Strafe fallen nicht auf leztere zurück, sondern auf diejenigen, welche der Verkündigung dieses schönen, reinen, versöhnlichen, friedfertigen und einfach klaren Humanitätsevangeliums öffentlich, häufiger und störender aber im Geheimen entgegenarbeiten. Das herrliche sophokleische Wort: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da," bildet die Eidesformel, auf welche diejenigen geschworen haben, die stolz darauf sind, die Jünger Herders und Anhänger seiner Humanitätslehre zu seyn.

Solche hatten sich denn auch hier im „bayerischen Hofe" zu einem Mittagsmahle am 25. August vereint. Es befanden sich darunter hochansehnliche Männer der Kunst und Wissenschaft, Schriftsteller und Dichter, Maler und Bildhauer, Juristen und Aerzte, hochbetitelte und hochbeamtete Männer und Männer ohne Titel und ohne Amt, welche dafür nur ihr Talent und ihre achtbare Gesinnung zum Ersaz haben. Besonders wohlthätig auf die jüngeren Theilnehmer, welche mit den modernen Richtungen der Zeit zum Theil sehr eng verflochten seyn mögen, wirkte die Anwesenheit mehrerer Männer aus einer ältern Zeit, welche vielleicht in mancher Hinsicht über sich und in sich klarer war als die jezige, und deren Tüchtigkeit man jezt nur allzu leicht verkennt. Namentlich war man in jener Zeit großer Charaktere und welterschütternder Ideen und Ereignisse wohl freier von persönlicher Eitelkeit, welche jezt so leicht den Einzelnen bestimmt, sich über seinen Werth anzuschlagen. Der warme, ungemischte Enthusiasmus, womit jene Repräsentanten einer ältern Zeit für die Idee des Festes begeistert schienen, wirkte vielfach anfeuernd auf die Jüngern zurück. Der Zufall wollte, daß die gerade auf einer Durchreise begriffenen modernen Schriftsteller Gutzkow und Dingelstedt an dem Festmahl Theil nehmen konnten, um auswärts zu erzählen, daß es in München wahrlich doch auch nicht an Fortschrittsideen und freien geistigen Regungen fehlt. Es sey mir erlaubt, die einzelnen Redner und Toastbringer namhaft zu machen.

(Fortsezung folgt.)

London, August.

(Fortsezung.)

Die Statuen auf Trafalgar-Square. — Holzpflaster.

Im weitem Halbkreise zieht sich um die Nelsonssäule eine gemauerte Einfassung; zwischen inne, von einem mächtigen, in den Asphalt eingelegten, steinernen Sterne getrennt, sind zwei Bassins zu Springbrunnen. Wenn diese springen, wird es sich gut ausnehmen; jezt liegen sie noch trocken. An den beiden Ausbiegungspunkten steigen Stufen nach der Nationalgalerie auf eine geräumige Platform, und an dem Punkte zur Linken Nelsons sizt Georg der Vierte zu Pferde, im römischen Feldherrncostüm und bloßem Haupte, in der Rechten den Commandostab, die Linke mit dem Zügel nachlässig auf dem Sattelknopfe. Dawider ist nichts einzuwenden; das Pferd steht, Georg schaut sich gemächlich um. Der andere Punkt erwartet die Statue Georgs des Dritten, die sich nahebei in Pall-Mall befindet und von dort hieher versezt werden soll. Es ist auch eine Reiterstatue, aber Georg in moderner Uniform dargestellt, mit bloßem Kopfe und langem Haarzopf, den Hut in der rechten Hand, mit der Linken das Roß zügelnd, das Ganze bedeutend kleiner als Georg der Vierte. Ich gebe besserer Entscheidung anheim, ob die beiden Eckhalter in solcher Verschiedenheit zu einander passen. Und davon abgesehen, weiß ich wirklich nicht, was ich von der englischen Loyalität denken soll, die Nelson erlaubt, zwei Königen, denen er gedient, den Rücken zuzukehren, und die zwei Könige zwingt, hinter ihm her zu reiten, er so hoch, sie so niedrig. Dabei bildet das Ganze eine seltsame Prozession nach Westminster: voran der kleine Karl, dann der große Nelson, dann die beiden Könige. Hätte ich die Sache zu arrangiren und die Könige zu Eckhaltern gehabt, so würde ich sie wenigstens einander gegenüber gestellt haben. Doch, wie gesagt, ich bin kein Kunstrichter, deßhalb kann ich auch als Laie nicht begreifen, warum das Pferd Georgs des Vierten statt gespizter Ohren eine Art Kuhhörner und unter dem Halse eine Art Schafglocke hat. Da mit Ausnahme des Zaums das Pferd völlig nackt und der Reiter natürlich ohne Steigbügel ist, gestehe ich unverhohlen, daß auf den ersten Blick der Reiter mich an einen Stallknecht erinnerte, der in Blouse und bloßem Kopfe, das Beinkleid zu den Knieen aufgerollt, ohne Stiefeln und Strümpfe, einen Knittel in der Rechten, seines Herrn Pferd in die Schwemme reitet.

Eine andere, mir neue, materielle Verbesserung ist das Holzpflaster. Da es nur auf den Fahrwegen liegt, während die Trottoirs ihre schönen, großen Steinplatten beibehalten haben, mag es sonderbar klingen, wenn ich es eine Wohlthat für die Fußgänger nenne; ich kann es aber aus eigener Erfahrung. War ich ehemals über den Stand meiner Gesundheit einigermaßen zweifelhaft, so brauchte ich nur eine der belebtesten, nicht einmal gepflasterten, nur macadamisirten Straßen entlang zu gehen. Der Eindruck, welchen das Geräusch der Hunderte von Pferden und Karren, von Wagen und Fuhrwerken aller Art auf mich machte, war mir ein untrügliches Kriterium. Und wie mir, ging es sehr Vielen. Nervenleidende pflegten in der Regel solche Straßen zu meiden, und im ungeheuern Lärm ein Gespräch zu führen, sezte eine eherne Brust voraus. Das ist nun anders geworden, und zum Bessern. Die lärmendsten Straßen im Westende, die Oxford- und Regentstraße und der Strand, einige der geräuschvollsten in der City, haben Holzpflaster. Da mögen noch so viele Karren und Wagen rollen, man hört es kaum. Die Fahrenden sind auch nicht böse darüber, und gewiß die Pferde ebenfalls nicht. Leztere sollen bei feuchtem Wetter leicht ausgleiten; das ist der einzige Tadel, den ich bis jezt darüber vernommen, und dieß kann, schon weil es hier öfters trocken und sehr naß als bloß feucht ist, die Vortheile unmöglich aufwiegen. Fallen die Pferde, so fallen sie mindestens weicher, und wer das Stürzen dieser armen Thiere auf dem holprigten Steinpflaster und auf den Steinspizen der Macadamisirung, ihre blutenden Kniee und ihre aufgeschlagenen Köpfe gesehen hat, der wird sich nie überreden lassen, daß ihnen das Holzpflaster weher thun könne. Der beste Beweis für die Zweckmäßigkeit der Neuerung ist aber im praktischen England, daß in immer mehr Straßen die Steine dem Holz weichen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 6. September 1844.

Gib nach dem löblichen Verlangen,
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raschem Wirken sey bereit,
Und bis zum Menschen hast du Zeit.
Goethe.

Von einer neuen Erdtheorie.

(Fortsetzung.)

Vorerst bleibe die Frage aus dem Spiel, ob ein Comet, nach dem, was wir von ihrer Beschaffenheit wissen, unter irgend welchen Umständen der Erde etwas anhaben könnte. Es handelt sich zunächst vom Zusammentreffen der Erde mit einem Cometen überhaupt. Aber die Wahrscheinlichkeit eines solchen soll ja nach astronomischem Calcul so unendlich klein seyn? Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, ja um in diesem Punkt gerade einen Beweis für sich zu finden, hat der Erfinder der Hypothese nichts nöthig, als im vollsten Maaße über das Ding zu verfügen, das ja dem Geologen nach Willkühr zu Gebot steht, über die Zeit.

Wir haben bis jezt für alle geologischen Vorgänge, welche jenseits der Geschichte liegen, lediglich kein Zeitmaaß. Wir wissen z. B. rein nicht, ob die Kluft, welche die frühesten Erinnerungen des Menschengeschlechts von der Herrschaft der Elephanten in Sibirien trennt, sich in Jahren durch vier, oder durch sechs, oder gar durch noch mehr Decimalstellen ausdrückt. Die Wissenschaft hat durchaus keinen Anhaltspunkt, um die Dauer dessen, was sie für eine geologische Periode nimmt, auch nur ganz ungefähr zu schätzen. Nur über Eines läßt die geistige Arbeit des lezten Jahrhunderts unserem Verstand keinen Zweifel übrig: die Anfänge der Erde, ja die ersten organischen Bildungen an ihrer Oberfläche liegen in der Zeit so unendlich weit von uns ab, als die Gestirne im Raum. Wenn es je dem Menschen gelänge, dort so gut Größen zu messen als hier, so ginge sicher die Zahl der Jahre, welche zwischen dem heutigen Tage und z. B. der Steinkohlenformation liegt, gerade so über unsere Begriffe, wie die Summe der Meilen zwischen Erde und Sonne; statt der Einheit des Jahrs diente dann im Kleinen das Jahrhundert, im Großen etwa die Dauer der historischen Zeiten als geologisches Zeitmaaß, wie man im Planetensystem nicht nach Toisen, sondern nach Erdhalbmessern, und im Fixsternhimmel nicht nach Erdhalbmessern, sondern nach Halbmessern der Erdbahn rechnet.

Unter diesen Umständen kann man sagen: wenn die Wahrscheinlichkeit des Zusammentreffens der Erde mit einem Cometen auch noch so unendlich klein wäre, so ist ja der für das Ereigniß in Vergangenheit und Zukunft offene Zeitraum dagegen unendlich groß, und beide Unendlichkeiten heben sich, für uns wenigstens, auf. Der Franzose kann demnach so argumentiren: jede der dreizehn Epochen der Erdbildung, die Elie de Beaumont's Schule annimmt, mag, mäßig geschäzt, eine, zwei

Millionen Jahre gedauert haben. Nimmt man nun an, was wenig ist, daß jährlich zehn Cometen innerhalb der Erdbahn zur Sonne kommen, so ergibt sich durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung, daß ein Zusammenstoßen der Erde mit einem Cometen innerhalb drei Millionen Jahren mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten ist. Und so kann denn das Ereigniß sehr wohl im Leben der Erde nicht nur überhaupt eingetreten seyn, sondern auch so oft, als wir es voraussetzen müssen, wenn die Sprünge, die wir in der Entwicklung der Erdrinde zu bemerken glauben und als Perioden unterscheiden, wirklich, so zu sagen, aus dem Leben des Planeten gegriffen sind.

Das Ereigniß selbst wäre also gerettet; wie steht es nun aber mit den Folgen desselben? In der frühern Vorstellung, wo man den Cometen, ihrem Kern wenigstens, eigentliche planetarische Masse zuschrieb, konnte man sich die Folgen für die Erde, wenn ein solcher mit großer Bahngeschwindigkeit begabte Weltkörper gegen sie anrannte, so furchtbar ausmalen, als man wollte. Aber bekanntlich, und wie wir schon zu Anfang dieser Bemerkungen erwähnt, ist die neueste Astronomie zu ganz andern Begriffen von ihrer Masse und ganzen Beschaffenheit gekommen. Was soll eine so solide Kugel wie die Erde von einem geballten Nebel des Weltraums zu fürchten haben, der, wie die Beobachtung zeigt, niemals einen Planeten in seiner Bahn stört, wohl aber von jenem in der seinigen sehr stark gestört wird? Kann aber der Comet nicht durch seine Geschwindigkeit ersetzen, was ihm an Materialität abgeht? Die Erde rührte sich wohl gar nicht, wenn seine Masse auf sie bloß gelegt würde; aber wie, wenn sich der Comet gleichsam selbst auf sie abschießt? Man mag sich einen solchen Dunst- oder Staubkörper denken wie man will; immerhin, wenn er mit der Geschwindigkeit von 40,000 Meilen in der Minute dicht an der Erde hinfährt, wird er der Erde einen ziemlichen Stoß beibringen, sie herumwerfen und zwingen können, die Achse ihrer Umdrehung zu verändern.

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Assisen der Poesie.

(Schluß.)

George Sand. Sie werden sich näher erklären, meine theure Mutter.

Die Natur. Das will ich. Von deiner Consuelo will ich nicht sprechen, obgleich du schon in diesem Werke in den Fehler fällst, das Natur zu nennen, was nur eine andere Art von Verbildung und Cultur ist. Diese Consuelo mit ihren ewig zum Himmel aufgeschlagenen Augen ist recht eigentlich das Gegenbild aller Einfachheit und Natur, wie auch ihr Liebhaber, der zerlumpte junge Bursche, der wie ein Bettler lebt und wie ein Marquis spricht, denkt und fühlt. Diese beiden Figuren hast du geschaffen, lediglich deinen vornehmen Freunden zu Liebe, die du von dir sprechen machen willst, während du die arme Indiana, die geplagte und liebeglühende Valentine, den gutmüthigen André und so viele andere deiner Gestalten aus deiner ersten Periode ganz allein mir zu Liebe hast erstehen lassen. Damals warst du mit dieser Gesellschaft, deren Gunst und Beifallslächeln du jezt suchst, zerfallen und kümmertest dich nicht im mindesten um ihr Lob oder ihren Tadel. In dieser Stimmung habe ich die Poeten am liebsten. Was nun deine „Jeanne" betrifft, so ist dieses Bild noch verzeichneter als deine Consuelo. Deine Jeanne ist eine Hirtin, ein Bauermädchen; nun weißt du recht gut, liebes Kind, daß die Bauermädchen, sey es nun in Frankreich oder anderswo, recht eigentlich unter meinem Schutz stehen. Wenn du ihre Unschuld mit Dummheit verwechselst, so thust du meiner Erziehungsmethode wahrlich großes Unrecht. Deine Jeanne weiß die allereinfachsten Dinge nicht, und zwar Dinge, die ich mit gutem Vorbedacht meinen Landmädchen und Knaben schon sehr frühe beibringe. Deine Jeanne ist so liebenswürdig unwissend wie ein verdorbenes Stadtmädchen, wenn es auf euern Theatern das Landmädchen spielt. Da ist aber keine Spur von Natur, das weißt du selbst recht gut. Wenn du deine Hirtin fromm und rein darstellen wolltest, so konntest du dieß nur, indem du sie menschlich, das heißt natürlich darstelltest. Die unnütze und unnatürliche Erhabenheit ist mir das Widerlichste, was ich kenne. Ich bringe keine Pflanzen hervor mit krystallenen Stielen, ich erzeuge keine Rosen, die innen Diamanten haben, bei mir wächst der Spargel nicht mit Spitzen von Onyx und Topas. Ich will, daß in dem schönsten menschlichen Leibe noch immer Platz für Blut, Nerven und Gebein bleibe. Alles dieß habe ich nicht umsonst geschaffen, und wenn ihr's mir zu toll macht mit euern überirdischen Bestrebungen und unnatürlichen Vergeistigungen, so zwingt ihr mich, euch zu zeigen, daß ihr allesammt nichts seyd als ein Vogel in meiner Hand.

Eine Stimme auf den Bänken. Das ist reiner Atheismus.

Eine zweite Stimme. Oder vielmehr Naturphilosophie. Die Mutter Natur spricht, wie sie's versteht. Man darf von ihr keine höheren Offenbarungen verlangen.

Die Frauen. Es ist empörend, daß das Zarte, das Erhabene, das Große, der ideale Aufschwung uns geraubt werden soll.

Stimmen durcheinander. Werft sie zum Saal hinaus, die Mutter Natur!

Die Natur (mit sehr sanfter Stimme). Meine Kinder!

Stimmen. Wir sind nicht deine Kinder! Die Natur, zu der wir schwören, ist eine erhabene jungfräuliche Göttin, mit einem Diadem von Strahlen geschmückt, mit ewiger Jugend auf Lippe und Wange.

Die Natur. Ich bin alt, denn viele Zeiten gingen an mir vorüber, viele Geschlechter wiegte ich auf meinem Arm; aber bis an's Ende der Tage werden meine Kräfte aushalten.

Stimme. Werft sie aus dem Saale!

George Sand (vortretend). Thut ihr kein Leid an, meine Freunde. (Zur Natur.) Ich schütze dich, Mutter. Komm, ruh in meinen Armen aus, wie ich oft in meinen glücklichsten Tagen in den deinigen ruhte! Du hast Recht; die Welt mit ihrem Beifall, wie vergiftend und betäubend wirkt sie! Ich fühle es. Zurück in deine schattigen Haine, zu deinen krystallenen Quellen, zurück in das Innere deiner verschwiegenen Tempel! O nimm mich wieder auf! Fülle meinen Busen neu mit dem kräftigen Haß gegen Lüge und Unnatur, gegen die Falschheit und den Treubruch der Welt!

Die Natur. Komm, ich will dich in den Erntereihen der Schnitter führen, ich will dich in lauen Mondscheinnächten auf dem Spiegel ruhiger Landseen umherfahren, ich will dich wie in die stille klare Nacht, so in das Herz meiner Kinder blicken lassen. Du sollst von mir geführt werden, wie ich meine Lieblinge Cervantes, Lafontaine und Beranger führte.

George Sand. Und während ich an deiner Hand wandle, wird mein Blick die ewigen Sterne befragen. Ich werde Gott nahe seyn, indem ich dir nicht fern bin.

Die Natur. So sey's, meine Tochter!

(Sie wollen Beide Arm in Arm abgehen.)

Der Präsident (der Natur nachrufend). Hier steht Herr Sue, Madame, und erwartet, was Sie gegen ihn vorzubringen haben.

Die Natur. Herr Sue wird mir erlassen, ihm sein Sündenregister von Anfang bis zu Ende vorzulesen. Er wird sich gütigst damit begnügen, wenn ich ihm sage, daß er in seinen zahllosen Büchern nie eine Zeile schrieb, die nicht eine Beleidigung und einen Hohn gegen mich ausspricht. Wie er meine Schwester, die Sittlichkeit, in's Gesicht geschlagen, so hat er auch mich mißhandelt, wo er nur irgend konnte. Immer aber hat er unser beider Namen mit lügnerischem Prunk im Munde geführt. Die Menschen bei ihm sind nicht Gebilde meiner Werkstätte, sie sind kleine, aus einer ekelhaften Substanz, halb Straßenschmutz, halb Zucker, zusammengeknetete Figuren. Er liegt mit seinem zerrissenen und befleckten Priestermantel vor den Altären der Welt, und diese Welt, deren Speichel er leckt, wird ihn bald mit einem verachtenden Fußtritt von sich schleudern; so macht es die Welt allen ihren Götzen.

Eugen Sue. Ha, die Alte! wie zügellos sie ihre Zunge braucht! welche Reden sie führt! Aber ich berufe mich auf mein Publikum. (Sich zu den Bänken wendend.) Meine Herren und Damen, finden Sie Unnatur in meinem Schulmeister, in meiner Eule, in meinem Großherzog von Geroldstein, in dem Advokaten, in Rosa und Blanka?

Frauen und Herren durcheinander. Nein! nein! Wir finden nichts als die reinste Natur. Schrecklich, haarsträubend — aber immer nur Natur, göttliche, blutige, zähnefletschende, pesthauchende Natur!

Eugen Sue (stolz). Das wollte ich nur hören.

Stimmen. Man werfe die Alte hinaus!

Eugen Sue. Nein, man blende sie!

Der Präsident. Ruhe, verehrte Anwesende! Die Natur hat sich bereits entfernt. Sie ist im Triumph von den Armen und vom Volk aus dem Justizpalast getragen worden.

Eine Dame (halblaut). Schade! ich wollte sie fragen, mit welchem Recht sie die linke Schulter bei mir höher als die rechte gemacht hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Schluß.)

Der Kunstverein. — Der Königin Entbindung.

Ich habe neulich (Nr. 185) des Rechtsstreites erwähnt, in den der hiesige Kunstverein mit dem Parlament gerathen ist. Als alle Vorstellungen des Vereins vergeblich waren, traten die Künstler zusammen und brachten Bittschriften an's Parlament. Dieß hatte die Niedersetzung eines Ausschusses zur Folge mit dem Auftrage, die Zwecke, Resultate und dermaligen Zustände der Kunstvereine, ihre Beziehung zu den bestehenden Gesetzen und die geeignetsten Mittel zu untersuchen, ihnen eine dauernde und sichere Basis zu geben. Der Ausschuß hat seine Zeugenverhöre am Ende Julis geschlossen und bereitet jezt seinen Bericht vor. Ich empfehle ihn im Voraus der Beachtung jenseits des Kanals. Dort wie hier gibt es Gegner der Kunstvereine, die entweder deren Nützlichkeit ganz läugnen, oder die Nachtheile für überwiegend erklären. Der Ausschuß hat, was in Deutschland wenig bekannt seyn dürfte, sich authentische Nachweise über die dortigen Kunstvereine verschafft. Der Bericht wird einen Vergleich der dieß- und jenseitigen Leistungen enthalten, und es wäre leicht möglich, daß die deutschen Kunstvereine sich daraus mancherlei ad notam nehmen könnten. Um nun aber, da natürlich vor erstattetem Berichte über die Arbeit des Ausschusses keine Parlamentsdebatte stattfinden kann, die Thätigkeit des hiesigen Kunstvereins inzwischen nicht zu hemmen, wurde im Hause der Lords wie im Hause der Gemeinen der Vorschlag gemacht, ihm die Verwendung seiner Fonds bis zum 31. Juli 1845 zu gestatten. Beide Häuser haben dieß genehmigt; die königliche Bestätigung wird daher nicht fehlen, und jedenfalls ist der Kunstverein

ihrer so gewiß, daß er vor wenigen Tagen im Drurylanetheater eine Versammlung gehalten und seine Gewinne gezogen hat. Man braucht eben kein unbedingter Bewunderer der englischen Oeffentlichkeit zu seyn, um solchen Versammlungen gern beizuwohnen. Ein freier Gedankenaustausch macht sich geltend, und wächst auch nicht aus jedem hingeworfenen Korn sofort eine reiche Ernte auf, es keimt doch und mehrt sich zu einer Saat, die vielleicht schon im nächsten Jahre Früchte trägt. Gegen 12 Uhr war der Theatersaal ziemlich voll. Mit einer kurzen, heitern Rede eröffnete der Herzog von Cambridge die Versammlung; dann verlas einer der zwei Ehrensekretäre den Jahresbericht, der eine Menge interessanter Einzelnheiten enthielt. Die Zahl der Mitglieder hat sich in zwölf Monaten um zweitausend vermehrt; jedes Mitglied steuert jährlich eine Guinee, und die Beiträge im lezten Rechnungsjahre erreichen die schöne Summe von hunderttausend Thalern (14,848 Pf. St. 1 Sch.). Die Preisgewinner des vergangenen Jahres haben 256 Kunstwerke gekauft, und die Ausstellung derselben — eine Woche lang eintrittsfrei — ist fast von 200,000 Personen besucht worden. Der Stahlstich für laufendes Jahr, das Schloß von Ischia, gemalt von Stanfield, gestochen von Goodall, liegt zur Vertheilung bereit, und für nächstes Jahr hat jeder Aktionär einen trefflichen Stich von Doo zu erwarten, „the Convalescent," gemalt von Macready. Das Comité wird einen Concurs ausschreiben für ein historisches Gemälde um den Preis von fünfhundert Pfund, dessen Gegenstand der englischen Geschichte entnommen seyn und wozu die Cartons von der Größe des Gemäldes bis zum 1. Januar 1845 eingesendet werden müssen. Das Gemälde soll dann in Jahresfrist vollendet seyn. Die Geschäftsthätigkeit des Comités läßt sich einigermaßen daraus erkennen, daß es seit der lezten Versammlung 60,000 Briefe und Cirkulare durch die Post befördert, 15,000 Abdrücke des lezten Jahresberichts, 50,000 Prospekte und 10,000 Preiskataloge ausgegeben hat. Der Verlesung des Berichts und mehreren, dieß und jenes lobenden, tadelnden und beantragenden Reden folgte das Ziehen der Geldgewinne in der Gesammtsumme von 8590 Pfund Sterling. Sie steigen von 10 Pf. bis zu 400; lezteres ist der Hauptgewinn. Wenn es ein freundliches Spiel des Zufalls war, daß er die meisten und höchsten Preise dem Mittelstande zutheilte, so beweist dieß auch die Theilnahme des Mittelstandes an dem Vereine, und was in England von diesem begünstigt und unterstüzt wird, hat von Fashion und Laune wenig zu befürchten.

Es ist für Sie zur Zeit keine Neuigkeit, daß in der achten Morgenstunde des sechsten dieses Monats Königin Victoria ihre getreuen Unterthanen mit einem neuen Prinzen beschenkt hat. Ereignisse, die in vier Jahren sich viermal wiederholen, laufen Gefahr, alltäglich zu werden, und so ist es kein Wunder, daß die getreuen Unterthanen das Geschenk mit englischer Kaltblütigkeit entgegen genommen haben, wenigstens die Londoner. Außer den üblichen Gratulationsadressen von Seiten der Corporationen weiß ich von keiner Freudendemonstration. Einige Zeitungsschreiber haben an jenem Abende London illuminirt gesehen; ich ging durch die Hauptstraßen des Westende und traf nur in der Regentstraße ein von Lampen gebildetes V. R. Also kann die Beleuchtung in keinem Fall allgemein gewesen seyn. Aber ein Spaß ist passirt, der in einem militärischeren Staate als England für einige Personen ein verdrießlicher Ernst hätte werden können. Gegen neun Uhr Morgens verkündete der Donner der Hydeparkkanonen die frohe Begebenheit, und wer nicht vor neun Uhr frühstückte und dabei die Times las, fand sie darin erwähnt. Gegen vier Uhr Nachmittags donnerten die Kanonen des Towers. London erstarrte; entweder waren die feindlich gesinnten Franzosen im Anzug, oder dem Lande war ein Zwillingspaar geboren. Die Freudensalve entschied für lezteres und London glaubte es, bis am nächsten Morgen die Zeitungen widersprachen und das verspätete Kanoniren sich als ein Versehen des Gouverneurs ergab.

München, August.

(Fortsezung.)

Das Herderfest.

Zuvörderst erhob sich Geheimerath v. Walther, Leibarzt und Begleiter Sr. Majestät des Königs auf dessen lezten Reise nach Italien, um den altschicklichen Toast auf den König, dessen Geburts- und Namenstag zugleich an diesem bedeutungsvollen Tage gefeiert wurde, auszubringen und daran die erfreuliche Nachricht über Sr. Majestät vollkommenes Wohlbefinden zu knüpfen. Hofrath Thiersch schilderte in umfassendem Vortrage die allseitigen Verdienste Herders, dessen Wesen bei allen seinen Bestrebungen als das der Humanität sich kund gab. Hofrath Martius hob als Naturforscher Herders Verdienste um die Naturwissenschaft hervor und erinnerte zur Freude Vieler an die mit großem Unrecht ziemlich vergessene Abhandlung Herders über den Ursprung der Sprachen; er nannte ihn geradezu einen Naturforscher; er hätte ihn eine Akademie in Person nennen können. E. Förster ließ Herder aus dessen eigenen Werken selbst sprechen und citirte eine treffliche Stelle Jean Pauls über Herder. Hermann Marggraff eröffnete den Reigen der poetischen Vorträge mit einem Gedichte, durch welches, mit Bezugnahme auf Herders „Propyläen," wie ein Trauerklang der Refrain hindurchtönte, daß wir immer noch an den Propyläen und noch nicht im Heiligthum der Kunst, Poesie, Wissenschaft, Vaterlandsliebe und Humanität stehen.* Der Eindruck zeigte, daß er hiermit im Sinne Vieler gesprochen. Als ein günstiges Omen für die Zukunft wurde angesehen, daß während der Lektüre dieses Gedichts die lang verhüllte Sonne zum erstenmal an diesem regnerischen Tage durch die Wolken brach. In einem edel gedachten Liede feierte Dr. Fr. Beck Herders Göttin, die Humanitas, und sprach zugleich darin den Wunsch aus, daß aller Bruderzwist aufhören und Herder noch inniger als durch ein bloßes Denkmal von Erz oder Stein geehrt werden möge. Nachdem noch ein poetischer Vortrag gehalten und sonst noch einiges auf Herder Bezügliches erinnert worden, erhob sich Prof. Neumann, um das interessante Faktum mitzutheilen, daß Herder zweimal den Preis der damals noch jungen bayerischen Akademie der Wissenschaften erhalten habe, das erstemal für eine Abhandlung über den Einfluß der schönen Wissenschaften auf die Sitten, das zweitemal für eine Abhandlung über den Einfluß der schönen Literatur auf die realen Wissenschaften. Heiterkeit verbreitete die Bemerkung, daß ihm die Akademie das zweitemal unter dem Vorwande, daß die Abhandlung zu sehr aus schönen Floskeln bestände, wogegen Westenrieder zur Vertheidigung Herders bemerkte, daß das Thema eben nur schöne Redensarten gestattet habe, zwei Dukaten abzog und ihm nur einen Preis von sechs Dukaten zuerkannte.

(Schluß folgt.)

* Wir werden dieses Gedicht in Kurzem mittheilen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 7. September 1844.

Pandarus. — Troilus ist der beste Mann von den beiden.
Cressida. — Das haben beide mit einander gemein: jeder ist er selbst.

Shakespeare.

Die beiden Freunde.

Eine alte Geschichte in neuer Zeit.

I.

Der Geheimerath T. hatte in seinem fünfzigsten Jahr seinen Abschied genommen und sich auf der Insel Rügen angekauft. Er war Wittwer und Vater eines einzigen Sohnes, dessen Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung seine liebste Beschäftigung, so wie auch seine schönste Freude war. Als Oskar zwanzig Jahre alt war, sollte er die Universität beziehen, um sich nach dem Wunsch seines Vaters zur Wahl seines künftigen Berufs vorzubereiten. — „Du wirst dereinst," sagte er ihm, „so viel Vermögen erhalten, daß es dir bei bescheidener Genügsamkeit Unabhängigkeit sichert; allein ich glaube und hoffe, daß du das Bedürfniß gemeinnütziger Thätigkeit und einer auf das Wohl deiner Mitmenschen berechneten Wirksamkeit empfinden wirst. Ich will aber nicht, daß du jezt schon über deinen künftigen Beruf entscheidest, und noch weniger will ich diesen selbst für dich wählen. Wende das erste auf der Universität verlebte Jahr zu einer Prüfung deiner Neigungen und Fähigkeiten an und dann wähle selbst."

Oskar ging nach Heidelberg. Er studirte fleißig und legte in seinen Briefen dem Vater Rechenschaft von seinen Studien ab, die sich nach dem ersten Jahr vorzugsweise der Philosophie, Geschichte und Literatur zuwandten. — Oskar hatte einen Freund seines Alters, der in Greifswald studirte. Rudolf war der Sohn eines vertrauten Freundes seines Vaters, der als Prediger auf dem Gut des Geheimeraths lebte. Beide Jünglinge waren als Knaben mit einander aufgewachsen und erzogen; doch nie hatten Gewohnheit und Verhältnisse zwei unähnlichere Charaktere in Freundschaft verbunden. Oskar war von Natur ernst und schüchtern; er sprach wenig und war mißtrauisch gegen sich selbst. Belehrung war ihm stets willkommen und die Rolle eines aufmerksamen Zuhörers sagte ihm viel mehr zu als die eines Redners. Dabei war er sehr scharfsinnig und troz seiner Jugend bereits in der schweren Kunst geübt, in den Gesichtszügen der Menschen zu lesen; ihm entging nicht leicht der kleinste Anflug von Verdruß, Geringschätzung und übler Laune. Die Natur hatte ihn mit Geist, gesunder Vernunft, Zartsinn, Geschmack und mit einer eben so edeln als gefühlvollen Seele begabt. — Rudolf dagegen war stolz und selbstvertrauend; er sprach sehr zuversichtlich und hörte andern nur zerstreut zu; er hatte ein kaltes Herz und feuriges Blut. Seinen oft glänzenden Ideen fehlte es an Gehalt und Wahrheit und seiner Seele an

Großsinnigkeit und tiefer Empfindung. Zu jeder tiefsinnigen Spekulation des Gedankens war er unfähig, und noch fremdartiger war seinem Sinn und Gemüth alle Begeisterung; Selbstverleugnung und Heroismus waren in seinen Augen nur Berechnung oder eine Thorheit, die von einem klugen Manne wohl bemitleidet, aber nie bewundert werden konnte. Troz seiner ungeheuern Eigenliebe war sein Umgang doch angenehm, denn bei der ihm eigenen großen Schmiegsamkeit wußte er tausend verschiedene Gestalten anzunehmen. Charakterlos und ohne Grundsätze gab er sehr leicht seine Meinungen auf, und seine innere Gehaltlosigkeit bewahrte ihn vor dem Eigensinn, der gewöhnlich mit Hochmuth verschwistert ist. Obgleich eben so inconsequent als indiskret, gewannen doch oft seine Worte und sein Betragen einen Schein von Freimüthigkeit und Selbstthümlichkeit, der für ihn einnahm. Auch galt ein gewisser ihm angeborener boshafter Muthwille, der sich immer nur als Neckerei kund gab, bei Vielen für Lustigkeit und für einen Beweis harmloser Heiterkeit.

Oskar kannte Rudolf nicht, ob er ihn gleich treu und herzlich liebte. Er war seit seiner frühesten Kindheit daran gewöhnt, ihn als seinen Bruder anzusehen, und hatte ihn daher nie ohne Vorliebe beurtheilt, und täuschte sich eben so sehr über seinen Charakter als über die Gefühle, die er bei ihm voraussezte. Er schrieb von Heidelberg aus sehr oft an Rudolf und theilte ihm alles mit, was ihm begegnete und was ihn interessirte; Rudolf unterhielt ihn dagegen in seinen Antworten vorzugsweise von dem Reiz, mit dem ihn die neue Literatur an sich ziehe, und meldete ihm sogar im Vertrauen, daß er selbst schon anfange zu schriftstellern. Oskar ermahnte ihn, die öffentliche Erscheinung seiner jugendlichen Versuche nicht zu übereilen; allein Rudolf erwiderte, daß er dem Feuer seiner Phantasie und dem Drang seiner schaffenden Kraft nicht zu widerstehen vermöge, und wirklich erschien nun auch in mehreren Journalen monatlich irgend ein Aufsatz aus seiner Feder.

Nach drei Jahren verließen die beiden Freunde zu gleicher Zeit die Universität und fanden sich auf dem Gut des Geheimenraths wieder. — „Mein Schicksal ist entschieden," sagte Rudolf zu Oskar; „ich will Literat werden und habe auch schon die Einwilligung meines Vaters zur Ausführung des Plans, den ich für mein künftiges Leben entworfen habe. Der Beifall, den meine Gedichte und meine lezte philosophische Novelle gefunden haben, bestimmt mich, Berlin zu meinem künftigen Wohnort zu wählen. — Ich stehe schon mit einigen dortigen ausgezeichneten Schriftstellern in Verbindung; ich bin so klug gewesen, ihnen in mehreren Aufsätzen gehörig Weihrauch zu streuen, und in meiner philosophischen Novelle sind viele Stellen, die darauf berechnet sind, ihnen zu gefallen. Auch sind sie ganz erstaunt, daß ein junger Mann meines Alters so fest und entschieden aufzutreten vermag. — Du sollst die Briefe lesen, die ich von einigen von ihnen erhalten habe; sie fordern mich darin auf, nach Berlin zu kommen, und verheißen mir dort die freundlichste Aufnahme."

Rudolf gab Oskar am Abend diese Briefe, die wirklich voll des schmeichelhaftesten Lobes seines Talents und vorzüglich seiner Novelle waren. Es wurde Oskar schwer, seine Verwunderung darüber zu verbergen, denn er hatte diese gepriesene Novelle auch gelesen und war sich bewußt, daß ihn selten eine Lektüre so gelangweilt hatte, als eben diese. Bei seiner Bescheidenheit traute er aber seinem eigenen Urtheile, dem Urtheil so berühmter Männer gegenüber, nicht und glaubte die Novelle nicht recht verstanden oder aufgefaßt zu haben. Im Grund seiner Seele war er überzeugt gewesen, daß es Rudolf durchaus an dichterischem Talent und an Weihe des Genius fehle; aber es freute ihn, sich geirrt zu haben. Rudolf, dachte er, wird sich auf der edeln und glorreichen Laufbahn, die er sich erwählt hat, auszeichnen; wie werde ich mich seines Ruhmes freuen! Es ist ja eben so erlaubt als süß, auf den Ruhm seines Freundes stolz zu seyn.

Oskar gestand seinem Vater offen, daß er sich der akademischen Laufbahn zu widmen und sich nach einigen Jahren durch Privatstudien darauf vorzubereiten wünsche, als Docent bei einer Universität aufzutreten. „Ich fühle mich unwiderstehlich zu dieser Laufbahn hingezogen," sagte er ihm, „die in unsern Tagen durchaus schriftstellerisches Talent voraussezt; denn nur durch dieses kann ein akademischer Lehrer seinem Vortrag Geltung und seinem Wissen Anerkennung verschaffen. Doch weiß ich wohl, daß eine solche Vorliebe für meinen Beruf noch nicht die Fähigkeit dazu bedingt. Ich schmeichle mir nicht mit der ehrgeizigen Hoffnung, einst den großen Männern zu gleichen, deren Werke ich bewundere; allein ich hoffe mir durch meine Leistungen die Achtung meiner Zeitgenossen erwerben zu können, die dem Gelehrten in unserem Vaterlande nicht versagt wird, der sich als tüchtig und ehrenhaft von Gesinnung und Charakter bewährt."

(Fortsezung folgt.)

Von einer neuen Erdtheorie.

(Fortsezung.)

Wenn man bisher gar nicht wußte, was man teleologisch aus dem Cometen machen sollte, so wäre uns auf

diese Weise ihre Bestimmung wenigstens zum Theil erklärt. Diese sonderbaren Irrwische oder Raketen des Weltraums, welche von Zeit zu Zeit aus den Tiefen desselben unter die Planeten herabschießen, hätten, wer weiß neben wie vielem Andern, die Mission, alle paar Millionen Jahre die Oberflächen der bewohnten Weltkörper umzuwälzen und zu erneuern. Sie wären die Träger des planetarischen Fortschritts, die Vermittler einer immer höhern Entwicklung, die nur durch Zerstörung des Dagewesenen fortschreitet, eines historischen Verlaufs, der sich in der Geschichte der Menschheit so deutlich abspiegelt. Die Cometen glichen unsern großen Helden, die auf den Trümmern einer alten Welt eine neue bauen, die man Geißeln der Menschheit nennt, so lange sie sich unmittelbar an ihr reiben, und die man segnet, wenn sie längst wieder verschwunden sind. Cometen waren es, durch deren störende und zerrüttende Einflüsse zu wiederholten Malen die Erdrinde umgepflügt, für die Saaten immer höhern Lebens tragfähig gemacht und endlich zum Boden ausgebildet wurde, der den Saamen unseres Geschlechtes aufnahm. Und wenn einst die Natur auch des Menschen müde ist, weil er überreif an ihrem großen Baume hängt, so wird es wiederum ein Comet seyn, der die welke Frucht abschüttelt und Raum schafft für einen frischen, höhern Lebenstrieb.

Sind wir durch diß ganze Erfahrung auf diesem Gebiete zum Schluß genöthigt, daß die Erdoberfläche zu verschiedenen Malen große, gewaltsame Umänderungen erfahren, so entsteht allerdings von selbst die Frage, ob das, was jenseits der Erinnerung des Menschengeschlechts wiederholt eingetreten, sich nicht auch seitdem ereignet habe und in Zukunft wieder ereignen werde. — In Bezug auf die Vergangenheit erscheint die Sache zweifelhaft, sofern von einem durchgreifenden, allgemeinen Ereigniß die Rede ist, und nicht bloß von lokalen, wenn auch noch so gewaltigen Störungen des Gleichgewichts. Die ältesten Sagen so vieler Völker erzählen von einer großen Fluth, in der der größte Theil des Menschengeschlechts seinen Untergang gefunden habe. So lange die kosmologischen Vorstellungen vom Buchstaben der mosaischen Urkunde beherrscht wurden, ließ man natürlich alle jene Fluthen mit der sogenannten Sündfluth zusammenfallen und eine große Katastrophe bilden, von deren physischen Ursachen man sich nach dem jedesmaligen Stande des Naturwissens Rechenschaft gab, so gut man konnte. Und dieß war auf den damaligen Standpunkten meistens bald geschehen; man befriedigte sich leicht mit irgend einer Vorstellung, da die Hauptsache, die Vernichtung der Menschheit bis auf wenige Köpfe und Paare, durch einen Glaubensartikel feststand. Ganz anders verhält es sich, seit in natürlichen Dingen der Geist durch keine Autoritäten mehr gehindert ist, seine Gesetze mit denen der Natur auszugleichen. Wenn früher die überlieferte große Fluth die einzige Umwälzung war, von der man wußte oder an die man glaubte, und an der die Gelehrten ihren Scharfsinn und ihre Einbildungskraft übten, so ist jezt in einer bedeutenden Reihe periodischer Umwandlungen, die sich durch ihre Spuren unserem Verstand offenbart haben, die Sündfluth diejenige, von der wir am wenigsten wissen, was wir daraus machen sollen. Gerade beim Uebergang der geologischen zur historischen Zeit, auf dem Gebiete, wo in der Erdrinde das sogenannte Diluvium und das Alluvium, die Bildungen des vorlezten und des jüngsten Weltrags sich berühren, ist die geologische Erkenntniß noch am verworrensten und lückenhaftesten. Man war bisher nicht im Stande, in jenen Zeiten die Spuren einer weitgreifenden Veränderung nachzuweisen, die sich auf eine allgemeine Fluth beziehen ließen, welche das Menschengeschlecht betroffen haben müßte. So ist es denn dem Geist der heutigen Forschung ganz angemessen, wenn man die Entscheidung über diesen wichtigen Punkt vorläufig vertagt und die Spekulationen und Streitigkeiten über die Sündfluth so ziemlich aufgegeben hat. Künftige Entdeckungen können Gelegenheit genug bieten, dieselben wieder aufzunehmen.

Ob nun aber das Menschengeschlecht im Lauf seiner Geschichte von einem großen, allgemeinen Stoße heimgesucht worden ist oder nicht, so könnte sich dieß doch irgend einmal ereignen. So wichtig nun aber diese Frage ist, so wissen wir doch darüber schwerlich viel mehr zu sagen, als irgend eine frühere Zeit, da wir, troß der Fülle unserer Erfahrung, der Erkenntniß der nächsten Ursachen aller Erdumwälzungen um nichts näher gerückt scheinen. Die meisten Theorien kamen und kommen freilich hinsichtlich jenes bedenklichen Punktes zu den beruhigendsten Schlüssen. Der jetzige Zustand der Erde wurde vielfach dargestellt als das endliche Ziel des Bildungstriebs der Natur, die Geburt des Menschen als das Ende ihrer Wehen. Nach langem Kampfe seyen die Naturkräfte in der heutigen Schöpfung zu einem Gleichgewicht gelangt, das fürder nicht mehr wesentlich gestört werden könne. Die anarchischen Bewegungen, wodurch eine Reihe von Verfassungen stürmisch aufgerichtet und eben so gewaltsam wieder gebrochen wurde, haben sich allmählig beschwichtigt und endlich zur Herrschaft einer Constitution geführt, in der das gesetzliche Spiel streng abgewogener Gewalten wohl Leben und Bewegung erhalte, aber die Möglichkeit der Revolutionen für immer ausschließe.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, August.

(Schluß.)

Das Herderfest.

Endlich bemerkte Prof. Neumann, daß zu jener Zeit nur Oberconsistorialräthe, Professoren und Hofräthe gut hätten existiren können, und fand einen großen Fortschritt der Zeit darin, daß es jezt auch in Deutschland eine so große Anzahl von Männern gebe — der Redner schlug sie in runder Summe auf 10,000 an — welche rein vom Ertrage ihres Geistes und ihrer Feder existirten. Hievon nahm er Veranlassung, als eines glücklichen Umstandes zu erwähnen, daß mehrere renommirte, vom jungen deutschen Geiste beseelte Männer, welche in diese Kategorie gehörten, Theilnehmer des Festmahls seyen. Jezt erhob sich, unter deutlichen Zeichen gespannter Erwartung, Karl Gutzkow, indem er bemerkte, daß er zu den von Prof. Neumann Bezeichneten gehöre, die, ohne „Hofrath" zu seyn, von ihrer Feder lebten. Er bekannte ferner, daß er in den Gesinnungen, die hier zu Tage kämen, einen großen Fonds von Kraft erblicke, und daß gerade für München, das sonst nach außen hin nur kärglich vertreten werde, gegenwärtiges Fest bedeutungsvoll sey. Auch knüpfte er noch einige treffende Bemerkungen über Herders johanneischen Gottesglauben und philosophisch-geschichtliche Anschauung der Welt und Menschheit an. Nach ihm erinnerte Oberconsistorialrath Dr. v. Niethammer, ein höchst würdiger Mann und Herders Zeitgenosse, daran, daß Herder außer den schon von Prof. Neumann hervorgehobenen Verdiensten um Bayern auch noch dieß habe, daß durch ihn der treffliche bayerische Dichter Balde der Vergessenheit entrissen worden sey. Da von den anwesenden Künstlern, unter denen der Berichterstatter die Professoren Zimmermann und Schlotthauer, Kaulbach, die Historienmaler Jäger und König, den Bildhauer Schaller u. s. w. bemerkte, Niemand das Wort ergriff, um Herders Verdienste um die Kunstkritik zu erwähnen, so unterzog sich Hofrath Thiersch mit wenigen passenden Worten dieser Aufgabe, indem er darstellte, wie Herder die Kunst als Darstellung des Schönen betrachtet habe. Unter Andern faßte Ennemoser auch noch einmal die Humanitätsideen Herders, und Geh. Rath v. Walther den Gedanken des Herrn v. Martius auf, indem er seiner markirten Rede eine fast polemische Wendung gab und den Naturforschern ein gewisses Absperrungssystem gegen den Zutritt und die Einflüsse der Philosophie vorwerfen zu wollen schien. So sehr nun auch dem Herderschen Geiste im Allgemeinen wie nach einzelnen Richtungen hin Gerechtigkeit widerfahren war, so blieben doch manche Seiten und Spitzen des Herderschen polygonischen Geistes unerörtert und unberührt, namentlich seine Verdienste um Archäologie, um die Kenntniß der persischen und indischen Alterthumskunde, wie der Bibel und der hebräischen Poesie. Auch seiner Völkerstimmen und politischen Lieder, wie seiner denkwürdigen und prophetischen Ansichten über die politische Poesie überhaupt geschah keine Erwähnung.

Zum Schlusse mag noch bemerkt werden, daß außer der Idee, die hier gefeiert wurde, noch ein anderer Zweck Veranlassung zu diesem Feste gegeben hatte. Bekannt ist E. Försters Aufruf in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Herder in Weimar eine Statue zu setzen und derselben des hiesigen talentvollen Bildhauers Schaller Modell zu einer solchen zum Grunde zu legen. Man weiß gleichfalls, daß später von Seiten der Freimaurer erklärt wurde, sie hätten seit langem schon Vorbereitungen zu der Ausführung einer Herderstatue nach bereits vorhandenem Modell getroffen, auch zu der Errichtung derselben in Weimar bereits die Genehmigung des Großherzogs von Weimar erhalten. Eben so bekannt ist, daß E. Förster, statt freiwillig zurückzutreten und dem guten Willen der bereits zuvorgekommenen Freimaurer das Feld zu räumen, vielmehr erklärte, er gebe seine Concurrenz-Idee einer Herderstatue nach Schallers Modell nicht auf. Ueber diese energische Beharrlichkeit, welcher wir freilich vorzugsweise die Herderfeier in München verdanken, waren die Stimmen von vorn herein getheilt, und mit so großem Enthusiasmus man auch die Idee, Schallers Modell im Großen ausführen zu lassen und dazu Beiträge zu sammeln, unter andern Umständen aufgefaßt haben würde, so schien man sich doch zu fragen: zu welchem Zwecke zwei Herderstatuen in Deutschland? und wo soll, im Falle wirklich die Beiträge in hinreichender Fülle einlaufen sollten, die zweite aufgestellt werden, etwa ebenfalls in Weimar, oder in dem kleinen ostpreußischen Städtchen Morungen, wo Herder geboren ist? Oder soll man von den Freimaurern, welche in Herder einen ihrer würdigsten Meister verehren, zu Gunsten Schallers verlangen, daß sie das von ihnen bestellte Modell zu einer Herderstatue zerschlagen und ihre bereits so weit gediehenen Vorbereitungen freiwillig aufgeben, um mit ihren reichen Geldmitteln das Münchener Projekt zu unterstützen? Diese Gefühle brachten denn auch einige ersichtliche Verstimmung und Erkältung hervor, als dieser reelle Zweck der Festfeier berührt wurde, und hatten zur Folge, daß schon bei halb abgebrochener Tafel ein Theilnehmer den Vorschlag machte: ob es nicht Herders Geiste angemessener wäre, wenn man die einlaufenden Beiträge, da ja ohnehin schon eine Herderstatue im Werk sey, zur Stiftung von wissenschaftlichen Preisfragen verwendete, deren Beantwortung allen civilisirten Völkern der Welt zur Concurrenz geöffnet seyn solle? Dieser etwas chimärische Vorschlag kam freilich nicht zu einer weitern Erörterung, deutete aber doch ziemlich klar die getheilte Stimmung über das Münchener Statuenprojekt an. Indeß fand eine Unterzeichnung für die Ausführung des Schallerschen Modells wirklich statt und wurde vielfach und befriedigend unterstützt. Zugleich erklärte der jezige Inspektor der hiesigen Erzgießerei, Herr Miller, mit großer Uneigennützigkeit, daß er den Erzguß noch wohlfeiler zu liefern verspreche, als den ohnehin so wohlfeil bewerkstelligten Guß der Jean-Paulstatue zu Bayreuth. Hiedurch würde die Ausführung freilich um Vieles erleichtert werden. Ohne das Zuvorkommen der Freimaurerbrüderschaft würde man das Förster-Schallersche Projekt mit um so größerer Wärme aufgenommen haben, da Schaller seiner Bescheidenheit wegen eben so beliebt, als seines Talents wegen geachtet ist. Das Gemüth und die graziöse Natur, welche Schallers Bildwerke im Allgemeinen charakterisiren, prägen sich auch in den zierlichen, von ihm nach eigener Erfindung ausgeführten Statuetten berühmter deutscher Dichter aus, welche die Tafel schmückten, namentlich aber in der sehr gelungenen Statuette Herders, welche eigentlich die erste Anregung zu diesem Festmahl gegeben hatte. Der Berichterstatter selbst würde sich um des liebenswürdigen Künstlers willen freuen, wenn, troz der ausgesprochenen Zweifel, die Ausführung des Modells im Großen ermöglicht werden könnte.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 35.

Sonnabend, 7. September 1844.

[353] **ANZEIGE**

für Familienväter, Geistliche und Freunde der schönen Literatur

(eine Gesammtausgabe der Schriften des Halligpredigers Biernatzki betreffend).

In Altona bei Joh. Fr. Hammerich erscheint so eben:

Eine Gesammtausgabe
von

J. C. Biernatzki's Schriften

in 8 Bändchen
in Schiller-Format geheftet à Bändchen 8 gGr.

Biernatzki's Name gehört zu den Gefeiertsten der neuern deutschen Schriftsteller. In Deutschland * haben seine Novellen Epoche gemacht; wer kennt nicht die **Hallig**? welche bei ihrem ersten Erscheinen ganz Deutschland entzückte, und nun eingebürgert ist in allen christlich gesinnten Familien!

Geistliche und Familienväter werden zur Verbreitung dieser eleganten Taschenausgabe um so freudiger die Hand bieten, als Biernatzki es verstanden, zu dem Herzen seines Volkes zu reden. Verwebung der christlichen Glaubenslehren mit einem romantischen Stoffe — das ist die neue Bahn, welche Biernatzki auf dem Felde der Novellistik gebrochen, und bisher allein mit Glück betreten hat.

Der Preis ist à Bändchen 8 gGr., und findet man in sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, Ungarn, der Schweiz u. s. w. **Biernatzki's Schriften** vorräthig.

* Auch in England, Dänemark und Holland sind sie übersetzt worden.

---

[354] Im Verlage von Fr. Hofmeister in Leipzig sind erschienen:

Labitzky, Jos., Vereinigungstänze. Walzer. Op. 98.
— Erinnerung an Gieshübel. Quadrille. Op. 103.
— Natalien-Walzer. Op. 104.
— Mazurka. Op. 105.
— Almacks-Polka, Adelaiden-Polka, Norfolk-Polka. Op. 106.
Für Pfte. 2 u. 4händig, f. Pfte. leicht arr., f. Flöte, f. Orchester.

---

[346] **Für Lehrer und Freunde der englischen Sprache.**

Im Verlag von Franz Nöldeke in Carlsruhe sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Life of Dr. Benjamin Franklin, written by himself; to which are added Essays by the same Author. Mit einem Wörterbuche. Zum Schul- und Privatgebrauch. 8. geh. 15 gGr. oder 1 fl.

Washington Irving, Essays and Sketches. 16. geh. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Whitelocke, R. H., Handbuch der modernen englischen und deutschen Umgangssprache. — Manuel of modern English and German Conversation or University-Dialogues. 2te Auflage. gr. 12. geh. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Towler, J., My early Days. An English reading book particularly adapted for the instruction of German youth of both sexes. Meine Jugendzeit. Ein englisches Lesebuch zum Gebrauch der Jugend beiderlei Geschlechts. 8. geh. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Don Carlos, Infante of Spain. A dramatic Poem. Translated into English heroic metre, from the German of Schiller by J. Towler. 8. geh. 21 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

---

[356] **Vollständig** ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Friedrich Schiller

als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.

Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken
von
Karl Grün.
Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.
(Auch in fünf Heften à 16 Ngr. zu beziehen.)

Leipzig, im Sept. 1844.
F. A. Brockhaus.

---

[362] Im Verlage von Johann Ulrich Landherr in Heilbronn ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig zu haben:

Deutsche Anthologie

für
höhere Lehranstalten
und
für Freunde der Poesie.

21 Bogen in gr. 8. auf dauerhaftem Maschinenpapier, elegant in farbigen Umschlag geheftet,
Preis nur 45 kr. oder 12 gGr.

Vorstehende, mit Sorgfalt gemachte, Sammlung deutscher Gedichte aus den verschiedenen Gattungen der

Poesie hat den Zweck, durch Auswahl nach Form und Inhalt gediegener Dichtungen, mit Ausschließung aller für die Jugend nicht geigneten Stoffe, den Sinn für Poesie und das Verständniß derselben bei der Lektüre zu Hause oder im öffentlichen Unterricht zu wecken und zu nähren. Sie dient bei der nöthigen Anleitung auch dazu, die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Dichtarten, die Metra und dgl. kennen zu lernen, und obwohl Vollständigkeit der Aufführung der verschiedenen Dichter seit Klopstock und Lessing nicht ihre eigentliche Absicht ist, so ist doch keiner der klassischen Dichter unsers deutschen Vaterlandes ganz übergangen. Es sind aus den einzelnen nach den Bedürfnissen und dem Zwecke dieser Sammlung bald mehr, bald weniger Gedichte aufgenommen, und namentlich haben auch die jüngern schwäbischen Dichter die ihnen gebührende Berücksichtigung erhalten.

Der Preis ist so ungemein billig gestellt, weil der Verleger bei dem Unternehmen auf sichern Absatz zählen darf und die Auflage außergewöhnlich groß veranstaltet wurde.

---

[357] **Neue Schrift.**

In allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Die Chemie, in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe, von A. Bouchardat. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen und Nachträgen bereichert von Professor G. Kißling. — Mit 52 in den Text eingedruckten Abbildungen. — Vollständig in 4 Lieferungen. — Erste und zweite Lieferung, brochirt, je 1 fl. oder 16 gGr.

Wir bitten Jeden, der sich für Chemie interessirt, besonders die HH. Lehrer an polytechnischen Schulen, sich vorstehendes Werk zur Einsicht vorlegen zu lassen, um selbst sich zu überzeugen, daß es sich durch klare und bündige Darstellung auszeichnet, auf die neuesten Bereicherungen, welche die Chemie erfahren hat, eingeht, und daß es den besten Erscheinungen auf dem Gebiete dieser Literatur beizuzählen ist.

---

[360] Bei **A. Wienbrack in Leipzig** ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Rückkehr ins Vaterhaus.

Von St. Uelly.

2 Theile. 8. 2½ Rthlr.

Die Erzählung in ihren angenehmen Verwickelungen steigert die Aufmerksamkeit des Lesers von Seite zu Seite und befriedigt in einfach schöner Aufklärung vollkommen. Die weibliche Tugend in der Entsagung glänzender Verhältnisse, die Festigkeit des männlichen Charakters in der Anhänglichkeit an den einmal geliebten Gegenstand, die waltende Hand Gottes, die das Unrecht, was einem guten Menschen wiederfahren, an spätern Nachkommen wieder gut macht, ist in der gemüthlichen Weise des rühmlichst bekannten Verfassers hier geschildert.

---

[361] Bei uns ist so eben erschienen:

Spaziergänge

eines

Wiener Poeten.

Dritte Auflage.

gr. 12. broch. Preis 22½ Ngr.

Wir übergeben hiermit diese Dichtungen, welche nach dem Epiloge des bekannten Verfassers mit dem Jahr 1835 ihren historischen Abschluß erhielten, der Lesewelt in einer neuen, durchgesehenen und vervollständigten Ausgabe.

Kürzlich sind bei uns erschienen:

Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün. 6te Auflage. 1 Rthlr.

Der letzte Ritter. Romanzenkranz von Anastasius Grün. 3te Aufl. 1½ Rthlr.

Nibelungen im Frack. Ein Gedicht von Anastasius Grün. 22½ Ngr.

Leipzig, den 1. Aug. 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Lehrbuch

des

Justinianisch-römischen Rechts.

Zum Gebrauche bei

Institutionen-Vorlesungen.

Von

Dr. Joh. Jakob Lang,

Professor des Rechts in Tübingen.

Zweite Ausgabe.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 9 Gr.

Inhalt:

Allgemeine Einleitung. Vom römischen Recht und seiner wissenschaftlichen Behandlung. — I. **Uebersicht der Quellen des römischen Rechts.** Rechtserkenntnißquellen bis auf Justinian. Leges. Senatusconsulte. Jus honorarium. Kaiserliche Constitutionen. Auctoritas prudentum. Jus non scriptum. Das römische Recht in germanischen Redactionen. Justinianische Redaction. Schicksale des Justinianischen Rechts. Corpus juris civilis. — II. **Allgemeine Lehren.** Allgemeine Rechtsansichten der Römer. Von den Personen. Von den Sachen. Von den Handlungen. Raum und Zeitverhältnisse. Von einigen processualischen Handlungen. — III. **Sachenrecht.** Eigenthum. Dingliche Rechte an einer fremden Sache. Servituten. Emphyteusis und Superficies. Pfandrecht. — IV. **Obligationenrecht.** Allgemeine Grundsätze. Natur. Subject. Entstehung. Ende der Obligation. Einzelne Obligationen. Obligationen aus Verträgen. Obligationen aus widerrechtlichen Handlungen. Oblig. ex variis causarum figuris. — V. **Familienrecht.** Geschlechtliche Verbindung zwischen Mann und Frau. Väterliche Gewalt. Herrengewalt. Vormundschaft. — VI. **Erbrecht.** Allgemeine Grundsätze. Berufung zur Nachfolge in das Vermögen eines Verstorbenen. Durch letzten Willen. Ohne letzten Willen. Gegen einen letzten Willen. Erwerb deferirter Verlassenschaften. Verlust deferirter Verlassenschaften.

Der Verfasser hat die Gelegenheit, welche ihm die Bearbeitung dieser zweiten Ausgabe darbot, möglichst benützt, sein Werk in jeder Richtung zu vervollkommnen, und die unverkennbaren Fortschritte, welche die römische Rechtswissenschaft seit dem ersten Erscheinen des Buchs gemacht hat, boten ihm zur Berichtigung und Verbesserung Veranlassung genug. Insofern können wir das Werk, obgleich seine nächste Bestimmung, dem Lehrer als Leitfaden bei Institutionen-Vorlesungen zu dienen, dieselbe geblieben ist, auch allen Jenen empfehlen, welchen es darum zu thun ist, eine präcise Darstellung des römischen Rechtssystems auf seiner jetzigen wissenschaftlichen Stufe zu besitzen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

J. G. von Herder's
ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Bande

mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Preis des jetzt vollständigen Werks 14 fl. oder 8 Rthlr.
Hübsch cartonnirt 14 fl. 36 kr. oder 8 Rthlr. 8 gGr.

Das Bedürfniß einer Ausgabe von Herder's Werken in Einem Bande, mit welcher wir die Reihe unserer compacten Editionen von Goethe, Schiller, Platen, Lessing, Klopstock ꝛc. ergänzen, ist schon längere Zeit fühlbar gewesen, um so angenehmer ist es uns jetzt, die Vollendung dieser Ausgabe in dem Augenblick ankündigen zu können, wo ganz Deutschland voll Begeisterung für den Ruhm des unsterblichen Herder die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstags allenthalben feierlich begeht.

Außerdem sind noch zu haben:

J. G. von Herder's sämmtliche **Werke** in Taschen-Format. 60 Bändchen. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Ebendieselbe einzeln:

I. Religion und Theologie. 18 Bdchn. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gGr.
II. Literatur und Kunst. 20 Bdchn. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gGr.
III. Philosophie und Geschichte. 22 Bdchn. Preis 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gGr.

Einzelne Bändchen aus diesen Abtheilungen werden für 24 kr. oder 6 gGr. abgegeben.

— — **Der Cid.** Nach spanischen Romanzen. Neue unveränderte Ausgabe. 16°. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

— — — — Illustrirte Ausgabe mit 70 Holzschnitten, nach Zeichnungen von E. Neureuther. 2te Auflage. Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

— — **Gedichte.** Herausgegeben von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

— — **christliche Reden und Homilien.** Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

— — **Sophron.** Gesammelte Schulreden. Herausgegeben von J. G. Müller. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

M. Caroline von Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herders. Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[207] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mozin's
französische und deutsche Gespräche

nebst einer Sammlung der unentbehrlichsten Wörter und sprüchwörtlichen Redensarten,

durchgesehen und in einem Auszuge herausgegeben von

Dr. J. Mayer,

Lehrer in Straßburg.

8. Velinp. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Die in diesem, hauptsächlich für die Elementarschulen beider Länder, bestimmten Auszug von dem größern Mozin'schen Werke enthaltenen Gespräche umfassen die mannigfaltigsten Gegenstände, welche sich auf das gemeine Leben beziehen. Es ist denselben eine Sammlung der für die ersten Anfänger nöthigsten Wörter vorangeschickt, und sie können dazu dienen, mit dem Geiste und den besondern Wendungen beider Sprachen in einer Redegattung bekannt zu machen, die ihre eigenen Schwierigkeiten hat. Als besonders zeitgemäß dürften jene neu hinzugefügten Gespräche zu betrachten seyn, die in Bezug auf Eisenbahnen und Dampfschiffe die unentbehrlichsten Ausdrücke enthalten. Die veranstalteten sieben Auflagen des größern Werks, und der Beifall, welchen dasselbe bei so manchen Lehrern gefunden hat, verbürgen seinen Nutzen und lassen uns hoffen, daß auch gegenwärtiger Auszug seine Brauchbarkeit bewähren wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Aufzeichnungen
eines
nachgebornen Prinzen
aus der
nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt
von
G. G. v. R.

gr. 8. in Umschl. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Aeußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Grenzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaleintracht möglich? 54. Von etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: **Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts**, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavells vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Handbuch
der
Dampfmaschinenlehre
für
Techniker und Freunde der Mechanik.
Von
Dr. Christoph Bernoulli.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit 9 Steindrucktafeln.

gr. 8. Velinpapier brochirt. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Statt aller Anrühmung glauben wir hier nur die Hauptabschnitte aus dem reichhaltigen Inhalt dieser neuen, gänzlich umgearbeiteten Auflage anführen zu dürfen:

Einleitung. Wichtigkeit der Dampfmaschinen für die menschliche Gesellschaft und allmählige Verbreitung derselben. I. Historische Mittheilungen. a) Erfindung der ersten Dampfmaschine durch Savery. b) Von früheren Versuchen, die Kraft des Dampfes auszubeuten. c) Erfindung der ersten Kolbenmaschinen durch Newkomm. d) Fortschritte bis auf Watt. e) Umgestaltung der Dampfmaschinen durch J. Watt. f) Klassifikation der bis jetzt erfundenen Arten von Dampfmaschinen. g) Erforderniß einer wirklichen Dampfmaschine. h) Darstellung einer Dampfmaschine in ihrem Zusammenhange, und zwar einer doppelt wirkenden mit niedriger Pressung, nach Watt und Boulton. II. Physik des Dampfes. a) Von den Gesetzen der Dampfbildung und den Eigenschaften des Dampfes überhaupt. b) Specielle Physik des Dampfes. III. Von der Erzeugung oder Produktion des Dampfes. 1) Vom Ofen und der Feuerung. 2) Von den Dampfkesseln oder Dampferzeugern. 3) Von der Alimentation oder Speisung des Kessels. 4) Von den Veränderungen des Dampfdruckes im Kessel und dessen Messung. 5) Von den Mitteln eine Explosion des Kessels zu verhüten. IV. Von den verschiedenen Organen der eigentlichen Dampfmaschinen. a) Von Dampfcylindern. b) Von Dampfkolben. c) Von der Admission des Dampfes und deren Regulirung. d) Von der Distribution des Dampfes oder der Steuerung. e) Vom Condensator oder den Verdichtungsapparaten. f) Von den Organen zur Erzielung einer rotirenden Bewegung. V. Von der Stärke oder dem Nutzeffekt der Dampfmaschinen, mit einem Anhang, ob Hochdruckmaschinen vortheilhafter als andere sind. VI. Von noch ungewöhnlichen Vorrichtungen und Dampfmaschinensystemen. VII. Von der Dampfschifffahrt oder den Schiffmaschinen. 1) Geschichtliches über die Erfindung und Verbreitung der Dampfschifffahrt. 2) Besondere Erfordernisse einer Schiffsmaschine. 3) Verbindung der Maschine mit der Radwelle. 4) Erhältliche Schnelligkeit. 5) Ueber die erforderliche Kraft der Dampfmaschinen. 6) Uebelstände der Ruderräder. 7) Archimedische Dampfschiffe oder Schrauber. 8) Dimensionen von 2 amerikanischen und 2 französischen Dampfschiffen. 9) Schiffmaschine von Galy-Cazalat. VIII. Von den Locomotiv-Maschinen. a) Besondere Erfordernisse einer Locomotiv-Maschine. b) Uebersichtliche Beschreibung einer Locomotive und ihrer Verrichtungen. c) Speciellere Betrachtung der verschiedenen Theile und ihrer Verrichtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Turnen.
Ein deutsch nationales Entwicklungsmoment.
Von
Dr. W. F. Klumpp,
Prof. am K. Obergymnasium in Stuttgart.

8. broch. Preis 30 kr. oder 9 Gr.

Inhalt: Einleitung. — Geschichtliche Entwicklung. — Hellenische Gymnastik. — Leibes-Uebungen bei den Deutschen: a) Aeltere Zeit. b) Die Gymnastik der Philanthropine. c) Das Turnen durch Jahn. — Deutsch-nationaler Charakter des Turnens. — Eigene Erfahrungen des Verfassers. — Statistik des Turnens. — Preußen, Sachsen, Anhalt, Kurhessen, Schwarzburg-Sondershausen, Bayern, Baden, Darmstadt, Schweiz, Dänemark, Würtemberg. — Begriffliche Entwicklung. — Der physische Gesichtspunkt, der ethische, der nationale. — Die fernere Gestaltung der Sache. — Das Turnen, als Sache der Schule, mit allgemeiner Verpflichtung. — Als nationales Institut. — Als Vorschule der allgemeinen Wehrhaftigkeit. — Turnfeste. — Turnplätze, Zeit, Lehrer, Kosten. — Turnübungen für das weibliche Geschlecht. — Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 9. September 1844.

Siehe, da ward ein großes Erdbeben, und die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack, und der Mond ward wie Blut. Und der Himmel entwich wie ein eingewickeltes Buch, und alle Berge und Inseln wurden bewegt aus ihren Oertern.

Apocalypsis.

Von einer neuen Erdtheorie.

(Schluß.)

An solchen Ansichten hatte wohl immer ein Gefühl, das mit der Wissenschaft nichts zu thun hat, mehr Antheil, als man sich selbst gestand. Wenn man demonstrirt, daß die Ausbildung der Erdrinde und die Entwicklung des Reichs der Lebendigen mit dem Auftreten des Menschen ihr Ziel gefunden, so ist dieß viel weniger wissenschaftliche Nöthigung als Folge unseres natürlichen Unvermögens, den Fortschritt der Schöpfung, wie wir ihn bis zu unserer Welt herauf gefaßt zu haben glauben, vorwärts über dieselbe hinaus in Gedanken weiter zu führen. Wo wir bisher das Buch der Erdrinde aufgeschlagen, haben wir den Satz gelesen, die Erdveste und die Familien der höhern Thiere haben sich in gleichem Maaße entwickelt und ausgebreitet. Am Anfang, im fast uferlosen Meer waren Fische die einzigen Wirbelthiere. Dann gab es eine Zeit, wo die Natur zu jenen zweideutigen Kriechern fortgegangen war, deren Leben an das Wasser und an das trockene Land zugleich gebunden ist, zu Eidechsen, Schildkröten, Salamandern. Es gab wiederum eine Zeit, wo die allermittelst immer weiter ausgebreiteten Continente die mannigfaltigen Geschlechter der Vögel und Säugethiere nährten, in der wir aber den Menschen und die Werke seiner Hand noch nirgends finden. Endlich, auf einmal ist der Mensch da, der jüngstgeborene Sohn der Natur, aber offenbar der vornehmste, außer allem Vergleich am höchsten gestellte. Er begreift auch vollkommen diese hohe Stellung, und seine körperliche und in gewisser Beziehung auch geistige Verwandtschaft mit der Thierwelt demüthigt ihn keineswegs, so wenig als den Adel der Einwand, daß wir Alle von Adam her sind: beide Argumente beweisen zu viel und damit nichts. Er legt sich auch die durchlauchtigsten Titel bei, ohne nach Jemandens Anerkennung zu fragen: er ist der Herr der Erde, die Krone der Schöpfung, das Ebenbild Gottes, ja er ist, spekulativ besehen, gewissermaßen Gott selbst. Er begreift sich als den lezten, höchsten Gedanken der Natur, und dieß kommt einfach daher, daß er über seine eigene Natur hinaus nicht zu denken vermag. Unsere Einbildung ist noch viel weniger im Stande, sich von einem Wesen, das körperlich und geistig höher stände als wir, ein Bild zu entwerfen, als das Alterthum und das Mittelalter die heutigen Entwicklungen vorhersehen konnten. Darum ist uns der Gedanke so lästig, daß die Natur den Climax körperlicher und geistiger Entwicklung, in dem sie sich durch die Thierwelt bis zu uns bewegt hat, über uns hinauf fortführen könnte, und darum glaubt auch die Wissenschaft in der mosaischen Urkunde

an nichts so gerne als an den Satz: „Ich richte meinen Bund also mit euch auf, daß hinfort nicht mehr alles Fleisch verderbet soll werden mit dem Wasser der Sündfluth, und soll hinfort keine Sündfluth mehr kommen, die die Erde verderbe."

Was wird nun aber aus solchem Glauben auf dem Standpunkt unserer Hypothese? War der Hergang bei den Erdumwälzungen der oben von uns entwickelte, so verhält sich ja der heutige Zustand der Erde zu den vorausgesezten nächsten Ursachen jener Erschütterungen gerade so wie jeder frühere, und es ist gar kein Grund vorhanden, warum dasselbe, was schon öfters eingetreten ist, sich nicht morgen wieder ereignen sollte, da es seit Jahrtausenden gewiß, und vielleicht seit Millionen Jahren sich nicht mehr ereignet hat. So oft ein Comet in den Gesichtskreis der Erde kommt, wird gleichsam am Himmel eine Nummer einer ungeheuern Lotterie gezogen. Wir sehen der Operation ganz gemüthsruhig zu; wir wissen es ja, die Wahrscheinlichkeit, daß die Erde das schwarze Loos zieht, ist noch unendlich kleiner, als daß aus der Gewitterwolke über einer großen Stadt ein Bliz auf einen bestimmten Menschen fällt. Aber irgend einmal, wenn noch so spät, kommt dennoch der fatale Treffer für die Erde heraus und macht den uralten Gedanken, mit dem sich der Mensch trägt, den Weltuntergang, zur Wahrheit. Dieser Weltuntergang wird aber nichts seyn als eine Erneuerung der Erde, als die Zubereitung ihres Bodens für die Geburt und die Herrschaft eines Geschöpfs, in dem der Geistesfunken, der uns zu Herren der Erde macht, vielleicht ungleich stärker leuchtet und wärmt als in uns; und ob unsere Philosophie dieß für möglich hält oder nicht, darauf wird nichts ankommen.

Was uns bei dieser Vorstellung einer möglichen Zukunft besonders unangenehm berührt, das ist der Gedanke, daß der Mensch dazu verurtheilt seyn könnte, neben einem solchen besser gerathenen Ebenbilde Gottes auf Erden fortzuleben. Fast nothwendig würde er ja recht eigentlich der Homo desselben im Sinne des Feudalrechts, ihm dienstbar, arbeits- und zinspflichtig. Ein kläglicher Ausläufer einer alten ausgespielten Weltgeschichte in eine neue höhere hinein! Aber noch demüthigender ist für uns der Gedanke, daß wir von einem solchen begabteren Naturwesen kaum etwas mit mehr Bestimmtheit voraussagen können als das: es müßte in seiner Natur gar wenig mehr vom Menschen haben, wenn es diesen seinen Knecht besser hielte, als in dieser vorläufig besten Welt der weiße Mann den schwarzen und den rothen hält. Grausamkeit ist ein Charakterzug des Kindes, und jeder von uns mag ja beim Anblick des wunderlichen Weltlaufs in eine Stimmung gerathen, in der es ihm vorkommt, als ob der Mensch eben immer ein Kind bliebe. Warum sollte nicht nach uns die Herrschaft der Erde an ein Geschöpf fallen können, das durch seine ganze Anlage von vornherein berechtigt wäre, auf alle unsere Gedanken und Gefühle, auf unsere Bestrebungen, Hoffnungen und Befürchtungen, auf unsere Kunst und Poesie, und sogar auf die deutsche Philosophie als auf Kindereien herabzusehen?

Die beiden Freunde.

(Fortsezung.)

„Ich billige deinen Wunsch," antwortete der Geheimerath. „Geh mit Rudolf nach Berlin und setze dort deine bisherigen Studien fort. Bewahre dir nur deinen Charakter, deine Grundsäze und deine Sittlichkeit. Beobachte und denke viel, ehe du als Lehrer oder Schriftsteller auftrittst, und suche immer konsequent zu bleiben. Schilt Andere nicht unduldsam, indem du selbst die schmähst und tadelst, die nicht mit dir Einer Meinung sind, und zähle dich nicht zu den Philosophen, so lange Widerspruch dich noch erbittert, Kritik dich empört und Wahrheit dich empfindlich macht. Mache keinen Anspruch auf Philosophie, so lange du nicht als ein edles Beispiel von Gerechtigkeit, Besonnenheit und Muth dastehst und so lange du nicht deinen Gegnern zu vergeben und alle Kabalen und Intriguen zu verachten weißt. Doch ich bin für deine Zukunft nicht besorgt; ich kenne dein Herz und glaube, daß nicht bloß schöne Empfindungen, sondern auch hohe, edle Ideen im Herzen ihren Ursprung haben."

Oskar bezog in Berlin eine Wohnung im Hause eines Beamten, der ein Verwandter seines Vaters war, und Rudolf miethete in derselben Straße einige Zimmer. Dieser suchte gleich am Tag nach seiner Ankunft eifrig die Schriftsteller auf, von denen er so schmeichelhafte Briefe erhalten hatte, und wurde von ihnen sehr freundlich empfangen. Man schlug ihm vor, Mitarbeiter an einem Journal zu werden, und machte ihn mit den Aussichten bekannt, zu denen er sich bekennen mußte, da man bald einsah, daß er die Eigenschaften besaß, die man bei ihm zu finden wünschte, und nicht zweifelte, daß er es verstehen werde, sich Bahn zu machen.

Während Rudolf sich im Umgang mit seinen neuen Beschüzern und Gönnern den glänzendsten Hoffnungen überließ, gestaltete sich Oskars Lebensweise und seine Verhältnisse ganz anders. Der Beamte, in dessen Hause er wohnte, war mit der Schwester eines berühmten Malers verheirathet und sah viele Künstler in seinem Hause. Dieser Gesellschaftskreis war Oskar sehr willkommen und angenehm, da er die Künste liebte und es fühlte, wie ersprießlich es für jeden Schriftsteller ist, seinen Kunstsinn zu läutern und seine Freude an den

Schöpfungen der Kunst durch das Studium ihrer Regeln zu erhöhen. Oskar zeichnete nicht übel, er spielte das Piano, sang hübsch und nahm mit eben so viel Interesse als Aufmerksamkeit an den Gesprächen der Künstler Theil, die sich fast jeden Abend bei St., so hieß der Vetter, in dessen Hause er wohnte, versammelten. Mehrere dieser Künstler wurden seine Freunde; er besuchte sie in ihren Ateliers und sie begleiteten ihn zu den Kunstschätzen, an denen Berlin reich zu werden beginnt.

Es schmerzte ihn, daß er Rudolf fast gar nicht mehr sah. Vergeblich hatte er versucht, ihn bei St. einzuführen. Rudolf sprach gern, er wollte glänzen, aber sich nicht belehren lassen, und da es ihm an wahrem Kunstsinn und poetischem Gefühl fehlte, langweilte er sich in diesem Kreise und blieb nach einigen Besuchen weg. Seine Eitelkeit führte ihn aber immer zu Oskar zurück. Er traute diesem die höchste Meinung von seinen Talenten und seinen Fähigkeiten zu; ein hochmüthiger Mensch ist nicht fähig, wahre Freundschaft anzuerkennen und sie zu empfinden. Das Zartgefühl, die leise Schonung, die Achtsamkeit eines wirklich liebevollen Herzens waren in seinen Augen nur Huldigungen, die Oskar seiner Ueberlegenheit darbrachte, und in dem seelenvollen Freund sah er nichts als seinen Bewunderer. Aus diesem Grunde empfand er auch von Zeit zu Zeit immer von Neuem das Bedürfniß, Oskar von dem Beifall und den Auszeichnungen zu unterhalten, die ihm zu Theil wurden. Er kam daher, nachdem er zwei Monate lang nicht bei ihm gewesen war, wieder zu ihm, um sich zu rechtfertigen, daß er ihn so lange vernachlässigt hatte. Prunkend zählte er ihm die Arbeiten und die Beschäftigungen auf, die seine Zeit ganz in Anspruch genommen hatten, und versicherte ihm, daß er noch immer wie ehemals sein Herzensfreund sey. — Oskar freute sich wahrhaft seines Wiederkommens, und Rudolf kam nun bald auf das, was ihn eigentlich zu ihm geführt hatte.

„Mein Vertrauen zu dir," sagte er, „ist unbedingt und ich will es dir durch Mittheilung aller meiner Verhältnisse beweisen. Du sollst Alles wissen, was mich betrifft. Ich bringe dir hier ein Gedicht an X., das ich ihm vor einigen Tagen überbrachte, und das er mir heute Morgen mit einem Briefe zurücksandte, den du lesen sollst." Hier zog Rudolf sein Gedicht hervor und las es Oskar vor. Es war alltäglich, aber voll der fadesten Schmeicheleien. Dennoch lobte der große Dichter in seinem Brief das ausgezeichnete Talent seines jungen Freundes und munterte ihn zu ferneren Arbeiten auf.

Oskar verstummte vor Verwunderung. — „Du kannst wohl denken," fuhr Rudolf fort, „daß ich, wenn mein Gedicht gedruckt wird, diesen Brief mit abdrucken lassen werde." — „Das würde ich dir doch nicht rathen," erwiderte Oskar. — „Und warum nicht?" — „Es kommt mir nicht schicklich vor, sein eigenes Lob selbst drucken zu lassen." — „Das ist aber jetzt ganz allgemein gebräuchlich. Ein Schriftsteller läßt nicht nur unbedenklich Verse und Briefe zu seinem Lobe abdrucken, sondern er kann auch in einer Vorrede die Schmeicheleien anführen, welche man ihm mündlich gesagt hat; es steht ihm sogar frei, etwas Hübsches, Geistreiches, Pikantes zu erfinden, das man dann irgend einem seiner Gönner in den Mund legt, der sich das gefallen läßt und es gern adoptirt, oder auch einem verstorbenen Freund. Wie wäre es auch ohne solche kleine poetische Freiheiten möglich, daß so Mancher in wenigen Monaten berühmt werden könnte!"

(Fortsetzung folgt.)

Wahrheit und Traum.

Unter Abendgold und Düften
Blühenden Granatenbaums
Wiegten Nachtigallen singend
Mich hinaus in's Meer des Traums.

Aus der Fluth stieg eine Nixe,
Gold das Haar, voll Schönheitsthau,
Sonnenstrahlend ihre Augen,
Wie das Traummeer tief und blau.

Morgens lagst du mir am Halse:
Was ich Nachts im Traume sah,
Hatt' ich lebenswarm am Tage
Und in süßster Nähe nah.

Und ich fühlt' im holden Netze
Deiner weichen Arme klar,
Daß der schönste Traum ein Schatten
Vor der schönen Wahrheit war.

Wieder seh ich dich im Traume,
Gold das Haar, voll Schönheitsthau,
Sonnenstrahlend deine Augen,
Wie das Traummeer tief und blau.

Schön wie einst die Liebesgöttin
Schwebst du auf dem Meeresschaum:
Doch was Nachts im Traum ich sehe,
Bleibet ach des Tags ein Traum.

Abendgold und Nachtigallen
Schwanden wie die Blüth' am Baum:
Glück, heut lebenswarm umarmet,
Morgen ist's nur noch ein Traum.

W. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, August.

Eisenbahnprojekte. — Die Badesaison. — Volksfest in Darmstadt.

Die Frage einer Verbindung der Stadt Mainz mit der pfälzisch-französischen Bahn (Mainz-Ludwigshafen-Bexbacher Eisenbahn) ist bis heute noch nicht entschieden. Das provisorische Comité hat bei der hessischen Regierung um die Concession nachgesucht, die Regierung hat aber vorerst ausweichend geantwortet und gesagt, der Gegenstand müsse den Ständen zur Gutheißung vorgelegt werden. Indessen fühlt man mit jedem Tage mehr, wie dringend diese Lebensfrage für Mainz ist, man fühlt aber auch, daß die Stände der jenseitigen Provinzen sich nicht eben sehr geneigt zeigen werden, eine Bahn gut zu heißen, die der jenseitigen Bahn (Main-Neckarbahn), mit der die diesseitige parallel läuft, offenbar Abbruch thun würde. Um diesem vorzubeugen, möchte man gar zu gerne Mainz überreden, es solle sich begnügen mit einem Anschluß an die Main-Neckarbahn durch eine Seitenbahn zwischen Mainz und Darmstadt, und wirklich ist dieser Tage eine Schrift hier erschienen, die diesen Plan auf gewandte Weise plausibel macht, nur daß leider das Prinzip falsch ist; denn nie und nimmer kann uns diese Seitenbahn ersetzen, was uns die selbstständige Mainz-Ludwigshafener Bahn bringen würde. Der Ideengang dieser Schrift hat scheinbar Vieles für sich; allein es ist absichtlich dabei der große Vortheil übersehen, welchen uns die Mainz-Ludwigshafen-Bexbacher Bahn einerseits durch ihre direkten Beziehungen zu Frankreich, andererseits durch ihre Beziehungen zu der Schweiz und Italien gewähren muß, und eine künstliche Verbindung mit der den Süden und Norden Deutschlands verbindenden Main-Neckarbahn würde uns schlecht dafür entschädigen.

Die Badesaison in unsern nachbarlichen Kurorten will dieses Jahr durchaus nicht blühend werden; der Unsegen der Witterung drückt sie hart; die Vermiether sind übel gelaunt, und selbst an den grünen Tischen ist es, Sonntags ausgenommen, ziemlich öde. Wiesbaden führt zwar in seiner Kurliste zwischen acht- bis zehntausend Fremde auf, allein das sind meist solche, welche bloß vorübergehend diesen Badeort betreten, die Zahl der permanenten Gäste ist ungewöhnlich klein. Viele kamen auch in der Absicht, länger zu verweilen, allein als sie sahen, daß die regnerische Witterung constant zu werden schien, eilten sie, wieder wegzukommen. Im Ganzen ist das Leben bewegt, aber wenig glänzend; es fehlt an einer vornehmen Badewelt. An künstlerischen Notabilitäten ist kein Mangel, aber sie kommen selten zur öffentlichen Produktion, und wenn sie dazu kommen, machen sie nichts weniger als glänzende Geschäfte. Dasselbe ist von den Bazars in den beiden Colonnaden zu sagen; sie sind reich und schön ausgestattet, aber es fehlt den Fremden an Kauflust; die bösartige Witterung mißstimmt sie. Der Spielpächter Chabert läßt's zwar an Verlockungen nicht fehlen, an Bällen, Reunionen, musikalischen Produktionen im Freien, aber die allgemeine üble Laune vermag er nicht zu verbannen. — Das Bad Homburg v. d. H. ist zwar verhältnißmäßig sehr stark besucht, aber dorthin flüchtet sich meist der Theil der Badereisenden, welcher der Fortuna opfern will. Die Gebrüder Blanc, die Unternehmer der Bade- und Spielanstalt, geben den Spielern einige Vortheile, und das zieht an. Dennoch sollen diese Spielpächter in den lezten drei Jahren an zwei Millionen Gulden gewonnen haben. Es ist fürchterlich, wenn es wahr ist, und leider ist kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, denn das Spiel ist hier gar nicht mit dem Wiesbadener zu vergleichen; es ist hier bitterer Ernst, es handelt sich sehr oft um große Summen, um Reich und Arm, um Leben und Tod. So jung diese Spielanstalt ist, so sind hier doch schon mehr Opfer gefallen als in den andern, und nur allein in dieser Saison weiß man von drei Selbstentleibungen in Folge des Spiels. Wie schade, daß diese Pest hier haußt! man kann sich nichts Reizenderes denken, als den Aufenthalt in Homburg. Auch verschönert und vergrößert sich diese einst so unbedeutende Stadt mit jedem Tage. — Was die übrigen nassauischen Hauptbäder betrifft, so scheinen sie etwas aus der Mode kommen zu wollen. Ems und Schwalbach sind sehr schwach besucht, es ist nichts mehr da zu sehen von der ehemaligen Lebendigkeit, und was hinkommt, sind wirklich Sieche. Vortrefflich gestaltet sich dagegen Soden, dieser liebliche, idyllische Aufenthaltsort, ganz geschaffen für die süße Ruhe und Behaglichkeit des Badelebens. Diesem Ort wenden sich daher besonders diejenigen zu, welche sich erholen wollen von physischen und geistigen Anstrengungen; namentlich wird Soden von Künstlern und Gelehrten aufgesucht, und in diesem Jahre waren hier viele literarische und wissenschaftliche Notabilitäten versammelt. — Endlich Kreuznach; dieser Kurplatz hebt sich mit jedem Jahre mehr, er theilt mit Homburg die Erbschaft der frühern Blüthe der Taunusbäder, nur daß er nicht mit Homburg das Laster des Spiels theilt. Aber wer weiß, was noch kommen kann!

Im Augenblicke, wo ich dieses schreibe, wallfahrtet halb Mainz nach Darmstadt zu den großen Festen, welche dort bei Gelegenheit der Enthüllung der Statue Ludwigs I. veranstaltet werden. Das ganze Land nimmt an diesem patriotischen Feste Theil, und die Rheinhessen, die jüngsten Angehörigen des Großherzogthums, haben Ursache genug, nicht zurückzustehen. Fragen wir die Erfahrung von beinahe drei Decennien, die uns zur Hand steht, ob die politischen Zustände während der Fremdherrschaft einen Vergleich aushalten mit denen der jezigen Regierung, so muß der unbefangene Sinn verneinend antworten. Alle Achtung vor Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, die uns als Erbtheil der Fremdherrschaft geblieben ist; aber das war auch Alles, und die Rheinprovinz mußte diese Wohlthat durch unsägliche Opfer erkaufen. Mit dem Eintritt der hessischen Regierung begann dagegen eine neue, glückliche Aera. Vor Allem brachte die neue Regierung den guten Willen mit, die furchtbaren Wunden zu heilen, und es gelang ihr dieses auch nach und nach; denn sie fand fleißige Bewohner, fruchtbaren Boden, glückliche Lage und die Gunst des Friedens, und unter diesen Auspicien war an baldiger Genesung nicht zu zweifeln. Ludwig der Erste, der treffliche Fürst, dem so eben das Land den Tribut des Dankes auf so großartige Weise darbringt, war als Regent groß, als Mensch liebenswürdig, als Beschüzer und Beförderer von Künsten und Wissenschaften ruhmgekrönt. Er hat sein Volk milde und väterlich regiert, er hat dem Staat die feste Grundlage einer freisinnigen Verfassung gegeben, er hat den Wohlstand des Landes gehoben und in alle Kreise den Keim zu gutem Gedeihen gelegt, und in schweren Zeitläufen kräftig, groß und edel dagestanden. Ist es da ein Wunder, daß das Volk sein Andenken ehrt, daß es mit Begeisterung und Liebe das äußere, greifbare Zeichen einer ehernen Unsterblichkeit zur Ausführung brachte?

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 10. September 1844.

— Wir lernen stets und stets,
Stets laßt uns lernen! Laßt uns fröhlich sä'n,
Im Nebel auch: die Ernte kommt gewiß.
Herder.

An Herder.

Vorgetragen am Herderfest zu München am 25sten August.

In Formeln starr, in Fesseln eng und dumpf
Lag noch das Wissen und mit ihm das Leben;
Noch fühlte sich die Dichtung bang und stumpf
Und fremder Satzung sklavisch hingegeben.
Nur hier und da am deutschen Horizont
Ließ sich ein karges Dämmerlicht erspähen, —
Doch blieb des Wissens Tiefland unbesonnt —
Da bautest du uns auf die „Propyläen!"

Zwar Propyläen nur; doch mächtig war
Zum innern Heiligthum die Eingangspforte;
Dran prangte eine Inschrift rein und klar —
Licht, Leben, Liebe! * lauteten die Worte.
Licht, Leben, Liebe! Haben wir das Licht,
Das Leben und die Liebe? Ach, wir sehen
Vor Nebeln noch der Menschheit Sonne nicht —
Wir stehn noch immer an den Propyläen!

Fort — riefest du — das enge Kunstgesetz,
Womit sich der geschulte Dichter brüstet,
Womit er, wie mit einem feinen Netz,
Die leichtbetrogne Menge überlistet!
Was tief im Volke lebt, das ist der Keim,
Aus dem der Dichtung Pflanze muß erstehen!
Und wieder find' ich meinen alten Reim:
Wir stehn noch immer an den Propyläen!

Und weiter riefest du, Feind aller Kunst,
Die Verse kittet statt geweihter Strophen:
Fort mit dem Nebel, dem erlognen Dunst
Der falschen schulgewandten Philosophen!
Gesunder Sinn gibt schlicht und wahr sich kund,
Einfache Saat gibt doppelt Frucht zum Mähen!
Wohl sprachst du wahr; doch wieder klagt mein Mund:
Wir stehn noch immer an den Propyläen!

Das sollt ihr wissen — sprachst du — die Natur,
Der Erde Leben und die Weltgeschichte,
Ein Ganzes, Allgemeines sind sie nur,
Und ordnen sich von selbst wie zum Gedichte.
Was heut entkeimt, trägt Frucht in ferner Zeit,
Was hier geschieht, wirkt dort auch ein Geschehen —
Welch weite Aussicht! — und doch, welches Leid:
Wir stehn noch immer an den Propyläen!

* Licht, Leben, Liebe! bekanntlich der Loosungsspruch Herders, welcher auch seine Grabschrift geworden ist.

Du lehrtest uns: die heil'ge deutsche Kraft,
Die, was da wälsch und römisch, überwunden,
Von Neuem trete sie in Blüth' und Saft,
Von Neuem sey die deutsche Gluth entzunden,
Von Neuem schmücke sich das deutsche Land,
Durch Einheit stark, mit glänzenden Trophäen!
Doch sind die Herzen wirklich auch entbrannt?
Wir sind noch immer an den Propyläen!

Ein Hirt und Eine Heerde — riefst du aus —
Die Menschheit nur ein einz'ger Bund von Brüdern!
Und alle Länder nur ein einzig Haus,
Ein Körper nur mit wohlgefügten Gliedern!
Ja, einen allgemeinen einz'gen Bund
Von Mitternacht bis Mittag sollt Ihr sehen! —
Du legtest zu dem Tempel wohl den Grund: —
Wir aber sind noch an den Propyläen!

Hermann Marggraff.

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

„Ich gestehe dir, daß ich nicht begreife, wie ein Schriftsteller, ohne das ganze Publikum zu empören, einen so hohen Grad von Eitelkeit und Eigenliebe verrathen darf." — „Was thut denn das? Das Publikum wird dadurch wirklich empört und tadelt den sich selbst lobenden Schriftsteller; aber es glaubt ihm deßhalb doch und nimmt sowohl den unbescheidenen als den bescheidenen Schriftsteller beim Wort. Tritt demüthig und bescheiden auf, und das Publikum wird glauben, daß du dir Gerechtigkeit widerfahren lässest und daß, wie man zu sagen pflegt, nicht viel dahinter ist; wage es dagegen nur, dich selbst recht keck und zuversichtlich zu loben, und es wird gleicher Meinung seyn; man wird deinen Stolz tadeln, aber zugleich deine Talente bewundern." — „Welchen Werth kann aber der Beifall eines solchen Publikums für uns haben?"

„Nun, warum schreibt man denn? Geschieht es, um die Menschen aufzuklären und um sich Ansprüche auf ihre Achtung und Dankbarkeit zu erwerben? oder etwa, weil die innere Fülle unserer Herzen unwiderstehlich hervorzuströmen begehrt? — Von solchen Gründen spricht man wohl in einer Vorrede; aber ich kann dich nicht mehr für so unerfahren halten, daß du sie für baare Münze halten solltest. — Man schreibt, um seinen Namen berühmt zu machen und weil schriftstellerischer Ruhm uns behülflich werden soll, Geld, viel Geld zu verdienen. Auch bleibt es immer angenehm, den Beifall der Menge einzuernten, wenn man gleich den großen Haufen, Publikum genannt, verachtet."

„Glaubst du denn wirklich, daß ein durch solche unwürdige Kunstgriffe erhaltener Ruf dauernd seyn kann?" — „Er wird wenigstens schnell erworben, und das ist die Hauptsache. Das Leben ist flüchtig und seine Dauer ungewiß; nun ist es aber thöricht, ein Gut, das man zu besitzen wünscht, geduldig zu erharren, wenn man es durch Thätigkeit und Geschicklichkeit schnell erhalten kann." — „Was wünschest und begehrst du denn eigentlich vom Leben?" — „Auszeichnung, persönliches Ansehen, Einfluß, Geld und Ehre." — „Und was verstehst du unter persönlichem Ansehen und persönlichem Einfluß?" — „Ich will zu den Häuptern der herrschenden Partei in unserer Literatur gehören; ich will Freunde, Anhänger, Lobpreiser, Schützlinge und Feinde haben."

„Auch Feinde?" — „Ja, es ist durchaus nöthig, daß man in Gesellschaften und in einer Vorrede von seinen Feinden sprechen kann; sie sind einem Schriftsteller bei vielen Gelegenheiten sehr nützlich; sie verschaffen ihm Gelegenheit, sich, wo er es nöthig findet, als einen Mann darzustellen, der um der guten Sache willen verfolgt wird, und dabei kann man auf feine Weise zu verstehen geben, daß man nur aus Neid gehaßt wird. Dieser Kunstgriff ist freilich ein wenig alltäglich geworden; allein er ist noch immer wirksam und leistet noch dieselben Dienste. Kurz, es gibt tausend Fälle, in denen es sehr viel werth ist, Feinde zu haben. Alle kleine Widerwärtigkeiten und Unfälle, die Einem begegnen, ungünstige Recensionen u. s. w. setzt man auf ihre Rechnung und gibt sie für ein Werk der Kabale aus."

„Du bist also befriedigt, wenn dir deine Mitwelt nur für den kurzen Augenblick der Gegenwart Beifall zollt?" — „Aus dem Ruhm, der mir nach dem Tode zu Theil werden könnte, mache ich mir durchaus nichts; diese Spanne meines Daseyns ist mein, und ich will das Leben genießen und gehöre zu den Leuten, die, ohne sich um ihre Nachkommen zu kümmern, ihr ganzes Kapital auf Leibrenten legen. Ich achte und liebe die Menschen nicht genug, um es zum Zweck meines Lebens zu machen, für ihr Wohl zu wirken und ihnen nützlich zu werden; auch sind sie viel dankbarer gegen den, der sie amüsirt und sie betrügt und täuscht, als gegen einen, der sie zu belehren sucht und sich für sie aufopfert. — Wenn man sich bei der Menge den Ruf eines tiefen Denkers erwerben will, so braucht man nur ein recht langweiliges Buch zu schreiben." — „Das wird aber Niemand lesen." — „Aber es wird bewundert, und man schreibt ein Buch dieser Art auch nur, um seinen Ruf als Denker und Philosoph zu begründen." — „Das kann doch nur dein Scherz seyn, Rudolf?" — „Es ist mein voller Ernst und

ich will dir davon einen ganz unwiderleglichen Beweis geben. Wir sind ja allein und ich weiß, ich kann auf deine Verschwiegenheit rechnen. Sieh, Oskar, wenn du das ausplaudertest, was ich dir vertrauen will, so würde es den Verlust aller meiner Gönner und Freunde, aller meiner Hoffnungen nach sich ziehen." — „Hoffentlich bedarf es nicht erst meines Versprechens, um dich darüber zu beruhigen."

„Du hast das Werk von *** gelesen; es ist so fürchterlich langweilig, daß gewiß Niemand es über sich zu gewinnen vermag, es ganz durchzulesen. Es fehlt dem Verfasser nicht an Geist und scharfsinnigen Ideen, allein sein Styl ist so schlecht, so verworren, daß man in dem ganzen Büchelchen nicht eine Stelle findet, die man citiren könnte und möchte, und doch hat das Werk seinen Verfasser berühmt gemacht, weil er viele Freunde hat, die es übertrieben und mit anscheinender Begeisterung dem Publikum angepriesen haben. Keiner aus dem großen Haufen der gewöhnlichen Leser hat nun den Muth zu gestehen, daß es ihn ganz unerträglich gelangweilt hat, jeder gibt sich die Miene, es für ein Meisterwerk zu halten. Wer nur die erste Seite desselben gelesen, oder es auch nur dem Namen nach kennt, spricht sich doch höchst beifällig darüber aus, und sieh, mein Freund, auf solche Art bedarf es nur einiger Stimmen, um von einem Echo zum andern allgemein gelobt zu werden. Darum halte ich es auch mit der Intrigue und lege so großen Werth auf diesen Brief des alten Poeten, der mir gute Dienste leisten soll. Ich bin noch nicht bekannt und bedarf der Unterstützung, um auf der Laufbahn, die ich betreten habe, mein Glück zu machen." — „Aber welchen Werth kann *'s Lob für dich haben? Er hat es ja immer an höchst mittelmäßige Talente verschwendet, und so viel ich weiß, hat er sich nie entschließen können, unter den jüngern Dichtern ein wahrhaftes Talent anzuerkennen." — „Du kannst aber doch nicht leugnen, daß es unter seinen eifrigsten Anhängern auch viele ausgezeichnete Männer gibt, und ich werde daher streben, diesen zugezählt zu werden."

Hier machte der Besuch eines Freundes einer Unterredung ein Ende, die Oskar zu betrübenden Aufschlüssen über den Charakter seines Freundes verhalf. — Nach Verlauf einiger Tage kam Rudolf wieder zu Oskar und bot ihm an, ihn in ein Haus einzuführen, wo sich, wie er sagte, alle Abende ein Kreis ausgezeichneter Menschen versammle und er die geistreichste Gesellschaft Berlins kennen lernen werde. „Madame K.," sezte er hinzu, „soll in ihrer Jugend einige kleine Abenteuer erlebt haben, und man hat viel von einem zärtlichen Verhältniß mit einem jungen schönen Diplomaten gesprochen; das ist aber lange her und vielleicht verdankt man ihrer eigenen Erinnerung an jene Zeit die Milde, mit der sie alle jungen Frauen ihres Kreises beurtheilt. Sie macht ein gutes Haus und wird allgemein geachtet. Soll ich dich heute Abend bei ihr einführen?"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

Brigittenauer Volksfest. — Moralität.

Auch wir müssen in die allgemeine Klage einstimmen, daß der heurige Sommer für uns so gut als ein verlorener ist. Das fast beständig trüb hernieder sehende Auge des Himmels lächelt uns keine Illusionen mehr zu. Ueberdieß von so vielen Seiten her der Jammerruf der durch die Elemente Verunglückten. So eben vernehmen wir im traubengeschmückten Donauthale die Kunde von winterlichem Schneefall in den oberösterreichischen und steyerschen Bergen. Aber allen sibirischen Ahnungen und zu Wasser gewordenen hesperischen Hoffnungen zum Trotz behauptet unsere unverwüstliche Wiener Lebenslust den Platz und hält, ähnlich dem Prinzen in der Zauberflöte, allen Nöthen und Proben Stand. Nun müssen Sie wissen, daß wir in diesem Augenblick im Stadium der Kirchweihfeste (Kirchtage, oder auch kurzweg „Kirtage" genannt) leben, in jenem Intermezzo zwischen eben vollendeter Getreideernte und nahender Herbstlese. Der Kirchtag ist der Fasching des Nachsommers, und die Kirche that ganz recht, das allgemeine Kirchweihfest als Dankjubelfeier in diese Zeit zu verlegen. Die Hauptstädter, diese Kinder Babylons, säen und ernten zwar nicht, aber sie heischen darum nicht minder ihren Freudenantheil, und da geschieht es denn wohl, daß derselbe in überschwenglichem Maße genossen wird. An allen Ecken und Enden unzählige Ankündigungen von brillanten Kirchtagsfesten, die insofern einer Erntefeier zu vergleichen sind, als sie in der That Ernten für Meister Strauß, seine musicirenden Genossen und die spekulativen Wirthe sind. Der Prototyp aller dieser Kirchtagsfeste ist wohl das am 28. und 29. Juli in der Brigittenau abgehaltene, jenes berühmte alte Volksfest, bei dem sich nicht weniger als 30—40.000 Menschen einzufinden pflegen und wobei es schwer wird, Akteurs und Zuschauer zu unterscheiden, zumal von leztern jeder unwillkührlich eine Rolle, und wäre es auch nur eine Statistenrolle, übernimmt. Das bunteste Gewirre und Gedränge, burleskes und barockes Treiben, Jux, der Wiener Jocus, an allen Ecken. Ein Jahrmarkt von Plunderkrämern im großen Style, ein gewaltiges Feldlager, wo Hanswurst Herr und Generalquartiermeister ist. Man müßte mit dem Pinsel eines van Ostade malen, um dieses buntbewegteste aller Genrebilder naturgetreu wiederzugeben. Das Fest währt zwei Tage und Nächte; es versteht sich, daß leztere gerade keine venetianischen oder maurischen, sondern eben nur Wiener Nächte sind mit Brigittenauer Romantik. Einen wirklich interessanten Ueberblick des weiten, menschenbesäeten und gleichsam den Bivouak einer in der Auswanderung begriffenen Stadtbevölkerung bildenden Terrains gewährte eine eigens zu diesem Zwecke errichtete balkonartige Tribüne, als Proscenium des so eben eröffneten „Wohlthätigkeitsparkes," also genannt nach seiner nunmehrigen Bestimmung, allen künftigen Wohlthätigkeitsfesten und Humanitätsunterhaltungen als Schauplatz zu dienen. Zu diesem Behufe ward er auch dießmal mit

allen möglichen Festarrangements, unter anderem auch mit einer Darstellung der bayerischen Walhalla eingeweiht. Auf dieser Stätte hatte sich vordem das sogenannte Colosseum, ein Mikrokosmus von Spielen, Zeitvertreib und Sehenswürdigkeiten aller Art für die kleine und große Kinderwelt, erhoben; nachdem es für eine Weile verschwunden war, ist es nunmehr unter dem pomphaften Titel „Universum" wieder neu in's Leben getreten. Dergleichen pomphafte und anspruchsvolle Benamsungen für neue Unternehmungen sind nun einmal in Wien Mode, wie z. B. Daum's „Elysium" beweist, dessen Anpreisungen ein ganzes Füllhorn von Hyperbeln erschöpft haben, für Wien aber sehr charakteristisch sind. Eine historische Merkwürdigkeit der Brigittenau ist die dort befindliche, vom Erzherzog Leopold Wilhelm zum Danke und Andenken, daß eine schwedische Kanonenkugel dicht an seiner Seite in den Boden schlug, ohne ihn zu verletzen, errichtete Votivkapelle. Höchst wahrscheinlich sieht die Brigittenau, jezt noch ein wildes Gebüsch- und Haideland, in Kurzem ihrer gänzlichen Ausrodung und Umgestaltung zu Ansiedlungen entgegen; wenigstens ist bereits der Anfang zu Bauten gemacht, die sich, nach dem Vorbilde der heutigen Leopoldstadt, einstens zu einer neuen Vorstadt erweitern dürften. Wien sezt überhaupt gewaltige, vom schnellsten Wachsthum zeugende Jahrringe an. Dieses rasche Zunehmen ist schwerlich ein Segen. Die bisherige Erfahrung lehrt, daß es schon schwer genug hält, eine halbe Million Menschen in gesetzlichen Schranken zu halten, den Auswüchsen zu wehren und mit der polizeilichen Quarantaine gegen die rasch wuchernde moralische Lepra auszulangen. Manches Vorkommniß seit Jahr und Tag hat deutlich auf ein in den untern Schichten der Gesellschaft grassirendes Uebel hingewiesen und gezeigt, wie schwer es ist, mit äußeren, palliativen Schutz- und Gewaltmaßregeln eine auf verhältnißmäßig geringem Raume anschwellende und sich in den untern Regionen bedrängende Bevölkerung in die Kreise der Ordnung und Gesittung zu bannen. Namentlich hat die nächtliche Unsicherheit auf offener Gasse in lezter Zeit zugenommen, und mehr als ein raubmörderisches Attentat gelangte zur Kenntniß des Publikums, was nicht geringe Besorgniß erregte, obgleich von Seiten der Polizei und des Militärs keine Mühe gespart wurde. Die frechsten Excesse wurden von der unter dem Namen „Kappelbuben" bekannten und berüchtigten liederlichen Bande junger, arbeitsscheuer, physisch und moralisch verdorbener Menschen begangen. Ausgeartete, den gröbsten Ausschweifungen ergebene Bursche, im Bunde mit gesunkenen Dirnen, treiben sich nächtlicherweile auf den Glacien und in den Winkeln der Straßen herum, überfallen oder verlocken den zur späten Stunde nach Hause Eilenden und begehen an ihm mitunter die empörendsten Excesse. Was mit dieser jungen, der Geseze spottenden, beispiellos frechen Pest der Bevölkerung beginnen? Sie in den „weißen Rock stecken" (zu Soldaten machen), wie man es sonst in ähnlichen Fällen zu thun pflegte, damit der Korporalstock das Krumme biege? Leider nein, dazu ist der physisch verdorbene Bursche ganz und gar unbrauchbar. Ihn in's Arbeitshaus stecken? Diese Anstalten sind ohnehin überfüllt und er kommt ungebessert wieder heraus. Da dünkt mich noch der Vorschlag Hans Jörgels, des mitunter etwas zu derben Volksschriftstellers und Nachfolgers weiland Eipeldauers, noch der plausibelste: „man schicke die Kappelbuben auf eine der öden dalmatinischen Inseln und gründe dort eine Verbrecherkolonie." Dem Vernehmen nach scheinen die Behörden diesen im vollen Ernste gemeinten Vorschlag wirklich zu beachten.

(Fortsetzung folgt.)

Mainz, August.

(Schluß.)

Die rheinische naturforschende Gesellschaft. — Die Mainzer Oper in Belgien.

Nach zehn Jahren redlicher Bemühungen und Aufopferungen im Interesse der Wissenschaft und zur Ehre der Vaterstadt hat die hiesige rheinische naturforschende Gesellschaft kürzlich das Erinnerungsfest ihres Entstehens gefeiert, ein Fest, das auf alle Theilnehmer den freudigsten Eindruck gemacht hat. Dieser Verein darf mit großer Befriedigung auf sein zurückgelegtes Decennium sehen, und Mainz betrachtet ihn einigermaßen als Fortsetzung jener verloren gegangenen Hochschule, welche der Raub einer schweren Zeit wurde, weßhalb man hier auch an die neue Anstalt gewissenhaft alle wissenschaftlichen Strebungen, Hoffnungen und Thätigkeiten anlehnt. Die Gesellschaft ist bereits im Besize einer naturhistorischen Sammlung, die wie durch einen Zauberschlag im Verlaufe von wenigen Jahren mit geringen Mitteln gegründet wurde und doch schon eine Zierde der Stadt ist und mit ähnlichen Sammlungen unserer Nachbarstädte ganz wohl wetteifern kann. Diese werthvolle Sammlung wird in unserer Zeit, wo die Naturwissenschaften so mächtig in den Lebensverkehr eingreifen, für die Jugend eine reiche Quelle der Belehrung, Veredlung und Bildung. Die Festrede des Präsidenten der rheinischen naturforschenden Gesellschaft wählte zu ihrem Thema „die Bedeutung dieses Instituts für Mainz," und sie hat mit großer Klarheit den Gegenstand erschöpft und die Anstalt mit Recht dem fortdauernden Wohlwollen der Bewohner empfohlen.

Unsere Oper, welche zwei Monate lang in Gent, Antwerpen und Brüssel deutsche Opernvorstellungen gab, ist jezt aus Belgien zurückgekehrt, und sie darf sich rühmen, in diesem Lande einen guten Eindruck zurückgelassen zu haben. Wenn das Unternehmen für die Direktion weniger lucrativ als ruhmvoll war, so liegt das in den Verhältnissen. Die belgischen Theaterdirektoren nehmen, wenn sie fremden Gesellschaften ihr Terrain einräumen, vor allen Dingen die Hälfte der Einnahme für sich. Daß der deutsche Unternehmer unter solchen Umständen nichts gewinnen kann, versteht sich von selbst, und es ist thöricht von deutschen Direktoren, daß sie sich mit den belgischen Collegen auf solche Bedingungen einlassen. Erst in Brüssel, weniger in Gent und Antwerpen, feierte die deutsche Kunst ihren eigentlichen Triumph, und das ist natürlich; in Brüssel herrscht bedeutende musikalische Bildung, dort sind gewichtige musikalische Institute, Kräfte und Organe concentrirt, dort kennt und ehrt man die deutschen Musikheroen fast mehr als in Paris. Dagegen haben Mozart und Beethoven in Gent und Antwerpen kaum mehr Enthusiasmus erregt als Bellini; das Publikum verlangte Norma von der deutschen Gesellschaft, und erhielt sie auch. Diese Oper soll in Gent am meisten gefallen haben. In Brüssel gab die Gesellschaft acht Opernvorstellungen unter großem Beifall und großem Zudrange, nämlich Kreuzers Nachtlager, Don Juan, Fidelio, die Zauberflöte, den Freischüz, und mehrere dieser Opern wurden wiederholt gegeben. Die Kritiken der dortigen Blätter analysiren die Vorstellungen genau; sie sind sehr umfassend, meist enthusiastisch lobend, immer für die Gesellschaft und die deutsche Kunst sehr ehrenvoll.

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 11. September 1844.

Wald, Hügel, Flächen, Wiesen, Feld,
Zum Garten prächtig umbestellt;
Vor grünen Wänden Sammetmatten,
Schnurwege, kunstgerechte Schatten,
Cascadensturz, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Wasserstrahlen aller Art.

Goethe.

Auf der Eremitage bei Bayreuth.

Nachdem wir den Park wieder einmal nach allen Richtungen durchzogen, die langen Alleen durchschritten, die Lustschlösser, Tempel, Pavillons, Grotten und Wasserwerke u. s. w. betrachtet haben, ruhen wir im tiefen, geheimen Schatten eines abgelegenen Gebüsches, das kaum einzelne schüchterne Sonnenblicke durchzucken, von der Wanderung aus. — Was ist's, das mit seltsam gemischten, wehmüthig süßen Empfindungen unsere Brust erfüllt? — Es sind die Erinnerungsbilder aus früherer Vergangenheit, die wie die leichten Schatten einer stillen Sommerwolke in die feste, helle Gegenwart hereindämmern.

Wenn ich sonst als Knabe oder zarter Jüngling in diesem Garten wandelte, mit welchem Schauer der Ehrfurcht vor allem irdisch Großen und Fürstlichen ging ich an den Schlössern und den andern Gebäuden, vor den Grotten und Bildsäulen vorüber! Wie war mir Alles so neu, so seltsam, so herrlich und groß! Die Kaiserköpfe, oder was sie sonst bedeuten, sahen von ihren Gesimsen dominirend auf mich herab und verlangten den Tribut der Achtung, sie, die ich jezt kaum oder fast mit Lächeln betrachte. Die starren Bildsäulen von Göttern und Menschen — gerade nicht alle Meisterwerke der bildenden Kunst — fesselten mein Auge und versezten mich in die alte Götter- und Menschenwelt. Die Tritonen und Wasserungeheuer da unten in den Bassins, die nun, mit Moos überdeckt, halb verwittert, gar gräulich und verzerrt und anstieren, erschienen mir als wundersame lebende Wesen. — Ein Knabe vom Land hat schon vor den Alleen einer Stadt, die wie starre Grenadiere in Reih und Glied dastehen, Respekt, geschweige vor Palästen, Domen, Lustschlössern, Kasernen. Und wirklich, jedes größere stattliche Gebäu und jeder große, künstlich geordnete Garten, der ja selbst wieder eine Architektur ist aus Pflanzen und Bäumen und Springbrunnen, und ohne Pavillons oder Lusthäuser nicht leicht besteht, hat etwas Aristokratisches, das in unerfahrenen kindlichen Gemüthern das Gefühl einer heitern Ehrfurcht erweckt. Noch jezt betrachten ja wir Erwachsenen hohe Thürme und Kirchen mit besonderer Ehrfurcht. Und so hatte jener, vom tollen Gleichheitsschwindel ergriffene Franzose im Grunde Recht, als er den närrischen Antrag stellte, den Straßburger Münster als eine aristokratische Höhe abzutragen. Der Gedanke war wenigstens nicht toller, als jener, den der große Alexander wirklich ausführte, als er nach dem Tode seines geliebten Hephästion befahl, die Zinnen der Städte abzutragen, damit auch diese zu trauern schienen.

Hier in diesen Räumen, wo seit einem Jahrhundert schon so viele Große der Erde verweilt, sich gefreut,

genossen, gelangweilt und gelitten haben, hier ist wohl die Bemerkung an der rechten Stelle, daß überhaupt in jeden plebejisch geborenen Menschen eine gewisse Scheu oder Achtung vor allem Fürstlichen und Aristokratischen gelegt ist und daß diese erst später durch Erfahrung, Lektüre (besonders der großen Alten), durch eigenes Selbstgefühl und wohl auch durch das Benehmen so mancher Fürsten selbst, oder derer, die in ihrer näheren Umgebung sind, sehr geschwächt, wenigstens zurückgedrängt wird. — Als Knabe stellt man sich unter den Hohen der Erde nur Glückliche und solche vor, die wieder beglücken; ein Prinz ist fast wie jener im Mährchen, eine Prinzessin ist an sich schon eine höhere Schönheit im verklärten Licht; ja schon ein Hofkammermädchen — in welchem Reize steht es da vor dem jugendlichen, verschönernden Sinn! Auch erscheinen wirklich die Fürsten auf ihren Reisen z. B. wie das blinde Glück, das dem Ersten Besten seine Gaben zuwirft, oder wie die Feen der Mährchenwelt, die oft über Schlafende ihre Segnungen ausstreuen.

Gern möchte ich alle die Jugendgefühle wieder zurückgenießen, aber die nähere Vergangenheit mit ihren Leiden und Freuden und die unmittelbare Gegenwart drängen sich störend ein. Alles stimmt zu männlichem Ernst, den nur der Gedanke an menschliche Schwäche und Thorheit etwas mildern kann.

Ueber ein Jahrhundert ist über diesem Park hingegangen. Das sind wenige Worte und leicht gesprochen, aber der Sinn ist schwer, ergreifend. Hätte der Gründer dieser gesellschaftlichen Einsiedelei sich jemals träumen lassen, was diese Räume nach seinem Hingang Alles erleben mußten? — Es war ein kräftiger deutscher Fürst aus dem Jahrhunderte Ludwig des Vierzehnten, ein Kriegsdegen ohne wissenschaftliche Bildung, der derben Spaß und das Bauen liebte und dessen holländischem Geschmack (er war eine Zeitlang in jenem Lande) seine Residenz und ihre Umgebung Kanäle mit Alleen, die Anlage und Gestalt einer neuen kleinen Stadt, so wie Schiffe und Matrosen auf dem künstlichen Brandenburger See verdankte. — Zuerst gründete er (1715) ein bescheidenes Jagdschlößchen in waldiger Gegend und verwandelte später den Wald umher in eine Einsiedelei. Sieben Eremitenhäuschen wurden errichtet, ein größeres, mit Thurm und Glocke, für den Fürsten selbst. Im Sommer hielt er sich gern hier auf mit einer erlesenen Gesellschaft von Hofherren und Damen, die gewöhnlich gesondert wohnten. Man lebte nach einer gewissen Regel, etwa wie der König von Navarra mit seinem männlichen Hofstaat in Shakespeares „love's labour's lost."

Die Vergangenheit belebt sich, ich sehe sie herumwandeln und einsam sitzen, diese Pseudoeremiten in ihren einfachen Gewanden von braunem Zeug, mit ihren Strohhüten, mit ihren Stäben in der Hand, mit ihren Flaschenkürbissen an der Seite. Ich sehe sie speisen mit hölzernen Löffeln aus braunem irdenen Geschirr. — Wie spielen doch die Großen und Ueppigen der Erde so gerne die einfachste Natur nach! Gerne costümiren sich Fürstinnen und Hofdamen als Schweizerinnen, als Fischer- und Gärtnermädchen, selbst Marketenderinnen. Man sage nicht, daß es von ihnen bloß geschehe, weil diese Kleidungen hübsch stehen und schöne Formen noch mehr hervorheben. Vielmehr ist's ein Beweis, daß ihr Zustand im Grunde kein naturgemäßer ist; es geschieht aus derselben Ursache, warum auch anständig, aber zwangvoll erzogene Kinder gebildeter Eltern, so bald es nur immer vergönnt ist, sich im Grase herumwälzen, ja barfuß gehen, wenn's der Hofmeister oder die Gouvernante nicht sieht.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

„Es würde mir angenehm seyn," erwiderte Oskar, „da mir daran liegt, die hiesigen Gesellschaften kennen zu lernen, wozu ich bis jezt noch keine Gelegenheit gehabt habe. Ich fürchte aber, daß man mich sehr unbeholfen finden wird, da ich noch fast gar nicht mit Frauen umgegangen und mit dem Ton der großen Welt unbekannt bin." — „Den kannst du ja aus unsern neuen Romanen kennen lernen. Wenn auch viele derselben keinen tiefern poetischen Gehalt haben, so schildern sie doch die Sitten und die Frauen unserer Zeit." — „Ich weiß nicht, aber ich habe bis jezt immer die Wahrheit und Treue dieser Schilderungen bezweifelt. Wie kann man die große Welt richtig schildern, wenn man, wie ein großer Theil unserer jungen Schriftsteller, nie in ihr gelebt hat? Finde ich die Gesellschaft so, wie sie in den meisten Romanen der neuern Zeit geschildert ist, so bedarf es freilich keines besondern Scharfsinns, um sie bald kennen und würdigen zu lernen."

Am Abend dieses Tages führte Rudolf seinen Freund bei Madame K. ein. Die Gesellschaft war zahlreich, allein Oskar fand keine Gelegenheit, interessante Beobachtungen zu machen, weil lebende Gemälde vorgestellt wurden und Musik den übrigen Theil des Abends ausfüllte. Madame K. lud ihn aber um Rudolfs willen mehreremale ein und er fand nun Gelegenheit, den Geist und Ton dieser Gesellschaft kennen zu lernen. Zu seinem Erstaunen entsprachen aber diese den Schilderungen der Schriftsteller, denen er persönliche Bekanntschaft mit den Kreisen der großen Welt abgesprochen hatte, wenn gleich in ihren Romanen die Farben etwas grell und stark aufgetragen waren.

Er lernte bei Madame K. mehrere der vornehmsten Frauen Berlins kennen, die mit der Hausfrau und ihren andern Freundinnen genau und vertraut bekannt zu seyn schienen, und noch größer war die Zahl der durch Geburt, Stand und Amt ausgezeichneten Männer, die das Haus besuchten, so daß Oskar nicht daran zweifeln konnte, daß dasselbe wirklich mit zu den feinsten und angesehensten Gesellschaftskreisen der Hauptstadt gehöre. Rudolf fand den größten Beifall, den ihm vorzüglich die Frauen zollten. Er machte Verse, las vor, redete ungeheuer viel, urtheilte über Alles mit zuversichtlicher Entschiedenheit und verdunkelte durchaus Oskar, dessen Blödigkeit sich verlor, dessen Bescheidenheit sich aber gleich blieb.

Oskar war in diesem Kreise besonders auf einen Mann aufmerksam geworden, der ihm allen andern Männern überlegen zu seyn schien und dieser Mann zeichnete auch ihn aus. Baron B. war 36 bis 40 Jahre alt; seine Gesichtszüge waren interessant und geistreich, sein Anstand edel, sein Betragen vornehm und kalt höflich, seine Unterhaltung angenehm. Es entging Oskar nicht, daß ihn ein besonderes Interesse in dieses Haus zog und daß er in eine der Frauen, die es oft besuchte, verliebt war. Doch war ihm im Ganzen das Benehmen des Barons unerklärlich, weil sein Ton und seine Unterhaltung sich nie gleich blieben, sondern unaufhörlich wechselten. Im Gespräch mit Oskar und mit noch drei oder vier andern Männern, die aber nur selten bei Madame K. erschienen, war er liebenswürdig und gesprächig, wahrhaft gebildet und geistvoll; gegen viele Andere blieb er kalt und schweigsam und die Frauen behandelte er mit einer gewissen ironischen Vertraulichkeit und einer gehaltlosen Galanterie, die Oskar vorzüglich der Frau gegenüber befremdete, mit der der Baron sich vorzugsweise zu beschäftigen schien.

Aber trotz dieses wunderlichen Betragens fühlte sich Oskar mit jedem Tag mehr zu dem Baron hingezogen, der ihm mit gleicher Beachtung entgegen kam. Noch hatten aber Beide nie Gelegenheit gefunden, sich unter vier Augen vertraulich zu unterhalten; der Zufall führte diese endlich eines Abends herbei, wo der Baron sich nicht zu Tische setzen wollte und Oskar sich erbot, bei ihm im Kabinet zu bleiben, wo er sich auf den Sopha geworfen hatte.

„Es freut mich," sagte der Baron, „daß ich endlich Gelegenheit erhalte, mit Ihnen allein zu reden. Wollen Sie aber nun auch der Theilnahme, die ich für Sie empfinde, vergönnen, Ihnen einige Fragen vorzulegen? Was führt Sie in dieses Haus? was suchen Sie hier?" — „Ich wünschte die große Welt kennen zu lernen und die hiesige Gesellschaft zu studiren." — „Das kann aber nur dann mit Nutzen geschehen, wenn Sie wirklich die Gesellschaften der großen Welt besuchen." — „Wie so?" — „In diesem Kreise werden Sie sie wahrlich nicht kennen lernen." — „Sie besuchen aber doch dieses Haus." — „Männer meines Alters brauchen in der Wahl ihres Umgangs nicht mehr sehr vorsichtig zu seyn, und Sie sehen hier allerdings oft Männer, die Sie auch in der großen Welt wieder finden werden." — „Aber es kommen auch sehr vornehme Damen hieher." — „Es gibt in den höchsten und vornehmsten Kreisen unserer Gesellschaften einige wirklich berüchtigte Frauen, die wegen ihres Ranges und ihrer Familienverbindungen geduldet werden; sie fühlen aber selbst das Peinliche ihrer Lage und suchen daher gerne andere Kreise auf, in denen man ihnen ihren Rang und, um billig zu seyn, auch die Bildung und die Liebenswürdigkeit, auf die einige von ihnen Anspruch machen können, zum Verdienst anrechnet. Madame K. selbst hatte in ihrer Jugend den schlechtesten Ruf; jezt ist sie aber fünfzig Jahre alt und hat ein großes Vermögen geerbt. Man kann in Berlin wie allenthalben, wenn man ein Haus macht und den Leuten gut zu essen und zu trinken gibt, Gesellschaft, viel Gesellschaft an sich ziehen, nur nicht die wahrhaft gute und vornehme."

„Ich bin also hier wirklich in keiner guten Gesellschaft!" rief Oskar sehr vergnügt. — „Gewiß nicht," erwiderte der Baron lachend; „diese Entdeckung scheint Sie aber auch keineswegs zu betrüben." — „Im Gegentheil, sie entzückt mich." — „Erlauben Sie mir, Sie in einigen andern Häusern vorstellen zu dürfen. Der Unterschied wird Ihnen dann klar werden, da die Nüancen des wahrhaft guten Tons sich nicht gut mit Worten darstellen lassen. Ein klar und scharf blickendes Auge faßt sie aber leicht auf."

Von diesem Abend an sahen der Baron und Oskar sich oft und gewannen bald Vertrauen zu einander. Oskar theilte dem Baron den Plan mit, den er für sein künftiges Leben entworfen hatte und las ihm einige seiner Manuscripte vor, und der Baron gestand ihm, daß er nicht glücklich sey. Dieses Geständniß betrübte Oskar.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, August.

(Fortsetzung.)

Kirchenraub. — Der König von Preußen. — Eisenbahnen. — Statistische Literatur.

Große Sensation hat ein kürzlich stattgefundener, mit unglaublicher Kühnheit ausgeführter nächtlicher Einbruch in die Stephanskirche und die Beraubung einer Anzahl von Opferstöcken erregt. Der Räuber hatte eines der hohen Domfenster erstiegen und sich durch den engen Raum einer

zertrümmerten Fensterscheibe Bahn in's Innere der Kirche gebrochen, wo er die eisernen Bande und Schlösser der Opferstöcke sprengte. Ob bereits eine Spur des Frevlers entdeckt worden, hat bisher noch nicht verlautet. — Zu den uns zwar nicht unmittelbar berührenden, aber doch nahe genug statt gefundenen Ereignissen gehören auch die böhmischen Arbeiterunruhen, deren wirrer Lärm dumpf zu uns herüber scholl. Wie Viele von uns haben dort drüben Landsleute, deren Schicksal ihnen nicht gleichgültig ist, und konnte man wissen, wie weit die Ereignisse um sich greifen würden, und ob nicht am Ende das Beispiel verführerisch in größere Fernen wirken und der Zündstoff ähnlicher Verirrungen, oder aber überhaupt der Vorwand zu anderweitigen Excessen werden könnte? Solche Befürchtungen haben sich nun glücklicherweise nicht verwirklicht, auch hat sich das Uebel zur Zeit als ein rein lokales erwiesen; aber als Lehre mag es immerhin für die Betreffenden gelten, und es darf nicht vergessen werden, daß Thatsachen und Ereignisse lange als Reminiscenzen fortleben, um unter analogen Verhältnissen in ähnlichen Gestalten wiederzukehren. — Die schon so lange vorher angekündigte, aber in lezter Zeit problematisch gewordene Ankunft des Königs von Preußen ist denn endlich am 11ten d. M. spät Abends doch erfolgt. War die Erwartung bereits früher an und für sich hoch genug gespannt, so ward sie es in Folge des bekannten Attentats in noch höherem Grade. Eine ungeheure Menschenmenge harrte des hohen Gastes am Landungsplatze in Nußdorf, und die folgenden Tage blieb das Hotel des königlich preußischen Gesandten, wo der König abgestiegen, beständig von einer Masse Neugieriger umdrängt. Leider beschränkte sich der königliche Besuch nur auf einige Tage, und die Hoffnung auf Feste, glänzende Aufzüge u. dgl. ging nicht in Erfüllung, ja sogar die bereits angeordnete Militärrevue unterblieb wegen schlechter Witterung und eines leichten Unwohlseyns des Königs. Der erlauchte Gast verweilte fast ausschließlich in Schönbrunn im Kreise der kaiserlichen Familie. — Eisenbahnen und was damit zusammenhängt sind nun einmal das stereotype Motto unserer dampfbewegten Gegenwart; schlägt man das erste beste Journal auf, so kann man sicher seyn, vor allem Andern diesem Thema zu begegnen. Und in der That, wie vermöchte man sich ihm auch zu entziehen? unwillkührlich fließt es dem Korrespondenten und Journalisten in die Feder. Erst kürzlich haben wir vernommen, daß von der Generalversammlung der Aktionäre der Wien-Gloggnitzer Bahn der Ausbau dreier neuen Zweigbahnen, darunter eine nach Laxenburg, dem schönen und nah gelegenen kaiserlichen Lustschlosse, und die Fortführung der Hauptbahn bis auf das Glacis in die Nähe des im Werke begriffenen neuen Hauptmauthgebäudes, beschlossen worden; der Anschluß der Ferdinands-Nordbahn an die ungarische Centraleisenbahn, welche schon in Angriff genommen, ist bereits Sache der vollsten Gewißheit, und nun wird uns so eben auch noch die baldige Eröffnung einer Strecke der Wien-Triester Eisenbahn, nämlich von Merzzuschlag bis Gräz, verkündigt, eine Nachricht, worüber man natürlich nur erfreut seyn kann; denn gewaltig verlangt uns nach dem Süden und den Herrlichkeiten des Meeres, die uns sofort um so viel näher gebracht seyn werden. Ob sich die mit so vieler Zuversicht als beschlossen angekündigte Lufteisenbahn nach Hietzing und Umgebungen verwirklichen wird, ist für den Augenblick schwer zu bestimmen, da zur Zeit gar nichts darüber verlautet. Vielleicht erregen die so eben über das atmosphärische Bahnsystem schwebenden Debatten und Controversen mancherlei Bedenken, und man wartet zu, wie man es überhaupt bei uns auch in andern Dingen zu halten pflegt, bis der Streit anderswo glücklich ausgefochten ist. Ein interessantes Eisenbahnwerk ist kürzlich im hiesigen Buchhandel erschienen, nämlich eine genaue technische und mathematische Würdigung des amerikanischen Eisenbahnsystems, mit besonderer Berücksichtigung der Bahn über das Aleghanygebirge. Der Verfasser, Ghega, ist Oberingenieur der kaiserlich österreichischen Staatsbahnen und läßt sein Buch als Resultat seiner amerikanischen Reise an's Licht treten. — Hier scheint es auch am rechten Orte zu seyn, der nun bereits in der dritten Auflage aus der hiesigen geographischen Druckerei hervorgegangenen Eisenbahnkarte zu erwähnen und der Leistungen dieses glücklich gedeihenden Instituts zu gedenken. Während es der Knightschen Landkartendruckerei in London nicht gelungen ist, sich zu befestigen, besteht die geographische Anstalt in Wien nicht nur fortwährend, sondern prosperirt in dem Maße, daß jede ihrer Editionen bereits mehrere Auflagen erlebt hat. Dieß ist u. aa. mit dem großen Atlas der österreichischen Monarchie in 15 Medianblättern (seit drei Jahren bereits die vierte Auflage), mit der Karte von Europa in 25 Blättern, der größten bis jezt erschienenen (7 Schuh hoch, 7 Schuh breit, dritte Auflage), und der kürzlich vollendeten Karte von Deutschland der Fall. Dieselbe Anstalt lieferte auch eine 5 Schuh lange Eisenbahnkarte über das Aleghanygebirge, welche alle Ansprüche befriedigt. Den Abnehmern des Europa- und Austriaatlasses ist eine illustrirte dreibändige Statistik von Europa zugesichert. Eine der neuesten Leistungen dieses Kunstinstituts ist ein (von Barandy verfaßtes) statistisches Tabellenwerk über das Königreich Ungarn, das bei Männern vom Fache Anerkennung findet. So eben kündigt die Anstalt ein neues großes Werk an, das ein wirkliches Bedürfniß befriedigt und schwerlich von jemand Anderem unternommen worden wäre. Es ist dieß ein „großes geographisches Lexikon über die gesammte österreichische Monarchie," zu dessen Bearbeitung ein Verein von Geographen, Postbeamten und Statistikern gewonnen worden. Zwar besteht ein früheres Werk dieser Art, das von Crusius in 18 Bänden; allein es ist in den meisten Beziehungen veraltet. Ueberhaupt haben die statistischen Arbeiten in allen möglichen Fächern seit wenigen Jahren einen bedeutenden Aufschwung bei uns genommen. Sie sind die unerläßlichen Vehikel einer strengeren und in's kleinste Detail eingehenden Sichtung und Prüfung der Zustände und Verhältnisse, worauf die Weisheit der Regierenden sofort mit Sicherheit ihre Maßregeln basiren kann. Wichtig und interessant sind die statistischen Arbeiten von Dr. Becher über Oesterreichs Handel und Industrie, dann die des Hrn. v. Tengoborsky über Oesterreichs Finanzen. Bekanntlich hat lezteres Werk die mannigfachsten Beurtheilungen erfahren. Die Ansicht, als habe Hr. v. Tengoborsky die finanziellen Zustände Oesterreichs allenthalben in ein unvortheilhaftes Zwielicht stellen wollen, wird wohl nicht von Vielen getheilt werden. Auch im Gebiete der Medicinalstatistik beginnt es sich zu lichten. Dr. Jos. Müller hat eine Statistik über die Medicinal- und Sanitätszustände in den deutschen, illyrischen, böhmischen, galizischen und italienischen Provinzen Oesterreichs erscheinen lassen. Dem Vernehmen nach beabsichtigt die Regierung die Herausgabe einer allgemeinen Medicinalstatistik Oesterreichs unter Redaktion des Dr. Gobbi, worin auch besondere Rücksicht auf klimatische, meteorologische und dergl. andere Erscheinungen und Einflüsse genommen werden soll. Auch eine Criminalstatistik, von Bar. Sommaruga d. j. verfaßt, sollen wir erhalten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 12. September 1844.

Wer bemerkt nicht in diesem täglichen Zusammentreffen einer ganzen Menschenklasse eine geschickte Erfindung des Menschengeistes, die Eigenschaften des Geistes niederzudrücken?

Frau von Staël.

Les hommes ne vivraient pas long-temps en société s'ils n'étaient les dupes les uns des autres.

Larochefoucauld.

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

„Bedauern Sie mich nicht," sagte der Baron; „das Schicksal hat mir Alles gegeben, um glücklich zu seyn, allein es hat mir die Gabe versagt, mein Glück genießen zu können. Ich bin oft unzufrieden mit mir und mit der ganzen Welt; Alles langweilt mich und nichts vermag die Leere auszufüllen, die ich schmerzlich empfinde. Mein Herz kann lieben und bedarf der Liebe; ich habe Freunde, habe eine Familie, die mir theuer ist; meine Mutter ist eine ganz vortreffliche Frau, mein Bruder ein liebenswürdiger, achtungswerther Mann; meine Schwägerin ist ganz allerliebst, und was noch mehr ist, eine wahre, bewährte und geprüfte Liebe bindet mich seit vier Jahren an eine Frau, deren Besitz mir über Alles theuer ist." — „Wie!" unterbrach ihn hier Oskar, „Sie lieben diese Frau v. H. wirklich!" — „Können Sie im Ernst glauben, daß ich von ihr rede?" fragte der Baron lachend. — „Wie soll ich es mir aber, wenn Sie eine andere Frau wahrhaft lieben, erklären, daß Sie Frau v. H. so sichtlich den Hof machen?" — „Schützt uns Männer denn wahre Liebe gegen ein augenblickliches Vergessen und den Reiz einer Liebelei?" — „Ich habe es bis jetzt geglaubt." — „Das beweist, daß Sie sehr jung und noch sehr unerfahren sind. In der Welt ist von einer solchen Treue nicht mehr die Rede." — „Dann sollte man auch nicht mehr von wahrer Liebe sprechen."

Der Baron führte Oskar bei seiner Mutter und bei seiner Schwägerin ein, die ihn Beide eben so artig als anmuthig empfingen. Seine Bescheidenheit und seine angenehme Unterhaltung erwarben ihm in diesem Kreise den Beifall, den Rudolf bei Madame K. fand; er gehörte bald zu den genaueren Bekannten der Familie und wurde als ein Freund ihres Hauses angesehen. Was ihm in diesem neuen Kreise zuerst auffiel, war das ganz veränderte Benehmen des Barons, vorzüglich gegen die Frauen. Wenn er die ritterliche, ehrerbietige Höflichkeit sah, mit der der Baron die Frauen behandelte, die zu seiner Mutter und seiner Schwägerin kamen, so erkannte er den Mann nicht wieder, der ihm im Hause der Madame K. so nichtachtend, so spöttelnd und sarkastisch erschienen war. — Die alte Baronin sah jeden Abend von sieben bis zehn Uhr Gesellschaft bei sich; ihre Gesundheit erlaubte ihr nicht mehr den Besuch größerer Kreise außer ihrem Hause; allein sie war sehr gesellig und so gut und geistreich, daß man sich um den Umgang mit ihr bewarb und ihr Haus für einen Sammelplatz der wirklich guten Gesellschaft galt.

Oskar war in diesem Kreise ein stiller, aber aufmerksamer Beobachter, und jeden Morgen theilte er dem Baron die Beobachtungen mit, die er am vorigen Abend gemacht hatte. — „Bisher," sagte er ihm, „bin ich noch ganz entzückt von Allem, was ich gesehen und gehört habe. Wie sehr ist doch der Ton dieser Gesellschaft von dem Ton in Madame K's Hause verschieden! Alle Menschen, die ich bei Ihrer Frau Mutter sehe, scheinen mir liebenswürdig, wohlwollend und geistvoll zu seyn. Die Unterhaltung ist oberflächlich, aber sie hat einen Reiz, den ich nicht zu erklären vermag; jeder spricht leicht und fließend und weiß den alleralltäglichsten Complimenten eine angenehme Wendung zu geben. Die Unterhaltung ist nie belehrend; aber jeder spricht gut, viele elegant, und nie führt die Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten zum Streit; nie wird die Eigenliebe eines Menschen gekränkt und die Eitelkeit offenbart sich nur in dem Bestreben, zu gefallen und Beifall zu gewinnen."

„Alle diese Menschen kommen Ihnen also geistreich und gebildet vor?" fragte der Baron lächelnd. „Theilen Sie mir denn doch eine treffende Bemerkung, einen witzigen Einfall, ein bedeutendes Urtheil mit, das ihnen aufgefallen ist." — „Ich muß gestehen, daß ich dieß nicht zu thun vermag. Alles, was ich höre, gefällt mir und kommt mir hübsch und geistvoll vor; will ich mich aber hinterher wieder darauf besinnen, so vermag ich mich an nichts Einzelnes zu erinnern." — „Dieß ist eine Wirkung des guten Tons, lieber Oskar. Ihr Lob gebührt nicht den wirklichen Verdiensten der Menschen, denen sie es spenden, sondern der Form ihres Betragens und ihrem wahrhaft guten Ton. Nichts vermag so über den geistigen Gehalt eines Menschen zu täuschen, als ächt vornehme Gesittung. Diese ist von einer zartsinnigen, verbindlichen Höflichkeit unzertrennlich, und man kann nicht auf guten Ton Anspruch machen, wenn man nicht versteht alle Ansprüche der Eitelkeit zu verbergen, die auf Andere einen unangenehmen Eindruck machen müßten, und nie ein Wort zu sagen, welches niedrige Gesinnungen oder Bösartigkeit verrathen könnte. Ein zartes Schicklichkeitsgefühl, Gefälligkeit, Zurückhaltung und Geschmack an allem Schönen sind Eigenschaften, deren Außenseite wenigstens sich Jeder aneignen muß, der auf guten Ton Anspruch machen will. Diese Außenseite täuscht leider oft; allein es ist doch wohlthuend, daß die vornehme Gesellschaft sich eine so schöne Form aneignen muß, wenn sie wahrhaft als vornehm anerkannt werden will."

Oskar wünschte, Rudolf möchte auch den Kreis kennen lernen, in dem er jezt einheimisch geworden war, und er erhielt auch von der Baronin die Erlaubniß, ihn ihr vorstellen zu dürfen. Rudolf wollte sich gleich bei seinem ersten Besuch geltend machen und durch Witz und Geist glänzen; er mißfiel aber und wurde kaltsinnig entlassen, ob man ihn gleich aus Höflichkeit zum Wiederkommen einlud. Er dagegen fand die Frauen dieses Kreises geistlos und geziert, und trotz aller Einwendungen seines Freundes, erklärte er Oskar'n, daß er eine so langweilige Gesellschaft nie wieder besuchen werde. — Dagegen lud er diesen nach Verlauf einiger Tage zu einem Mittagsessen ein, das er acht bis zehn Literaten seiner Bekanntschaft gab. Man saß lange bei Tische; es wurde viel geschwazt und viel getrunken, und als die Gäste sich gegen Abend entfernten, fragte Rudolf Oskar, der allein zurückgeblieben war, wie ihm die Unterhaltung dieser jungen Männer gefallen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Eremitage bei Bayreuth.

(Fortsetzung.)

Bald bekam die Eremitage, die diesen Namen damals eher verdiente, als späterhin, eine andere und schönere Gestalt. Der Markgraf Friedrich und seine Gemahlin, die Schwester Friedrichs II., sind die eigentlichen Schöpfer der Anlage, wie sie größtentheils noch gegenwärtig besteht. An ihn und die „Bayreuthische Pallas," an die Markgrafen überhaupt, so wie an Preußen und preußische Geschichte wird man hier fast allenthalben erinnert. — Merkwürdige Räume! Hier verweilte die ernste Fürstin so oft in stiller Einsamkeit; hier schrieb sie in einem Zimmerchen des Schlosses ihre berühmten Denkwürdigkeiten. Aber noch öfter war der Park von königlichen Festen belebt; ein künstlicher Tag von buntfarbigen Lampen verklärte die Nacht in den Alleen, und auf dem steinernen Theater, das noch einsam dasteht, wurden französische und italienische Vorstellungen gegeben — nur keine deutsche! — Hier war's, wo der größte Fürst seines Jahrhunderts gleich Anfangs gern verweilte; gerne hätte er den Park auf Walzen nach Berlin geschafft; ihm zu Ehren ward eine künstliche Anhöhe der Königsberg genannt. Als er das erstemal nach Bayreuth kam, war Algarotti in seiner Begleitung, und das zweitemal selbst der „Patriarch von Ferney." So mag denn dieser auch mit seinem aus Adler und Meerkatze componirten Gesicht den Park beäugelt haben.

Auch Friedrichs tapferer Bruder und Mitkämpfer, Heinrich, weilte mehreremale in diesem Park, so wie des Markgrafen Schwiegersohn, Karl Eugen von Würtemberg, dem Schwiegervater gleichend an Kunstliebe und Neigung zur Verschwendung, aber nicht an Milde und landesväterlicher Güte, einer der Fürsten, auf welchen das jezt glückliche Würtemberg, treu und furchtlos

einen edlen Herrscher verehrend, nicht ohne seltsam gemischte Empfindung zurückdenken mag, da die Regentenlaufbahn des Schöpfers der Anlagen von Hohenheim, der Solitüde und der Karlsschule in zwei Stadien getheilt ist, und die früheren Verwünschungen des Despoten späterhin fast in Segnungen und Lob sich auflösten. — Oft mag auch in der Stille dieses Gartens seine geschiedene Gemahlin über ihr Schicksal getrauert oder in rauschender Vergnügung es zu vergessen gesucht haben. Auch Markgraf Alexander von Ansbach weilte hier, der Erbe des Fürstenthums Bayreuth, der, in den Fesseln einer geistreichen Brittin, am Ufer des atlantischen Meers durch einen Federstrich seine beiden Länder an Preußen hingab, ehe noch der Tod des Kinderlosen dieses in den Besitz gesezt hatte. Und dann die preußischen Herrscher selbst. Zuerst aber gedenken wir des humanen Hardenberg, dessen Andenken noch in Vielen fortlebt, ja welcher der neuen Regierung die Herzen schon gewann, ehe noch der preußische Adler seine schirmenden und schützenden Schwingen über die brandenburgischen Erblande in Franken ausbreitete; schirmend besonders, als die räuberischen Kriegsschaaren der republikanischen Gallier vor den Grenzen, siegend und besiegt, vorbeieilten; früher auch ein Schutz für gallische Flüchtlinge selbst, die, dem heimischen Fallbeil entronnen, in unsere Länder kamen. — Späterhin mag wohl auch der Eroberer Hollands, als er aus der Verbannung in Amerika entflohen, ein kurzes Asyl in Bayreuth gefunden, in den Schatten dieser Haine verweilt haben.

Geweihte Stätten, wo einst die Königin Louise an der Seite ihres ernsten Gemahls, des gerechten, vielgeprüften Königs, wandelte, ein heiterer Engel, dessen Lächeln die Wolken von seinem Antlitz scheuchte! Festliche Tage, besonders damals, als das hohe Paar zum leztenmale diese Gegenden besuchte, als auch der nahe, einsame Sophienberg von ländlichen Tänzen erscholl, als das fichtelgebirgische Thal, wo eine wohlthätige Nymphe ihren Heiltrank spendet, und die Louisenburg mehrere Wochen lang den Hof versammelt sah, als das ganze Gebirg durch Feste verherrlicht wurde, deren Nachhall noch nach Jahrzehenden in vielen Herzen wiedertönt. — Auch der deutsche Held, dem erst späte, unvergängliche Lorbeer- und Eichenkränze zu Theil wurden, der künftige Sieger an der Kazbach und bei Waterloo, weilte oft in diesem Park, zulezt wohl unmuthig, daß er das Spinnengewebe einer arglistigen Politik nicht mit dem Schwert durchhauen durfte.

Eine stürmische, unheilvolle Zeit begann. — Weggerissen, überschwemmt von dem Kriegsstrome, der Jahre lang in wechselnden Wogen fluthete, ward das arme Land. Jezt erscholl die Sprache der übermüthigen Sieger in diesen Räumen, in diesen Gemächern, anders erklingend als vormals, da sie aus dem Munde des Stifters des Parks und seiner Gemahlin vernommen wurde. — Zwar ein plözliches Licht der erlösenden Freiheit erhellte auch diese Gegend, als österreichische Kriegsschaaren und die Schwarzen des patriotischen Welfen hierher kamen; aber das Licht erlosch bald wieder und die Zwingherrn — unter ihnen der schlimmste der Wüstling Junot — herrschten drückender als zuvor. Welche Erinnerungen! — Auch der Abgott von diesen, der gewaltige Scherge des Schicksals, der Erreger der Welt, der kleine große Mann im grünen Chasseurrock, mit dem vergriffenen Hütchen, ging mit ehernem Fußtritt in diesen Räumen, nahe dem Wendepunkt einer neuen großen Zeit, damals, als das erschöpfte Land unter der Regierung des bayerischen Titus wieder aufzuleben begann.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, August.

Gustav-Adolph-Verein. — Eisenbahn. — Empfang des Königs.

Anfang dieses Monats hielt der hiesige Hauptverein der Gustav-Adolph-Stiftung eine Generalversammlung, um den zahlreichen Mitgliedern derselben Rechenschaft über die bisherige Wirksamkeit dieses segensreichen Vereins und über dessen von Monat zu Monat wachsende Verbreitung in dem gesammten protestantischen Deutschland abzulegen. Es ergab sich, daß außer dem hiesigen Muttervereine jezt bereits 39 Zweigvereine bestehen, deren Jahreseinnahme die Summe von über 6000 Gulden betrug. Die neuerdings hier veranstaltete Sammlung war noch nicht beendigt, doch versprach sie sehr bedeutend zu werden. Aus der Liste der Beisteuernden ersah man, daß auch viele hiesige Katholiken sehr ansehnliche Beiträge gegeben hatten. Nach einem Beschluß der Versammlung wurden zwei Gemeinden in Oesterreich, deren Noth sich als sehr groß herausstellte, Unterstützungsgelder bewilligt. — Eine andere, etwas minder friedliche Versammlung war die der Aktionäre der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, welche Ende Julis in der Buchhändlerbörse gehalten wurde. Diese Generalversammlung bezweckte namentlich eine Berathung sämmtlicher Aktionäre über Verlängerung der Bahn von Dresden bis an die böhmische Grenze das Elbthal entlang. Die Regierung hatte den Aktionären schon vorher ihre Bedingungen bekannt gemacht, um deren Annahme oder Nichtannahme es sich wesentlich handelte. Diese Bedingungen wurden nun, als nicht annehmbar und mit dem Interesse der Aktionäre sich nicht vertragend, mit großer Stimmenmehrheit zurückgewiesen und beschlossen, daß die Aktionäre unter Beibehaltung dieser Vorschläge den Weiterbau der Bahn nicht in Angriff nehmen würden. Die von Seiten der Aktionäre angeführten Gründe für diesen Beschluß waren so gewichtig, daß eine Abänderung der von der Regierung gemachten Vorschläge wohl erwartet werden darf.

Die Reise unseres Königs nach England und Schottland und die ungemein ehrenvolle Aufnahme, welche er überall bei den Briten fand, trug nicht wenig dazu bei, die große Liebe und Anhänglichkeit, mit welcher ihm alles Volk

zugethan ist, noch zu erhöhen. Der Wunsch, dem zurückkehrenden Landesvater einen festlichen, dem Herzen des Volks entsprungenen Empfang zu bereiten, ward vielfach öffentlich geäußert, und obwohl keinerlei Behörde Anlaß nahm, darauf einzugehen oder leitende Schritte zu thun, so bildete sich doch bald eine Art Comitó, nach dessen Anordnung die Empfangsfeierlichkeiten vorbereitet wurden. Der freie Wille eines Volkes, das stolz ist auf seinen Monarchen, unter dessen Schutz und Schirm die junge Staatsverfassung blüht und gedeiht, der willig Künste und Wissenschaften fördert, dem Welthandel immer neue Bahnen öffnet, die Industrie nach Kräften unterstützt und sich dadurch bei allen civilisirten Völkern Europas den wohlverdienten Ruf eines freisinnigen, humanen und gütigen Herrschers erworben hat — der freie Wille dieses Volkes war es, der solchem Monarchen offen und frei seinen Dank, seine Erkenntlichkeit an den Tag legen wollte. Vielleicht wollte man auch den Argwöhnischen und liberalen Institutionen Abholden durch die That beweisen, daß die Freiheit nicht gefährlich ist, daß sie die Masse des Volkes dem Herzen des Fürsten nicht entfremdet, sondern dieses ihm vielmehr näher bringt. Kaum hatte es sich bestätigt, daß der König bei seiner Rückkehr Leipzig berühren werde, so waren gleich Tausende geschäftig, die Stadt in nie gesehener Weise zu schmücken. Da man allgemein wünschte, der Landesvater möchte einen Tag in unserer Stadt verweilen, so sendeten ihm die Stadtverordneten eine Deputation bis Hamburg entgegen, um ihn zu längerem Verweilen bei uns einzuladen. Inzwischen erhoben sich vor dem Gerberthore und auf dem Waageplatze zwei geschmackvolle Ehrenpforten, mit Wappen, Kronen, den Emblemen der Gerechtigkeit, des Handels rc. und mit der Inschrift „Willkommen in des Vaterlands glücklichen Fluren!“ geschmückt. Die Häuser der Gerbergasse, der Halleschen Straße und eines Theils vom Brühl bis zum großen Blumenberge, dem Hotel, wo der König zu wohnen pflegt, wurden von der Schwelle bis zum Giebel mit Laubgewinden, Kränzen, Guirlanden, grünen Reisern und zahllosen Fahnen in den Farben des Landes geziert. Die Straßen selbst verwandelte man durch kreuz und quer darüber gezogene Guirlanden in duftende Laubhallen, die in der That einen prächtigen Anblick gewährten. Deßgleichen ward auf dem Leipzig-Dresdener Bahnhofe in aller Eile ein Pavillon erbaut, um, im Fall der König nicht längere Zeit sich aufhalten wollte, ihn doch in heiter geschmücktem Raume begrüßen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Wien, August.

(Schluß.)

Literatur. — Kopitar.

Von Eduard Dullers historischem Werke: „Erzherzog Karl“ ist nunmehr die erste Lieferung erschienen und findet viele Theilnahme, so wie seine „Maria Theresia.“ Zudem eröffnet Dullers „Erzherzog Karl“ die Reihe illustrirter und schön ausgestatteter Werke in Oesterreich. Der um die Kriegsgeschichte verdiente Herausgeber der militärischen Zeitschrift, Major Schels, gibt eine vollständige Kriegsgeschichte Oesterreichs heraus. — Weil es noch nirgends geschehen, wollen wir hier auf ein genealogisch biographisches Werk, das man aber mit Recht ein historisches nennen könnte, aufmerksam machen. Es ist dieß der von Franz Stahl herausgegebene „fürstlich schwarzenbergsche Ahnensaal,“ mit lithographirten Porträts nach den Originalen des schwarzenbergschen Ahnensaals. Ahmten die hervorragenden Adelsgeschlechter Oesterreichs und Deutschlands überhaupt dieses Beispiel nach und erschlössen ihre Ahnensäle und Archive, so kämen der Geschichte reiche Schätze zu statten. — Die österreichische Zeitschrift für Literatur und Kunst fährt trotz des ihrem Bestehen gestellten ungünstigen Horoskops fort zu erscheinen und dient einem ziemlichen Mitarbeiterkreise als Mittelpunkt. Die Theilnahme der Lehrinstitute und wissenschaftlichen Anstalten Oesterreichs deckt wenigstens ihre materielle Existenz. Wir wünschen aufrichtig, daß es ihr gelinge, in's große lesende Publikum zu dringen und sich dort festzusetzen. Dazu gehört aber zuvörderst Frische, modern wissenschaftliche Gesinnung und Richtung und populäre Darstellung. Die ausgesprochene Tendenz dieser Blätter ist eine Vermittlung der Provinzialliteraturen Oesterreichs. — Dem Vernehmen nach steht den Jahrbüchern der Literatur durch Theilnahme neu gewonnener bedeutender Kräfte eine frische Belebung bevor. Deinhardstein, der Redakteur der Jahrbücher, hat seine eben beendigte Reise durch Deutschland diesem Zwecke gewidmet, und Tieck, Thiersch, Hermann und andere literarische Notabilitäten zur Theilnahme eingeladen. — Eine interessante und gern begrüßte Erscheinung ist eine Gesammtausgabe (letzter Hand) der Werke des österreichischen Anakreons und Humoristen Castelli. Er selbst hat eine strenge Auswahl vorgenommen und die Buchhandlung Pichler hat den Verlag übernommen. Deinhardsteins Gedichte haben bei Dunker in Berlin die Presse verlassen; Otto Prechtler hat eine neue Sammlung von Dichtungen veröffentlicht; J. N. Vogls „Bilder und Klänge aus Ungarn“ haben eine zweite Auflage erlebt. Anastasius Grün beabsichtigt, dem Vernehmen nach, die Herausgabe einer Sammlung von ihm übersetzter Krain'scher Volkslieder. Es muß interessiren, den hochbegabten Dichter auch auf diesem neuen Gebiete kennen zu lernen. Betty Paoli beschenkte uns mit einem Bande Novellen unter dem eigenthümlichen Titel: „die Welt und mein Auge,“ eine vielsagende Aufschrift. Die Klang'sche Buchhandlung hat eine neue Ausgabe der Dichtungen Bürgers veranstaltet; ein Gleiches hat sie auch mit Lichtenbergs humoristischen Werken unternommen. — Der preußische Friedensverdienstorden hat kürzlich eines seiner auswärtigen Mitglieder durch den Tod verloren. Am 11ten d. M. starb hier Barth. **Kopitar**, k. k. Hofrath an der Hofbibliothek, einer der ausgezeichnetsten Philologen und unter den Slavisten Oesterreichs einer der Ersten. Kopitar war 1760 in Oberkrain geboren, vollendete seine Studien an der Wiener Hochschule und ward 1810 bei der Hofbibliothek angestellt. 1814 ward ihm die ehrenvolle Mission, von Paris die von den Franzosen während der Invasion dahin geschleppten Bücher- und Schriftenschätze wieder zurückzubringen. Gerechten Ruhm erwarben ihm seine gelehrten Leistungen. Kopitars Grammatik der slavischen Sprache in Krain rc. steht als eine der bedeutendsten philologischen Arbeiten da und brachte die Slaven Innerösterreichs zum Selbstbewußtseyn. Zahlreiche Recensionen und historische slavische Abhandlungen flossen aus seiner Feder. Seine letzten bedeutenden Arbeiten waren die Textredaktion zur Herausgabe eines im Kloster St. Florian aufgefundenen ältesten polnischen Psalters und eines uralten glagolitischen Fragments. Kopitar mußte manchen Angriff erfahren, und überstandene äußere und innere Kämpfe, so wie auch anhaltende sitzende Lebensweise haben vieles zu seiner Todeskrankheit beigetragen. Der Friedensverdienstorden ward ihm im vorigen Jahre zu Theil.

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 13. September 1844.

— Mich dünkt's, als ob die Weltgeschichte
Sich mählich ganz in meinen Garten flüchte;
Wenn draußen thatenleer die Tage wandern,
Blüht drin ein hold Ereigniß nach dem andern.
Anastasius Grün.

Auf der Eremitage bei Bayreuth.

(Schluß.)

Die neue Zeit brach herein; wie weggeweht, gleich Soldaten aus Papier geschnitzt, waren auf einmal die französischen Krieger aus diesen Gauen, und wir sahen von nun an keine mehr, außer Gefangene. Dagegen erklang die Sprache der Russen und der Kosaken, der Baschkiren und Kalmucken, die mit ihren grobgeschnitzten Mongolengesichtern unter den Zuckerhutmützen, mit Pfeil und Bogen, mit Kibitken und Kameelen daher gezogen kamen, und in der Nähe der Stadt, Anfangs wie Horden der asiatischen Steppe, gelagert waren.

Es war eine Zeit voll unruhiger Begeisterung, voll blühender Hoffnungen, von denen so manche nicht zur Frucht kam. — Damals sahen wir auch den tapfern und gutmüthigen Barclay de Tolly, der den einfachen Predigersohn aus Liefland auch als mächtiger Oberfeldherr nicht verleugnete, mit Gemahlin und Nichte prunklos und friedlich in diesem Parke wandeln. — Wo sind sie jezt? wo die vielen andern Mächtigen und Großen, die damals und in spätern Jahren hier verweilt sind? — Auch der gute Herzog Pius ist schon seit Jahren aus dem Land der Lebendigen und mit ihm das erneute Leben, das hier eingezogen war, aus dem Park geschieden. Vergebens fragt man nach dem berühmten Dichter des Titan, der gern in seinen Schatten weilte. Statt des Lebenden findet der Reisende sein ehernes Standbild in der Stadt.

So mahnt der Park, der alle jene Zeiten überlebt hat, an die Vergänglichkeit der irdischen Dinge. — Wie viele Jahrzehnte haben daran gearbeitet, Deutsche mit Wälschen und Franzosen, um dieses Eden zu schaffen, haben ausgerodet, gepflanzt, gebaut, gemeißelt und geschnitzt, und wie Manches hat schon die verändernde Zeit vertilgt, verstümmelt oder wo anders hingenommen! Vergebens fragt der Wanderer, der in früheren Jahren hier gewesen, nach dieser oder jener Schöpfung der Menschenhand. Leer ist der Parnaßusberg; die Musen sind sammt und sonders mit ihrem Präses ausgewandert, wer weiß, wohin? eben so manche andere Gebilde. Die meisten noch vorhandenen sind unter dem nordischen Himmel bald verwittert und mit Moos bedeckt. — Weg ist der Sokrates, der genügsame und ironische Weise, der einst, man sollte meinen aus Ironie, hierher gestellt war, um Zeuge von irdischer Pracht und Lust zu seyn; verschwunden ist Vater Homer, dem es vielleicht im Olymp der himmlischen Götter behaglicher war; auch Seneca im Bade ist verschwunden mit dem vertrakten Neroskopf, der halb erhaben an der Seite der

Manne sich befand. Auf der Stelle, wo der Tempel des Schweigens stand, ist nur dieses geblieben.

Wenn ich bedenke, welcherlei Moden — mit das Vergänglichste unter allen vergänglichen Dingen — hier sich gezeigt haben und bewundert worden sind, seit den Tagen, wo Georg Wilhelm eremitisirte, bis auf die neueste Zeit im Jahrhundert der Monumente, der Maschinen und Eisenbahnen, wo der Mensch nicht schnell genug fortkommen kann, um im Flug zu erwerben und zu genießen. Hier sah man den Uebergang aus dem ritterlichen Harnisch in die spätere geschmacklose Uniform; die Alongeperücke, die, gleich einer Wolke, das Haupt der Erdengötter umwallte, wie die späteren Zöpfe, diese Hinterhauptsperpendikel, zu deren Vernichtung das Wartburger Autodafé zu spät kam; ferner den Haarbeutel, der noch einen Lessing und den jungen Goethe schmückte; die Reifröcke, die Damenkleider fast ohne Aermel, den gewaltigen Fuchsschwanz von Schleppe, der nachgetragen wurde, die babylonischen Haartbürme der Damen; die langen, breit und reich galonirten Westen und die Scharlachröcke der Männer; dann wieder die breitschößige knappe preußische Uniform des siebenjährigen Kriegs, wie den langen Nationalgardefrack der Revolutions- und Kaiserzeit; die Titusköpfe und das französisch gräcisirte Costüm à la Madame Tallien; dann die Wespentaille der russischen Offiziere u. s. f., bis auf die Moden der neuesten Zeit, auf den formlosen Paletot, der wie ein Sack den Leib umgibt, und die eng anliegenden, straff angezogenen hauts de chausses, wo die Männer das Ansehen von steifen, geschnitzten Bildern bekommen. — Alles verändert sich, vergebt und erzeugt sich von Neuem mit der Zeit, die Moden wie die Menschen, nur der Mensch selbst nicht, der unter verschiedenen Hüten, Mützen und Hauben, in allen Hüllen des Körpers ewig derselbe bleibt.

Aber wir gehen seitwärts auf eine Anhöhe, wo sich uns eine Aussicht in die freiere Gegend öffnet. Wir schauen hin nach St. Johannis und seiner Kirche, und in das schöne Wiesenthal, das der Main durchfließt, oder lassen den Blick nach St. Georgen und seinen mit Saaten geschmückten Anhöhen schweifen. Wie idyllisch Alles! Wir athmen den würzigen Heugeruch, der mit dem Duft von nahen Rosengebüschen sich vermengt; wir sehen die Landleute in geschäftiger Bewegung, in unmittelbarer Gegenwart. Daneben spielen Kinder in unbefangener Fröhlichkeit. Sie Alle kümmert nicht die Geschichte des Vergangenen; und wenn sie den Park betreten, staunen sie wohl mit großen Augen all das Seltsame und Herrliche an, die Wasserjungfern und Waldteufel und die Sonnenkirche nebst dem Perückenbaum und andern fremden Pflanzen; sie vermeinen aber, das sey immer so und nicht anders gewesen und müsse immer so seyn; sie wissen bloß, daß ein reicher, reicher Markgraf dieß Alles erbaut und daß oft eine einzige Säule über tausend Gulden gekostet habe.

Nehmen wir, wenn wir diesen Park verlassen, diese Lehre mit: man muß zuweilen das Leben wie ein einfacher Landmann oder wie die Jugend genießen, die Alles, was ihr im Leben und im Reich der Kunst geboten wird, mehr als unmittelbare, gediegene Gabe und Erscheinung auf- und hinnimmt, gerade nicht fragend, wann und wie Alles so entstanden und geworden sey, noch darüber sehr besorgt, was ferner der Erfolg oder ob die Sache von Bestand seyn werde. — Und zu einer andern Bemerkung, über welche Kunstenthusiasten, als über eine prosaische, lächeln mögen, fordert uns die wohlbebaute Gegend auf, daß nämlich ein Fürst sich selber das schönste Denkmal sezt, wenn er die Grundsäule des Staatenwohls in den meisten Ländern, den Landbau und somit die Pflege edler und nützlicher Thiere, ohne welche jener nicht gedacht werden kann, durch Gesetze, Ermunterung und eigenes Beispiel befördert und ein ganzes Land zu einem großen Garten macht, was eben so schön als nützlich und dauernd ist, wenigstens dauernder, als der Bau von Lustschlössern und kostbaren Gärten.

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

„Nun," antwortete Oskar, „ihr habt damit angefangen, euch Alle gegenseitig gewaltig zu loben; dann habt ihr euch über eure Gegner und Feinde hergemacht. Ihr habt viel geschrieen, viel gestritten, aber zu einer eigentlichen Unterhaltung ist es nicht gekommen. Zu dieser gehört ein Austausch von Gedanken und Empfindungen; heute Mittag hat aber jeder nur für sich und von sich geredet, ohne das zu beachten, was der Andere sagte. Ihr versteht es nicht, einander anzuhören und euch gegenseitig geltend zu machen; wenn Einer spricht, so sind die Andern zerstreut, ungeduldig und denken nur an das, was sie selbst vorbringen wollen. Keiner beachtet eigentlich, was der Andere sagt, erzählt einer etwas Interessantes, so sinnen seine Zuhörer nur darauf, etwas noch Interessanteres zu erzählen, und ihr versammelt euch, wie es scheint, nur um euch herauszustreichen und euch einander zu überbieten, aber nicht, um euch zu amüsiren."

Rudolf nahm diese Spöttereien nicht übel, denn da Oskar noch nicht als Schriftsteller aufgetreten, war

er auch noch in seinen Augen ein Mensch ohne Bedeutung; seine Freimüthigkeit belustigte ihn und er belachte seine Bemerkungen. — Oskar gefiel sich dagegen immer mehr in der Familie des Barons. Die Schwägerin desselben, die junge Baronin B., faßte Vertrauen zu ihm, und er sah nun, daß sie sich keineswegs glücklich fühlte, ob sie gleich einen ehrenwerthen, wohlhabenden und liebenswürdigen Mann, geliebte Verwandte und zwei allerliebste Kinder hatte; aber sie war kränklich, das Theater amüsirte sie nicht mehr, die Gesellschaften ermatteten sie, in ihrem Hause fühlte sie sich nicht behaglich, und doch fehlte ihr Lust und Kraft, sich außerhalb desselben zu vergnügen. Ihr Zustand beunruhigte Oskar und er sprach heimlich mit ihrem Arzt darüber.

„Die Baronin ist in einer Krisis," sagte der Arzt, „und wird noch einige Zeit in diesem Zustand bleiben." — „Wie so?" — „Unsere Damen, die in der großen Welt leben, kränkeln in der Regel und ihre Lebensweise zieht alle die Uebel herbei, an denen die Baronin leidet. Unsere jetzigen Tänze sind der Gesundheit durchaus feindlich, und doch ist die Tanzwuth des weiblichen Geschlechts — unter den jungen Männern gibt es nur noch sehr selten einen Tanzlustigen — so groß, daß so leicht Keine wegen einer leichten Unpäßlichkeit auf einen Ball verzichten wird. Man fährt hin, man tanzt, man fühlt sich um Vieles unwohler, aber man achtet dieß nicht, um einer neuen Einladung zu folgen, und legt so den Grund zu einem lebensgefährlichen Uebel. Sehen Sie auch nur, wie schnell unsere jungen Mädchen und Frauen verblühen und wie viele derselben jetzt vor dem 30sten Jahre sterben! — Im 25sten, 26sten Jahre hören sie auf zu tanzen, und wenn ihre Lebenskräfte dann nicht schon ganz erschöpft sind, erholen sie sich zuweilen wieder; allein die Zeit vom 25sten bis zum 36sten Jahre ist für alle Frauen kritisch und gefährlich. Die Baronin ist jetzt 35 Jahre alt und hat die Krisis noch nicht überstanden." — „Wie meinen Sie das?"

„In diesem Alter ist der Sinn für die Vergnügungen und Zerstreuungen des bunten, großstädtischen Weltlebens abgestumpft; die Eitelkeit feiert keine Triumphe mehr. Man langweilt sich, man wird nervenschwach, man möchte sich gerne aus der großen Welt zurückziehen; aber womit soll man sich in seinem Hause amüsiren, wenn man keinen Sinn für häusliches Stillleben, keine Kenntnisse und keine Freude an Lektüre hat? Denn die neuesten, viel besprochenen Erzeugnisse der Literatur zu durchblättern und ein paar Romane zu durchfliegen, das vermag die Leere, die man empfindet, nicht auszufüllen. So spielt man denn die Kranke, man nimmt einen Arzt an und redet mit ihm nur von seinem eigenen Ich, was man immer mit Vergnügen thut. Der Arzt vertritt bei vielen Frauen in diesen Jahren die Stelle der verschwundenen Anbeter, d. h. er beschäftigt sie, und wenn man nicht mehr glänzen und erobern kann, will man doch wenigstens noch interessant seyn, und darum spielt man die Kränkelnde, Nervenschwache, Hinschmachtende. Aber es ist zu einförmig, diese Rolle sein ganzes Leben lang zu spielen; wozu soll man nun greifen? Es bleiben solchen Frauen noch zwei Wege übrig: Schöngeisterei und Frömmelei. Auf diesem Punkt steht jetzt die Baronin; sie schwankt und wird an Körper und Seele leiden, bis sie sich entschieden hat."

„Wenn aber ihr Leiden solcher Art ist, so könnten Sie ihr auch, wie mich dünkt, alle die Arzneien ersparen, die Sie ihr verschreiben." — „Ach, mein lieber, junger Freund, Sie kennen die Frauen noch nicht! Ich habe ihr gesagt, daß sie nicht krank ist, allein sie besteht darauf, daß sie sich sterbend fühlt, und ich darf ihr nur bis zu einem gewissen Punkt widersprechen, wenn ich sie nicht verleiten will, sich magnetisiren zu lassen, oder zu irgend einem andern, noch bedenklichern Heilmittel ihre Zuflucht zu nehmen. Eine Frau, die sich mit nichts Ernstem zu beschäftigen weiß, die Alles langweilt und die bitterlich den Verlust ihrer Jugend und Schönheit beklagt, und doch noch will, daß man sich mit ihr beschäftige und von ihr rede, ist zu allem Möglichen fähig."

Oskar fand gegen diese Ansichten des Doktors nichts einzuwenden und gestand ihm zu, daß er die Frauen kennen zu lernen mehr Gelegenheit habe, als jeder Andere. Ein Mann läßt einen Arzt nur dann holen, wenn er wirklich krank ist, eine Frau aber sehr oft, wenn sie sich mit nichts Anderem zu beschäftigen weiß, oder auch, wenn sie übler Laune ist, und so bringt manche Frau die Hälfte ihres Lebens in der Gesellschaft ihres Arztes zu. — Oskar glaubte nach dieser Unterredung das Vertrauen, welches ihm die Baronin bezeigte, dazu benutzen zu müssen, ihr einige heilsame Rathschläge zu geben; allein er machte bald die ihn überraschende Entdeckung, daß es ihr nicht bloß an gesunder Vernunft, sondern auch an Geist fehlte. Die Anmuth, welche eine Frucht der vornehmen Erziehung ist und des guten Tons der Gesellschaft, in der man seit der Kindheit ausschließend gelebt hat, hatten Oskar so getäuscht, daß er diese Frau bis jetzt für eben so geistvoll als liebenswürdig gehalten hatte. — Als er nach einigen Tagen den Arzt wieder sah, sagte er ihm, daß seine Kranke, wie er glaube, bereit sey, einen der beiden von ihm angedeuteten Wege zu betreten.

(Fortsetzung folgt.)

———————

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, August.

(Fortsetzung.)

Empfang des Königs. — Eröffnung des Theaters.

Wie die Städter traten auch die Gemeinden der Dörfer zusammen, um sich bei dem Empfangsfeste des Königs zu betheiligen. An der Spitze standen die Ortsbehörden von Wahren und Möckern, welche Dorfschaften der König auf der Durchreise berühren mußte. Hier versammelte sich am Morgen des 9ten August, an welchem Tage der Monarch die Grenzen seines Vaterlandes wieder überschreiten wollte, ein großer Theil der Ritterschaft des Leipziger Kreises zu Pferde, der sich die Bauern, ebenfalls beritten, anschlossen. Nachmittags gegen 2 Uhr traf der König in Wahren ein, wurde vom Kreisdirektor von Falkenstein feierlich begrüßt und sodann mit einem Gefolge von wohl gegen 400 Reitern, denen über 150 Equipagen folgten, unter Vorritt von acht Trompetern in Bauerntracht, gen Leipzig geleitet. Alle Reiter trugen die grüne und weiße Nationalbinde, die Pferde waren mit Bändern von gleicher Farbe geziert. Unter dem endlosen Jubel zahlloser Tausende, die zu beiden Seiten die Chaussee umgaben, erreichte der fröhliche Königszug das Weichbild der Stadt. Hier erwartete die Escadron der Communalgarde den Landesvater, um ihn als Ehrenwache in die festlich bewegte Stadt selbst zu geleiten. Am Gerberthore empfingen Deputationen des Stadtraths, der Kaufleute, Buchhändler und der Innungen den Monarchen mit herzlicher Anrede, worauf der endlose Zug unter dem Geläute aller Glocken langsam durch die geschmückten Straßen sich bewegte, in denen theils die Communalgarden, theils die sämmtlichen Innungen mit ihren Fahnen Spalier bildeten. Im Pavillon des Bahnhofs endlich ward der König von den Deputationen der Ritterschaft des Leipziger Kreises, der Universität u. s. f., deßgleichen von sämmtlichen fremden Consuln begrüßt. Leider dauerte sein Aufenthalt kaum eine Stunde, dennoch war der Jubel der ganzen Bevölkerung eben so groß und aufrichtig, als die Rührung des Königs tief und innig, der einen so schönen und herzlichen Empfang nicht vermuthet hatte. Ein bald nach seiner Rückkehr veröffentlichtes Schreiben an den hiesigen Kreisdirektor sagte in wenigen herzlichen Worten der Bevölkerung Leipzigs Dank für so viele ihm bewiesene Treue und Anhänglichkeit.

Am Tage nach dieser Volksfeierlichkeit fand die Wiedereröffnung des Stadttheaters unter Direktion des Dr. Schmidt statt. Schon Abends vorher wurden viele kunstliebende Einwohner, der Stadtrath und sämmtliche Mitglieder des Literatenvereins zur Generalprobe des „Don Carlos," mit dessen Aufführung das Theater eingeweiht werden sollte, vom Direktor eingeladen. Die eigentliche Darstellung, durch einen Prolog von Rob. Blum eingeleitet, der eine Geschichte des Theaters in Versen enthielt, ward wegen des überaus großen Zudrangs zwei Tage hinter einander wiederholt und weckte im Allgemeinen vielfache Hoffnungen für die Zukunft. Es wäre Thorheit, von einer eben erst neu zusammengetretenen Gesellschaft, die sich kaum noch selbst kennt, gleich Ungewöhnliches verlangen zu wollen; das kann nur die Zeit, längeres Zusammenspiel und geistiges Zusammenleben der einzelnen Mitglieder bewirken. Gegenwärtig müssen die Schauspieler erst ihre Kräfte erproben, und durch Fleiß und Ausdauer ein Ensemble zu bilden suchen, etwas, das meistentheils auf deutschen Theatern vermißt wird. An schon erprobten Kräften und manchem schönen und frischen Talent fehlt es nicht. Dieß zeigte bereits die erste Aufführung des „Don Carlos," ob aber die hier vereinigten Talente alle an ihrem Platze waren, ist freilich eine andere Frage. Marr, als König Philipp, dessen Spiel Jedermann durchdacht nennen mußte, machte auf mich doch keinen ganz angenehmen Eindruck. Ich fand ihn häufig fast zu kühl und vermißte, die erste Scene und einige Momente in der Mitte des Stücks abgerechnet, in seiner ganzen Erscheinung zu sehr den König, den Herrscher. Das von ihm repräsentirte Königthum hatte etwas zu Hausväterliches an sich. Daß es diesen Eindruck machte, daran mochte wohl auch das durchgehends zu langsam gehaltene Spiel beitragen, wenigstens habe ich bei Marrs Spiel als Alba in „Egmont" deutlich gesehen, daß dieser denkende Schauspieler den Charakter einer Rolle vollkommen erfassen und in seiner Darstellung ergreifend wiedergeben kann. Seinen Alba fand ich vorzüglich, selbst bis auf die raffinirt grausame Höflichkeit, mit welcher er den ankommenden Egmont zum Fenster hinab grüßte. — Richter, als Don Carlos, ist ein im Werden begriffenes Talent, dem es noch an Bühnengewandtheit und ruhiger Beherrschung seiner schönen Mittel fehlt. Allgemeines Aufsehen erregte sein wirklich schönes Organ, das er nur nicht durch Ueberschreien verderben möge, wozu er sich bisweilen verleiten ließ. Marquis Posa (Marrder), Domingo (Paulmann), Alba (Stürmer) waren sämmtlich brav und gaben sich Mühe, etwas Gutes zu leisten. Gewonnen würde Marquis Posa haben, wenn sein Darsteller es über sich vermocht hätte, stets so deutlich zu sprechen, wie man es von einem guten Schauspieler verlangen darf. Marrder war oft nicht zu verstehen, ein Fehler, der noch fühlbarer im „Egmont" ward, wo der Genannte die Titelrolle gab. Elisabeth wurde von Frau Bergmann ansprechend dargestellt; die Prinzessin Eboli hatte Frau Dessoir, als tragische Schauspielerin längst geschätzt, übernommen. Ich fand aber nicht, daß sich das Naturell dieser Dame für Rollen eignet, die so von südlicher Gluth durchhaucht sind, wie die jener spanischen Prinzessin. Ihr Spiel war gut, nur ohne Feuer, ohne Leidenschaft. Dagegen war sie ganz am Platze als Statthalterin Margaretha von Parma im „Egmont." Den Beifall, welchen sie sich in dieser Rolle errang, hatte sie in vollem Maße verdient. Ueberhaupt war die Darstellung dieses Goetheschen, in allen seinen Theilen so schwer aufzuführenden Trauerspiels eine verhältnißmäßig sehr gelungene. Tadellos wurden die Volksscenen gegeben, und die bei diesen mitwirkenden Herren Andrée, Baumann, Bergmann, Berthold, Paulmann ꝛc. verdienen unbedingtes Lob. Hier sah man, was tüchtiges Zusammenspiel, was besonnene Regie thut. Die Reden fielen Schlag auf Schlag, nirgends bemerkte man das geringste Stocken, nirgends das so widerliche und immer störende Geflüster des Souffleurs, der in früherer Zeit zwar hörenden Zuschauern manches Stück von Anfang bis zu Ende ganz allein vorsagte. Die überraschendste Erscheinung im Egmont war unstreitig Fräulein Bernhardt als Clärchen. In ihr lernten wir ein Talent kennen, das zu sehr großen Hoffnungen berechtigt. Am meisten gelangen ihr die leidenschaftlich bewegten Scenen, in denen sich das liebende Mädchen zur begeisterten Heldin erhebt. Ein anmuthiges Aeußere und ein wohltönendes, biegsames Organ, von dem nur zu wünschen ist, daß es sich nicht einer Manier überläßt, deren leise Anklänge hörbar wurden, unterstützten die hoffnungsvolle Künstlerin aufs beste und verschafften ihr rauschenden Beifall.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 14. September 1844.

Wenn auch Natur mir Weihe verlieh, und auch
Mir Geisteskraft gab, ihr verschwisternd
Eine bewegliche, weiche Seele:
Mehr als Natur liehn Zeit und Geschick. —
Platen.

Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshof.

Wir theilen hier einige Proben aus der demnächst erscheinenden Sammlung einer Dichterin mit, von welcher das Morgenblatt früher schon einzelne Poesieen seinen Lesern mittheilen durfte, und sind überzeugt, daß auch diese Proben die Freunde der Poesie auf die Sammlung begierig machen, so wie, daß diese den Erwartungen vollkommen entsprechen wird. Mit einer Fülle von neuen, überraschenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet die Dichterin die glücklichste Naturempfindung und Naturanschauung, welche, weit hinaus über allgemeine, verschwommene Naturschwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Wesens in allen Sphären und Elementen mit scharfem Sinn zu erfassen, mit der kecksten, prägnantesten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranschaulichen weiß. Eine entschiedene Originalität, welche vor dem Höchsten und Tiefsten nicht zurückscheut, und das anscheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens zu adeln weiß, tritt, wie schon in den einzelnen Gedichten, noch unverkennbarer in der reichhaltigen und mannigfaltigen, Scherz und Ernst, Humor und Phantasie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung hervor. Selbst manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache erhöhen nur das scharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht selbst den Reiz dieser Dichtungen, da sie mit großer Klarheit, innigster Zartheit und Weichheit und dem schönsten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechseln. Ein großer, umfassender, edler Sinn, der sich schon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt sich auch in umfangreicheren Compositionen historischer Art glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muse der Dichterin, den Kreis des Lyrischen durchbrechend, nach epischer Gestaltung, Fülle und Mannigfaltigkeit strebt.

Mein Beruf.

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?"
Das fragt ihr mich als sey, ein Dieb,
Ich eingebrochen am Parnasse.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, so weit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden.

Jetzt wo hervor der todte Schein
Sich drängt am modervollen Stumpfe,
Wo sich der schönste Blumenrain
Wiegt über dem erstorbnen Sumpfe,
Der Geist, ein blutlos Meteor,
Entflammt und lischt im Moorgeschwehle,
Jetzt ruft die Stunde: „tritt hervor,
Mann oder Weib, lebend'ge Seele!

„Tritt zu dem Träumer, den am Rand
Entschläfert der Datura Odem,
Der, langsam gleitend von der Wand,
Noch zucket gen den Zauberbrodem.
Und wo ein Mund zu lächeln weiß
Im Traum, ein Auge noch zu weinen,
Da schmettre laut, da flüstre leis,
Trompetenstoß und West in Hainen!

„Tritt näher, wo die Sinnenlust
Als Liebe gibt ihr wüstes Ringen,
Und durch der eignen Mutter Brust
Den Pfeil zum Ziele möchte bringen,
Wo selbst die Schande flattert auf,
Ein lustiges Panier zum Siege,
Da rüttle hart: „wach auf, wach auf,
Unsel'ger, denk an deine Wiege!"

„Denk an das Aug', das überwacht
Noch eine Freude dir bereitet,
Denk an die Hand, die manche Nacht
Dein Schmerzenslager dir gebreitet,
Des Herzens denk, das einzig wund
Und einzig selig deinetwegen,
Und dann knie nieder auf den Grund
Und fleh' um deiner Mutter Segen!"

„Und wo sich träumen wie in Haft
Zwei einst so glüh ersehnte Wesen,
Als hab' ein Priesterwort die Kraft,
Der Banne seligsten zu lösen,
Da flüstre leise: „wacht, o wacht!
Schaut in das Auge euch, das trübe,
Wo dämmernd sich Erinnrung facht,
Und dann: wach auf, o heil'ge Liebe!"

„Und wo im Schlafe zitternd noch
Vom Opiat die Pulse klopfen,
Das Auge dürr, und gäbe doch
Sein Sonnenlicht um einen Tropfen, —
O, rüttle sanft! „Verarmter, senk'
Die Blicke in des Aethers Schöne,
Kos' einem blonden Kind und denk'
An der Begeistrung erste Thräne."

So rief die Zeit, so ward mein Amt
Von Gottes Gnaden mir gegeben,
So mein Beruf mir angestammt,
Im frischen Muth, im warmen Leben;
Ich frage nicht, ob ihr mich nennt,
Nicht fröhnen mag ich kurzem Ruhme,
Doch wißt: wo die Sahara brennt,
Im Wüstensand, steht eine Blume,

Farblos und Duftes baar, nichts weiß
Sie als den frommen Thau zu hüten,
Und dem Verschmachtenden ihn leis
In ihrem Kelche anzubieten.
Vorüber schlüpft die Schlange scheu
Und Pfeile ihre Blicke regnen,
Vorüber rauscht der stolze Leu,
Allein der Pilger wird sie segnen.

Das Haus in der Haide.

Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt,
Die strohbedeckte Hütte,
— Recht wie im Nest der Vogel duckt, —
Aus dunkler Föhren Mitte.

Am Fensterloche streckt das Haupt
Die weißgestirnte Stärke,
Bläst in den Abendduft und schnaubt
Und stößt an's Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
Mit reinlichem Gelände,
Wo matt ihr Haupt die Glocke trägt,
Aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein stilles Kind,
Das scheint den Grund zu jäten,
Nun pflückt sie eine Lilie lind
Und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die
Im Haidekraut sich strecken,
Und mit des Ave's Melodie
Träumende Lüfte wecken.

Und von der Tenne ab und an
Schallt es wie Hammerschläge,
Der Hobel rauscht, es fällt der Span,
Und langsam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendstern gemach
Sich aus den Föhrenzweigen,
Und grade ob der Hütte Dach
Scheint er sich mild zu neigen.

Es ist ein Bild, wie still und heiß
Es alte Meister hegten,
Kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
Es auf den Goldgrund legten.

Der Zimmermann — die Hirten gleich
Mit ihrem frommen Liede —
Die Jungfrau mit dem Lilienzweig —
Und rings der Gottesfriede.

Des Sternes wunderlich Geleucht
Aus zarten Wolkenfloren —
Ist etwa hier im Stall vielleicht
Christkindlein heut geboren?

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

„Ich möchte darauf wetten," antwortete der Doktor, „daß sie zur Schöngeisterei ihre Zuflucht nehmen wird." — „Ich glaube es auch. Sagen Sie mir aber, wie sie es anfangen wird, eine solche Rolle zu spielen." — „Heutzutage ist nichts leichter als das, da man in allen Ständen und in allen Abtheilungen der Gesellschaft eine Menge Schriftsteller findet. Die Baronin wird nun einige derselben an sich ziehen und ihnen wöchentlich ein Diner geben und auch einen Abend bestimmen, wo sich ein literarischer, ästhetischer Kreis bei ihr versammelt. Nach jedem solchen Diner wird sie es rühmen, wie geistreich und interessant die Gesellschaft gewesen ist, und bei Herzählung der Männer, aus denen sie bestanden hat, wird sie versichern, diese nie mittheilender und geistreicher gesehen zu haben, als gerade diesen Tag. Dann wird sie auch alle Vorlesungen besuchen, die sowohl öffentlich als in Privathäusern stattfinden, und so wird sie auch im Schauspielhause bei der Vorstellung eines neuen Stücks nie fehlen. Jeder Literat wird ihr willkommen seyn, wenn er ein noch ungedrucktes Werk zum Vorlesen mitbringt, und da es jezt zur Modesucht geworden ist, seine Werke in Gesellschaft vorzulesen, wird es nie an jungen Leuten fehlen, die sich gerne bei der reichen, vornehmen Frau werden einführen lassen."

„Da wird sie sich aber bald ihrem jetzigen Gesellschaftskreise ganz entfremden müssen, um in einem ganz neuen zu leben." — „Nein, mein Freund, alle jungen bürgerlichen, noch unberühmten Literaten gelten solchen Salonsdamen doch nur für eine Staffage ihres Salons, die man, wenn man sie ein-, zweimal zur Ausschmückung desselben benuzt hat, bei Seite stellt, bis man sie einmal wieder brauchen kann. Auch würden diese Schriftsteller, wenn sie sich ihrer Würde mehr bewußt wären, ihre Werke nur in dem Kreise ihrer vertrauten Bekannten oder solchen Personen vorlesen, die mit ihnen ein dauerndes, freundschaftliches Verhältniß anzuknüpfen wünschen, und ich würde einen solchen jungen Mann bitten, sich nie von seiner Eitelkeit blenden zu lassen und sich nie um eines succès de société willen zu einem Werkzeug des Amüsements herzugeben. Man kann in dieser Art nicht mißtrauisch genug gegen sich selbst seyn. Nichts berauscht mehr als Dichterstolz; er entwürdigt, denn er verleitet, nach unlauterem, gehaltlosem Beifall zu streben; er nimmt auch zu leicht einen entscheidenden, scharfen Ton an, gibt lächerliche Vorreden ein und unterwirft sich doch wieder im seltsamsten Widerspruch den kränkendsten Demüthigungen."

Im Frühling schlug der Baron Oskar vor, ihn auf einer Reise nach der Schweiz und Italien zu begleiten, und dieser nahm den Vorschlag mit großer Freude an. Sie kamen erst gegen Weihnachten nach Berlin zurück, wo Oskar seinen Freund Rudolf mit einem Orden geschmückt fand, den er von einem auswärtigen Fürsten für ein diesem zugeeignetes größeres Gedicht erhalten hatte. Das Publikum sieht in der Verleihung eines Ordens durchaus nicht mehr die Belohnung des Verdienstes; es ist keine Auszeichnung mehr, einen Orden zu haben, sondern nur noch eine, keinen zu haben, und so wurde auch dieses Werk Rudolfs schärfer kritisirt, als es sonst bei den Erstlingswerken eines jungen, neu auftretenden Schriftstellers zu geschehen pflegt. — Rudolf aber fand sich durch jene Auszeichnung in der Meinung bestätigt, daß es heutzutage keines ernsten Studiums mehr bedürfe, um berühmt zu werden, daß man sich nur Gönner und einen Anhang zu verschaffen suchen müsse. Im Lauf der nächsten Monate erschien nun ein Roman von ihm, von dem er meinte, er werde ungeheures Aufsehen machen, weil er wirkliche Personen und in der Gesellschaft umlaufende skandalöse Geschichtchen darin geschildert und verwebt zu haben glaubte. Er hatte aber natürlich nicht die Gesellschaft gemalt, in der er lebte, sondern andere Kreise, die er fast nur vom Hörensagen kannte; seine Charakterschilderungen waren daher so überladen und seine Geschichtchen so unwahr, daß sich in diesen Kreisen Niemand davon getroffen fühlte. Dagegen wurde der Roman in den meisten Journalen sehr gelobt, und Oskar fand diese Lobsprüche so übertrieben, daß er sie nicht auf Rechnung der bloßen Parteilichkeit und des schlechten Geschmacks setzen konnte. Rudolf belehrte ihn aber, wie man es anzufangen habe, um sich gewisse Recensenten zu gewinnen. Man gibt den Redakteurs zwei bis drei kleine Aufsätze für ihre Journale, ohne Honorar dafür zu verlangen, und Andere gewinnt man durch die Verwendung von Freunden und Beschützern u. s. w. Oskar fand, daß es noch immer zu viel koste, sich solche günstige Recensionen zu verschaffen, da sich das Publikum dadurch nicht mehr verblenden lasse. — „Bah!" antwortete Rudolf, „in den Provinzen und im Auslande geben solche Recensionen immer noch den Maßstab zur Beurtheilung eines Buches ab."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, August.

(Schluß.)

Eröffnung des Theaters. — Der weiße Falke in Möckern. — Witterung. — v. Falkenstein.

Die Theaterdirektion hat ein so zahlreiches Personal um sich versammelt, daß einige Zeit vergehen wird, ehe sämmtliche Mitglieder in mehreren Rollen auftreten können. Jezt kommen fast noch täglich neue Namen vor und unter diesen meist solche, die Hoffnungen erwecken. — Gefiel das Schauspiel, so machte die Oper entschieden Furore. Dr. Schmidt eröffnete diese mit dem „Don Juan," der wie Don Carlos zweimal hinter einander bei übervollem Hause gegeben wurde. Später folgten „die Zauberflöte" und „Othello." Ich bin kein Musiker von Profession, habe durchaus keine theoretischen Kenntnisse in der Musik und will mir daher nicht anmaßen, ein kunstrichterliches Urtheil über die Leistungen des Opernpersonals zu fällen. Ich kann nur sagen, daß es mich persönlich befriedigt hat, indem ich Berufeneren des Breitern darüber zu sprechen anheimstellen muß. Sehr lobenswerth erschienen mir die Chöre. Diese sind verhältnißmäßig sehr stark und singen jezt, während sie früher nur zu pipsen pflegten. Betrachten wir nun die neue Gesellschaft und ihre bisherigen Leistungen vorurtheilsfrei, so dürfen wir für das Gedeihen unserer Bühne entschieden Gutes erwarten. Was jezt noch lahmt und hinkt, das werden Zeit, Uebung und Fleiß einrenken. Der Direktor ist ein Mann, der das Beste will, das Publikum fühlt dieß und nimmt lebhaft Theil am Theater, und wenn jezt nur die besseren Künstler nicht gar zu eingebildet sind und einen frei und ehrlich ausgesprochenen Tadel redlicher Kritiker übel nehmen, wie das wohl vorkommt, so kann sich binnen Jahresfrist in Leipzig eine Schauspielergesellschaft bilden, die Stadt und Vaterland zur Zierde gereicht. — Das Haus ist sehr geschmackvoll, einfach und doch glänzend dekorirt. Ein neuer Vorhang, neue, prachtvolle Möbeln, reiche Garderobe tragen dazu bei, das Publikum in ansprechender Weise zu begrüßen und zu fesseln. Ein Armleuchter mit 56 Gasflammen erhellt diese gefällig ausgeschmückten Räume bis in die entferntesten Winkel. Welch bedeutende Kräfte der Direktion zu Gebote stehen, mögen Sie daraus abnehmen, daß gegenwärtig außer dem Beamtenpersonal die Zahl der eigentlich darstellenden Mitglieder sich auf 53 Männer und 17 Frauen beläuft, wozu noch 40 Choristen und 14 Personen für das Ballet kommen. Manche von diesen mögen allerdings nicht festes Engagement haben, sondern nur auf kurze Zeit von der Direktion geworben seyn, bei weitem die Meisten aber sind auf Jahr und Tag engagirt. — Fast zu gleicher Zeit mit der Wiedereröffnung des Stadttheaters wurde hier ganz in der Stille ein zweites Theater eingeweiht. Es heißt — ob sich die Sache wirklich so verhält, kann ich nicht beschwören — daß eine Anzahl reicher Buchdruckereibesitzer dieses zweite Theater, das nahe am bayerischen Bahnhofe liegt, auf ihre Kosten erbaut haben und es für angemessenes Entgelt auch an Privatgesellschaften, die Vorstellungen darauf geben wollen, zu vermiethen geneigt seyn sollen. Das Haus mag etwa 500 Menschen fassen, ist recht hübsch dekorirt, und wurde zu Anfang dieses Monats mit Aufführung von Calderons „das Leben ein Traum" eröffnet.

Die Eugen Sues und Ewigejudenwuth hat noch immer nicht aufgehört. Nicht genug, daß zu den vielen Uebersezungen eine Menge Illustrationen erscheinen, die den famosen Propheten und Thierbändiger Marok noch abenteuerlicher darstellen, als ihn der Autor unter seinen wilden Bestien gemalt hat; auch der Gastwirth in Möckern, wo die Geschichte bekanntlich beginnt und wo zu aller Vernünftigen Erstaunen der Tiger „Tod" das sanftmüthige, treue Pferd „Jovial" auffrißt, hat neuerdings Notiz von dem französischen Autor genommen und das Seinige zur Verewigung des ewigen Juden beigetragen. Sie wissen, daß E. Sue seinen Gasthof zum „weißen Falken" genannt hat. Da es nun aber zur Zeit keinen Gasthof dieses Namens in Möckern gab, so hat der jezige Besizer desselben Herrn Sue und den deutschen Buchhändlern zu Liebe sein viel besuchtes Gasthaus, den Sammelplaz aller tanzlustigen Dienstmädchen und Handwerksburschen, zum „weißen Falken" umgetauft, und unser Tageblatt, eine wahre Musterkarte toller Anzeigen, bringt denn nunmehr wöchentlich ein- oder zweimal eine Einladung zu Conzert und Tanzvergnügen unter den ausgespannten Schwingen eines Vogels, der mehr einem Lämmergeier als einem Falken ähnlich sieht. Ich bin aber gut dafür, daß der Mann sein Handwerk verstanden und just mit dieser Gasthofstaufe mehr Besuch erzielt hat, als mit hundert andern künstlich gedrechselten Einladungen.

Dieser Sommer ist entsezlich. Seit Mitte Junis keine Wärme, kein Sonnenschein; immer nur Regen, Kälte und unaufhörliche Stürme! Die Leute gehen früh und Abends häufig in Mänteln, wie im tiefsten Herbst. Wir haben zwar in Folge dieses abscheulichen Wetters nicht über Wassersnoth zu klagen, wie die Anwohner der Weichsel, da die ununterbrochenen Winde und Stürme das Erdreich sogleich wieder austrocknen, aber es herrscht doch durchgehends eine gedrückte Stimmung. Selbst die Aussichten auf schöne, warme Herbsttage schwinden mehr und mehr. Dessen ungeachtet ist die Ernte ziemlich gut eingebracht worden und wider Erwarten reichhaltig ausgefallen. Nur im Erzgebirge, wo es jezt mehrmals geschneit hat, steht noch viel Getreide und es ist kaum anzunehmen, daß, wenn nicht einige Wochen anhaltend heiteres Wetter eintritt, die Ernte in diesem rauhen Gebirgslande beendigt werden kann.

Der bisherige Kreisdirektor von Falkenstein, seit mehreren Monaten designirter Minister des Innern, hat Leipzig in diesen Tagen verlassen. Ihm zu Ehren veranstaltete ein Theil der Studirenden, die unter dem Namen „Corpsburschen" geeinigten Landsmannschaften, einen solennen Fackelzug, der bei der nichttheilnehmenden übrigen Studentenschaft keine allgemeine Billigung zu finden schien. Wenigstens mischte sich in die harmonischen Töne der Musik häufig unharmonisches Gepfeif, dem nur durch Einschreiten der akademischen Polizei und durch mehrere Verhaftungen gesteuert werden konnte. Ob dieses obligate Pfeifen den mit gehörigem Pomp aufziehenden und bei der Mehrzahl ihrer Commilitonen nicht beliebten Corps ausschließlich galt, oder eine Abneigung und Mißstimmung gegen den scheidenden Vorgesezten der Universität kund geben sollte, will ich dahin gestellt seyn lassen. Diejenige Behörde, welche über die öffentliche Ruhe zu wachen hat, schien Lezteres anzunehmen, da sie es für gut fand, den größten Theil der Nacht die Wohnung des zukünftigen Ministers zu bewachen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 36.

Sonnabend, 14. September 1844.

[352] **Schriften von H. König.**

Nachstehende Schriften des beliebten Verfassers sind im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite verbesserte Aufl. Drei Theile. Gr. 12. 1844. Geh. 5 Thlr.

Regina. Eine Herzensgeschichte. Gr. 12. 1842. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. Geh. 3 Thlr.

Die letztern beiden Romane bilden das erste bis dritte Bändchen einer Sammlung unter dem Titel: **„Deutsches Leben in deutschen Novellen.“**

William's Dichten und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. 1839. Geh. 4 Thlr.

Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 1836. Geh. 4 Thlr.

Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1836. Geh. 20 Ngr.

---

[359] Bei **A. Wienbrack** in **Leipzig** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Juliens Nachlaß.

Von der Verfasserin von „Juliens Briefe.“

8. geh. 3/4 Thlr.

Die rühmlichst bekannte Verfasserin gibt hier den Eltern, denen es wahrer Ernst ist, die Zukunft ihrer Töchter durch Erziehung zu sichern, ihre vielseitigen geprüften Erfahrungen, die sie in der Bekanntschaft mit geistreichen und weisen Frauen gesammelt hat. Das Buch eignet sich daher, seines angenehmen, nützlichen und belehrenden Inhaltes wegen, zu einem passenden und werthvollen Geburtstags-, Hochzeits- oder Weihnachtsgeschenk für gebildete Damen.

In derselben Buchhandlung ist auch vorräthig:

Juliens gesammelte Briefe.

4 Theile. 3te Aufl. 8. geh. 2 1/4 Thlr.

Ein competenter Beurtheiler nennt dieses Werk eines der gediegensten, so von Frauenhand gekommen sind.

---

[370] In **Karl Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Handbuch für Reisende

im Kaiserthume Oesterreich,

von A. Adolf Schmidl.

Mit Post- und Reisekarte.

8. Wien 1844. In engl. Leinwand elegant gebunden. Preis 4 fl. 30 kr. Conv.-Mze.

(Die Karte **apart auf Leinwand** und in Futteral 1 fl. 45 kr. C.-M.)

Dem Reisenden jeden Standes wird im obigen Werke in gedrängter Kürze ein treuer Führer durch die herrlichen Länder der österreichischen Monarchie geboten, den wir aus voller Ueberzeugung dem reisenden Publikum empfehlen können, um so mehr, da der in der Reiseliteratur rühmlichst bekannte Name des Hrn. Verfassers für die Zweckmäßigkeit der Anordnung, so wie für die Zuverlässigkeit der Angaben bürgt.

Durch elegante Ausstattung, möglichst portatives Format und Beigabe einer durch das hiesige k. k. geographische Institut höchst vollendet ausgeführten Reisekarte glaubt die Verlagshandlung nach Kräften die Brauchbarkeit dieses Handbuches gefördert zu haben.

---

[364] Bei **Friedrich Bassermann** in **Mannheim** sind erschienen:

Nachgelassene Schriften

von **Ludwig Börne.**

Herausgegeben von den Erben des literarischen Nachlasses. 1ster und 2ter Band. Briefe und vermischte Aufsätze. Aus den Jahren 1819, 1820, 1821, 1822. — Mit Börne's Bildniß. Preis der zwei Bände 2 Thlr. 12 gGr. (4 fl.)

Toni,

ein Gemälde aus Ungarns Gegenwart,

von **Anton Vilney.**

Preis 1 Thlr. 18 gGr. (3 fl.)

Nicht mit einem gewöhnlichen Romane, sondern mit einem Werke, welches dem Leser einen tiefen Blick in das Leben und Treiben, den Bildungsstand, die Sitten- und Handlungsweise des eigentlichen Ungarnvolkes, nicht des auf der Oberfläche glänzenden Adels eröffnet, tritt der Verfasser, ein Sohn Ungarns, vor das deutsche Publikum. An eigene Erlebnisse und der Wirklichkeit entnommene Persönlichkeiten knüpft sich, belebt durch wechselvolle, rasche, die Theilnahme immer mehr steigernde Handlung, eine Reihe der merkwürdigsten und anziehendsten Schilderungen politischer und socialer Zustände, die in Deutschland fast gar nicht bekannt, jedenfalls noch nie mit solcher Frische und Treue, in so genialer Weise dargestellt worden sind. Ein reich begabter Geist, eine poetische Natur, spricht aus diesem Buche und regt die tiefsten Gefühle des Menschen an; selbst die Eigenthümlichkeiten des Styls haben einen eigenen Reiz, die eingeflochtenen Lieder sind größtentheils ausgezeichnet und wir sind überzeugt, daß eine unbefangene Kritik dem Buche das Lob einer seltenen und höchst werthvollen Erscheinung zollen wird.

---

[375] **Für Lesecirkel und Leihbibliotheken.**

Bei **C. L. Fritzsche** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mühlbach, L., Nach der Hochzeit. Vier Novellen. 2 Bde. 8. broch. Preis 2 Rthlr. 15 Ngr.

Belani, H. E. R., Kranichfels, oder Geheimnisse aus dem Leben eines Edelmanns. 8. broch. Preis 1 Rthlr. 15 Ngr.

— — Josephine. Geschichtlicher Lebensroman. 3 Bde. 8. broch. Preis 4 Rthlr. 15 Ngr.

[371] **Henriette Hanke's sämmtliche Schriften jetzt vollständig.**

So eben ist die Schluß-Lieferung von uns an alle Buchhandlungen versandt von den

Sämmtlichen Schriften

von

Henriette Hanke, geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Diese sorgfältig veranstaltete Gesammt-Ausgabe der so beliebten und vielverbreiteten Hanke'schen Schriften umfaßt 88 Bände und bildet eine höchst reichhaltige, anziehende und gediegene Unterhaltungs-Bibliothek für gebildete Familien und Leser aller Stände, deren Anschaffung dadurch sehr erleichtert wird, wenn solche allmählig geschieht oder Mehrere sich dazu vereinigen, da der sehr billige Pränumerationspreis von $1/3$ Rthlr. pro Band noch vorerst fortbesteht, wonach das Ganze, statt in den früheren Ladenpreisen circa 60 Rthlr., jetzt nur $29^1/_3$ Rthlr. kostet. — Diese letzte Lieferung enthält der Braut und der Frau Tagebuch. — Polterabend-Scenen und vermischte Gedichte.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

---

[377] Im Verlage von **Graß, Barth u. Comp.** in **Breslau** und **Oppeln** ist so eben vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grundriß der Geographie

in fünf Büchern, enthaltend die mathematische und physikalische Geographie, die allgemeine Länder- und Völker-, so wie die Staatenkunde;

erläutert durch 143 eingedruckte xylographische Figuren und Darstellungen, durch 3 Karten und einen Anhang Hülfs- und Nachweisungs-Tabellen.

Entworfen von

Professor Dr. **Heinrich Berghaus.**

Vollständig in Einem Band von $84^1/_2$ Bogen größtes Octav. Preis eleg. kart. $5^2/_3$ Rthlr.

Dieses Buch, welches bereits während seines Erscheinens in Lieferungen vollen Beifall im Publikum fand, darf jetzt, nach seiner Beendigung, demselben mit Ueberzeugung als eines der brauchbarsten, belehrendsten und vollständigsten geographischen Handbücher empfohlen werden. Die Leistungen des Herrn Verfassers in der geographischen Literatur sind überall anerkannt und geschätzt, und die bisher erschienenen Beurtheilungen dieses Werks bestätigen dieß. Dasselbe nimmt unter den geographischen Leistungen der Neuzeit einen der ersten Plätze ein, und kein Leser wird dasselbe ohne große Befriedigung und Belehrung aus der Hand legen. —

---

[376] **Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.**

Bei uns sind neulich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bertram, Fr., Neun Erzählungen und noch mehr. Jugend- und Volksbuch. Mit siebzig Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. $1/2$ Thlr.

Gedichte von Karl v. Holtei. (Letzte Sammlung, in der Auswahl vom Dichter selber.) $1^1/_2$ Thlr.

Gubitz, F. W., Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden. Zehnter Jahrgang. Für 1844. Mit mehr als hundert Holzschnitten von Gubitz rc. rc. $1/3$ Thlr.

Wohlfeilste Volks-Bildergallerie. Fünfzehntes und sechzehntes Heft. Jedes Heft von acht vorzüglichen Blättern nur $1/6$ Thlr. (Diese beiden Hefte enthalten neun historische und Genre-Bilder, vier Bildnisse und drei Landschaften.)

Maltitz, A. v., Drei Fähnlein Sinngedichte. Ein Fähnlein Sonette. Ein Fähnlein Fabeln. Ein Fähnlein Humor. $5/6$ Thlr.

Satori, J. (Neumann), Der kleine Fischerknabe. Erzählung für Knaben und Mädchen. Zweite Auflage. $1/6$ Thlr.

Der Gesellschafter. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Achtundzwanzigster Jahrgang. Für 1844. 324 Blätter in groß Quart. 8 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Dreiundzwanzigster Jahrgang. Für 1844. (Enthält in neunzehn Akten Dramen von Holtei, Fr. Paolo, Raupach, H. Smidt, Charlotte Birch-Pfeiffer und A. P.) $1^2/_3$ Thlr.

Die zehn Gebote in ältester Gestalt. Zur Reform der Katechismen und Reform der Kirche durch den Staat, von Marheineke. Von Paulus Schelling. $1/12$ Thlr.

---

[380] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Annette Freiin von Droste-Hülshof.

8. Velinpap. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Freunde ächter Poesie werden diese gesammelten Gedichte einer deutschen Sängerin von schon anerkanntem Rufe hoch willkommen heißen. Sie sind Erzeugnisse der dichtenden Grundkraft des Geistes, der Phantasie, die in jedem neuen Dichter wieder Eigenthümliches schafft. Und so bietet denn diese Kraft auch hier Neues, noch nie Dagewesenes. Aber sie verschwendet ihren Schimmer nicht an Zerrbilder, sondern sie verklärt mit ihrem Sonnenschein energische Bilder des wahrhaftigen Lebens aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Natur und Sage, sie verkörpert tiefe ächte Gefühle, sie umwebt Gedanken und Ueberzeugungen voll ernster und reiner Gesinnung mit der Glorie der Dichtkunst.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das deutsche

Eisenbahnsystem

als Mittel zur Vervollkommnung der deutschen Industrie, des deutschen Zollvereins und des deutschen Nationalverbandes überhaupt.

Mit besonderer Rücksicht auf württembergische Eisenbahnen

von

Dr. Friedrich List.

8. Preis 18 kr. oder 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Neue elegante Taschen-Ausgaben.

[378] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Oehlenschläger.

Zweite vermehrte Auflage.

Elegante Taschen-Ausgabe in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.
In englischem Einband mit Goldschnitt 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Das Nibelungenlied

übersetzt von

Dr. **Karl Simrock.**

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich.
Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Das Nibelungenlied hat sich, seit seiner Wiedererweckung, welche mit der Wiedererweckung unserer Nationalität zusammenfällt, immer mehr als unser Nationalepos, der größte Hort unseres Volkes geltend gemacht, und den frühen, gleichsam prophetischen Ausspruch Johannes von Müllers, daß es die deutsche Ilias sey, bewährt.

Die Uebersetzung folgt dem Originale Zeile für Zeile und gibt es in einer Sprache wieder, die vollkommen neuhochdeutsch, doch allen modernen Anklang vermeidet, wodurch die Täuschung entsteht, als läsen wir, der sprachlichen Hindernisse, die uns dieß bisheran verwehrten, überhoben, das Original selbst; diese Eigenthümlichkeit aller Uebersetzungen K. Simrock's aus dem Mittelhochdeutschen hat Goethe treffend bezeichnet. Er sagt (Nachgelassene Werke V. S. 209), indem er dessen Uebersetzung der Nibelungen in der ersten Ausgabe als eine höchst willkommene begrüßt: „Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt. Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemälde weggenommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen."

In gleichem Format und gleicher Ausstattung sind früher erschienen: Goethe's Faust, Hermann und Dorothea, Egmont, Schiller's Tell, Wallenstein, Tegner's Frithiofssage und die Gedichte von Goethe, Schiller, Lenau, Uhland, Freiligrath, Hölderlin, Platen und Zedlitz.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis.

Enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

105 Bogen Lexicon-Format. Preis 12 fl. oder 8 Rthlr.

Wenn schon vor 20 Jahren die erste Ausgabe dieses Werks eine gefühlte Lücke in der botanischen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, so wird nach diesem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch so glänzende Periode der Bereicherung der botanischen Kenntnisse weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfasser aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um so weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem sich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verschiedenen, unabhängig von einander dieselben oder verwandte Gegenstände bearbeitenden Schriftsteller, und deren individuelle Ansichten über Bildung von zahlreichen neuen

Gattungen, die Masse der Synonyme auf eine der Wissenschaft selbst beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat sich daher der Verfasser die Aufgabe gestellt, dem botanischen Publikum gleichsam einen Leitfaden aus diesem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verschiedenen Wegen zugekommenen Wünsche, in so fern ihn solche nicht zu weit von dem ursprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botanischen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetischer Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im System aufführt und da, wo der Name des Autors und die beständige Hinweisung auf die systematischen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (so weit diese erschienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollständiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erschien, auch noch häufig eine specielle Nachweisung beifügt. Auf diese Art erhält man über die angeführten Momente eine sehr schnelle und vollständige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgestellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieses mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben so sehr dem Literator, als dem von großen Büchersammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, so wie den Besitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in diesem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botanischen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botanischen Literatur. Wenn auch einige Werke (wie Loudon Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39 und Sweet Hortus britannicus ed. 3. London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle stets behaupten werden, so können sie doch das angezeigte Werk um so weniger entbehrlich machen, als darin hauptsächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur sehr eingeschränkt Rücksicht genommen ist, während die systematische Anordnung den schnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (also um 10,000 weniger als die erste Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählt. Die zweckmäßigste typographische Einrichtung macht es möglich, daß dieses ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Uebersicht nicht störend einwirkenden möglichst engen Raum zusammengefaßt ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[382] **Zedlitz Waldfräulein.**

Zweite unveränderte Auflage.

In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Waldfräulein.

Ein Mährchen in 18 Abentheuern

von

Zedlitz.

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetscher von Byron's Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf sey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poesie, als früher, und in einem von dem der feierlich ernsten Todtenkränze, sehr verschiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meisterschaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfrische, mit der heitersten Schöpfung hervortritt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der Flurzwang

in seinen Folgen und Wirkungen

und

die Mittel zu dessen Beseitigung

von

Dr. Carl Christian Knaus,

Prof. an der staatswirthschaftl. Fakultät zu Tübingen 2c.

Mit sieben Karten.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Der kürzlich verstorbene Herr Verfasser, der sich mit rastloser Thätigkeit der Erörterung der Bodenbesitzverhältnisse widmete, hat einen Gegenstand zur Abhandlung gebracht, der für alle Länder und Gegenden, in welchen zerstückelter Grundbesitz sich befindet, von der höchsten Wichtigkeit und dessen Beachtung eine der Grundbedingungen eines zeitgemäßen Fortschrittes des Landwirthschaftsbetriebes ist. Der Vortrag ist durch sieben Karten versinnlicht, welche, lauter bestehenden Verhältnissen entnommen, auf den ersten Blick die Vortheile des vom Verfasser gründlich empfohlenen Verfahrens zur Beseitigung des lästigen Flurzwangs erkennen lassen.

Es wird daher Niemand, der sich für die Verbesserung landwirthschaftlicher Zustände interessirt, diese Schrift unbefriedigt aus den Händen geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der gegenwärtige Zustand

der

Vaccination

von

John Baron, M. D.

Aus dem Englischen

von

F. G. Gmelin,

Dr. und ordentl. Professor der Medizin.

gr. 8. in Umschlag broch. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Der Bericht über die Vaccination ist durch die Mittheilungen vieler der angesehensten Aerzte Englands entstanden, und setzt uns über den jetzigen Zustand der Vaccination in England auf eine authentische Art in Kenntniß. Besondern Werth erhält derselbe durch die Nachrichten über frühere und jetzige Pocken-Epidemieen unter dem Rindvieh, durch künstliche gelungene Versuche über die Hervorbringung von echten Kuhpocken durch Einimpfung einer Kuh mit Menschenpocken, wodurch die Natur der Kuhpocken vollkommen ins Licht gesetzt wird. Es dürfte daher dieser Bericht nicht bloß für Aerzte, sondern auch für das größere Publikum von Wichtigkeit seyn, das sich für den Gegenstand interessirt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 16. September 1844.

In dem glänzenden Allen ist
Etwas Niedriges doch, etwas Unlauteres,
Das mir Eckel und Abscheu macht.

Herder
nach Jakob Balde.

Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshof.

Vor vierzig Jahren.

Da gab es doch ein Sehnen,
Ein Hoffen und ein Glühn,
Als noch der Mond „durch Thränen
In Fliederlauben" schien,
Als man dem „milden Sterne"
Gesellte was da lieb,
Und „Lieder in die Ferne"
Auf sieben Meilen schrieb!

Ob dürftig das Erkennen,
Der Dichtung Flamme schwach,
Nur tief und tiefer brennen
Verdeckte Gluten nach.
Da lachte nicht der leere,
Der übersatte Spott,
Man baute die Altäre
Dem unbekannten Gott.

Und drüber man den Brodem
Des liebsten Weihrauchs trug,
Lebend'gen Herzens Odem,
Das frisch und kräftig schlug,
Das schamhaft, wie im Tode,
In Traumes Wundersarg
Noch der Begeistrung Ode,
Der Lieb' Elloge barg.

Wir höhnen oft und lachen
Der kaum vergangnen Zeit,
Und in der Wüste machen
Wie Strauße wir uns breit.
Ist Wissen denn Besitzen?
Ist denn Genießen Glück?
Auch Eises Gletscher blitzen
Und Basiliskenblick.

Ihr Greise, die gesunken
Wie Kinder in die Gruft,
Im lezten Hauche trunken
Von Lieb' und Aetherduft,
Ihr habt am Lebensbaume
Die reinste Frucht gepflegt,
In karger Spannen Raume
Ein Eden euch gehegt.

Nun aber sind die Zeiten,
Die überwerthen, da,
Wo offen alle Weiten,
Und jede Ferne nah.

Wir wühlen in den Schätzen,
Wir schmettern in den Kampf,
Windsbräuten gleich versetzen
Uns Geistesflug und Dampf.

Mit unsres Spottes Gerten
Zerhaun wir was nicht Stahl,
Und wie Morgana's Gärten
Zerrinnt das Ideal;
Was wir daheim gelassen,
Das wird uns arm und klein,
Was Fremdes wir erfassen,
Wird in der Hand zu Stein.

Es wogt von End' zu Ende,
Es grüßt im Fluge her,
Wir reichen unsre Hände,
— Sie bleiben kalt und leer. —
Nichts liebend, achtend Wen'ge
Wird Herz und Wange bleich,
Und bettelhafte Kön'ge
Stehn wir am Steppenreich.

Meine Todten.

Wer eine ernste Fahrt beginnt,
Die Muth bedarf und frischen Wind,
Er schaut verlangend in die Weite
Nach eines treuen Auges Brand,
Nach einem warmen Druck der Hand,
Nach einem Wort, das ihn geleite.

Ein ernstes Wagen heb' ich an,
So tret' ich denn zu euch hinan,
Ihr meine stillen strengen Todten;
Ich bin erwacht an eurer Gruft,
Aus Wasser, Feuer, Erde, Luft,
Hat eure Stimme mir geboten.

Wenn die Natur in Hader lag,
Und durch die Wolkenwirbel brach
Ein Funke jener tausend Sonnen, —
Sprecht aus der Elemente Streit
Ihr nicht von einer Ewigkeit
Und unerschöpften Lichtes Bronnen?

Am Hange schlich ich, krank und matt,
Da habt ihr mir das welke Blatt
Mit Warnungsflüstern zugetragen,
Gelächelt aus der Welle Kreis,
Habt aus des Angers starrem Eis
Die Blumenaugen aufgeschlagen.

Was meine Adern muß durchziehn,
Sah ich's nicht flammen und verglühn,
An eurem Schreine nicht erkalten?
Vom Auge hauchtet ihr den Schein,
Ihr meine Richter, die allein
In treuer Hand die Wage halten.

Kalt ist der Druck von eurer Hand,
Erloschen eures Blickes Brand,
Und euer Laut der Oede Odem,
Doch keine andre Rechte drückt
So traut, so hat kein Aug' geblickt,
So spricht kein Wort, wie Grabesbrodem!

Ich fasse eures Kreuzes Stab,
Und beuge meine Stirn hinab
Zu eurem Gräserhauch, dem stillen,
Zumeist geliebt, zuerst gegrüßt,
Laßt, lauter wie der Aether fließt,
Mir Wahrheit in die Seele quillen.

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

Rudolf war auch Redakteur eines Journals geworden, und einige von ihm unterzeichnete Artikel in demselben empörten Oskar so, daß er sich nicht enthalten konnte, sie Rudolf vorzuwerfen und ihn zu fragen, wie ihn seine Parteilichkeit blind genug machen könne, so erbärmliches Zeug so zu loben. — „Ich gestehe, daß das Buch, von dem du redest, ein jämmerliches Machwerk ist," antwortete Rudolf; „allein der Verfasser war mir dringend von einer intriguanten Frau empfohlen, die ich schonen muß, von Madame H. Sie hat jezt ein Verhältniß mit einem unserer bedeutendsten Staatsmänner und hat es übernommen, mir einen Jahrgehalt zu verschaffen. Nun interessirt sie sich für diesen kleinen L., der um sie herumflattert, und so konnte ich es nicht vermeiden, ihn zu loben."

„Das ist ja ein vortrefflicher Grund! und B's gehaltlose, langweilige fliegende Blätter, die du als tiefsinnig und gedankenreich gepriesen hast?" — „Die konnte ich ganz unbedingt loben, weil ich überzeugt war, daß Keiner die Geduld haben wird, sie zu lesen, und ich daher keinen Widerspruch zu befürchten brauchte. Bei einem solchen Werke kann man, wenn man den Verfasser protegirt, zuversichtlich behaupten, daß dieser ein höchst tiefsinniger Philosoph ist." — „Wenn ich nun auch deine übertriebene Gefälligkeit und Rücksicht entschuldigen will, so kann ich doch deine gallbittern Kritiken guter Werke nicht verzeihen. Welche Stirne gehört dazu, B. zu loben und K. so giftig herunter zu reißen!" — „Ich lasse K's großen Talenten Gerechtigkeit widerfahren und habe

dieß durch meine Anzeige seines ersten Werkes bewiesen." — „Aber sein neuestes Werk ist noch schöner als jenes frühere." — „Das leugne ich nicht; aber es ist nicht im Geist unserer Partei geschrieben und er hat sich damit viele Feinde gemacht. Wenn nun auch gleich seine bittersten Feinde nicht gerade meine einflußreichsten Gönner wären, würde ich doch gewiß nicht so thöricht gewesen seyn, durch eine unverständige Unparteilichkeit eine jezt so mächtige Clique gegen mich aufzubringen. Du kannst überzeugt seyn, lieber Oskar, daß ich nie ohne zureichenden Grund ein schlechtes Buch loben und ein gutes tadeln werde. So habe ich z. B. in meinem heut erscheinenden Blatt das neue, gestern Abend gegebene Stück fürchterlich schlecht gemacht, ob ich es gleich im Grunde ganz allerliebst finde." — „Und vor einigen Monaten gehörte der Verfasser noch zu deinen Freunden." — „Das ist eben das Schöne an meiner Kritik: ich habe meinen Freund der Dankbarkeit zum Opfer gebracht. Der Redakteur der *** hatte im vorigen Jahre eine ganz ähnliche Gefälligkeit gegen mich und die konnte und wollte ich nicht unvergolten lassen, als er mich an sein Verfahren erinnerte. Der Verfasser des gestrigen Stücks ist sein Feind und ich habe diese Gelegenheit benuzt, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten."

„Was läßt sich gegen solche Gründe sagen! Doch gestehe ich dir, daß ich es mir, wenn ich je irgend ein Journal herausgäbe, zur Pflicht machen würde, das Beispiel der strengsten Unparteilichkeit zu geben." — „Das kann man nicht. Eine solche Redaktion ist eine romanhafte Idee, die sich durchaus nicht ausführen läßt." — „Meine Idee ist keineswegs eine bloße Romanenidee, und ich bin überzeugt, daß ich sie schon um meines persönlichen Vortheils willen ausführen könnte. Der böse Wille eines Journalisten und sein Mangel an ehrenhafter Wahrhaftigkeit täuschen heutzutage Niemand mehr, und alle die Kunstgriffe, mit der er diesen zu verdecken sucht, sind abgenuzt und verbraucht. Man kann jezt meistens schon im Voraus bestimmen, in welchen Journalen ein Werk gelobt und in welchen es getadelt wird."

„Ich bleibe dabei, es würde einem Journalisten nicht bloß unmöglich werden, sich als ganz unparteiisch zu bewähren, es würde auch einfältig von ihm seyn, es seyn zu wollen. Gesezt nun, dein vertrautester Freund, dein Schwiegervater oder dein Beschützer hätte ein schlechtes Buch geschrieben, wie wolltest du das recensiren?" — „In einem solchen Fall würde ich freilich meine Meinung nicht ganz frei und offen aussprechen können: aber nie würde ich eine Kritik gegen meine Ueberzeugung niederschreiben. Ich würde es gestehen, der Verfasser des Buches sey mein vertrautester Freund und ich müsse mich darauf beschränken, den Lesern den Plan und den Inhalt des Buches mitzutheilen, ohne mir selbst ein Urtheil darüber zu erlauben." — „Wird dann aber dein Urtheil weniger befangen seyn, wenn du das Werk eines Feindes recensirst?" — „Gewiß; Freundschaft kann mich bestechen, aber mein Herz wird hoffentlich nie Haß empfinden." — „Denkst du, das Publikum wird dir das glauben?" — „Ich werde es ihm beweisen und es wird sich wenigstens überzeugen, daß ich großsinnig genug bin, meinen Ruhm darin zu suchen, stets unwandelbar gerecht und billig gegen Freund und Feind zu seyn."

„Guter Freund, alle deine Großsinnigkeit wird deinem Journal keine Leser verschaffen. Ohne Skandal bringt man es heutzutage in der Literatur zu nichts." — „Das müßte sich denn zeigen. Ihr andern Journalisten redet nie, wie es euch um's Herz ist, und man weiß, daß tausend kleinliche Rücksichten und Interessen eure Feder regieren. Lobt ihr einen Schriftsteller, so denken die Leser: ha! er ist ein Freund des Verfassers; tadelt ihr, so sagt man: der Recensent hat sich mit dem Verfasser entzweit, er ist sein Feind. Welchen Werth kann man aber bei einer solchen Meinung von euch auf euer Urtheil legen? Mein Journal wird nicht besser geschrieben und nicht besser redigirt seyn, als das deinige, aber es wird mehr Beifall finden und den originellen Reiz haben, daß ein wirklich unparteiischer Mann darin ganz wahr und offen seine Ansichten, Meinungen und Urtheile aussprechen wird."

„Man sollte, wenn man dich hört, wahrhaftig glauben, es sey von irgend einem für Mit- und Nachwelt bestimmten Werke die Rede und nicht von einem Journal, das die Leser nur in die Hand nehmen, um zu erfahren, was es hie und da Neues gibt, und das in dieser Stunde flüchtig durchblättert, am nächsten Tage schon vergessen ist." — „Es gibt doch noch Ausnahmen von dieser Regel und Journale, die einen ehrenvollen Platz in der Geschichte unserer Literatur einnehmen." — „Ja, dieß ist bei manchem älteren Journal der Fall, allein wir Jeztlebenden haben nicht mehr Zeit, solche gediegene Artikel und gründliche Kritiken zu liefern. Wir sind geistreicher als unsere Vorgänger, allein wir geben uns nicht so viel mit Nachdenken ab. Unsere Lebensweise macht dieß unmöglich, seitdem die Literaten aufgehört haben, Stubengelehrte zu seyn. — Uebrigens lege ich auch auf mein Journal gar keinen Werth und habe nur für kurze Zeit die Redaktion desselben übernommen. Es eröffnet sich mir ein ganz anderer Kreis von Wirksamkeit, der viel vortheilhafter für mich zu werden verspricht. — Ich werde es übernehmen, einigen fremden Höfen und Gesandten monatliche Berichte einzusenden und ihnen von den neuesten Erzeugnissen unserer Literatur Rechenschaft abzulegen."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Guilbert de Pixérécourt. — Panckoucke.

Vor Kurzem ist in seinem Heimathland Lothringen Guilbert de Pixérécourt gestorben, ein seiner Zeit beim hiesigen Publikum durch seine Melodramen sehr beliebter Schriftsteller. Er hat 120 Theaterstücke geschrieben. In der Ausgabe seiner dramatischen Schriften versichert er, daß sein Drama Coelina in Paris 587 mal und in ganz Frankreich 1086 mal aufgeführt worden sey. Noch größern Beifall erhielt sein Melodram: „der Hund von Montargis;“ es wurde in Paris 912 mal, in ganz Frankreich 1178 mal gegeben. Rechnet man die im Auslande veranstalteten und aufgeführten Umarbeitungen dieses Stücks hinzu, so kommen mehrere tausend Vorstellungen heraus. Seine „Ruinen von Babylon“ sind 665 mal zu Paris und in der Provinz, sein „verlassenes Kloster“ ist 912 mal gespielt worden. Wie wenig Trauer- und Lustspiele von ungleich höherem Werthe und von guten Theaterdichtern haben sich in Frankreich eines solchen Erfolgs zu erfreuen gehabt! Und wenn man vollends an Deutschland und seine Theaterdichter denkt! Nach zwei- und vierzigjähriger schriftstellerischer Laufbahn sehnte sich Guilbert de Pixérécourt nach seiner Vaterstadt, und endigte dort wie ein Weiser seine Tage in philosophischer Ruhe. Er hatte sich Vermögen genug erworben, um gemächlich leben zu können. Er hatte zu einer Zeit, wo die Concurrenz unter den Dichtern noch nicht so stark war, seine Ernte gehalten. Jezt wäre die Sache schwieriger, und ich zweifle sehr, ob sich unter den vielen für die Boulevardstheater schreibenden Dichtern ein einziger so viel erwerben kann wie Guilbert de Pixérécourt. — Der Tod eines unternehmenden Buchhändlers, Panckoucke, verdient ebenfalls Erwähnung, weil dieser Mann eine ziemlich bedeutende Rolle in Paris gespielt hat. Sein Vater war im vorigen Jahrhundert aus französisch Flandern nach Paris gekommen, wahrscheinlich ohne Vermögen, aber mit viel Thätigkeit und Unternehmungsgeist. Derselbe hat sehr bedeutende Werke verlegt, z. B. die Encyclopédie méthodique, die aber erst lange nach seinem Tode zu Ende gebracht wurde, so daß der Anfang gar nicht mit dem Ende übereinstimmt; ferner die Geschichte der Reisen, die er aber, statt von einem Geographen, von einem Dichter, dem berühmten Laharpe, hatte schreiben, oder eigentlich aus einer ältern Sammlung wieder auffrischen lassen. Im Revolutionssturm aber verlor Panckoucke Alles. Unter Napoleon versuchte sein Sohn wieder eine Buchhandlung in Gang zu bringen; er und seine Schwester, welche den Buchdrucker Agasse geheirathet hatte, waren Inhaber des einträglichen Moniteurs. Damit aber begnügte sich Panckoucke der Sohn nicht; er legte eine neue Verlagshandlung an zur Zeit, als die Restaurationsregierung eine lange Friedensperiode versprach. Der Militärruhm gehörte damals zur Opposition, und je mehr die Ultrapartei denselben in Vergessenheit zu bringen suchte, desto eifriger suchte ihn die Opposition, als Nationalpartei, wieder hervorzuheben. Dieß gab zu dem bändereichen Werke: Victoires et conquêtes de l'armée française Veranlassung, welches Panckoucke verlegte und wobei er viel gewann. Eine nicht minder gute Spekulation war das Dictionnaire des sciences médicales, das Anfangs nur zu 12 Bänden angekündigt war, aber bis auf 60 Bände stieg, denen der gewandte Verleger noch eine Flore médicale, eine Biographie médicale, dann ein Journal complémentaire des sciences médicales, und zulezt gar eine Ehrenmedaille für die Subscribenten folgen ließ. Später wußte er sich von der Regierung die außerordentliche Vergünstigung zu verschaffen, das große auf Staatskosten veranstaltete Prachtwerk: „die Beschreibung Egyptens,“ in kleinerem Formate verlegen und dazu die vorhandenen Platten benutzen zu dürfen. Zulezt gab er noch eine mit typographischer Eleganz gedruckte Sammlung der alten Classiker heraus, woran er selbst als Uebersezer mitarbeitete. Als ein wissenschaftlich gebildeter Mann machte er Ansprüche auf gelehrten Ruf, und versuchte auch einigemal, als Deputirter eines Arrondissements von Paris gewählt zu werden, was ihm aber nicht gelang. Die buchhändlerischen Unternehmungen und der Moniteur hatten ihn bereichert. Auf seinen vielen Reisen, so wie auch in Paris selbst, hatte er eine Menge von Kunstsachen und Curiositäten angekauft; mit diesen schmückte er seine geräumige Wohnung. Da hatte er ein Zimmer mit antiken Vasen, ein pompejanisches Zimmer, ein chinesisches, ein mittelalterliches, und eine sogenannte Hütte Athalas mit dem Hausgeräthe und den Trachten der Wilden. Im Winter gab er in diesem aus drei Stockwerken bestehenden Hause herrliche Soiréen, theils Conzerte, theils Bälle, auch wohl Deklamatorien. Dann waren alle Gemächer prächtig beleuchtet und zwar auf verschiedene Weise, das chinesische Zimmer z. B. mit Papierlaternen. Da gab es denn genug zu schauen für diejenigen, welche an den andern Belustigungen keinen Theil nahmen. Diese Panckouckeschen Soiréen waren einzig in ihrer Art. Es ist möglich, daß in seinen Sammlungen nicht alles ächt war und daß er sich, wie so manche Kunstliebhaber, durch die Namen oder den Schein zuweilen täuschen ließ; auch mochte seine Art, die Kunstsachen zur Schau zu stellen, mehr die eines Dilettanten als eines wahren Kunstkenners seyn; dennoch war manches in dieser Sammlung sehenswerth, und das Gesammte gewährte eine sehr angenehme Unterhaltung. Natürlich zeigte er, wie fast alle Besitzer von Kunstkabinetten, seine Kunstschätze sehr gern und erklärte sie mit großer Gefälligkeit. Panckoucke soll jährlich weit über hunderttausend Francs verzehrt haben. Die vielen Familien, welche an seinen Abendunterhaltungen Theil nahmen, werden die durch das Aufhören derselben entstandene Lücke schwerlich wieder ausfüllen können. Soiréen gibt es zwar in Paris den Winter hindurch hunderte und vielleicht tausende; aber äußerst wenig so mannigfach unterhaltende und lehrreiche, wie die Panckouckeschen waren. Unter den Buchhändlern thut es ihm sicher keiner auch nur von ferne gleich. Von den alten Buchhandlungen sind überhaupt nur noch sehr wenige übrig, und die meisten neuern sind in den Händen von jungen Leuten, welche sich nur schnell bereichern wollen, um dann das Geschäft ihren Commis oder Andern zu überlassen. Daher werden denn großartige, aber auch sehr gewagte Spekulationen gemacht. Einige, wie Curmer, liefern Prachtwerke für die Reichen, nicht allein Frankreichs, sondern ganz Europas. Andere, z. B. Charpentier, Paulin, Gosselin, Didier, und diese bilden die Mehrzahl, spekuliren auf den Mittelstand, welcher ein vortrefflicher Abnehmer von Unterhaltungsschriften und auch von belehrenden Werken ist, und geben ganze Suiten, ja Bibliotheken von kompendiös und dennoch elegant gedruckten Werken heraus, deren Wohlfeilheit oft kaum begreiflich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 17. September 1844.

Bajas et ad ostrea currunt.
Juvenal.

Brighton.

Mit der wenn auch nicht formellen Vertagung des Parlaments, dem einstweiligen adjournement, dem Vorläufer der prorogation, hat die Londoner Saison faktisch geendet, und je länger sie dieses Jahr gedauert hat, desto eiliger wird von Allen, die nicht an die Schwelle gebunden sind, eingepackt, um den Rest des Sommers anderswo zu verbringen. Auch wer nicht zu den fashionablen Müssiggängern gehört, sucht seinen Geschäften einige freie Tage abzumüssigen, um vom Getriebe und Gewirre der lezten Monate sich zu erfrischen. Nach allen Richtungen strömt die Londoner Bevölkerung aus, aber wie es scheint nach keiner in mächtigeren Schwärmen als nach der, von deren Endpunkt ich dieses schreibe — nach Brighton.

Der Dampfzug, mit welchem ich vor wenigen Tagen von London hier ankam, zählte sechs-und-vierzig Wagen mit 1710 Menschen. Keine besondere Veranlassung hatte diese Menschensumme zusammen addirt. Ein Zug Tags vorher hatte in 48 Wagen 1620 Menschen gebracht, ebenfalls ohne andere Veranlassung, als daß mit dem Ende der Londoner Saison die Brightoner anfängt. Das Ungeheure solcher Kommunikation wird noch deutlicher, wenn man weiß, daß nicht einer oder zwei, sondern täglich sieben Dampfzüge zwischen London und Brighton hin und hergehen. Allerdings ist nicht jeder so gewaltig; der um drei Uhr von London abgehende ist wegen der für das englische Leben größten Bequemlichkeit dieser Stunde der frequenteste, und dergleichen waren die beiden erwähnten Züge. Dagegen thut für andere Züge das billigere Fahrgeld, was für jenen die Bequemlichkeit. Obschon es nämlich drei Wagenclassen gibt zum Preise von 5, 8 und 12 Schillingen, so laufen doch nie alle drei Classen zugleich; bald nur Wagen der dritten, bald nur der ersten, bald der ersten und zweiten, nie der zweiten allein oder der zweiten und dritten. Zwischen der ersten und lezten steht die zweite als Scheidewand, ein Symbol des englischen Gesellschaftslebens. Deßhalb bezeichnet das Londoner Scherzblatt Punch in der fingirten Kritik eines, dem aristokratischen Bischof von London in die Schuhe geschobenen Buches: „The railway moral class book," die Passagiere der ersten Classe als solche, die, weil sie sich am feinsten kleiden, am feinsten essen, am feinsten trinken, den höchsten Fahrsatz zahlen und sich wöchentlich sieben Tage amüsiren, in moralischer Beziehung vom Montag bis wieder zum Montag thun dürfen, was ihnen beliebt; die der zweiten Classe als solche, die, weil sie ihre Kleider in Holborn oder der City kaufen, sich mit zwei Schüsseln begnügen, weder Rheinwein noch Champagner, sondern nur Port und Sherry trinken und bloß

halb respektabel sind, auch in moralischer Beziehung nur die Hälfte von dem thun dürfen, was sie gern ganz thun möchten, während die Passagiere der dritten Classe lediglich solche seyen, die, weil sie sich schlecht kleiden, noch schlechter essen und wöchentlich sechs Tage arbeiten, folglich nicht im geringsten respektabel sind, auch in moralischer Beziehung durchaus nichts von dem thun dürfen, was den Passagieren der ersten Classe ganz, denen der zweiten halb hingeht. Daran ist mehr Wahrheit, als ich erörtern will, und da der Krämer und sein Gehülfe dem Lord eben so fern stehen wie der Maurergeselle und sein Handlanger, so leidet die Classifizirung auch auf die London-Brightoner Fahrten Anwendung. Für die Handlanger und kleinen Professionisten ist der Ausflug zu theuer. City-Commis und Krämer können den Aufwand eher erschwingen, und sie sind vorzugsweise Inhaber der dritten Classe. Für das billigere Fahrgeld müssen sie aber das Unbequeme früher oder später Stunden, ungepolsterte Bänke und Mangel an Schutz gegen Regen und Wind in den Kauf nehmen. Nur die Schnelligkeit des Fahrens theilen sie mit den bevorzugten Ständen. Die sechzig englischen Meilen werden regelmäßig in drittehalb Stunden zurückgelegt. Ein sogenannter mail-train mit dem nach Frankreich bestimmten Briefbeutel braucht nur anderthalb.

Gleich andern klugen Leuten befolgen die Brightoner das nationale Sprichwort, ihr Heu zu machen, wenn die Sonne scheint. Ich suchte und fand einen mir vorangereisten Freund im dritten Stock eines unscheinbaren Nebengäßchens. Sein Zimmer maß sechs Schritte im Gevierte, und darin stand das Bett, das allerdings geräumiger ist als drei der größten deutschen Gasthofbetten, deßhalb aber um so raumbeschränkender. Ein Kommodchen, ein Tischchen, zwei Stühle und die üblichen Waschgeräthe bildeten das ganze Mobiliar. Gegenüber sah man an eine steinerne Wand, in der Höhe einige Ellen Himmel, in die Tiefe auf einen Hof. Und mein Freund versicherte, daß er nach mehrstündigem Suchen blos einem glücklichen Zufalle sein Eldorado für den civilen Preis von wöchentlich fünf Thalern verdanke; außerdem einen Thaler für Bedienung und eben so viel für einige Extras. Ich habe seitdem diese Angaben nur zu wahr gefunden. Ein Wohnzimmer im ersten und vielleicht zwei Schlafzimmer im zweiten Stock, hübsch möblirt und in einer der besten Lagen, wofür die Häuser längs dem Seegestade gelten, kosten wöchentlich von dreißig bis fünfzig Thalern, je nach der Eleganz der Einrichtung. Ganze Häuser von etwa drei Fenstern in der Fronte — die übliche Breite — drei Stock hoch und acht Zimmer haltend, kosten mit Möbeln monatlich zwischen drei- und vierhundert Thalern, und hört man, daß die Inhaber solcher Häuser eine Jahresmiethe von 12—1500 Thalern nebst Steuern im Durchschnitt von 150 Thalern zahlen, sie auf wenigstens sieben Jahre miethen, die Einrichtungskosten bestreiten und während der vier oder fünf Monate der Saison sich sammt den Ihrigen mit Nußschalenkämmerchen behelfen müssen, so können sie nur Recht haben, Heu zu machen, wenn die Sonne scheint. Und das um so mehr, da die Vermiethungen eine Haupteinkommensquelle der Brightoner sind, auch die rasche Verbindung mit London und der dortige rege Spekulationsgeist ihnen schnell das Handwerk legen würden, wenn sie mit den übrigen Lebensbedürfnissen Wucher treiben wollten. Im Uebrigen leben daher die Londoner hier eben so billig oder eben so theuer wie zu Hause.

Von den sechzigtausend Fremden, für welche Brighton Quartier hat, und die jetzt wenigstens zu zwei Dritteln hier seyn mögen, werden sieben Achtel auf London gerechnet. Des Lockenden ist mehr als Eins. Vor Allem die frische, gesunde Luft, man behauptet, die gesündeste in England, so gesund, daß unter den Einwohnern Husten, Schnupfen und Lungenübel zu den Außerordentlichkeiten gehören; dann die Seeküste, the sea-side, ein unwiderstehlicher Zauber für die Engländer, und begreiflich für Keinen mehr, als für den in den Nebel und Dunst der City eingepferchten Handelsmann; dann das Seebad, dann die Mode, nach Brighton zu gehen, und vermuthlich hundert individuelle Motive. Jedenfalls verdient Brighton einen Besuch und rechtfertigt seinen Ruf, eine der schönsten Städte Englands zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

„Und was wird dir dieser Briefwechsel einbringen?" — „Erstlich das Vergnügen, meinen Freunden nützlich werden zu können und —" — „Und deine Feinde anschwärzen zu können. Doch was noch weiter?" — „Ehre, Geld und Ruhm. Man erhält eine Pension, einen Orden, man bekommt Briefe, von denen man Abschriften gibt oder sie in den Journalen und Zeitungen abdrucken läßt." — „Auf welche Weise hast du dir den Auftrag, einen solchen Briefwechsel zu führen, verschafft." — „Man muß damit anfangen, den fremden Gesandten fleißig den Hof zu machen. Diese übernehmen es dann, ihren Fürsten und den Ministern ihres Hofes ein Exemplar unserer Werke zu übersenden, welches man mit einem viel andeutenden Briefe begleitet. Dann

bemüht man sich um Empfehlungen von Männern, die schon als brauchbar und talentvoll bekannt sind." — „Weißt du wohl, Rudolf, daß mir deine Stellung diesen fremden Höfen gegenüber höchst zweideutig vorkommt? Sie wird dich früher oder später zum Spion und zum Verräther deines Vaterlandes machen."

Rudolf fand sich durch diese Aeußerung beleidigt. Er verließ Oskar und es vergingen mehrere Wochen, in denen dieser nichts von ihm hörte. Oskar glaubte, er wolle sein Verhältniß zu ihm ganz abbrechen, aber Rudolf konnte ihm, wenn er ihn auch für beschränkt und vorurtheilsvoll hielt, doch seine Achtung nicht versagen, und das Vertrauen, welches er zu ihm hatte, machte ihm den Umgang mit ihm nothwendig. Oskar war der einzige Mensch, mit dem er, sicher vor jedem Treubruch und jedem Mißbrauch, ganz offen sprechen, dem er alle seine Hoffnungen und Plane mittheilen konnte. Er war oft sehr erbittert gegen ihn, wenn er ihn verließ, aber er empfand immer wieder das Bedürfniß, ihn um Rath zu fragen und ihm alle seine Geheimnisse anzuvertrauen.

Oskar blieb dem Plan treu, den er sich bei seiner Ankunft in Berlin für seine Lebensweise vorgezeichnet hatte. Er widmete den ganzen Vormittag seinen Studien und den Abend dem Umgang mit seinen Freunden. Einfach, natürlich und bescheiden, eignete er sich mehr und mehr den feinen Ton der wahrhaft guten Gesellschaft an; die Frauen fanden ihn liebenswürdig, die Männer achtungswerth, und seine Freunde gehörten ihm mit Herz und Seele an. — Nach Verlauf von zwei Jahren ließ Oskar ein Werk drucken, dessen Erfolg alle seine Hoffnungen weit übertraf. Er hatte aus eigenem Anschauen die Zustände und das Elend der untern Volksclassen kennen gelernt. Von Natur gefühlvoll und wohlthätig, hatte er die Jammerhöhlen des Berliner Pauperismus aufgesucht. Es gibt sehr wenig Menschenherzen, die dem Mitleid unzugänglich sind; allein die ganze Tiefe dieser schönen, edlen Regung unseres Gemüths, die ganze Innigkeit des Mitgefühls mit fremder Noth lernt man erst kennen, wenn der wirkliche Anblick solcher Unglücklichen und die genaue, persönliche Erkenntniß ihres Elends sie in uns erwecken. Das Mitleid gleicht einem Funken, der in allen Körpern, selbst im kalten Marmor schläft, aber sich nie kund gibt, wenn er nicht geweckt wird. Oskars Werk war mit tiefem Gefühl geschrieben. Er hatte Unglückliche gesehen, er kannte nun Schmerz, Jammer, Verzweiflung, Muth, Ergebung, Glaubenskraft, Dankbarkeit aus eigener Ansicht, hatte selbst Abscheu, Entsetzen, Mitleid, Bewunderung empfunden. Sein Werk befriedigte den Denker und machte auf gefühlvolle Herzen tiefen Eindruck.

Oskars Name war in der Literatur noch ganz unbekannt; er hatte daher auch noch keine Feinde, und sein Buch fand allgemein Beifall. Man wollte ihn aber jezt kennen lernen; man prüfte seine Sinnesweise, seine Brauchbarkeit in gewissem Sinn, und Viele wandten sich, wenn sie ihn in der Wahrheit und der einfachen Redlichkeit seiner Grundsätze und seines Charakters erkannt hatten, feindselig von ihm ab. Man bedauerte es, so unbedacht einen Menschen gelobt zu haben, der ganz entschieden aller Parteinahme abhold war; es war nun aber einmal geschehen, und Oskar genoß im Stillen des Bewußtseyns, ein Buch geschrieben zu haben, das ihm das Wohlwollen edler Menschen gewonnen hatte und noch vor Verlauf eines Jahres in's Französische und in's Englische übersezt wurde.

Gleich nach dem Erscheinen seines Werkes hatte er eine junge Wittwe, Iduna v. B., kennen lernen, die viele Literaten in ihrem Hause sah und um die sich Rudolf seit einigen Monaten bewarb. Iduna war reich und unabhängig, reizend, geistvoll und edel; aber sie besaß zu viel Phantasie und Herz, um Menschen und Ereignisse immer richtig zu beurtheilen. Sie ließ sich leicht einnehmen, doch nicht lange täuschen. Sie wechselte oft ihre Meinung und ihre Ansichten, und stand daher im Verdacht, eigensinnig und launisch zu seyn, wo sie doch nur enttäuscht worden war. Niemand verstand es besser als sie, ein begangenes Unrecht einzugestehen und es wieder gut zu machen. Sie vergab nicht nur leicht ein Unrecht, dessen man sich gegen sie schuldig gemacht hatte, sondern sie vergaß es unwillkührlich. Unfähig sich zu verstellen und zu zwingen, war sie nicht immer gleich liebenswürdig und ließ es zuweilen an Klugheit in ihrem Benehmen fehlen; gleichgültige Menschen behandelte sie mit sichtlicher Nichtbeachtung und war gegen Menschen, die ihr gefielen, zu zuvorkommend. Mit Verstand, Talent und einer angenehmen Außenseite konnte man sie leicht täuschen, da sie nur zu geneigt war zu glauben, Geist und Bildung müßten mit Adel der Gesinnung und Güte des Herzens verbunden seyn. — Ein solcher Wahn ist so schön, daß man nur trauern kann, ihn eingebüßt zu haben.

Oskar wurde, als er Iduna kennen lernte, höflich, aber kalt von ihr empfangen. Doch sprach sie mit ihm von seinem eben erschienenen Buch und lobte es mit unverkennbarer Wahrheit des Gefühls. In demselben Augenblick trat aber Rudolf ein und bemächtigte sich sogleich der Unterhaltung. Oskar bemerkte, daß sie diesem mit sichtlicher Theilnahme zuzuhören schien, und zugleich auch, daß drei bis vier seiner anwesenden Freunde sich beeiferten, ihn geltend zu machen. Es schien Rudolf nicht lieb zu seyn, Oskar bei Iduna gefunden zu haben, und als dieser nach einigen Tagen seinen Besuch wieder-

holte und Rudolf wieder bei ihr traf, fand er bei Iduna eine noch kältere Aufnahme. Dieß verstimmte ihn, und als er von ihr zur Baronin B. ging, bei der er zu Abend essen sollte, blieb er zerstreut und übel gelaunt.

Als er nach Hause kam, ging er noch lange in seinem Zimmer auf und ab und dachte an Iduna und Rudolf. „Er ist in sie verliebt," sagte er sich, „oder stellt sich wenigstens so, als ob er es wäre. Von seinen Anhängern und Vertrauten umgeben, wird sie sich leicht überreden lassen, daß er ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mensch sey. Sie sezt großen Werth auf literarischen Ruhm; es wird ihnen leicht werden, sie zu verblenden und ihr den Kopf zu verdrehen. — Und doch ist er ganz unfähig, ein edles weibliches Wesen wahrhaft zu beglücken. Er kann nicht lieben — es ist ihm nur um ihr Geld zu thun. Aber was geht es mich denn auch weiter an? Ich bin empfindlich und verstimmt, weil Rudolf, der mir so viel unwichtige Kleinigkeiten anvertraut, mir nichts von diesem Plan gesagt hat. — Doch kenne ich ihn ja schon seit lange und habe aufgehört, ihn für meinen Freund zu halten. Wie kann mich denn dieser Mangel an Vertrauen so kränken!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die Journale.

In der dem Mittelstande, also der Mehrzahl der Gesellschaft zugänglich gemachten Literatur herrscht außerordentliche Thätigkeit. Manche Bücher, welche sonst nur in theuern Ausgaben zu haben waren und daher nur in wenige Hände geriethen, sind nun fast Gemeingut und haben unendlich mehr Abnehmer und Leser als sonst. Dieses Streben, Alles der großen Menge zugänglich zu machen, zeigt sich übrigens in allen Industriezweigen, und man braucht nur die prächtigen Magazine von Zeugen aller Art zu sehen, um sich zu überzeugen, daß Fabrikanten und Kaufleute hauptsächlich auf den Absaz der wohlfeilen Gewebe rechnen. Wenn diese ihnen ellenweise auch nicht so viel eintragen, als die theuern und kostbaren Stoffe, so werden sie dagegen in ungeheuern Quantitäten abgesezt. Aus einem ähnlichen Grunde haben die Besitzer des schon vorhandenen oder erst noch zu schreibenden Manuscripts der Thiers'schen Geschichte Napoleons bereits den Preis der angekündigten 10 Bände zu 50 Francs festgesezt, obgleich ihnen das Manuscript eine halbe Million Francs kostet und sie Anfangs berechnet hatten, daß sie das Werk mindestens zu 70 — 80 Fr. würden verkaufen müssen. Dieselbe Rücksicht veranlaßt die meisten Tageblätter, ihre Preise herabzusetzen, wodurch die Zeitungen in weit mehr Hände gerathen als bisher. Und würde der Stempel herabgesezt, worauf jezt sehr gedrungen wird und weßhalb auch schon Bittschriften an die Deputirtenkammer gerichtet worden sind, so müßten die Abonnementspreise der Zeitungen noch mehr sinken. Neue Zeitungen hier zu gründen, ist ein mißliches Unternehmen und gelingt selten. Desto mehr Abonnenten haben die ältern. Einige derselben, besonders solche, welche ihre Preise herabgesezt haben, zählen ihrer 20 — 30tausend. Anfangs glaubte man, die Vierzig-Francsblätter würden sich nicht halten können; allein später zeigte es sich, daß im Gegentheil auch die ältern und theureren ihre Preise herabsetzen mußten, wenn sie mit den andern concurriren wollten. Jezt ist fast die ganze Journalistik auf diesen Fuß gesezt, und sobald einmal die Stempeltaxe vermindert wird, erfolgt eine zweite Umwälzung im Journalwesen; dann werden die Pariser Blätter wahrscheinlich bis in die Häuser der Landbewohner dringen, denen sie bis jezt fast unbekannt geblieben sind, und welche sich mit den Provinzialblättern oder Blättchen begnügen. Welches Surrogat der Buchdrucker Boulé in Paris den Provinzbewohnern liefert, habe ich schon früher erwähnt. Diese Spekulation sezt er noch immer fort; er druckt nämlich den Saz seiner Pariser Zeitung l'Estafette auf kleinern Blättern ab, jedoch so, daß die erste Seite weiß bleibt. Die also bedruckten Blätter werden ballenweise sogleich an die Herausgeber von Provinzialblättern versendet. Diese füllen schnell die weiße Seite mit örtlichen Nachrichten und Privatbekanntmachungen, und geben das Blatt unter einem beliebigen Titel und als eine Lokalzeitung heraus. Mittelst der Dampfpressen kann Boulé die ungeheure Masse von vielleicht hunderttausend Bogen sehr schnell liefern. Uebrigens erscheinen diese Blätter nur dreimal in der Woche, an welchen Tagen auch eine besondere Ausgabe der sonst täglich erscheinenden Estafette für Unbemittelte herauskommt. Somit hat der spekulirende Kopf dieses Buchdruckers Mittel gefunden, die Arbeit seiner Zeitungsschreiber und Setzer auf eine dreifache Art zu benutzen, erstlich zu einem Tageblatt, dann zu einem alle zwei Tage erscheinenden, und dann noch zu den Provinzialblättern. Einen Theil davon benuzt er sogar zum vierten- und fünftenmal; da nämlich der Courrier français und La Patrie ebenfalls aus seiner Druckerei hervorgehen, so müssen die Säze mancher Artikel zu allen diesen Blättern dienen. — Die großen Tageblätter haben noch immer ihre erzählenden Feuilletonisten, oder kaufen vielmehr ganze Romane, ehe dieselben bandweise erscheinen, und drucken sie als Feuilletons ab, worauf der eigentliche Verleger sie in Bänden herausgibt. In den kleinen Lesekabinetten, wo man nicht zweimal denselben Roman kaufen will, schneidet man, wenn die Tageblätter gelesen sind, das Feuilleton ab. Ist der Roman zu Ende, so werden alle betreffenden Feuilletons zusammengebunden. Die Leihbibliotheken haben bereits ganze Suiten solcher Feuilletonsromane. Kommen diese Bände auf die späte Nachwelt, so werden künftige Bibliographen nicht wissen, wie sie sich die Entstehung dieser in ganz ungewöhnlichem Formate gedruckten Romane neben denselben Romanen in gewöhnlichem Format erklären sollen. Die Romanschreiber haben durch diese Sitte eine neue Erwerbsquelle gefunden, von der sie sich früher nicht hatten träumen lassen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 18. September 1844.

Thou common friend, that's without faith or love;
For such is a friend now! — O time most cursed!
'Mongst all foes, that a friend should be the worst!

Shakespeare.
Two gentlemen of Verona.

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

Oskar vermochte seiner Traurigkeit und seiner Verstimmung nicht Herr zu werden. Am folgenden Tage kam Rudolf zu ihm, und er erröthete, als dieser eintrat, und vermochte sich von dem, was er bei diesem Wiedersehen empfand, keine Rechenschaft abzulegen. Auch Rudolf schien etwas verlegen; allein er faßte sich bald und sprach viel, ohne Iduna's zu erwähnen. — „Du wirst morgen," sagte er ihm, „in meinem Journal einen Aufsatz über die neueste englische Literatur lesen, der, wie ich hoffe, deinen Beifall erhalten wird." — „Seit wann hast du denn englisch gelernt? Vor einem Vierteljahr war dir ja diese Sprache noch ganz fremd." — „Nun, ich habe sie seitdem gelernt und hoffe bald englisch sprechen zu können." — „Und vorläufig schreibst du über die englische Literatur? — Sey offenherzig, Rudolf, du weißt, daß ich dich nicht verrathen werde, aber ich lasse mir nicht von dir einbilden, daß du englisch verstehst. Wie hast du es angefangen, über die Literatur eines Volkes zu schreiben, dessen Sprache dir ganz fremd ist?" — „Das wird aber Keiner glauben, der meinen Aufsatz liest. Ich habe viele Verse von Byron und viele Stellen aus andern Dichtern citirt und ihre Schönheit zergliedert; dazu bedarf es aber nur des Originals, eines Wörterbuches und einer Uebersetzung." — „Wer aber selbst englisch versteht, wird doch merken, daß du die Sprache nicht kennst." — „Wer weiß denn, ob mein Aufsatz von irgend einem gründlichen Kenner der englischen Literatur wird gelesen werden! Und dann mußte ich eine solche Arbeit liefern, da ein Literat jezt durchaus in dem Ruf stehen muß, die jetzige Modesprache, die englische, vortrefflich zu verstehen. Doch dabei fällt mir ein; daß ich gegen dich schon eines Lustspiels erwähnt habe, an dem ich diesen Frühling arbeitete; jezt ist es fertig und ich soll es morgen bei Frau v. B. vorlesen. Willst du auch hinkommen, um es zu hören?" — „Wird es aber auch Frau v. B. gutheißen, wenn ich, ohne von ihr eingeladen zu seyn, bei ihr erscheine?" fragte Oskar verlegen. — „Das laß meine Sorge seyn," antwortete Rudolf. — Oskar besann sich einen Augenblick und versprach dann, daß er kommen wolle.

Rudolf hatte es nicht vermeiden können, ihn von einer Vorlesung zu benachrichtigen, bei der dreißig Personen gegenwärtig seyn sollten und der er selbst eine große Wichtigkeit beilegte. Im Grunde wünscht er aber Oskars Gegenwart nicht, wenn er gleich seine Maßregeln schon getroffen hatte, um diese für ihn bedeutungslos zu machen. Es war wirklich seine Absicht, Iduna zu heirathen,

und zu diesem Zweck hatte er sie ganz von seinen Anhängern zu umgeben gewußt, die sich alle beeiferten, ihm zu ihrem Besitz zu verhelfen. Iduna hörte Rudolf täglich rühmen und preisen; man wiederholte ihr unaufhörlich, daß es in Deutschland keinen jungen Schriftsteller gebe, der so berühmt und im Auslande so bekannt sey, als er. Sie wußte, daß er eine Pension erhalten hatte, und den Orden, den er trug, hielt sie auch für einen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste. All dieß Rühmen und Preisen verblendete sie, da sie übermäßigen Werth auf solche literarische Berühmtheit legte. Sie bedachte nicht, daß Rudolf doch eigentlich noch nichts Bedeutendes geleistet habe; sie selbst hatte kein Urtheil über ihn, aber sie ließ sich hinreißen. Auch fehlte es Rudolf nicht an Verstand und Schlauheit; er hatte Iduna's Charakter bald ergründet und auch ihre Abneigung vor aller Intrigue und Parteisucht. Er kramte daher im Gespräch mit ihr Grundsätze und Ansichten aus, die ganz geeignet waren, eine Frau ihres Charakters zu verführen. Iduna fand ihn liebenswürdig; sie hielt ihn für einen edlen, ausgezeichneten Mann, sie bewunderte ihn, allein sie liebte ihn nicht, und es war nicht ihr Herz, was ihn andern Männern vorzog.

Ihr Verhältniß zu ihm war daher noch ein unentschiedenes, wenn gleich für ihn hoffnungsvolles, als sie Oskar kennen lernte. Rudolf hatte es erfahren, daß dieser sich bei ihr einführen lassen wolle und daß Iduna, die sein Buch mit warmem Interesse gelesen hatte, lebhaft wünschte, ihn kennen zu lernen. Er fühlte auch, daß Oskar für ihn ein gefährlicher Nebenbuhler werden könne, und so bot er alles auf, ihm bei Iduna zu schaden. Es wäre sehr unklug gewesen, wenn er geradezu schlecht von einem Manne geredet hätte, von dem sie wußte, daß er sein ältester Freund war, und so rühmte er im Gegentheil, wenn Iduna mit ihm von Oskar sprach, sehr warm die Freundschaft, die er für ihn empfand, aber er lobte so wenig sein Werk als seinen Charakter. Er gab selbst zu verstehen, daß er wohl Grund habe, sich über ihn zu beklagen, und dann brach er wie erschrocken ab, als werfe er sich diese Aeußerung vor. Seine Freunde ergänzten aber seine Andeutungen; sie erzählten ihr, daß Rudolfs Liebe zu Oskar jenen vollkommen verblende, und daß dieser, weit entfernt, sie mit gleicher Treue und Wärme zu erwidern, auf den Beifall, den Rudolf erhalte, neidisch sey; er habe gegen Rudolf sehr schlecht und unwürdig gehandelt und sey überhaupt ein verschlagener, herzloser, heuchlerischer und höchst gefährlicher Mensch.

Rudolf glaubte, nachdem man Iduna so gegen Oskar eingenommen hatte, von diesem nichts mehr fürchten zu dürfen. Er dachte, daß sie, da Oskar eben kein Lobredner war, sein Schweigen für einen Beweis seines Neides und seines Verdrusses nehmen werde. Daher drang er darauf, daß dieser bei der Vorlesung seines Stücks gegenwärtig seyn solle. Oskar errieth diese Absicht nicht, allein er fühlte, daß diese Einladung nicht ehrlich gemeint war, und auch, daß es ihn verlegen machen werde, ein schlechtes Machwerk vorlesen zu hören, dessen Verfasser sein Freund war. Er tröstete sich aber damit, daß er in einer Gesellschaft von dreißig Personen so wenig werde bemerkt als gefragt werden. Es war ihm sehr interessant, Iduna während dieser Vorlesung zu beobachten, und so fand er sich denn am folgenden Tage zur bestimmten Stunde bei ihr ein.

(Fortsetzung folgt.)

Brighton.

(Fortsetzung.)

Brighton oder Brightelmston, wie es ursprünglich hieß und noch heißen würde, wenn nicht der Engländer ein erklärter Feind und deßhalb unbarmherziger Kürzer aller langen Eigennamen wäre — Brighton liegt am Fuße einer von den Dünen gebildeten Bucht an der Küste von Sussex. Doch ich will keine Geographie schreiben. Interessanter dürfte schon seyn, daß bis vor 60 oder 70 Jahren Brighton nur seiner nächsten Umgebung und den Küstenfahrern bekannt, daß es kaum etwas Anderes als ein elendes Fischerdorf war. Gleichwohl hat es einen Namen in der Geschichte. Hier landete der Sachsenführer Ella. Das ist jedoch für die heutige Welt zu lange her; es war in der Mitte des fünften Jahrhunderts. Dagegen staunen die Londoner Cockneys noch heute eine Sammlung römischer Münzen an, die in der Mitte des lezten Jahrhunderts und später unweit der Stadt ausgegraben worden sind, und kein ächter Aristokrat kommt nach Brighton, ohne in der alten Kirche das Grab des Fischers Nicolas Tattersal und die Stelle zu besuchen, wo ehemals sein Häuschen stand und jezt ein pallastähnliches Haus steht. Jedermann weiß, wer dieser Tattersal war, und wer es ja nicht weiß, kann es aus der Inschrift auf der Marmorplatte lernen, die seine Asche deckt.

Tattersal war der kühne Fischer, der im Jahre 1651 den nach der Niederlage bei Worcester wochenlang flüchtig umhergeirrten Karl den Zweiten sammt einer Handvoll Getreuer in einem schmutzigen Kohlenkahne nach Frankreich schiffte und seine Ladung zu Trescamp in der Normandie glücklich an's Land sezte. Dieß erzählt die Inschrift sehr ausführlich und schließt mit der Versicherung, der am 20sten Mai 1674 gestorbene Tattersal habe sich

durch jene Heldenthat um König und Vaterland ein unsterbliches Verdienst erworben. Bekommen hat er aber dafür nichts als eben diese Versicherung auf der Marmorplatte. Das wäre sicherlich nicht geschehen, hätte Brighton schon damals seinen chain-pier, seinen Kettendamm, und dieses stattliche Aktienunternehmen seine jetzigen Direktoren gehabt. Das müssen die loyalsten Verehrer königlicher Majestät seyn, die es hienieden gibt. Der Eintritt auf den Kettendamm kostet zwei Pence oder sechzehn Pfennige. Man kann aber abonniren von einem Jahre bis zu einem Monate, und erwirbt sich dadurch das Recht, den Pier zu jeder beliebigen Tageszeit zu bewandeln; Nachts ist er geschlossen. Nun trug es sich bei der vorjährigen Anwesenheit der Königin Victoria zu, daß, als sie den Pier besuchte, ihre loyalen Unterthanen, abonnirt oder nicht, in Masse die Gelegenheit benuzten, der Herrscherin nahe zu kommen. Es scheint, die Herrscherin sah dieß nicht gerne; bei ihrem nächsten Lustwandeln wurden daher nur die Subscribers, die Abonnenten zugelassen, alle Andern an der Kasse zurückgewiesen. Ließen sich die Aktionäre die daraus entstehende Einbuße gefallen, so hatte Niemand ein Recht, sich zu beklagen. Der Pier ist ihr Eigenthum, das sie nach Belieben öffnen und schließen können. Sey es indessen, daß die Zahl der Abonnenten für die Bequemlichkeit der Königin zu groß war oder daß eine Menge Menschen den monatlichen Subscriptionsbetrag von vier Schillingen nicht achteten, um sich das Recht zu erkaufen, der Königin zu nahen, genug, in schnell berufener Versammlung entschieden die Direktoren, daß, so oft die Königin auf dem Pier sey, auch kein Abonnent zugelassen werden solle. Dagegen wäre wieder nichts zu sagen gewesen, hätte das Verbot keine rückwirkende Kraft, sondern bloß auf neue Abonnenten Beziehung gehabt, die natürlich davon hätten unterrichtet werden müssen. Allein die Direktoren beliebten keine solche Distinktion. Im Diensteifer der Loyalität ließen sie den Pier unbedingt sperren. Dieß hieß den früheren Abonnenten ein wohlerworbenes Recht rauben. Einige Dutzende lehnten sich dawider auf; die Direktoren verharrten bei ihrem Beschlusse, und nachdem die Königin Brighton längst verlassen hatte, verurtheilte das Gericht die Direktoren zu Zurückerstattung des Subscriptionsbetrags. So endete der Rechtsstreit. Die Sache selbst hat eine Anmerkung auf der Abonnentenkarte zur Folge gehabt, daß die Direktoren sich das Recht vorbehalten, bei Anwesenheit der Königin den Pier zu sperren. Solch loyal gesinnte Herren hätten also den armen Fischer Nicolas Tattersal für sein „Verdienst um König und Vaterland" gewiß nicht unbelohnt gelassen.

Inzwischen ist fraglicher chain pier unstreitig eine der angenehmsten und nützlichsten Zierden von Brighton, auch laut Angabe des zu Nutz und Frommen der Visitors „in diesem Jahre gedruckten" Führers durch Brighton und dessen Umgebungen, der anerkannt eleganteste Seebau in der Welt — „which is acknowledged to be the most elegant marine structure in the world."

Eine wahrhaft schöne Esplanade bildet den Eingang zu diesem ohne Zweifel ausgezeichneten Bau, der von Seekapitän Brown im Oktober 1822 begonnen und mit einem Kostenaufwand von 30,000 Pf. St. binnen zwölf Monaten vollendet wurde. Der eigentliche Damm ruht auf vier, je 258 Fuß von einander entfernten Gruppen zehn Fuß tief in den Felsen eingerammter Pfähle, die 13 Fuß über den höchsten Wasserstand emporragen. Die drei ersten Gruppen bestehen jede aus zwanzig Pfählen, die vierte oder vorderste hat deren hundert-und-fünfzig. Darüber ist ein steinerner Fußboden gelegt, darunter laufen Galerien, die nicht allein zum Aus- und Einschiffen, sondern bei unfreundlichem Wetter auch zum Spazierengehen dienen, und beide Zwecke vollkommen, leztern namentlich zum Vortheil derer erfüllen, die von früh bis spät die heilsame, ihnen hier unvermischt zuwehende Seeluft zu schlürfen wünschen. Ist das Wetter freundlich, so spaziert man oben, und ist die Sonne zu heiß, wird ein Schirmdach aufgezogen. Die zum Damm führende, ebenfalls zum Ambuliren gebrauchte Platform mißt 1134 Fuß in der Länge, ist 13 Fuß breit und hat zierliche eiserne Geländer. Das Ganze hat dem wüthendsten aller Stürme im November 1824 siegreich widerstanden, und seitdem ist kein Glied an den Ketten geborsten und keine Schraube gesprungen. Die ambulirenden Damen und Herren bieten daher mit größter Zuversicht den aufschäumenden Wogen Troz. Plötzlich verstummt aber das interessanteste Gespräch. Eine Kanone donnert und eine rothe Flagge mit Weiß flattert von der Signalstange. Das ist das Zeichen, daß, wer nach Havre oder Dieppe abdampfen will, binnen sechzig Minuten an Bord seyn muß. Und bald wird's lebendig, mit Karren voll Gepäck, mit Wagen voll Menschen, derer zu geschweigen, die den Scheidenden ein leztes Abschiedswort sagen wollen.

Demnächst ist der Pier zweimal wöchentlich zwischen drei und sechs Uhr Nachmittags Sammelplatz der fashionabeln Welt zu Anhörung des Conzerts, welches von der Musik des unweit der Stadt kasernirten Gardereiterregiments aufgeführt wird. Dieß geschieht gratis, es ist eine Artigkeit der Herrn Offiziere, und die reiche und vornehme Welt erkennt diese Artigkeit durch ihr Erscheinen vollkommen an. Bei günstigem Wetter spielt die Musik am Endpunkte des Piers, wo die Dampfschiffe anlegen. Bläst der Wind zu frei, so spielt sie vor dem sogenannten Salon, wie am Ende der Esplanade, dem Pier quervor, ein Lokal heißt, das zu geistiger und körperlicher Erfrischung bestimmt, mit Einem Worte ein

Kaffeehaus ist, wo jedoch so viel mehr Zeitungen gelesen als Erfrischungen genommen werden, daß man für erstere ein besonderes Legegeld zahlen muß. Kann ein viermaliges Besuchen dieser Conzerte zu einem Urtheile berechtigen, so erlaube ich mir, sie, spezielle Fälle und darunter meinen eigenen abgerechnet, für eine im Allgemeinen langweilige Sache zu erklären.

Mit all ihrem Sinn und Geschick für häuslichen Comfort verstehen die Engländer durchaus nicht, ein außerhäusliches, wenn einigermaßen öffentliches Vergnügen in Gemüthlichkeit zu genießen. Statt bei jenen Conzerten sich zu setzen, bleiben sie auf ihren Füßen und gähnen, Damen wie Männer. Dann wandeln sie zwar, so oft die Spielleute rasten, die Platform auf und ab; das ist jedoch keine Rast für die müden Füße, und wo nicht Herzens- oder sonstige Interessen die Unterhaltung beleben, da sieht man den guten Leuten das Ennuyiren sogar hinter lächelnden Mienen an. Und die Meisten lächeln nicht einmal, sondern scheinen das Ganze wie ein Tagewerk zu betrachten, nach dessen Vollendung sie mit beflügelten Schritten zum Mittags-, richtiger Abendessen eilen. Indessen ist das nun einmal so, und selbst Seewasser wascht keinen Mohren weiß.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Schluß.)

Das Rathhaus. — Chansonettes. — Gartenbau.

Das Pariser Rathhaus ist, wie man weiß, nach allen Seiten erweitert worden und bildet jezt ein sehr großes Viereck mit innern Hofräumen; der Bau ist aber noch nicht ganz fertig. Der neue Saal gleicht einer langen Galerie mit Säulen, je zwei und zwei auf beiden Seiten. Die Beleuchtung ist sehr schön, und zu großen Festen muß er sich vortrefflich eignen. Zu Vorlesungen und Musik taugt er aber nicht so gut; denn am einen Ende des Saals kann man weder gut sehen, noch gut hören, was am andern vorgeht; dazu kommt, daß derselbe im Verhältniß zu seiner Länge nicht hoch genug ist, so daß er zwar viele Menschen faßt, dieser Menge aber die Luft abgeht. Der Saal soll aber besonders zu Conzerten und literarischen Versammlungen dienen, und da hätte er besser nicht so lang, dafür aber höher angelegt und Tribünen angebracht werden sollen, von wo aus man das unten Vorgehende bequem hätte beschauen können. Das Athénée des arts hat kürzlich in diesem Saal eine Versammlung gehalten. Diese Gesellschaft besteht schon lange, hat aber nie viel geleistet; sie ist aber der Trost einer Menge von Dichtern vierter oder fünfter Ordnung, welche unschuldige Verse zur Welt bringen. Sie haben wenigstens die Genugthuung, daß sie vor tausend Menschen ihre Geistesprodukte vorlesen und sich dafür beklatschen lassen können, woran es auch der höfliche Theil der ehrenwerthen Versammlung selten fehlen läßt. Nachdem in der erwähnten Sizung die Herren Dichter, lauter unbekannte Leute, ihre Gedichtchen vorgetragen hatten, begann der besser und reichlicher ausgestattete musikalische Theil. Es wurden einige Chöre von einem besondern Verein vorgetragen, welcher sich société d'émulation de musique nennt. Im Ganzen gab man dem Publikum einige Duzend Stücke zum Besten, unter andern auch einige sogenannte Chansonettes, eine eigene Gattung komischer Gesänge, mit prosaischem Vortrage vermischt, deren es seit zehn Jahren eine Menge gibt, worunter manche recht drolligte, z. B. die alte andächtige Marquisin, welche den Tod ihres Schooßhundes beweint, oder die Fleischerfrau, ein Concert monstre beschreibend, dem sie beigewohnt hat. Auch die Bauernsprache aus der Auvergne oder Gascogne nimmt sich in den Versen und der Prose dieser Chansonettes zuweilen höchst possierlich aus, wenn ein verliebter Auvergnat, oder ein prahlender Gascogner redend eingeführt wird. Diese Chansonettes ergözen nicht nur in den Privatsoiréen, sie werden auch in Conzerten und auf den kleinen Theatern eingeschoben, und es gibt ein halb Duzend Sänger, welche sie wie eine Theaterrolle sehr geschickt vortragen. — Der Gartenbauverein hat neuerdings ein sehr galantes Ansehen bekommen. Vornehme Damen, als da sind mehrere Ministerfrauen, außerdem Herzoginnen, Gräfinnen und Baronessen (unter leztern drei Baronessen Rothschild) haben neue Preise zur Aufmunterung des Kunstgartenbaus ausgesezt. Einer derselben sollte z. B. dem zu Theil werden, welcher die schönste, noch nicht bekannte Rose hervorbrächte, und da man bereits 1200 Abarten von Rosen besizt, so mag es nicht schwer gewesen seyn, die 1201ste in's Leben zu rufen. Ein anderer Preis war dem bestimmt, welcher die schönsten Erstlinge an Früchten lieferte, und in diesem Fache ist besonders Rothschilds Gärtner, Namens Grison, Meister, obgleich auch Jacques, der königliche Gärtner zu Neuilly, sich vortrefflich auf so etwas versteht. Ich vergaß zu bemerken, daß der Preis für die schönste und neueste Rose, und zwar eine weiße, dem Kunstgärtner der Pairskammer ertheilt wurde. Man wird vielleicht fragen, was die Pairskammer mit einem Kunstgärtner thut? Dieß verhält sich aber also. Die Pairskammer hält ihre Sizungen im Luxemburger Palaste, an welchen ein öffentlicher Lustgarten stößt. Dieser so wie der ganze Palast steht unter der Aufsicht der Herrn Pairs de France, oder eigentlich des Großreferendärs Grafen Decazes. Der sogenannte Gärtner der Pairskammer ist also vielmehr der Kunstgärtner des Luxemburger Gartens, und das Publikum genießt die Früchte seiner Arbeit so gut als die Herrn Pairs. Zwar hat er auf drei Seiten des Palastes sehr schöne Blumenbeete angelegt, welche den aus den Fenstern schauenden Pairs eine angenehme Augenweide und lieblichen Duft gewähren; aber auch das Publikum genießt dieses Vergnügen beim Lustwandeln, und die übrigen Blumenbeete des Lustgartens sind so kunstreich angelegt wie die, welche zunächst an den Palast stoßen. Wenn sich Herzoginnen, Gräfinnen und Baronessen der Gartenkunst annehmen, was ihren zarten Händen auch sehr wohl ansteht, so müssen die Gärtner prosperiren. Sicher werden sie bei der künftigen Blumenausstellung irgend eine neue Rose aufzuweisen haben, oder Pfirsiche und Weintrauben noch früher als bisher auf die Tafel bringen.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 37.

Mittwoch, 18. September 1844.

[381] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alte hoch- und niederdeutsche
Volkslieder
mit Abhandlung und Anmerkungen
herausgegeben von
Ludwig Uhland.
Erster Band:
Der Liedersammlung in fünf Büchern
Erste Abtheilung.

gr. 8. Velinpapier brochirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.

Mit Dank und Freude wird Deutschland aus der Hand eines seiner geliebtesten Dichter und gründlichsten Forscher diese seit vielen Jahren vorbereitete Sammlung deutscher Volkslieder, „einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens" empfangen. Mit der zweiten Abtheilung schließt der für sich bestehende Text ab, an dessen Schlusse die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetisches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt werden soll. Nach der Vorrede beabsichtigt aber der Verfasser zwei kleinere Bände folgen zu lassen, welche eine Abhandlung über die deutschen Volkslieder, und kritisch-historische Anmerkungen umfassen werden. Die Verlagshandlung war bemüht für die würdigste Ausstattung eines Werkes zu sorgen, das eine Zierde der deutschen National-Literatur bilden wird.

Stuttgart und Tübingen, September 1844. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[369] Bei Carl Gerold und Sohn in Wien ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.
Hundert sechster Band. 1844.

April, Mai, Juni.

Inhalt:

I. Walhalla's Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Bayern, den Gründer Walhalla's. München 1842. — II. 1) Gerardi Joannis Vossii de Historicis Graecis Libri Tres. Edidit Antonius Westermann. Lipsiae 1838. 2) *ΜΥΘΟΓΡΑΦΟΙ.* Scriptores Poeticae Historiae Graeci. Edidit Antonius Westermann. Brunsvigae 1843. 3) Fragmenta Historicorum. Auxerunt, Notis et Prolegomenis illustrarunt, Indice plenissimo instruxerunt Car. et Theod. Mulleri. Parisiis 1841. (Schluß.) — III. Zwölf Schriften über das Morgenland. (Schluß.) — IV. Hinterlassene kleine Schriften W. Fr. Meyern's (Verfasser von Dya-Na-Sore). Herausgegeben von Feuchtersleben. Drei Bände. Wien 1842. — V. Adversaria in Aeschyli Prometheum vinctum et Aristophanis Aves philosophica atque archaeologica. Scripsit Fridericus Wieseler. Gottingae 1843. — VI. Goethe. Zu dessen näherem Verständniß von C. G. Carus. Leipzig 1843. — VII. Geschichte des großen deutschen Krieges, vom Tode Gustav Adolfs an mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, verfaßt von Barthold. Zwei Theile. Stuttgart 1842 und 1843. — VIII. Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, von Klemm. Zwei Bände. Leipzig 1843. — IX. Auserlesene lyrische Gedichte von Torquato Tasso. Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Förster. Zweite Auflage. Zwei Theile. Leipzig 1844. — X. 1) Regesten Kaiser Ludwigs des Bayern und seiner Zeit. Regesta Imperii inde ab anno MCCCXIIII. usque ad annum MCCCXLVII. In Auszügen. Von Böhmer. Frankfurt a. M. 1839. — 2) Additamentum primum ad Regesta Imperii inde ab anno MCCCXIIII. usque ad annum MCCCXLVII. Von Böhmer. Frankfurt a. M. 1841. — 3) Fontes Rerum Germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands. Herausgegeben von Böhmer. Erster Band. Stuttgart 1843.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. CVI.

Ueber Herrn Professors Dr. Justus Olshausen Entzifferung der Pehlewi-Legenden auf Münzen. Von Albrecht Krafft. Mit einer lithographirten Tafel.

Untersuchungen über die freien Wallifer in Graubünden und Vorarlberg. Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen. Von Joseph Bergmann. (Forts.) II. Die freien Walser in Vorarlberg. Mit einer Karte des Herrn Obersten von Hauslab.

Beiträge zur vaterländischen Geschichte aus Italien. Mitgetheilt von Dr. Eduard Melly.

---

[397] So eben ist erschienen:

Chemische Briefe
von
Dr. Justus Liebig.

8. eleg. kart. Preis 1 Rthlr. 15 Sgr. = 2 fl. 40 kr. rhein. oder 2 fl. 15 kr. Conv.-M.

Die Naturwissenschaften, namentlich die Chemie, üben unendlichen Einfluß auf das geistige und mate-

rielle Leben der Völker, wie der einzelnen Individuen aus; die wichtigsten Bedingungen des Handels, der Gewerbe, der Landwirthschaft, ja des körperlichen Wohlbefindens, beruhen auf chemischen Gesetzen und Erfahrungen. Dennoch war für das größere Publikum bis vor Kurzem die Chemie ein fast unbekanntes Gebiet; erst neuerdings ist das Bedürfniß, einer Wissenschaft nicht länger ganz fremd zu bleiben, welche mit den wichtigsten Zeitfragen, mit der materiellen Wohlfahrt unserer Nation in so engem Zusammenhang steht, von den Gebildeten aller Stande lebhaft gefühlt worden.

Diesem Wunsche nach Belehrung entgegenzukommen, uns einzuführen in das Verstandniß der Aufgaben und Leistungen einer der schönsten Wissenschaften, ihren Einfluß auf unser Leben, unsere Zustände, anzudeuten, das ist der Zweck dieser chemischen Briefe.

In England und in Amerika, wo man so richtig zu beurtheilen weiß, was für das Gesammtwohl, wie für den Einzelnen von Wichtigkeit ist, ist dieses Büchlein übersetzt und in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet worden. Wir dürfen voraussetzen, daß es in Deutschland gleiche Aufnahme und gleiche Wirkung haben werde.

Nur dem Meister gelingt es, allgemein verständlich über seinen Gegenstand zu sprechen; dieß bestätigen auch diese Briefe, welche populär in der schönsten Bedeutung des Worts geschrieben sind.

Heidelberg, im Aug. 1844.

Akademische Verlagshandlung von **C. F. Winter.**

---

[368] Librairie de **Firmin Didot frères à Paris**, Rue Jacob 56, Imprimeurs de l'Institut de France.

OEUVRES
DE
CHATEAUBRIAND.
EDITION NOUVELLE.

Formant 10 volumes grand in-18, format anglais avec portrait.

PAPIER-VÉLIN SATINÉ.

A 1 ÉCU DE PRUSSE LE VOLUME.

Nous avons lieu d'espérer que la nouvelle édition que nous annonçons offrira toutes les conditions d'élégance et d'économie que peut désirer quiconque ne possède pas encore les Oeuvres de Chateaubriand, ou qui veut avoir, dans un format portatif, tel ou tel de ses chefs-d'oeuvre. En dix volumes, elle contiendra la valeur de vingt volumes au moins, bien que les caractères en soient gros et agréables à l'oeil.

Le prix en est fixé à 1 Écu le vol. *seulement*. Notre édition contiendra en dix volumes les ouvrages suivants:

Le Génie du Christianisme, suivi de la Défense du Génie du Christianisme, et de la Lettre de M. de Fontanes. 2 vol.
Atala, René, les Abencérages et le Voyage en Amérique. 1 vol.
L'Itinéraire de Paris à Jérusalem, avec Notes, Pièces justificatives, Préfaces etc., précédé de la *Note sur la Grèce*, et suivi du Voyage en Italie, du Voyage à Clermont, et du Voyage au Mont-Blanc. 2 vol.
Les Martyrs, accompagnés des Notes, et suivis de la Défense des Martyrs. 1 vol.
Les Natchez, suivis de la Description du pays des Natchez. 1 vol.
Études historiques et Analyse raisonnée de l'Histoire de France. 2 vol.
Les Quatre Stuarts, de Bonaparte et des Bourbons, de la Monarchie selon la Charte, et autres Mélanges politiques, Opinions et Discours. 1 vol.

Il paraîtra un volume par mois.

Edition gr. Royal in-8. à deux colonnes:

Oeuvres complètes de Chateaubriand 5 vol. Prix 13 Rthlr. 8 gr.
„ „ „ „ 5 vol. avec gravures. Prix 16 Rthlr.

Souscription Spéciale à l'Edition complète et officielle du

Dictionnaire de l'Académie française.

Précédée d'un *Discours* sur la *Langue française* par M. VILLEMAIN.

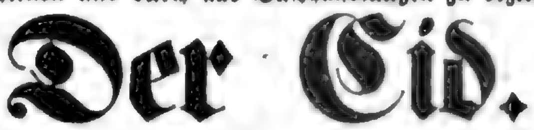
2 gros vol. in-4., **publiés en 36 livrais.** à 6 gr. chacune.

Il paraît une livraison chaque semaine.

Le mode de publication adopté met à la portée de toutes les fortunes la **„Sixième Edition“** de cet important ouvrage. En parcourant chaque semaine le cahier paru, quiconque sent la nécessité d'écrire purement et de bien connaître la langue française, acquerrera une connaissance approfondie de toutes les locutions sanctionnées par l'Académie française; **au moyen d'une dépense insensible** chacun pourra posséder ce beau monument littéraire.

On peut se procurer les livres indiqués ci-dessus chez tous les libraires de l'Allemagne et de l'Autriche.

[383] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:



Nach spanischen Romanzen
besungen durch
Johann Gottfried von Herder.
Illustrirt durch 70 Holzschnitte,
nach Zeichnungen von Eugen Neureuther
geschnitten von den besten englischen Holzschneidern:
Thompson, Orrin Smith, Williams, Gray, Wright, Folkard etc.
Zweite, mit neuen Holzschnitten gezierte Auflage.
Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

Diese Pracht-Ausgabe des unsterblichen Gedichts kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[398] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der praktische Bäcker,

oder
vollständige und faßliche Anweisung,
schmackhaftes und nahrhaftes Brod
aus
jeder Fruchtgattung und mit jedem üblichen Gährungsmittel
zu erzeugen.
Ein Hülfsbuch
für
Bäcker und Haushaltungen.
Nebst einem Aufsatze über Gemeindebäckereien und einigen geschichtlichen Bemerkungen.
Von
S. Th. Frank,
gewesenem Bäckermeister in Wien.

Erfahrung ist nicht vieler Jahre, sondern vieler Beobachtungen Frucht.

Mit einer Lithographie und einer Scala der österreichischen Brodtaxe.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Einleitung. I. Von den Stoffen aus welchen das Brod erzeugt wird. II. Von der Gährung und Bildung des Brodteiges. III. Vom Backen des Brodes. IV. Von dem Baue der Backöfen, von der Bäckerwerkstätte und den Bäckerwerkzeugen. Anhang: Ueber Gemeindebäckereien, als ein Mittel, wodurch der Erzeugung eines schlechten und ungesunden Brodes auf dem Lande vorgebeugt werden könnte.

Der Verfasser, ein eben so verständiger als thätiger Techniker, hat in diesem Werke erprobte Thatsachen, Regeln und Anleitungen gegeben, die nicht bloß dem Mann vom Fache sehr willkommen und belehrend, sondern auch bei der Wichtigkeit des Gegenstandes dem Laien überaus schätzbar seyn werden.

Es ist keine Kunst, aus den besten Materialien und bei den vollkommensten Arbeits-Vorrichtungen, ein gesundes und schmackhaftes Brod herzustellen; es erfordert aber gründliche Kenntnisse und Umsicht, bei schlechten oder minder guten Materialien und bei unvollkommenen Back-Einrichtungen, das erste und wichtigste aller Nahrungsmittel wohlschmeckend, gesund und kräftig zu bereiten.

In dieser, für den Bäcker wie für das gemeine Beste, gleich redlichen Absicht, hat der Verfasser noch am Abende seines Lebens seine durchdachten Beobachtungen und Erfahrungen der Veröffentlichung übergeben, und damit sich ein wesentliches Verdienst erworben, weßhalb wir sein Werk allgemein empfehlen.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von
Albert Knapp.
Neueste Folge.
40 Bogen in Groß-Octav. Velinpapier brochirt.
Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Dieser enge gedruckte, reichhaltige Band umfaßt größesten Theils solche Gedichte des Verfassers, die noch nie öffentlich erschienen sind, und kein einziges der in den früheren Sammlungen seiner Poesien befindlichen, weßhalb er ein durchaus neues und selbstständiges Werk bildet, das eine gesichtete Auswahl der neuesten Erzeugnisse des Autors enthält, und sich dabei ergänzend an die früher erschienenen Sammlungen anschließt, sosehr er auch durch sein größeres Format von ihnen verschieden ist. Die Rubriken dieser neueren Gedichte sind mit den älteren übereinstimmend geblieben, um dem Leser, der überhaupt christliche Poesieen liebt, den Fortschritt der reiferen Jahre vor Augen zu legen. Der Geist, aus welchem sie geflossen sind, wird theils als der gleiche wie früher, theils noch als entschiedener gefunden werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 19. September 1844.

— Ringsum
Streckten sich alle gereiht am Wogenschlage des Meeres.
Homer.

Brighton.

(Schluß.)

Glaube Niemand, daß in Brighton, obgleich es ein Badeort ist, das gesellschaftliche Leben freier und über die Schranken der steifen englischen Etikette hinaus sich bewegt. Diese bleibt fest und unerschüttert. Visiten werden gemacht und Einladungen erlassen, Wasser- und Landpartieen arrangirt und zu Roß und Wagen Ausflüge unternommen; aber ein gemeinsamer Verkehr, ein trauliches Badeleben, wie es leider auch von den deutschen Badeorten Abschied zu nehmen anfängt, ein Abstreifen lästiger Formen — von alle dem nichts. Wer sich kennt, kennt sich; neue Bekanntschaften müssen die Feuerprobe ceremoniöser Einführung bestehen.

Brighton, sagte ich, ist ein Badeort. Viele kommen hierher, lediglich um im Seewasser, unterstüzt von der Seeluft, zu gesunden, sich zu stärken, wo möglich sich zu verjüngen. Und wem das Baden nicht geradezu vom Arzte verboten ist, der badet zur Gesellschaft mit. Daraus erwächst der Stadt ein beträchtliches Einkommen. Aber troz der englischen Comfortsliebe und der englischen Decenzfinessen lassen die betreffenden Anstalten viel zu wünschen übrig. Es gibt von Privaten unterhaltene Badehäuser, Mahomeds Shampoon-Bäder und Lamprells Schwimmbäder, Bäder in Wannen und Bassins, kalte und warme gewöhnliche Wasserbäder. Diese meine ich nicht; theils kenne ich sie nicht, theils fühle ich keinen Beruf und keine Lust, ihre Bekanntschaft und ihren Kritiker zu machen. Auch berühren sie das hiesige Seebad nicht. In der See darf, so weit Häuser am Gestade stehen, nur mit Benuzung der Badekarren, der bathing machines, gebadet werden. Wiederholte „Notices,“ leserlich genug in großen Buchstaben auf breiten Tafeln, bedrohen jeden Uebertreter mit der Strafe des Gesetzes, ohne zu sagen, welcher Art diese ist. Die Badekarren haben sechs Stationen, zwei oberhalb des Piers, vier unterhalb desselben, und es mögen deren zusammen zwischen 60 und 70 seyn. Die zwei äußersten, vom belebtesten Stadttheile entferntesten Stationen sind ausschließend für Männer, die übrigen für Frauen und Kinder. Wie gegenwärtig das numerische Verhältniß der Geschlechter sich herausstellt und so ziemlich immer seyn soll, sind die Männer reichlicher bedacht als die Frauen; jene verhalten sich zu diesen ungefähr wie eins zu acht. An den männlichen Stationen gibt es daher in der Regel mehr Karren als Badende, während an den weiblichen oft ein fast unweibliches Wettrennen nach denselben stattfindet. Die gesuchtesten Stunden

sind von 10 bis 2 Uhr. Früher wird wenig, später noch seltener gebadet.

Auf Fluth und Ebbe braucht nicht sonderlich Rücksicht genommen zu werden. Vom höchsten bis zum niedrigsten Wasserstand bleibt die See ziemlich flach. Doch gibt man der lezten Stunde der Fluth und den zwei oder drei ersten Stunden der Ebbe den Vorzug. In dieser Zeit sind also die Badenden dem Ufer am nächsten. Das Ufer oder die Bucht, the beach, wie es hier heißt, ist jedem zugänglich, und es gehört sogar zum Morgenamüsement, die Bucht zu begehen, Muscheln und Kiesel zu sammeln und im Sonnenschein sich auf den Sand zu strecken. Die Bademaschinen haben aber beim Austritt in's Wasser keine herabfallenden Schirmdächer. Da sieht man vom Ufer aus die zierlichsten Füßchen die Treppe herabtrippeln und junge und alte, schlanke und fette Gestalten sich sorglos in den Wellen wiegen. Allerdings sind diese Gestalten vom Nacken bis zum Knöchel in bauschige Gewänder gehüllt. Allein Wind und Wellen sind lose, neugierige Schäker, die dünnen Schnüre sind zerreißbar, und merkwürdig genug zeigen sich die blühendsten Jungfrauen am gleichgültigsten gegen die Schäkereien der Wellen, das Anschmiegen des nassen Habits und die Zerreißbarkeit der Schnüre. Fehlt es nun nicht an Männern, die der sonnigen Bucht gern ein Morgenstündchen widmen, so fehlt es auch nicht an Frauen, die ihren Morgenspaziergang bis zu den äußersten Stationen der Badekarren erstrecken und mit offenen Augen den kühnen Schwimmern zuschauen, die sich weit hinaus in die See wagen, oder den Schwimmunkundigen, die sich mit Plätschern längs des Gestades begnügen, und jene wie diese sind meist völlig unverhüllt. Dieß überrascht den Fremden, den sein Sprachlehrer gewarnt hat, das Zartgefühl englischer Frauen durch Nennung mancher Dinge, namentlich gewisser Kleidungsstücke nicht zu beleidigen. Aber Uebles darf Niemand daraus folgern. Hüteten sich doch auch die Griechen vor gewissen Bezeichnungen und bildeten ihre Statuen in classischer Nacktheit. — Warum aber haben die Badekarren keine Schirmdächer? Ich hoffte diese Frage vom Guide beantwortet zu sehen. Der sagte mir indessen bloß, was ich bereits wußte, daß sie eben keine Zeltwände haben, und so habe ich mich weiter erkundigt und erfahren, daß der oft plötzliche Windwechsel sie verbiete, indem damit versehene Karren einigemale entführt worden und die darin Befindlichen ertrunken seyen. Das ist eine befriedigende Auskunft. Dagegen ist es wohl nur Sparsamkeit, wenn die Karren mit nichts möblirt sind, als mit einem wackeligen Tisch und einem wackeligen Stuhl. Scheint doch ein Schilling — acht gute Groschen — für die Benutzung von durchschnittlich zwanzig Minuten gerade Geld genug. Stämmige Weiber sind zur Dienstreichung für Frauen und zum Baden der Kinder, kräftige Männer zur Unterstützung der Schwachen ihres Geschlechts zur Hand, und wer den englischen Ausdruck kennt: to put a woman to bed, der wird vielleicht lächeln, daß jene Weiber ihre Hülfleistung nie anders nennen als: to put a lady into the water.

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

Oskar fand eine zahlreiche Gesellschaft. Rudolf war noch nicht erschienen, und man sprach daher von ihm, und seine Freunde beeiferten sich, der Frau vom Hause zu versichern, daß sein kleines Lustspiel ein wahres Meisterwerk sey. Auch pries man überaus seinen Aufsatz über die englische Literatur. Diesen hatte Iduna am Morgen gelesen und schien auch davon entzückt. Es entging ihr nicht, daß Oskar alle diese Lobeserhebungen ziemlich kaltsinnig anhörte, und dieß bestätigte sie in der Meinung, die man ihr von ihm beigebracht hatte. Gewiß gehört der Neid mit zu den bittersten Empfindungen, von denen ein Mensch gepeinigt werden kann, und doch ist es das einzige Seelenleiden, das nie Mitleid einflößen wird. Iduna lobte auch, um Oskar noch mehr zu ärgern, Rudolf ganz übertrieben. Dieser hatte keine Ahnung von ihrer Absicht und fand darin nur einen Beweis ihrer blinden Vorliebe für Rudolf. Gegen seinen Willen betrübte ihn die sich ihm aufdringende Ueberzeugung, daß sie ihn liebe; er wurde verstimmt und sank in trübes Sinnen. Endlich erschien Rudolf und wurde von Iduna mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit empfangen.

Rudolf suchte vor dem Beginn seiner Vorlesung seine Zuhörer günstig für sich zu stimmen. Es waren in der Gesellschaft sechs bis acht Personen anwesend, deren Urtheil allen übrigen den Ton angeben konnte, und jeder derselben wußte er etwas Angenehmes zu sagen. Dem einen flüsterte er leise zu, daß sein Beifall allein wahren Werth für ihn haben werde; einen Andern lobte er laut wegen der Feinheit seines Geschmacks und seiner freundlichen Nachsicht u. s. w. Erst nach allen diesen Vorbereitungen nahm er Platz und die Gesellschaft war so günstig für ihn gestimmt, daß, sobald er das Manuscript hervorzog, ein beifälliges Gemurmel durch die Versammlung lief und alle Stühle in Bewegung kamen, um ihm näher zu rücken. Iduna bat angelegentlich um Stille und nun begann Rudolf in sanfter, bescheidener, ja fast schüchterner Manier eine Einleitung vorzulesen, in der er seine Zuhörer benachrichtigte, daß

er *, dem berühmten Dichter, diesen Versuch mitgetheilt habe, der so glücklich gewesen sey, desselben Beifall zu erhalten, und daß er sich nur auf die dringende Aufforderung einiger seiner Freunde entschlossen habe, das Stück bekannt zu machen. Hierauf folgte eine Analyse des Lustspiels, aus der ziemlich deutlich hervorging, daß seit vielen Jahren kein so feines und geistreiches Lustspiel geschrieben worden sey, und nun erst begann die Vorlesung desselben. Er hatte die Zuhörer darauf vorbereitet, daß sein Stück keine Posse sey und nur durch seine Feinheit den Verstand belustigen könne, ohne zum Lachen zu reizen. Es lachte auch Niemand, allein man rief wiederholt: „Allerliebst! ganz allerliebst! so witzig! so treffende Charakterzeichnung! welch meisterhafte Auffassung des Zeitgeistes“ u. s. w. Dieser allgemeine Enthusiasmus machte Oskar um so verlegener, da es ihm nicht entging, daß Iduna ihn aufmerksam beobachtete und daß sie ihn mit steigendem Unwillen ansah. Er errieth, daß sie ihn einer unter Schriftstellern nur zu häufigen Eifersucht fähig hielt, und dieser Gedanke brachte ihn zur Verzweiflung. Er war wirklich in diesem Augenblick nicht frei von Eifersucht, nur war diese ganz anderer Art, als Iduna glaubte. Ihm kam Rudolfs Lustspiel sehr unbedeutend vor; doch zwang er sich um Idunas willen, Rudolf einige nichtssagende Komplimente zu spenden; da dieß aber bei seiner Verstimmung in sichtlicher Verlegenheit geschah und sehr linkisch ausfiel, wurde sein Betragen von allen Anwesenden mißdeutet; man flüsterte sich in's Ohr, man sah ihn an und Iduna warf, verächtlich lächelnd, einen Blick auf ihn, der ihn vollends außer Fassung brachte.

Rudolf triumphirte. Ihm entging dieß alles nicht, allein er that, als ob er nichts merke. Er näherte sich Iduna und sagte ihr mit einem großen Anschein von Herzlichkeit: „So glücklich mich auch Ihr Beifall macht, gnädige Frau, so beglückt es mich doch auch unbeschreiblich, daß mein liebster, vertrautester Freund den Genuß dieses Abends mit mir theilt, und gewiß, das thut er! Er hat sich vielleicht Manches gegen mich zu Schulden kommen lassen; allein ich habe gewiß meinerseits auch gegen ihn gefehlt. — Mein Herz macht zu viele Ansprüche, diese hat er nicht immer befriedigt; allein ich habe seinen Gesinnungen und seinem Betragen immer Gerechtigkeit widerfahren lassen, und so bin ich auch überzeugt, daß er sich des mir gewordenen Beifalls vielleicht noch mehr erfreut, als ich selbst.“

Diese Zuversicht zu seinem Freunde rührte Iduna bis zu Thränen; sie schlug die Augen nieder und wandte sich ab, um ihm ihre Bewegung zu verbergen. — „Gewiß,“ sagte sie dann und sah ihn zärtlich an, „sind Sie werth, einen wahren Freund zu besitzen. — „In Oskar hat ihn mir der Himmel geschenkt,“ erwiderte er lebhaft. „Sollte ich mich aber darin täuschen,“ setzte er tiefseufzend hinzu, „so würde es grausam seyn, mir diese Täuschung rauben zu wollen.“

Die Miene, mit der er dieß sagte, machte auf Iduna solchen Eindruck, daß man in ihren Zügen lesen konnte, wie sehr sie sich gerührt fühlte. Oskar, dem dieß nicht entging, beneidete Rudolf. Er fühlte sich so schmerzlich beklemmt, daß er seiner Gemüthsbewegung nicht länger Herr zu bleiben vermochte und aufstand, um sich heimlich zu entfernen. Rudolf winkte ihn aber zu sich und Iduna hin. „Wann sehen wir uns wieder, liebster Freund?“ fragte er ihn. So einfach diese Frage auch war, so schien sie doch Oskar ganz außer Fassung zu bringen, und er antwortete mit eisiger Kälte, daß er für die nächsten Tage zu beschäftigt sey, um dieß bestimmen zu können. — „Ich werde morgen früh zu dir kommen,“ unterbrach ihn Rudolf. — „Erspare dir diese Mühe, du würdest mich nicht zu Hause finden.“ — „Nun, während deines Frühstücks wirst du immer noch ein Stündchen für mich abmüssigen können.“ — Oskar war so ganz außer Fassung, daß er sehr kurz und fast unartig sagte, er werde schon um sechs Uhr Morgens auf einige Tage verreisen, und sich dann Iduna mit einer stummen Verbeugung empfahl.

„Aber was fehlt ihm denn? fragte Rudolf Iduna und sah sie ganz erstaunt an; „ich begreife sein Betragen nicht. Habe ich denn irgend etwas gesagt, was ihm mißfallen konnte? Es ist wahr, daß er sich schon öfter so sonderbar gegen mich betragen hat; aber ich kann mich an solche Ausbrüche seiner übeln Laune noch immer nicht gewöhnen, sie thun mir zu wehe.“ — Iduna seufzte theilnehmend, und um Rudolf zu zerstreuen und dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, begann sie wieder von seinem hübschen, geistreichen Lustspiel zu reden und ihm ihren Dank für die Vorlesung desselben zu wiederholen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, August.

L i s z t.

Seit die byzantinischen Flötenspieler unter Kaiser Julian hier so Furore machten, daß sich die Leute in die Saone stießen und drängten, um sie zu hören, kann sich kein Virtuos rühmen, Lyon so in Aufregung gebracht zu haben, als Liszt, der Baron Liszt, wie ihn hier Anfangs die Journale nannten. An ihm wurde bei uns, wie überall, dreierlei hoch gehalten, durch dessen Verein er sich von allen Tonkünstlern unterscheidet, die bisher hier aufgetreten sind: eins

mal sein großes, man möchte sagen dämonisches Kunsttalent, dann sein herzliches, menschenfreundliches, deutsches Gemüth, und drittens sein vielseitig gebildeter Geist. Aber dieser geistreiche und gemüthvolle Künstler scheint nicht zu fühlen, daß er mit seiner Sturmeskraft, seinem saitensprengenden Furioso zwar bei der Menge Staunen erregen kann, aber die Grenzen des Instruments verkennt, weit über sie hinausschreitet und ihm einen fremden, durchaus störenden Charakter aufdringt. Liszt vergißt, daß die zu stark angeschlagene Metallseite, wie die forcirte Menschenstimme, nicht mehr tönt, sondern schreit und heult, daß damit die Musik aufhört, die schöne, die wahre Tonkunst zu seyn, daß sie betäubender Kunstlärm und Sturm wird. Liszt verdankt diese Richtung ohne Zweifel seinem langen Aufenthalt in Paris, seinem Bestreben, sich dem dortigen Geschmack zu fügen. Dieses stürmische Unwesen begann damals auch in der Opernmusik, im Drama und im Roman, wo es jezt im Begriff ist, in Unsinn und Fieber überzugehen. Man hat in Liszts gewaltiger Mimik Affektation finden wollen. Diese belebte Gestikulation, die freilich viele andere große Virtuosen und Clavierspieler nicht an sich haben, scheint aber bei ihm mehr die Aeußerung tief ergriffenen Gefühls, wohl auch übergroßen und unwiderstehlichen Nervenreizes. Man hat auch seiner Musik vorgeworfen, sie sey mehr nach Originalität haschend und bizarr, als schön. Dieß mag seyn; man vergißt aber, daß die ganze Composition bei ihm nur Nebensache, nur Dienerin des Spiels ist. Lezteres, die Execution, herrscht bei ihm über Alles, die Composition muß sich also in deren Launen, Sprünge und Wunder fügen, sie muß geeignet seyn, zu zeigen, hervorzuheben und geltend zu machen, was jene vermag. Liszt gab hier mehrere Conzerte mit immer steigendem Beifall des Publikums. Einmal wurde er bei dem Herausgehen aus dem Theater von einer ungewöhnlich großen und gedrängten Menge mit enthusiastischen Beifallszeichen bis zum Wagen und dann bis zu seinem Hotel begleitet. Bald darauf versammelten sich hier zahlreiche junge Deutsche und sangen unter seinen Fenstern mehrere vierstimmige vaterländische Lieder, zum großen Jubel der Umstehenden. Die Einnahme seines lezten Conzerts hatte er, nach seiner gewöhnlichen edeln Weise, für die Armen bestimmt. Sein Triumph unter unzähligen Kränzen und Blumensträußen war fast lebensgefährlich, denn hätten alle den Künstler getroffen, so hätte er unter ihrer Last erliegen müssen. Seine Phantasien über Motive aus Robert rissen die dichtgedrängten Zuhörer zu unbändigem Beifall hin, der kein Ende nehmen wollte. Endlich gab er noch ein Conzert für die Schüler der Gesangschule und sendete dann baar fünftausend Franken für die Armen. Von seinen zahlreichen Bewunderern wurde ihm im Hotel de Provence ein großes Bankett gegeben. Alles, was Lyon an künstlerischen, literarischen und wissenschaftlichen Celebritäten enthält, war da an reich besezten Tafeln vereinigt; es spielte die Musik des 7ten Linienregiments. In einer Nische stand Liszts lorbeergekrönte Büste, die ein Professor der Martinièreschule sehr ähnlich und ausdrucksvoll in Eile verfertigt hatte. Unter jedem Gedecke lag auch sein Reliefbild aus Gips nach A. Bovy's bekannter großer Medaille. Auf ein gegebenes Zeichen sank eine Draperie vor dem Kamin und da zeigte sich ein von Prof. Bonnefond gemaltes, von Lorbeerzweigen umgebenes Bildniß des Künstlers. Toaste folgten auf Toaste ihm zu Ehren. Von hier reiste Liszt nach dem Schloß St. Point zu Lamartine, mit dem er seit Jahren in freundschaftlichen Verhältnissen steht. Es lag natürlich bei diesem kurzen Besuche nicht in seiner Absicht, sich hören zu lassen; Lamartine hatte aber doch in einem entfernten Zimmer für allen Fall ein gutes Piano aufstellen lassen. Liszt muß dessen Anziehungskraft gefühlt haben, denn bald verließ er die zahlreiche Gesellschaft und sezte sich an das Instrument, von wo er die Aussicht auf die wildschöne Gegend hatte. Bald war er so in seine Phantasien vertieft, daß man es nicht wagte, ihn zum Mittagsmahl zu rufen. Endlich trat doch freundlich schüchtern die Dame vom Haus zu ihm und bot ihm die Hand, was der Künstler verstand, die Gäste wegen seiner Zerstreuung vielfach um Verzeihung bittend. Abends bat man ihn, wieder zerstreut zu werden. Am folgenden Tag reiste er über Macon zurück. Von ihm sagte nach seiner Abreise eines unserer hiesigen Blätter als Nachruf, recht bezeichnend für Liszt und für Lyon: „Liszt ist als Eroberer in unsere Stadt gekommen und als Triumphator wieder fortgezogen. Er kam, sah und siegte. Wunderbar hat er gesiegt über die Abneigung unserer vor Allem industriellen Bevölkerung, die so sehr an dem Positiven und Materiellen ihrer gewöhnlichen Beschäftigung hängt, und dem höheren Kunstsinn, dem Enthusiasmus und der Begeisterung so schwer zugänglich ist. Gesiegt hat er ferner über den Sommer und seine Hitze, so wie über den Reiz des Landlebens in dieser Jahreszeit. Tausende hat er aus Frische und Bequemlichkeit in das drückend schwüle Theater, und aus ihm nach sich bis zu seiner Wohnung gezogen, denn Alle wollten den auch in der Nähe sehen, den sie gehört hatten. Liszt wurde bei uns gefeiert wie ein Prinz. Gestehen muß man auch, daß er wie ein großmüthiger Prinz bei uns aufgetreten ist. Hie und da hat man sich in den offiziellen Regionen darüber geärgert, daß ein bloßer Künstler in Lyon mit solchem Enthusiasmus empfangen worden sey; wenn man Liszt so aufnehme, was sollte man thun, wenn Männer wie Chateaubriand, Lamartine, Guizot oder Thiers hierher kämen? Aufrichtig gesprochen, wenn diese ausgezeichneten Männer unsere Stadt mit ihrem Besuch beehrten, so glauben wir, daß sie, troz ihrer Wichtigkeit und ihres persönlichen Verdiensts, gar nicht oder nur wenig gefeiert werden dürften. Philosophen, Gelehrte und Staatsmänner leben in ganz anderer Sphäre, sie üben ganz andern Einfluß, ihre Erfolge werden ganz anders gemessen und belohnt, ihr Ruhm hat eine ganz andere Gestalt. Da sie nicht durch den Sinn hinreißend auf das Gemüth wirken, so bleibt dieses bei ihrer Erscheinung kalt; man kann solche Männer sehr hoch stellen, ja verehren, begeistern aber kann man sich schwerlich für sie." — Von Liszts leztem Aufenthalt in Paris erzählt man sich hier einige neue Wizworte. „Liszt kommt mir vor wie ein elegischer Poet." — „Warum?" — „Wenn er spielt, ist mir, als hörte ich tausend Stimmen (Millevoie)." — „Bravo! mir hingegen kommt er vor, wie ein englischer epischer Dichter." — „Wie so?" — „Wenn er spielt, glaube ich tausend Töne (Milton) zu hören." — „Bravissimo! Sie haben mit Ihrer Begeisterung ganz recht, jedoch würde Liszts Spiel keinen Philister tödten." — „Warum das?" — „Weil es nicht ohne Ton (Samson) ist." — Die Herren fuhren in diesem jezt in Paris sehr beliebten Rebus-Ton noch eine halbe Stunde fort und bewunderten sich gegenseitig in dieser erhabenen Geistespolka.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 20. September 1844.

— Das Verderben,
Das Loos, so Manchem fällt,
Langsam dahinzusterben
Im Froste dieser Welt.
Justinus Kerner.

Gedichte von W. Zimmermann.

„Mein armes Herz, dich schläfert sehr."

Mein armes Herz, dich schläfert sehr,
Kannst keinen Schlaf doch finden;
Es treibt ein Schifflein dort im Meer,
Sein Anker will nicht gründen.
O Ankergrund, o stiller Port,
Ach würdet ihr dem Schifflein dort,
Und Ruhe meinem Herzen!

Zur Freudenkammer hat der Mai
Die Erde ausgeschlagen,
Er will, daß alle Welt sich freu'
In diesen schönen Tagen.
Tag meines Mai's, wo weilest du?
Deck, Traum, aus deinem Füllhorn zu
Dieß Herz und seine Schmerzen.

Der Tag, er steigt von seinem Thron
Und sucht des Schlummers Räume,
Mit Rosenlippen küssen schon
Die Wolken Fels und Bäume.
Nachtlüfte leis bestreun im Tanz
Voll Blumenduft und Blüthenglanz
Des Tages Bett mit Scherzen.

Sie gehn zur Schlafthür ein und aus,
Noch ist sie unverschlossen,
Ein goldner Lichtstrom hat daraus
Die blühnde Welt begossen;
Auf Gräbern selbst glüht Blum' und Strauch,
Mir blühn ach! neu im Grab erst auch
Die Rosen aus dem Herzen.

O Frühlingswelt, mich täuschst du nicht,
Todt bist du, scheinst zu leben,
Dein Veilchenblick, dein Rosenlicht
Ist schöner Trug nur eben:
Ich sah dich, eine blasse Braut,
Heut Nacht im Sarg, ringsum kein Laut,
Kein Hauch, nur Trauerkerzen.

Doch dir ist wohl und du hast Ruh,
Denn Tod ist selbst dein Blühen,
Doch ich muß leben immerzu,
Glühn, ohne zu verglühen:
Läg' todt ich bei der Todten bald,
Ein Kind im Arm der Mutter kalt,
Mit eingeschlafnem Herzen!

Der Gefangene.

Was weckt ihr mir im Grund der Seele,
O Lerchen, heut mit eurem Sang,
Der hell aufsteigt aus Brust und Kehle,
Den Liederton, der schlief so lang?
Ihr kommt von glücklicheren Triften,
Ihr saht der Freiheit Sonne glühn,
Eu'r Herz ist voll von ihren Lüften,
Eu'r Aug gestärkt an ihrem Grün.

Ich aber ach! — mich binden Fesseln,
An meinem Munde hängt ein Schloß;
Rings um mich her gedeihn nur Nesseln,
Verkümmert jeder gute Schoß.
Ihr singt im Blau ob Berg und Klüften,
Wohl flög' ich noch so hoch, so kühn,
Tränk' ich auch von der Freiheit Lüften,
Und stärkt' ich mich an ihrem Grün!

Mein Volk, wenn dich mein Blut befreite,
Wie stürb ich ach so gern für dich!
Die Bächlein gehn, wo's fror und schneite,
Es löst das Eis der Alpe sich;
Sie grünt vom Fuß bis zu den Hüften —
Wird, Volk, o wird's auch dir noch blühn,
Zu baden in der Freiheit Lüften,
Zu stärken dich an ihrem Grün?

Ulrich Hutten.

Schiff, wohin? nach welchem Lande?
Hast für Einen du noch Raum?
Weißt du nicht, auf welchem Strande
Mir nach lang durchirrtem Sande
Kühlung rauscht der Freiheit Baum?

Könnt' ich diesen Baum erkunden,
Lacht' ich Sturms und Sonnenbrands;
Nur ein Blatt von ihm gefunden,
Heilen müßt' es alle Wunden,
Mein' und meines Vaterlands.

„Was du suchst, dir kann ich's geben,
Sicher ist kein Kapitän,
Sechs Jahrtausend fahr' ich eben:
Dienen mußt du, willst du leben,
Stirb, willst du die Freiheit sehn."

„Ist sie schwarz gleich, meine Flagge
Führt der goldnen Freiheit zu:
Hüll dich nackt in diese Lacke,
Steig aus deines Lebens Wracke
In mein Schiff der kühlen Ruh."

Steter Dienst nur war mein Leben,
Doch um Freiheit dient' ich bloß;
Mich in Knechtschaft hinzugeben,
Um mit Knechten wohlzuleben,
Ist dieß Herz zu stark und groß.

Schwarze Flagge, ich will's wagen,
Geh's hinunter, geh's hinauf.
Schwert, fahr wohl! ich hab's getragen
Für mein Volk seit Jugendtagen:
Kühles Schiff, so nimm mich auf!

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

Oskar eilte in seiner Verzweiflung zu seinem wahren Freund, dem Baron, und erzählte ihm Alles, was ihm begegnet war. — „Nie werde ich ihr Haus wieder betreten," setzte er hinzu; „man hatte mir diese Frau so interessant geschildert, daß ich dem Wunsch nicht widerstehen konnte, sie kennen zu lernen; man hatte mir einige Briefe von ihr zu lesen gegeben, die von so viel Geist als Gemüth zeugten. — Auch ist sie wirklich unbeschreiblich liebenswürdig; allein sie liebt diesen Menschen leidenschaftlich — es muß ihr also doch an Verstand fehlen. Ich werde mich aber nie trösten, heute Abend in ihren Augen eine so unwürdige und lächerliche Rolle gespielt zu haben. Ich war so verdrießlich — so ärgerlich — ich hatte ganz den Kopf verloren." — „Mit Einem Wort, lieber Oskar," unterbrach ihn der Baron lächelnd, „Sie sind verliebt!" — „Ich verliebt! Wie könnte ich eine Frau lieben, deren Herz nicht mehr frei ist und die eine so unvernünftige Wahl getroffen hat!" — „Sie hoffen doch im Stillen, daß diese Wahl noch nicht fest entschieden ist, und wenn sie wirklich eine geist- und gefühlvolle Frau ist, so wird sie sich auch nicht lange täuschen lassen und Sie nicht lange verkennen. Gehen Sie nur oft zu ihr und es wird Ihnen gewiß leicht werden, sie von ihrem Vorurtheil gegen Sie zurück zu bringen." — „Es ist mir nicht möglich, Rudolf länger für meinen Freund zu halten; ich kenne schon seit lange seine Grundsätze und seine Gesinnungen; aber ich habe ihn geliebt und das Andenken an unsere Jugendfreundschaft legt mir Pflichten auf, die ich nie verletzen werde. Nie werde ich Iduna seinen Charakter und seine Unwürdigkeit enthüllen; mein Wunsch beschränkt sich nur darauf, daß sie mich nicht für einen niedrig gesinnten, nichtswürdigen Menschen halten soll. Ich fühle, daß es mir unmöglich ist, auf ihre Achtung zu verzichten, und ich muß sie wieder sehen; doch wenn sie

Rudolf wirklich liebt, soll meine Liebe ihr ewig ein Geheimniß bleiben."

Nach einigen Tagen ging er wieder zu Iduna und fand sie allein und lesend. Er sah, als sie bei seinem Eintritt aufstand, daß sie geweint hatte, und blieb unentschlossen stehen, aber sie winkte ihm, näher zu kommen. „Ein Buch muß sehr interessant seyn," sagte sie ihm, „wenn es uns bei wiederholtem Lesen noch bis zu Thränen rührt. Ich habe dieß Werk vor einem Jahre, wo es zuerst erschien, gelesen und Sie sehen, welchen Eindruck es noch jezt auf mich macht." — Oskar antwortete mit bewegter Stimme, der Verfasser desselben sey sehr glücklich. — „Ja," unterbrach sie ihn, „das muß er seyn, wenn dieß Werk wirklich aus dem Herzen gekommen ist und er so denkt und fühlt, wie er schreibt."

Sie reichte hier Oskar das Buch hin. Mit welchem Entzücken erkannte er sein eigenes Werk! — „Wie ehrt und beglückt mich dieser Beifall!" rief er und hielt inne. Iduna sah ihn fest an und er fuhr nach einigen Augenblicken fort: „Halten Sie es denn für möglich, gnädige Frau, daß man einem Werk das Gepräge der Wahrheit geben kann, wenn es nicht wahr empfunden ist?" — „Ich habe dieß nie geglaubt," erwiderte sie, „und doch —" — „Nun?" — „Darf ich ganz offen reden?" — „Ich bitte innigst darum."

„Wie schön, wie tiefempfunden haben Sie das Glück der Freundschaft geschildert! Sind Sie aber auch fähig, ein wahrer Freund zu seyn?" — „Sie haben mir Offenheit versprochen, gnädige Frau, und dieß gibt mir das Recht, Sie zu fragen, was Sie veranlaßt, daran zu zweifeln?" — „Meine eigenen Bemerkungen." — „Wollte Gott, daß Sie bei Ihrem hellen Verstande mich immer nur nach Ihrer eigenen Einsicht beurtheilen wollten!" — „Nun denn, wenn Sie mir vergönnen wollen, ganz wahr und freimüthig gegen Sie zu seyn, so gestehe ich Ihnen, daß die Art, wie Sie am vorigen Freitag Rudolfs Vorlesung anhörten, mich sehr befremdet hat." — „Der Schein ist gegen mich," antwortete Oskar lächelnd, „und eben daß ich das fühlte, machte mich so linkisch und unbeholfen."

Er sagte diese Worte so einfach und natürlich, daß die weitläuftigste Auseinandersetzung ihn nicht besser zu rechtfertigen vermocht hätte. Iduna sah ihn überrascht und verwundert an. „Sonderbar," sagte sie, „Sie haben mir keinen Grund zu Ihrer Entschuldigung und Rechtfertigung angeführt, und doch fühle ich mich überzeugt, Sie unrecht beurtheilt zu haben." — „Ein Beweis von der stillen Macht der Wahrheit über edle Herzen." — „Aber warum sahen Sie denn so unbehaglich, so verdrießlich aus?" — „Ich war in einer tödtlichen Verlegenheit, denn ich hatte zu meinem Unglück erkannt, daß Sie gegen mich eingenommen waren und daß ich bei Ihnen in dem Verdacht stand, Rudolf um den Beifall zu beneiden, den man ihm zollte. Dieser Gedanke verstimmte mich und wurde der Anlaß all der Ungeschicklichkeiten, die Sie bemerkt haben." — „Wie wehe thut es mir, Sie verkannt zu haben!" rief Iduna mit einer so anmuthigen, naiven Unbefangenheit, daß Oskar sich kaum enthalten konnte, ihr zu Füßen zu fallen. Sie legte ihm nun noch einige Fragen vor und gestand ihm, daß sie Rudolfs Lustspiel etwas übertrieben gelobt habe; er solle ihr nun sein Urtheil darüber sagen.

„Ich finde es," antwortete er, „eben so gut und in gewisser Hinsicht noch besser, als hundert andere kleine Lustspiele, die das Publikum mit Vergnügen vorstellen sieht, die aber Niemand lesen mag. Solche Kleinigkeiten haben aber auch den Beifall, den sie finden, meistens nur der Rolle zu danken, die ein Lieblingsschauspieler des Publikums darin zu spielen hat. Im Ganzen scheint mir aber das Publikum sehr gerecht in seinen Urtheilen über dramatische Erzeugnisse zu seyn. Es steigert seine Ansprüche an den Gehalt einer dramatischen Dichtung immer im Verhältniß zu der Zahl der Akte. Wenn ein kurzes Stück auch schlecht ist, so läßt es sich dasselbe doch mitunter gefallen; allein ein Stück von drei bis vier Akten muß wirklich gut seyn, wenn es Glück machen soll. Man braucht sich daher auch nicht zu wundern, daß so viele mittelmäßige, ja selbst ganz schlechte Stücke von einem bis zwei Akten sich auf dem Repertoire jahrelang halten."

„Um aber auf Rudolf zurückzukommen," fing Iduna wieder an, „so bitte ich Sie, mir noch einen Zweifel zu lösen. Sie können es gewiß, denn ich fühle, daß ich Ihnen vertrauen kann. Lieben Sie ihn wirklich so sehr, als Sie von ihm geliebt werden?" — „Ich sehe," antwortete Oskar, „daß Sie einen sehr übertriebenen Begriff von seiner Freundschaft für mich haben. Wir sind mit einander aufgewachsen und erzogen; wir lieben uns, aber wir sind keine Herzensfreunde. Wir leben Beide in ganz verschiedenen Cirkeln und sehen uns nur selten." — „Das weiß ich," unterbrach ihn Iduna lebhaft; „aber liegt die Schuld daran an ihm, oder an Ihnen? So viel ist doch gewiß, daß er Sie für seinen besten, seinen vertrautesten und liebsten Freund hält." — „Nein, das thut er nicht." — „Wie so?" — „Seine vertrautesten Freunde sind die, die ihm das Glück Ihrer Bekanntschaft zu danken haben."

Hier öffnete sich die Thüre und Rudolf wurde gemeldet. Iduna erröthete, aber Oskar, der sich völlig beruhigt und befriedigt fühlte, verrieth nicht die leiseste Spur von Verlegenheit. Rudolf schien im Gegentheil bei seinem Anblick etwas außer Fassung zu kommen; er sammelte sich indessen schnell und überhäufte Oskar mit Freundschaftsversicherungen, warf es ihm aber vor, daß

er ihn durch sein Vorgeben, auf einige Tage verreisen zu wollen, getäuscht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, August.

(Fortsetzung.)

Theatersitten.

Liszt, der an die so hoch gesitteten deutschen Theater gewöhnt ist, war mit Recht sehr unwillig über die Ungerechtigkeit und unglaubliche Grobheit, mit der hier im Theater Sänger und Sängerinnen ganz nach den Launen oder Absichten einer Partei mißhandelt werden. Von Kunsturtheil, von Anerkennung oder Tadel ist gar nicht mehr die Rede. Das Boileau'sche Wort:

C'est un droit qu'à la porte on achète en entrant,

ist so zur Carricatur verzerrt, daß bald bei uns kein Theater mehr möglich seyn wird. Welcher Künstler möchte sich solcher abscheulichen Behandlung unterwerfen? Wenn ein Theaterdirektor beim Beginnen des Theaterjahres mit einer neuen Truppe kommt, so ist es anderwärts in Frankreich gebräuchlich, daß jedes Mitglied dreimal auftritt. Von dem Beifall oder dem Mißfallen, die dem Schauspieler bei diesen drei Debüts vom Publikum zu Theil werden, hängt es ab, ob er bei der Truppe engagirt bleibt oder nicht. So war es ehemals auch hier und Alle befanden sich wohl dabei; das Publikum hatte hinlänglich Muße und Gelegenheit, das Talent, die Fähigkeiten und den guten Willen eines Künstlers oder einer Künstlerin kennen zu lernen, abzuwägen und sich darüber auszusprechen; dem Künstler war damit hinlängliche Veranlassung geboten, sich mit Ruhe dem Publikum so günstig als möglich zu zeigen, ja beim zweiten und dritten Debüt den etwa nachtheiligen oder doch nicht ganz günstigen Eindruck des ersten Auftretens zu verwischen und sich den Leuten wieder angenehm zu machen. Endlich mußte diese Ordnung auch dem Theaterdirektor recht seyn, denn nach den Debüts wußte er, woran er war und was er zu thun hatte. Das Recht sprechende Parterre war auch bei den ersten Leistungen eines Künstlers oder einer Künstlerin billig genug, zu bedenken, daß ihre Unruhe und Aufregung vor einem neuen Publikum bedeutenden Einfluß auf Gesang und Spiel haben könne; entschiedene Mißbilligung durch allgemeines Pfeifen ward gewöhnlich erst bei dem zweiten, besonders aber bei dem dritten gleich mißfälligen Debüt gehört. Dann erst war entschieden, daß das Subjekt nicht mehr auf der Scene erscheinen dürfe, vielmehr statt seiner ein anderes engagirt werden müsse. Jezt ist dieß ganz anders bei uns geworden. Mittelmäßige Sänger oder Schauspieler, oder eine Sängerin dieser Art, wenn sie nur hübsch ist, treten auf und machen glücklich ihre Debüts; denn sie haben auf irgend eine Art das Wohlwollen oder die Nachsicht der Stimmführer im Parterre zu gewinnen gewußt. Entschieden gute Subjekte hingegen, besonders solche, die auf guten Ruf und Ehre halten, werden gleich beim ersten Auftreten ausgepfiffen, man läßt sie nicht weiter singen oder spielen, ruft ihnen Zoten oder grobe Worte zu u. s. w. Warum? das weiß Niemand als die Korybanten des Parterres. Nur so viel ist gewiß, diese guten Künstler und Künstlerinnen, die sich nur auf ihre Kunst verlassen, haben nichts gethan, um sich vor ihrem ersten Auftreten jene Leute geneigt zu machen. Durch solche Behandlung zwingt man sie noch vor der dritten Rolle, entweder das Verschwornengericht zu gewinnen, oder ihren Theaterkontrakt mit dem Direktor wieder aufzulösen und Lyon zu verlassen. Manchen Künstlern glückt es, sie werden bei ihren Debüts und eine Zeitlang gut aufgenommen, oder wenigstens nicht mißhandelt. Darum aber sind sie noch nicht im Hafen, denn eine Parterrepartei, die unwillig ist über das Auspfeifen eines der Ihrigen, wirft sich nun aus Rache auf den bisher gut durchgekommenen Schauspieler, der jener Partei gefällt, pfeift ihn unerbittlich aus und läßt ihn nicht wieder zum Wort kommen. Welcher abscheuliche Tumult dadurch im Theater entsteht, ist überall anderswo unglaublich. Wenn der Lärm zu arg wird, erhebt sich allerdings der Polizeicommissär in seiner Loge und ermahnt zur Ordnung, fordert auch das Publikum auf, den Sänger wenigstens anzuhören, ehe es ihn verdammt. Dieß hilft aber nichts; das Pfeifen, Schreien, Trommeln und Toben von dreißig bis vierzig Tumultuanten wird nur noch ärger, bis endlich der Polizeicommissär den Befehl gibt, den Vorhang fallen zu lassen und die Vorstellung zu endigen. Dann wird abermals heftig gepfiffen, pfeifend gehen die Pfeifer zum Theater hinaus und pfeifen noch auf der Straße, als pfiffen sie sich selbst aus. Dergleichen alle Kunst zerstörender Unsinn ist in den lezten Monaten wohl zehnmal vorgekommen, und mehrmals gegen ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen unserer Oper, die Anfangs mit rauschendem Beifall aufgenommen worden waren. Das Pfeifen ist ein Zeichen ehemaliger Barbarei und mußte überall verschwinden, wo die Cultur Fortschritte gemacht hat. In Deutschland, Italien und sonst in den übrigen Hauptstädten Europas pfeift man nicht; der mittelmäßige Sänger wird nur schwach applaudirt, und wenn er unter der Mittelmäßigkeit ist, so schweigt man. In Paris und in den meisten Städten Frankreichs ersten und zweiten Rangs wird auch nur selten noch gepfiffen. Selbst in einigen Provinzialstädten ist es abgeschafft, z. B. in Lille, wo viel musikalischer Sinn herrscht. Solch gutem Beispiel müssen wir durchaus folgen, wenn nicht unser Theater zu einer schmuzigen Arena jener Korybanten werden soll, von der sich alle Gebildeten abwenden und fern halten. Es ist weit mit uns gekommen, und unsere Zeit erinnert an das versunkene Rom und Byzanz, wo das Auftreten eines Schauspielers oder Flötenbläsers die ganze Stadt in Alarm sezte und nicht nur der Gegenstand einer Menge Intriguen und Kabalen war, sondern auch die ganze Unterhaltung des Tages ausmachte. Damals aber fehlte wahrscheinlich der Theaterwelt noch eine großartige Erfindung, deren sich jezt Lyon rühmen kann. Den Mitgliedern des Theatervehmgerichts werden, wenn ein Schauspieler oder Sänger ausgepfiffen werden soll, von einem Obern gedruckte, in Form einer Begräbnißeinladung abgefaßte Karten zugeschickt und sie zusammenberufen. Ihre Instruktion ist immer, den Verurtheilten gar nicht zum Singen oder Sprechen kommen zu lassen. Welch großartige Erfindung unserer großen Zeit! Die Beifallsclaque in Paris und die Pfeifclique in Lyon.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 21. September 1844.

— Der Muttererd' und dem Gott der Woge zu Ehren,
Blühet die Stadt jezt auf.

Hölderlin.

Das Seebad Royan und der Thurm von Corduan.

Bordeaux im August.

An der südlichen Spitze des Departements des Charente, unfern den Marken der Guienne, liegt in einer Ecke des Oceans das, außer Frankreich wohl wenig genannte und gekannte Seebad Royan. Der sonnige, zum Baden äußerst bequeme Strand, das halb südliche Klima, die kräftigende Brandung und die Nähe von Bordeaux führen von Sommer zu Sommer immer mehr Fremde hieher, aber auch die schöne Lage dürfte an dem zunehmenden Gedeihen des Orts nicht ohne Antheil seyn.

Von dem flachen, eintönigen Littoral, das sich von den Grenzen der Vendee bis eine gute Strecke über Rochefort hinzieht, kommt man nach und nach durch etwas ungleicheres und bewaldeteres Land zu einer Halbinsel, in welche die unermüdliche Thätigkeit des Meeres mit der Zeit eine Menge kleiner Buchten eingebrochen und so die Küste in ein Amphitheater natürlicher, von der Hand des Menschen so gut als nicht berührter Warten eingetheilt hat. — Versucht ist daher die Phantasie, jeder dieser Höhen einen Zweck und eine Rolle anzuweisen; auf die eine sezt sie eine Burg, auf die andere eine Fischerhütte; jener gibt sie einen Leuchthurm, dieser eine Kirche; was sie aber keiner zu geben braucht, ist der wundervolle Ausblick auf die unermeßliche Fläche der Wogen, die an das Felsenufer über den Sand hinweg schäumen, durch tausend Ritze, wie durch eben so viel Kanäle tief in das Land eindringen und Rinnen und Gassen bis zu einer beträchtlichen Höhe sich gegraben haben.

Auf der Seite von Royan, wo hohe Felsen die Gewalt der Fluth in Schranken halten, hat dieses Einfressen des Meeres wenig zu sagen; aber auf dem entgegengesezten Ufer der Gironde, die hier so breit ist, daß sie von dem Meere, in das sie sich ergießt, kaum zu unterscheiden ist, läuft das flache Medoc Gefahr, von den nie ruhenden Elementen früh oder spät aufgezehrt zu werden. Täglich verschwindet dort mehr Erdreich, Schritt vor Schritt dehnt der Ocean seine langsame, aber unaufhaltsame, in den Tagen des Sturms jedoch auch reißend schnelle Eroberung aus, und eine Spazierfahrt zur Besichtigung der Arbeiten, die an den bedrohten Stellen gegen den Feind ausgeführt werden, ist ein Zeitvertreib der Badegäste von Royan. Leider, sagen erfahrene Männer, werden all die Wälle und Dämme, welche die Regierung errichten, die Steine und Faschinen, die sie aufhäufen läßt, das Uebel vertagen, aber nicht auf immer beschwören, und, wie alle Arznei, den

Tod verschieben, aber nicht bezwingen. Man sieht es der See an, sie wirkt im Auftrag eines unerbittlichen Schicksals, sie hat den Befehl, das arme Medoc zu verschlingen.

Es ist der Besuch dieser Arbeiten übrigens keine der ausgiebigsten Vergnügungen für die Badegäste, die größtentheils aus Limousin, Perigord, Angouleme und dem benachbarten Bordeaux die Gironde herunter, oder auch durch Rochefort und die Saintonge herüber kommen. Die Küste an diesem Punkte ist ohne allen Reiz, und man ist genöthigt, sich beständig im Sande watend fortzuschleppen; daher nehmen auch die Frauen nur selten an der Reise Theil. Von anderer Kurzweil wird, was an solchen Orten nur immer thunlich und üblich ist, versucht. Eine Art Casino mit einem Garten am Meeresufer steht gegen wohlfeilen Eintritt offen; für die Kinder sind Schaukeln und sonstiges Turngeräthe errichtet, ein Nachen mit Rahen und Tauwerk dient den Schiffsjungen des Hafens, ihre Geschicklichkeit für ein kleines Geschenk zu zeigen, und auch die Knaben der Gastfamilien zu oft glücklicher Nacheiferung anzuspornen. Eine Sammlung von Zeitungen und Zeitschriften, die mäßigen Bedürfnissen und der mit dem Land- und Kurleben verträglichen Summe von Neugier vollkommen genügt, theilt mit einem Piano und drei bis vier Spieltischen einen geräumigen Saal. Der anstoßende Salon ist abendlichen Tanzunterhaltungen unter dem bescheidenen Mitwirken eines Flügels und zweier Violinen gewidmet. Gelegenheitlich ist zu lustigem Frühstück mit brausender Champagnerbegleitung in einem Laubgewölbe des Gartens für zahlreiche Gäste der Tisch gedeckt. Bei Tanz und Essen herrscht zwangloser Anstand, auf Toilette wird nur wenig gesehen, und das Leben trägt im Ganzen den Charakter häuslicher Vertrautheit.

Aber die wahre Badelust ist das Baden selbst. Wie mit dem Ball der Knabe spielt, läßst du die Woge mit dir spielen, sie über dich hingaukeln, wenn sie sanft ist und leicht schäumt, oder dich begraben von ihr, wenn sie hohl und hoch geht, und unter dem lauten Gelächter deiner Gefährten taumelst du triefenden Haares und trunkenen, sonnenscheuen Auges, dich schüttelnd und reibend wieder aus dem Grab hervor. Du tauchst dich oder wirst getaucht, du legst dich wie in ein elastisches weiches Bett nieder, so daß die Woge dir zur Decke wird, oder strebst, bist du ein gewandter Schwimmer, auf die hohe See hinaus, und eine gelenke Schwimmerin folgt, wie eine Najade, dir furchtlos nach. Männer und Frauen irren ja hier, wie in einem Salon, unbefangen durcheinander, nur ist der Ballanzug durch das streng verhüllende Badekleid ersezt. Der Bruder führt seine junge Schwester, die Mutter ihr Kind hieher und sezt es in die große Wiege, die von unsichtbarer Hand geschaukelt wird. Unterdessen stimmt ein Trupp Freunde: „Gold ist nur eine Chimäre," tumultuarisch an, und wie sie geendigt, tönt von einem Felsen auf der andern Seite Monpeaus vielgesungene, vielgeleierte Romanze, der Narr von Toledo, her. Auf dem Sand des Ufers tanzt eine Gruppe junger Männer die Polka, während andere, um sich zu trocknen und anzukleiden, in ihre Hütten zurückkehren. Diese Hütten sind in Royan eben kein Ideal einer Badeanstalt. Royan ist ein erst werdendes Seebad und der ganze Ort hat ein jugendliches Aussehen.

(Schluß folgt.)

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

„Es ist freilich wahr," antwortete Oskar lächelnd, „daß ich Berlin nicht verlassen habe und daß jenes Vorgeben nur eine leere Ausflucht war. Ich habe sonst keine Launen, wie du weißt; aber am Freitag war ich, wie ich eben auch der gnädigen Frau bekannt habe, sehr übler Laune. Sie allein war die Ursache derselben, und so war es billig, daß ich es ihr zuerst vertraute."

Diese offene Erklärung überraschte Iduna und sezte sie in Verlegenheit. Rudolf wußte nicht, was er davon denken sollte; er war unruhig und Oskar stand auf, um sich zu entfernen. — „Ich habe noch," sagte er Abschied nehmend zu Rudolf, „einen Auftrag an dich auszurichten. Die Baronin B. und ihre Schwiegertochter lassen dich bitten, ihnen dein Lustspiel vorzulesen, das sie gar gerne kennen lernen möchten." — „Ach," sagte Rudolf, „ich erhalte so viele Aufforderungen und Einladungen dieser Art, daß ich mich nicht zu retten weiß. Ich habe es gestern erst bei Frau von O. vorgelesen; morgen soll ich es bei der Gräfin A—d vorlesen; man mißbraucht wahrhaftig meine Gefälligkeit." — „Was soll ich denn den beiden Damen antworten?" — „Ich habe es schon der Fürstin G. abgeschlagen und mich erst heute Morgen geweigert, es bei der Prinzessin K. vorzulesen." — „Du willst also nicht zu der Baronin B. kommen?" — „Ich kann wahrhaftig nicht, und ich bitte dich herzlich, lieber Oskar, nicht wieder ähnliche Aufträge an mich zu übernehmen."

Als Oskar Iduna verlassen hatte, gestand er sich selbst, daß er sie liebe, leidenschaftlich liebe. Diese Unterhaltung mit ihr hatte über sein Schicksal entschieden und sie zur Gebieterin desselben gemacht. — Er war für den Abend bei der Baronin B. eingeladen und wollte sie, als er sie begrüßte, gleich vom schlechten Erfolg des erhaltenen Auftrags benachrichtigen; sie unterbrach ihn

aber gleich bei den ersten Worten, um ihm zu danken, da sie eben von Rudolf ein geistreiches und höchst verbindliches Briefchen erhalten habe, in welchem er sich die Erlaubniß erbitte, ihr am nächsten Montag sein Stück vorzulesen. Oskar lächelte und erwiderte nichts. Dieser Zug konnte ihn nicht mehr befremden, da er schon errathen hatte, daß Rudolf, nur um sich bei Iduna geltend zu machen, in ihrer Gegenwart die Einladung ausgeschlagen hatte, die er doch willens war anzunehmen.

Die Baronin lud ihren Sohn ein, Rudolfs Vorlesung mit anzuhören, allein er schlug es aus. — „Ich vergaß," sagte sie lächelnd, „daß du einen Widerwillen gegen alle Vorlesungen hast." — „Ich leugne nicht, daß ich lieber für mich allein lese. Ich bin dann nicht genöthigt, den Verfasser mit Lobsprüchen und Komplimenten zu überhäufen, die ich mir nicht ersparen kann, da es der einzige Zweck seiner Vorlesung ist, solche einzuernten. Ich finde nichts lächerlicher, als wenn ein Schriftsteller behauptet, es sey ihm nur um ein unparteiisches Urtheil seiner Zuhörer zu thun. Wie kann er ein solches von Menschen erwarten, zu denen er mit der süßen Zuversicht kommt, daß sein Werk sie entzücken wird? Wer könnte und möchte wohl so unfreundlich seyn, ihm diese Täuschung zu rauben und ihm grausam die Wahrheit zu sagen? Die Rechte der Gastfreiheit, Dankbarkeit und Höflichkeit verpflichten seine Zuhörer, Alles zu thun und zu sagen, um ihn zufrieden und erfreut nach Hause zu schicken. Jedes Zeichen von Langeweile müßte so einen jungen Dichter zur Verzweiflung bringen, und es wäre unmenschlich, ihm keinen Beifall zu zollen. Ja, man wäre auch ungerecht gegen ihn, denn man hat ja, indem man ihn zu einer Vorlesung seines Werkes aufforderte, schweigend die Verpflichtung übernommen, ihn mit Lobsprüchen zu überhäufen."

„Du übertreibst," antwortete die Baronin, „und ich versichere dir, daß ich oft bei solchen Vorlesungen auch habe kritisiren hören." — „Ja, aber nur, um auf eine andere Art zu schmeicheln. Der Dichter, vorzüglich wenn er noch ein junger Dichter ist, muß sich doch die Miene geben, um Rath und Belehrung zu bitten. Er wünscht, daß man ihn auf die Fehler und Mängel seines Werkes aufmerksam machen möge, und dergleichen Redensarten mehr. Man weiß recht gut, wie das von ihm gemeint ist, darf es sich aber doch nicht merken lassen, daß man seine Aufrichtigkeit bezweifelt, und so tadelt man wirklich Einiges; aber dieser Tadel ist so unbedeutend, so kleinlich, daß es dem Dichter leicht wird, ihn siegreich zu widerlegen. Und dann wundert man sich noch über die ungeheure Meinung, die unsere jungen Literaten, die alle Lobsprüche der Art für baare Münze nehmen, von sich selbst haben!" — „Ich kann keinem Schriftsteller solchen Mangel an Welt- und Menschenkenntniß zutrauen, daß er die Lobsprüche, die er bei solchen Vorlesungen erhält, ganz ernstlich nehmen sollte."

„Nun, liebe Mutter, da kennen Sie die Schriftstellerwelt nicht. Unsere Literaten besitzen in diesem Punkt eine Leichtgläubigkeit und eine Gutmüthigkeit, die mich oft rührt. Andern gebildeten Menschen gegenüber gibt es eine Grenze für Lob und Schmeichelei, jenseits welcher man sie für Spötterei und beleidigende Persiflage nehmen würde. So z. B. muß ein Frauenzimmer wenigstens leidlich seyn, um mit Vergnügen zu hören, daß man sie hübsch findet, und einer häßlichen Dame gegenüber muß man sich damit begnügen, den geistreichen Ausdruck ihres Gesichts, den sanften Ton ihrer Sprache, oder irgend sonst einen Reiz zu rühmen, allein man würde beleidigen, wenn man sie schön nennen wollte. Ganz blind macht die Eitelkeit selbst Frauen nicht, die zu gefallen wünschen, wohl aber Schriftsteller. Indessen ist es auch ihr wohlverstandenes Interesse, wenn die Literaten so gerne ihre Werke in geselligen Kreisen vorlesen; denn es ist ein leichtes und sicheres Mittel, sich in kurzer Zeit Ruf zu erwerben." — „Wie so?" — „Wir wollen einmal annehmen, daß trotz des geistreichen, verbindlichen Billets, das der junge Mann Ihnen geschrieben hat, sein Stück nichts taugt, so sind Sie ihm doch für seine Willfährigkeit so verpflichtet, daß Sie ihn so viel nur irgend möglich geltend zu machen wünschen. Sie werden 20 bis 25 Personen zu dieser Vorlesung einladen und ihnen schon im Voraus das allerliebste, feine, witzige Lustspiel rühmen. So ist denn die ganze Gesellschaft bereits im Voraus davon eingenommen. Während der Vorlesung wird man Sie entzückt, bezaubert sehen, und zu Ihrem Wunsch, den Verfasser zu belohnen, wird sich auch noch ein ganz kleines Bischen Selbstinteresse gesellen; denn Sie wünschen doch nicht, daß eine von Ihnen arrangirte Vorlesung langweilig gefunden werde. Sie wissen, wie sehr man Ihrem Geschmack und Ihrem Urtheil vertraut und Sie werden dieses Vertrauen dazu benutzen, zwanzig Personen zu täuschen, die entschlossen sind, sich nach Ihrem Urtheil zu richten. Diese werden sich daher sämmtlich einbilden, daß sie sich vortrefflich amüsirt haben und daß das Lustspiel vortrefflich ist. Sie werden sie verleitet haben, es gegen ihre Bekannten so zu loben, daß es für sie ein Ehrenpunkt werden wird, es auch von Andern gelobt zu hören. Nun kommt das Stück hier in Berlin zur Aufführung; es wird kalt aufgenommen, aber der junge Mann läßt es drucken und dankt dem Publikum in der Vorrede für den Beifall, den es erhalten hat, und die glänzende Aufnahme, die alle seine Hoffnungen übertroffen. Hier in Berlin halten wir uns über diese Vorrede auf, allein im übrigen Deutschland glaubt man ihr um so eher, da die meisten Journale, mit deren Redaktoren der

Verfasser in Verbindung steht, das Stück überaus loben werden."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, August.

(Fortsetzung.)

Die Pariser Industrieausstellung.

Daß die Pariser Blätter sehr gut auf die Industrieausstellung in ihrer Stadt zu sprechen sind, begreift sich recht gut, hat sie doch viele tausend Einheimische und Fremde herbeigezogen und Paris viele Millionen eingetragen, überdieß zu glänzenden Schaustellungen und Festen Veranlassung gegeben und der immer auf Neues erpichten Gaffsucht reiches Genügen verschafft. Hier aber in Lyon, wo man von Industrie doch auch etwas versteht, theilen nur Wenige die Pariser Begeisterung. Sind Industrieausstellungen in Frankreich dem wahren Nationalinteresse nicht schädlicher als nützlich? Sind sie nicht vielmehr eine Anstalt, mit der die Regierung sich und den Einwohnern eine schmeichelhafte Phantasmagorie vormacht? Die Industrieausstellungen sind als Nachahmungen der Kunstausstellungen entstanden. Zwischen beiden, ihrem Wesen und ihrer Bestimmung, ist aber ein großer Unterschied. Kunstausstellungen, nicht zu nahe an einander, sondern in passenden Zwischenräumen, können ganz nützlich seyn, ja nöthig; sie sind die passendste Art, Kunstleistungen bekannt zu machen, die außerdem unbekannt geblieben wären, und Käufer für sie zu gewinnen. Kunstarbeiten haben auch einen ganz eigenen, individuellen Charakter; ihr ganzes Verdienst liegt in ihnen selbst, sie sind Muster und Waare zugleich, und die ganze Waare. Diese Ausstellungen sind das einzige Mittel, Kunsterzeugnisse denen bekannt zu machen, die nicht von einer Künstlerwerkstätte zur andern gehen wollen; sie sind ein sicheres und vollständiges Mittel. Der Künstler hat auch gar kein Interesse, etwas zu verheimlichen und zu verstecken, er braucht nicht zu fürchten, daß ihm ein Anderer etwas von seinem Genie absieht. Wer eine Statue, ein Basrelief oder ein Gemälde erblickt, hat das ganze Genie des Künstlers vor Augen, er braucht sich nicht um die dabei angewendete Procedur, um das Verhältniß des Preises zu dem eines ähnlichen Stücks aus einer andern Werkstätte zu bekümmern, denn in der Kunst gibt es nichts Gleiches. Der Beschauer hat Alles vor sich, was er zu einer vollständigen Werthschätzung des Kunstwerks braucht. Bei der Industrie ist es ganz anders. Einmal braucht sie gar keine Ausstellung, um ihre Erzeugnisse bekannt zu machen. Mit denselben entspricht sie immer nur bestehenden, regelmäßigen und vollständig bekannten Bedürfnissen, ihre Erzeugnisse liegen oder hängen am Laden aus, werden täglich von Hunderten gesehen, näher betrachtet, untersucht, beurtheilt, verglichen und taxirt. Eine Industrieausstellung ist auch nur sehr unvollständig, denn sie kann nur beschränkte, unvollkommene Muster ausstellen, die an Hanswurst erinnern, wie er einen Baustein unter dem Arm trägt, um damit ein zu verkaufendes Haus anzudeuten. Die Industrie besteht auch nicht bloß in dem ausgestellten Muster; wesentlich bei ihr ist das Verfahren, die gute und kluge Verwendung des rohen Materials, der vervollkommnete Mechanismus, die innere, Zeit, Kräfte und Kosten sparende Einrichtung einer Manufaktur. Nur durch die günstige Vereinigung aller dieser Umstände kann sie Waaren hervorbringen, die sich durch vorzügliche Qualität, großen Maßstab und Wohlfeilheit auszeichnen. So z. B. sehen wir vor uns zwei Muster von ganz verschiedenen Seidenstoffen. Bei einem wird das Auge gefesselt durch geschmackvolles und blendendes Gold- und Silbergewebe, durch feine und frische Farbennüancen; das andere Muster hingegen ist ganz einfach und glatt, es besticht durch nichts die Augen. Die oberflächlich blickende Menge wird von jenem glänzenden Muster bestochen werden, und doch hat es nur geringen industriellen Werth, denn es wurde nach alter, allgemein bekannter Procedur verfertigt. Der unscheinbare, einfache Stoff hingegen ist industriell von hohem Interesse durch die Solidität der Seidenfärbung und besonders durch ein sehr einfaches zeitgewinnendes Verfahren beim Weben, durch größere Wohlfeilheit. Nicht weit davon stehen Maschinen. Hier ein wichtiger, sehr bedeutender, trefflich gearbeiteter Theil einer Dampfmaschine. Was ist aber dieser Theil eines Ganzen, von dem man weder Kraft noch Festigkeit, weder Dauer noch Bequemlichkeit, weder Umfang noch Gewicht kennt? von dem man nicht weiß, wie viel Brennmaterial die Maschine in einer Stunde braucht? Weiß man doch nicht einmal, ob sie überhaupt mit dem neuen Theil gehen und wie sie gehen kann? Weiterhin sehen wir vollständige Dampfmaschinen. Ihnen fehlt nur Eins, aber gerade das Hauptsächlichste, die Bewegung; denn nur diese ist ihr Leben, von der Bewegung hängt ihre ganze Bedeutung ab. Hier aber sind diese Maschinen nur Leichen. Um eine klare und wahrhaft nützliche Ausstellung zu haben, müßte man die Maschinen und Fabriken von Lyon, St. Etienne und Mühlhausen auf Rollen zusammenbringen, ferner die Eisenwerke von Creusot u. s. w., um sie neben einander arbeiten zu sehen. Ein anderer, sehr wichtiger, gegen die Industrieausstellungen sprechender Umstand liegt darin, daß viele Industriezweige das höchste Interesse haben, sich gar nicht zu zeigen. Vielen Industriezweigen ist das Plagiat sehr gefährlich, besonders den Lyoner Seidenfabriken, die schwere, in Gold und Silber façonnirte, oder zu Tapeten und kostbaren Möbeln bestimmte Seidenstoffe liefern, bei denen Alles auf Neuheit und Frische der Muster, auf die nouveauté ankommt. Darum gerade hatten unsere großen Häuser nur wenig dieser Art nach Paris zur Ausstellung geschickt und durchaus nichts Neues, vielmehr Sachen, die schon seit geraumer Zeit in großen und kleinen Magazinen der Hauptstadt und selbst in mancher Provinzialstadt ausgelegen haben, und an denen nichts mehr zu stehlen ist. Dieß aber wurde von den Parisern gar übel vermerkt und sie haben sich in mehreren Journalen darüber beklagt. Was denken doch die Leute? Meinen sie, ein Ordenskreuz, eine goldene, silberne oder bronzene Medaille wiege den Nachtheil und Schaden eines gewandten Plagiats auf? Wahrscheinlich wissen die Herren nicht, wie furchtbar alle Seidenfabriken von Nachahmern bedroht werden, die ihnen schnell ein neues Dessin oder ein neues Verfahren absehen und es für das Inland benutzen oder schnell in's Ausland schicken. Sie wissen nicht, wie sehr die Pariser Ausstellung von geschickten und schlauen Sachverständigen aus England, Deutschland und der Schweiz zu fürchten hat. Ganz gleiche Bewandniß hat es mit den Maschinen. Wer darin etwas Wichtiges, Vortheilhaftes und Bewährtes erfunden hat, hütet sich gewiß, es zur Ausstellung zu bringen, im Gegentheil, er verbirgt es sorgfältig, um es für sich zu behalten. Die meisten ausgestellten Maschinen in Paris waren alte Erfindungen, oder ihre Eigenthümer hatten sie nicht vollständig ausgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 23. September 1844.

— Avec le coeur d'un perfide vaurien
Vous confondiez le coeur de cet homme de bien!
Molière.

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

Oskar, der in einer Ecke des Zimmers einer Schachpartie zugesehen hatte, die ihn interessirte, wandte sich um. — „Ich muß mich wahrlich der Literaten annehmen," sagte er; „Sie gehen zu grausam mit uns um." — „Sie können sich durch meine Aeußerungen nicht getroffen fühlen, Lieber, und ich kenne außer Ihnen auch noch mehrere junge Schriftsteller, die ich achte und deren Talente ich bewundere. Was ich sagte, galt nur von den Schriftstellern, die sich durch Intriguen Ruf zu erwerben suchen. Auch unter diesen gibt es einige recht geistreiche; allein sie nehmen sich nicht die Zeit zu studiren und sich gründliche Kenntnisse zu erwerben; sie begnügen sich mit ephemeren Produktionen und lassen ihre besten Fähigkeiten ungenuzt. Wie kann ein Mensch, der nur Journal- und Korrespondenzartikel schreibt und sich der kleinlichsten Mittel bedient, um sich geltend zu machen, edelgesinnt und geistesstark bleiben? Wie kann er sich zu einem mannhaften Charakter ausbilden? Im Lauf einiger Jahre wird er kleinlich gesinnt und herzensöde. Sie schreiben nur, um Aufsehen zu machen, und Skandal ist der Stoff, den sie dann am liebsten ausbeuten."

Iduna war von ihrem Vorurtheil gegen Oskar zurückgekommen; allein Rudolfs Charakter war ihr noch nicht klar geworden. Sie glaubte noch immer, daß er Oskar zärtlich liebe und daß ihn nur sein übertriebenes Zartgefühl oft empfindlich und ungerecht gegen ihn mache. Sie hatte sich, als sie Oskars Werk zum zweitenmal las, gestehen müssen, daß er Rudolf an Geist und Großartigkeit der Ideen weit übertreffe, und die edle Einfachheit und Wärme seiner Schreibart zog sie mächtig an; allein sie hörte ihn nie loben; sein Werk wurde viel gelesen, aber man sprach nicht viel davon. Auf der andern Seite machte Rudolfs scheinbare Berühmtheit großen Eindruck auf sie; sie fühlte ihre Eitelkeit durch seine Huldigung geschmeichelt, und diese übertäubte oft die Stimme ihres Herzens, die für Oskar sprach. In Hinsicht der Literaten, die er bei ihr eingeführt hatte, gingen ihr aber allmählig die Augen auf; sie machten zum Theil übertriebene Ansprüche, waren unbeschreiblich eitel, langweilten sich allenthalben, wo nicht von ihnen selbst die Rede war, und waren größtentheils für die Gesellschaft untauglich.

Gegen das Ende des Winters vertraute ihr Rudolf, daß in einigen Wochen ein philosophisches Werk von ihm erscheinen werde, welches ungeheuren Lärm machen müsse. Auch wurde es konfiscirt, verboten und ging, wie das immer der Fall ist, reißend ab. Oskar fürchtete für den

Verfasser die Folgen und glaubte ihn betrübt, oder doch verzagt zu finden, als er zu ihm ging, sich zu erkundigen, ob er ihm in irgend etwas dienen könnte. Allein Rudolf empfing ihn mit dem heitersten Gesicht.

„Ich sehe zu meiner Freude, lieber Rudolf, daß alle gegen dich geschleuderten Bannstrahlen dir nicht den Muth geraubt haben." — „Wie!" unterbrach ihn Rudolf, „du glaubtest wohl gar mich bestürzt und erschrocken zu finden? Weißt du denn nicht, daß mein Buch ungeheures Glück macht? Die ganze Auflage ist vergriffen und es wird im Geheimen schon an einer zweiten gearbeitet, in der einige noch stärkere Stellen vorkommen sollen." — „Aber, Rudolf, wenn man dich nun des Landes verwiese, oder dir den Prozeß machte?" — „Wollte Gott, daß das geschähe! Mein Märtyrthum würde mir früher oder später glänzend gelohnt werden. Ich würde in's Ausland gehen und dort die ehrenvollste Aufnahme finden. Uebrigens, mein Freund, wird man nicht mehr so leicht eingesperrt, man bedient sich jezt sanfterer Mittel, uns zahm zu machen, und je mehr man gegen uns geeifert hat, desto höher können wir uns ausbringen. Je mehr man als Feind schaden kann, desto nützlicher kann man als Freund werden. — Doch es ist Zeit in's Theater zu gehen; willst du mich begleiten?"

Oskar that es, und sie fanden im Theater einen jungen Schriftsteller, der kürzlich einen Roman herausgegeben hatte. — „Ist das nicht B.?" fragte Rudolf. „Ich glaubte ihn verreist; sein Roman hat kein Glück gehabt, ob er gleich einige recht verfängliche Stellen enthält und man sogar in einem seiner Präsidenten einen von unsern Ministern hat erkennen wollen." — „Das Buch ist aber nicht verboten worden," sagte Oskar lachend, „und so hat es keinen Absatz gefunden."

Hier näherte sich ihnen B., um Rudolf zu dem Erfolg seines Werkes Glück zu wünschen. Rudolf lobte nun dagegen B's Roman, aber dieser zuckte seufzend die Achsel. — „Können Sie begreifen," erwiderte er, „daß man ihn ganz unangefochten die Censur hat passiren lassen? Ich hatte mit Gewißheit darauf gerechnet, daß ich mich wenigstens an das Obercensurgericht werde wenden müssen; aber nein! er hat troß der Persönlichkeiten und Anspielungen, die ihn pikant machen, frei passirt. — Ich schreibe aber jezt etwas, von dem ich hoffe, daß es sie aus ihrer Schläfrigkeit heraus hetzen soll; lassen sie mir das auch durchgehen, so höre ich auf zu schreiben. Man bringt es ja zu gar nichts mehr."

Nach dem Theater ging Oskar zu Iduna, die er seit dem Erscheinen von Rudolfs neuestem Werk noch nicht gesprochen hatte. Troß des Aufsehens, welches es machte, hatte es sie nicht verblendet, sondern ihr vielmehr Gelegenheit gegeben, einen tiefen Blick in den Charakter des Verfassers zu werfen. Rudolf konnte sich verstellen; aber sein angeborener Leichtsinn und seine Indiskretion erlaubten ihm nicht, eine Rolle lange durchzuführen, und jezt war er überdem von dem Aufsehen, welches sein Buch machte, so berauscht, daß er ihr den Triumph seiner Eitelkeit nicht zu verbergen vermochte. Sie hatte in seinem Herzen gelesen und war nun über seine Absichten und seine Grundsätze im Klaren. Viele Verirrungen der Eitelkeit hätte sie entschuldigt, allein einen Menschen, der, wie Rudolf, sich einzig von Parteisucht leiten ließ und darauf ausging, Andern zu schaden, bereit, Alles seinem Eigennuß und der Sucht, von sich reden zu machen, aufzuopfern, konnte sie nur verachten. Oskarn ließ sie dagegen jezt volle Gerechtigkeit widerfahren; sie fühlte, wie sehr sein Ruf Rudolfs Berühmtheit vorzuziehen war, der eigentlich doch nur von denen gelobt wurde, die ihn als ein brauchbares Werkzeug ansahen und dagegen von ihm wieder gelobt und begünstigt seyn wollten. In ihrem Herzen war jezt auch die Wahl ihres künftigen Gatten entschieden. Es war noch von Seiten der beiden Männer zu keiner bestimmten Erklärung gekommen, wenn sie gleich nicht darüber im Zweifel seyn konnte, daß Beide die Absicht hatten, sich um ihre Hand zu bewerben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Seebad Royan und der Thurm von Corduan.

(Schluß.)

Kein anderes Vermächtniß früherer Tage trifft der Freund alterthümlicher Denkmale in der ganzen Umgegend, als den Thurm von Corduan, dessen jeßige Gestalt jedoch kaum über die Zeit Annas von Oesterreich hinauf reicht. Er ist mitten im Meere auf Felsen gebaut, an denen das Meer seit Jahrtausenden vergebens seine Zähne prüft und, wie aus Wuth über das ewig eitle Streben, die fühllosen Steine mit nie erlöschendem Schaum bespritzt. Vor diesen Felsen warnt die in den Golf einlaufenden Schiffe auf der Spiße des Thurms eine bewegliche, sich drehende, weithin sichtbare Leuchte, die der Gegenstand eines gascognischen Mährchens geworden ist. Vor Alters, berichtet die sicher selbst schon alte Sage, als der christliche Glaube noch nicht fest in den Herzen der Völker war und noch heidnische Gedanken die Welt durchliefen, kehrte ein Seefahrer von dem fernen Gothland an die Ufer der Gironde zurück. Er hatte auf seiner ganzen Wanderung der Mutter des Herrn, in der die Schiffer ihre besondere Schußherrin sehen, die brünstigste und anhaltendste Andacht geweiht. Er hoffte daher zuversichtlich auf eine glückliche Rückkehr,

als bei der Einfahrt in die Gironde das Ohr des Schiffers, der sich von den Felsen bedächtig fern und der Küste nahe hielt, von dem lieblichsten Gesange plötzlich getroffen und gefesselt wurde. Ein Sirenenchor, der die Wirkung des christlichen Gebets mit dämonischem Eifer zerstören wollte, suchte den heimfahrenden Seefahrer mit süßen Melodien in's sichere Verderben zu locken. Eine Zeitlang widerstand er dem Zauber; aber so einschmeichelnd war die Weise des Lieds, die Stimme der Singenden so umstrickend, daß er der holden Verführung endlich wich und mit vollen Segeln dem Tod entgegen fuhr. Da hob, durch die Macht ihres Sohnes, die, zu der er so lange gebetet, einen Thurm mit warnendem Feuer auf seiner Spitze; die Sirenen erzitterten vor Schrecken im Innersten ihrer Seele, erkannten die Hand des einzigen Gottes und verstummten. Der Schiffer aber wurde gerettet, bereute seine Schwäche und machte aus dem wunderbar erhaltenen Schiffe eine Kapelle für seine Beschützerin.

Ist die See unruhig, so ähnelt das Schaumgekröse, das allenthalben aus der dunkeln Fläche hervordringt, einigermaßen den Schneeflecken im Gebirge, zumal wenn es in der Ferne minder bewegt erscheint; aber wenn der Ocean im Aufruhr auf die Mauern von Corduan heulend Sturm läuft, dann rollts von allen Seiten wie ein siedendes Gebirg heran. Es ist eine Lawine, die statt zu fallen, zu den umwölkten Sternen sich empor wälzt. Bei gutem Wetter führt das Dampfboot Trim (ein bretagnischer Name) die Badegäste von Royan nach Corduan. Eine Landung ist nur bei Ebbe möglich, und da selbst die Schaluppen nicht ganz bis an das Ufer gelangen können, so werden die Reisenden auf dem Rücken oder in den Armen rüstiger Seeleute aus- und eingeschifft.

Die Chronik des Thurmes ist reich an possirlichen Legenden, deren Helden, wie überall, meist großbritannische Touristen sind. Einer von ihnen wollte von Corduan das Meer um jeden Preis in Gährung sehen, und da er unter höchst friedlichen Umständen ankam, war er gezwungen, acht Tage zu bleiben, eh der Gott des Dreizacks seinen Spuck begann. Unglücklicherweise dauerte aber die üble Laune des Meeres drei volle Wochen; es war nicht möglich, weiter zu kommen, und einen ganzen Monat blieb Mylord in dem einsamen Corduan eingesperrt. Er verwünschte am Ende das furchtbar erhabene Schauspiel, denn so lange es schön war, konnte er wenigstens damit sich unterhalten, daß er die Schiffe musterte, die hier am Eingange der Gironde auf dem Wege nach Bordeaux in zerstreuter Caravane vorüberziehen.

Von dem fernen Gestade gegenüber, jenseits des Oceans, kommt der gefällige Amerikaner; sein Bau ist schlank und voll Grazie, seine Segel sind auf das Netteste geordnet, Alles schimmert und lacht an ihm, sein Bau verräth den Künstler und er scheint ganz gemacht, ein Romanenkorsar zu werden. Am Saume des Horizonts treibt sich ein niederbretagnischer Sardellenfänger umher, ein kleines, niederes, aber schmuckes, hübsch eingerichtetes Schiffchen. „Seht doch," rief beim Anblick desselben ein junger Mann unserer Gesellschaft, wie es schien, ein Dichter, „seht doch, wie die Sonne die Segel des Schiffes so schön vergoldet!" — „Gott bewahre!" erwiderte ein nebenstehender Pilot, „das thut die Sonne nicht, das ist die Schuld des Färbers; die Niederbretagner fahren mit rothen Segeln." — Etwas näher, als der Kutter mit den rothen Segeln, plätschern an der Küste von einer Bucht zur andern die Ruder einer fliegenden Barke, und von Bordeaux her müht sich gegen den Wind ein weinbeladener Zweimaster langsam ab. Er trägt kräftigen Medoc und seinen Sauterne nach den Colonien. Werden aber die edeln Säfte in ihrer ursprünglichen Reinheit an dem Orte ihrer Bestimmung ankommen? Das gascognische Schiffsvolk hat für die Gaben des Lyäus eine sehr praktische Verehrung und pflegt auf der Reise von jedem Fasse den Zehnten und noch mehr zu erheben, das weggenommene Quantum aber durch eine gleiche Summe minder aromatischer Flüssigkeit zu ersetzen. In der neuesten Zeit soll man übrigens wirksame Maßregeln treffen, um die Weine gegen die Räubereien der durstigen Matrosen zu sichern. — Während der Kauffahrer von Bordeaux den ungünstigen Seegöttern mit List und Geduld die Spitze bietet, beugen sich einige Fischerboote unter der Gewalt des Windes und werden durch die Wogen, die über sie zusammenschlagen, auf der Seite liegend fortgetrieben. Eine Rauchwolke in der Ferne verkündigt das Dampfschiff von Nantes und begrenzt die immer gleiche und doch immer wechselnde Scene.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Kunstausstellung. — Des Königs Heimkehr. — Vogelschießen. — Theater.

Seit der im vorigen Monate gegebenen Notiz von der hiesigen Kunstausstellung, welche nun in den nächsten Tagen zum Schluß kommen wird, gingen noch bedeutende Beiträge zu ihr fast aus allen Fächern der Malerei ein. Außer einem seelenvollen Gemälde von Riedel in Rom erwerben sich besonders siebzehn Darstellungen aus Goethes Bearbeitung des Reinecke Fuchs, nach Kaulbach von Kahn und Schleich gestochen, den lauten Dank des gebildeten Publikums. Sie enthalten einen wahrhaften Schatz der köstlichsten Laune und eines unerschöpflichen, reizvollen Muthwillens, und die Verschmelzung der menschlichen Charaktere mit den Thierphysiognomien und Attitüden ist trefflich gelungen. — Zu bedauern ist, daß die Skulptur dießmal so wenig bedacht worden. So anerkennenswerth auch einige Beiträge sind, so sah man sich doch vergebens nach Werken unserer ersten Notabilitäten, namentlich Rietschels und

Hähnels um. Sie waren aber beide zu sehr mit wichtigen Aufträgen für das Ausland in Anspruch genommen, um dießmal die Ausstellung berücksichtigen zu können. So mußte Professor Rietschel alle ihm von seinem Lehramte übrig bleibende Muße auf Ausarbeitung des Giebelbildes für das königliche Opernhaus in Berlin verwenden, von welchem erst vor Kurzem das lezte Stück dahin abgegangen ist. Dem Vernehmen nach soll das Ganze dort großen Eindruck machen. — Nur der, dessen Erfahrung bis zu der französischen Soldatenwirthschaft in Deutschland während der ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts und den mit ihr verbundenen Festen und Empfangsfeierlichkeiten hinaufreicht, ist im Stande, den so wohlthuenden Gegensaz völlig zu genießen, welchen die Feier bei der am 9ten vorigen Monats erfolgten Heimkehr unseres Königs aus England darbot. Wie in den mit Guirlanden reich behangenen Straßen, durch die er im Geleite seiner Gemahlin und des ganzen Hauses kam, die Blumen aus den mit Zuschauern überfüllten Fenstern in die offenen Wagen, so flogen auch die Herzen aus allen Blicken ihm und seinem Hause zu, und die freudigen Ausrufungen der zahllosen Menge bildeten einen Chor, von dessen nicht zu verkennender Innigkeit die Gefeierten offenbar tief ergriffen waren. Der Dank, den der König in einem Briefe an den Bürgermeister Hübler darüber aussprach, ist in den meisten deutschen Zeitungen zu lesen gewesen. — Unser einziges jährliches allgemeines Volksfest, das allezeit in den Augustmonat fallende Vogelschießen, führte schon in den nächsten Tagen nach des Königs Heimkehr zu einer abermaligen öffentlichen Vereinigung mit ihm und dessen Familie. Das von den Schüzen gefeierte Geburtsfest der Prinzessin Amalie, der dramatischen Dichterin, erhöhte noch besonders die Freude dieses Tages. Obschon das Leipziger Vogelschießen schon seit einiger Zeit, und besonders seit Verlegung desselben auf einen geräumigern Plaz, in Hinsicht auf Schaugerichte und Restaurationen aller Art an Bedeutung gewonnen hat, so zeichnete sich doch dieses Jahr in dieser Hinsicht vor seinen Vorgängern außerordentlich aus. Natur und Kunst strengten sich an, einander zu überbieten. — Wenn ein großer Theil der Landwirthe, mit Ausnahme der achselzuckenden Weinbauer, versichert, daß man wegen des Gedeihens der Feldfrüchte im Allgemeinen mit dem heurigen Sommer zufrieden seyn könne, so behaupten dagegen die Spaziergänger fast einstimmig, daß wir dießmal gar keinen Sommer haben. Wird daher die Sache auch etwas zweifelhaft, so ist doch nichts gewisser, als daß wir in diesem zweifelhaften Sommer ein sogenanntes Sommertheater auf Reisewizens, noch neben den Hoftheatern in der Stadt und am Linkeschen Bade, wirklich besizen, und daß alle Theater in einem zweifelhaften Sommer sich wohler befinden, als in einem gewöhnlichen.

(Fortsezung folgt.)

Lyon, August.

(Fortsezung.)

Die Pariser Industrieausstellung.

Würfe man in Paris einen Blick nach dem so praktischen England, das ohne Industrieausstellungen auf den höchsten Punkt industrieller Vollkommenheit gelangt ist und deren Gefahren wohl kennt, so würde man die Vortheile dieser Schaustellungen nicht überschäzen. Unsere praktischen Lyoner Industriellen denken darüber gerade wie die Engländer, sie finden darin viel mehr theatralische Ostentation, geschmeichelte Nationaleitelkeit, sehr großen Gewinn für Paris, als eigentlichen Nuzen für die Industrie. Allerdings mag diese Ausstellung ergeben haben, daß unser Gewerbfleiß gegen die vorigen Jahre bedeutend gewonnen hat. Dieß versteht sich jedoch von selbst, denn wo machte er jezt bei den mächtigen Fortschritten in den Naturwissenschaften und der Mechanik, in der Zeit des Friedens und der ruhigen Entwickelung des Wohlstands und des Reichthums, beim Ueberfluß von Kapital nicht bedeutende Eroberungen? Das Bestechende der Pariser Ausstellung bringt uns nun auf den süßen Gedanken, unsere französische Industrie habe gegen das Ausland bedeutend gewonnen und habe durchaus nichts von ihm zu fürchten. Darin aber liegt gerade ein schädlicher Irrthum; wir beschäftigen uns immer nur mit uns selbst, wir bewundern uns und ignoriren vornehm die mächtigen Fortschritte des Auslands. Von da aber droht uns, zumal Lyon, der gefährlichste Feind, die Concurrenz. — Von viel größerem Nuzen würde eine Ausstellung seyn, wo auch die besten Fabrikate des Auslands zur Vergleichung mit den inländischen vorlägen, wo wir recht sehen könnten, welche Richtung wir nehmen, wohin wir alle unsere Anstrengung machen müssen, um uns nicht vom Auslande überflügeln zu lassen. Den Seidenfabrikanten von Lyon, St. Etienne und Nimes wäre es sehr wichtig, von Zeit zu Zeit eine vollständige Sammlung von Seidenstoffen aus der Schweiz, aus Preußen, Sachsen, Rußland und England sehen zu können. Eine solche Zusammenstellung kann der einzelne Fabrikant bei allem guten Willen unmöglich bewerkstelligen, schon nicht wegen unseres furchtbaren Douanendrucks; der Regierung aber wäre es ein Leichtes. Die Lyoner Handelskammer hat vor einigen Jahren mit ihren beschränkten Mitteln eine Ausstellung fremder Seidenstoffe versucht, die Lyon von großem Nuzen war. Die hier ausgelegten Stoffe aus der Schweiz, aus Deutschland und England erregten bei unsern Fabrikanten großes Aufsehen und gaben ihnen schnell die Ueberzeugung, daß sie in mancher Beziehung ihr bisheriges Verfahren ändern müßten. Eine Ausstellung der Art in großem Maßstab wäre für uns sehr wichtig. Wie viel nüzlicher wäre es auch, wenn der König mit den Ministern des Innern und der Finanzen jährlich eine Rundreise in Frankreichs vorzügliche Industriestädte machte, da an Ort und Stelle, ohne daß das Ausland mit zusähe, den Zustand der Industrie untersuchte und prüfte und darnach seine Orden und Medaillen vertheilte? Lyons Ansicht in dieser Sache ist und bleibt in Kurzem folgende: Will die Regierung durchaus, so möge sie die Nationalindustrieausstellungen beibehalten, weil sie der französischen Eigenliebe schmeicheln und für manche Industriezweige ein wichtiges oder doch unschädliches Ermunterungs- und Reizmittel sind, weil sie als ein schönes Schauspiel angesehen werden können, das Frankreich sich selbst und dem Auslande gibt, weil Paris sehr großen Glanz, Nuzen und Annehmlichkeit davon hat. Aber neben dieser Ausstellung möge eine andere stattfinden, welche von entschiedenem, großem Nuzen wäre, weil sie die französischen Gewerbsfleißigen zum Nachdenken und zur Nacheiferung aufmunterte, wir meinen eine Ausstellung fremder Industrieprodukte. Wiewohl die Lyoner Industrie aus obigen Gründen nicht im Fach der kostbaren und façonnirten, sondern nur in dem der einfachen Stoffe einige Bedeutung in der Pariser Ausstellung hatte und kaum bemerkt wurde, so sind doch unsern ersten Häusern Orden, goldene und silberne Medaillen zugefallen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 24. September 1844.

Alle viere, mehr und minder,
Necken wie die hübschen Kinder.
Goethe.
Vier Jahreszeiten.

Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshof.

Der Säntis.*

Frühling.

Die Rebe blüht, ihr linder Hauch
Durchzieht das thauige Revier,
Und nah' und ferne wiegt die Luft
Vielfarb'ger Blumen bunte Zier.

Wie's um mich gaukelt, wie es summt
Von Vogel, Bien' und Schmetterling,
Wie seine seidnen Wimpel regt
Der Zweig, so jüngst voll Reifen hing!

Noch sucht man gern den Sonnenschein
Und nimmt die trocknen Plätzchen ein;
Denn Nachts schleicht an die Grenze doch
Der landesflücht'ge Winter noch.

O du mein ernst gewalt'ger Greis,
Mein Säntis mit der Locke weiß!
In Felsenblöcke eingemauert,
Von Schneegestöber überschauert,
In Eisespanzer eingeschnürt:
Hu! wie dich schaudert, wie dich friert!

Sommer.

Du gute Linde, schüttle dich!
Ein wenig Luft, ein schwacher West!
Wo nicht, dann schließe dein Gezweig
So recht, daß Blatt an Blatt sich preßt.

Kein Vogel zirpt, es bellt kein Hund;
Allein die bunte Fliegenbrut
Summt auf und nieder über'n Rain
Und läßt sich rösten in der Glut.

Sogar der Bäume dunkles Laub
Erscheint verdickt und athmet Staub.
Ich liege hier wie ausgedorrt
Und scheuche kaum die Mücken fort.

O Säntis, Säntis! läg' ich doch
Dort, grad' an deinem Felsenjoch,
Wo sich die kalten, weißen Decken
So frisch und saftig drüben strecken,
Viel tausend blanker Tropfen Spiel;
Glücksel'ger Säntis, dir ist kühl!

* Die höchste Kuppe des Alpsteins, der sich durch die Kantone St. Gallen und Appenzell streckt.

Herbst.

Wenn ich an einem schönen Tag
Der Mittagsstunde habe Acht,
Und lehne unter meinem Baum
So mitten in der Trauben Pracht;

Wenn die Zeitlose über's Thal
Den amethystnen Teppich webt,
Auf dem der lezte Schmetterling
So schillernd wie der frühste bebt:

Dann denk' ich wenig drüber nach,
Wie's nun verkümmert Tag für Tag,
Und kann mit halbverschlossnem Blick
Vom Lenze träumen und von Glück.

Du mit dem frischgefall'nen Schnee,
Du thust mir in den Augen weh!
Willst uns den Winter schon bereiten?
Von Schlucht zu Schlucht sieht man ihn gleiten,
Und bald, bald wälzt er sich herab
Von dir, o Säntis! ödes Grab!

Winter.

Aus Schneegestäub' und Nebelqualm
Bricht endlich doch ein klarer Tag;
Da fliegen alle Fenster auf,
Ein Jeder späht, was er vermag.

Ob jene Blöcke Häuser sind?
Ein Weiher jener ebne Raum?
Fürwahr, in dieser Uniform
Den Glockenthurm erkennt man kaum;

Und alles Leben liegt zerdrückt,
Wie unterm Leichentuch erstickt.
Doch schau! an Horizontes Rand
Begegnet mir lebend'ges Land.

Du starrer Wächter, lass' ihn los
Den Föhn aus deiner Kerker Schooß!
Wo schwärzlich jene Riffe spalten,
Da muß er Quarantaine halten,
Der Fremdling aus der Lombardei;
O Säntis, gib den Thauwind frei!

Die beiden Freunde.

(Fortsezung.)

Iduna lud Oskar ein, sie in's Theater zu begleiten, wo Rudolfs Stück gegeben werden sollte. Troz aller Kabalen und aller klugen Veranstaltungen Rudolfs und seiner Freunde wurde das Stück sehr kalt aufgenommen. Gleich bei den ersten Auftritten wurde geklatscht, allein dieser Beweis des guten Willens seiner Freunde fand beim Publikum keinen Anklang und wurde daher allmählig matter, und bald schien eine bleierne Langeweile den Eifer seiner wärmsten Anhänger ganz abgekühlt zu haben. Als der Vorhang fiel, wurde der Verfasser von einzelnen Stimmen gerufen; sie fanden aber kein Echo und dieser schwache Versuch wurde laut belacht. — „Der arme Rudolf!" sagte Iduna zu Oskar. „Was sollen wir ihm nun heute Abend, wo er bei mir essen will, zu seinem Trost sagen? Es läßt sich nicht leugnen, daß das Stück durchgefallen ist, und er hatte so sicher auf einen ganz andern Erfolg gerechnet!"

Iduna war noch so unerfahren, daß sie sich wirklich darauf vorbereitete, Rudolf etwas Tröstendes über die Ungerechtigkeit des Publikums zu sagen; allein er trat mit triumphirender Miene ein. — „Ich komme ein wenig spät," redete er sie an, „allein ich traf, als ich das Schauspielhaus verlassen wollte, auf einige meiner Bekannten, und konnte mich ihren Glückwünschen und den üblichen Complimenten nicht so schnell entziehen. — Im Grunde habe ich auch alle Ursache, mit dem Beifall, den mein Lustspiel erhalten hat, sehr zufrieden zu seyn. Ich wußte es im Voraus, daß eine furchtbare Kabale dagegen angezettelt war; vielleicht wird es ihr bei einer folgenden Vorstellung besser glücken, aber heute vermochte sie nicht durchzudringen. Das Publikum ließ sich nicht von ihr fortreißen und in seinem Urtheil irre machen. — Sagen Sie mir nun aber auch, wie es Ihnen, die Sie es bei der Vorlesung so überaus gütig beurtheilten, jezt bei der Aufführung gefallen hat?"

Die Frage machte Iduna so verlegen, daß sie erröthend nur einige Worte zu stammeln vermochte. Er wandte sich aber zu der übrigen Gesellschaft und nöthigte jeden Einzelnen, ihm zu sagen, daß das Stück mit großem Beifall aufgenommen worden sey. — „Haben Sie wohl bemerkt," sagte er, sich wieder zu Iduna wendend, „welchen Eindruck der dritte Auftritt im zweiten Akt gemacht hat?" — „Ja, das Publikum hörte ihn, wie es schien, aufmerksam an; es war sehr still." — „Im ersten Akt hat man viel geklatscht, weil er nur eine geistreiche, witzige Exposition enthält; aber von dem Augenblick an, wo sich das Interesse der Handlung steigert, verdoppelte sich, wie Sie eben sehr richtig bemerkt haben, mit der Theilnahme des Publikums auch seine Aufmerksamkeit. Es rührte sich keine Hand, und dieß war mir um so schmeichelhafter, da ich das Stück nicht geschrieben habe, um dem großen Haufen zu gefallen, und ich dem Publikum nicht so viel Sinn für ein feines, geistreiches Lustspiel zutraute, da ihm in der Regel nur Possen aufgetischt werden."

Man sezte sich zu Tische und Rudolf erkünstelte große Munterkeit; doch bedurfte es keines großen Scharfsinns, um zu entdecken, daß er innerlich nicht so lustig und zufrieden war, wie er es scheinen wollte. Er brachte das Gespräch wieder auf das Stück und wußte die Eigenliebe Aller, die es hatten vorlesen hören, in's Spiel zu bringen, daß sie es auch jezt rühmen und als vortrefflich preisen mußten. — „Sie haben mir den Beifall prophezeit, den es gefunden hat," sagte er, „und bei Ihrem Geschmack und Ihrem Geist ist es nicht möglich, sich in dieser Hinsicht zu täuschen." — Kurz, Rudolf ertrug den erlebten Unfall ganz vortrefflich, und nie hat es ein durchgefallener dramatischer Dichter besser als er verstanden, sein Mißgeschick zu verleugnen. Auch gelang es ihm wirklich, viele seiner Bekannten zu täuschen. — Nun, das Stück muß doch gefallen haben, dachten sie, da der Verfasser so zufrieden mit dem erhaltenen Beifall ist. Rudolf ließ das Stück nun drucken und dankte in der Vorrede für die ehrenvolle, schmeichelhafte Freundlichkeit, mit der man es aufgenommen habe; allein in seinen dramaturgischen Berichten und Korrespondenzen entfiel ihm die Maske und er schimpfte bei jeder Gelegenheit auf den schlechten Geschmack des Publikums, welches das wahrhaft Gute gar nicht mehr anzuerkennen wisse.

Es entging Oskar nicht, daß Rudolf bei Iduna sehr im Werth gesunken war; allein dieser besaß in so hohem Grade die Gabe, sich geltend zu machen, daß Oskar sich doch nicht mit der Hoffnung zu schmeicheln wagte, ihm vorgezogen zu werden. Rudolf wußte sich in Idunas Gegenwart auf eine Art loben zu lassen, durch die sie wirklich getäuscht werden konnte; auch erzählte er ihr bei jeder Gelegenheit von den Schmeicheleien, die man ihm in ihrer Abwesenheit gesagt hatte, und das auf eine so feine Weise, daß sie ihn dabei keiner Geckenhaftigkeit beschuldigen konnte. Bald sagte er ihr mit gefühlvollem Ton, daß es seinem Herzen und nicht seiner Eitelkeit ein Bedürfniß sey, ihr bei der Theilnahme, die sie ihm beweise, eine Auszeichnung zu erzählen, die ihm zu Theil geworden sey und von der er nicht wünsche, daß sie sonst irgend Jemand bekannt werden möchte; bald wiederholte er, in ganz anderem Ton, spottend und lachend, eine Schmeichelei, die ein wenig zu grob war, um von ihm ernsthaft vorgebracht werden zu können, und von der er als von einer lächerlichen, komischen Uebertreibung sprach. Oskar durchschaute alle diese kleinen Kunstgriffe, aber es wurde ihm nie ganz klar, welchen Eindruck sie auf Iduna machten.

Oskar konnte aber diese Ungewißheit nicht länger ertragen und beschloß, an Iduna zu schreiben und ihr seine Liebe zu gestehen. Er liebte sie wahrhaft, und das machte ihn blöde und verzagt. Ueberzeugt, daß sie Freundschaft für ihn empfand, fürchtete er, durch eine Erklärung seiner Liebe jene zu verlieren und dem Umgang mit ihr entsagen zu müssen. Fern von ihr, war er voll Hoffnung und beschloß, zu ihr zu eilen, um ihr sein Herz zu öffnen; aber wenn er sie sah, verlor er den Muth und wagte nicht, mit ihr von seinen Empfindungen zu sprechen. Endlich beschloß er, dieß schriftlich zu thun; aber kein Brief wollte ihm gelingen; er zerriß sie immer wieder, und so verging ein Tag nach dem andern, ohne daß er zu sprechen wagte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, August.

(Fortsetzung.)

Der Shawl.

In der neuesten Zeit hat man sich wieder mit dem Geschichtlichen der Shawlsfabrikation in Lyon beschäftigt. Einige Züge daraus werden für Deutschland nicht uninteressant seyn. Im Shawl sehen wir das Einzige, was dem Lande von der Bonaparteschen Eroberung Egyptens übrig geblieben ist. Die Generale, Obersten, Commissärs-Ordonnateurs, Kriegscommissäre und Lieferanten bei jener Armee schickten ihren Frauen und Halbfrauen in Paris jene schönen Gewebe, Shawls genannt. Zuerst drapirten sich damit die Aspasien an Barras Hof, die edeln Citoyennes Recamier, Tallien, Beauharnais und Hainguerlot, sowie die bewunderten Schauspielerinnen Mars und Bourgoin. Sie stolzirten damit im Garten der Tuilerien umher, wo man erst vor Kurzem die Kartoffelpflanzungen der Revolution wieder ausgerissen hatte. Die Glücklichen wurden höchlich um diesen Besitz beneidet, und ein vorenthaltener oder gar abgeschlagener Cashemir war damals die Ursache von vielen Ehescheidungen, wobei die Damen nicht bedachten, daß diese Shawls den Eroberern in Egypten wenig oder nichts kosteten, zu Paris aber in hohem Preis standen. Als die Armee nicht mehr in Egypten war, wurden die Cashemirs viel seltener, die Damen aber um so lüsterner darnach, ja sie drohten auf sehr bedenkliche Art. So mußte man denn darauf denken, dergleichen in Frankreich selbst zu fabriciren. Paris hatte durch die Revolution und die Continentalsperre einen großen Theil seiner ehemaligen Industrie verloren, es ergriff also mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, Thätigkeit und Intelligenz die Gelegenheit, sich einen neuen Gewerbszweig zu gründen. In Paris selbst war auch die Nachfrage nach Shawls am stärksten. So entstand dort nach vielem Tasten und Schwanken die erste europäische Shawlsfabrik, wozu man thibetanische Ziegenhaare und selbst Ziegen kommen ließ. Terneaux stand bekanntlich an der Spitze dieser neuen Industrie, die sich immer mehr hob, ohne daß jedoch die Produkte die Zartheit und Weichheit in Stoff und Gewebe, oder den Zauber der Farben ihrer orientalischen Muster erreichten. Die Shawls wurden immer wohlfeiler, und gerade dieß schadete ihnen so, daß die Mode bereits im Sinken war, als ein weltgeschichtliches Ereigniß sie wieder aufrichtete. Bisher hatten die Damen den Shawl immer schärpenartig über die Schultern

herabhängend getragen, mehr als Dekoration, denn als Kleidung. Auf einmal aber erschien Mlle. Bourgoin in dem Tuileriengarten in einen viereckig zusammengelegten Shawl eingehüllt, so wie man sie jezt trägt. Wie ein Bliz ging nun den Damen die Ueberzeugung auf, daß der Shawl, so getragen, zwar nicht sehr anmuthig aussehe, ihnen dagegen durch Wärme, Bequemlichkeit und günstige Verhüllung beim Negligé unsägliche Vortheile gewähre. Von nun an war bis auf den heutigen Tag sein Glück gemacht, und nun gewann er auch unter den ärmern und niedern Ständen mächtige Ausbreitung. Der Shawl ist jezt bei den Französinnen, was die Pasline in den Pyrenäen. Seitdem in Nimes Shawls zu zwanzig Franken und noch wohlfeiler fabrizirt werden, kann sich nicht wohl ein Frauenzimmer ohne dergleichen auf der Straße sehen lassen. In Lyon wurde die erste Shawlfabrik vor ungefähr dreißig Jahren an der Saone angelegt, ging aber durch die Ereignisse von 1814 wieder ein. In der Folge hob sich diese Industrie wieder und steht jezt durch die Grillet, Damiron, Godemard und Meynier und Andere auf einem so hohen Grad der Vervollkommnung, daß sie mit den Pariser Shawls wetteifern kann. Das Haus Grillet hat bei der Pariser Ausstellung das Kreuz der Ehrenlegion erhalten.

Von der Industrie des modernen Lyons wenden wir uns zu den Zeugen einer Vorzeit, die für unsere Stadt nicht minder glänzend gewesen ist, als unsere Tage, wiewohl damals so wenig von façonnirten und glatten Seidenstoffen, als von Shawls die Rede war. Bei Anse an der Saone fand ein Landarbeiter außer römischen Münzen und Säulenstücken vom schönsten Marmor ein großes Mosaik, das durch die Harmonie des Ganzen, die Reinheit der Verhältnisse, die Mannigfaltigkeit und den Reichthum der Zeichnung und die Frische der Farben zu den ausgezeichnetsten gehört, die je in unserer Gegend gefunden worden sind. Wahrscheinlich stand da ein Palast. Als Julius Cäsar in Gallien war, soll er der Sage nach auch hierher gekommen seyn. Er wurde so von der Schönheit und dem Reichthum des Landes ergriffen, daß er beschloß, da ein Landhaus zu bauen, ähnlich dem, welches er bei dem alten Antium in Latium hatte, und es auch so zu benennen. Dieß soll Anse seyn. Allerdings ist hier ein hübsches, fruchtbares und grünes Land, aber ohne allen höhern Reiz, der Julius Cäsar angezogen haben könnte. Jedenfalls ist Anse ein sehr alter Ort, voll Alterthümern, die von den unwissenden Einwohnern immer mehr weggebrochen und zerstört werden. Vor einigen Jahren war hier ein bleierner Sarg mit einer zweihenkeligen Urne und Münzen aus Neros Zeit gefunden worden. Im Volke gehen noch eine Menge Sagen von Jul. Cäsar, von dessen befestigtem Lager bei Antium, von dem hinterlistigen Gallier Ambiorix, von dessen Verrath und Strafe, von der sogar noch die eisernen Haken an der alten Stadtmauer gezeigt werden, an denen Ambiorix aufgehängt worden seyn soll. Von hier soll Jul. Cäsars bekannte Aeußerung über Gallien und Gallier: bona terra, mala gens, herkommen.

(Schluß folgt.)

Dresden, September.

(Fortsezung.)

T h e a t e r.

Mit Emil Devrient, der so eben wieder von seiner Kunstreise hier eintraf, ist schon darum unserem Hoftheater ein besonderer Glanz zurückgekehrt, weil gerade die besten dramatischen Produktionen älterer und neuerer Zeit in seiner Abwesenheit hier entweder schlummern müssen, oder, wenn sie auf die Bühne gebracht werden, in der Regel den Meister schmerzlich vermissen lassen. Zum erstenmale wurden gegeben: die Oper von Auber: „der schwarze Domino,“ das Lustspiel: „Pigault Lebrun,“ von Deinhardstein, und eine Vaudevilleposse unter dem Titel: „Rock und Juste,“ nach dem Französischen von Friedrich. Sie fanden beifällige Aufnahme. — Auch das Sommertheater auf Reisewizens bestrebt sich fortdauernd, uns Neuigkeiten aufzutischen. So eben hat es dieß wieder mit einer ächt Dresdenschen Patentnovität: „drei Tage aus Dresdens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft,“ oder: „die Reise durch drei Jahrhunderte,“ bewiesen. Der Schauspieler Christel, der das Theater auf Reisewizens fast unausgesezt durch seine Mitwirkung unterstüzt, hat dieses „humoristisch-komische Zeitgemälde,“ mit Musik von Kapellmeister Gläser, für die hiesige Lokalität eingerichtet, und zwar glücklich eingerichtet, davon zeugt der Umstand zur Genüge, daß, nachdem sein Stück viermal kurz nacheinander gegeben worden, der Durst nach demselben noch immer von Neuem ausbricht. Die Hauptperson darin, welche alle übrigen vorkommenden Charaktere und Nichtcharaktere gleichsam mit Strumpf und Stiel schonungslos verzehrt, oder doch wenigstens so in der Zucht hält, daß sie kaum aufzuathmen wagen, wird unter den drei Firmen: Kaspar Melchior Purzler, Monsieur de Pourceler und Purzelmann, von dem Bearbeiter selbst dargestellt. Weil er im ersten Akte, als Kauf- und Handelsherr der Vorzeit in hiesiger Stadt, eine gute Reputation behauptete, wird ihm als Sterbenden von einer den Namen Saxonia usurpirenden Fee sein Wunsch, auch die beiden folgenden Jahrhunderte mitgenießen zu dürfen, gnädig gewährt. Seine Schuzpatronin muß jedoch in der Vorliebe für ihn sehr befangen gewesen seyn, denn ob er sich schon im zweiten, in unserem jezigen Jahrhundert spielenden Akt als ein windiger Taugenichts gerirt, und im dritten, im zwanzigsten Jahrhundert eben auch nicht zu loben ist, versezt sie ihn doch auf die Bitte, ihn um's Himmels willen nicht in dem Progressismus einer Zeit untergehen zu lassen, in der er fast keine einzige seiner alten Gewohnheiten wiederfindet, in unser jeziges, neunzehntes Jahrhundert zurück. Wie die gute Dame das angefangen hat, gehört freilich zu den vielen Mysterien der Feen. Genug, sie hat die Sache wirklich möglich gemacht; denn wir sehen ihn am Schlusse des Stücks im Kreise von Menschen, die schon dem Costüm nach sich als Leute der Gegenwart darstellen. Wenn es auch zu loben ist, daß diese Posse von der Sentimentalität, an der sie im ersten Akte kränkelt, förmlich zurückkommt, so schmeichelt sie später den untersten Regionen der Gesellschaft doch vielleicht mitunter zu sehr durch den Gebrauch von Redensarten und Manieren, die man in den Salons zum Theil nicht verstehen, zum Theil unmanierlich finden könnte. Als Posse hat sie freilich ein offenbares Recht dazu, und ein Recht darf man Niemand abstreiten wollen. Wenn wir an Christels Hand der verstorbenen Haarbeutel- und Zopfwelt des ersten Akts glücklich entronnen sind, so spricht uns das Leben der allerdings auch manches Desiderium übrig lassenden heutigen Welt desto lachender an. So wächst denn der Antheil an dem Stücke recht angemessen fort, um in der künftigen, noch ungebornen Welt des dritten Akts zu lautem Lachen zu werden über die mitunter ganz r a s e n d gewordenen Fortschritte.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 25. September 1844.

Auf zum schwebenden Tanz! Schließet zum Reigen euch,
Schatten! —

Herder.

Die Schatten.

(s. Nr. 198.)

In einem früheren Aufsatz haben wir auf die Bedeutung der Schatten aufmerksam gemacht. Namentlich wurde gezeigt, wie die Schatten einzelner mathematischer Figuren, der Dreiecke, Vierecke, der Kreise u. s. f. viele und oft alle Arten derselben Gattung darstellen, und wie sie auf diese Weise zu einer Quelle der Erkenntniß werden können. Es wurde ferner angedeutet, daß es sich mit den Schatten der organischen Körper eben so verhalten könnte. Wir versuchen es, diese dort nur in wenigen Worten ausgesprochenen Gedanken etwas weiter zu entwickeln.

Jenes Gesetz scheint auch vom menschlichen Körper zu gelten. Auch der Schatten des Menschenleibs gibt Umrisse, in denen man verschiedene Bildungen einer Gattung erblicken kann, von welcher der Mensch nur eine besondere Art ist. — Den Riesenschatten, den unser Körper am Abend, beim letzten Schein der scheidenden Sonne auf dem Boden beschreibt, haben wir Alle schon, oft nicht ohne geheimes Grauen, beobachtet. Derselbe übergroße Schatten tritt uns auch beim Aufgang der Sonne entgegen, wenn wir uns von der Sonne weg gegen Abend wenden. — Den vollkommenen Gegensatz dieser Form erhalten wir dagegen beim höchsten Sonnenstand, um Mittag, besonders im hohen Sommer. Hier zieht sich der Kopf gegen die Schultern zusammen, die Füße verkürzen sich, die Gestalt wird eben so auffallend und unheimlich einem Zwerg ähnlich. Auch bei mittlerem Sonnenstand, bei welchem die menschliche Gestalt sonst am vollkommensten hervortreten kann, tritt einem eine sonderbare, fast noch widrigere Abart unserer Gattung entgegen. Wenn wir nämlich der Sonne gerade entgegen sehen oder von ihr gerade abgewendet sind, ferner wenn wir uns in gewissen schiefen Stellungen gegen sie befinden, und wenn im leztern Fall der Fuß ungleich den Boden berührt, also entweder die Fußspitze ohne den Fersen oder umgekehrt, so verkürzen sich die hervorragendsten Theile der Beine, die Unterfüße, zu Klumpfüßen oder thierähnlichen Ausläufern, besonders denen der Pferde ähnlich. Diese Form überrascht besonders, weil sie bei übrigens dem menschlichen Körper ganz ähnlichen Gestaltungen und bei mittlerem Stand der Sonne zum Vorschein kommt.

Diese drei Arten menschenähnlicher Formen, mit welchen die Sagen vieler Völker die Gattung vernünftiger Wesen neben dem Menschen ausfüllen, kann man schon am Tag beim Schein der Sonne wahrnehmen. Aber noch viel mannigfaltigere und fremdartigere Gestalten zeigen sich bei nächtlicher Beleuchtung des menschlichen

Körpers, wenn das Licht demselben so nahe ist, daß nicht alle Theile des Körpers als gleich weit vom Licht angenommen werden können, wie dieß beim Sonnenlicht der Fall ist. Während wegen der großen Entfernung der Sonne von der Erde der Kopf des größten Menschen der Sonne nicht merkbar näher ist als sein Fuß, kann bei künstlicher Beleuchtung ein Theil des menschlichen Körpers dem Licht zwei-, dreimal und vielfach näher seyn als der andere. Nun vergrößert sich aber der Schatten eines Körpers im Verhältniß der Nähe des Lichts. Und so kann denn bei künstlicher Beleuchtung der Schatten eines Menschenfußes so breit und groß werden, daß er einem Fischschwanz ähnlich wird, während die andern Theile des Körpers von den bekannten Formen wenig abweichen. Eben so kann der Arm eines Menschen bei großer Nähe des Lichts die Größe und den Umriß eines Flügels bekommen. So lassen sich beim Schein einer Lampe noch unendlich viele Gestalten hervorbringen, die von der menschlichen Form weit verschieden sind und doch wieder durch ihre Menschenähnlichkeit einen eigenthümlichen Eindruck auf uns machen. — Auf diesem Wege tritt aus dem menschlichen Körper ein Heer von Ungeheuern hervor, mannigfaltiger, als sie die kühnste Einbildungskraft zu erzeugen im Stande ist.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die bei so vielen Völkern von den ältesten Zeiten her herrschenden Mythen von Riesen, Zwergen, Satyrn, Engeln und Wassermenschen zum Theil in der Beobachtung der Schatten des Menschenleibs ihren Entstehungsgrund haben. Besonders könnten die Verehrungen von Menschenbildern bei zur Nachtzeit gehaltenen heiligen Festen in alten Zeiten viel dabei mitgewirkt haben. Kommt nun aber diesen Schatten vielleicht noch eine weitere, eine tiefere Bedeutung zu? füllt der Mensch die Gattung der vernunftbegabten Wesen mit seiner Art allein aus? ist er Art und Gattung zugleich? Oder zeigen uns die verschiedenen Schatten der Menschengestalt die Umrisse von Arten vernünftiger Geschöpfe, die zwar jetzt nicht mehr vorhanden sind, aber unter andern Verhältnissen des Erdkörpers entstehen konnten? Ein solcher Gedanke läuft freilich allen herrschenden Ansichten zuwider; darf er aber deßhalb ohne alle Prüfung als widersinnig verworfen werden? Jedenfalls verdient der menschliche Schatten noch eine sorgfältigere Beobachtung, als ihm bis jetzt zugewendet worden ist. Auch liegt in demselben besonders für die darstellende Kunst ein großer Reichthum von Anschauungen verborgen, der ergänzend und befruchtend auf dieselbe zurückwirken könnte. So wie das Leben des Menschen halb dem Tag, halb der Nacht angehört, so auch die Kunst. In der Malerei hat man in Betreff ihres Stoffs, der Farben, die Bedeutung dieser Nachtseite der Natur längst erkannt, und mit dem beim Uebergang vom Weiß in das Schwarz entstehenden Reichthum der Farben die größten Wirkungen erreichen gelernt. Es gibt aber auch eine Nachtseite der Formen, die eben so mannigfaltig und wichtig ist; doch gehört Geschick, Fleiß und Uebung dazu, um sie aufzuschließen. Die ersten mißlungenen Versuche des Neugierigen dürfen von weiteren Bemühungen nicht abhalten.

Aber auch die einzelnen Theile des menschlichen Körpers zeigen in ihren Schatten einen unglaublichen Reichthum von Formen. Besonders verdienen die von der menschlichen Hand erzeugten nähere Betrachtung. Um vorerst die große Mannigfaltigkeit der Schatten übersehen zu können, die von der Hand gebildet werden, denke man sich dieselbe flach ausgestreckt, parallel mit einer Wand, und ein Licht gerade, jedoch in einiger Entfernung von ihr gehalten, so daß eine Linie, vom Licht durch die Mitte der Hand gegen die Wand gezogen, mit dieser nach allen Seiten einen rechten Winkel bildet. Bei dieser Lage wird der Schatten der Hand den Umriß derselben am vollständigsten wiedergeben. Man denke sich nun aber bei gleicher Lage und Richtung der Hand das Licht so gehalten, daß die Linie, von ihm durch die Hand gegen die Wand gezogen, einen Winkel bildet, der in der Mitte steht zwischen einem rechten und zwei rechten, und zwar nach unten, nach oben, nach den zwei Seiten und nach den vier dazwischen liegenden Richtungen, so erhalten wir schon acht verschiedene, von dem Umriß der Hand weit abweichende Schatten. Halten wir nun das Licht noch mehr schief, so daß es mit der Hand einen rechten Winkel bildet, und nach denselben acht Richtungen, nach oben, unten und seitwärts, so kommen wieder acht ganz andere Schatten zum Vorschein. Abermals acht andere Formen zeigen sich, wenn auf dieselbe Art das Licht zwischen die Wand und die Hand gebracht und der Schatten an einer entgegengesetzten parallelen, nicht zu entfernten Fläche beobachtet wird. Im Ganzen haben wir daher schon 24 verschiedene Formen, deren jede ihre eigenthümlichen Merkmale hat, und die durch die verschiedenen Winkel, welche zwischen den angegebenen liegen, außerordentlich vermehrt werden können.

(Schluß folgt.)

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

In dieser Zeit starb Rudolfs vertrauteste Freundin und seine wärmste Gönnerin, der er viel zu verdanken hatte, Madame O. Sein Verhältniß zu ihr war zu bekannt, als daß er nicht hätte tiefe Betrübniß zur Schau tragen müssen. Auch ließ er sich einige Tage

nirgends sehen. Nach Verlauf derselben kam er aber eines Abends zu Iduna, bei der er nur Oskar fand. „Ich habe," sagte er ihr, „diese Tage ganz einsam verlebt, um mich nur mit meiner verstorbenen Freundin zu beschäftigen, und komme jezt, um Ihnen einen für mein Journal bestimmten Aufsatz über sie vorzulesen." — „Wie! so tief betrübt, haben Sie es doch vermocht, von ihr zum großen Publikum zu reden?" — „Ich hätte mir selbst diese Seelenstärke nicht zugetraut; aber ich glaube, daß mein Aufsatz Sie wegen der Wahrheit und der Tiefe der Empfindung und des Schmerzes, die sich darin aussprechen, interessiren wird."

Er seufzte hiebei tief, zog dann sein Manuscript hervor und las, ohne eine Thräne zu vergießen und mit fester Stimme vor, was er bei dem Verlust seiner liebsten und vertrautesten Freundin niedergeschrieben hatte. Der Aufsatz war sehr gesucht geschrieben, mit vielen kleinen Anekdoten aus der Gesellschaft und mit einigen witzigen und gefühlvollen, der Verstorbenen zugeschriebenen Aussprüchen durchwebt. Er schloß mit einigen unverständlichen, hochtrabenden Redensarten über die Metaphysik des Schmerzes und der Freundschaft.

„Ich begreife wirklich nicht," sagte Iduna, als Rudolf diese Vorlesung beendet hatte, „wie man in den ersten Stunden eines tief und wahr empfundenen Schmerzes, und gleichsam noch am Sarge unserer verlorenen Geliebten, einen solchen kunstmäßig geordneten, geistreichen Aufsatz schreiben kann. — Ihr Aufsatz scheint mir kein Erguß des Herzens, sondern ganz planmäßig entworfen zu seyn. Ich weiß nicht, was ihm fehlt, aber er hat mich nicht gerührt, und das ist gewiß nicht meine, sondern Ihre Schuld. Ich weiß recht gut, daß heutzutage ein Schriftsteller, wenn er sein Liebstes in Lebensgefahr sieht, weniger mit dem ihm drohenden Verlust, als mit dem Gedanken beschäftigt ist, was er darüber schreiben will, um seine tiefe Fühlbarkeit zur Schau zu legen. Allein man macht auf diesem Wege nur seinen Mangel an wahrem Gefühl kund. Wenn ich es z. B. nicht längst wüßte, daß Sie Madame O. durchaus nicht geliebt haben, so hätte mich Ihr Aufsatz davon überzeugt."

„Wie! Sie bezweifeln, daß die Verstorbene mir als meine treueste und wahrste Freundin über Alles lieb und theuer gewesen ist?" — „Vergessen Sie nicht, daß Sie mir mehr als hundertmal das Gegentheil versichert haben! Oskar kann es bezeugen, wie oft Sie mit uns Beiden von ihr, als von einer verächtlichen Intriguantin gesprochen haben; aber damals lebte sie noch und es war noch nicht an der Zeit, einen solchen Aufsatz über sie zu schreiben, um in demselben Ihre eigene tiefe Fühlbarkeit zu verherrlichen." — „Ach, nun wundere ich mich nicht mehr, daß mein Aufsatz Sie nicht gerührt hat. Aber Sie mißbrauchen mein Vertrauen gewiß nicht; ich werde meinen Aufsatz heute Abend bei M—s vorlesen und ich bin überzeugt, daß er Allen Thränen entlocken wird." — Rudolf täuschte sich. Alle Augen blieben trocken; allein man wurde es nicht müde, die zarte, innige Empfindung zu preisen, die sich darin ausspreche.

Endlich fand Oskar Muth und Gelegenheit, Iduna seine Liebe zu erklären. Er schrieb an sie und erwartete nun tief bewegt, zagend, hoffend und zweifelnd ihre Antwort, die über das Glück seines Lebens, wie er fühlte, unwiderruflich entscheiden mußte. Er hatte schon über eine Stunde in diesem Zustand zugebracht, als Rudolf bei ihm eintrat. Sein Besuch überraschte Oskar, da ihr Verhältniß fast ganz abgebrochen war und sie sich nur noch am dritten Orte sahen; jezt führten aber Eitelkeit und Bosheit Rudolf zu ihm.

„Ich komme," sagte er, „um dir, lieber Oskar, Nachricht von einem mir gewordenen Glück zu bringen, auf das ich bis heute kaum zu hoffen wagte." — „Was ist dir denn begegnet?" — „Du weißt doch, daß N. einen Preis von hundert Louisd'or auf das beste Trauerspiel ausgesezt hat, und ich habe nun ein Stück vollendet, das ich zu dieser Preisbewerbung bestimmt habe." — „Gewiß kannst du bei deinem Verhältniß zu den ernannten Preisrichtern hoffen, den Preis zu erhalten." — „Ich hoffe es auch, allein dieß ist mir in diesem Augenblick nicht das Wichtigste. Es ist dir gewiß kein Geheimniß mehr, daß ich Iduna liebe." — „Nun?" unterbrach ihn Oskar in unbeschreiblicher Bestürzung.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Fortsezung.)

Theater. — Gesangfest.

Es frappirt den Zuschauer, daß von den so eben erst in Dresden in den erwünschten Flor gelangten Droschken, deren Einführung noch zu Anfang des jezigen Jahres zu den frommen Wünschen gehörte, gar keine Rede mehr ist, ja, daß alles Wasser- und Erdfuhrwerk, die Dampfwagen nicht ausgenommen, aus der Mode gekommen sind, und man nur noch durch die Luft fährt. Von dem vielen, zum Theil sehr überflüssigen Dampfe unserer Zeit hat die künftige wenigstens etwas in ihren Nutzen verwendet, zu Dampfgalloschen nämlich, deren schwärmerartiges Aufsprühen beim Gebrauche auf der Bühne allgemeine Heiterkeit unter den Zuschauern erregte. Die Dresdener Lokalität wurde bei der Bearbeitung möglichst herbeigezogen. Unter anderem machte die zuweilen recht witzige Benutzung der komischen Eigennamen hiesiger Gassen und Gäßchen guten Effekt. Lezterer würde noch um Vieles gesteigert werden, wenn man die zu große Vollständigkeit in diesem Scherze beschränkte. Auch für die offenbaren Schauer der dem dritten Akte vorausgehenden Musik des zwanzigsten Jahrhunderts hat unser jeziges noch zu wenig Empfänglichkeit. Eine kurze Probe

davon würde weit mehr Dank verdienen, als der dem Ohr unbequeme, lange, kannibalische Lärm. Großen Beifall erwarb sich dagegen das wahrhaft drastische, musikalische Katzenduett in diesem Akte, wenn auch vielleicht mancher grübelnde Rigorist Anstoß daran genommen hat.

Das zwei Jahre hinter einander in Dresden einheimisch gewesene zweitägige Männergesangfest hatte dießmal in dem benachbarten Meißen seinen Wohnsitz aufgeschlagen. An der Spitze desselben standen jedoch, neben dem dortigen Musikdirektor Hartmann, drei hiesige Tonmeister, Reißiger, Schneider und Schladebach, welche dazu eigene Werke geschaffen hatten. Ein Zusammenfluß aus einem weiten Umkreise von wohl tausend Sängern, unter denen sich auch berühmte Dresdener Virtuosen befanden, that Alles, um dem Feste die erwünschte Bedeutung zu erhalten. Das uralte Heiligthum des durch architektonische Größe so berühmten Meißener Doms überwölbte am ersten Tage die imposanten Bestrebungen, von denen das zahlreiche Auditorium sich mächtig erschüttert fühlte. Der zweite Tag verfloß in dem noch erhabeneren Dome des blauen Himmels, dessen Gunst zu besonderer Freude aufrief, da der Unbestand des Wetters in diesem Sommer der bezweckten musikalischen Lustwandlung im Freien kein sonderliches Prognostikon gestellt hatte.

(Schluß folgt.)

Lyon, August.

(Schluß.)

Alterthümer. — Kunst.

In Vienne steht bekanntlich sehr beschädigt ein Tempel des August und der Livia, der jezt restaurirt wird. Dazu hat die Regierung fünftausend Franken angewiesen. Mit dieser geringen Summe weiß der Architekt nichts anzufangen. — Das schöne antike Mosaik, welches voriges Jahr in der Straße Charente gefunden und von Eucherat, dem Eigenthümer des Hauses, der Stadt geschenkt wurde, ist jezt im Palais St. Pierre aufgestellt. Wir haben voriges Jahr davon gesprochen. — In Vienne war eine Restauration der schönen Kirche germanischen Styls nothwendig geworden, denn einer der Gurtträger in der Absis hatte nachgegeben und drohte mit dem Einsturz des ganzen Theils. Dem ist nun abgeholfen, und bei dieser Gelegenheit wurden auch die andern schadhaften Pfeiler und das Gewölbe des Hauptschiffs ausgebessert. Hierauf mußte der Kirche eine neue, der alten ganz gleiche Tünche gegeben werden, goldene Sterne auf dunkelblauem Grund, was einen guten Effekt macht. — Lyon hat vor Kurzem seinen Historienmaler Perlet durch den Tod verloren, einen jungen Mann, der als ein Schüler von Ingres und Mitschüler der Gebrüder Flandrin ein glückliches Talent zeigte. Er hinterließ ein großes Gemälde, unstreitig das beste, das er gemalt hat. Es hat sich, Ingres an der Spize, eine Gesellschaft Kunstfreunde zusammengethan; diese hat das Bild angekauft und es der Lyoner Gemäldesammlung in St. Pierre verehrt. Die Perle dieser Sammlung ist das vom Papst Pius VII. hierher geschenkte große Gemälde der Himmelfahrt von Perugin. Unbegreiflich und unverantwortlich ist die Sorglosigkeit, mit der dieses schöne Werk dem Untergang preisgegeben ist. Es hängt im zweiten Stockwerke, ohne Vorhang den ungehindert und ungemäßigt einfallenden Sonnenstrahlen ausgesezt, die einen großen Theil des Tags darauf liegen. Dadurch sind schon große Risse und Sprünge in dem Bild entstanden; es bläht und schuppt sich, die lebhaften Farben werden schwarz, und schon ist es in drei Stücke gesprungen, die gar nicht mehr in dem Rahmen zusammenhängen. Zwar ist endlich vorigen Monat eine Commission von Sachverständigen, von Architekten und Malern ernannt worden, um über den Uebelstand des Lokals, über Feuchtigkeit und Hitze zu berathen und ihre Meinung hinsichtlich der Erhaltung des Bildes zu sagen; noch aber ist nichts entschieden. Das lang vernachläßigte Gemälde soll vom Holz auf Leinwand übertragen und dann restaurirt werden, eine bei uns doppelt gefährliche Operation. Hätte man gleich Anfangs Vorhänge an den Fenstern und vor dem Bilde angebracht, so wäre Lyons kostbarstes Gemälde nicht dem Verderben ausgesezt gewesen. — Seit mehreren Jahren wurde im Munizipalrath hinüber und herüber gestritten, ob dem sogenannten homme de la roche, d. h. dem Nürnberger Kleberg, dem großen Wohlthäter Lyons im sechzehnten Jahrhundert, nicht eine Bildsäule gesezt werden solle, da das Bildsäulensetzen bereits in allen Städten Frankreichs entsetzlich um sich gegriffen hat. Man glaubte, dieses geringe Dankeszeichen dem Manne schuldig zu seyn, der Hunderttausende für die Stadt und ihre unbemittelten Einwohner verwendet, besonders aber in der Arbeiterklasse unendlich viel Gutes gestiftet hat, und zu dessen Andenken von den Einwohnern vor langen Jahren ein grobes hölzernes Schnitzbild gesezt worden war. Es wurde eine Sammlung zur Errichtung einer Bildsäule veranstaltet, und das reiche Lyon brachte in einigen Jahren — sechstausend Franken zusammen. Da nun mit dieser geringen Summe weder eine Marmor- noch eine Bronzestatue errichtet werden kann, so ist vom hohen Rath beschlossen worden, sie aus festem Kalkstein machen zu lassen. Möge sie nur besser gelingen, als Jacquards Standbild von Foyatier, die einer zusammengerollten Matraze mit einem Menschenkopf glich, und die der Künstler bei dem allgemeinen Mißfallen später verbesserte, so viel als möglich war. — Bei der dießjährigen Pariser Kunstausstellung zeichneten sich die Gemälde unseres Flandrin und Bonnefonds aus, die wir schon im Kunstblatt bei Gelegenheit der hiesigen Ausstellung besprochen haben. Sie machten Aufsehen und waren dort ein Ereigniß, wie man hier zu Lande zu sagen pflegt. — Unter den spätern Monumenten germanischen Styls in Frankreich muß besonders die Kathedrale von Brou in Burgund genannt werden, von der auch Kugler in seiner Kunstgeschichte spricht. Ihm nach wurde sie erst 1511—1551, also in der Zeit der entschiedenen Entartung dieses Styls, gebaut, was auch aus der überladenen Ornamentation hervorgeht. Unser Architekt L. Dupasquier gibt jezt eine Beschreibung dieser Kirche heraus (Monographie de l'eglise de Brou), die nach der ersten, bereits erschienenen Lieferung das Vorzüglichste ist, was in dieser Art bisher in Frankreich das Licht erblickt hat, und sogar über die schöne Monographie der Kathedrale von Chartres gesezt werden muß. Die kolorirten Platten von Vict. Petit, gedruckt bei Engelmann, erinnern in der Genauigkeit der Details an Boisserées Werk über den Kölner Dom. Die Kathedrale von Brou erscheint hier wirklich wie ein Thiergarten, wie eine versteinerte Menagerie, so voll hängen die Pfeiler, Strebepfeiler, Gurtträger, die Mauern, Fenster und Regenrinnen von Ast-, Blatt- und Strauchwerk, und dazwischen sitzen, hocken, kauern und kriechen eine Menge häßlicher und grimassirender Thiere herum, daß von all dem edeln, einfachen, himmelstrebenden Schmuck germanischer Architektur nichts übrig bleibt; sie geht unter in dieser schwülstigen, fast eckelhaften Ueberladung, die man hier zu Lande le plus beau gothique nennt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 38.

Mittwoch, 25. September 1844.

[396] **Die unbedingt vortheilhaftesten Anerbietungen an Leihbibliotheken und Lesezirkel, wie für Jedermann!**

Das vorzüglichste und interessanteste Unterhaltungswerk:

Lesefrüchte

oder

der Erzähler,

das Buch für lange Winterabende.

Eine Gallerie der interessantesten Erzählungen, der merkwürdigsten historischen Begebenheiten, der neuesten Reiseberichte, der charakteristischsten Züge aus dem Leben berühmter Zeitgenossen und vorzüglichsten Anecdoten 2c.

1838—1843.

21 Bände Gr. 8. (Jeder Band über 20 Bogen stark.) Bisheriger Ladenpreis 26⅔ Thlr.

Von diesem rühmlichst bekannten, durch seinen ungemein reichhaltigen Unterhaltungsstoff unübertroffenen Werke habe ich alle Vorräthe angekauft und lasse dieselben zu nachstehenden äußerst billigen Preisen ab.

Der herabgesetzte Preis für 21 Bände ist	**10 Thlr.**	Jeder Band ist ein geschlossenes Werk.
„ „ „ „ **eine Auswahl von 12 Bänden**	**6** „	
„ „ „ „ „ „ „ **4** „	**2** „	
„ „ „ „ **einen Probeband**	**15 Ngr.**	(für 21 Bogen gr. 8.)

Durch jede Buchhandlung von Unterzeichnetem zu beziehen.

Ludwig Schreck in Leipzig.

Der Band 8 gGr. oder 10 Ngr.!

Die besten Romane von

Bronikowski, Duller, Tarnowski, Clauren, George u. m. A.

24 Bände. Ladenpreis 30 Thlr. für nur 8 Thlr.!!!

☞ Jedenfalls seit Jahren die billigste Acquisition für Leihbibliotheken, Lesezirkel und jeden Leselustigen.

Bronikowsky, Alex., Veit. Ein Beitrag zu den Denkwürdigkeiten peinlicher Gerichtspflege. Gr. 8. 3 Bde. Velinpap. Ldpr. 4 Rthlr. Herabg. Pr. 2 Rthlr.

☞ Anerkannt als Bronikowsky's bester und interessantester Roman.

— — Die Briten in der deutschen Hauptstadt. Erzählung. Gr. 8. Velinp. Ldpr. 25 Ngr. Herabg. Pr. 15 Ngr.

Duller, Ed., der Antichrist. Roman. 2. Aufl. 8. 2 Bde. Velinpap. Ldpr. 2 Rthlr. Herabges. Pr. 1 Rthlr.

Whitehead, Leben, Thaten und Schicksale der merkwürdigsten englischen Räuber und Piraten. 2 Bde. Gr. 8. Velinpap. Ldpr. 3 Rthlr. Herabges. Pr. 1 Rthlr. 10 Ngr.

Tarnowsky, L., die Makkabäer. Ein geschichtlicher Emancipations-Roman. 2 Bde. (I. Die Berglöwen. II. Der Spitzkopf.) 8. Velinpap. 1842. Ldpr. 3 Rthlr. Herabges. Pr. 1 Rthlr. 10 Ngr.

Frick, Ida. Feldblumen. Zwei Novellen. (Johanna Shore. — Die Familie von Felsing.) 8. Velinpap. 1840. Ldpr. 1 Rthlr. 22½ Ngr. Herabges. Pr. 15 Ngr.

George, 1805—1815. Erinnerungen eines Preußen aus der Napoleonischen Zeit. Gr. 8. 1840. Ladenpreis 1 Rthlr. 7½ Ngr. Herabges. Pr. 15 Ngr.

Aesop. Taschenbuch des Witzes, des Scherzes und der Unterhaltung für 1840. Kl. 8. Ladenpr. 22½ Ngr. Herabges. Pr. 10 Ngr.

Clauren, H., Familientheater für Privatbühnen und Dilettanten-Vereine. 8. br. Ldpr. 15 Ngr. Herabges. Pr. 5 Ngr.

Enth.: Die Emigranten. — Die Eisenbahn-Actien-Speculanten.

Cunow, satyrische Hopser. Eine interessante Sammlung satyrischer Aufsätze und Erzählungen. 8. Ldpr. 1 Rthlr. Herabges. Pr. 10 Ngr.

Blessington, der Rebell von Man. Historische Erzählung. Nach dem Englischen von Lubojatzky. 8. br. 3 Bde. Ldpr. 3 Rthlr. 15 Ngr. Herabges. Pr. 1 Rthlr. 10 Ngr.

---

grünen Theesorten, von Robert Warington. — Ueber ein Verfahren, das Stückpulver während seiner Aufbewahrung unexplodirbar zu machen, von Hrn. Fadeïeff. — Ueber die Analyse des Schießpulvers, von R. F. Marchand. Mit Abbild. — Ueber die Auflöslichkeit der Metalle in schwefelsaurem und salzsaurem Eisenoxyd; von James Napier. — Zusatz, die Eisenprobe von Fuchs betreffend. — Bereitung eines neuen Weiß für die Oelmalerei, von A. Vallé und Barreswil. — Anwendung des Ammoniaks beim Weißmachen tuchartiger Wollenzeuge. — Miscellen. Versuche mit der atmosphärischen Eisenbahn nach Halette's System. — Regnaults Versuche über die Spannkräfte des Wasserdampfs. — Magnus' Versuche über die Spannkräfte des Wasserdampfs. — Verminderung der Unglücksfälle auf englischen Eisenbahnen. — Ueber das Abfeuern des Schießpulvers unter Wasser durch Galvanismus. — Camerons Vorschlag, brennende Gebäude zu löschen. — Ueber die Zermalmung der Knochen zu ihrer Verwendung als Dungmittel. — Bessemers neue Farbe für die Bronzemalerei. — Ueber die Verfälschung des Wachses mit Stearinsäure und die Erkennung derselben. — Larbalestiers Verfahren, die Hamsterfelle dem Zobelpelz ähnlich zu machen. — Townends Verfahren, Manchester und andere Baumwollzeuge wasserdicht zu machen. — Verfahren, um colorirte Bilder 2c. mit einem schönen Lack zu überziehen.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Real-Index
zu Dr. Dinglers
polytechnischem Journal.
Von Band I bis LXXVIII.

Von

Dr. Michael Stecker,

k. k. Universitäts-Professor und Sekretär der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Versuch
einer
vollständigen Thierseelenkunde.
Von

P. Scheitlin,

Professor.

2 Thle. gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. od. 4 Rthlr. 6 gGr.

Inhalt: 1) Bestimmung der Begriffe: Seele, Thiere, Thierseele und Thierseelenkunde. 2) Denkbarer Ursprung einer Thierseelenkunde des ersten Zeitalters. 3) Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöse Thierseelenkunde der Indier, Perser und Egyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Uebergang in die eigentliche Thierpsychologie durch die Dichter. 9) Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern, von Thales an bis in's Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibnitz. 11) Leibnitz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit. 12) Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdpsyche. 15) Von der Psyche der Thiere im Besondern. 16) Psychologisches Thiersystem. 17) Charakteristiken unserer vorzüglichsten Haussäugethiere. 18) Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom tellurischen oder vom Schein- und vom wahren Menschen. 20) Von den Verhältnissen des Thieres.

Wir hoffen mit diesem Werke jedem denkenden Menschen, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienst erwiesen zu sehen. Der Herr Verfasser beabsichtigt durch die Mittheilung seiner Ansichten nicht den Menschen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu stellen und den Menschen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen zu lehren und geschichtlich zu begründen, welche der allweise Schöpfer neben uns in das Welt-All gestellt hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Symbolik
der Sprache,
mit besonderer Berücksichtigung
des
Somnambulismus,
von

H. Werner,

der Philosophie Doctor.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Den großen Gedanken zu Abfassung dieser Schrift gaben dem Herrn Verfasser die ausgezeichnet geistreichen Bilder und Symbole, mit welchen die von ihm im Sommer 1840 behandelte Somnambüle ihre Krisen zu herrlichen Bildergalerien erhoben hat und die man den Freunden des Magnetismus nicht vorenthalten wollte. Einmal in die Bilderwelt des Somnambulismus eingetreten, wollte der Herr Verfasser diese Symbole seiner Seherin nicht so abgerissen wiedergeben, wodurch sie an Interesse verloren hätten, sondern, um ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen, die ganze Heilungsgeschichte mit einer Abhandlung begleiten, welche den Geist und Charakter der Bilder klarer hervorheben sollte. Und so entstand eine genaue Darstellung der naturgemäßen Entwicklung der Bildersprache im Somnambulismus, die in folgende Hauptabschnitte zerfällt:

I. Die Sprache der Natur. II. Die Sprache des Geistes. III. Die Sprache der Seele. IV. Die Sprache des Traums. V. Die Sprache der Seele in andern exaltirten Zuständen. VI. Die Sprache des Somnambulismus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 26. September 1844.

Madame, c'est de vous qui j'ai raison d'attendre
Ce que de son destin mon ame peut apprendre.
Molière.

Die beiden Freunde.

(Fortsetzung.)

„Sie weiß," fuhr Rudolf fort, „schon lange um meine Liebe und meine Absichten auf ihre Hand." — „Schon lange!" — „Heute Morgen schrieb ich an sie und bat dringend um ihre Entscheidung; hier ist die Antwort, die ich erhalten habe." — Er zog Idunas Billet aus der Tasche und las: „Sie haben einen Nebenbuhler; er ist auch Schriftsteller und wird sich, wie Sie, um den von N. ausgesetzten Preis bewerben. Wer diesen zu erhalten verdient, ist auch in meinen Augen des Geschenkes meiner Hand und meines Herzens würdig, und so werde ich nicht eher einen Gatten wählen, als bis die Entscheidung der Preisrichter kund geworden ist.

Iduna.

Oskar konnte die Empörung und den Zorn nicht verbergen, den er beim Lesen dieser Zeilen empfand. — „Wer hätte es für möglich gehalten," rief er, „daß auch sie sich so von Eitelkeit und Ruhmsucht verblenden lassen könnte!" — „Du bist ja ganz außer dir," sagte Rudolf bitter lächelnd; „solltest du etwa mein Nebenbuhler seyn?"

Oskar war so außer Fassung, daß er alles sagte, was Zorn und Liebe seiner Verzweiflung eingaben. Rudolf triumphirte; es wurde ihm nicht schwer, sich in den Schranken der Besonnenheit und Mäßigung zu halten, die man im Glück leicht bewahren kann, allein Oskar fühlte sich unaussprechlich unglücklich, als er ihn endlich verließ. Er glaubte nun gewiß zu seyn, daß Iduna Rudolf liebte und ihn wählen werde; denn er wußte, daß auch sie innerlich überzeugt war, die Preisrichter, die alle Rudolfs Gönner und vertraute Freunde waren, würden ihm um so eher den Preis zuerkennen, wenn sie erführen, daß dieser ihm auch die Hand einer jungen, schönen und reichen Frau erwerben solle. — „Sie kann nie glücklich mit ihm werden!" sagte er zu sich; „sie kennt seinen Charakter nicht! Ich habe es für unedel gehalten, ihr je auch nur mit einem Worte anzudeuten, wie nichtswürdig er eigentlich ist. Seine Schriften gefallen ihr nicht, wohl aber die meinen, ich besitze ihre Achtung, ihr Vertrauen, ihre Freundschaft; aber ihr Herz gehört ihm, und so ist sie blind für seine Fehler und täuscht sich selbst. Wie ist es aber möglich, daß eine so schöne Seele, ein so reines Herz und ein so heller Geist sie nicht vor dem Unglück einer solchen Wahl zu schützen vermögen!"

Im einen Augenblick beschloß er, sie nie wieder zu sehen, und im nächsten wollte er zu ihr eilen und sie

mit Vorwürfen überhäufen. Allein ehe er noch zu einem festen Entschluß kommen konnte, erhielt er von ihr eine Einladung, gleich zu ihr zu kommen. Er fand sie allein, und zu seinem Erstaunen verrieth ihr Gesicht keine Spur von Gemüthsbewegung; er hatte auf dem Wege zu ihr darauf gesonnen, was er ihr sagen wolle, um ihr die peinliche Verlegenheit zu ersparen, in der sie sich, wie er voraussezte, ihm gegenüber versezt fühlen müsse; allein bei dem heitern Lächeln, mit dem sie ihn empfing, verließ ihn seine Fassung, und die Reihe, verlegen zu seyn, kam an ihn.

„Rudolf ist heute Morgen bei Ihnen gewesen?“ fragte sie freundlich. — Oskar vermochte nicht zu antworten. — „Ich finde das sehr edel von ihm,“ sagte sie ruhig; „er hat Ihnen mein Billet gewiesen, ob er gleich vermuthete, daß Sie sein Nebenbuhler seyen. Die offene Freimüthigkeit dieses Schrittes gefällt mir.“ — Es wurde Oskar unendlich schwer, hier nicht Alles zu sagen, was ihm auf dem Herzen lag; aber er bezwang sich, obgleich Iduna inne hielt, als erwarte sie eine Antwort, und gelobte sich innerlich, seinem Kummer und seinem Unwillen keine Worte zu geben. Er hätte sich nie erlaubt, ihr seine Ansicht von Rudolfs Charakter mitzutheilen, und glaubte, wenn er dieß jezt thue, müßte Iduna alles, was er ihr sagen könnte, auf Rechnung seiner Eifersucht setzen, und so beschloß er fest, gegen sie zu schweigen.

„Nun,“ fragte Iduna nach einigen Augenblicken, „haben Sie Ihr Schauspiel schon zur Preisbewerbung eingeschickt?“ — „O das ist zu viel!“ rief Oskar empört, „Sie können auch noch so grausam spotten!“ — „Nicht so hastig!“ bat Iduna sanft. „Hören Sie mich wenigstens erst, ehe Sie urtheilen. Ich gestehe Ihnen, daß ich entschlossen bin, mich wieder zu verheirathen, und daß der literarische Ruf meines künftigen Mannes für mich ganz besonderen Reiz und Werth hat. Sie lieben mich, Rudolf auch; ich gestehe Ihnen, daß ich Einem von Ihnen den Vorzug gebe, und daß ich, wenn ich bloß nach Neigung wählen wollte, Sie wählen würde.“ — „Gott! was höre ich! Ist das wirklich wahr, Iduna?“ — „Gewiß,“ antwortete sie lächelnd und erröthend; „allein ich habe mir gleich im Anfang unserer Bekanntschaft gelobt, nicht blindlings meinem Herzen zu folgen, sondern mich von meiner Vernunft berathen und leiten zu lassen. Der würdigste von Ihnen Beiden soll meine Hand erhalten, und da ich dieß nicht unpartheiisch zu entscheiden vermag, knüpfe ich meine Entscheidung an den Ausspruch der Preisrichter.“

„Das kann unmöglich Ihr Ernst seyn, Iduna! Wie! ich sollte wirklich so glücklich seyn, in Ihrem Herzen einen Fürsprecher zu finden, und Sie könnten das ganze Glück meines Herzens von einem Ausspruch abhängig machen wollen, von dem Sie doch gewiß wissen, daß er Rudolf günstig seyn wird?“ — „Ich fordere nun aber einmal bestimmt, daß Sie Ihr Stück mit zur Preisbewerbung einsenden sollen.“ — „Aber zu welchem Zweck? Wie soll ich mir diesen Befehl erklären?“ — „Darnach sollen Sie gar nicht fragen. Ich habe Ihnen gestanden, daß ich Sie liebe, und wenn Sie mir nach diesem Geständniß nicht blindlings vertrauen wollen und können, wird es nicht erst des Ausspruchs der Preisrichter bedürfen, um mich andern Sinnes zu machen.“ — „Verzeihen Sie mir,“ bat Oskar und drückte ihre Hand an seine Lippen, „aber ich vermag Sie nicht zu begreifen und Ihr Geständniß füllt meine Seele zu gleicher Zeit mit Wonne und mit Pein. Sie lieben mich und rauben mir doch alle Hoffnung; allein ich gehorche und vertraue Ihnen.“ — „Das ist hübsch von Ihnen,“ antwortete sie lächelnd, „und ich habe es auch nicht anders von Ihnen erwartet. Nun gehen Sie nach Hause und siegeln Sie Ihr Manuscript ein.“

(Schluß folgt.)

Die Schatten.

(Schluß.)

Werden nun aber an der Hand die fünf den Fingerspitzen nächsten Gelenke gebogen, so erhalten wir unter denselben Umständen wieder vier-und-zwanzig ganz andere Schatten. Vier-und-zwanzig weitere bringt die Biegung der Hand hervor, wenn die zweiten Gelenke Schatten werfen, und nochmals andere, wenn die dritten, innersten. Wir haben auf diese Art bereits sechs-und-neunzig verschiedene Hauptschatten. Wenigstens verdoppelt wird aber die Zahl derselben, wenn die Hand theilweis gebogen, theilweis gerade gehalten, einer, zwei Finger u. s. w. eingeschlagen, die andern gerade ausgestreckt werden. Erleichtert wird oft die Darstellung dieser Formen, wenn statt des Lichts die Hand bewegt wird.

Sollte nun die große Mannigfaltigkeit dieser Gestalten, sollten diese hunderte von Hieroglyphen, die in der Hand verborgen sind, ohne Bedeutung für den Menschen, seine Umgebung, die ganze Natur seyn? Sollte in diesen natürlichen Schriftzügen der Menschenhand nur ein blindes Spiel des Zufalls walten, während wir in den Infusionsthierchen des Wassertropfens, in jedem Gras und selbst im kleinsten Theil des todten Krystalls ein Gesetz, eine Einheit und einen Zusammenhang mit dem Ganzen desto mehr erkennen, je mehr wir unsere Aufmerksamkeit darauf richten und unsere Beobachtungswerkzeuge verbessern? — Wenn die Schatten der

menschlichen Gestalt im Ganzen uns eine Andeutung geben von der Gattung, zu welcher der Mensch gehört, so werden auch die Theile dieser Gestalt nicht ohne Bedeutung seyn.

Wenn nach der neuern Ansicht der Zoologen der organische Bau in der ganzen Thierreihe sich nur als eine Verzerrung der Glieder des menschlichen Leibs darstellt, wenn im einen Thier die Brust, im andern der Bauch u. s. f. vorherrscht und diese Glieder nur beim Menschen im harmonischen Gleichgewicht neben einander bestehen, so werden vielleicht auch die Schatten einzelner Theile des menschlichen Körpers als Verzerrungen dieser Glieder ihre Ebenbilder in den Thierformen finden.

Besonders dürfte aber dasjenige Glied, mit dem der Mensch die Erdoberfläche beherrscht und umgestaltet, mit dem er ihre Formen mißt und abbildet, mit welchem er sogar die Gesetze des Weltalls beschreibt, die Menschenhand, in seinen Schattenbildungen als bedeutsam erscheinen. Nicht ganz aus der Luft gegriffen sind wohl die einzelnen Andeutungen, die wir in den Werken älterer Optiker, des Niceron und Anderer, darüber finden, nicht ohne Grund könnte die geheime Scheu seyn, welche die Alten vor dem Schatten, besonders vor dem der Menschenhand hatten. Vielleicht ist in dem Schatten der Hand eine natürliche Schrift enthalten, mit welcher der Mensch noch tiefer in das Verständniß der Natur eindringen kann, dieselbe noch besser zu beherrschen im Stande ist, als mit seinen willkührlich gewählten Zahlen und Buchstaben. Vielleicht hat er damit einen Schlüssel zu den innersten Geheimnissen und den stärksten Kräften der Natur. Das Geberdenspiel, zu dem wir uns bei jeder lebendigen Rede gedrungen fühlen, könnte die Grundzüge dieser natürlichen Schriftsprache enthalten, die wir, durch die Wortsprache verwöhnt, kaum mehr in einzelnen Linien verstehen, welcher aber vielleicht durch die Schatten der Hand wieder näher zu kommen wäre. Es könnte eine Schriftsprache geben, die nicht Ersatzmittel der Wortsprache wäre, sondern die Ergänzung derselben. Zum vollen Verständniß könnten Auge und Ohr, Schrift und Wort zugleich nöthig seyn. Wer weiß, ob die Figuren, welche wir einst als Kinder durch die Schatten an der Wand zu unserer Unterhaltung darstellten, diese Fisch-, Vögel- und Thiergesichter, nicht bei genauerer Beobachtung als Theile jener natürlichen Schriftsprache sich herausstellen?

Folgende Bemerkung möge wenigstens als wissenschaftliche Phantasie hier eine Stelle finden. Eine Linie, durch die äußersten Fingerspitzen gezogen, ist eine Curve, welche beim mittleren Finger ihre Spitze hat. Eine Linie, durch die den Fingerspitzen am nächsten befindlichen Gelenke gezogen, stellt eine ähnliche Curve dar, deren Spitze etwas weniger scharf ist. Noch mehr nimmt diese Spitze ab bei der Curve, welche die mittleren Gelenke bilden; die geringste Spitze hat aber die durch die innersten Gelenke gezogene Linie. Nun bildet das Profil des Menschengesichts gleichfalls eine Curve mit so viel Wendungen, als jene durch die Fingerspitzen und Fingergelenke gehende Linie, und es hat dasselbe gleichfalls in der Mitte oder bei der zweiten Wendung eine Spitze. Auch hat man längst die Bemerkung gemacht, wie [das Menschengesicht einem Thiergesicht ähnlicher wird, wie die Thiergesichter immer mehr degeneriren, dem des Menschen fremder werden, fast im Verhältniß,] als jene Spitze der Linie mehr hervortritt, schärfer wird. Man beachte nun noch, wie mittelst der Beugung des Lichts die Schatten sich oft zurunden, die Schärfen der Wendungen sich mindern.

Es möchte doch der Mühe lohnen, diesem Gegenstand mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Meisten werden zwar darin nur ein Spiel seltsam wechselnder Gestalten erkennen; dennoch werden sie sich durch nähere Beschäftigung mit der Sache belohnt fühlen. Sie erhalten damit ein Schattenspiel von großer Mannigfaltigkeit und überraschender Eigenthümlichkeit, ein Schattenspiel, welches so gut Beachtung verdient als so Vieles, was Schaulust und Neugierde zum Gegenstand des Interesses macht. Aber Einzelne, die ernstlicher forschten, könnten vielleicht noch mehr finden. Der Ernst des Spiels liegt vielleicht nicht auf der Oberfläche und schließt sich nicht sogleich beim ersten Anblick auf.

Wenn alle Form uns das Wesen des Körpers oft verhüllt, uns oft von demselben abzieht und irre leitet, wenn daher die Form nicht mit Unrecht manchmal ein Schein genannt wird, so könnte der Schatten, dieser Schein des Scheins, aber auch diese Verneinung desselben, wieder zum Wesen zurückführen. Wenn in jedem endlichen Dinge die Form vom Inhalt sich scheidet, so möchte im Schatten, in dem die Trennung, die Abstraktion vollendet ist, zugleich die Rückkehr zur Einheit der Form und des Wesens eingeleitet seyn. Nach allen Beobachtungen, welche der Mensch bis jezt mit seinen besten Werkzeugen angestellt hat, bewegen sich alle Planeten, sowie die Sonnen, die Firstern, nicht in Kreislinien, sondern in elliptischen Bahnen, die der Kreislinie zwar ähnlich, die aber durch die Mehrheit der Mittelpunkte, durch die zwei Brennpunkte neben dem eigentlichen Mittelpunkt wieder sehr verschieden von demselben sind. Ebenso bewegen sich die Kometen in Linien, die vom Kreis noch mehr abweichen, in parabolischen Bahnen oder in elliptischen, bei denen die Länge der Bahn so weit von der Breite abweicht, daß man bei der Berechnung, zum Behuf der Vereinfachung, oft ohne Fehler die ersteren statt der leztern annehmen kann. Nun lassen sich die elliptischen und die parabolischen Bahnen aus

dem Schatten des Kreises darstellen; sie sind daher die Schattenlinien dieser einfachsten, der Urlinie der Curven. Die ganze sichtbare Welt, dieses glanzvolle Heer von Sonnen und Sternen bewegt sich somit gleichsam nur im Schatten, im Abfall von der ursprünglichen Linie, dem Kreise. *

---

* Der Verfasser dieser Mittheilungen fühlt, daß sie sehr sonderbar erscheinen werden. Er schreibt uns: „Sie werden bemerken, daß ich nicht Alles sage, was zu sagen wäre, daß meine Absicht mehr ist, Aufmerksamkeit zu erregen als zu befriedigen. Wollte ich mehr geben, so würden mir die Leser nicht glauben und sich auch nicht Zeit nehmen, selbst zu prüfen. Die Aufnahme dieser kleinen Aufsätze wird mir aber ein Zeichen seyn, daß ich später auf den Gegenstand zurückkommen und denselben weiter entwickeln darf."

Anm. d. Red.

Winterständchen.

Denkest du mein? Ach ich denke stets dein,
Alles muß, Alles an dich mich gemahnen;
Blühe doch in meine Träume herein,
Blau deine Augen, zwei große Cyanen.
Goldenen Mährchen entschlummern die Kleinen,
Aber mein Herz es entschläfet nicht mehr,
Seit es gelauschet dem Munde der Einen:
Denkest du mein? Ach dein denk' ich wie sehr!

Denkest du mein? Ach ich denke stets dein.
Sterne viel tausend sie glitzern in Höhen,
Steh ich im Schnee hier so heiß und allein,
Stern meiner Liebe du läßst dich nicht sehen.
Kaum von einander uns trennen zehn Schritte —
Ach oder schwärmt sie nach Freuden umher?
Flüstre, o Amor, in's Ohr ihr, ich bitte:
Denkest du mein? Ach dein denk' ich wie sehr!

W. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Schluß.)

Literatur. — Constitutionsfest.

Der Beifall, welchen die erst vor Kurzem hier erschienenen zwei Abhandlungen über des Sophokles Antigone von den Doktoren Wagner und Köchly gefunden, hat leztern bereits zum Versprechen veranlaßt, im nächsten Winter zwanzig Vorträge über griechische Nationalliteratur zu halten. — Der Verfasser der beiden beliebten Novellen, des Troubadours und Ulrichs von Hutten, Ernst von **Brunnow**, hat so eben unter dem Titel: „Epos und Lyra," das deutsche Publikum mit einer zweiten, doppelt vermehrten Ausgabe seiner vor Jahren erschienenen Gedichte beschenkt. — Eine andere, ebenfalls in den neuesten Tagen erschienene Schrift empfiehlt allem Vermuthen nach schon ihr Titel zur Genüge. Sie betrifft nämlich die Sage vom ewigen Juden, historisch entwickelt, mit verwandten Mythen verglichen und kritisch beleuchtet vom Dr. Grässe. Der ewige Jude hat in der jüngsten Zeit zu wesentlich und seltsam in die deutsche Literatur eingegriffen, als daß eine auf wenige Druckbogen zusammengedrängte gründliche Untersuchung des Ursprungs und Wesens dieser viel erzählten und bearbeiteten Sage durch einen so gelehrten Literarhistoriker nicht das Interesse aller Gebildeten in Anspruch nehmen sollte. Höchst anziehend sind die mit unermüdlichem Fleiße zusammengetragenen Notizen über jene mysteriöse Person und die daraus hergeleiteten Folgerungen. — Noch bemerke ich, daß unter den vielen, so eben hier zur öffentlichen Anschauung gebrachten sehenswerthen Gegenständen, die mit mehreren anziehenden Naturansichten vermehrten Rundgemälde des bei seinen hohen Jahren noch ganz rüstigen Professors Enslin vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen. Es spricht auch die von seinem Sohne in Farben ausgeführte perspektivische, malerische Nachbildung des Kolosseum zu Rom, auf der jezigen Gemäldeausstellung, wegen der Treue und Sorgfalt in Auffassung des Werks Alle an, welche jemals diese erhabenen Reste einer großen untergegangenen Welt an Ort und Stelle in Augenschein genommen haben.

Der schönen Erinnerung an den vierten September, den Tag, welcher Sachsen seine neue Verfassung mitbrachte, war von jeher jährlich eine öffentliche Festlichkeit in hiesiger Stadt gewidmet. Um indessen keine Störung des immer regen Gewerbfleißes ihrer Bewohner zu veranlassen, hatte man seither die Feier bis zum Abend verschoben, wo eine Erleuchtung der beiden Rathhäuser zu Dresden und Neustadt statt fand. Nebenher war der Festtag nicht nur von der hiesigen Communalgarde, sondern auch in Privatcirkeln angemessen begangen worden. Es verlautete jedoch immer mehr der Wunsch eines noch innigeren öffentlichen Zusammentritts der Stadtbehörden mit der Einwohnerschaft, und so wurde dießmal zum erstenmale statt des Abends der frühe Morgen zur Feier des vierten Septembers gewählt. Schon um acht Uhr waren auf hiesigem Altmarkte der Rath, die Stadtverordneten und die Communalgarde beisammen. Nach kurzer zweckmäßiger Rede des Bürgermeisters Hübler brachte dieser ein Lebehoch dem Könige, dem Lande und der Verfassung aus, welches bei den ringsum zahlreich versammelten Menschen aller Klassen lauten Anklang fand. Eine dem Feste geweihte Hymne, von Kapellmeister Reißiger komponirt und unter dessen Direktion von den vier hiesigen größeren Musikvereinen vorgetragen, schloß sich würdig an die willkommene Feier. Mittags folgte ein Mahl der Communalgarde unter Beitritt von Deputationen des Raths und der Stadtverordneten, auch andern Theilnehmern, im geschmackvoll dekorirten neuen Saal auf Reisewitzens. Eine Masse, zum Theil sehr ansprechender, sinnvoller Lieder und Toaste bezeichnete die patriotische Richtung der Anwesenden. Nachmittags gewährten in der Stadt die Fortschritte der gymnastischen Leistungen auf dem erst seit kurzer Zeit bestehenden Turnplatze ein recht ergötzliches Schauspiel.

Beilage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 27. September 1844.

Le fanatisme sacrilége
Est sorti du sein des autels. —
O religion bienfaisante!
Ce farouche ennemi se vante
D'être né dans ton chaste flanc.
Mère tendre, mère adorable,
Croira-t-on qu'un fils si coupable
Ait été formé de ton sang?

Voltaire.

Herenprozesse.

Mitgetheilt von Fr. v. Rath.

Ein zweimaliger Aufenthalt in dem vortrefflichen, aber noch lange nicht genug gewürdigten Bade in Mergentheim gab dem Verfasser der folgenden Mittheilungen Gelegenheit, in dem dort befindlichen, an historischen Dokumenten der vielfachsten Art höchst reichen Archive des deutschen Ordens, mit welchem die nicht weniger reichen Archive des Ritterstifts Comburg, des Klosters Schönthal u. s. w. vereinigt sind, eine Masse der vollständigsten Akten von Herenprozessen kennen zu lernen, welche von der zweiten Hälfte des sechzehnten bis in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auf den nächstgelegenen Gebieten des Ordens geführt worden sind. Als nun die erbetene Erlaubniß ertheilt ward, diese merkwürdigen Akten zu excerpiren und zu benutzen, so gab dieses hinreichende Veranlassung, mancherlei Studien in dieser Richtung zu machen. — Der vielbesprochene Roman des Pfarrers Meinhold, „Maria Schweidlerin, die Bernsteinhere ꝛc.," der ungeachtet der hohen, ihm zu Theil gewordenen Protektion gleich Anfangs von Jedem, der nur irgend eine ächte Herenakte in der Hand gehabt, als eine Mystifikation betrachtet werden mußte, hat die Aufmerksamkeit des belletristischen Publikums, das in neuerer Zeit jeder Art von Emotionen auf das Emsigste nachzujagen pflegt, auch den Herenprozessen zugewendet, einem der dunkelsten und grauenvollsten Kapitel der Verirrungen des menschlichen Geistes.

Der Verfasser dieser Mittheilungen glaubt keine undankbare Arbeit unternommen zu haben, wenn er, anstatt seine Studien zu Novellen oder Lustspielen zu verarbeiten, einige der merkwürdigsten, jenem Archive entnommenen Herenprozesse folgen läßt, nicht nur um manche, durch Meinholds Roman verbreitete Irrthümer zu berichtigen, sondern hauptsächlich um zu zeigen, wie solche Prozesse eigentlich aussahen. Leider muß zugegeben werden, daß in ihnen eine fortlaufende Kette von Momenten enthalten ist, die an tragischem Interesse, an Schauderhaftigkeit keinem der so beliebten, an Emotionen so reichen Romane deutschen oder französischen Ursprungs nachstehen, mit dem großen Unterschiede jedoch, daß in lezteren eine oft in das Gräßliche ausschweifende Phantasie, in den erstern dagegen die furchtbarste und grauenvollste Wahrheit spricht. Zum bessern Verständniß dieser Prozeßgeschichten möge es dem Verfasser jedoch vergönnt seyn, in einigen möglichst kurzen Umrissen Andeutungen darüber zu geben, wie es der unvernünftigsten Justiz und der gottesvergessensten Theologie gelingen konnte, dem krassesten Aberglauben zahllose Hecatomben der schuldlosesten Menschen zu opfern. Es dürfte eine solche Uebersicht um so zeitgemäßer erscheinen,

als es unserer so viel belobten Aufklärung zum Trotze doch nicht unter die unmöglichen Dinge gehören möchte, die Wiederkehr einer solchen furchtbaren Periode zu erleben, wenn es gewissen Bestrebungen gelingen sollte, sich allgemeine Geltung entweder bei den Machthabern oder bei den Massen zu verschaffen.

Erste Abtheilung.

Ob das Herenwesen des Mittelalters im germanischen, ob es im griechischen oder römischen Heidenthum seinen Ursprung zu suchen habe, ist eine noch ungelöste Frage. Erstere bis jezt vorwiegende Ansicht, namentlich noch sehr stark vertheidigt von Professor Fischer in seinem sehr interessanten Werke „über Somnambulismus," hat durch Dr. Soldans im vorigen Jahre herausgekommene „Geschichte der Herenprozesse," einem in dieser Beziehung höchst wichtigen historischen Beitrag, zu Gunsten der leztern Ansicht einen großen Stoß erlitten. So viel ist jedenfalls gewiß, daß man bei allen Völkern, von den ältesten Zeiten her, den Glauben an dämonische Gewalt und Einfluß, an Magie und Zauberei findet; der eigentliche Heren- und Teufelsglaube jedoch, aus welchem die gräuelvollen Herenprozesse entstanden, erhielt erst im Mittelalter und in Mitteleuropa, in Frankreich und Deutschland, seine volle Ausbildung. Vom dreizehnten Jahrhundert an wurde der bis dahin oft sogar von der Kirche angefochtene Glaube an Zauberei und Hererei von ihr förmlich anerkannt, die Kirche hierin von der Justiz unterstüzt und ihre Urtheile von lezterer vollstreckt, bis endlich Zauberei, in ein bürgerliches Verbrechen umgewandelt, ganz in die Hände der Justiz überging. Ein solcher Stand der Dinge war allmählig aus den Kezerverfolgungen hervorgegangen; Kezer aber nannte man von den ältesten Zeiten her Alle, welche den gebotenen Sazungen der Kirche nicht blindlings Folge leisten wollten, und bald ward Kezerei und Zauberei gleichbedeutend.

Wir erinnern hier nur an die Verfolgungen der Waldenser und Albigenser und der friesländischen Stedinger, welche nicht nur als Kezer der schlimmsten Art, sondern auch als dem Teufel Verschriebene galten, eben so wie wir später die eigentlichen Heren bezüchtigt sehen.

Von der Kirche angeordnete Inquisitions- oder Glaubenstribunale sollten unter besondern Kezermeistern dem Unfuge steuern; als aber der furchtbare Kezermeister Konrad von Marburg seine blutdürstige Wuth mit dem eigenen Tode büßen mußte (im Jahr 1233), wollten die Kezergerichte in Deutschland nie mehr rechten Fuß fassen; man mußte daher, wollte man sie nicht ganz fallen lassen, der gleichen Sache einen andern Namen geben. Anstatt der Kezerei wurden nun Zauberei und Herenwerk als das Hauptverbrechen angesehen, und so muß die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts als der Zeitpunkt betrachtet werden, wo aus Kezerei und Zauberei das Ungethüm der Hererei entstand.

Mit Hererei bezeichnete man nämlich einen von Menschen mit dem Teufel abgeschlossenen festen Bund, in welchem sich Erstere zu Anbetern des leztern bekannten, Gott und den Heiligen absagten, dagegen von dem Teufel mit allerlei Zaubermitteln versehen wurden, um ihre Mitmenschen auf jede Art zu schädigen; auch mußten sie mit ihm Buhlschaft treiben. Zur Verbreitung eines solchen Glaubens hatten wohl die Kreuzzüge und die Bekanntschaft mit arabischen und jüdischen abergläubischen Lehren viel beigetragen; denn es entstand hieraus eine neue Wissenschaft, die von den besten Köpfen eifrigst bearbeitet wurde, und dieß war die Magie, die bald in Beziehung auf Zweck und Mittel in weiße und schwarze eingetheilt wurde. Obgleich in der weißen Magie und der mit ihr eng verbundenen Cabbala die Ergebnisse von Gott und guten Geistern herrühren sollten und sie sogar auf der hohen Schule zu Toledo und anderwärts öffentlich gelehrt wurde, so konnte sie doch niemals die Zustimmung der Kirche erhalten, während die schwarze Magie als eine vom Teufel und seinen Geistern vermittelst eines Bündnisses mit ihm verliehene Gabe stets als das todeswürdigste Verbrechen galt.

Als es nun, namentlich bei Kezerverfolgungen, zu unangenehmen Reibungen mit den weltlichen Gerichten gekommen war und das Volk die Inquisition nicht länger ertragen wollte, es auch wohl zeitweise keine Kezer gab, erfanden die Kezerrichter den Herenprozeß, um sich von allen fremden Anfechtungen frei zu halten und bei den damals so finstern Zeiten stets Arbeit zu haben. Alle die Männer, die denselben zu Ende des vierzehnten und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in ihren Schriften theoretisch begründeten, waren Inquisitionsrichter und gehörten dem Dominikanerorden an, dem die Handhabung der Inquisition speziell übertragen worden war. Im Jahr 1390 nahm das Pariser Parlament den Inquisitoren die Herenprozesse ab (ein einziger hatte 200 Zauberer zum Tode verurtheilt), und sogleich verminderte sich ihre Zahl. In Deutschland dagegen begann um diese Zeit dieses Unwesen eine furchtbare Höhe zu ersteigen. Zwei Dominikaner, Johann Nider aus Isny in Schwaben, Kezerrichter in Bern, und Nicol. Jaquier, ein Franzose, verhalfen dem Herenwesen durch ihre Schriften zu großer Ausbildung. Lezterer bewies namentlich die Gültigkeit und Rechtmäßigkeit des gerichtlichen Vorschreitens auf den Grund der Aussagen der Complices, d. h. solcher Mitschuldigen, die angeblich auch auf Herenversammlungen zugegen gewesen seyn sollten, was bis jezt bestritten worden war, weil man annahm, der Teufel lasse Trug-

bilder derjenigen Personen erscheinen, die er als gegenwärtig gewesen darstellen wolle. Auch behauptete er siegreich den furchtbaren Satz, daß Zauberer, auch wenn sie bereuten, doch nie wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen werden könnten, weil bei ihnen Alles aus bösem Willen, nichts aus Irrthum hervorgehe, und weil ihr Verbrechen jedenfalls die strengste Bestrafung verdiene.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Freunde.

(Schluß.)

Oskar wollte noch einige Einwendungen machen, allein Iduna hörte ihn nicht an und er mußte sie verlassen, ohne den Grund ihres Betragens errathen zu können. Aber die Gewißheit, daß ihr Herz ihm den Vorzug gebe, half ihm die Zwischenzeit bis zur Entscheidung ertragen. Wie hätte er, wenn er ihr in das treue Auge blickte, an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln können! — Bald kam auch der Tag, wo die Entscheidung der Preisrichter bei Ankunft der Post bekannt werden mußte. Iduna hatte an demselben Rudolf und Oskar zum Essen eingeladen und gefordert, daß die an sie einlaufenden Briefe zu ihr gebracht und bei ihr gelesen werden sollten. Rudolf glaubte seiner Sache gewiß zu seyn und verbarg nur mühsam seine triumphirende Zuversicht. Oskar war bleich, schweigsam und muthlos. Iduna betrachtete beide muthwillig und schien sich an der Verschiedenheit ihrer Stimmung und ihres Betragens zu belustigen.

Um fünf Uhr Nachmittags kam ein Brief an Rudolf an, den er ihr überreichte, um ihn zu erbrechen. — Sie überflog flüchtig den Inhalt. — „Es wird Sie Beide, wie ich glaube, nicht überraschen," sagte sie, „wenn Sie erfahren, daß Ihr Stück, Rudolf, den Preis erhalten hat. Ich versprach aber dem meine Hand zu geben, der desselben am würdigsten sey, und so reiche ich sie Ihnen, liebster Oskar, den ich nicht nur wahr und innig liebe, sondern den ich auch als edel und wahrhaft unbeschreiblich verehre und achte."

Oskar schloß sie in stummem Entzücken in seine Arme, während Rudolf wüthend aufsprang und sie fragte, ob sie sich nicht vor der Rache eines Mannes fürchte, mit dem sie ein so unwürdiges Spiel getrieben habe? — „Ich habe Ihnen geschrieben," erwiderte sie kalt und ruhig, „daß ich mein Herz und meine Hand dem Mann bestimmt habe, den ich für würdig halte, den Preis zu erhalten; ist es nun meine Schuld, wenn Ihre Eigenliebe und Oskars Bescheidenheit mein Billet mißdeutet haben? — Uebrigens habe ich auch das Mittel in meiner Hand, Ihren Zorn gegen mich zu dämpfen. Ich habe Sie schon seit lange durchschaut, Rudolf, allein ich bin auch im Besitz von Briefen, die mir keinen Zweifel über Ihren wahren Charakter gelassen haben würden, wenn es noch dazu der Beweise bedurft hätte." Sie schloß bei diesen Worten ihren Schreibtisch auf und zog eine Brieftasche hervor, die sie ihm hinhielt. — „Kennen Sie diese Briefe?" fragte sie.

„Mein Gott!" rief er, „durch welche Verrätherei sind diese Briefe in Ihre Hände gekommen?" — „In diesen Briefen haben Sie mich auf die unwürdigste Weise gelästert und verspottet, und außer mir noch viele andere Frauen und Männer. Madame O., die damals Ihre Geliebte und Ihre Vertraute war, glaubte in der Folge Ursache zu haben, sich über Sie zu beklagen; Sie brach nicht mit Ihnen, aber sie rächte sich, und da sie glaubte, daß ich Willens sey, Sie zu heirathen, sandte sie mir vierzehn Tage vor ihrem Tode diese Briefe. — Sie sehen nun," setzte sie hinzu, „daß ich mehr als einen Grund hatte, durch Ihren Aufsatz über sie nicht zu Thränen gerührt zu werden, und ich glaube, daß Sie mir jezt meinen damaligen Mangel an Gefühl vergeben werden."

Rudolf stand einige Augenblicke wie versteinert. — „Ich zweifle nicht," sagte er endlich bitter, „daß auch Sie mir beweisen werden, wie furchtbar eine Frau sich zu rächen weiß, wenn sie sich beleidigt fühlt. Sie werden diese Briefe bekannt machen, sie Mehreren zu lesen geben —" — „Ich will es verbürgen," unterbrach ihn Oskar, „daß Iduna einer solchen Handlungsweise unfähig ist." — „Beruhigen Sie sich, Rudolf," sagte Iduna. „Madame O. war damals eine Frau, deren Gönnerschaft Ihnen viel nützen konnte; sie haßte mich, ohne mich zu kennen, und um ihr zu gefallen, verlästerten Sie mich. Sie haben mich bei ihr angeschwärzt und verläumdet, allein ich hasse Sie nicht. Es fehlt Ihnen an Grundsätzen und sittlichem Ernst; Sie glauben, daß Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit einem Mann in unsern Zeiten hinderlich werden können, sein Glück zu machen, und sind daher aus Berechnung und mit Vorbedacht schlecht und ränkesüchtig geworden. Ich habe mich nicht rächen, sondern Ihnen nur eine gute Lehre geben wollen. Welche Frucht ernten Sie nun von allen Ihren Intriguen? Adieu, hier sind alle Ihre Briefe; ich habe sie nur aufbewahrt, um sie in Ihre Hände zurückzugeben."

Rudolf ergriff hastig die Brieftasche, die sie ihm reichte, und eilte davon, ohne ein Wort zu erwidern. — Zwei glückliche Menschen blieben zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, September.

Theater. — Ein Religionsstifter.

Als die Antigone des Sophokles hier angekündigt wurde, zuckte mancher Freund des classischen Dramas furchtsam die Achseln; man erwartete einen Abend voll langweiliger Schönheiten, welche das größere Publikum einmal aus Neugierde betrachten würde, um ihnen dann gähnend und auf immer den Rücken zu kehren; man erwartete einige Floskeln von dem Streben der Direktion und der Apathie der gewöhnlichen Theatergänger gegen das Edlere, Höhere; und siehe da! so lange die neue Bühne steht, hat sie nie ein andächtigeres Publikum gehabt. Schon früh fand sich dasselbe ein und wunderte sich zum Theil, daß die Bühne ohne den Hauptvorhang bis in den Mittelgrund sichtbar war; die Orchestra mit der Thymele nimmt nämlich etwa die Hälfte der Bühne in Anspruch, und diese leztere (die Scene) ist, durch den Mittelvorhang von ersterer getrennt, etwa 8 Fuß höher als die mit ihr durch Treppen verbundene Orchestra. Ferner war es dem Publikum neu, daß der Mittelvorhang, statt zu steigen, versenkt wird; endlich, daß gar keine Akteintheilung stattfindet, sondern das ganze Stück ohne Unterbrechung fortspielt, von 6 1/2 bis nach 8 Uhr. Die hiesige Aufführung geschieht nach der Donnerschen Uebersezung mit der viel gerühmten Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Aus Furcht, gegen die classische Ruhe zu verstoßen, wurden die einzelnen Musikstücke hier so gehalten vorgetragen, daß ein paar Nummern fast choralartig wurden; auch wollen einige besondere Kenner der Musik behaupten, der Charakter der Mendelssohnschen Tondichtung entspreche nur an wenigen Stellen der antiken Poesie. Darüber wäre viel zu streiten; so viel ist aber gewiß, daß die Musik hier sowohl von Laien als Künstlern gewürdigt worden ist, und daß einzelne Melodien mit wahrem Entzücken aufgenommen wurden, so namentlich die schöne Bacchoshymne und das Quartettsolo „O Eros, Allsieger im Kampf." Freilich kommt dabei, wie bei aller Musik, gewaltig viel auf den Vortrag an, und dieser ist hier durch eine Anzahl guter Sänger und durch einen eingeübten Chor wohl bedacht. — Das Drama wird durch Grunert und Mad. Lenz getragen. Die Leztere als Antigone entsprach in Mimik und Declamation vollkommen der überlieferten Vorstellung vom griechischen Schauspiel. Das Gemachte, was man Grunert sonst oft mit Recht vorwirft, blickte dießmal nirgends durch. Der ausgezeichnetste Beifall lohnte denn auch die Anstrengungen sowohl dieser beiden Hauptdarsteller, als der übrigen und des Chors. Auch die Direktion ward am Schlusse gerufen, um den Dank für die vortreffliche Anordnung zu empfangen. Erbaut und erquickt verließen die Zuschauer dießmal das Haus. — Die gewöhnlichen Recensenten unserer Blätter (mit Ausnahme des Korrespondenten und der Volksblätter) suchten zwar hinterher zu deuteln und zu drehen, ja Einer vermaß sich sogar, die Arbeit des Sophokles eine schlechte zu nennen. Die Antigone ist seit kurzer Zeit bereits achtmal gegeben worden und hat immer ein so zahlreiches als andächtiges Publikum gefunden. Einer der Vorstellungen wohnten auch der König von Sachsen und der Kronprinz von Dänemark bei. — Einige Wochen früher ward Raupachs „Cromwells Ende" zum erstenmal gegeben und mit verdientem Beifall aufgenommen. Die fürstendienerische Absicht, welche fast in jeder Scene durchblickt, schadet allerdings der consequenten Durchführung eines Charakters wie Cromwell, und auch sonst ist das Stück nicht ohne bedeutende Schwächen; allein nichts desto weniger gehört dasselbe zu den bessern Erzeugnissen unserer Zeit und überragt an poetischem Gehalt bedeutend die von Raupachs vielen Anfeindern. — Wir sahen ferner auf unserem Theater die beiden Zauberer Bosco und Döbler. Ersterer übte eine starke Anziehungskraft troz dem schönen Wetter und dem Gartenleben unserer Noblesse. Seine Naivetät, sein anspruchloser Scherz und der gebrochene deutsch-französische Commentar erhöhen die Unterhaltung, welche seine unbegreifliche Fertigkeit, größere Gegenstände aus der flach gehaltenen Hand vor Aller Augen verschwinden zu lassen, seine Karten- und Würfelkunststücke gewähren. Döbler zeigte seine optischen Nebelbilder (dissolving views), zu welchem Ende Bühne und Auditorium am Schlusse der gewöhnlichen Vorstellung in ein völliges, durch die Orchesterlampen nur schwach unterbrochenes Dunkel versezt werden; je tiefer dieses Dunkel ist, um desto glänzender ist der Effekt der mittelst äußerst reinen und hellen Gaslichts erzeugten Bilder, die in einem großen Rahmen auf der Bühne vor den Augen der Zuschauer aus dem Nebel allmählig entstehen und verschwinden, um andern Platz zu machen. Die Umrisse und Schattirungen dieser Gemälde sind so prägnant, daß die Täuschung vollkommen ist. — Das Thaliatheater, welches es auf eine stete Concurrenz mit dem Stadttheater abgesehen zu haben scheint, lieferte ebenfalls dissolving views. Dabei wurde das Bild Napoleons, das der englische Producent darstellte, mit ziemlich unbedachtsamem Jubel begrüßt, was von einigen Blättern stark gerügt wurde. Dieses Theater hat in neuerer Zeit das Schauspiel mehr in seinen Bereich gezogen. Hinko, Otto von Wittelsbach, Hedwig die Banditenbraut u. A. wurden zunächst durch Kunsts Gastspiel veranlaßt. Sonst repräsentirt das Repertoire dieser Bühne fast nur das französische Vaudeville und die Lokalposse, steht sich aber gut dabei. Merkwürdigerweise loben fast alle Blätter alle Leistungen dieser Bühne, und zwar so übereinstimmend, daß es schon zu öffentlicher Verwunderung Anlaß gegeben hat. Das Stadttheater erfährt dagegen fast immer Tadel, und doch kann ein unbefangener Beobachter nicht läugnen, daß diese Bühne mit den besten im Vaterlande wetteifert und auf einer Höhe steht, welche jeder fürstlich dotirten Kunstanstalt zur Ehre gereichen würde.

Es ist hier ein neuer Reformator, oder noch mehr, ein neuer Religionsstifter aufgetreten, und zwar in vollem Ernste, und mit der ausgesprochenen Absicht, eine neue Religion zu gründen. Im Verlage von Vogel hieselbst erschien nämlich: „Das Allbuch, eine Bibel. Das ist: die Offenbarung des Logos. Empfangen und überliefert durch Clemens von Hamburg. Motto: Heiligt es und es ist heilig. I. Das Buch der Verkündigung." 21 Bogen kl. 8. Es ist „Gott und der Menschheit, zunächst meinen biedern Deutschen" geweiht. In einer langen Vorrede sezt der Verfasser auseinander, daß dieses Werk endlich einmal zu Tage gefördert werden mußte; er nennt es eine begeisterte That, begangen vor den Augen der Welt. „Wie lange und auf wen sollen wir noch warten, daß die befreiten Geister mit ihrem Gott ein neues Bündniß eingehen können?" fragt er. Das Buch selbst ist in Kapitel und Verse, gleich der Bibel, eingetheilt und in einer schwülstig poetischen Sprache geschrieben, der es freilich oft auch an schönen Bildern nicht gebricht. Als nächste Fortsezung dieser „Logoslehre" sind die fünf Bücher der Natur angekündigt.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 28. September 1844.

— Quæquo ipse miserrima vidi
Et quorum pars magna fui.

Virgil.

Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshof.

Die Krähen.

Heiß, heiß der Sonnenbrand
Drückt vom Zenith herunter,
Weit, weit der gelbe Sand
Zieht sein Gestäube drunter;
Nur wie ein grüner Strich
Am Horizont die Föhren;
Mich dünkt, man müßt' es hören,
Wenn nur ein Kranker schlich.

Der blasse Aether siecht,
Ein Ruhen rings, ein Schweigen,
Dem matt das Ohr erliegt;
Nur an der Düne steigen
Zwei Fichten, dürr, ergraut —
Wie Trauernde am Grabe —
Wo einsam sich ein Rabe
Die rupp'gen Federn kraut.

Da zieht's in Westen schwer
Wie eine Wetterwolke,
Kreis't um die Föhren her
Und fällt am Haidekolke;
Und wieder steigt es dann,
Es flattert und es ächzet,
Und immer näher krächzet
Das Galgenvolk heran.

Recht wo der Sand sich dämmt,
Da lagert es am Hügel;
Es badet sich und schwemmt,
Stäubt Asche durch die Flügel,
Bis jede Feder grau;
Dann rasten sie im Bade,
Und horchen der Suade
Der alten Krähenfrau,

Die sich im Sande reckt,
Das Bein lang ausgeschossen,
Ihr eines Aug' gefleckt,
Das andre ist geschlossen;
Zweihundert Jahr und mehr
Gehezt mit allen Hunden,
Schnarrt sie nun ihre Kunden
Dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all sein Gebahr!
Wenn er so herstolzirte vor der Schaar,
Und ließ sein bäumend Roß so drehn und schwenken,
Da mußt' ich immer an Sanct Görgen denken,
Den Wettermann, der, als am Schloß ich saß
Und ließ die Sonne mir den Rücken brennen,
Vom Wind getrillt mich schlug so hart, daß baß
Ich es dem alten Raben möchte gönnen,
Der dort von seiner Hopfenstange schaut,
Als sey ein Baum er und wir andern Kraut! —

„Kühn war der Halberstadt, das ist gewiß!
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
Dann standen seine Landsknecht' auf den Füßen
Wie Speere, solche Blicke konnt' er schießen.
Einst brach sein Schwert; er riß die Kuppel los,
Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.
Ich war nur immer froh, daß flügellos,
Ganz sonder Witz der Mensch geboren werde:
Denn nie hab' ich gesehn, daß aus der Schlacht
Er eine Leber nur bei Seit' gebracht.

„An einem Sommertag, — heut sind es grad
Zweihundert fünfzehn Jahr, es lief die Schnat
Am Damme drüben damals bei den Föhren —
Da konnte man ein frisch Drometen hören,
Ein Schwerterklirren und ein Feldgeschrei,
Radschlagen sah man Reiter von den Rossen,
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Gleise ist das Blut geflossen,
Granat und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kibitze am sand'gen Grund.

„Ich saß auf einem Galgen, wo das Bruch
Man überschauen konnte recht mit Fug;
Dort an der Schnat hat Halberstadt gestanden,
Mit seinem Sehrohr streifend durch die Banden,
Hat seinen Stab geschwungen so und so;
Und wie er schwenkte, zogen die Soldaten —
Da plötzlich aus den Mörsern fuhr die Loh',
Es knallte, daß ich bin zu Fall gerathen,
Und als kopfüber ich vom Galgen schoß,
Da pfiff der Halberstadt davon zu Roß.

„Mir stieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich schwang
Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;
Entlang die Haide fuhr ich mit Gekrächze.
Am Grunde, welch Geschrei, Geschnaub', Geächze!
Die Rosse wälzten sich und zappelten,
Todtwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reiter
Knirschten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, manche krochen winselnd weiter,
Und mancher hat noch einen Stich versucht,
Als über ihn der Baier weggeflucht.

(Schluß folgt.)

Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

In Spanien erreichten die Ketzerverfolgungen in dem furchtbaren Tribunale der Inquisition ihren höchsten Grad der scheußlichsten Ausbildung; hier fiel Hexen- und Zauberwesen zusammen mit dem Verbrechen der Ketzerei, während in Deutschland, wie schon bemerkt, seit Konrads von Marburg Ermordung das Inquisitionswesen nicht recht gedeihen wollte. — Dem ungeachtet waren gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Heinrich Institoris für Oberdeutschland, Jakob Sprenger für die Rheingegenden zu Ketzerrichtern bestellt worden, welche aber, um ihr Geschäft volksthümlicher zu machen, nicht sowohl als Ketzer-, sondern als Hexenverfolger auftraten, wobei sie jedoch namentlich bei der weltlichen Obrigkeit und bei andern weniger in den Vorurtheilen der Zeit befangenen Männern heftigen Widerstand fanden und oft hören mußten, Zauberei und Hexenwerk existire nur in ihren Köpfen. Zu ihrem Schutz erließ hierauf Pabst Innocentius VIII. im Jahr 1484 eine Bulle, wodurch der Hexenprozeß, nämlich die Untersuchung der Ketzerei des Zauberwesens und das Inquisitionsverfahren erst die eigentliche päbstliche Sanction erhielt und die Verbreitung dieses Unwesens wesentlich befördert wurde. Die beiden genannten Ketzermeister gründeten auf diese Bulle das von ihnen verfaßte berüchtigte Buch, Hexenhammer genannt, ein Werk, das in seinen drei Abtheilungen überall vom grassesten Unsinn strozt.

Im ersten Theil wird die Realität des Zauberwesens aus der heil. Schrift, aus dem kanonischen und bürgerlichen Recht erwiesen, und der gehässige Satz aufgestellt, es sey das Leugnen dieser Wirklichkeit eine der ärgsten Ketzereien. Hierauf folgt die Lehre von dem Bündnisse mit dem Teufel, von den verschiedenen Gestalten desselben, namentlich als Incubus oder Succubus, d. h. als männlicher oder weiblicher Buhlteufel. Im zweiten Theile wird die Art verhandelt, wie die Zauberer vom Teufel auf- und angenommen werden, wie sie durch die Luft fliegen, mit Dämonen sich vermischen, die Menschen schädigen, und endlich wird der Schatz der kirchlichen Heilmittel gegen allerlei Zauber angegeben. Dabei wird

eine Masse der ungeheuerlichsten Mährchen aufgetischt; W. Tell erscheint dabei unter den höllischen Freischützen. — Der dritte Theil handelt vom gerichtlichen Verfahren; der altdeutsche Anklageprozeß wird verworfen, die Denunciation dagegen eingeführt, und zwar so, daß der Denunciant sich nicht zur Beweisführung für das Ganze verpflichtet, sondern nur die Wahrheit seiner Aussagen beschwört, welche nur auf einzelne Indicien, bösen Ruf ꝛc. gegründet zu seyn brauchen.

Auf dieses unsinnige, im Jahr 1487 erstmals gedruckte Buch ist der ganze Hexenprozeß, der unzähligen Menschen das Leben gekostet hat, gegründet. Viele gelehrte Männer bearbeiteten von jezt an das gehörig vorbereitete Feld, unter welchen sich vor Allen auszeichnete der lotharingische Geheimerath Nicolaus Remigius, der sich gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts rühmte, an 900 Personen als Hexen verbrannt zu haben, und der Löwensche Professor und Jesuit Del Rio, der 1608 starb. Er war der bei weitem gelehrteste und schlaueste aller Hexenfeinde, und stellte unter andern das Leugnen des Hexenglaubens als eines der schwersten Indicien auf.

Es muß jedoch hierbei ausdrücklich bemerkt werden, wie dieser Greuel nie eine solche Höhe hätte erreichen können, wenn nicht gerade um diese Zeit, nämlich zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, das altdeutsche Recht und die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahren von dem römischen Rechte und dem damit verbundenen geheimen Verfahren verdrängt worden wäre. Mit welchem Widerstreben des Volks eine solche Umwälzung durchgeführt wurde, gehört nicht hierher; ich gedenke hier nur des vierten Artikels der von den in Schwaben und Franken aufgestandenen Bauern entworfenen Verfassung, welcher hinreichend diesen Widerstand beweist. Jezt ward das Recht nicht mehr gefunden und gesprochen von den vom Volke erwählten Rechtsfindern und Rechtsprechern, sondern von den von der Herrschaft gesezten Richtern. Diese wurden nur zu bald die ärgsten Landplagen des Volks, und nur durch das jezt eingeführte heimliche Verfahren wurden die Hexenprozesse in ihrer ganzen Scheußlichkeit möglich. In der Brust der damaligen gelehrten Diener der Themis lebte kein menschliches Gefühl, in die Hände solcher Fühllosen wurde die Folter als Ergänzungsmittel der Wahrheit gelegt, und dabei die Art ihrer Anwendung, über welche ohnehin nur wenige gesetzliche Bestimmungen vorlagen, größtentheils der Willkühr jener Unmenschen preisgegeben.

In dem tüchtigen Werke, „Bayerns Kirchen- und Volkszustände“ erzählt Sugenheim ein gräßliches Beispiel der Trüglichkeit der auf der Folter erpreßten Geständnisse. Im Jahr 1518 hatten vier Bösewichte in Pommern viele Kirchen beraubt und mehrere Mordthaten begangen; bevor man nun der wirklichen Verbrecher habhaft werden konnte, wurden 124 Menschen, unter ihnen 3 Priester, 17 Küster, 80 Männer, 18 Frauen und 6 Jungfrauen, die sämmtlich unschuldig und nur durch die Folter zum Geständniß, als seyen sie die Thäter gewesen, gebracht worden waren, nach gutem Urtheil und Recht hingerichtet.

Nur wenige Bemerkungen mögen jezt noch über den gewöhnlichen Gang der Hexenprozesse folgen. Zauberei war ein vom gewöhnlichen Gerichtsverfahren ausgenommenes Verbrechen, folglich der Richter nicht verbunden, sich genau an die sonst vorgeschriebenen Formen und Grundsätze zu halten, auch konnte dieses Verbrechen niemals verjähren. Ein solcher Prozeß konnte sogleich nach bloßen Indicien eröffnet werden, und diese waren zahllos: übler Ruf, Aussagen von Inquisiten auf der Folter, Abstammung von Eltern, die wegen Hexerei hingerichtet worden waren, Androhungen, auf welche schnell den Bedrohten ein Schaden traf, rasch zunehmender Wohlstand ꝛc. Es gab kein Mittel, dem einmal entstandenen Verdachte zu entgehen, und noch weniger ein Mittel, sich den Klauen des Richters zu entziehen, wenn man einmal in sie gefallen war. Von Untersuchung des Thatbestands oder der Möglichkeit der von den Gefolterten eingekannten Unthaten, oder der gegen sie erhobenen Anklagen war nicht entfernt die Rede. So wurden z. B. in Lindheim in der Wetterau i. J. 1667 mehrere Weiber so lange gefoltert, bis sie einstimmig bekannten, ein todtes Kind ausgegraben, zu Brei gekocht und gegessen zu haben. Als es endlich der Beharrlichkeit des Ehemannes einer der Angeklagten gelang, das Grab des angeblich gefressenen Kindes im Beiseyn einer Commission öffnen zu lassen, und da nun der Körper desselben unversehrt vorgefunden wurde, hielt man diesen unversehrten Leichnam für ein teufliches Blendwerk, und die armen Weiber wurden nichts destoweniger zu Ehren des dreieinigen Gottes als Hexen verbrannt. Ein Angeklagter war jedes rechtlichen Vertheidigungsmittels beraubt, und wurde ihm je ein Vertheidiger erlaubt (in allen von mir gelesenen Akten kommt kein solcher Fall vor), so mußte er sich sehr in Acht nehmen, um nicht selbst in Verdacht zu kommen. Auch hob das auf der Folter erpreßte Geständniß alle Früchte der Defension auf. Auf die leichtesten Indicien hin erfolgte sogleich, gewiß aber im zweiten Verhör, die peinliche Frage, und zwar in der Regel so oft und so lang andauernd, bis das Geständniß erpreßt war; Zurücknehmen desselben zog neue Folter nach sich, festes Beharren darauf verkürzte und milderte wenigstens die Qualen und den in allen Fällen gewissen Tod.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, September.

(Fortsetzung.)

Ein Religionsstifter. — Neubauten.

Der Verfasser der „Logoslehre," Friedrich Clemens Gerke, ist ein Mann in den dreißiger Jahren, ein Autodidakt, welcher eine Reihe von Büchern herausgegeben hat, worunter einige Dramen und ein paar dem obigen Werke einigermaßen verwandte Arbeiten, auch ein Heldengedicht, „Zeus." Von seinen Dramen kam ein Lustspiel, „die Auswanderer am Ohio," auf dem Hamburger Stadttheater vor mehreren Jahren zur Aufführung und konnte kaum zu Ende gespielt werden. Möglich, daß einige Chikane das erste Pfeifen veranlaßte, denn ein anderes, kleineres Lustspiel desselben Verfassers sprudelt von Witz und erlebte auf den Volkstheatern viele Aufführungen. Seine hamburgische Chronik, unter dem Titel: „Hamburgs Gedenkbuch," fand eine sehr beifällige Aufnahme und erwarb dem Verleger Medaillen und königliche Handschreiben in Menge. Unter den nicht zur Aufführung gekommenen Dramen befindet sich auch „Napoleon." Clemens Gerke ist ein freundlicher, rechtlich denkender Literat, keineswegs überspannt; dennoch scheint es, als hätte er große Lust, das Universum zu umfassen und aus den Angeln zu heben. Davon zeugt schon die Riesenhaftigkeit seiner Vorwürfe: Zeus, Napoleon, und nun gar das Allbuch, dessen erstes Kapitel („von der neuen Lehre und deren Wahrhaftigkeit, welche ist die ewig alte") so anhebt: „V. 1. Neiget euer Ohr, ihr Völker der Erde, und die da reden in fremden Zungen, sollen es verkünden Allen, die da unsere Rede nicht mögen verstehen. V. 2. Denn dieß ist das Wort, das wahrhaftig ist und ewig, und stehet mit flammenden Zeichen geschrieben von einer Hand, die da reichet über die Tiefen des Himmels, und stand da, ehe denn ein Auge war, dasselbe zu lesen, oder eine Zunge, davon zu reden." — Die Presse hat sich bis jezt um diese Erscheinung noch nicht viel bekümmert. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, und Hamburg zumal würde sich wunderbar vorkommen, wenn es eine Religionsrevolution erzeugen sollte.

Sehr viel Aerger erregte hier das Anfangs Juni erfolgte Fallissement des jüdischen Buchhändlers Moritz Geber, eines sehr jungen Mannes, der im lezten Winter wegen Verdachts der Brandstiftung in seinem Lokale in gefänglicher Haft sich befand. Seine Passiva betrugen gegen 25,000 Thlr. Preuß. Crt., seine Aktiva sollen kaum des Nennens werth seyn. Namentlich verlieren Leipziger und Berliner Buchhandlungen, welche dem jungen Menschen, der von den hiesigen Buchhändlern als College nicht anerkannt wurde, auf drei- und viermonatliche Wechsel umfangreiche Büchersendungen machten. Mußten schon die Preise auffallen, zu welchen in seinem Laden neue Werke ausgeboten wurden, so ist auch nicht außer Acht zu lassen, daß auf den Karren der jüdischen Trödler um dieselbe Zeit neue und werthvolle Werke zu geringen Preisen verschleudert wurden. Wie sein Fallissement, erregte auch sein Benehmen und die Wahl seiner Creditores bonorum Aufsehen. — Dem deutschen Buchhandel thäte eine Purification in mancher Hinsicht Noth. — Die sehr geachtete Firma Perthes, Besser und Manke hat ihr neues, großartiges Lokal im Jungfernstieg seit längerer Zeit bezogen und dort ein Leseinstitut errichtet, das der eleganten Welt einen Vereinigungspunkt mehr gewährt. Fast jede Wissenschaft ist hier vertreten, von der Theologie bis zur leichtgeschürzten Dienerin des Tages, welche der bloßen Neugierde Bissen zubringt. Auch alle Novitäten des Buchhandels liegen auf, für gute Bücher eine schätzenswerthe Ankündigung. — Wie alle übrigen Geschäfte nach dem Brande, so richten sich auch die meisten Buchhandlungen eleganter ein; wenn es den Autoren oft nicht glänzend geht, so mögen sie sich ein wenig damit trösten, daß ihre Werke in Palästen residiren. — Die Pracht, welche an den Neubauten verschwendet wird, ist noch immer im Steigen. Die Kaufläden namentlich überbieten sich; Spiegelfenster, so groß und theuer sie Paris nur zu liefern vermag, reich vergoldete Rahmen, innen Gold- und Sammttapeten, die Außenwände zum Theil von Marmor und Alabaster. Auf dem alten Jungfernstieg, auf dem Neuenwall, in der Bergstraße, in der Gegend bei der neuen Börse, auf dem Burstah u. s. w. weiß das Auge kaum, wohin es zuerst sich wenden soll. Auch der dritte Jungfernstieg beginnt zu werden, und so ist das liebliche Bassin der Binnenalster von vier herrlichen Spaziergängen fast rechtwinkelig umgeben: im Süden vom alten Jungfernstieg, wo großartige Gasthäuser mit den luxuriösesten Läden wechseln, im Westen und Osten vom neuen und dritten Jungfernstieg, im Norden von der Lombardsbrücke und dem Wall, von dessen Höhe (Büschdenkmal) man die ganze Stadt, so wie nördlich die Außenalster mit ihren idyllischen Ufern und die wichtige Vorstadt St. Georg übersieht. Wahrlich, Hamburg steigt schnell und glänzend aus der Asche empor! — Im Juli hat sich die öffentliche Unterstützungsbehörde aufgelöst, und somit ist auch hiedurch ein Abschnitt der Brandzeit beendigt. Sind nun auch nicht alle Ansprüche befriedigt, so sind doch die Klagen gestillt, denn man betrachtet das, was nicht gefiel, immer mehr als ein fait accompli, das selbst die Diplomaten respektiren. Bei den Bauten nenne ich die Unterstützungsbehörde deßhalb, weil sie für Baumaterialien zu den Nothwohnungen noch 98,000 Mark schuldet und an ihre Liquidationscommission nur 720 Mark Cassa überweisen konnte; indeß hofft sie aus Miethen der Nothwohnungen und aus Rückzahlungen der Vorschüsse so viel zu erhalten, daß sie noch einen Rest für anderweitigen mildthätigen Zweck übrig behält. Für Bauten hat diese Behörde übrigens weit über eine halbe Million Mark verausgabt. — Von den bemerkenswerthesten Privatbauten werden dieser Tage die Tonhalle und die Weinhalle eröffnet werden. Der Bazar, eine Kolonie von mehr als dreißig Läden im alten Jungfernstieg, schreitet rasch seiner Vollendung entgegen. — Das großartigste Privatwerk ist die Elbwasserkunst von Edward James Smith, der beim Brande ebenfalls ungemein litt, jezt aber sein Riesenwerk, das den größten Theil der Stadt mit abgelagertem Elbwasser versorgen kann und eine große Zahl Häuser bereits damit versorgt, fast vollendet hat. Er hat ein sehr bedeutendes Vermögen dabei fast geopfert und hoffte aus dem endlichen Erfolg die Zinsen des Kapitals zu beziehen. Jezt ist zufolge Rath- und Bürgerschlusses der Staat mit ihm in Concurrenz getreten, indem dieser die drei vereinigten (Alster-) Wasserkünste übernimmt und eine Wasserversorgungsanstalt anlegt, welche freilich die Kräfte eines Privatmannes übersteigen muß. Fünf große Reservoirs, resp. von 200,000 und 500,000 Kubikfuß, sollen angelegt werden, eines davon 70 Fuß, ein anderes 100 Fuß über dem Niedrigwasser der Elbe. Diese sollen stets mit Wasser gefüllt seyn, und haben außer der Wasserleitung noch den Zweck der Bekämpfung von Feuersbrünsten. Zwei Dampfmaschinen, zwei große Hauptleitungen und eine beliebige Zahl Zweigleitungen vermitteln diese Zwecke. — Ein neu erbauter israelitischer Tempel ward am 5. Sept. feierlich eingeweiht.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 30. September 1844.

— Till I find a charm to calm these fits,
Per Styga, per manes vehor.

Shakespeare.

Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshof.

Die Krähen.

(Schluß.)

„Noch lange haben sie getobt, geknallt,
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;
Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,
Ha welch ein köstlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier schmaußt, kein Weihe je so reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —
Allein der Halberstadt war nicht darunter:
Nicht kam er heut', noch sonst mir zu Gesicht,
Wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht." —

Sie zuckt die Klaue, krau't den Schopf,
Und streckt behaglich sich im Bade;
Da reckt ein grauer Herr den Kopf,
Weit älter, als die Scheh'razade.
„Ha," krächzt er, „das war wüste Zeit!
Da gab's nicht Frauen, wie vor Jahren,
Als Ritter mit dem Kreuz gefahren,
Und man die Münster hat geweiht!"
Er hustet, speit ein wenig Sand und Thon,
Dann hebt er an, ein grauer Seladon:

„Und wenn er kühn, so war sie schön,
Die heil'ge Frau im Ordenskleide!
Ihr mocht' der Weihel süßer stehn,
Als andern Güldenstück und Seide.
Kaum war sie holder an dem Tag,
Da ihr jungfräulich Haar man fällte,
Als ich an's Kirchenfenster schnellte,
Und schier Tobias Hündlein brach.

„Da stand die alte Gräfin, stand
Der alte Graf, geduldig harrend;
Er auf's Baretlein in der Hand,
Sie fest auf's Paternoster starrend;
Ehrbar, wie bronzen sein Gesicht,
Und aus der Mutter Wimpern glitten
Zwei Thränen auf der Schaube Mitten,
Doch ihre Lippe zuckte nicht.

„Und sie in ihrem Sammetkleid,
Von Perlen und Juwel' umfunkelt,
Bleich war sie, aber nicht von Leid,
Ihr Blick doch nicht von Gram umdunkelt.
So mild hat sie das Haupt gebeugt,
Als woll' auf den Altar sie legen
Des Haares königlichen Segen;
Vom Antlitz ging ein süß Geleucht.

„Doch als nun, wie am Blutgerüst,
Ein Mann die Seidenstränge packte,
Da faßte mich ein wild Gelüst,
Ich schlug die Scheiben, daß es knackte,
Und flattert' fort, als ob der Stahl
Nach meinem Nacken wolle zücken.
Ja wahrlich, über Kopf und Rücken
Fühlt' ich den ganzen Tag mich kahl!

„Und später sah ich manche Stund'
Sie betend durch den Kreuzgang schreiten,
Ihr süßes Auge über'n Grund
Entlang die Todtenlager gleiten.
In's Quadrum flog ich dann hinab,
Spazierte auf dem Leichensteine,
Sang, oder suchte auch zum Scheine
Nach einem Regenwurm am Grab.

„Wie sie gestorben, weiß ich nicht;
Die Fenster hatte man verhangen,
Ich sah am Vorhang nur das Licht
Und hörte, wie die Schwestern sangen;
Auch hat man keinen Stein geschafft
In's Quadrum, doch ich hörte sagen,
Daß manchem Kranken Heil getragen
Der sel'gen Frauen Wunderkraft.

„Ein Loch gibt es am Kirchenend',
Da kann man in's Gewölbe schauen,
Wo matt die ew'ge Lampe brennt,
Steinsärge ragen, fein gehauen;
Da streck' ich oft im Dämmergrau
Den Kopf durch's Gitter, klage, klage
Die Schlafende im Sarkophage,
So hold wie eine Krähenfrau!"

Er schließt die Augen, stößt ein lang „Krahah!"
Gestreckt die Zunge und den Schnabel offen;
Matt, flügelhängend, ein zertrümmert Hoffen,
Ein Bild gebroch'nen Herzens sitzt er da. —
Da schnarrt es über ihm: „Ihr Narren all!"
Und nieder von der Fichte plumpt der Rabe:
„Ist einer hier, der hörte von Walhall,
Von Teut und Thor, und von dem Hünengrabe?
Saht ihr den Opferstein" — Da mit Gekrächz
Hebt sich die Schaar und klatscht entlang den Hügel.
Der Rabe blinzt, er stößt ein kurz Geächz,
Die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel;
Dann duckt er nieder, kraut das kahle Ohr,
Noch immer schnarrend fort von Teut und Thor.

Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

Es tritt hierbei noch eine eigenthümliche Erscheinung auf; es lag nämlich dem Inquirenten weit weniger an dem zur Verurtheilung eines einzigen Inquisiten nöthigen Geständnisse, als vielmehr an Erforschung seiner vermeintlichen Genossen und Mitschuldigen. Der Grund davon war weniger zu suchen in dem Bestreben, das Hexenwerk auszurotten, als vielmehr darin, die Arbeit nicht ausgehen zu lassen und sich damit einen fortdauernden Verdienst zu sichern. Solch schnöde Habgier scheint einer der hauptsächlichsten Hebel des glühenden Hexenhasses gewesen zu seyn; dieß ergibt sich wenigstens aus den Zeugnissen hellsehender, muthiger Zeitgenossen, und geht aus meinen eigenen Untersuchungen, wie ich später zeigen werde, klar genug hervor.

Wenn das Geständniß der eigenen Missethat heraus gefoltert war, so wurde ferner auf Complices inquirirt, d. h. auf Personen, welche auch mit auf den Hexentänzen und Sabbathen zugegen gewesen seyen. Bei den darauf folgenden Confrontationen trug es sich nicht selten zu, daß die Aussagen von den Inquisiten beschworen und zur Bekräftigung der Wahrheit sogar das heil. Abendmahl darauf genommen wurde. Zwei oder mehrere solcher Angaben, von verschiedenen Inquisiten gegen eine und dieselbe Person gemacht, was namentlich in kleinen Orten sehr häufig vorkommen mußte, reichten hin zur gefänglichen Einziehung solcher Bezüchtigten und zum Beginnen eines neuen Prozesses. Alle Bekenntnisse sind in der Regel an einem Untersuchungsorte, wo viele Hexenprozesse hinter einander vorkommen, völlig gleichstimmig; dieß hatte einen doppelten Grund: einmal waren alle Punkte, auf welche es ankam, dem Volke vollständig bekannt, und zweitens wurde zuletzt Uebereinstimmung der Aussagen durch zahllose Suggestivfragen hervorgebracht. Nur selten gab es moralisch und physisch so starke Personen, und diese vorzugsweise unter dem weiblichen Geschlecht, daß sie alle Grade der Tortur, und zwar zu mehreren Malen, aushielten, ohne zu bekennen. In solchem Falle erfolgte zwar, aber erst nach langem und schwerem Gefängniß, eine Freilassung, immer aber nur gegen Beschwörung einer schweren Urphede, und meistens war Landesverweisung damit verbunden. In den bei weitem meisten Fällen ward nach wenigen Tagen, nach drei bis vier Verhören schon das Urtheil gefällt, welchem die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. zu Grunde lag, die auf Zauberei, wenn wirklich die Beschädigung einer Person erfolgt war, den Tod setzte. Andere kurz vorher oder bald darauf erlassene

Kriminalordnungen, z. B. die Bamberger vom Jahr 1507 oder die chursächsische von 1577, setzten auf Bündnisse mit dem Teufel, auch ohne Schädigung anderer Personen, den Feuertod, auf Schaden durch Zauberei ohne Teufelsbündniß, Tod durch's Schwert. In der Praxis stellte es sich jedoch heraus, daß ausgezeichnete und unbußfertige Hexen lebendig verbrannt, reumüthige aber geköpft, gehenkt oder erstickt wurden.

Nach dem canonischen Recht war Vermögensconfiskation eine Strafe der Zauberei; eine Stelle in Kaiser Karls Halsgerichtsordnung wurde auch in dieser Richtung verdreht und gedeutet, und wenn es auch in der Theorie eine Streitfrage blieb, so ward dagegen in der Praxis entweder geradezu das Vermögen für verfallen erklärt oder doch durch die großen Prozeßkosten vollständig geplündert. Ersteres war mehr in katholischen, letzteres mehr in protestantischen Ländern der Fall, und lieferte namentlich in den erstern, wie später gezeigt werden wird, ein bedeutende Quelle von Einnahmen. Es bedarf dabei keiner weitern Ausführung, daß Haß, Rachsucht, Habgier in den Hexenprozessen den weitesten Spielraum fanden.

Den Juristen allein wäre es jedoch nie möglich geworden, die Greuel der Hexenprozesse so lange fortzusetzen, hätten sie nicht an den Theologen den kräftigsten Beistand gefunden. Die weiteste und furchtbarste Ausdehnung erhielten die Hexenprozesse in der lezten Hälfte des sechzehnten und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Dieser Zeitraum hatte aber vor Allem eine theologische, und zwar durch die Parteien für und wider die Reformation eine höchst leidenschaftliche theologische Richtung. Beide sich sonst so schroff entgegenstehenden Parteien trafen in Einem Punkte zusammen, nämlich in der Vorstellung von der Persönlichkeit und von der Macht des Teufels. Der mangelhafte Zustand sämmtlicher Naturwissenschaften und die Furcht der wenigen bessern Köpfe, sich gegen die Theologen zu verfehlen, trugen nicht wenig dazu bei, die Finsterniß in Beziehung auf den Hexenglauben zu erhalten, und zwar in einer Periode, die gewöhnlich als die der rasch sich verbreitenden Aufklärung bezeichnet wird. Zu gleicher Zeit war der Glaube an theurgische und theosophische Magie, an Alchymie, Astrologie, durch die Bestrebungen der mystischen Rosenkreuzer nicht wenig begünstigt, allgemein verbreitet und von den höchsten Herrn und den ausgezeichnetsten Köpfen gehegt und gepflegt. Die Jurisprudenz war befangen in den Satzungen und Spitzfindigkeiten des römischen und canonischen Rechts, in den theologischen Begriffen der Zeit, in dialektischen Spielereien. Es ward nicht geforscht nach der Möglichkeit der Zauberei. Wenn also Protestanten und Katholiken den Hexenglauben aus gleichem Gesichtspunkt betrachteten, und wenn bei erstern Luther durch seine Annahme der Lehre vom Teufel nach St. Augustin hiezu nicht wenig beigetragen hatte, so erreichte dem ungeachtet das Wüthen gegen Hexen in protestantischen Ländern nie eine solche Höhe, wie in den Ländern katholischer und vorzugsweise geistlicher Fürsten. Als Beweis dieser Behauptungen mögen folgende kurze, größtentheils der Geschichte Schwabens und Frankens entnommene Angaben dienen.

In den alten württembergischen Landen scheint das Hexenwesen nur wenig Wurzel geschlagen zu haben. Nur aus Balingen, aus Kirchheim finden sich einzelne Fälle verzeichnet. In Güglingen wurde des berühmten Astronomen Keppler vierundsiebzigjährige Mutter i. J. 1620 vierzehn Monate lang als Hexe prozessirt. Nur ihrem Sohne, der ein Jahr lang hier verweilte und 400 Gulden opferte, verdankte sie ihre Rettung. Gleichergestalt verhält es sich in den meisten Reichsstädten, die größtentheils der evangelischen Lehre zugethan waren. Von Ulm z. B. ist dem Verfasser nur eine einzige Hexe bekannt geworden, ein fünfzehnjähriges Mädchen, das im Jahr 1680 hingerichtet wurde. Das hinterlassene Tagebuch des Meisters Franz, Scharfrichters von Nürnberg, erwähnt unter den von ihm zwischen den Jahren 1573 und 1615 hingerichteten 361 Maleficanten keiner Hexe und keines Zauberers. Eben so wenig sind von Heilbronn, von Hall Hexenprozesse bekannt. In Eßlingen erscheint der erste Hexenprozeß i. J. 1562, der durch Aufhetzung des Predigers Naogeorgius entstand, aber mit Freilassung der Angeklagten und einem ernsten Verweise des Predigers endigte. Dem ungeachtet mußte auf ein neues Geschrei des Naogeorgius abermals ein blödsinniges Weib eingezogen und, weil sie sich auf der Folter als Hexe bekannte, hingerichtet werden. Erst 1662, ein Jahr, in welchem auch anderwärts große Hexenverfolgungen ausbrachen, begann auch hier eine neue, aber blutige Hexenjagd, bei welcher 108 Personen in Untersuchung gezogen und 32 als Hexen und Zauberer hingerichtet wurden. Hiemit endigte hier dieses Unwesen. In Reutlingen fanden zu derselben Zeit Hexenbrände statt.

In Nördlingen hatten von 1590—94 nicht weniger als 32 ehrbare Bürgerfrauen den Scheiterhaufen als Hexen bestiegen, alle Gefängnisse waren mit andern Frauen, die von den Hingerichteten auf der Folter als Mitschuldige angegeben worden, angefüllt und sahen auch dem gräßlichen Feuertod entgegen, als diesen Greueln durch die ausnehmende und wunderbare Standhaftigkeit der auch als Hexe eingekerkerten dortigen Wirthin zur Krone, Maria Holl, aus Ulm gebürtig, ein Ziel gesetzt wurde. In acht Verhören hatte sie sechs-und-fünfzigmal die Folter ausgehalten, ohne das verlangte Geständniß abzulegen. Als die Juristen ob solchem Starrsinn sich nicht mehr

zu helfen wußten, trat endlich der Superintendent Luz, der im Namen der Kirche sich schon früher gegen solche Unmenschlichkeiten erklärt hatte, entschieden für die Holl auf; er sah sich hiebei von der öffentlichen Meinung unterstüzt, und als der Rath von Ulm für seine Tochter kräftig einschritt, wagten es die Juristen nicht, die Folter noch weiter anzuwenden, gaben die Hollin nach geschworener schwerer Urphede frei, und seitdem ward in Nördlingen keine Hexe mehr verbrannt. In Basel kamen zwar von 1519 bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts einige Hexenprozesse vor, die aber, mit Ausnahme von wenigen, keine Hinrichtung zur Folge hatten. Im Anfange dieser Periode erscheinen die Juristen strenger als die Theologen, während es am Ende derselben umgekehrt ist.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, September.

(Schluß.)

Unglücksfälle.

Zu Ende Julis und zu Anfang Augusts fanden die Pferderennen auf den Koppeln bei Wandsbeck statt; es sollen dieß die lezten seyn, da es nicht hat gelingen wollen, dieses kostspielige Vergnügen zum Volksfeste zu erheben. Die Theilnahme verringerte sich von Jahr zu Jahr, troz dem, daß grüne Tische und andere verbotene Reizmittel zogen. An zwei von diesen lezten drei Renntagen fanden sich nur die Herren der Pferde, die Jokeis, Zeltinhaber und andere Spekulanten und ein äußerst geringes Publikum ein. Man will den angepriesenen Nuzen dieser Thierquälerei (denn in Bezug auf die Rennpferde ist es eine solche) nicht einsehen lernen. — Seit einiger Zeit scheinen die Unglücksfälle recht vorherrschend werden zu wollen. Den Anfang machte am 2ten Juni das Umschlagen eines Bootes, in welchem sich die ersten Fabrikarbeiter eines hiesigen Fabrikanten befanden, welcher ihnen eine Lustfahrt veranstaltet hatte. Acht Männer, worunter sechs Familienväter, fanden ihren Tod in den Wellen und wurden einige Tage darauf zugleich begraben: ein schauerlicher Zug von acht Särgen, hinter welchen die Geretteten und der Fabrikherr folgten. Für die Wittwen und Waisen ward gesammelt und ein glänzendes Resultat erzielt. Diese Sammlung war noch nicht beendet, als die Kunde einlief, daß am 14ten Juni Nachts von Hull abgegangene hamburgische Dampfschiff „Manchester" sey zwischen den Elb- und Eidermündungen an der holsteinischen Küste mit Mann und Maus untergegangen. Aufgefangene Schiffstrümmer, Güter und die an's Ufer treibenden Leichen bestätigten diese traurige Botschaft, und für die Familien der ertrunkenen zwei-und-zwanzig Mann, welche die Besazung bildeten, ward wiederum reichlich gespendet. Passagiere waren auf dem Manchester nicht über sieben und zwar lauter Ausländer, worunter eine irländische Familie, die in's Bad wollte und das Familienhaupt daheim ließ. Schwer hat der Capitän des Schiffes gebüßt; seinem Eigensinn und seiner Unerfahrenheit wollen Sachkundige das Unglück zuschreiben, und er hatte schon früher einigemal den Cours verfehlt, auf den namentlich beim Einlaufen in die Elbe während eines Sturmes fast Alles ankommt. — In der Nacht vom 7–8ten August brannte an der Landungsbrücke zu Harburg das zwischen dort und hier fahrende Dampfschiff „Kronprinz von Hannover" ganz auf, ohne daß Menschenleben dabei geopfert wurden, und am 18ten August gerieth das denselben Cours fahrende Dampfschiff „Phönix" in starke Havarie. Es war Sonntag Abend, das Schiff voll, fast übervoll von Passagieren, das Wasser der Elbe hoch angeschwollen, und ein fast orkanähnlicher Wind wehte. Das Heu von den Werdern war abgetrieben und hatte sich in die Räder des Phönix gesezt. Man befürchtete eine Katastrophe. Vom Hamburger Hafen aus gewahrte man die Gefahr und vernahm das Hülfsgeschrei der Passagiere. Drei Kauffahrteischiffe eilten zur Hülfe; für kleinere Fahrzeuge war es unmöglich, hinan zu kommen. Alles ging gut, und der Capitän erklärte, wenn die Passagiere nur beruhigt geblieben wären, so hätte auch die Hülfe nicht Noth gethan. An demselben Abend rissen sich einige große Schiffe von ihren Ketten los, und die großen kostspieligen Schleusen- und Dammarbeiten in der Stadt (im abgebrannten Theil) wurden theilweise zerstört. — Als einen Unglücksfall darf man auch wohl die Streitsache des sehr bekannten und reichen Kaufmanns Milberg mit seinem Schwiegersohne Booth (dem Bruder des Besizers der berühmten botanischen Anstalt in Flottbeck) betrachten. Wegen der Herausgabe der Mitgift der Tochter des Milberg entstand der Streit auf der Chaussee nach Pinneberg, wohin beide ritten. Dem Schwiegervater wird großer Geiz nachgeredet (obwohl er zu milden Zwecken oft gab und zu den „Frommen" gezählt wird). Der Wortwechsel artete in Thätlichkeiten aus; der jüngere Mann, zuerst angegriffen, war der Stärkere, Milberg blieb blutend am Boden liegen; die Pinneberger Gerichte untersuchten den Vorgang und sprachen Booth frei. Ein völliger Familienzwiespalt folgte; die Gattin des Milberg starb aus Gram, und bald hernach schnitt Milberg sich die Pulsadern ab und verblutete in einem Graben bei Eppendorf. — Um dieselbe Zeit entleibte sich auch ein sehr wohlhabender israelitischer Kaufmann, scheinbar ohne alle äußere Veranlassung, und eine Anzahl anderer Selbstmorde folgten. Nahrungssorgen waren bei keinem derselben Veranlassung. — Als psychologische Erscheinung darf ich auch erwähnen, daß in Altona vor einiger Zeit ein Schmiedelehrling seinen Mitburschen um ein Trinkgeld von $2^1/_2$ Schillingen (6 Kreuzer) erschlug. — Bei dieser Gelegenheit ist eines in unserer Nachbarschaft stattgehabten Duells zu gedenken. Im freundlichen Städtchen Razeburg, der Residenz des Herzogthums Lauenburg, erzürnten sich beim Billardspiele ein Lieutenant von Linstow und ein Candidat gleichen Namens; die Folge war eine Herausforderung, welche des durchaus unerheblichen Anlasses halber die beiderseitigen Freunde rückgängig zu machen suchten, was aber nicht gelang. Der Offizier verwundete mit dem Degen seinen Gegner am rechten Oberarm; in 24 Stunden war derselbe todt und der Lieutenant auf flüchtigem Fuße. Die Familie v. Linstow gehört zu den angesehensten im Lande.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 99 und Monatsregister September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Achtunddreissigster Jahrgang.

1844.

Oktober.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 80.

Geschichte der Kunst des Mittelalters in Norddeutschland. — Malerei und Bildhauerkunst in Schweden. (Schluß.) — Akademien und Vereine.

Nro. 81.

Archäologie. 1. Die Schaale des Kodros, herausgegeben von Emil Braun. 2. Die Heilung des Telephos. Drittes Programm zum Berliner Winckelmannsfest von Ed. Gerhard. — Geschichte der Kunst des Mittelalters in Norddeutschland. (Schluß.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 82.

Die Sculpturen des Giebelfeldes vom neuen Ausstellungsgebäude in München, von Ludwig Schwanthaler. — Literatur. Ueber Reiterstatuen in Bezug auf das in Königsberg zu setzende Denkmal Friedrich Wilhelms III. Eine Vorlesung, in der königl. deutschen Gesellschaft gehalten von E. A. Hagen. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 83.

Architektur. Dimostrazione del progetto del Cav. Architetto Niccolò Matas per compiere colla facciata l'insigne Basilica di S. Maria del Fiore Metropolitana della città di Firenze. — Die eherne Reiterstatue des Herzogs von Wellington in London. — Bauwerke. — Malerei. — Galvanographie. — Plastik.

Nro. 84.

Periegese. Die Dresdener Gemäldegalerie in ihren bedeutungsvollsten Meisterwerken, erklärt von Dr. Julius Mosen. — Frescomalerei in der Kirche zu Weißenthurn. — Plastik. — Alterthümer. — Lithographie. — Literatur.

Nro. 85.

Ueber die Fortschritte und den gegenwärtigen Stand der Galvanographie. Von Fr. v. Kobell. — Literatur. Ueber P. von Cornelius. Eine Vorlesung, in der königl. deutschen Gesellschaft in Königsberg gehalten von E. A. Hagen. — Literatur. — Nekrolog. — Persönliches. — Ausstellungen. — Museen und Sammlungen.

Nro. 86.

Kunstnachrichten aus Toskana. — Radirungen. 1. Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen, erfunden und radirt von J. B. Sonderland. 2. Lieder und Bilder, Bd. 3, oder: Deutsche Dichtungen mit Randzeichnungen deutscher Künstler, Bd. 2. — Museen und Sammlungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 87.

Zur Erklärung griechischer Vasenbilder. Von A. Feuerbach. — Kunstnachrichten aus Toskana. (Schluß.) — Akademien und Vereine.

Nro. 88.

Die Kunstausstellungen zu Köln und Düsseldorf im Sommer 1844. — Die deutsche Architektenversammlung in Prag. — Akademien und Vereine. — Denkmäler.

Vierteljahrs-Schrift 1844. 4tes Heft.

[427] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das 4te Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1844.

Oktober—December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Einige Worte über Naturwissenschaften in unserer Zeit. — Die Zollvereins-Industrie, vom praktischen Standpunkte aus beleuchtet. — Die Stellung der Czechen und der Deutschen in Böhmen. — Luxus und Mäßigkeit. — Kaffee und Zucker. — Der Staat und die Jugendbildung. — Die Kometen. — Die Vereinzelung der menschlichen Wohnsitze auf dem Lande. — Andeutung über die Bildung und den Wirkungskreis kriegswissenschaftlicher Vereine im deutschen Bundesheere. — Das deutsche Executionswesen gegen zahlungsunfähige Schuldner, besonders in Preußen, und die Nothwendigkeit einer Revision und Umarbeitung der noch gegenwärtig das Verhältniß der zwischen Gläubiger und Schuldner feststellenden Gesetzgebung. — Aus Anlaß der Fabrikemeuten. — Kurze Notizen.

---

[381] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alte hoch- und niederdeutsche

Volkslieder

mit Abhandlung und Anmerkungen

herausgegeben von

Ludwig Uhland.

Erster Band:

Der Liedersammlung in fünf Büchern

Erste Abtheilung.

gr. 8. Velinpapier brochirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.

Mit Dank und Freude wird Deutschland aus der Hand eines seiner geliebtesten Dichter und gründlichsten Forscher diese seit vielen Jahren vorbereitete Sammlung deutscher Volkslieder, „einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens“ empfangen. Mit der zweiten Abtheilung schließt der für sich bestehende Text ab, an dessen Schlusse die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetisches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt werden soll. Nach der Vorrede beabsichtigt aber der Verfasser zwei kleinere Bände folgen zu lassen, welche eine Abhandlung über die deutschen Volkslieder, und kritisch-historische Anmerkungen umfassen werden. Die Verlagshandlung war bemüht für die würdigste Ausstattung eines Werkes zu sorgen, das eine Zierde der deutschen National-Literatur bilden wird.

Stuttgart und Tübingen, September 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 1. Oktober 1844.

Tristes hac tempestate Camoenæ.
Juvenal:

Ein Winter in Berlin.

Siebenter Brief.

(Fortsetzung von Nr. 182.)

Die Gemäldesammlung des königlichen Museums.

Ich führe Sie, liebe Lucie, aus den düstern, lampengeschwärzten Räumen des Theaters in die heitern Gemächer der Kunst. Auch diese bilden ein Theater; die Schauspieler zeigen sich hier fast durchgängig in ihren dankbarsten Rollen, und ganze Jahrhunderte haben ihnen Beifall zugeklatscht. Leider können wir, wie in der dramatischen Kunst, auch hier keinen Wettlauf aushalten; wir können es diesen großen Tragikern in der Farbe, diesen humoristischen Lustspieldichtern in Licht und Schatten, diesen mysteriösen Dramatikern im Helldunkel, nicht gleich thun. Hier wie dort sehen wir heute eine absterbende, wo nicht schon abgestorbene Kunst. Das darf uns aber nicht niederbeugen; wenn unser Jahrhundert nicht schöpferisch ist, so ist es bequem und gefällig. Es siebt, es sammelt, es betrachtet kritisch, kurz, es sitzt im bequemen Lehnstuhl vor den aufgerollten Cartons der schöpferischen Jahrhunderte.

Wenn dieser lange, wunderbare Frieden, der wie ein nicht endender und dadurch unheimlicher Frühling über unser Land ausgebreitet liegt, einmal zu Ende geht, wenn wir wieder wirkliche Handlung auf der Lebensbühne sehen werden, wenn die Trommeln nicht bloß in unsern Opern, sondern im Felde wirbeln, wenn unsere modernen Componisten den Schlachtenlärm dahin, wohin er gehört, in's Feldlager abgeliefert haben, und Sängerinnen und Schauspielerinnen wie Madame Schröder-Devrient von den Marketenderinnen abgelöst sind — dann, sag' ich, kann es seyn, daß wir Stoff erhalten zu eigenthümlicher Kunst in den Theatern wie in den Ateliers. Einstweilen haben wir vortreffliche Compendien geschrieben. Es ist Alles und Jedes untersucht und aufnotirt worden. Die Straßen sind frei, die Marktplätze offen, ein Heer von Gelehrten und Sammlern durchzieht Europa in allen Richtungen, die Regierungen sind human und gastfreundlich; es gibt keine verschlossenen Archive mehr, aus allen Ecken und Winkeln kommen Bilder, Bücher, alte Manuscripte, Münzen, Ringe, Pergamente hervor; es regnet Notizen. Die Gelehrten kommen zu großen Bundestagen zusammen, sie ordnen, während sie eine schmackhafte Pastete verzehren, ein Kapitel der Naturgeschichte, und bringen mit einer neuen Weinsorte eine neue historische Berichtigung zur Berathung.

Wie unbequem hatten es die alten Forscher! Olearius in seiner persianischen und moskowitischen Reisebeschreibung klagt, daß man ihm Branntwein aufgenöthigt

habe und daß er den Stockschlägen nicht entgangen sey. Mispel, ein deutscher Gelehrter im siebzehnten Jahrhundert, wurde von den Türken am ganzen Leibe blutrünstig geschlagen, mit Salz bestreut und dann in die Sonne gestellt. Ein Churfürst von Brandenburg schreibt, man möchte ihm doch einen neuen Gelehrten schicken, da der seinige in die Weichsel gefallen und ertrunken sey. Der tiefsinnige Gelehrte Morgenstern wurde, als er durch Leipzig reiste, aufgefangen und als Hofnarr an den Hof des Landesfürsten gebracht. Eine zartfühlende Dichterin aus Nürnberg, Florida Eysbergerin, kam nach Polen, wie es dort gerade äußerst tumultuarisch zuging, und die liebliche Sängerin, die die Geheimnisse der Vermählung der Nachtigall mit der Rose besang, wurde als Marketenderin angestellt, später vom Feind gefangen und an einen Baum aufgeknüpft. Wie dornenvoll war die Bahn der Kritik damals! wie ist sie jezt so bequem und so anmuthig! Wir wollen dieß dankbar anerkennen. Die Geschlechter, die nach uns kommen werden, sind gezwungen, etwas Großes zu thun, denn das große Denken und das viele Schreiben haben wir ihnen bereits vorweg genommen. Hoffentlich werden auch unsere Nachkommen unsere vielen Bücher lesen.

Eine Frucht dieser überall hin verbreiteten Wissenschaftlichkeit sind die kritischen Sammlungen, besonders der Gemälde. Man darf behaupten, daß das Berliner Museum in dieser Richtung an der Spitze steht. Es gibt in seinen herrlichen Sälen, die mit so großartiger Gastfreundlichkeit und Toleranz dem Publikum im weitesten Kreise offen stehen, eine Geschichte der Kunst, wie sie kaum anderswo so belehrend und faßlich zusammengestellt ist. Klarheit und Deutlichkeit, Ordnung und tiefes Verständniß geben hier Hand in Hand, und der gelehrte Kenner bildet mit dem anmuthigen Erklärer und dem Geschmackslehrer ein unzertrennliches Dreiblatt. Die Berliner Galerie ist vielleicht das Musterbild eines solchen Kunstinstituts. Wenn man gewisse allgemeine Kunstprinzipien, Schönheitsformen, Bildungselemente dem Volke im edlern Sinne beibringen will, so kann man dieß kaum anders als auf dem Wege, wie es hier geschieht. Die Zimmer sind hell und groß, die Tafeln, an Wand und Thüren befestigt, geben dem ungelehrigsten Sinne deutliche Auskunft, ein Katalog ist in Jedermanns Händen und die bezeichnenden Abtheilungen der einzelnen Malerschulen sind so in die Augen springend geordnet, daß der blödeste Sinn sie erkennen muß. Dabei sind die Wege vorgezeichnet, wie dem tieferen Verständniß durch Selbststudium Bahn geöffnet werden kann. Der Gemäldekenner findet seine Lieblinge bald heraus und sieht sie mit jenem feinfühlenden Künstlersinne, der das sichere Zeichen ächter Kennerschaft ist, immer in das günstigste Licht, in die passendste Umgebung gestellt. Denn man kann einem Bilde durch Entziehung des Lichts, durch unpassende Nachbarn und durch allerlei andere Dinge die unheilbarsten Wunden schlagen, die bittersten Kränkungen anthun. Die jetzige kritische Vollendung in Stellung und Anordnung der Galerie ist großentheils ein Werk des Direktors Wagen, eines Mannes, der das schwere Räthsel zu lösen verstanden hat, ein Kunstkenner ohne Pedanterie zu seyn. Seine Bücher haben die graziöse Leichtigkeit mündlicher Gespräche und seine Kunstbildung vermählt sich mit der Leichtigkeit und Fügsamkeit des Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

In Rottweil, einer katholischen Reichsstadt, wurden dagegen von 1561 bis 1648 113 Personen, und zwar 94 Weiber und 19 Männer als Hexen und Zauberer hingerichtet. Saulgau hieß wegen des häufigen Hexenverbrennens weit und breit nur das Hexenstädtlein. Graf Ulrich von Helfenstein, der 1570 starb, ließ in seinem Städtchen Wiesensteig, dem Sitze eines Domherrnstiftes, in kurzer Zeit 70 Hexen verbrennen, und der Wiesensteiger Scharfrichter wurde wegen seiner Geschicklichkeit im Hexenfoltern weit und breit verlangt.

Noch greulicher wurde aber gewüthet in den Ländern deutscher Kirchenfürsten, wobei aber ausdrücklich bemerkt werden muß, daß alle diejenigen geistlichen Fürsten, welche als eifrige Hexenverfolger sich auszeichneten, von katholischen Schriftstellern auch als siegreiche Bekämpfer des in ihre Länder eingedrungenen Protestantismus gerühmt werden. Durch den Religionsfrieden von 1555 war zwar den deutschen Ketzern das Leben gesichert und ihnen nur Landesverweisung gedroht, leicht aber wurde es dagegen möglich, heimlichen oder offenen Freunden der evangelischen Lehre als Zauberern und Unholden an Leib, Leben und Vermögen zu kommen. Daß solches im Churfürstenthum Trier und im Erzbisthum Salzburg wirklich der Fall gewesen, ist geschichtlich; daß im Gebiete des deutschen Ordens, das fast ganz von protestantischen Ländern umgeben war, solche Motive bei den Hexenverfolgungen zu Grunde lagen, davon habe ich überzeugende Beweise erhalten. Einen großen Theil der Schuld trugen dabei die an die Stelle der Dominikaner getretenen Jesuiten.

In den trierschen Ländern wüthete man gegen Ketzer und Hexen dermaßen, daß in einem Dorfe nur noch

zwei Weiber am Leben waren, und daß das ganze Land im Anbau zurück kam. In Bamberg begann 1625 eine bis 1629 dauernde Herenverfolgung, welche über 900 Menschen das Leben kostete; darunter befanden sich die angesehensten Personen, ein Kanzler mit Frau, Sohn und zwei Töchtern, zwei Bürgermeister, zwei-und-zwanzig sieben- bis neunjährige Mädchen. Das Unwesen ward so arg, daß sogar Kaiser Ferdinand II., der in seinen Erblanden und in Böhmen furchtbar gegen Ketzer verfahren war, hemmend einschreiten mußte. Eben so schauderhaft ging es in Würzburg zu, wo unter dem Bischof Philipp Adolf von Ehrenberg von 1627 bis 1629 gegen 900 Personen als Heren und Zauberer verbrannt oder mit dem Schwert hingerichtet wurden, unter ihnen mehrere Vornehme von Adel beiderlei Geschlechts, vier Chorherrn, vierzehn Dominikaner, eine Bürgermeistersfrau, die schönste Jungfrau der Stadt, mehrere Rathsherrn, sogar der nächste Verwandte des Bischofs und lezte Sprößling seines Stammes, der vierzehnjährige ausgezeichnete Jüngling Ernst von Ehrenberg, viele Kinder von neun bis zwölf Jahren und noch jüngere. Die Schulen wurden geschlossen, und es kam so weit, daß sogar der Bischof und sein eigener Kanzler von den Gefolterten als Mitschuldige angegeben wurden. Jezt erst scheinen dem Kirchenfürsten die Augen aufgegangen zu seyn; er that der Verfolgung Einhalt und stiftete zum Seelenheil der Hingemordeten feierliche Gedächtnißtage bei den Augustinern in Würzburg. — Wie es zu dieser Zeit im Gebiete des deutschen Ordens in dieser Beziehung aussah, werden wir später berichten.

Als zu Ende des Jahres 1631 der dreißigjährige Krieg die geistlichen Fürsten in Franken, Schwaben und am Rhein aus ihren Ländern trieb, hatten die Herenprozesse dort für längere Zeit ein Ende; nach dem Jahre 1660 brach aber dieses Unwesen hier und in den ritterschaftlichen Gebieten von Neuem, und zwar mit einigen veränderten Formen in den Anklagen, mit alter Wuth aus. So wurden z. B. in der Herrschaft Lindheim im Jahr 1661 dreißig Personen verbrannt, 1671 von dem berüchtigten Protestantenverfolger und Verjager, dem Erzbischof Max Gangolph von Salzburg, nicht weniger als 97 Personen als Heren und Zauberer, in Wahrheit aber weil sie Protestanten waren, durch Feuer hingerichtet u. s. w. Sehr häufig beschuldigte man jezt die Heren, sie hätten Mäuse, Hasen und anderes schädliche Ungeziefer gemacht; von solchen Bezüchtigungen sollen später einige merkwürdige Belege geliefert werden.

Im siebzehnten Jahrhundert hatten also, wie wir gesehen, die Herenprozesse ihre furchtbarste Ausdehnung erhalten. Vergeblich hatten schon früher ehrenwerthe Männer, selbst von den Kanzeln herab, gegen den Herenglauben gestritten. Als einer der Ersten muß genannt werden der Dr. juris und Sachwalter in Constanz, Ulrich Molitoris, welcher schon um das Jahr 1489, gleich nach dem Erscheinen des Herenhammers, die Nichtigkeit des Herenglaubens sehr bündig bewies. Johannes Wier, Leibarzt des Herzogs von Cleve, wagte in einem Buche, das in vierzehn Jahren fünf Auflagen erlebte, im Jahr 1563 den ersten offenen Angriff gegen den Unsinn der Herenprozesse. Sein Werk trug jedoch, ob es gleich die Grundlage aller spätern Angriffe blieb, geringe Früchte, weil Alles über dasselbe herfiel und eine Unsumme von Gegenschriften erschienen. Dem ungeachtet folgten andere kühne Männer seiner Bahn. Zu nennen ist namentlich Cornelius Loos, der im Trierschen das Unwesen hatte kennen lernen; er ward eingezogen und entging nur durch baldigen Tod weitern Verfolgungen. Dr. Dietrich Flade, Bürgermeister in Trier und Rath des Kurfürsten, wurde 1589 als ein Angreifer des Herenglaubens selbst als der Hexerei verdächtig festgenommen und hingerichtet. Gegen diese Angriffe standen neue Vertheidiger der Herenverfolgung auf, unter ihnen, als die gefährlichsten und klügsten, die schon erwähnten Nicolaus Remigius und Martin del Rio. Ehrenvoll muß erwähnt werden, daß es jezt auch ein Jesuit wagte, die Schändlichkeit und Rechtswidrigkeit des Verfahrens bei Herenprozessen öffentlich aufzudecken. Dieß that der Jesuit Friedrich Spee, aus dem noch jezt am Rhein blühenden Geschlechte der Grafen von Spee, der als Beichtvater in Franken das Unwesen gründlich hatte kennen lernen, als es in Würzburg und Bamberg den höchsten Grad erstieg. Er ließ, ohne jedoch seinen Namen zu nennen, in einer protestantischen Stadt (in Rinteln) sein Werk, „Cautio criminalis etc." betitelt, im J. 1631 erscheinen, als dessen Verfasser er erst nach seinem bald erfolgten Tode bekannt wurde. Sein Buch scheint jedoch unterdrückt worden zu seyn, denn bald gehörte es zu den größten Seltenheiten.

Endlich aber, nachdem die großen Männer Leibnitz, Spinoza, Descartes, Newton ꝛc. neues Licht in den Wissenschaften zu verbreiten angefangen hatten, gab Balthasar Bekker, ein reformirter Prediger in Amsterdam, im Jahr 1691 seine „bezauberte Welt" heraus, welche in zwei Monaten in 4000 Exemplaren abgesezt und bald darauf fast in alle Sprachen übersezt wurde. Er behauptete in diesem wichtigen Werke geradezu die völlige Nichtigkeit alles Zauberglaubens in seiner Totalität, und erklärte folglich nicht den einzelnen Erscheinungen, sondern dem zu Grunde liegenden Prinzipe selbst den Krieg, und dieses Prinzip liegt in der Lehre vom Teufel. Allein die Geistlichkeit, namentlich die protestantische, welche den Teufel nicht hergeben wollte, fiel von allen Seiten über ihn her, er ward von der Synode verklagt,

seine Meinungen verdammt, er selbst abgesezt, und nur sein 1698 erfolgter Tod entriß ihn den unangenehmsten Streitigkeiten. — Der von Bekker ausgestreute Samen trug jedoch bald herrliche Früchte. Christian Thomasius, Professor der Rechte an der neuerrichteten Universität Halle und preußischer Geheimerath, kämpfte den lezten Kampf gegen das Hexenwesen. Im Jahre 1701 verfaßte er seine „kurzen Lehrsäze vom Laster der Zauberei," in welchen er Juristen und Theologen gleich scharf angriff, aber eben dadurch einen furchtbaren Sturm erregte.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, September.

Außerordentliche Ereignisse. — Die Bergkirche unseres Erlösers zu Wang. — Feuersbrünste.

Unsere Zustände erhalten durch gedrängte außerordentliche Ereignisse einen fast wildromantischen Anstrich. Kaum waren die Unruhen der Baumwollenweber am Eulengebirge, die das Signal zu den seitdem bekannt gewordenen Arbeiteraufständen in verschiedenen Ländern geworden zu seyn scheinen, dem Gesichtskreise des öffentlichen Interesse ein wenig entrückt, so erhielten wir die grauenvolle Kunde von dem Attentat auf den König, welches in dem Augenblicke geschehen, als er mit der Königin nach unserem schönen Gebirge abreisen wollte. Es ergab sich dabei, daß der Mörder ein geborener Schlesier (aus dem Dorfe Klein-Kliegnitz) sey, auf welche Landsmannschaft wir natürlich nicht stolz sind. Hierauf folgten die Nachrichten von zwei großen Bränden in Landshut und Reinerz, von denen der erstere angestiftet seyn soll, und endlich von einer im Namslauer Kreise gebildeten mörderischen Räuberbande, so wie aus einer andern Gegend von Wildschützengesellschaften. Revolution, versuchter Königsmord, Brandstiftung, Raubmord und Wilddieberei im Großen waren also die Hauptmomente in der jüngsten Tagesgeschichte Schlesiens, und mögen meine rasch aufeinander folgenden Berichte rechtfertigen. — Der König war in dem schönen Erdmannsdorf wohlbehalten angelangt, nachdem er, bis auf einen rothen Fleck auf der Brust, den mörderischen Kugeln in Berlin so glücklich entronnen, und suchte und fand hier in dem Lieblingsorte seines hohen Vaters die volle Ruhe und Geisteskraft wieder, welche die entsezliche That gestört hatte. Von Berlin, Breslau und verschiedenen Communen Schlesiens erschienen hier Deputationen, um dem Monarchen mit der Versicherung ihrer Treue die Freude über seine Rettung und den tiefen Schmerz über das Attentat auszudrücken. Ueberall wurden religiöse Dankfeste gefeiert. Die Zeitungen konnten die einzelnen Berichte darüber zulezt nicht mehr fassen und nur summarisch die Darlegungen der patriotischen Empfindungen und Gesinnungen mittheilen. Manche preußische Hochtories streiften mit ihren Vorschlägen von Volksrache an dem Verbrecher ans Alberne. Das Bild des modernen Herostat, als der er von Vielen angesehen wurde, sollte z. B. nicht gekauft, und sein Name so wenig als möglich genannt werden, um nach Kräften seine That in der damit befleckten preußischen Geschichte zu verwischen. Aber die Geschichte der Könige und Völker behauptet ihre Rechte ungeachtet solcher gut gemeinter Faseleien. — Am 28. Juli, also zwei Tage nach des Königspaars Abreise von Berlin, die so verhängnißvoll werden konnte, wohnte der König der Einweihung der merkwürdigen Kirche zu Brückenberg bei. So heißt ein im Riesengebirge zerstreutes Baudendorf, wo auf des Monarchen Befehl im Sommer 1842 die alte Holzkirche aus Wang in Norwegen hingebracht und aufs und wiederhergestellt worden war. Sie besteht, ohne alles Eisenwerk, nur aus Kiefernholz. Thüren und Fensterrahmen haben Verzierungen von grobem Schnizwerk, und an der Decke befinden sich rohe Umrisse von biblischen Darstellungen. Als Altar dient an der Ostseite ein einfacher Tisch, mit zwei eisernen Leuchtern zu beiden Seiten. Die Kanzel soll ganz vom Holze der norwegischen Kirche seyn. In der sehr kleinen Sakristei sieht man der Thür gegenüber als Wandbild den Kurfürsten Johann mit dem Schwerte, und über ihm Luther im Wagen auf seiner Rückkehr von Worms, in dem Augenblicke, wo er von den beiden Rittern überfallen und auf die Wartburg gebracht wird. Rechts im Winkel steht seine ganze Figur im Ornat und links Melanchthon. Um das Innere der Kirche läuft ein Gang mit kleinen, schmalen, rundscheibigen Fenstern. Das gebrochene Dach hat ein mit Schiefer gedecktes Thürmchen, und die Säulen und Einbiegungen sind von dem alten Holze schuppenförmig belegt. Der massive Glockenthurm ist mit zwei Glocken und einer Uhr versehen. Die Einweihung geschah unter der Theilnahme einer großen Menge Menschen aus allen Ständen, welche sich vom frühen Morgen an, so weit es geschehen konnte, im Pfarr- und Schulhause versammelten. Gegen 12 Uhr erschienen mit dem Königspaare selbst der Fürstenkreis des Königshauses und über vierzig Personen aus den höchsten Ständen, welche ebenfalls im Pfarrhause abstiegen. Als die von dem Monarchen mit werthvollen Geräthschaften beschenkte neue Kirche feierlich eröffnet war, knieete er mit seiner Gemahlin an den Stufen des Altars nieder und beide hielten ein Dankgebet für die Errettung aus der vorgestern erst bestandenen Lebensgefahr, von der die Mehrzahl der Theilnehmer an der Feier noch keine Kunde hatte. Nach des Königs Bestimmung erhielt diese in ihrer Art einzige, höchst gelegene Kirche in seinen Staaten den Namen: „Bergkirche unseres Erlösers zu Wang." — Die beiden, binnen wenigen Tagen aufeinander folgenden Brände der Stadt Landshut und des Badeorts Reinerz waren so bedeutend, daß sie die Theilnahme der Provinz in hohem Grade erregten. Landshut, mit 4000 Einwohnern, ist mit dem gesunkenen Leinenhandel, in dessen Betriebe die Stadt im Gebirge den dritten Rang einnahm, ohnehin tief verarmt. Die Kriegsleiden der lezten drei Jahrhunderte betrafen sie so schwer, daß auch die verschiedenen Blütheperioden jenes Handelszweiges den mittelalterlichen Wohlstand nicht mehr hervorbringen konnten, und das große Unglück des 19. Juli dieses Jahres überraschte sie, bei gänzlich versiegten Hülfsquellen, in dem eisernen Zeitalter der Leinenmanufaktur. Dreiundvierzig Häuser wurden ein Raub des Feuers, von dem die Sage geht, die Rachsucht habe es angelegt, und zwar zu einem Seitenstück der Tragödie in Peterswaldau und Langenbielau.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 2. Oktober 1844.

Ihr seyd noch immer da! nein, das ist unerhört.
Verschwindet doch! wir haben ja aufgeklärt.
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel;
Wir sind so klug und dennoch spuckt's im Tegel.
Goethe.

Herenprozesse.

(Fortsetzung.)

Eben so wenig wie die Theologen den Teufel, wollten die Juristen den Herenprozeß fahren lassen; es gehörten bis jezt die berühmtesten Juristen, der jüngere, 1666 gestorbene Carpzow an ihrer Spitze, im Glauben an das Herenwesen zur striktesten Observanz, namentlich hatte Lezterer die Abweichung der Herenprozesse vom regelmäßigen Gange der andern peinlichen Prozesse durch sein gewaltiges Ansehen unterstüzt, und eben so hielt es die Geistlichkeit für arge Ketzerei, die Macht und Persönlichkeit des Teufels anzugreifen. Aller Anstrengungen ungeachtet, duldeten aber die beiden ersten Könige von Preußen von jezt an keine Herenprozesse mehr, welche bald darauf im protestantischen Deutschland ganz verschwanden.

Anders war es dagegen in den Ländern, wo der römisch katholische Glaube herrschte. Kaiser Joseph I. erließ noch 1707 für Böhmen, Mähren und Schlesien eine neue Kriminalprozeßordnung, in welcher wahrscheinlich in Beziehung auf den dort immer noch im Stillen fortglimmenden Protestantismus, dem Herenprozesse ein neues, wenn auch nur kurzes Leben verliehen wurde. Zauberei und Teufelsbündniß ward mit Feuer, wenigstens mit dem Schwerte gestraft. Erst Maria Theresia sezte 1766 diese Gesetze außer Wirkung. Am 6ten September 1713 ward in Schwaigern bei Heilbronn eine Frau als Here verbrannt, ihre beiden Töchter, die sich auf der Folter auch als Heren bekannt hatten, wurden nach dem Spruche der Tübinger Fakultät nur mit Kirchenbuße bestraft. — In Würzburg kam 1749 ein berüchtigter Herenprozeß vor, in welchem die siebzigjährige Subpriorin des Frauenklosters Unterzell bei Würzburg, Maria Renata, als Here verbrannt wurde. Bis jezt ist die Einsicht der in Würzburg aufbewahrten Akten dieses Prozesses noch nicht gestattet worden. — In dem zum damaligen Bisthum Augsburg gehörenden Städtchen Buchloe, wo sich ein Zuchthaus des schwäbischen Kreises befand, ward noch im Jahr 1766 ein Zigeuner als Herenmeister verbrannt, bei dessen Prozeß sich Umstände ereigneten, die an die grassesten Zeiten der Herenverfolgungen erinnerten. Ein Zigeuner saß wegen Gaunerlebens in Untersuchung und sollte, als die Folter ihm kein besonderes Verbrechen abpressen konnte, in Freiheit gesezt werden, als der Stadtrichter Nachmittags nach der Tortur auf einem Spaziergange eine Zigeunerfamilie traf, deren drei kleine Kinder in der Erde gruben. Als nun am folgenden Abend ein schweres Gewitter in das Gefängniß des Zigeuners einschlug, sah man hierin

den Beweis, daß seine Genossen dieses Wetter zu seiner Befreiung veranstaltet hatten. Es ward ein neues Verfahren gegen ihn eingeleitet, und er nach sechs Wochen, als der Zauberei überführt, hingerichtet. — Eben so ward 1782 im Kanton Glarus eine Frau, Anna Göldin, als Giftmischerin und Here hingerichtet, und diese gilt als die lezte öffentlich hingerichtete Here; allein noch 1793 wurden in dem damals erst von Preußen besezten Theile von Polen zwei Weiber als Heren verbrannt, bevor die neue Regierung einschreiten konnte. Erst noch in unsern Tagen haben wir erlebt, wie bei Danzig alte Weiber als Heren lebensgefährlich mißhandelt worden sind, und im Jahr 1823 in Delden in Holland mit einer vermeintlichen Here die Wasserprobe vorgenommen wurde. In Frankreich, in Belgien, in Irland kommen ähnliche Scenen nur zu häufig vor, und liefern den Beweis, daß der Glaube an Heren und Zauberei keineswegs ausgerottet ist.

Wenn auch im Allgemeinen heutiges Tages Geistlichkeit und Lehrstand nach allen Kräften gegen den noch bestehenden Aberglauben ankämpfen, wenn die Verbrechen der Hexerei und Zauberei in den Kriminalgesetzbüchern nebst den alten Foltergraden ausgestrichen sind, so sehen wir demungeachtet, daß gegen solches, von der gesunden Vernunft gebotenen Walten entgegengesezte Bestrebungen sich geltend zu machen suchen, die in ihrer vollen Consequenz nothwendig zur Wiederherstellung des gesammten alten, mit so unsäglicher Mühe ausgerotteten Greuels führen müssen. Man lasse z. B. in protestantischen Ländern die orthodoxe Reaction immer eifriger ihre alte Teufelslehre von den Kanzeln neu verkündigen, Ansichten, nach denen der Glaube an Gott und Christus wenig sagen will, wenn man nicht zugleich an den altlutherischen Teufel glaubt und den Einfluß anerkennt, durch welchen dieser stets auf der Lauer liegende Erzbetrüger den Menschen zu verführen und zu allem Guten unfähig zu machen sucht; — man lasse in immer weitern Kreisen (um uns so mild als möglich auszudrücken) die seltsamen Theorien Kerners und Eschenmeiers Zutritt finden, welche in der Seherin von Prevost, im Magicon und in andern von ihnen herausgegebenen Büchern aufgestellt sind, in denen die albernsten Gespenster- und Herengeschichten aus dem höllischen Proteus und andern Werken ähnlichen Gelichters aufgefrischt werden; — man lasse gewisse Bestrebungen der römischen Kirche, welche Exorcismen und Teufelsaustreibungen niemals verworfen hat, festern Boden gewinnen (wir erinnern hierbei nur an das Treiben des Prinzen von Hohenlohe, an die öffentlichen Exorcismen der Jesuiten in Freiburg und in Luxemburg, und an den neuesten Unfug des Kapellan Oschwald im Badischen, welcher behauptete, alle Krankheiten rührten nur von bösen Geistern her und könnten lediglich, mit strenger Vermeidung aller andern Mittel, durch Gebet gehoben werden), man lasse, sagen wir, solche Tendenzen sich immer mehr festsetzen, man gebe das Ganze den Missionären der zahlreichen Mucker zu weiterer Verbreitung, und man wird leider die Befürchtung nichts weniger als lächerlich finden, daß in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vielleicht Volkshaufen die Obrigkeit zwingen, ganz nach den Formen des Herenhammers Recht in Herensachen zu sprechen. Es ekelt, weitere Beispiele aus der neuesten Zeit anzuführen, gewiß aber ist es, daß schon jezt in manchen Gegenden nur noch der Kapuziner mit dem geweihten Sack fehlt, um den ausgetriebenen bösen Geist zu fangen und an irgend einen wüsten Ort zu bannen, wie unsere Ammen und Großmütter vor vierzig, fünfzig Jahren uns fleißigst und feierlichst zu erzählen liebten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Die Berliner Galerie, wie sie jezt ist, erfüllt nach meiner Ansicht vollkommen ihren Zweck; es läßt sich aber immer noch eine nach andern Prinzipien geordnete Galerie denken. Es läßt sich eine Gemäldesammlung denken, die rein aus dem individuellen Drange nach Schönheit und Befriedigung des Kunstsinns hervorgegangen ist. Eine solche Galerie hätte dann einen ganz andern Charakter. Wir wollen annehmen, ein Fürst oder ein reicher Privatmann sammelte, aber er sammelte nur nach Laune und selbstischem Belieben, und ein Bild von Raphael, wenn es ihm nicht gefiele, würde um einer Gruppe nach Poelenburg willen bei Seite geschoben. Eine solche Sammlung hätte, meiner Ansicht nach, einen sehr großen Reiz; man läse aus ihr die Seele, das Auge und den Sinn des Sammlers heraus; man hätte neben den Bildern auch einen Menschen. Die pompösen, rauschenden Gewänder Veroneses, die breiten und blutdurchströmten Gestalten des Rubens, die üppigen Poesien einiger andern Niederländer zeigten mir, fände ich sie beisammen, einen Mann, der sich zur Herrschsucht und zum Vergnügen neigt; eine Sammlung Cranachs, Dürers und einige mit Andacht gehütete Altarschreine Eyk's und Memlings führten mir den etwas kränklichen und hypochondern Kunstpedanten vor Augen, wie er mit der Loupe in der Hand die Barthaare seiner heiligen

Märtyrer zählt, so wie die kleinen gekniffenen Falten an den Röcken und Brustlätzen der keuschen, lederfarbigen Weiber Nürnbergs. Die ungezogenen Niäserien und Fadäsen der Niederländer, ihre Bierschenkbildchen träfe ich sicherlich über dem Schreibtisch eines bequem und reichlich lebenden Gutschmeckers, eines Bankiers, eines Buchhändlers, eines Advokaten. Die edlen, einfachen Schöpfungen der Lombarden wird nicht leicht Jemand in nächster Nähe vertragen können, der das Gemeine in irgend einer Form in seiner Seele nährt; sie bilden die Umgebung eines Auges und eines Sinnes, das Schönes zu sehen und Großes zu denken gewöhnt ist. Wer Raphaels Madonna des heiligen Sixtus seinem Ruheplatze gegenüber aufzustellen wagt, der muß sich stark genug fühlen, dem ernstesten und tiefsten Blicke des gebietenden Genius Rede stehen zu können. Die großen Meister sind unerbittlich; wie sie selbst, als sie schufen, auf der Höhe der Menschheit standen, so verlangen sie auch, daß wir, die wir sie betrachten, so hoch und so würdig als möglich uns hinstellen.

Eine Sammlung, wie ich sie hier bezeichnet, kommt offenbar auch dem Sinne, der den Bildern inne wohnt, näher als jene gelehrte, kritische. Immerdar erschien es mir beängstigend, so viele Bilder angehäuft zu sehen, und fast alle aus ihrer eigentlichen Bestimmung herausgerissen, ihrem ursprünglichen Element entfremdet, ihrer ihnen vom Künstler aufgetragenen Sendung entrückt. Sie schienen mir Waldvögel zu seyn, die man in Bauern gefangen hält, denen man ihre freie Natur und Umgebung geraubt hat, und deren Wirkung matt und hölzern gegen die absicht, welche sie am Orte ihrer ursprünglichen Bestimmung hervorbrachten. Ein Altarbild gehört vor den Altar, ein profanes Bild in den Salon. Manche Bilder passen nur in einen Speisesaal, andere in die Kirche, wieder andere in die Arkaden eines öffentlichen Gebäudes. Dort und dort allein sind sie an ihrem Platz und machen ihre Wirkung. Die Schöpfung des wahren Künstlers ist nie eine abgerissene und zufällige; sie entspringt aus der begeisterten und erregten Stimmung, und diese ist bedingt durch äußere Veranlassungen; der Beschauer, um das Kunstwerk zu würdigen, muß in eine ähnliche Situation versezt werden. Dieß kann aber nie geschehen, wenn man eine vom Charakter des Bildes völlig verschiedene oder ihm sogar entgegengesezte Umgebung wählt und eine Masse Bilder zusammen in eine Galerie bringt, das ernste Kirchenbild neben das lüsterne Salonbildchen, die stumme und verzweifelnde ascetische Strenge neben den losgebundensten, wildesten Lebensgenuß. Welche Wirkung können diese, einander feindlich bekämpfenden Bilder auf den Beschauer hervorbringen? Gewiß keine günstige, in keinem Fall die vom Künstler bezweckte.

Darum wirken Galerien auch so ermüdend, darum fühlt man das Auge brennen, den Kopf wüste, die Sinne matt werden, wenn man auch nur wenige Stunden in diesem Bildergedränge zugebracht hat; darum bringt man keinen Eindruck ungefälscht und ungetrübt nach Hause, und darum pflegte Jean Paul zu sagen: „wenn ich nicht ein Bild heirathen kann, das heißt es auf meine Stube bringen, um es in jedem heimlichen Moment warmer und innig belebter Stimmung mit frischem Auge zu betrachten, so will ich's lieber gar nicht sehen.“ Wie oft ist mir in unsern Bilderarsenalen dieser Ausspruch eingefallen, wie kam er mir noch neulich in den Sinn, als ich in der hiesigen Sammlung vor dem wunderschönen Van der Neer stand, dem schönsten Mondscheineffektbildchen, das vielleicht je die Künstlerhand schuf! Dieses Bild in einsamer Stunde vor mich hinstellen, mich immer tiefer und wärmer mit Seele und Gedanken hinein versetzen dürfen — welch ein Genuß! In der Galerie ist das unmöglich.

Sie werden mir hier zurufen: also keine Galerien mehr? Ich antworte: Nein, unsere Zeit will Galerien; so habe sie sie denn, allein kaum anders dürften sie zur Erscheinung gelangen, als wie die Berliner Sammlung, nämlich als Bildungsinstitut. Berlin, diese ewig belehrende, nüchterne, kritisirende, zurechtweisende und docirende Stadt, ist ganz geeignet, auch durch Bilder — nicht zu erfreuen — sondern zu belehren.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Eisenbahnen.

Im September feiern die gesetzgebenden Kammern und die Gerichte, die Bibliotheken, die öffentlichen Unterrichtsanstalten, mit Ausnahme der naturhistorischen im Pflanzengarten, sind geschlossen, tausende von Familien zerstreuen sich in die Provinzen oder in's Ausland, und das gesellschaftliche Leben erleidet gewissermaßen eine Unterbrechung. So kann denn ein Berichterstatter in diesem Monate nichts besseres thun, als dem allgemeinen Beispiele zu folgen und sich aus dem Dunst und der unendlichen Häusermasse hinaus in's Freie zu begeben, und etwas anderes zu betrachten, als Gebäude und Kunstwerke. Zwar wird die Stadt durch diese Auswanderung nicht leer; es strömen aus der Provinz und aus der Fremde beinahe eben so viel Menschen nach Paris, als Pariser ausfliegen. Offenbar wird dieses wechselseitige Versetzen der Bewohner der Hauptstadt und der Provinz noch in einen ganz andern Schwung kommen, wenn die großen Eisenbahnen bis zur Grenze alle fertig sind. Die Reiselust scheint mit der Erleichterung der Reisemittel zuzunehmen, und obgleich die Diligencen für die Richtungen, denen noch Eisenbahnen fehlen, im Sommer

ihre Preise erhöhen, so sind sie doch fast alle voll, und zwar sowohl wenn sie von Paris abfahren, als wenn sie wieder zurückkommen. Diese Unternehmungen benützen selbst die bereits fertigen Stücke der großen Eisenbahnen, um desto schneller an's Ziel zu gelangen. Es ist ein drolligter Anblick, die schweren Diligencen mit Gepäck und Passagieren mittelst eigener Maschinen auf die Schleppwagen heben und neben den leichten gewöhnlichen Wagen fortrutschen zu sehen. Was ihnen dadurch an ihrem Profit abgeht, gewinnen sie durch die Schnelligkeit der Fahrt wieder, und so lange die Eisenbahnen nicht ganz fertig sind, können sie sich noch halten; dann aber wird es mit diesen Unternehmungen aus seyn. Dagegen sind eine Menge kleiner entstanden, welche die Reisenden und das Gepäck von den Stationen der Eisenbahnen nach den umherliegenden Ortschaften befördern, und diese müssen immer bessere Geschäfte machen, je mehr das Reisen und der Gütertransport auf den Eisenbahnen zunehmen. Ich hatte mir vorgenommen, einen Ausflug auf jeder der beiden größern Bahnen zu machen, jedoch ohne bis an's Ende zu gehen, und ich begann mit der Rouener Bahn, welche ich zu Vernon, 20 Meilen von Paris, verlassen wollte. Vor 15 Jahren gab es kein anderes Mittel, in die Normandie zu gelangen, als die Diligencen; zwar bestand eine Art Postschiff, Galiotte genannt, es ging aber so langsam und war immer so sehr mit Säugammen und Säuglingen vollgepfropft, daß, wer keines von beiden war, sich selten dieses Fuhrwerks bediente. Vor 5 Jahren, als ich dieselbe Reise wieder machte, war eine bedeutende Veränderung eingetreten. Ein schönes Dampfschiff fuhr um 8 Uhr jeden Morgen, wenigstens während der schönen Jahreszeit, von St. Germain, wohin man mittelst der Eisenbahn gelangte, nach Rouen ab, wo es gegen 5 Uhr Abends anlangte. Die Rückreise auswärts ging langsamer und ein voller Sommertag war dazu erforderlich. Das Dampfschiff hatte die alte Galiotte um's Leben gebracht, aber der Sieg desselben war nur von kurzer Dauer; es ist bereits durch die Eisenbahn nach Rouen außer Cours gesezt. Jedermann will lieber dieselbe Reise sowohl hin als zurück in vier Stunden machen, und man hat dazu achtmal am Tag Gelegenheit. Das Dampfschiff dient nur noch zum Gütertransport einmal in der Woche, oder vielmehr laufen jezt mehrere kleine zu diesem Zweck eingerichtete Dampfschiffe auf der Seine, welche den Waarentransport zwischen Paris, Rouen und Havre besorgen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Schlesien, September.

(Schluß.)

Räubereien. — Censur.

Der Brand zu Reinerz am Mensegebirge hat am 21sten Juli ungefähr zwei Drittheile der Häuser in Asche gelegt. Der unglückliche Ort ist mit etwa 3000 Einwohnern bevölkert, und seine Kuranstalt in der Vorstadt Kohlhau rief Minister Hoym in's Leben. Die Stadt entstand als ein Dorf Dusnik (das aber schon 1366 oppidum Reinhardi genannt wird) in Folge des Bergsegens, der hier reichlich ausgebeutet wurde, bis die Religionsverfolgung im dreißigjährigen Kriege die evangelischen Bergleute zur Auswanderung veranlaßte. Entweder aus der Corruption von Reinhard oder bald als „reines Erz" entstand der Name. Merkwürdig ist in der romantischen Berglandschaft eine alte Papiermühle, welche unsterbliches Papier liefert. Ihr Erbauer, Georg Kretschmer, entdeckte nämlich eine Quelle, deren Wasser das damit bearbeitete Papier vor Schaben und Motten schüzte. Als wie wichtig diese Eigenschaft im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts angesehen wurde, geht daraus hervor, daß Kaiser Rudolf II. den Papiermüller in den Adelstand mit dem Namen Kretschmer von Schenkendorf erhob. — In den gegen Polen hin liegenden Kreisen Kreuzburg und Namslau gibt es noch große dichte Wälder, welche von Verbrechergesellschaften bisweilen zu Schuz und Aufenthalt benuzt werden. So hat sich jezt eine Räuberbande dort gezeigt, deren bisher unerhörte gefährliche Entschlossenheit, unter Anführung Josephs Psieg, eines bekannten Sträflings, die ernstlichsten Maßregeln der Regierung hervorgerufen hat. Am Saume eines Waldes bei der Colonie Herzberg (im Namslauer Kreise) ereignete sich nämlich vor Kurzem Folgendes. Einem Hütejungen wurden von ein paar aus dem Walde hervorspringenden Männern zwei Stücke Rindvieh weggetrieben. Der heulende Junge eilte in die Colonie und brachte dort wegen des Viehdiebstahls Alles in Bewegung. Bald begab sich eine Anzahl Bauern, mit Sensen, Flegeln, Heugabeln und Stangen bewaffnet, nach dem Walde, wohin das Vieh gebracht worden war. Sie fanden hier ein Stück schon getödtet. Als sie sich des Fleisches bemächtigen wollten, rief eine Stimme aus dem Dickicht, sie möchten das Fleisch nicht anrühren, wenn sie nicht ihr eigenes für die Hunde zerhackt haben wollten. Als die Bauern sich daran nicht kehrten, erfolgte auf sie ein Pelotonfeuer aus den Büschen, wovon sechs verwundet wurden, deren einer bald darauf starb. Entsezt kehrten die Leute zurück, worauf der Vorfall der Behörde angezeigt wurde. Die Regierung erließ nun an die Landräthe der umgrenzenden Kreise die nöthigen Instruktionen und ein Militärdetaschement rückte nach den unsichern Waldgegenden aus; auf die Nachricht aber, daß jener Psieg die wohlbewaffnete Räuberbande anführe, die bereits aus sechzig Mann bestehen soll, wurden hundert Thaler Belohnung auf seine Festnehmung ausgesezt. Schon am 14ten August gelang es, ihn und seinen Raubgesellen Alexander Greinert in einem Försterhause bei Kempen, wohin sie sich geflüchtet, zur Haft zu bringen. Die Räuber krochen dort in den Schornstein, und das Haus wurde angezündet, um sie daraus zu vertreiben. Erst als das Dach brannte, stürzten sie herab, und ihr Entrinnen wurde durch Schüsse verhindert, welche sie mehr und weniger verwundeten und ihre Festnehmung möglich machten. — Die Censur unserer Zeitungspresse macht, unbekümmert um die jüngste liberale Censurinstruktion, fortdauernd unbegreifliche Prinzipien geltend. Eine Erörterung würde mich zu weit führen, aber es werden Mittheilungen und Meinungen gestrichen, die jedem Unbefangenen als gesetzlich völlig erlaubt erscheinen müssen, wenn überhaupt eine Besprechung öffentlicher Interessen gestattet seyn soll und der Wille des königlichen Gesezgebers nicht geradezu von Willkühr, Laune und wortklaubender Aengstlichkeit der Censoren umgangen wird. Wir haben freilich ein Obercensurgericht, das sich während seiner Thätigkeit volles Vertrauen erworben hat. Aber Berlin ist weit, die Geschäfte dieser Oberbehörde sind überhäuft, und wer mag eines einzelnen Satzes wegen, der in einem Zeitungsartikel der Feder des lokalen Censors verfällt, Klage gegen ihn erheben? Es ist bei uns, wie es immer war: wir haben keine Censur, sondern Censoren. Was sie mit ihrer superlativen Vorsicht bei den jetzigen Zuständen ausrichten werden, mag die Zeit lehren.

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 3. Oktober 1844.

Wie aber kann sich Hans van Eyck
Mit Phidias nur messen?
Goethe.

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Sehr viele Bilder der Berliner Galerie sind so widrige Schöpfungen, daß man sie je eher je lieber aus dem Tempel hinauswerfen möchte, allein in der Kunstgrammatik behaupten diese kleinen Ungeheuer in Farben einen gewissen Rang; sie sind wichtiger als das schönste Gemälde, das nichts ist als schön, und dabei das Unglück hat, keinen berühmten Vater zu haben. Sehr oft hört man die Frage: „Warum ist dieser Kopf da? Was soll das abscheuliche Gesicht hier?" Da lautet die Antwort: „Dieses Gesicht und jener Kopf bezeichnen gerade, als höchst seltene Exemplare, den Uebergang von der einen Kunstepoche zur andern." — „Aber jenes Bild!" ruft man; „es ist entsetzlich schlecht gemalt." — „Ganz richtig," heißt es, „allein bedenken Sie die Zeit, in der es gemalt wurde, die lezte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts." — „Ach so! das ist allerdings sehr merkwürdig!" — „Ja wohl ist es sehr merkwürdig." — Derlei Conversationen hört man oft, und zwar nur aus dem Grunde, weil die Leute sich noch immer einbilden, in einer Gemäldesammlung müßten nichts als schöne Bilder zu sehen seyn. Der Zweck der Belehrung wird ihnen erst deutlich, wenn sie zu Hause über das Gesehene nachdenken, und da bemerken sie zu ihrer Freude, daß sie über die Kunst als ein Ganzes und Großes, als eine Masse an zeitliche und sittliche Erscheinungen der Geschichte geknüpfter Thatsachen eine Uebersicht und ein Urtheil gewinnen.

Die Dresdner Galerie, deren Schätze die kunstliebenden Auguste sammelten, trägt noch deutlich das Gepräge der Galerien des vorigen Jahrhunderts, das Gepräge des fürstlichen Behagens an Schönheit und Kunst. Es ist ein prächtiger Luxus, der in den edelsten Stoffen schwelgt, in den Erzeugnissen des Genies. Die Dresdner Galerie gleicht einem grand Seigneur der alten Zeit, prächtig, verschwenderisch, herrisch und capriciös, jeden andern Zweck als sein Vergnügen aus dem Auge lassend. Die Berliner Galerie gleicht einem eleganten Professor, der sich an die Menge wendet und seine Gelehrsamkeit unter das Volk zu bringen trachtet. Die Kunst ist in Dresden noch immer das Eigenthum der Fürsten und der Künstler, in Berlin wird sie nach und nach das Eigenthum des märkischen Bauern. Man sieht zu gewissen Zeiten in ganzen Truppen diese einfältigen und einfachen Kunstbewunderer die Säle durchströmen.

Nachdem ich Ihnen die äußere Physiognomie der hiesigen Galerie zu charakterisiren gesucht habe, will ich Sie vor einzelne Bilder führen, die einen mächtigen und bleibenden Eindruck auf mich gemacht haben. Es

sind nicht immer diejenigen, welche unter stolzen Titeln prangen, auch sind es nicht gleichsam die unregelmäßigen Zeitwörter in Farben, nein, es sind Gemälde, die eben nur mir gefallen; denn ich bin der Ansicht, wenn man über Gemälde beschreibend sprechen will (überhaupt ein mißliches Ding), so muß man, wenn man nicht gelehrt urtheilen kann oder will, streng subjektiv urtheilen. Dadurch allein wird ein Urtheil für Andere beachtenswerth; denn was dieses Auge sieht, hat jenes nicht gerade so gesehen, was jenes Ohr gehört hat, hörte ein anderes anders. Lessing sagt: das Auge muß sehen lernen; dieses Lernen ersparen sich aber die meisten Menschen, indem sie sich die schon ausgelernten Augen Anderer borgen. Ein stammelndes, herumtappendes Urtheil ist für die Kunstbildung dienlicher und wichtiger als ein auswendig gelerntes. Gewisse Floskeln lassen sich so sehr leicht nachsprechen und es läßt sich so wenig dabei denken! Der erste Eindruck muß uns als entschiedene Egoisten finden, und nur wenn wir Haß und Liebe mitbringen, haben wir die Kunst so gefaßt, wie sie gefaßt seyn will.

Nach diesem Grundsatz des rein subjektiven Urtheils werde ich Ihnen, liebe Lucie, nichts sagen über jene Kunstmonstra, auf die die Galerie als Prachtjuwelen der gelehrten Sammlung stolz ist, über die Goldgrundbilder der byzantinischen Schule. Ebenfalls möchte ich die van Eyck's und Memmling's, die Culmbach's und Cranach's nur flüchtig berühren, da dieses Genre nicht eben dasjenige ist, für das ich Sympathie und Bewunderung fühle. Ich erkenne vollkommen an, daß Würde, Einfachheit und eine gewisse sittliche Größe über die meisten dieser Schöpfungen verbreitet ist; dann gestehe ich auch zu, daß für jene frühe Entwicklungsperiode der Kunst gerade auf den Tafeln der van Eyck's Großes und Ueberraschendes geleistet worden. Allein wenn ich als Liebhaber, nicht als Kenner, urtheile, so ist und bleibt mir jene ganze Richtung unerfreulich und fremd. Ich finde Kälte, Trockenheit, Pedanterie da, wo die Enthusiasten für die altdeutschen oder oberdeutschen Malerschulen nur Treffliches, Anmuthiges und Schönes finden.

Besonders wo sie sich in's Ideale aufschwingen wollen, sind mir diese alten Meister völlig unverständlich und zuwider. Eine Venus von Cranach ist ein bitteres Epigramm auf die menschlichen Bestrebungen, Göttliches darzustellen. Das Leben dieser Maler war so eng und dürftig, sie kannten weder freie Sitte, noch sahen sie sich von einer schönen Natur umgeben. In engen Stuben brüteten sie enge Gedanken und Phantasien aus. Nur wo sie aus dem innerlichen Borne ihrer religiösen Anschauungen schöpften, gelang ihnen der Reiz des Mysteriösen, das die Erscheinungen der Gemüthswelt umgibt. Die fromme Innigkeit einer Mutter Gottes, die stille, etwas kränkliche Demuth des heiligen Joseph, das bittere Leid der trauernden Frauen am Grabe — das waren Affekte, die sie in nächster Nähe zu studiren Gelegenheit hatten, und ihr frommer Glaube belebte und vollendete diese der Natur abgestohlenen Momente. Auf gleiche Weise wurden sie treffliche Porträtmaler, denn da sie von weltlicher Eitelkeit nicht gespornt wurden, so leiteten Liebe, Einfalt und Natur ihren Pinsel. Die Porträts, die Dürer, Cranach und andere gaben, sind eben so viel Beweise der Achtung und der Ehrfurcht vor ihren großen Zeitgenossen. Wenn aber dieselben Meister den Gestaltenkreis des Wirklichen oder des in Andacht Geschauten verließen, wenn sie weltlich heiter, frisch, kühn, muthwillig und poetisch schöpferisch seyn wollten, dann kamen jene verunglückten Gestalten, jene traurigen Verzerrungen, jene trockenen Späße zu Tage, die den guten Geschmack und die Gesetze der Kunst auf gleiche Weise beleidigen.

(Fortsetzung folgt.)

Hexenprozesse.

(Schluß.)

Es möge vergönnt seyn, jetzt noch einige Augenblicke bei der ziemlich weit verbreiteten Ansicht zu verweilen, als möchten die zahllosen, meistens nach einigen Unterbrechungen massenweise vorkommenden Hexenprozesse am besten und leichtesten durch das zeitweise epidemische und endemische Auftreten gewisser physischen Krankheiten zu erklären seyn und diese Krankheiten in neueren Untersuchungen über Somnambulismus, Magnetismus u. s. w. ihren eigentlichen Schlüssel finden. So hat namentlich Professor Fischer in seinem schon oben angeführten Werke über Somnambulismus diesen Weg eingeschlagen. Er sagt z. B.: „in den meisten Fällen bestand die Hexerei in bloßen mehr oder minder lebhaften somnambulen Träumen, welche durch die Hexenmanie der Zeit eingegeben oder gefördert wurden, und zwar waren es besonders die geschlechtlichen Träume, welche sich zu dem visionären Verkehr mit dem Teufel verzerrten oder auch bloß wachend dahin gedeutet wurden. — Das Sonderbarste und Merkwürdigste an den Hexenprozessen ist, daß nicht bloß Richter und Henker, sondern die Hexen selbst an die Wirklichkeit der Hexerei glaubten, daß sie nicht bloß auf der Folter, sondern auch in freimüthigen und reumüthigen Geständnissen die speziellsten Details über jene Hexenzusammenkünfte und ihren Umgang mit dem Teufel angaben, sie umständlich und wie erlebte Geschichten erzählten und im Glauben an ihre Schuld

den Scheiterhaufen bestiegen. Nicht selten waren es Kinder, oft in dem zartesten Alter, die freiwillig und unaufgefordert ihre eigene Hexerei ausschwazten. Diese Unglücklichen waren meist schwermüthige, hysterische, mit Krämpfen behaftete Personen, womit somnambüle Phantasien und Träume außerordentlich häufig verbunden sind u. s. w."

Der Verfasser dieser Mittheilungen muß sich gegen diese in mannigfacher Hinsicht sehr ansprechende Ansicht auf das Bestimmteste erklären. Von somnambülen Zuständen irgend eines der als Hexen und Zauberer zur Untersuchung gezogenen Individuen ist ihm in den mehreren hundert genau von ihm durchgegangener Hexenprozesse, die sich meistens aus Zeiten herschreiben, wo Hexenverfolgungen in Masse vorkamen, nicht die leiseste Spur vorgekommen, wenn man nicht dazu das hin und wieder, aber selten vorkommende Einschlafen der Inquisiten während der Folter dahin rechnen will, welches aber leicht als eine durch den ungeheuern Schmerz hervorgerufene Ohnmacht erklärt werden kann. Eben so wenig ist ihm ein Beispiel vorgekommen, welches ihn nur einigermaßen zu der Ueberzeugung bringen könnte, daß eine der als Unholde eingefangenen Personen nur entfernt an die Wahrheit der ihr entweder durch die Folter abgepreßten, oder, um ihr zu entgehen, freiwillig abgelegten Bekenntnisse geglaubt habe. Ob die meisten dieser Unglücklichen schwermüthige, hysterische oder mit Krämpfen behaftete Personen gewesen sind, dieß konnte aus den Akten nicht ersehen werden, dürfte aber wegen der großen Anzahl dieser jedem Alter, jedem Geschlecht, jedem Stande angehörenden, dem grauenvollsten Geschick verfallenen Menschen sehr zu bezweifeln seyn.

Die Uebereinstimmung in den Aussagen der Gefangenen, unter denen sogar ganz junge Kinder vorkommen, von welchen später einige seltsame Prozesse mitgetheilt werden sollen, läßt sich leicht daraus erklären, daß das Volk mit den gewöhnlichen, den Gefangenen vorgelegten Fragen und der ganzen Form des Verhörs allgemein bekannt war. Obgleich die vielleicht nur als Complices vorgeforderten, aber wieder entlassenen und nicht in weitere Untersuchung gezogenen Personen einen schweren Eid der Verschwiegenheit schwören mußten, so ergibt sich doch genugsam aus den Akten, daß solcher Eid selten streng gehalten wurde, und daß dem Volke Alles genau bekannt wurde, um was es sich handelte. Weil immer so lang fortgefoltert wurde, bis ein Geständniß erfolgte, so war es natürlich, daß die Gefolterten immer zulezt dasjenige bekannten, was man von ihnen, wie sie vorher wußten, eingestanden haben wollte. Daß die häufig vor beginnender Folter freiwillig abgelegten Geständnisse gleichen Inhalts waren, ist demnach leicht zu begreifen. Schließlich muß der Verfasser erklären, daß er in Folge seiner eigenen Studien zu dem Resultate gelangt ist, daß Soldan gewiß Recht hat, wenn er im lezten Kapitel seiner vortrefflichen Geschichte des Hexenprozesses behauptet, daß das angebliche Verbrechen der Hexerei, dem vom fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhundert so unzählige Menschenleben zum blutigen Opfer fielen, einzig und allein unter den Händen der um Einkommen und Popularität verlegenen Inquisition entstanden, daß es vergeblich sey, sich nach andern Quellen dieser Greuel umzusehen. *

* Wir werden später einen Aufsaz mittheilen, in dem gezeigt wird, daß die obige Auffassungsweise des Hexenprozesses eine, wenn man so sagen darf, furchtbar trockene und nüchterne ist, daß sie vor Allem den Hexenglauben, den Glauben an Zauberei, an dämonische Kräfte des Menschen, der ja natürlich die nächste Ursache der Hexenverfolgung war, gar nicht erklärt.

Anm. d. Redaktion.

Hoff und glaub.

Die Fichte rauschet hoch im Blau,
Der Himmel spielet ihr im Haar;
In sonnbeglänzter Wolke Thau
Da badet sich der Vogel klar:
Nur dich, dich zög's, o Herz, fast am Verglühn,
In's helle kühle Himmelsbad nicht hin?

Geweint im Schlei'r der Einsamkeit,
Was will die Thräne heiß und stumm?
Was treibst du, unstät Herz, so weit
Im feuchten Meer der Sehnsucht um?
In deiner Kinder Augen blau und rein
Acht Himmel schließt dein kleines Dach ja ein.

O schau, schau immerhin zurück
Zur Küste ferner Freud' und Lust;
Für's Vorwärts hell' dir drau den Blick,
Und mach dir leicht die schwere Brust:
Still reift den goldnen Apfel, hoff und glaub,
Die Zukunft dir noch unter'm dunkeln Laub.

W. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsezung.)

Die Eisenbahnen.

Gewissermaßen ist es zu bedauern, daß das große und schöne Dampfschiff verdrängt worden ist. Die Seineufer

sind zwar bei weitem nicht so malerisch wie die Rheinufer, aber die Schifffahrt auf der Seine war dennoch sehr angenehm und hatte mannigfaltigen Reiz. Leider werden alle Dampfschiffe auf den Flüssen schwimmende Garküchen, in welchen man beständig Esser und Trinker vor Augen hat und überall vom Küchengeruche verfolgt wird, was einem den Genuß der Natur nur allzusehr verleidet. Auf den Eisenbahnen ist man bis jezt noch von dieser Plage frei; ich möchte aber nicht dafür stehen, daß die Restaurans nicht bald Mittel finden, Garküchen dem Wagenzug anzuhängen. Die Rouener Bahn, welche bald die Havrer Bahn heißen wird, hat denselben Bahnhof, wie die Bahnen nach Versailles und St. Germain; beide leztere sind zur Linken, erstere zur Rechten. Ein prächtiger Eingang, vor welchem jezt ein großer Plaz frei gemacht wird, dient für alle drei, jedoch so, daß keine Verwirrung entstehen kann, denn die Ausgänge sind vom Eingang getrennt. Die Rouener Eisenbahn hat so ziemlich die Richtung der Landstraße zwischen Paris und Rouen und berührt dieselben Städte, welche jene durchschneidet. Dennoch hat die Eisenbahn für diese Städte bereits bedeutende Wirkungen gehabt. Die Wirthshäuser in denselben dienen nur noch den Reisenden, welche Geschäfte in diesen Städten oder in der Umgegend haben. Durchreisende bekommt man gar nicht mehr zu sehen; sie fahren blizschnell vorüber und lassen die Städte zur Seite. Nur zu Mantes wird fünf Minuten lang still gehalten, damit die nach Rouen Reisenden, wenn sie wollen, etwas zu sich nehmen können; zu diesem Behufe ist ein Kaffeehaus im Bahnhofe angelegt, in welchem die Leute in Zeit einer Minute bedient werden, wogegen diese dann auch die Kunst verstehen müssen, stante pede das Verlangte und Herbeigeschaffte in Zeit von vier Minuten zu verzehren. Da aber die ganze Reise in vier Stunden abgemacht wird und der Franzose überhaupt sehr mäßig ist, so macht nur ein geringer Theil des Reisepublikums Gebrauch von der verstatteten Freiheit; auch besteht der Absaz des Kaffeehauses hauptsächlich nur in Conditorei. Hinter Mantes fährt man durch einen sehr langen Tunnel; man bleibt fünf bis sechs Minuten unter dem Berge. Solche Tunnel haben etwas Schreckliches, wenn man bedenkt, in welche Angst und Gefahr die Reisegesellschaft in diesen finstern Gewölben gerathen könnte, wenn sich hier ein Unfall ereignete. Die dicke Finsterniß ist ein wenig durch Lampen gebrochen, deren eine an jedem Wagen angebracht ist und die ganze Tour hindurch brennt; die Vorrichtung ist so sinnreich, daß die Lampe nicht im geringsten beschwerlich fällt. Der Stationen sind zwischen Paris und Rouen sehr viele, und obgleich der Aufenthalt auf jeder nur so lange dauert, als nöthig ist, um die Reisenden mit ihrem Gepäcke aufzunehmen oder abzufertigen, das heißt zwei oder drei Minuten, so verursacht doch die Menge derselben bedeutende Verzögerung. Für sehr eilige Reisende ist daher auch einmal am Tage eine sogenannte Fahrt de grande vitesse, ohne irgend einen Aufenthalt, veranstaltet, welche nur 3 Stunden 20 Minuten dauert, also beinahe eine Stunde weniger als die andern. Zwischen der Hauptstadt und den Landstädten und von einer Landstadt zur andern herrscht ein so lebhafter Verkehr vom Morgen bis zum Abend, daß neun bis zehn Fahrten erforderlich sind, um dem allgemeinen Bedürfniß zu genügen. Die Preise sind ein wenig hoch gestellt; man sieht, daß Engländer die Hauptunternehmer sind. Man hat sich laut darüber beschwert. Um nun die Franzosen etwas zu besänftigen, hat die Compagnie für die dritte Klasse von Reisenden, für das eigentliche oder vielmehr das sogenannte Volk, an die Frachtwagen des nächtlichen Bahnzugs Reisewagen angehängt, in welchen die Leute in Blousen und Nachthauben binnen 7 Stunden nach Rouen gelangen, und zwar zum Preise von 6 Francs. Zu Weiterem wollte sich die englische Compagnie nicht verstehen, und dazu fährt man erst von Batignolles, einem vor Paris gelegenen Dorfe, ab. Da die Compagnie die Eisenbahn ganz auf ihre Kosten und auf ihr Risiko angelegt hat, und jezt eben so bis nach Havre verlängert, so hat sie Alles in Händen und kann die Preise vorschreiben. Nun wird aber die Regierung klüger, und ehe sie einer Compagnie die Erlaubniß zur Anlegung einer Eisenbahn ertheilt, oder ihr eine auf Staatskosten angelegte übergibt, sezt sie die Preise per Kilometer fest, zu denen gefahren werden muß. Zu Vernon, einer mir längst bekannten Stadt, verließ ich den Wagenzug und sah, wie das Ende der Stadt längs der Eisenbahn seit Anlegung derselben sich umgestaltet hat. Die Stadt scheint sich aber doch in alle diese Revolutionen des Verkehrs noch nicht recht zu finden. Jahrhunderte lang ging die große Landstraße von Paris nach der Normandie durch die längste Straße von Vernon, und diese heißt daher auch la grande rue. In dieser waren die meisten Wirthshäuser, Krämer, Läden, Gewerbe aller Art. Als vor einigen Jahren die Dampfschifffahrt anfing, sah die Stadt ein, daß sich nun der Hauptverkehr nach dem Kai längs der Seine wenden würde. Dieser bisher ganz vernachlässigte und wirklich häßliche Theil der Stadt, obgleich er die angenehmste Aussicht hat, fing daher an sich zu verschönern, und ein großes Kaffeehaus mit dem Schilde: au rendezvous des bateaux à vapeur, war bald fertig. Aber nun ist es aus mit den Dampfschiffen; die Rendezvous haben aufgehört, und am entgegengesezten Ende der Stadt sausen nun die Dampfwagen vorbei. In der Eile haben Kaffeeschenken und Krämer ihre Buden dort eröffnet; aber ich glaube, daß nach solchen Umwälzungen die Städter noch im Zweifel sind, ob sie die lezte erlebt haben oder nicht, und ob man nicht zulezt über ihren Köpfen dahin fahren wird, nachdem man zuerst mitten durch die Stadt, dann an der Nordseite vorbei gefahren ist, und jezt auf der Südseite vorbei fährt. Es versteht sich, daß durch die lezte Veränderung hier wie anderswo manche Wirthshäuser überflüssig geworden sind; das Uebernachten unterwegs kennen die jungen Reisenden nur noch von Hörensagen. Jenseits der Eisenbahn, eine Viertelmeile von Vernon, liegt das königliche Schloß Bizy; als ich es vor mehreren Jahren besuchte, war es nur ein Landhaus, wie deren manche reiche Bürger besizen, und es ist auch vom vorigen Besizer, General Lesuire, zu seinem Gebrauche gebaut, nachdem das ehemalige alte Schloß des Herzogs von Penthièvre niedergerissen worden. Seitdem aber die königliche Familie durch die Verheirathung der Prinzen und Prinzessinnen so zahlreich geworden ist, reichte dieses Landhaus nicht mehr hin, um die königliche Familie auch nur auf einen oder zwei Tage — länger hält sie sich hier selten auf — zu beherbergen. Ludwig Philipp hat also in den lezten Jahren das Gebäude erweitern oder vielmehr erhöhen lassen, und es sieht jezt wie ein, freilich kleines, aber elegantes Schloß aus. Kostbarkeiten und Kunstsachen enthält es bis jezt nicht. Es ist einfach, jedoch geschmackvoll möblirt und verziert. Jedes Mitglied der königlichen Familie hat hier sein kleines Appartement mit äußerst einfacher Ausstattung.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 4. Oktober 1844.

Komm hieher, laß reinere Luft umwehn dich!
Schatten winkt hier, Schatten und süße Labung.
Platen.

Sommerfrisch-Phantasien.

Ist es dir, lieber Leser, nie im Leben irgendwie zu heiß geworden? Hattest du dich nie über zu viel Sonne zu beklagen und sehntest du dich nie hinweg aus der Schwüle des Daseyns in die Kühle philosophischer Schatten? — Wenn du diesen schweißtreibenden Zustand nicht kennst, so komm herein zu mir in's Etschland, nach Botzen, und du sollst zufrieden seyn mit den zu machenden Erfahrungen. Bei dir zu Hause legt man sich vielleicht in den Hundstagen mit Absicht an die Sonne, um den Mantel entbehren zu können, und findet es höchst angemessen, daß der Sommer warm ist. Hier würdest du bald diese Eigenschaft an ihm verwünschen lernen. Komm nur und lustwandle mit mir zwischen den weißen Weingartenmauern und freue dich jener Sonne, die in diesem Bergkessel Trauben und Melonen zur Reife siedet, aber auch die zarten Gedankengeister aus jedem Schädel herauszudünsten und die Gefühle in jeder Brust zu schmoren vermag. Bald wirst du's nicht mehr tragen, du wirst nach Luft stöhnen und dich nur erholen, wenn ich dir verspreche, daß ich dich mit mir heraufnehmen will in die „Sommerfrische."

Du weißt vielleicht nicht, was dieß Wörtlein sagen will, es schauert dich wohl gar, wenn du von einem frischen Sommer hörst, aber sey du nur erst hier oben am Ritten in der erquicklichen Kühle, so wird es dir einleuchten, daß für uns Leute an der Etsch der ganze Hort der lieben deutschen Sprache nicht viele lieblicher klingende Worte enthält.

Alles, was nicht aus Beruf braten muß, rettet sich hier zu Lande, wie vor der Fluth, so vor der Gluth auf das Gebirge, und vorsichtiger als die Leute zu Noahs Zeiten hat man sich zu diesem Behufe Hütten gebaut auf dem Tabor poetischer Verklärung, wie ich den Ritten dem prosaisch flachgelegenen Botzen gegenüber nennen möchte. Der Ritten heißt jener Höhenzug, der am rechten Eisackufer aufsteigend hinüber beugt in's Etschthal und an die Künste der Talfer, das Gegenüber des Schlerngebirges, eine Hochebene voller Unebenheiten, welche die Natur so wenig auszugleichen Lust hatte, als die im Menschenleben.

Hier oben, etwa dreitausend Fuß über den Meeres- oder vierhundert Klafter über den Botzener Spiegeln, weht jener herzerfrischende Odem des Berggeistes, den man bei uns eine „g'sunde Luft" nennt. Hier braucht man nicht im Schweiße seines Angesichts sein Brod zu essen, wenn man nicht Lust hat, die Tafelfreuden selbst zu vergnüglichen Anstrengungen umzuschaffen; hier kann man sich vor jeder Ueberhitzung bewahren und bei aller

Nähe südlich brennender Augen sich eher eine Erkältung als Entzündung zuziehen.

Versieh dich, gute Leserseele, ehe wir herauf fahren, schleunig mit einem paar bleichgelber Handschuhe und einem warmen Umschlagetuch, und besteige getrost das „sichere Thier, das ich dir ausgesucht." — Ich könnte dich auch in einer Pendel, wie man sagt, heraufschleifen lassen, aber in diesem Verfahren liegt so viel Hochnothpeinliches, daß du vermuthen könntest, der Ritten sey der Golgatha der Botzener, wo sie sich und Andere an's Kreuz schlagen; darum sattle ich dir einen Hippogryphen, wie sie hier zu Lande wachsen, ohne Flügel, „zum Ritt in's alte romantische Land."

Hier am Berg ist nämlich die Romantik zu Hause, hier wird sie nicht allein geduldet, sondern sogar in einer gewissen Weise protegirt, um sie einigermaßen dafür schadlos zu halten, daß der Ernst des Lebens, d. i. der Courszettelstand und die Aufrechthaltung altherkömmlicher Zustände im Glauben und Hoffen, es nicht erlaubt, sie unten in der Stadt in der Laubengasse und am Musterplatze einheimisch werden zu lassen. Hier wohnt nun die gute, traumselige Magd wahrscheinlich im wilden Tann in einem ganz anständigen Exil, geistert zeitweise in dem alten Commendehaus der deutschen Herren, die hier oben schon im dreizehnten Jahrhundert von der palästinischen Hitze sich verschnaubten, und zwischen Peter und Paul und Mariä Geburt wird die Gute sogar einigemal zu einer Marende * eingeladen in ein oder das andere Frischhaus, allwo die ehrbaren und weisen Herrn und Frauen von Botzen die Schillersche Stelle von der Freiheit auf den Bergen verstehen zu lernen versuchen.

Wir ziehen ruhig herauf den steilen Saumweg und sagen ober Sankt Christina der rothen Mendel und dem Brüßlerspitzendach des Botzener Pfarrthurms und den Zuckerpyramiden der kleinen Dorfkirchthürmlein und der Burg von Karneid dort drüben und dem Rebenmeere unten herzlich gerne Lebewohl. Die Sonne scheint hier bereits mit jener Mäßigung, die man heutzutage an einflußreichen Illustrationen so sehr zu schätzen weiß, aus dem Lerchenwäldchen rauscht es so wonnig kühl herab, und lustig trabt es sich hin über Bühel und Tobel bis unter das Wirthshausdach im Dorfe Anterinn, wo der Hippogryph mit einem Bündel Heu und sein Führer mit einer Halben Wein sich dringendst zu laben begehren.

Hier begegnen uns schon unter der spielenden Bauernjugend kleine städtische Paletots und junge Damen, welche zu ihren Puppen taisez vous sagen; dennoch haben wir noch eine Stunde Weges zurückzulegen, ehe wir zu den „Bessern" gelangen. In Anterinn erfrischen sich nur die „Mindern." Also nochmals in den Sattel und vorwärts durch Feld und Wald, bis wir unser Wanderziel Klobenstein und Lengmoos, die Schwesterstädte am Berge erreichen, die wir uns keine Dörfer zu schelten getrauen. — Noch diesen Hügel hinan, hinüber über diese Brücke, und vor uns liegt die erst genannte Oase der Kultur in erhabener Wildniß, wo die Botzener, wie vornehm sie auch seyn mögen, in lieblichen Hütten eine Idylle dichten, wie sie kaum einem geborenen Arkadier gelingen dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

* Vesperbrod.

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Ich führe Sie zuerst vor das berühmte Altarblatt der Gebrüder Hubert und Johann van Eyck. Zur Zeit der leidenschaftlichsten Verehrung für die niederländischen und deutschen Schulen ist von diesem Altarblatte sehr viel die Rede gewesen; man hat es bis zum Himmel erhoben. Jetzt sind diese Enthusiasten etwas in den Hintergrund getreten. Die einzelnen Bilder dieses Bildercyklus machen auf mich den Eindruck frommer Legenden, schlicht, unbeholfen, aber mit großer Gläubigkeit des Erzählers vorgetragen. Es ist eine liebliche Erscheinung, auf einer dieser Tafeln die heiligen Pilger aus den dichten Schatten eines Orangenwäldchens daher ziehen zu sehen, auf einem andern Blatte die Streiter Christi, die gerechten Richter, die heiligen Einsiedler. Hubert van Eyck fand damals gerade Gelegenheit, eine Reise nach Spanien zu machen; dort sah er südliche Vegetation, und sogleich wandte er sie an, um die Gärten des himmlischen Jerusalems zu zieren. Die Blätter und Früchte sind mit einem bewunderungswürdig feinen und zarten Geschick gemalt. Ueberhaupt sind die Farben nach Glut und Frische von der Zeit, wie es scheint, völlig unangetastet geblieben. Das Goldgelb, eine brillante Farbe auf dem Gewande des einen, die Orgel spielenden Engels, ist, so viel mir bekannt, in der Technik der neuen Kunst nicht wieder aufgefunden worden. Aber diese Engel selbst — wie wenig schön und lieblich sind sie! Man hat an ihnen bewundert, daß aus der größern oder mindern Oeffnung des Mundes zu sehen sey, ob sie Alt oder Baß singen; es ist wahr, sie schneiden abscheuliche Gesichter, aber ob gerade bei diesen himmlischen Sängern eine so grell materielle Charakteristik am Platze ist, möcht' ich bezweifeln. Das Bildniß des Bürgermeisters von Gent, des Stifters dieses

Bildes, ist vortrefflich. Ein solches frommes, gläubiges Gesicht mußte nothwendig auch einen solch frommen und gläubigen Maler finden.

Hans Memling hat auf einem Altarblatt die Geburt Christi dargestellt; Kaiser Augustus im Costüm der Herzoge von Burgund nimmt sich seltsam aus, eben so die schöne Sibylle von Tibur, die hier wie eine Krankenpflegerin eines Genter Hospitals erscheint. Auf der andern Seite beten die heiligen drei Könige den Stern an, in dessen Mitte wie in einem gelbrothen Eidotter ein Christkind sizt. — Quintin Messis, dieser durch die Liebe aus einem Grobschmied in einen Maler Verwandelte, gibt in seiner Maria mit dem Kinde Zeugniß von der Innigkeit und dem frommen Gefühlsdrange, der recht eigentlich diese Schule charakterisirt. Der Kuß, den die Mutter dem Kinde gibt, ist der Natur abgelauscht, da wo sie ihre reinste und stärkste Flamme lodern ließ. Schade, daß eine Masse von kleinen, nichtigen Spielereien, im Geschmack dieser Schule, gerade um diese schöne, groß gedachte und innig gefühlte Gruppe verstreut ist. Was sollen die Blümchen, die Kirschen, die lakirten Säulchen und all dieser sorgfältig ausgepinselte Kleinkram?

Ich mache Sie noch auf die Bildnisse Jakob Fuggers und Georg Frundsbergs aufmerksam, um meinen frühern Ausspruch über die Kunst des Porträts in dieser Schule zu belegen. Jakob Fugger, dieser feine, kunstliebende Handelsmann, kann nicht anders als gerade so ausgesehen haben. Wie zart ist hier die Aristokratie des Geldes angedeutet, diese eckelhafte Macht, die sich heutzutage so breit macht und aus den verzerrten, schwammigen Gesichtern unserer Fugger so widrig herauslacht! Wie fein versteckt sich dieses Goldbewußtseyn hinter die Linien dieses geistreichen alten Kopfes! Man kann den Mann im Bilde liebgewinnen, es ist so gar kein Börsengesicht, und doch — der reiche Mann, der fürstliche Bankier sieht ihm gleichsam aus jeder Pore heraus. Von Hans Culmbach ist dieses Bild gemalt, der viereckige biederderbe alte Ritter Georg Frundsberg aber von Hans Holbein dem jüngeren. Auch der edle Frundsberg, obgleich er verzweifelt roth und weinselig aussieht, trägt schöne und kräftige Züge zur Schau; nur ist man mit derlei Gesichtern bald im Reinen, sie haben lange nicht die Geschichte wie jene Köpfe, von denen unser feingemalter Fugger einer ist. Zwei andere Bildnisse, der Cosmograph Münster, von Amberger, und der Kaufmann Gyzen, von dem jüngern Holbein, verdienen als Musterbilder niederländischer Malertechnik nicht übersehen zu werden.

Auf zwei seltsame Zerrbilder, die glänzend beurkunden, wie unglücklich diese Meister das Feld des Phantastischen und des Humors bearbeiteten, muß ich Sie, selbst auf die Gefahr hin, Ihre Geduld zu erschöpfen und Ihren Schönheitssinn zu beleidigen, aufmerksam machen. Sie kennen die geistreichen, von den tollsten Sprüngen des Witzes belebten Blätter Callots, namentlich seine berühmte Versuchung des heiligen Antonius. Hier sehen Sie nun, allerdings in viel früherer Kulturperiode, dieselben Gegenstände von Jeronimus Bosch behandelt. Es sind die Höllenstrafen. Nach ihm arbeitete Breughel in diesem infernalischen Genre; aber Breughel übertraf sein Vorbild weit. Wir haben kein Bild aus dem Mittelalter, das die grausame Plastik der Hölle unter edlen Formen dargestellt hat; überall ist die ganz materielle Qual festgehalten und in tausend Nüancen durchgeführt worden. Nur die Poesie Dante's hat Würde und Adel in die Hölle gebracht, kein Maler hat's vermocht. Liegt nun der Grund darin, daß die Kunst überhaupt, und die damalige insbesondere, die Contraste hervorzuheben liebt, oder duldet eine gemalte Hölle keine Milderung und Verschönerung, während eine gedichtete solche zuläßt? Doch dem sey wie ihm wolle, gewiß ist's, daß unserem Künstler die Derbheit noch nicht derb genug war, daß er das Ekelhafte noch durch eine Art teuflischer Spaßhaftigkeit zu überbieten versuchte, und daß er mit dem Grausen die Absurdität vermählte. Es ist an und für sich schon eine gräßliche Vorstellung, daß ein Mensch in einem Kessel zu Tode gesotten wird, aber nun noch neben diesen Kessel eine Höllenköchin hinzustellen, die die Brühe umrührt, und statt des Gewürzes eine Handvoll Kröten hineinschüttet, heißt das Geschmacklose und Widrige auf die Spitze treiben. So sehen wir auf dieser großen Tafel, die ganz mit Höllenflammen besät ist, zahllose Gruppen der Art. Die Zusammenstellungen sind aber sämmtlich ohne jene infernalische Phantasie, die Callot in diesem verruchten, von allem Licht und aller Schönheit abgewandten Genre so genial erscheinen läßt.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, September.

Museum der Gymnastik.

Die von Stadt zu Stadt wandernden Darstellungen des Professors der Gymnastik Keller aus Berlin dürfen wohl besprochen werden. Sie sind eine Erscheinung unserer Zeit, neu, anziehend, lockend sogar, viel besucht. Manchen bedenklich, wo nicht zweideutig, ein bedeutendes Phänomen in Kunst- und Geschmacksrinsicht, in Beziehung auf Sittlichkeit und Anstand. — Der Professor nennt seine Darstellungen eine Galerie berühmter Bilder, Statuen und Gruppen nach den berühmtesten Meistern: Canova, Dannecker, Thorwaldsen, Raphael, Rubens 2c. und nach Antiken, mit malerischer Beleuchtung auf beweglichem Piedestal. Wir können

uns die Namen der Bilder, der Gruppen ꝛc. ersparen. In sechs Abtheilungen stellten sich achtzehn verschiedene Tableaus dar. Die Gestalten und ihre Costüme waren stets dieselben. Nacktheit in Tricots, mit leichter, farbiger Florumgürtung, einige Glanzzier im Haar. Des Prinzipals Körper ist Modell eines schlanken Kämpfers, der Genosse ist untersezter, die Gestalten der vier weiblichen Künstlerinnen sind groß und von erforderlicher Fülle. Die Beleuchtung ist reich, jedoch nicht eigentlich von der für die Plastik wünschenswerthen Einheit, sondern allseitig. Dennoch heben sich die Gestalten, durch sich selbst leicht beschattet, auf einem dunkeln Hintergrund ab. Jedes Tableau wird gewöhnlich Einmal um seine Achse langsam gedreht. Mit den Namen der angegebenen Originalmeister darf man es nicht genau nehmen, wie denn auch die Antiken nicht streng nachgeahmt werden. Berühmte Gemälde werden in dem stereotypen Costüm dargestellt. Die Niobegruppe erschien auf der Drehscheibe des Piedestals nicht giebelförmig, sondern cyklisch. — Die Wahl der Scenen, die plastisch pittoreske Anordnung darf man loben; der immerhin reiche und rasche Wechsel läßt keiner strengen Kritik Zeit, sich zu besinnen oder auszusprechen. Obwohl von dem Erfinder Alles wohl studirt und nach überlegter Kunstberechnung mit geübtem Geschmack angeordnet seyn mag, so läßt sich doch denken, daß in einer Kunst, wo die Wahl des Schönsten auf den leisesten Wendungen und Nüancen, auf Zollen und Linien beruht, bei der gedrängten Folge von verschlungenen Gruppen, gebildet durch lebende, athmende, erschöpfliche Körper, ein Meister in der Plastik manches Bedenken, manchen Wunsch und Rath auszusprechen wüßte. — Wir wissen, welchen lebendigen, aufregenden Eindruck ein von eminenten Tanzkünstlern aufgeführtes Ballet macht und wie sich der jubelnde Beifall oft nicht legen will. Vergleichen wir diese Galerie lebender Bilder mit dem höhern Tanz, so ist hier allerdings, statt des Wechsels der schnellen, reizenden Bewegungen, plastische Ruhe. Aber es ist eine ideale, classische Ruhe; die Bewegung liegt im Gebiet der Phantasie, es ist ein Vorgang, eine Handlung, eine Folge, aus der Ein Moment, der inhaltreichste, schaubarste, kunstgemäß festgehalten, verewigt ist. Das Vergnügen der Anschauung ist demnach sinniger, stiller, inniger, tiefer empfunden. Auch muß in Anschlag gebracht werden, daß in diesen Tableaus die Schönheit der menschlichen Gestalt zwar nicht in der Grazie der Bewegung, aber dafür bei weitem mehr in ihrer plastischen Form, im Reiz einer erwählten Stellung und Geberde verherrlicht erscheint. Dieß ist es ungefähr, was ein Kunstfreund wohlmeinend, bejahend, gern aufnehmend, naturfroh über diese Darbietung sagen möchte. Die eigentlich artistische Kritik überlassen wir billig dem Plastiker und Maler, auch dem strengen Kunstkenner, bemerken aber, daß die Darstellungen eigentlich eine gewählte Abendunterhaltung fürs größere Publikum sind, und daß es hart wäre, in künstlerischer Hinsicht einen strengern Maßstab anzulegen, als den man sonst zur Schaubühne mitzubringen gewohnt ist.

(Schluß folgt.)

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Das Schloß Bizy.

Am einfachsten in dem Schlosse Bizy sind die Betten. Bekanntlich hat Frau v. Genlis, als sie Gouvernantin der Orleans'schen Prinzen und Prinzessinnen war, die Kinder daran gewöhnt, auf Matratzen ohne weiche Unterlage zu schlafen. Diese Gewohnheit hat nun der König auch bei seinen Kindern eingeführt; alle schlafen auf einer einzigen Matraze von Pferdehaaren. Sonderbar sieht das königliche Ehebett aus. Die Matraze des Königs liegt auf einer Eisenplatte; die der Königin aber hat ein zweites Polster zur Unterlage, da die Königin nicht von Madame Genlis, welche übrigens den Annehmlichkeiten des Lebens keineswegs abhold war, erzogen worden ist. Auch die Herzogin von Orleans hat, wahrscheinlich in ihrer Eigenschaft einer deutschen Prinzessin, eine etwas weichere Unterlage; nicht so die Herzogin von Nemours, obgleich ebenfalls eine Deutsche. Ein Federbett ist im ganzen Schlosse nicht zu finden. Auf den ersten Anblick meint man, es sey auch keine Küche vorhanden; aber sie ist im tiefen Erdgeschoß gleichsam vergraben. Nach dem Umfang und der Einrichtung derselben scheint es, daß man zu Bizy besser ißt, als gebettet wird. Jedes Fach des Küchenwesens hat sein eigenes Lokal und ist mit Quellwasser versehen. Man sieht hier raffinirte Vorrichtungen, die man beim Anblick der spartanischen Betten gar nicht erwartet hätte. So z. B. wird in einem besondern Raum das Fleisch vor dem Kochen oder Braten mürbe gemacht, was in der Küchensprache mortifier les viandes heißt. Dieß geschieht auf folgende Art. Auf einem Herde oder Ofen ist eine Art von eisernem Schranke angebracht; in diesen wird das rohe Fleisch auf Schüsseln gelegt, diese umgibt man mit einem Haufen Eis, dann wird geheizt. Das geschmolzene Eis erzeugt nun einen dicken Dampf, der das Fleisch durchdringt und mürbe macht. In dem Departement der Braten zeigte man uns eine besondere Vorrichtung, wobei der Bratenwender mittelst des aus dem Feuer aufsteigenden Dampfes in Bewegung gesezt wird und sich beständig dreht, ohne daß eine menschliche Hand dazu nöthig wäre. Es sah hier aus, wie in einer Rüstkammer: ungeheure Bratspieße mit Handgriffen wie Schwerter aus der Zeit des Faustrechts hingen an der Wand; man könnte ganze Ochsen daran spießen. Die großartige Einrichtung des Küchenwesens bei der so einfachen Ausstattung der Gemächer erklärt sich daraus, daß der König, wenn er nach Bizy kommt, sämmtliche Honoratioren der Gegend zu Tische laden muß. Der Speisesaal ist daher auch das größte Zimmer im Schlosse, und die vielen vergoldeten Hängeleuchter darin sind das einzige Glänzende, was es aufzuweisen hat. Der dem Publikum geöffnete Lustgarten ist sehr schön. Am Eingange ist neuerdings eine kleine Kaserne erbaut worden, vermuthlich aus übergroßer Vorsicht. Der Hof kommt so selten hieher, daß die Trainsoldaten, welche zu Vernon eine Kaserne haben, zur Schloßwache vollkommen hingereicht hätten. Außer der Eisenbahn und dem Schlosse hat Vernon in den lezten Jahren auch eine Zeitung bekommen, oder vielmehr ein Wochenblatt, welches aber aus der großen Zeitungsdruckerei des Herrn Boulé zu Paris kommt, wovon ich mehrmals gesprochen habe, und welche eine Menge von Provinzialstädten mit Zeitungen versieht; nur die lezte Seite wird zu Vernon mit Artikeln von Lokalinteresse gedruckt. Es ist jedoch kein politisches, sondern ein Literaturblatt, welches Boulé mit interessanten Aufsäzen von Pariser Schriftstellern anfüllt, die er gut honorirt und welche ihm goldene Früchte tragen, da er sie erstlich für seine eigenen Zeitungen und Journale benuzt, und sie dann in die für die Provinz bestimmten Blätter schiebt. Die Provinz wird dadurch der Mühe enthoben, selbst zu schreiben und wizig zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 5. Oktober 1844.

— Pictoribus atque poetis
Quidlibet audendi semper fuit æqua potestas.
Scimus et hanc veniam petimusque damusque vicissim:
Sed non ut placidis coeant immitia. —

Horat:

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Solch eine Schöpferkraft im Häßlichen und Barocken ist auch nöthig, um Ungeheuer zu produziren, die würdig sind, in einer Hölle zu fungiren. Es ist nicht genug, daß man, wie es unser Maler gethan hat, einen Knäuel von Menschenfratzen, Messerklingen, Vogelkrallen und Fischschnäbeln zusammensezt; dieses Ungeheuer hat darum kein Leben. Der Künstler, der sich in dieß Gebiet wagt, muß die Natur in ihren geheimsten Schöpfungen zu Rathe ziehen und besonders ihr auf die Finger sehen, um zu erforschen, wie sie die einzelnen Glieder zusammensezt, wie sie componirt und wie ein Theil auf den andern deutet und ihn erklärt; dann allein wird es ihm gelingen, scheinbar Unmögliches zu einigen und neue phantastische Bildungen hervorzurufen.

Noch übler als das Phantastische und Schreckliche ist das Anmuthige und Scherzhafte weggekommen. Lucas Cranach, dieser unleidlichste Prosaiker unter den Malern, hat es unternommen, ein scherzhaftes Mährchen in Farbe zu bringen: das Schönheitsbad. Alte Weiber steigen in ein Bassin und kommen jenseits als junge wieder hervor. Alles, was es an Häßlichkeit, kalten und gezwungenen Stellungen, beleidigender Geschmacklosigkeit und fadem Witz im Bereich künstlerischer Auffassung geben kann, ist auf diesem kleinen unglücklichen Bilde vereinigt. Und doch wird seine Wirkung auf die Zeitgenossen ungemein groß gewesen seyn, denn es ist durch und durch populär; es stört nirgends durch einen Zug edler Auffassung, es ist für die Gemeinheit berechnet, deren Sympathieen es theilt. Dieser selbe Cranach, der von Schönheit und Adel so gänzlich verlassen war, hat sich's auch beikommen lassen, eine Venus zu malen. Wenn der Katholizismus dem Protestantismus vorwirft, daß sein Stifter durch Sinnenreiz sich habe verführen lassen, so können sie dreist, um diesen Vorwurf zu entkräften, die Venus Lucas Cranachs ihren Anklägern entgegenstellen.

Wir gehen jezt in die zweite Classe unserer Galerie über, die vom Jahr 1510—1600 die Epoche der niederländischen und deutschen Schulen zeigt, wie sie sich der Nachahmung der Italiener hingeben. Hier sehen wir die tüchtigen Naturalisten in ängstliche und gezwungene Nachahmer verwandelt. Die Kindlichkeit geht verloren, ohne daß die Schönheit und der Adel der Vorbilder erreicht wird. Interessant ist der Uebergang des historischen und kirchlichen Styls in's Genre. Die Maler haben noch nicht den Muth, die heilige Geschichte, die bisher ausschließlich gethront hat, bei Seite zu schieben und das Leben ihrer Tage an die Stelle zu setzen. Dennoch

geschieht es. Bemerken Sie Peter Aertzens Kreuztragung. Der heilige Akt selbst ist zwar noch vorhanden, allein nicht mehr die Hauptsache, um deren willen das Bild gemalt ist. Es wurde gemalt, um tausend kleine Vorfälle und Eigenthümlichkeiten des damaligen Lebens anzubringen. Das Bild stellt eine weite Waldebene vor, durch die der Zug geht. Ringsum ist Volk in Aufregung und Bewegung; es wird Markt gehalten. Eine Milchfrau verkauft, ein kleiner Kramladen steht offen und das Treiben im Vorgrunde trägt den Stempel der Tagesgeschäfte, wie sie damals ein Landjahrmarkt bot. Von den Kriegsknechten, die Christus begleiten, benuzt einer den Augenblick, wo der Heiland ermüdet anhält und sich das Gesicht trocknet; er entfernt sich und trinkt ein Glas Branntwein, das ihm eine Höckerin bietet. Die beiden Schächer sitzen auf dem Armensünderkarren und Dominikanermönche sind ihnen beigegeben. Ein Trupp Gassenjungen spottet der Gefangenen und äfft die gezwungene Haltung der Gefesselten nach. Alles das ist gemalt, damit man sich daran freue. Die Nebendinge sind hier Hauptsachen. Die Kreuzigung geht wie ein gewöhnlicher Gassenspektakel vorüber. Aber sie ganz weglassen und statt ihrer ein anderes Motiv der Schaulust hinsetzen, das wagte der Maler nicht.

Jan Breughel, der sogenannte Sammet-Breughel, geht schon einen Schritt weiter. Er malt eine üppige, schöne Landschaft, und es ist ihm nur darum zu thun, die wunderschönsten Farbenspiele in den mannigfaltigsten Thier- und Pflanzenformen zu entwickeln. Das Bild ist mit einer zauberhaften Frische und Glut gemalt. Dabei glaubte er aber, Adam und Eva darin anbringen zu müssen, um das Recht zu gewinnen, seinen Garten das Paradies zu nennen; er brachte sie an, aber so klein, daß man sie kaum im tiefsten Hintergrunde aufzufinden weiß. Endlich ließ man die heilige Geschichte ganz weg und malte das, was man gerade malen wollte, ohne Zwang und bindendes Herkommen.

Die dritte Classe unserer Galerie zeigt uns nun die Sammlung der Rubens, Rembrandt und ihrer Schüler, unter denen sehr werthvolle und schöne Gemälde sich befinden. Es ist, als wenn diese Räume vom Lichte verklärt wären, wenn man eben aus den vorhergehenden Abtheilungen kommt, und es ist auch das Licht der Schönheit, das hier seine Strahlen ausgießt. War dort Alles gedrückt und eng, so ist hier Alles kühn, gewaltig und voll Leben. Der wilde junge Sonnengott regiert, die Leiber erblühen unter seinem Scepter, die Natur wird groß und weit. Sehen Sie nur gleich jene Hirschjagd dort, liebe Lucie! Wie rasend sezt diese wilde Nymphe dem Hirsche nach; ihre Begleiter vermögen ihr kaum zu folgen. Das ist die Rubensische Muse selbst, so schön, so wild, so leidenschaftlich über die dunkle Erde dahin jagend. Und Snyders hat in seiner Art bei den Thieren eben das geleistet, was Rubens bei den Menschen. Diese unglücklichen Geschöpfe überstürzen sich, der Kampf ist ein wirklicher Kampf, es geht auf Leben und Tod. Der innerste Nerv der Jagd- und Mordlust vibrirt auf diesem wilden, schönen Bilde. Diese Leidenschaftlichkeit, dieses Leben thut so wohl, wenn man eben die verkümmerten, bleichen, schwindsüchtigen Gestalten der Altdeutschen verlassen hat. — Dort hängt ein Bild, wo Rubens auf eine harte Probe gestellt wurde: er sollte eine eben belebte Leiche malen. Er, der Maler des Lebens, des heftig pulsirenden, des in Fülle und Ueppigkeit blühenden Lebens, er sollte einen Gegenstand behandeln, der recht eigentlich einem Memling, einem Cranach zukam, die Auferweckung des Lazarus. Es ist auch nicht ganz gelungen. Das Mysteriöse in dieser Scene war für Rubens nicht, der keine Gespenster sah und an keine glaubte. Hier aber geht etwas vor, was dicht an das entsetzlichste Grausen des Grabes stößt. Doch ist auch dieses Bild trefflich, die Gestalt Christi ist klar und in schöner menschlicher Vollendung gefaßt. — Das Bild Helenens Forment, seiner zweiten Frau, ist von einer wundersamen Wärme und Süßigkeit der Form. Die Krönung Mariä ist mit dem ganzen Pomp des Himmels umgeben; es stellt eine Himmels fürstin dar, die über die Gläubigen gebietet.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerfrisch-Phantasien.

(Fortsetzung.)

Es sind ihrer genug, um eine Bergstadt zu heißen, sie sehen auch alle zu wohlgeboren und gebildet aus, um mit rüden Bauernhäusern verwechselt zu werden. Recht traulich und enge aneinander gerückt, wie man es von ihnen kaum erwarten sollte, lagern sie sich auf den Hängen und auf den Höhen, in der Mitte, wie natürlich, ein Kirchlein hegend und pflegend. Hellgrüne Geländer und beschnittene Buchen, wohlgepflegte Blumenbeete und hochrothe Dächer gestalten sich zu einer passenden Scenerie für die Herren und Damen, welche hier als Coridone und Phillisse am Erlenweiher seufzen und girren, und wenn du etwas nahe an den Fenstern ihrer Strohhütten vorüber kommst, so kannst du ihre friedlichen Gesichter sehen, und hast du sie ein paar Schritte hinter dir, auch ihr munteres Gelächter vernehmen.

Dort oberhalb der vereinsamteren, ernsteren Häusergruppe in Lengmoos winkt vom sammtgrünen Hügel ein

weißes, reinliches Haus; man heißt es beim „Salrainer." Dort laß uns einkehren. Diese Herberge, eben so gastlich wie Stauffachers Haus, wird uns Dach und Fach geben und für unseres Leibes Nothdurft sorgen. — Dein Reisehandbuch für Tirol, das du, hier angelangt, etwa nachschlagen dürftest, wird dir zwar sagen, daß in diesen Gefilden aller Zwang der städtischen Lebensweise gelöst sey, daß alle Rücksichten wegfallen und das ganze Daseyn eine ununterbrochene Unterhaltung geworden. Du wirst vielleicht auch einigen Herrn in Hemdärmeln und griechischen Mützen begegnen und sogar Lenker des Staates finden, die sub tegmine fagi sich bukolischen Träumen dahingeben. Dennoch möchte ich dir rathen, dein Complimentirbüchlein nicht ganz zu vergessen und selbst zu sorgen, daß du dich nicht langweilest.

Komm, mache es wie ich, setze dich zu mir an den Steintisch in den Schatten dieses Birnbaums und schaue ruhigen Blickes hinaus in das Landschaftsbild, das im großen Kunstvereinssalon der Alpen dich erfrischen wird, wie nicht viele andere. — Es ist wenig aufgeboten worden, auf daß es gefalle: ein paar Hügelwellen, ein gelbes Kornfeld, eine Wiese, ringsum Lerchenbäume, die wie eine grüne Schützenschaar zerstreut zu Thale plänkeln; gerade vor dir etliche grödnerisch-niedliche Häuser, kindisch harmlos hingestellt, inmitten das uralte Kirchlein mit dem byzantinisch stockigen Thurm, in liebevolles Rosenroth getaucht und auf der Brust das schwarze Kreuz, hart dahinter ein Kogel mit dichtem Wald bespickt, nicht unähnlich dem Nadelkissen einer Dame. Baue dir so recht nach Laune riesige Dolomitbrocken auf als Schlern und Rosengarten, klebe links die sonnenbegrüßten altrhätischen Bergmatten von Kastelrutt von jenseits des Eisacks daran, rechts den Bergzug gegen Fassa, und du hast auch den nöthigen Hintergrund. — Laß nur recht lange deinen Blick ruhen auf diesem Bilde, und es wird bald eine eigenthümliche, beruhigende Empfindung deine Seele beschleichen, du wirst viel vergessen und an vieles denken, du wirst zulezt ein Genüge finden an diesem Bischen Grün und Gelb und Blau, und der erste sommerfrische Athemzug wird labend deine Brust durchziehen mit klaren und verklärenden Wellen.

Derweil ist's Abend geworden. Jezt wird's dir gehen, wie's mir erging, du wirst erkennen, welcher Geist auf diesen Höhen wohnt. — Es hat diese Gegend den Charakter der Resignation. Hier wohnt die Poesie der Entsagung. — „Der Entsagung?" so fragst du vielleicht und lächelst, weil du in Klobenstein behagliche Armstühle gefunden hast, weil die Tische selten leer stehen von inhaltsschweren Schüsseln und Flaschen, weil du die lustig herabgeklavirte Polka vernimmst, wenn auch im vis-à-vis Rosenkranzgemurmel, beide begleitet vom Rollen der Kegelkugel und dem „Mischen's" und „Gebens" der Tarocker.

Glaube mir, die Natur ist so eigensinnig, wie nur immer ein Weib, sie läßt sich nicht stören durch die Menschen, die sich ihr aufdrängen, und weil sie hier Lust hat, das schöne, süße Köpfchen schwermüthig hängen zu lassen, so werden es die Weltlichen wie die Frommen nicht zurechtsetzen können. Natur bleibt hier sinnend und still, Natur dichtet hier Lieder, — wie mein Freund im Pusterthale drüben, aber leider, wie die seinen, „müssen sie versteckt sich halten." — Schau dort hinauf, der Stern der Liebe zittert am dunkeln Firmamente, er betrachtet uns, obwohl wir's nicht verdienen. Haben wir ihn nicht verlacht als einen faden Schwärmer? Ich gestehe dir, der Stern und die Gegend dazu machen mich melancholisch; — ich muß mich wach plaudern. Ich will etwas erzählen, — einen Sommerfrischtraum aus der Wirklichkeit. Du brauchst mir nicht zuzuhören, denn „diese Geschichte gehört den Boznerinnen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

La Roche Guyon.

Ich machte einen Abstecher von Vernon aus in das kleine Gebirge, welches sich längs der Seine am jenseitigen Ufer derselben hinzieht. Dieses Gebirge besteht ganz aus Kalksteinschichten, und wenn einmal die Bausteine um Paris herum ausgehen sollten, so kann es lange Zeit von diesem Gebirge mit vortrefflichen Bausteinen versorgt werden. Auch sind bereits sehr tiefe Gänge in diese Hügel hinein gegraben. In der Nähe des Dorfes La Roche Guyon geht die Landstraße an Felsen vorbei, in welchen die Bauern ihre Speicher und Scheunen haben. Sie sind sicher, daß kein Feuer ihnen diese Räume einäschern wird. Aermere Landleute haben sogar Wohnungen für sich ausgehöhlt, oder die vorgefundenen Höhlen bezogen, wofür sie wahrscheinlich keinen Heller Miethe zahlen und für deren Unterhaltung sie nicht zu sorgen brauchen. Der ehemalige Gutsherr hat ihnen das Beispiel einer solchen Einrichtung gegeben, denn er selbst hatte sich einen Berg ausgehöhlt, um mit den Seinigen darin zu hausen. Wenn er mit seinen Nachbarn in Fehde lag und diese ihn bekriegten, so schlüpfte er in seinen Berg und schlug ihnen ein Schnippchen. Nach den Zeiten des Faustrechts haben die Gutsherrn sich ein Schloß vor dem Berge gebaut, und dieses bewohnen ihre Nachfolger, die Larochefoucaulds, noch jezt. Es ist ziemlich geräumig, enthält aber wenig Merkwürdiges. Aus der früheren Zeit ist nur ein Zimmer, in welchem König Heinrich IV. geschlafen hat, so geblieben, wie es damals war. Das Gut hat lange den Rohans gehört

und war damals sehr beträchtlich; jezt ist es durch Verkäufe bedeutend geschmälert. Die Rohans hatten im Rittersaale die Bilder ihrer Ahnen aufgehängt. Diese haben den Larochefoucaulds weichen müssen, die jedoch nicht sehr zahlreich sind, und unter welchen der Verfasser der „Maximen,“ in welchen Selbstsucht als die Triebfeder aller menschlichen Handlungen dargestellt wird, der berühmteste ist. Das Merkwürdigste zu La Roche Guyon bleibt aber immer das alte Felsennest im Berge. Durch einen in den Felsen ziemlich grob ausgehauenen niedrigen Gang gelangt man zu einem großen Wasserbehälter. In demselben Felsen befindet sich eine Kapelle in drei Abtheilungen; es sind hier Familiengräber ausgehauen. Zu dieser Kapelle gelangt man aus dem obern Stockwerke des vorgebauten Schlosses. Die untern Höhlen sind fürchterlich, und wenn man bedenkt, daß vielleicht mancher in der Fehde Gefangene hier eingesperrt worden ist, oder daß das Hausgesinde hier leben mußte, so muß man sich freuen, daß die Zeit des Faustrechts vorüber ist. Die jezigen Bauern im Dorf wohnen sicher besser und bequemer, als der ehemalige Gutsherr. Oben auf dem Berge steht ein alter Wartthurm, zu welchem man durch eine Treppe im Felsen hinaufsteigt, und der ehemals dazu diente, dem Seigneur anzuzeigen, daß ein zu brandschatzendes Schiff vorüberfahre. Jezt dient es den Besuchern nur noch, um sich eine schöne Aussicht zu verschaffen. Auf dem Schlosse, welches den Fremden mit vieler Bereitwilligkeit gezeigt wird, liegt ein Buch aufgeschlagen, in welchem sie ihre Namen und auch wohl ihre Empfindungen niederschreiben können. An berühmten Namen fehlt es in demselben nicht. Man trifft unter andern den Prätendenten, den jezigen Grafen von Chambord, welcher damals, als er La Roche Guyon besuchte, wohl nicht ahnete, daß die Zeit nicht fern sey, da er nicht so viel Land, als ein solches Schloß bedeckt, in Frankreich besitzen werde. Victor Hugo befindet sich ebenfalls unter den Besuchern, er hat aber seinem Namen nichts beigefügt; dagegen haben minder bekannte Dichter die Gelegenheit nicht versäumt, ihre Empfindungen beim Anblick des ausgehöhlten Berges in Versen zu beschreiben.

(Schluß folgt.)

Stuttgart, September.

(Schluß.)

Museum der Gymnastik.

Um nun aber vom Standpunkt des Geschmacks und des sittlichen Gefühls aus über diese Darstellungen etwas zu sagen, so rufen sie allerdings einige Fragen und Bedenken auf, und das anerkennende Lob, das ein freisinniger, gebildeter Weltmann der Erfindung und Ausführung zollen möchte, muß sich einige Ermäßigung gefallen lassen. — Zuvörderst sollten sich alle Damen jedes Standes und Alters von dem Genuß ausschließen. Sie können ohne Anstand, d. h. um mit dem Wort zu spielen, ohne Verletzung des Anstandes eine Glyptothek besuchen, denn hier ist das reine Ideal im unbelebten Stoffe dargestellt. Auch läßt sich eine kunstgebildete Frau als einzelne Zuschauerin der Tableaus ohne widerstrebendes Gefühl gar wohl denken. Aber in das männliche Publikum darf sie sich nicht mischen, wo weibliche Gestalt ganz als solche sich produzirt. Auch mit Jünglingen möchte man es recht gern wie die Griechen halten, die sie an die Anschauung der Naturform gewöhnten. Wenn unsere Jugend nur mehr griechischen Sinn hätte und die Gestalt eben um ihrer selbst willen aufzufassen gestimmt wäre. Der Eindruck auf jugendliche Gemüther von angestammt gutem Charakter und reiner Erziehung mag im Ganzen unbedenklich, er wird aber immerhin bedeutend seyn. Allerdings sind die Körper der lebenden Statuen in gestrickte naturfarbige Hüllen gekleidet. Das ist aber einerseits mehr nur dem Bewußtseyn, als dem Auge gesagt, während es, wo es wahrnehmbar wird, der plastischen Schönheit der Form Eintrag thut. — Man möchte fragen: soll der Beschauer bei den Tableaus an wirkliche Natur, an leibhaftes, warmes Leben in Fleisch und Blut, — oder soll er an künstlerische Nachbildung, an plastische Auffassung, an Nachahmung der Sculptur denken? Es ist beides oder keines von Beiden. — Unsere Zeit mußte auf diese Erfindung kommen. Sie, die alle Künste steigert, über ihre ästhetische Begrenzung hinaustreibt, alle Kunstarten verbindet, vermischt, mußte durch die bekannten lebenden Tableaus, die selbst aus den mimischen Darstellungen hervorgegangen, auf die Darstellung plastischer Gestalten und Gruppen kommen, und durch die Licenzen des Ballets war der Sinn des Publikums so weit von der frühern Schamhaftigkeit emanzipirt, daß er Nuditäten unter gewissen Regeln des Anstandes hinnehmen konnte. Dieselbe Erweiterung des Sinns und Geschmacks ist ja, und schon früher, im Gebiet der Poesie eingetreten, wo sogar Damen, namentlich französische, dichten, und Damen lesen, was früher Männer nicht gedichtet, Männer nicht ohne Einwendungen ihres sittlichen Gefühls gelesen hätten. — Die Keller'sche Galerie ist eine Erscheinung, ein Zeichen der modernsten Zeit. Man muß zugeben, daß alle seine Objekte dem Ernst, dem würdigen Styl angehören. An das Gewöhnliche, Gemeine, an Komisches konnte und durfte nicht gedacht werden. Aber daß der angewandte Darstellungsstoff kein kalter Marmor ist, daß es lebende Personen sind, das macht die Kunst zu einer amphibischen, zu einer Zwitterkunst. Und so ist nun auch der Eindruck ein doppelter, zweiseitiger, daß wir nicht sagen, zweideutiger, der sich nicht bloß an unser ästhetisches Wohlgefallen, sondern nach Umständen an Empfindungen wendet, die mehr in das Natur- als in das Kunstgebiet gehören. Die Entfernung der Zuschauer von der Scene ist übrigens so angeordnet, daß sich anzügliche Einzelnheiten zu einem Totaleffekt mildern, welcher sich überdieß durch die Wendung der Gruppen jeden Augenblick wandelt. So darf man annehmen, daß, was etwa von einer Seite als stark realistisch bedenklich seyn möchte, andererseits durch den würdigen Styl des Ganzen doch wieder in die edlere Sphäre des Spirituellen gehoben werde. Darum sollte es uns leid thun, wenn eine rigoröse Ansicht, wie sie in den von der Weltseite abgekehrten, strengen Gemüthern herrscht, da oder dort das Einschreiten der geistlichen oder weltlichen Behörden gegen diese Darstellungen hervorrufen würde. Der liberale Weltmann wird wohl eher seine Ansicht dahin aussprechen, daß im Gebiete der Phantasie, wo namentlich der jugendliche Sinn sich leicht in's Unschöne und Gefährliche verliert, der Anblick des Gewählten und Schönen auch solcher Art meist weniger bedenklich und verführerisch sey, als die eigene Beschäftigung der Einbildungskraft.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 39.

Sonnabend, 5. Oktober 1844.

[421] **Literarische Anzeige.**

Novellen-Zeitung.

Romane, Novellen, Erzählungen, Reisen, dramatische und poetische Werke.

Mit Nr. 12 des Feuilletons der Novellen-Zeitung, welche

am 18. September

ausgegeben wurde, beginnt und wird regelmäßig in den folgenden Nummern fortgesetzt:

Zopf und Schwert.

Dramatisches Zeitbild in fünf Akten

von

Karl Gutzkow.

Die Verlagshandlung glaubt die Leser der Novellen-Zeitung durch Aufnahme dieses Stückes eines unsrer gefeiertsten Bühnendichter um so mehr zu verpflichten, als dasselbe überall, wo es zur Aufführung gekommen, mit dem größten Beifall begrüßt worden ist.

Die bisher erschienenen Nummern der Novellen-Zeitung enthalten:

W. Meinhold.

Die Bernstein-Hexe. In ihrer ursprünglichen, neu-hochdeutschen Gestalt vom Jahre 1826.

Therese (Frau von Bacheracht).

Reisefragmente: I. Bremen. II. Osnabrück und Münster. III. Düsseldorf.

Alfred de Musset.

Eine seltene Ehe. Eine Novelle.

Louis Schneider.

Legatio dramatica in partibus infidelium.

Eugene Sue.

Der ewige Jude. I. und II. Band, mit 80 Illustrationen von Carl Richard.

(Die Fortsetzung erfolgt stets wenige Tage nach dem Erscheinen des Originals.)

Biographie

von **Eugene Sue** mit dessen Portrait.

Eduard von Bülow.

Die Offenbarung. Eine Novelle.

F. Gerstäcker.

Sieben Tage auf einem amerikanischen Dampfboot

Die Novellen-Zeitung erscheint seit dem 1. Juli regelmäßig jeden Mittwoch in Nummern von acht (dreispaltigen) Folioseiten im Formate der Illustrirten Zeitung. Vierteljährlicher Pränumerationspreis für 13 Nummern 25 Ngr. — 52 Nummern bilden einen Band und geben dem Raume nach den Inhalt von 12—15 Bänden gewöhnlichen Octavformates. — Titel und Inhaltsverzeichniß zu jedem Bande werden unentgeldlich nachgeliefert.

Leipzig, J. J. Weber.

☞ Bestellungen auf die Novellen-Zeitung werden in jeder Buchhandlung angenommen, und Probenummern auf Verlangen unentgeldlich verabfolgt.

---

[420] Bei Ed. Lane in Aschersleben ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Belehrende und unterhaltende

Jugendbibliothek.

Herausgegeben

von

A. Lüben und C. Heinemann.

1. Thl. 1. u. 2. Bdch.

Jeder Theil (von 6 Bändchen à 5 Bogen in 8. eleg. geb.) kostet 1 Rthlr.

Es haben sich zur Herausgabe dieser Jugendschrift zwei Männer verbunden, deren Namen in der schriftstellerischen Welt bereits einen guten Klang gewonnen haben. Lüben hat sich durch viele methodische Schriften über verschiedene Unterrichtsgegenstände, besonders über Naturkunde, sehr vortheilhaft hervorgethan, und Heinemann hat durch seine gemüthlichen Erzählungen, das „Eichhörnchen," der „Pflegsohn" u. a., genügend documentirt, daß er den passenden Ton für Kinder vollkommen zu treffen im Stande ist.

Die beiden erschienenen Bändchen der Jugendbibliothek werden nach genauer Durchsicht die gute Meinung rechtfertigen, die man im Voraus von derselben haben wird; denn die Erzählungen: „der erste Erwerb oder das Zehnkreuzerstück," „die Lebensbeschreibung Düval's" von Heinemann sind wieder so interessant und so belehrend, daß nicht allein Kinder, sondern auch Erwachsene dieselben mit großem Vergnügen lesen werden; auch die „naturhistorischen Tischgespräche" von Lüben ziehen durch Form und Inhalt an, da in denen gerade der Ton getroffen ist,

der Campe's Kindergespräche in so hohem Grade beliebt machte. —

Das 3te bis 6te Bändchen erscheint noch im Laufe dieses Jahres.

---

[372] August Lewald's

gesammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Zwölf Bände.

Zweite Lieferung, oder vierter bis sechster Band.

Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Der siebente bis zwölfte Band dieser Gesammtausgabe der Schriften des beliebten Verfassers erscheinen im nächsten Jahre.

Leipzig, im Sept. 1844.

F. A. Brockhaus.

---

[419] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Lydia.

Von Therese,

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden," eines „Tagebuchs" 2c.

8. geh. fein Velinpap. Preis 2 Thlr.

Braunschweig, August 1844.

Friedrich Vieweg und Sohn.

---

[416] **Mannheim bei Heinrich Hoff.**

Geschichte
der
Französischen Revolution.

Von **M. A. Thiers.**

Nach der achtzehnten Auflage übersetzt von **A. Walthner.**

Schöne Octav-Ausgabe in 6 Bänden.

1r Band 1—4te Lieferung.

Die Lieferung 4 gGr. = 5 Sgr. = 16 Kreuzer.

Der Band 16 gGr. = 20 Sgr. = 1 fl. 4 kr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs.

---

[412] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Annette Freiin von Droste-Hülshof.

8. Velinpap. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Freunde ächter Poesie werden diese gesammelten Gedichte einer deutschen Sängerin von schon anerkanntem Rufe hoch willkommen heißen. Mit einer Fülle von neuen, überraschenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet die Dichterin die glücklichste Naturempfindung und Naturanschauung, welche, weit hinaus über allgemeine, verschwommene Naturschwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Wesens in allen Sphären und Elementen mit scharfem Sinn zu erfassen, mit der kecksten, prägnantesten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranschaulichen weiß. Eine entschiedene Originalität, welche vor dem Höchsten und Tiefsten nicht zurückscheut, und das anscheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens zu adeln weiß, tritt in der reichhaltigen und mannigfaltigen, Scherz und Ernst, Humor und Phantasie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung überall unverkennbar hervor. Selbst manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache erhöhen nur das scharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht selbst den Reiz dieser Dichtungen, da sie mit großer Klarheit, innigster Zartheit und Weichheit und dem schönsten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechseln. Ein großer, umfassender, edler Sinn, der sich schon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt sich auch in umfangreicheren Compositionen historischer Art glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muse der Dichterin, den Kreis des Lyrischen durchbrechend, nach epischer Gestaltung, Fülle und Mannigfaltigkeit strebt.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[278] Im Verlage der Liter.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Denkmale der Baukunst

vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert

am Niederrhein.

Herausgegeben

von

Sulpice Boisserée.

72 Blatt Kupfer (worunter 2 Bunte) und 6 Bogen Text.

Neue im Preise ermäßigte Ausgabe.

In 12 Lieferungen von je 6 Blatt Kupfern. Folio.

Je nach dem Wunsche mit deutschem oder französischem Text.

Preis des jetzt vollständigen Werkes 21 fl. 36 kr. oder 13 Rthlr.

Gebunden in Sarsenet 24 fl. rh. oder 14 Rthlr. 12 gGr.

Der Preis der ersten Auflage war 48 fl.

Da das obige Werk in der ersten Ausgabe wegen seines hohen Preises nur eine sehr geringe Verbreitung erhalten konnte, so halten wir es für nöthig, die Freunde älterer Architektur, denen es noch nicht bekannt seyn sollte, mit den Gesichtspunkten bekannt zu machen, von welchen aus der Herr Verfasser desselben bei der Zusammenstellung und Ausarbeitung ausging.

Derselbe sagt in der Vorrede: „Wir kennen in keinem Lande eine Gegend, wo sich so viele und so bedeutende Bau-Denkmale aus der ersten, größern Hälfte des Mittelalters erhalten haben, als an den Ufern des Niederrheins von Koblenz bis Köln, und in der Umgebung dieser beiden Städte. Nirgend findet man in einem so kleinen Kreise eine so vollständige Reihe von Gebäuden, welche die verschiedenen Epochen der rundbogigen oder romanischen Baukunst und die erste Entwickelung der spitzbogigen oder deutschen Baukunst bezeichnen. Vor den Zerstörungen, welche im Anfang unseres Jahrhunderts durch die Aufhebung so vieler kirchlichen und klösterlichen Anstalten herbeigeführt wurden, war das noch weit mehr der Fall. — Indessen weckten gerade diese Zerstörungen meine Aufmerksamkeit, und durch die Theilnahme liebevoller Geschwister und eines stets anregenden Freundes unterstützt, war ich so glücklich, von den wichtigsten der zum Untergang bestimmten Gebäuden Zeichnungen sammeln, und damit 1809 den Grund zu gegenwärtigem Werk legen zu

können. Erst nachdem ich diese Messungen und Abbildungen besaß, suchte ich mir dergleichen auch von den merkwürdigsten Denkmalen zu verschaffen, welche noch erhalten blieben, und so sehe ich mich denn endlich im Stande, eine Auswahl der noch bestehenden und der seit etwa dreißig Jahren zerstörten Denkmale jener Gegend herauszugeben, in so ferne sie dem Zeitraum vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert angehören. — Bei dieser Auswahl habe ich nicht nur das kirchliche, sondern auch das klösterliche und städtisch-bürgerliche Bauwesen, so wie die verschiedenen Künste berücksichtigt, welche dabei mitgewirkt haben; hauptsächlich hatte ich aber dabei den Zweck im Auge, eine Reihe von Denkmalen aufzustellen, an denen man die wesentlichsten Veränderungen, welche während dem genannten Zeitraum in der romanischen Baukunst stattgefunden, nachweisen, und dadurch den Uebergang zu der so ganz von ihr verschiedenen deutschen Baukunst begreiflich machen kann. In den geschichtlichen Forschungen, womit ich die Tafeln begleite, suche ich nun diese Aufgabe zu lösen, und so viel als möglich Klarheit über die höchst merkwürdige Entwicklung zu verbreiten, welche in der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts der Entstehung jener neuen, durchaus eigenthümlichen Baukunst vorherging, deren schönste Blüthe wir in der Domkirche von Köln bewundern. — Gegenwärtiges Werk reiht sich in sofern an mein früheres über diese Domkirche an. Aus Rücksicht darauf, und um die Vergleichung zu erleichtern, habe ich alle größeren Gebäude in demselben Verhältniß wie den Kölner Dom zeichnen lassen; zugleich habe ich das bei diesem ursprünglich zu Grunde gelegte römische Fußmaaß beibehalten, und zwar um so mehr, weil es scheint, daß dasselbe bei den älteren Zeiten bei dem deutschen Kirchenbauwesen fast allgemein gebräuchlich gewesen ist."

Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde.

Von

P. Scheitlin,

Professor.

2 Thle. gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. od. 4 Rthlr. 6 gGr.

Inhalt: 1) Bestimmung der Begriffe: Seele, Thiere, Thierseele und Thierseelenkunde. 2) Denkbarer Ursprung einer Thierseelenkunde des ersten Zeitalters. 3) Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöse Thierseelenkunde der Indier, Perser und Egyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Uebergang in die eigentliche Thierpsychologie durch die Dichter. 9) Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern, von Thales an bis in's Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibnitz. 11) Leibnitz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit. 12) Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdpsyche. 15) Von der Psyche der Thiere im Besondern. 16) Psychologisches Thiersystem. 17) Charakteristiken unserer vorzüglichsten Hausäugethiere. 18) Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom tellurischen oder vom Schein- und vom wahren Menschen. 20) Von den Verhältnissen des Thieres.

Wir hoffen mit diesem Werke jedem denkenden Menschen, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienst erwiesen zu sehen. Der Herr Verfasser beabsichtigt durch die Mittheilung seiner Ansichten nicht den Menschen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu stellen und den Menschen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen zu lehren und geschichtlich zu begründen, welche der allweise Schöpfer neben uns in das Welt-All gestellt hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Handbuch und Wegweiser für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika

enthaltend

die für sie wissenswerthesten Gesetze, Sitten und Gebräuche. Rathschläge und Warnungen gegen Uebervortheilung. Beschreibung der für sie geeignetsten Landstriche. Rathschläge in Bezug auf Gesundheit, Klima und Boden. Reiserouten. Entfernungen der vorzüglichsten Plätze von den Hauptstädten der Staaten und von Washington. Straßen, Kanäle und Eisenbahnen. Bevölkerung, Produkte, Klima und Boden einzelner Staaten, nebst einer umständlichen Beschreibung aller in den Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois und Missouri und in den Territorien Wisconsin und Iowa gelegenen Grafschaften, einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

Francis J. Grund.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Das Bedürfniß eines Buches, welches den Auswanderern ausführliche Belehrung über jene Dinge und Verhältnisse von Amerika gibt, welche sie vor Allem zu wissen nöthig haben, und die sie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, ist schon lange in Deutschland gefühlt worden. Obige Schrift soll diesem Mangel abhelfen. Der Herr Verfasser hat während eines siebenzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und in den verschiedensten Stellungen, die ihn mit allen Klassen der Gesellschaft in die intimste Berührung brachten, vielleicht mehr wie jeder andere Einheimische oder Fremde Gelegenheit gehabt, die amerikanischen Zustände und die Stellung der eingewanderten Deutschen nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und hält es daher für seine Pflicht, das Ergebniß seiner Erfahrungen seinen Brüdern im deutschen Vaterlande mitzutheilen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Nationale Rechtserzeugung und Rechtsbildung in Deutschland.

Ein Vortrag

für die Versammlung der Advokaten in Mainz bestimmt

von

Fr. Rödinger,

Rechts-Consulent in Stuttgart.

gr. 8. in Umschl. geh. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 7. Oktober 1844.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten
Ist nicht erfüllt,
Wird nicht gestillt.
Goethe.

Sommerfrisch-Phantasien.

(Fortsetzung.)

Läugnet mir's nicht, ihr guten, holden Kinder der lezten deutschen Stadt, die leider manchmal nicht ungern sich romanisch geberdet, woran aber ihr nicht schuld seyd, — läugnet mir's nicht, ihr Alle habt eines schönen Tages im „Kobenkirchlein" in dem Marmorsteine neben dem Altar euer Schicksal zu lesen versucht, vielleicht sogar gelesen. Thut nicht, als ob ihr es nicht kennet, das ärmliche Kapellchen unter dem Buchendache am Felsenhange, drüben beim Hofe in der Scharte ob Lengstein, als ob es euch in den Zweigen dort nie gerauscht hätte in unheimlicher Heimlichkeit, als ob ihr nie hineingeschlichen wäret zur niedern Thüre und zagend, bebend, aber dennoch neugierig in jenen glatten Stein in der Mauer geblickt hättet, euer Schicksal im prophetischen Bilde zu schauen, euer Schicksal, will sagen den Mann, der euch bestimmt ist. — Schämt euch nicht des unschuldigen Glaubens an dieses Orakel; er findet in einem Weiberherzen mit geheiligterem Rechte Platz, als mancher Katechismusartikel. Es ist die Sehnsucht, die euch den alten Zauberstein fragen läßt, und die Hoffnung malt die Bilder für das liebebedürftige Herz.

Zu dem Kobenkirchlein ging einmal, wie die Geschichtenerzähler zu sagen pflegen, eine eurer Schwestern, gehängt an den Arm der Freundin, heimlich und eilfertig am frühen frischen Morgen. — Den ganzen Sommer über hatte sich Nanni vorgenommen, den wichtigen Gang zu thun nach dem zukunftskundigen Steine, doch der Hindernisse waren mehr, als einem neugierigen Mädchen zu überwinden möglich ist. Nanni war sehr streng gehalten, sehr fromm erzogen. Das Gelüste, im Kobenkirchlein Orakelsprüche zu holen, hätte nicht undeutlich auf geheime Wünsche und Regungen hingewiesen, welche die Frau Mutter unbezweifelt für saure Trauben erklärt haben würde, und darum mußte schon die Lust selbst, um so mehr ihre Befriedigung, den hartgläubigen Eltern ein Geheimniß bleiben. — Ich hoffe, ihr werdet es Nanni verzeihen, daß sie am Tage der Wanderung zum Kobenkirchlein sich mit der Ausrede behalf, sie gehe nach Lengmoos in die Messe und dann ein wenig spazieren. Vielleicht ist euch Aehnliches in eurem eigenen Mädchenleben vorgekommen.

Eine Busenfreundin hatte Nanni, ein ewig munteres Kind; sie hieß Mali. Diese wurde in's Geheimniß gezogen, und mit den Gebetbüchern in der Hand, recht sittig die Köpfchen senkend, gingen die Mädchen herüber nach Lengmoos zur Kirche. Hier jedoch verfehlten sie die Thüre und geriethen hinaus in's weite Feld. Sie

plauderten und lachten, was und worüber, könnt ihr euch beiläufig selbst vorstellen; doch je näher sie dem Wallfahrtsziele kamen, desto ernster ward Nanni; sie gab karge, verkehrte Antworten, und Mali mochte für sich allein auch nicht mehr lachen.

Bald standen sie unter den grünen Schattenschleiern, die das gefeite Waldkirchlein geheimnißvoll umweben. Sie traten hinein, es überlief beide ein Schauer. „'S ist völlig kalt heut früh," meinte Nanni, und die Freundin antwortete: „Hm, hm." Schnell war der Stein, wie er ihnen beschrieben worden, gefunden. Schweigend standen die Mädchen lange davor; sie thaten als beteten sie.

Nanni begann endlich: „Wie, Mali, so sieh hinein! da ist der Stein!" — „Ich bin nicht so vorwitzig," antwortete diese. „Fang nur du an, ich muß nicht die erste seyn." — Sie stritten noch eine Weile. Ungeduldig sagte Amalie endlich: „So thu' nicht so dodlet * und schau inne!" und drängte die Freundin hin zum Schicksalsspiegel. — Ihr müßt es Mali nicht übel nehmen, daß sie sich also „botznerisch" vernehmen ließ. Dazumal lernten eure Schwestern nur selten englisch und noch seltener hochdeutsch.

Mit einem Seufzer heftete Anna, wie ihr sie heute nennen würdet, ihre Blicke auf die Tafel. Sie sah lange starr und fest darauf hin. — „Ich seh' nichts," sprach sie nach einer langen Pause, während welcher man das Nagen einer armen Kirchenmaus unter der Altarstufe deutlich vernahm. — „Wirklich nichts?" fragte ihre Begleiterin. — „Nichts, gar nichts, einen grauen Stein, nichts anders." — „Ich bitte dich, schaue recht hin, noch einmal, länger!"

Nanni sah abermal nichts, kein Bild, keinen Farbenschimmer, keine Linie. Die Mädchen standen überrascht. Das zarte Gesichtchen Annas war abgebleicht wie eine erschrockene Rose, es fehlte wenig und die dunkeln Augen liefen ihr über. Ihr schwieg der Zauberstein und sie hatte doch so sehnlich begehrt, so sicher gehofft, ja sie hatte beinahe gewiß gewußt, daß sie etwas, ja sogar was sie darin sehen würde. „Versuche du dein Glück," sagte sie dann zur Freundin und wandte sich ab. Sie wischte sich die Thränen aus den Augen.

Mali hatte sich zum Stein gebückt, ein kurzes Ach rief die sinnende Anna in ihre Nähe. — „Hast du etwas gesehen? was, sage, was?" rief diese hastig. — Mali, erst etwas verworren, sah Anna fest an, dann entgegnete sie: „Nichts, auch nichts, wie du!" — „Wirklich nichts?" — „Nicht ein Fetzeln, kein Härlein, keine Nasenspitze, geschweige ein ganzes Mannsbild," scherzte Amalie. — „Gewiß?" — „Gewiß und wahrhaftig!" — „Das ist seltsam. So will ich's noch einmal wagen." — Nanni hauchte auf die Platte und glättete sie mit dem feinen Taschentuche zur Spiegelhelle. Sie sah dennoch nichts.

Schnell zog sie nun die Freundin aus dem Kobenkirchlein. „Den Weg hätten wir uns ersparen können," zürnte Mali am Heimgange, scherzte aber bald viel vom Sterzingermoose, dem sie nun Beide verfallen schienen, und von den Katzen und Möpsen, die sie sich beilegen wollten in jenen bedrohlichen Altenjungferntagen. Anna überhörte das Meiste von dem Geplauder, und hätte sie auch viel Wichtigeres zu hören gehabt, bis zum nächsten Sonntage wäre es vergessen gewesen, denn an diesem Tage war Kirchweihe in Oberbotzen.

(Fortsetzung folgt.)

* Ungeschickt, einfältig.

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Rubens war der Maler der Fürsten, er schmeichelte ihnen durch die Verklärung, die sein üppiger, lichtspendender Geist über die irdischen Herrlichkeiten breitete. Er und Paul Veronese brachten in die Einförmigkeit der Paläste Leben. Die Fürsten müssen Rubens dankbar seyn, denn er erfreute sie und schmeichelte ihnen im Leben und verklärte sie im Tode. Aber sie waren ihm auch dankbar; sie riefen ihn fortwährend von der Staffelei ab, um ihm ihre kleinen, geringfügigen diplomatischen Aufträge zu geben. Vielleicht hätten wir noch mehr Bilder von ihm, als wir schon haben, wenn er nicht zum fürstlichen Briefträger sich herabgelassen hätte. — Seine heilige Cäcilie ist ein Bild, über das sich die Musikenthusiasten nicht zufrieden geben wollen; sie schöpfen aus diesem Bilde die Behauptung, daß Rubens weder selbst musizirt noch irgend viel von der Musik verstanden haben müsse. Und weßhalb? Weil er seine Cäcilie nicht Grimassen schneiden läßt, weil man ihr nicht, wie den van Eyckschen Engeln, das „Musikmachen" ansieht. Es ist eben eine schöne Frau, die, während sie im Reich der Töne waltet, mit klugen und geistig belebten Augen nach Oben blickt. So kann, meiner Ansicht nach, eine heilige Cäcilie sehr wohl ausgesehen haben. Das Anmuthigste in seiner Art ist die Kindergruppe; es sind vier derbe Jungen, die im Grase zusammensitzen und Weintrauben schmausen. Man will einen für Christus, den andern für Johannes halten; ich glaub's nicht, es sind eben Kinder, das heißt Rubensche Kinder, kleine Prachtexemplare von Jugend und Frische. Es ist ein Bouquet Kinder, ein wilder Jugendstrauß, in Farbe und Licht getauchte Hoffnungen. Man würde sie Engel

nennen, wenn man glauben dürfte, daß je eine Wolke dicht und consistent genug wäre, sie zu tragen. Aus solchen Kindern werden Rubens'sche Leute.

Neben Rubens mache ich Sie auf den herrlichen van Dyck aufmerksam, und vor Allem auf seine Kinder Karls I. Der älteste Prinz, ein kaum achtjähriger Knabe, hält die Hand auf dem Kopfe einer kolossalen, prächtigen Dogge. Dieß ist ohne Zweifel sehr geistvoll gedacht, denn es bringt Humor in's Bild. Was wäre ungeschickter, als die steifen kleinen Fürstenkinder neben einander zu stellen! wie unerquicklich wäre dieser Anblick! Unser Künstler, als ächter Meister in seiner heitern, versöhnenden und verklärenden Kunst, bringt durch einen starken Kontrast Leben und Bewegung in sein Bild. Man sehe den anmuthigen Knabenkopf und dicht daneben die große, unbescheidene und doch so gutmüthige schwarze Hundefratze. Der Hund ist ein Liebling und zugleich der Tyrann der Kinder; er schmeichelt ihnen und er beherrscht sie. So sehen wir diese kleine Kinderfamilie durch den großen stattlichen Hund zusammengehalten. Er ist in ihrer Mitte als ein Gegenstand des allgemeinen Interesses und großer Rücksichten; dieß wissen beide Theile, Hund und Kinder, sehr genau. Dieses hübsche, rein kindliche und darum rein menschliche Motiv würde das Bild zu dem Range eines bedeutenden Kunstwerks erheben, auch wenn es nicht mit der Meisterschaft gemalt wäre, mit der es gemalt ist. Unsere neuen Künstler, die ähnliche Gegenstände zu malen bekommen, sollten sich dieses van Dyck'sche Bild öfters und recht genau ansehen. Aber unsere Zeit ist so trocken und so elend anständig; wir würden Anstand nehmen, einen Hund in die Nähe von Fürstenkindern zu bringen, so wie wir Anstand nehmen, mythologische Stoffe zu behandeln.

Wenn man von van Dyck ein Porträt bewundern will, so muß man das Bildniß der Infantin Isabella Clara Eugenia, Tochter Philipps II. von Spanien, sehen. Sie ist im geistlichen Costüm als Priorin eines selbst gestifteten Ordens. Das Bild ist vollkommen wohl erhalten und hat Frische und Leben. Dann das Bildniß des Prinzen Thomas von Carignan. Die Rembrandt's, die die Galerie besitzt, sind vortrefflich. Sie besinnen sich auf den Herzog von Geldern, diese gräßliche Gestalt voll der teuflischsten Bosheit und des grausamsten Trotzes? Es ist eine Gestalt, die Einem im Traume wieder erscheinen kann, mit einem solchen Leben, mit einer solchen wahrhaft schreienden Wahrheit ist sie dargestellt. Dieses Bild reißt auch mich immer wieder zu sich hin, wenn ich in diese Abtheilung trete. Alles, was man im geschichtlichen Roman versucht hat, reicht an diese Lebendigkeit nicht hinan; das Wort ist matt gegen eine solche Auffassung. Könnten wir eine Darstellung der Geschichte haben, so gemalt, sie würde sich uns in allen ihren Falten unauslöschlich einprägen. Man kann uns wohl erzählen von einem unnatürlichen Sohn, der seinen Vater gefangen setzt und dieses gefangenen Vaters noch spottet, wir glauben's nicht; hier sehen wir's gemalt, und wir glauben es.

Das eigene Bildniß Rembrandts ist aus zahllosen Lithographien und Kupferstichen, die nach diesem Original gefertigt worden, hinlänglich bekannt. Von F. Bol sind das Bildniß einer alten Frau und das eines Geistlichen wegen ihrer Naturwahrheit zu beachten. Anziehend wegen der feinen Auffassung des Charakters ist ein Bild von van der Helst, eine kleine Prinzessin mit ihrer Milchschwester darstellend. Das kleine plumpe Bauermädchen ist hübsch in Kontrast gebracht mit der feinen und edlen Kindergestalt ihrer Gefährtin, obgleich Beide in Putz und Anzug wenig von einander gesondert sind, und die unterscheidenden Merkmale nur in der, vom Künstler fein herausgefühlten Racenbildung beruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Sommer.

Ueberall der Sonne Glut,
  Wald und Wiese trocken,
Lebensquell und Wellenflut
  Will im Laufe stocken.

Nur im Friedhof, lachend grün
  Frische, junge Sprossen.
Gottesacker muß ja blühn —
  Thränenübergossen!

H. Rollett.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Schluß.)

Die Eisenbahn nach Orleans.

Ich fuhr nach Paris zurück und setzte mich in entgegengesetzter Richtung, nämlich in der östlichen oder südöstlichen, auf die Orleaner Eisenbahn, welche hinter dem Pflanzengarten beginnt. Dieß war immer eine öde Stadtgegend; jetzt aber bringt der große Bahnhof, welcher zwei Eisenbahnen, der Corbeiller und der Orleaner, zugleich dient, Leben und Bewegung herbei, und sollte, wie es Plan der Regierung ist, auch die Straßburger Bahn von hier aus beginnen, so wäre dieses Revier vollends vor der Verödung gesichert, die man vor Kurzem noch gefürchtet hatte. Auch ist der Kai längs der Seine bis zum Pflanzengarten sehr verschönert und eine angenehme Promenade daraus gemacht worden. Die Eisenbahn nach Orleans ist noch nicht so belebt wie die Rouener; sie wird es aber werden, sobald die Bahn bis Bordeaux verlängert ist. Mit Schwierigkeiten

hatte man bei der Anlegung nicht zu kämpfen; sie durchschneidet ein wohlbebautes, ziemlich flaches Land, in welchem die Hügel sich nur in der Ferne zeigen. Der Stationen sind hier ebenfalls sehr viele, und kleine Wagen und Omnibusse sind in Menge im Gange, um die Reisenden in die Dörfer und Städtchen der Umgegend zu bringen. Ich verließ den Zug auf der Station zu Lardy, um einen Gutsbesitzer neben dem Dorfe Bouray an der Juine zu besuchen. Es ist dieß ein reiches Kornland; zu Bouray sieht man eine prächtige Mühle von mehreren Stockwerken und daneben ein schönes Landhaus mit einem englischen Garten, welches vom Müller bewohnt wird. Ich glaube nicht, daß es viele Müller gibt, die sich mit diesem messen können. Da keine Windmühlen hier sind und die Juine nur zwei große Mühlen in dieser Gegend treibt, so haben sie beide vollauf zu thun, um das zum Verkauf in Paris bestimmte Mehl zu bereiten. Es gibt Unternehmer, welche eine Menge kleiner, wohlverschlossener Wagen halten; diese schaffen den Bauern für einige Sous per Sack ihr Korn, sobald es gemahlen ist, zur Eisenbahn; auf dieser wird es in der Nacht nach Paris geführt, am andern Morgen kann es in der Mehlhalle feil geboten werden, und die Bauern kommen schnell zu ihrem Gelde, ohne daß sie nöthig haben, deßhalb einen Schritt zu thun. Es herrscht auch ziemlicher Wohlstand in der Gegend und man zählt nur wenige Arme. Der Dorfpfarrer zu Bouray klagte aber in seiner Sonntagspredigt, daß die Leute ihre Kinder so selten zum Katechismus senden, und sagte ihnen überhaupt tüchtig die Wahrheit. Das Gut, welches ich besuchte, liegt in reizender Lage auf einem sanften Abhange nach der Juine zu. Es heißt Fremigny und hat dem General von Montholon und später einem der Fürsten von Galizin zugehört, welche beide viel Geld daran verschwendet haben, und zum Theil sehr unnützerweise. Die beiden Gutsbesitzer wollten zu Fremigny nicht wie auf dem Lande, sondern wie in der Stadt leben, hatten ein Theater im Schloßgarten gebaut und das Schloß nach Art einer italienischen Villa eingerichtet, ohne zu bedenken, daß der Unterschied des Klimas auch einen in der Bauart bedingt. Nischen zu Bildsäulen sind an vielen Orten angebracht, sogar an der Wohnung des Gärtners. Der jetzige Besitzer aber, ein solider Mann, hat das Theater abgebrochen, die verstümmelten Bildsäulen bei Seite geschafft, das platte Dach abgeändert, und dagegen das Nützliche und Einträgliche mehr berücksichtigt, ohne das Angenehme, welches die Natur hier schon von selbst darbietet, darüber zu versäumen. Dg.

Zürich, September.

Kunstausstellung.

Während des letzten Monats fand bei uns die Ausstellung des schweizerischen Kunstvereins statt, und zwar in den disponibeln Räumen des Hochschulgebäudes, die, in Ermanglung eines bessern Ausstellungslokals, dem Zwecke allerdings nur nothdürftig entsprachen, und daher den Wünschen für ein besonderes Kunstgebäude nachdrücklich und, wie wir hoffen, erfolgreich zu Hülfe kamen. Die Ausstellung mochte, was die Zahl der Gemälde betrifft, mit den Ausstellungen des rheinischen Kunstverbandes so ziemlich Schritt halten, und wurde übrigens als eine der besten betrachtet, die je in den Vereinsstädten Basel, Bern und Zürich Freunde der Kunst in ihren Räumen versammelt haben. Dennoch reducirte sich, wie fast überall, das wahrhaft künstlerisch Gedachte und Ausgeführte auf eine kleine Zahl von Arbeiten. Einige Andeutungen zur Charakterisirung unserer Ausstellung und zur Bezeichnung schweizerischen Kunststrebens mögen hier in gedrängter Kürze nachfolgen, jedoch ohne alle Ansprüche auf eine Vollständigkeit, die den Zwecken dieser Blätter ohnehin widersprechen würde. — Die biblische Historienmalerei stellt unserer Zeit eine Aufgabe, deren Lösung nur einem seltenen Verein natürlicher und errungener Begabung möglich wird; wahre Erfolge in diesem Gebiete der Kunst sind daher überall sehr selten und unsere Ausstellung bietet kein Beispiel davon dar. Dennoch finden sich auch bei uns immer wieder Künstler und Dilettanten, die, innerem Antriebe folgend, sich der biblischen Malerei widmen, und unter diesen hat Paul Deschwanden einen der populärsten Namen in der Schweiz. Er hatte sich auf dieser Ausstellung mit vier Bildern — Maria zum Sieg, Christi Himmelfahrt, Maria und das Kind, Christus und Petrus — eingestellt, die sehr verschieden beurtheilt worden sind. Die Anforderungen, welche die Münchener Schule, durchdrungen vom Ernst und der Bedeutung der biblischen wie der historischen Malerei, an den Künstler richtet, werden hier allerdings nicht befriedigt; auch trifft man bei Deschwanden selten jenes tiefgedachte Schöne an, dessen Werth vom Wechsel des Geschmacks und der Schulen unabhängig ist. Dennoch finden sich Viele durch seine Bilder angezogen, denen Reinheit und Zartheit der Intentionen und eine höchst gefällige, vom Reiz eines blühenden Colorits mächtig unterstützte Darstellung nicht abgesprochen werden können. Weit Höheres stünde wohl von dem gemüthlichen Künstler zu erwarten, wenn er, inmitten einer, die Zahl seiner Bilder jährlich so bedeutend mehrenden Thätigkeit, nicht aus dem Auge verlöre, daß die künstlerische Sendung sich vor Allem durch ein nie ermüdendes Ringen nach Vollendung bewährt. — Unter den wenigen Schweizer Malern, welche ihren eingesandten Arbeiten historisches Interesse zu geben suchten, haben wir Albert Dürade von Genf zu nennen, der uns dießmal einen Besuch des Theodor Beza bei Heinrich dem Vierten zu Eluiset bei Genf vorführte. Solche Hofscenen interessiren, selbst wenn sie einer bedeutungsvollen Gegenwart angehören, nur dann, wenn der Künstler seinen Vorwurf geistvoll aufzufassen und durch glückliche Behandlung der historischen Charaktere zu heben weiß. Dieß ist indessen, wie uns scheinen will, dem Genfer Künstler nicht ganz gelungen, und darum läßt auch seine Composition, trotz des ihr offenbar zugewendeten Fleißes, ziemlich kalt. Im Gegensatz mit diesem Bilde führte uns S. Straub in seinem „Luther und Staupitz" eine höchst einfache Situation vor die Seele, die sich dennoch mächtig davon ergriffen fühlt. Wir kehren in die Jugendzeit des allgewaltigen Mannes zurück, dessen Wort die Welt anders gestaltet hat, in die Klause zu Erfurt, die Zeugin seiner innern Kämpfe war. Aus diesen reinen und edeln Zügen spricht noch keine Leidenschaft, nur die Spuren beängstigender Zweifel und eines strengen Ordenslebens finden wir darin ausgedrückt, während die Haltung des ältern Freundes auf beruhigenden, väterlichen Antheil hindeutet. Die Ausführung ist der edeln Einfachheit des Grundgedankens würdig. — L. Vogels historischer Composition, deren Vorwurf der Geschichte der Schlacht bei St. Jakob an der Birs (1444) entlehnt ist, haben wir in diesen Blättern schon früher als einer werthvollen Gabe für das Basler Freischießen gedacht. — Unter den Genrebildern, welche der Klasse der Zustandsbilder angehören, hatte nur „der sterbende Sohn" von Moritz, Sohn, in Neuenburg, besonders angezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 8. Oktober 1844.

Der Mensch hat einen geheimnißvollen, wunderbaren Zug zum Reich der Steine und der schweren Metalle, einen Zug, der mächtiger ist als jener, der ihn an die schön blühende, duftende Pflanze knüpft. — Mag es seyn, daß die Gebirge den schweren Pendel aus seiner Richtung ziehen; was aber gibt ihnen die geheime Macht, welche die aus der Schwere entnommene, frei geborene Seele in ihrer Nähe so sehr bewegt und an sich zieht?

G. H. Schubert.

Lieder von Georg Rapp.

1.

Im Felsen.

Daß sich die Wände spalten
Und gähnt der schwarze Schlund,
Ist dieß des Geistes Walten
Im starren Höhlengrund?
Durch öde Todesstrecken
Muß ich ihn suchen gehn,
Ob er aus Schutt und Schrecken
Mich liebend an will sehn.

Laß, Seele, laß dein Trauern!
Im Grunde der Natur,
Im Schooß der Felsenmauern
Beginnet seine Spur:
Im Gold, dem ewig reinen,
Ist seine Treu erwacht,
Im Silber läßt er scheinen
Der Liebe sanfte Macht.

In Stärke allbezwingend
Er aus dem Eisen bricht,
In Weisheit alldurchdringend
Aus der Krystalle Licht.
In diese stillen Spalten
Sein hehrer Friede steigt;
Hier in der Nacht, der alten,
Da sinnt er tief und schweigt.

2.

Bergkrystall.

„In der Felsenklause stehen,
Wo das Dunkel nachtet dicht,
Nicht die Leuchten Gottes sehen
Mit dem Durst nach seinem Licht!
Nicht die Strahlen widerscheinen,
Abendroth und blaue Luft
Nicht dem hellen Herzen einen,
Sehnend harren in der Gruft!“

Sey getrost in deinen Nächten,
Wahre deine Klarheit dir.
In des Sehnens frommen Mächten
Träume fort nur für und für.
Deine Felsen werden fallen,
Doch dein Licht besteht den Tod,
Wird in Kraft zur Freiheit wallen,
Wenn sie spät auch sich erbot.

3.

Nachtfalter.

Weg Gespensterspuck und Schauer!
Eine helle Geisternacht
Schwebet fröhlich aus der Trauer
In die Helligkeit der Nacht.

Aus dem Sarg ist sie gezogen,
Und besiegt hat sie den Tod,
Glänzend wie der Regenbogen,
Leuchtend wie das Morgenroth.

Und mit ihnen auferstanden
Ist die neue Friedenswelt,
Hat mit ihren Blüthenbanden
Selig sich um sie gestellt.

Sommerfrisch-Phantasien.

(Fortsetzung.)

2.

Begleite uns, du unterm Birnbaum in Salrain zurückgelassene Leserseele, hinüber in den zweiten Himmel der Sommerfrisch-Seligen, nach Oberbotzen. Du sollst ihn sehen in seiner glänzendsten Laune, beleuchtet von Stearinlichtern und Terlanerrebensaft, durchklungen von den Harmonien böhmischer Musikanten, ungeheuer heiter und durchaus liebenswürdig. Wir wollen dich zum Kirchtag mitnehmen.

Laß es dich nicht bekümmern, daß du eine fremde, in Botzen weder durch Empfehlungs-, noch, was immerhin besser wäre, durch Kreditbriefe beglaubigte Seele bist. Du wirst auf dein Gesicht, auf dein gutes Gesicht hin, Eintritt erhalten in diesen Himmel, und das ausgedehnteste Anrecht auf alle seine Freuden. Man wird dir, der ganz Unbekannten, die Hände schütteln zum herzlichen Willkomm, man wird dich stracks als eine alte Freundin traktiren, du wirst im Schießhause Feigen und „Melaunen" marenden, wirst schwelgerisch tafeln, wo du zu hungern fürchtetest, und dein Haupt, für das du keinen Stein wußtest, es darauf zu legen, wird in weichen Pfühlen ruhen, welche die Gastfreundschaft ihm unterbreitet. — In Oberbotzen ist man gastfrei, wie nirgends in der Welt, wie selbst nicht in Botzen.

Es läuft sich lustig herüber vom Ritten durch kühle Waldwege nach den schönen, weitschauenden Lagerstellen behaglichster Sommerfrische, die alle den süßen Namen „Maria" tragen, als da sind „Maria Schnee, Maria Himmelfahrt, Maria Einsiedeln ꝛc." Kaum eignete sich eine andere Benennung für diese Plätzchen. Es liegt in der Natur hier so viel Weiblichkeit, so vieles, was sich am besten mit einem Namen schildern läßt, an den sich Bilder des stillsten, jungfräulichsten Erdenfriedens wie der weltentrückten Erhabenheit knüpfen.

Drei Häusergruppen stehen hier oben am Gebirge, wohlweise sich bergend in Baumesschatten, dennoch hart vortretend an den Rand des Bergrückens zum wonnigen Ausblicke in die Welt. Diese hohen alten Bäume sind es, die der Ansiedlung von Oberbotzen einen Reiz verleihen, der jener zu Klobenstein und Lengmoos mangelt. Es sieht sich so gut an, wie die mächtigen Linden und Buchen ihre vollbelaubten Aeste um die Wohnstätten der Menschen schlingen. Etwas städtische Zierlichkeit, Prunk und Modethum haftet an diesen; desto rührender wird der Anblick, wenn man sie so, wie müde Flüchtlinge, ruhen sieht in den Armen der grünen, kräftigen Kinder des Berges. Und erst die Lust, jenes theure Wipfelrauschen zu hören, das ich so lange und schwer vermißte!

Die Eleganz und der Comfort scheinen es vorgezogen zu haben, in Oberbotzen die Sommerfrische zu beziehen; vielleicht hat sie vom Ritten drüben ein Rest mittelalterlicher Atmosphäre fern gehalten. Beiden aber ist's ergangen, wie's gewöhnlich geht, sie sind am Berge hier oben viel liebenswürdiger geworden. Sie geben sich so natürlich, gar nicht dickethuend, nicht langweilend; sie tragen wohl Handschuhe, aber sie reichen dem Fremdlinge, dem Gaste die Rechte, ohne zu thun, als fürchteten sie für den Glanz der Paillegelben.

Du wirst dich gut mit ihnen vertragen, so gut wie die Geister aus Wald und Berg, mit denen sie verkehren. Die Elfen schlafen hier oben auf grünen Gartencanapes und tanzen auf wohlgeglätteten Bowlinggreens, sie lugen mit Frauenhoferschen Fernröhren nach den wilden Wohnplätzen der Geschwister im vis-à-vis, und die jungen Pucke und Drolle schielen wohl nicht ungern hinter die Gardinen schöner Sommerfrischgäste. Wir haben uns drüben aus der Natur eine Elegie herausgelesen; hier findest du ein heiteres Lied voll Waldes- und Lebenslust, helle Farben und Töne, munter gereimt mit hüpfenden Daktylen.

Und heute am Kirchtag klingts und singts ja aller Ecken und Orten. In Maria Schnee in der Kneipe tanzen selbst die Bauern, freilich nur nach der Melodie der „höllischen Peinen," wie die Botzener die Leistungen ihrer Stadtpfeifer benamsen; doch sie tanzen, eine Aktion, die uns hierorts um so mehr befremdet und erfreut, je öfter wir erfahren mußten, daß man diese „sündhafte Lust" den armen Teufeln versagt und verpönt. Du hörst's dazwischen knallen aus zielsichern Stutzen, und

Trommeln und Pfeifen künden in altväterischen Weisen die Treffer an, in jenen Weisen, bei denen mir immer eng um's Herz wird.

Keck herein in den Schießstand! Schaue dich um! Hier gründeten ehrenfeste Botzener Herrn in ihrer Sommerlust eine Uebungsstätte für die ritterliche Kunst schon vor zweihundert Jahren. Zwischen bunten Fähnlein hängen an den Wänden alte und neue Scheiben mit den sinnreichsten Gemälden, wie sie der „Vortelgeber" zum Gedächtnisse stiftete. Jedweder Schütze feiert seine Aufnahme, seine Hochzeit, die Geburt seines ersten Buben, und wenn er Priester war, sein Canonicat, mit einem „Best," das er seinen Gesellen gibt. In Tirol muß geschossen werden, wenn es sich um eine rechte Freude handelt. — Dir schallt's und knallt's wohl bald zu viel. Labe dich noch mit einem Trunk Leitenweins, den man dir hier kredenzt, und wandle mit mir umher zu den Kegelstätten, die sich, meistentheils für den heutigen Tag improvisirt, irgendwo unter Buchenschirmen fast bei jedem Hause finden. An einem Baumstamme hängt ein hübscher künstlicher Kranz, dessen schönste Blüthen neue Zwanziger sind, oder irgend eine Galanterie prangt zwischen seinen Wurzeln. Die „Scheibenden" sind aus dem Volke, Bauern; aber auch die Herren der Frischhäuser lassen freigebig ein paar Gulden verrollen, denn der Einsatz fällt in die Taschen der sogenannten Trager, der Kameele dieser unbefahrbaren, reizenden Wüste. Jenes Best an Baum geben als Lockspeise für die Kegler immer drei bis vier Familien, für welche je ein Trager die Lasten aus der Stadt auf und nieder schleppt.

Willst du jedoch lieber dich ganz hinweg flüchten aus dem Volke, das sich ohne alle Blödigkeit ganz gut seinen Antheil zu nehmen weiß an der Lustbarkeit der „Herrenleute," wenn auch mit einer überraschenden Vermeidung allen Lärmens, willst du die Einsamkeit suchen, so führe ich dich gerne durch die schönen heimlichen Pfade, die hier überall den Wald durchirren, nach einem der Punkte, an welchem die Botzener so gerne in's Thal hinabsehen, dessen erhitzenden Reizen sie entflohen sind.

(Schluß folgt.)

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Ein Werk, das einen zarten, duftigen Mährchenzauber über sich verbreitet liegen hat, ist Gottfried Schalkens angelnder Fischerknabe. Alles in diesem Bilde ist Ruhe, Friede und keusche Jugend. Es ist ein wunderhübsches Bildchen, ganz geeignet, der liebe Gefährte einsamer, dem Nachdenken und der poetischen Conception geweihter Stunden zu seyn. Eine junge Frau vor dem Spiegel, von F. Mieris, ist zierlich und ansprechend. Zwei herrliche Bilder sind eine Mondscheinlandschaft und eine Feuersbrunst von Van der Neer. Diese Mondscheinlandschaft ist eine in die süßeste Magie der Farben getauchte Mondlichtpoesie; es ist eine heimliche, warme, vom Licht verklärte und durchschimmerte Nacht; Wasser, Himmel, Erde, Alles ist in Ruhe und nächtliche Schönheit versenkt. Man glaubt das Schilf im Vorgrunde im Nachtwinde leise rauschen zu hören. Und die unendliche Ferne! Der Blick kann tief und tiefer eindringen, das Dunkel ist so klar, daß man wie bei der wirklichen Nacht, wenn man länger schaut, immer mehr sieht und immer deutlicher die Gegenstände erkennt. Welch großer Schatz, ein solches Bild zu besitzen, welcher Genuß, in seinen kühlen Frieden das unruhige, von dem bunten Wechsel des Tages ermüdete Auge zu tauchen! Aber freilich müßte man's dann auch bequem auf der Stube haben. Die Feuersbrunst zeigt jene so oft schon, obwohl nie mit dieser Meisterschaft dargestellten Effekte des Feuer- und Mondscheins. — Ein Wasserfall in wilder Waldgegend, gemalt von A. v. Everdingen, ist nächst der Naturwahrheit der Auffassung auch darum interessant, weil es das Werk eines Predigers in Alkmar ist, der, als Dilettant beginnend, zu einer seltenen Kunstfertigkeit sich empor schwang. Er unternahm beschwerliche Wanderungen, und auf einer dieser Reisen nach Norwegen entstand dieses Bild, das die dortige Natur treu wiedergibt.

Von Jacques Jordaens, diesem travestirten Rubens, will ich Ihnen nur eine Produktion vorführen; es ist die Darstellung des Sprüchworts: „wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen." An einem Tische, der mit Waffeln, Käse, Weintrauben und Trinkgeschirren überladen ist, sitzen ein alter Mann und eine alte Frau, beide durch die Brille von einem Blatte singend. Ein kleiner Junge läßt sich auf einer Pfeife vernehmen, und eine junge, üppige Frau hält ein Glas Wein in der Hand. Das Bild zeigt eine quellende Gestaltenfülle, aber der Humor ist niedrig, die Formen sind gemein. — Ein sehr kostbares Stück, von einem Meister, dessen Werke äußerst selten sind, der in der Galerie des Louvre fehlt und nur noch in England vorkommt, ist eine Landschaft von Minderhout Hobbema.

Die Wouverman's, von denen die Galerie viele besitzt, nenne ich Ihnen nicht, weil ich für dieses Genre durchaus kein Auge und keinen Sinn habe. Es langweilen mich diese Pferdegruppen und diese stummen, insipiden Kriegergestalten, die sich immer wiederholen. Des verstorben Rumohrs Lieblingsbild ist ein Ruysdael, eine leicht bewegte See darstellend. Wolken und Wasser sind

in großer Vollendung dargestellt. Franz Snyders, den wir schon im Verein mit Rubens kennen gelernt haben, zeigt seine Virtuosität in der Thierkunde bei Gelegenheit der Darstellung einer Bärenjagd.

Im Reiche der friedlichen Blumen und Früchte herrscht unbedingt de Heem, der ein köstliches Gewinde auf graubraunem Steingrund hingezaubert hat. Es ist schade, daß Herr Begas zwar ein hübsches, aber viel zu farbenkräftiges Bild in die Mitte, an die Stelle des alten, verschwundenen, gesezt hat; es schadet dieß den Blumen und drückt ihre Farben nieder. Ein Steinbasrelief hätte hineingepaßt. Wer Freude an Blumen hat, wird dieses Bild mit Entzücken betrachten, denn nach Farbe und Bildung ist jedes einzelne Kind Florens auf das Zierlichste und Naturgetreueste aufgefaßt. Selbst die Kornähren in Blüthe fehlen nicht. So schließt denn diese ganze reiche Abtheilung, dieses Königszimmer, wo die stolzen Fürsten Rubens und Rembrandt das Zepter führen, sehr passend, da es von der Blüthe der menschlichen Schönheit ausging, mit der Blüthe der Thier- und Pflanzenschönheit. Eine schöne Nymphe des Rubens macht den Anfang und eine volle Kornähre Heem's gibt den Schluß ab.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, September.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Das Gemälde von Moriz versezt uns in eine ländliche Wohnung, an das Krankenbett eines jungen Mannes, dessen hoffnungsloser Zustand Vater, Mutter und Geschwister in düsterer Erwartung um ihn her gefesselt hält. Der Ausdruck resignirten Schmerzes in den Zügen der Anwesenden, die mannigfaltige und beziehungsvolle und dennoch natürliche Gruppirung halten lange die Betrachtung fest. Und über der ganzen Scene schwebt ein solcher Ernst, eine so düstere Stille, daß man meint, man müsse den Gang der ländlichen Wanduhr hören, die bald die lezte Minute eines kurzen Daseyns bezeichnen wird. — Den heitersten Contrast mit diesem, von den Winterthurer Kunstfreunden zur Verloosung bezeichneten Gemälde lieferte Scheffer in Genf, indem er uns in seiner „neapolitanischen Familie“ einen kleinen Pifferaro zeigte, dessen Kunst Großmutter, Mutter und Geschwister aus ihrer Hütte in's Freie gelockt hat, wo sie mit hoher Befriedigung den Tönen des jungen Virtuosen zu lauschen und jeder seiner Bewegungen zu folgen scheinen. Es zeigt dieses Bild, wie unerschöpflich die Kunst in ihren Mitteln ist und welches Interesse ein schon oft behandelter Gegenstand durch originelle Auffassung und glückliche Darstellung gewinnen kann. Mehrerer Bilder wäre hier noch mit aller Anerkennung zu gedenken, wenn wir uns nicht mit diesen wenigen Andeutungen vorzugsweise auf Produktionen beschränken müßten, die irgendwie dem Boden schweizerischer Kunst angehören. Unter diesen erwähnen wir noch, ehe wir zur Landschaft übergehen, eines trefflichen Porträts des durch seine pädagogischen Bestrebungen bekannten Pater Girard, mit welchem sich Bonjour in Lausanne durch charaktervolle Auffassung und Kunstgeschick den ungetheiltesten Beifall erworben hat. — Mit dem „Morgen am See“ von Diday bezeichnen wir einen Höhepunkt der heutigen Landschaftsmalerei und zugleich das Bild, das die Beschauer vor andern gefesselt zu haben scheint. Da dasselbe bereits vor einigen Jahren zu Paris ausgestellt und durch die Auszeichnung, die es sich dort errungen hat, allgemein bekannt geworden ist, dürfen wir nur darauf hindeuten, um dankbar des Genusses zu erwähnen, den es auch hier gewährt hat. Durch diese großartige, vom Lebenshauch der Poesie durchdrungene Composition wurde nur von Neuem die Wahrheit des Satzes bestätigt, daß wahrhaft künstlerische Schöpfungen nicht nur den Kenner befriedigen, sondern auch den Laien, wenn ihm nicht aller Kunstsinn abgeht, mit ihrem geheimnißvollen Zauber ergreifen. Durch Diday und seinen genialen Schüler Calame hat sich im Kunstleben eine Richtung Bahn gebrochen, der sich mehrere talentvolle Künstler in der Darstellung schweizerischer Naturscenen mit mehr oder weniger Glück angeschlossen haben. Unter denselben machten sich Georges, Mottá, Munzberger, Stadler und Zelger auf unserer Ausstellung geltend; der leztere, dem Kunstboden Unterwaldens entsprungene Maler — ein Schüler Didays, aber in seinen Darstellungen sich mehr noch Calame nähernd — hatte mit seiner „Kohlenbrennerei in den Hochwäldern“ und mit seiner „Ansicht von Emmatten“ Bilder geliefert, die durch effektreiche Stimmung und kräftig schönen Vortrag besonders interessirten. Eine von den Eingebungen der Schule ganz unabhängige Stellung hatte Fregeoise in Genf mit seinem „Waldstrom im Abendlicht“ behauptet, ein Gemälde, an dem es besonders zu rühmen ist, daß der poesiereiche Gedanke sich frei von allen Ausstellungseffekten Geltung zu verschaffen wußte. Eben so selbstständig, doch als gereiftes Talent, erschien uns Bonstetten in seiner „Ansicht vom Bergschutte von Goldau,“ in welcher wir gern und lange den gefühlvollen Künstler von den bemoosten Felsenblöcken, unter denen das einst so lachende Thal begraben liegt, an die klaren Wasser des Lowerzersees und zu den zackigten, im Morgenduft schwimmenden Bergen begleiteten. — Zu den besten Landschaften der Ausstellung gehörten diejenigen von Stephan, einem gegenwärtig in München lebenden Züricher Künstler, der uns durch zwei sehr verschiedenartige Bilder, nämlich durch eine für die Verloosung bezeichnete Scene aus dem Winterleben der Stadt Zug, mit humoristischer Staffage, und eine, mit dem ganzen Ernst der Gebirgswelt ergreifende Darstellung aus den Glarner Alpen, Proben seines tüchtigen Strebens gegeben hat. — Von den drei Landschaften, mit denen J. Ulrich auf der Ausstellung erschienen war, haben wir schon früher derjenigen gedacht, in denen sich das eigenthümliche Leben Hollands so glücklich ausgedrückt findet, und die beide, die eine von der Regierung von Bern, die andere für die Verloosung, angekauft worden sind. In einer dritten Composition führte uns der Künstler — nach Walter Scotts Alterthümler — eine auf hohem Felsenpfad von der Brandung bedrohte Gruppe bestürzter Wanderer vor, ein Bild, das die Wirkungen des nahenden Sturmes für Alle, die mit dem Walten des Meeres vertraut sind, mit überraschender Wahrheit wiederzugeben gewußt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 9. Oktober 1844.

An Bildern schleppt ihr hin und her
Verlornes und Erworbnes.
Goethe.

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Wir gehen jezt zu den Italienern über. Die Galerie ist auch hier wieder äußerst gewissenhaft und belehrend. Eine Menge recht sehr häßlicher Bilder sind mit großer Rücksicht behandelt, in gutes Licht gestellt und nehmen ihre Stelle mit jenem Hochmuth ein, den die Unbedeutendheit, wenn sie durch das Alter sanktionirt wird, zur Schau zu tragen pflegt. Ich führe Sie gar nicht vor diese Heiligthümer. Wo die Gelehrsamkeit mit Brille und Winkelmaß vor einem Bilde Posto faßt, da entflieht jener Sinn, der nur das Schöne sucht und nur ihm huldigt. Unter diesen Kunstcuriositäten befindet sich auch ein russisches Heiligenbild. Wer diese klösterliche Imagination in ihrer Innigkeit und zugleich Beschränktheit kennen lernen will, sehe Giotto's Wunder des heiligen Franziskus. Diese alten Italiener sind immer noch geschmackvoller und poetischer als die Altdeutschen und Niederländer.

Aus dem Dunkel dieser Goldgrundepoche gehen wir fort zu den Bildern in Tempera, bekanntlich die ältesten in Italien, wohin die Oelmalerei erst durch die Schüler van Eyck's versezt wurde. Da ist sogleich ein von den Engeln betrauerter Christus von Bellini ein groß und schön empfundenes Bild. Die Köpfe der Engel sind in Verklärung und kindlicher, unschuldsvoller Trauer gegen den herben Ernst des sterbenden Christus gehalten. Die Farbe ist zum Verwundern gut erhalten, wenn man das Alter dieser Bilder bedenkt. Bei einigen derselben hat man auch den Renaissancerahmen im strengen Styl beibehalten. Ueberhaupt sind die Goldrahmen, namentlich der eine große, in Eichenholz geschnizte, der in einem Seitenkabinette befindlich ist, in ihrer Art eben so gut Kunstwerke als die Gemälde, die sie einschließen; nur scheint's, daß mit einer gewissen, sehr verzeiblichen Ironie die brillantesten Rahmen den wenigst bedeutenden Gemälden zu Theil geworden sind. Für die Menge macht aber auch hier „das Kleid den Mann."

A. da Messina, von dem das Bildniß eines alten Mannes sich darstellt, ist in der Kunstgeschichte wichtig, weil er als ein Schüler von van Eyck die Oelmalerei nach Italien brachte. A. Mantegna hat nachweislich auf Raphael bedeutenden Einfluß gehabt; sein Christus, von zwei trauernden Engeln gehalten, ist von einer großen, durchgeistigten Formschönheit, und man sieht den Einfluß des Studiums der Antike schon deutlich hervortreten. Die Werke Fiesoles sind rührende Mönchslegenden, mit dem schwärmerischen Andachtsflug der Einsamkeit gemalt; aber es sind nebenbei recht schwache

und ungelenke Bilder; sie gehören in die Klosterzelle. Die Bilder des Fra Filippo Lippi beweisen, daß man sehr fromme Gemälde malen und doch dabei ein Schalk seyn kann. Er, selbst ein Mönch, entführte eine Nonne, und die Frucht dieser Verbindung war ebenfalls ein Maler und Mönch, Filippino Lippi, der sein eigenes Bildniß gemalt hat, welches die Galerie besizt. Man sieht in ihm einen schönen jungen Mann mit schwärmerischen Gesichtszügen, denen jedoch Feuer und Leben nicht abgeht. Unglücklicherweise ist die Temperamanier auf diesem Bilde nicht mit Geschick angewendet und die Conturen sind schwarze, ungefüge Linien geworden, die besonders den Mund verunzieren.

Der heilige Vincentius von Ghirlandajo ist ein Beweis, welch ein weltliches Leben man auch in die Köpfe der Heiligen bringen kann; dieser hier scheint zu sprechen und Vasari sagt von ihm: „Ihm fehlt nicht das Wort." Uebrigens sollte man dem etwas weichlichen Ghirlandajo nicht anmerken, daß er der Lehrer Michel Angelos war. — Ein Maler, der sich sehr selten findet, ist Granacci; von ihm zeigt sich hier ein jugendlicher Frauenkopf. Von Sandro Botticelli sieht man die Lucretia Tornabuoni, des Lorenz Medici Mutter, gemalt. Eine schöne Frau, mit feinen Linien der Klugheit und Berechnung um Lippe und Kinn. Die Augen sind sanft, aber man ist versucht, dieser Sanftmuth nicht zu trauen. Schade, daß auch dieses Bildniß in Tempera gemalt ist; auch hier sind die Conturen scharf und ungebührlich sich vordrängend.

Eine sehr schöne Caritas, von Balthasar Peruzzi gemalt, ist neu vom Direktor Wagen für die Galerie gewonnen worden. Fra Francia's Maria in der Herrlichkeit ist ein treffliches, in der Gruppirung mit Größe und Geist gedachtes Bild; es rechtfertigt vollkommen den Beifall, den Raphael dem Künstler zollte. Von Raphaels Vater, Giovanni Santi, wird ein Bild gezeigt, das merkwürdige Schicksale gehabt haben soll. Es wurde als ein sehr theures Erbstück, da die Erben über dessen Besitz sich nicht vereinigen konnten, in drei Theile zerschnitten. Jeder dieser Theile bildet, wenn man sie sich gesondert denkt, so ziemlich ein Ganzes für sich. Der spätere Besitzer hat das ganze Bild wieder zusammengestellt.

Von Raphael sind einige Werke seiner frühesten Bildungsepoche da. Sie haben auf mich keinen Eindruck gemacht, ich kann Ihnen darum auch nichts über sie sagen. So herrlich mir die Madonna erscheint, das einzige Bild von Raphael aus seiner spätern, selbstständigen großen Epoche, das die Galerie besizt, so kalt und starr kommen mir jene vor. Das eine dieser Bilder, Maria mit dem Kinde und zwei Heiligen, hat die Familie Borghese einem Kurländer, dem Baron Rooß, verkauft, und von diesem gelangte es durch Ankauf auf Befehl des verstorbenen Königs in die hiesige Sammlung.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerfrisch-Phantasien.

(Schluß.)

Es duftet ein milder Abend vom Himmel nach dem herkömmlichen Gewitterregen, noch leuchtet der siebenfarbige Bogen in's Wettergrau hinauf, gleich den Demantstrahlen der Dolomitkrone des „Bergesalten." — Am Gloriett, schöner noch am Merltennen, einer schlichten Voglerhütte, magst du die Herrlichkeit erblicken, die unter diesem Himmel ruht. Die nächsten Tannenhöhen geben den dunkeln Rahmen. Wähle dir selbst das Bild hinein. Hier der Ausblick auf das wilde Thal der Talfer mit seinen gebrochenen Burgen und hängenden Dörflein; dort die Ebene von Eppan, so lockend in ihrer Fruchtfülle, wo die Rebe des Enkels sich um die Thurmreste des Ahnherren rankt und das Alte im Neuen sich verjüngt, wie die Vorzeit im Liede. — Dichte, wenn du Lust hast, hier deine „Spaziergänge eines Oberbotzener Poeten." Ich glaube, hier fände sich Stoff und Anregung, und hier dürftest sogar „so frei seyn, frei zu seyn." Am Berge ist man überhaupt Alles, was man in der Stadt sich auch nur zu heißen scheut.

Bald werden dich leichtsinnigere Klänge dem Ernste abzuschmeicheln suchen, der dich bei deiner Poesie gefangen nahm; es beginnt nämlich der Ball. Rings aus der Finsterniß tanzen rothe Flammen heran; es sind die Fackeln, mit denen man aus den zerstreuten Häusern sich auf dem Wege zum Ballsaal, in den sich unterdessen der Schützenstand verwandelt hat, vorleuchten läßt. — Ein paar Schritte und du bist aus dem Kreise deiner Ideen herausgerückt in die entgegengesezteste Sphäre; jene Lieder, „ob denen man die Poesie verklagt" und „zürnt mit den Poeten," werden vornehm von einer Salonsnovellette bei Seite geschoben, wie sie in jedem Wiener Almanach sich sehen lassen darf.

Du befindest dich auf einem Balle, der am Berge gerade so gewachsen ist, wie im Thale. Tanze, wenn du Lust hast. Dieser Lanner'sche Walzer hat mich abermals tiefsinnig gemacht: es sind seine „Tyroler." Ich war dabei, als er sie draußen im Innthale auf den Höhen von Natters in seiner Champagnerseligkeit an die Wand schrieb, wo sie noch zu lesen sind. Der muntere Spielmann hat seinen Kehraus gespielt, und auch jene Natterer Sommerfrischträume sind ausgeträumt. — Ich will meine Geschichte weiter erzählen vom Koben-

kirchlein. Die Mägdlein auf dem Balle hier wissen freilich etwas Besseres zu thun, als auf solche Historien acht zu haben. Ich werde da über den Berghang hinunter reden zu jenen Botzenerinnen, die unten in der Stadt schlummern. Gott gebe, daß sie im Traume nicht dennoch auf dem Balle sind.

Auch Nanni und Mali kamen vom Ritten herüber zum Kirchweihtanze. Für euch, ihr holden Kinder, ist es zweifelsohne ein werthvoller psychologischer Wink, wenn ihr erfahret, daß Anna ein weißes Kleid trug und die natürlichen Blüthen der „brennenden Liebe" in ihre Haare flocht, während Mali ganz in Rosenroth mit gemachtem Rosenschmuck absichtlich schöner zu seyn bezweckte. — Es schien ihr auch gelungen. Bei ihrem Eintritt fluchten mehrere junge Herrn vom Civil ganz vernehmlich vor Entzücken, und ein paar Lieutenants knöpften sich schüchtern die Uniform bis an den Hals zu.

Anna ward nicht so auszeichnend begrüßt, indessen schien sie es leicht zu verwinden, da ihre Erwartungen hier von keinem Zaubersteine getäuscht wurden. Ein junger Mann von vieler Religion, was in Botzen bekanntlich gleichbedeutend ist mit vielem Gelde, und darum in jeder Hinsicht ausgezeichnet, näherte sich ihr bald in einer Weise, die über seine Absichten, besonders in den Augen der Frau Mütter, keine Zweifel zuließ. Der junge Herr von *, weise genug, sich keine Blößen zu geben, tanzte jedoch auch viel mit Amalien.

Die junge Luft des folgenden Morgens frischte gar schnell das etwas abgebleichte Roth auf den Wangen der beiden Mädchen wieder auf. Sie suchten sich ein heimliches Plauderplätzchen und erzählten sich — ihr wißt wohl schon, meine Freundinnen, vom Balle. — „Wie oft hast du mit dem Herrn von * getanzt, Nanni?" fragte Amalie. — „Sechs Touren vielleicht," antwortete jene. — „Ich sieben." — Anna konnte es kaum glauben. Zum erstenmale war sie überzeugt, daß Mali sie belogen habe und eigentlich doch ein eitles Ding sey, wo nicht gar eine kleine Kokette. — Nicht wahr, Nanni hatte hierin vollkommen recht?

Drei Wochen darauf fuhr man in die Stadt hinab und in drei Monaten war es Winter. Mit einemmale vertrauten sich die Frau Muhmen, die Mali arbeite an ihrer Ausfertigung; gleich nach heiligen drei König werde sie heirathen, den jungen Franz v. *, eine der besten Partien in Botzen. Die Frau Muhmen logen dießmal nicht: am Sonntag nach dem Dreikönigfeste wurde das schöne Paar zum drittenmal verkündet, am Dienstag darauf war Hochzeit und Anna ward als Freundin der Braut zum Frühstück geladen.

Anna redete dabei noch weniger als auf jenem Heimgange vom Kobenkirchlein. Die Braut aber erzählte ihr, daß sie sie damals in dem Kirchlein ein wenig belogen. Sie habe allerdings im Steine etwas gesehen, und zwar ihren gegenwärtigen Bräutigam, ganz getreu bis auf die weiße, silbergeblümte Atlasweste konterfeit, sie habe jedoch der guten Nanni nichts davon sagen wollen, um ihr nicht weh zu thun, weil sie von den winterlichen Casinobällen her wohl gemerkt, der Franz habe ihr, der Nanni, verschiedene Dummheiten vorgemacht, und diese es nicht mißfällig aufgenommen. Später habe sie's auch nicht mehr thun wollen, denn die sieben Touren am Oberbotzner Kirchtage haben die Nanni ohnehin „vergrämt." Sie könne aber wirklich nichts dafür, daß Alles so gekommen; jedoch des Kobenkirchleins Ehre habe sie retten wollen. — Dieses Geständniß, wie auch ein kleines Unwohlseyn Anna's thaten dem Vermählungsjubel keinen Eintrag, es war vielmehr eine recht schöne Hochzeit.

Nanni heirathete zwei Jahre darnach, oder, besser gesagt, sie ließ sich verheirathen an einen Mann in den besten Jahren, der sein Auskommen und ein gutes Herz hatte, wie die Frau Mütter sagen, einen Mann, wie ihr deren sicherlich einige kennt. Ihr werdet ja selten von einem andern geheirathet.

Nanni zieht noch alle Jahre auf den Ritten in die Sommerfrische. Sie ist nun schon eine gute Weile verheirathet, kinderlos zwar, aber „recht gut," wie man allgemein behauptet. Einige Botzener wollen wissen, sie gehe trotz dem öfters hinüber in's Kobenkirchlein und sehe in den Schicksalsstein. Ich kann euch nicht sagen, ob sie noch immer nichts darin erschaut. Sie blickt aus großen sprechenden Augen so eigen in die Welt, als gälte ihr die ganze Natur nur als Zukunftskünderin. Die Leute heißen sie eine Schwärmerin, was gleichbedeutend ist mit einer Närrin. Sie geht freilich nicht auf Kaffeebesuche, sie spielt nicht Mercante e fiera, man sieht sie selten bei den Franziskanern und behauptet sogar, sie lese Goethes Wahlverwandtschaften. Im Wäldchen bei Klobenstein könnt ihr vielleicht ihr begegnen, wenn sie geht, aus Blumenaugen und welken Blättern zu lesen, was ihr der Stein im Kobenkirchlein verschwieg. Spät Abends findet ihr sie auch wohl am offenen Fenster, nach dem Stern der Liebe blickend, den darin zu sehen, nach dem ihr Herz sich sehnt.

J. F. Lentner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Reise des Kaisers. — Herders hundertjähriger Geburtstag.

Unter den Ereignissen, welche in diesem Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen, steht die Reise des

Kaiserpaares in das österreichische Küstenland obenan. Wenige Tage nach der Abreise des Königs von Preußen verließ auch der kaiserliche Hof sein reizendes Schönbrunn (für letzteres heuer ein ungewöhnlich früher Abschied, der sonst erst in den kühleren Oktobertagen zu erfolgen pflegt). Die ersten Stadien der südwärts gerichteten Reise wurden auf der Wien-Gloggnitzer Bahn zurückgelegt; meines Wissens das erstemal, daß Oesterreichs Herrscherpaar von den Kräften des Dampfes auf der ganzen Ausdehnung dieser allmählig ihrer eigentlichen Bestimmung entgegengehenden Bahn den steyerischen Alpen entgegen getragen worden. Daher verstand sich auch von selbst der feierliche Empfang der kaiserlichen Passagiere. Von Station zu Station überwölbten und umrankten Triumphbögen und Blumengewinde die Bahn, nicht anders, als erschlössen sich einem milden und geliebten Herrscher schon hienieden Paradiesespforten. Dieses Schauspiel erneuerte sich auf dem ganzen weitern Verfolge der Reise, und unsere Zeitungen füllen ihre Spalten mit beständigen Festbülletins. Ohne Zweifel wird den hohen Reisenden schon jezt im Stillen auch hier wieder ein glänzender Empfang vorbereitet. — Nicht umhin kann ich, einmal von Festlichkeiten redend, auch einer andern Feier zu gedenken, jener nämlich des 25sten August, als des Tages, der vor hundert Jahren einem der edelsten Deutschen das Leben gegeben, unserem nie genug gewürdigten Herder. Darf wohl ein Oesterreicher sagen: unserem? darf er Deutschlands Angelegenheit zu einem heimischen Interesse stempeln und die deutsche Liebesschuld zu der seinigen machen? Fast möchte man es bezweifeln, wenn man erwägt, daß der 25ste August spurlos an uns vorübergegangen ist, und daß man von den Vorgängen draußen, im übrigen Deutschland, kaum Notiz genommen hat. Zwar haben die Sonntagsblätter Dr. Frankls ihre Stimme erhoben und auf jenen schönen Gedächtnißtag aufmerksam gemacht, auch ausdrücklich auf das von einem Landsmanne, dem Bildhauer Ludwig Schaller aus Wien (gegenwärtig in München), trefflich ausgeführte kleine Modell zu einer Statue Herders hingewiesen, welche leztere, im Großen vollendet, aus der königlichen Erzgießerei in München hervorgehen soll; auch hat sich die Redaktion zur Sammlung von Beiträgen zum Herderdenkmal erboten; es war aber eine Stimme in der Wüste. Mir wenigstens ist nichts von irgend einer öffentlichen Versammlung oder Festveranstaltung im Namen Herders bekannt geworden. Daß Herders Andenken in vielen einzelnen geistesverwandten Seelen fortlebt, wer möchte daran zweifeln? Allein Gefühle und Ideen solcher Art und zu solcher Zeit bedürfen einer öffentlichen Demonstration, als eines äußeren Symbols innigen Verständnisses. Es kommt in solchen Dingen gleichsam auf ein öffentliches Glaubensbekenntniß an, um so mehr in einer nur zu sehr materiell gesinnten und den höhern geistigen und ästhetischen Interessen ein kaltes Utilitätsprinzip entgegensezenden Zeit. Momente wie ein solches hundertjähriges Geburtsfest eines großen Mannes sind wahre Höhenmesser der Gesinnung und Stimmung.

(Fortsezung folgt.)

Zürich, September.

(Fortsezung.)

Die Universität.

Ich habe Ihnen seiner Zeit von den Verlusten gesprochen, welche unsere Hochschule, die auf von Parteien zerrissenem Boden zu keiner rechten Blüthe mehr gelangen kann, leztes Frühjahr erlitten hat. Später kam der Zeitungsscandal hinzu, den die Besetzung der Rektorsstelle veranlaßte, und der in der That sehr wenig geeignet war, das Ansehen der Hochschule zu heben, oder ihr würdige Lehrer aus der Fremde zu gewinnen. Nach vielfältigen Unterhandlungen sind die durch Kellers und Pfeufers Abgang erledigten Lehrstühle durch Hasse und Fein besezt worden, denen der Ruf wissenschaftlichen Verdienstes vorangegangen war; auch haben sich einige talentvolle junge Züricher den Dozenten der juridischen Fakultät angeschlossen. Henle wurde durch eine Disposition ersezt, vermöge der wir nun für Anatomie und Physiologie nicht weniger als drei Professuren und mit Inbegriff des Prosektors vier Dozenten besizen, ein wahrer Plazregen für die gegenwärtig mit Studenten so dünn besezten akademischen Felder. Viel Aufsehen machte in unserem Ländchen die Berufung des hyperorthodoxen Dr. Ebrard, Privatdozenten in Erlangen. Auch dem Parteitreiben fern stehende Männer mochten darin einen Beleg für das Umsichgreifen jener Restaurationstendenzen finden, deren Träger sich überall und jederzeit darin gleichen, daß sie nichts vergessen und nichts lernen können. Andere sezten weitergehend diesen Schritt in Zusammenhang mit der Hinneigung zu der Politik und den Interessen der katholischen Partei in der Schweiz, und erblickten darin eine Demonstration im Sinne puseyitischer Vorbereitung zum Katholicismus. Auffallend war jedenfalls die starre Haltung der Wahlbehörde, deren Majorität sich dadurch einen bedeutenden und achtungswerthen Theil der öffentlichen Meinung mehr als je entfremdet hat, des Eindrucks, den die Sprache einiger ihrer Organe hervorrief, nicht zu gedenken. Vergebens wurde gegen diese Berufung eingewandt, daß unsere Hochschule sich unmöglich die Aufgabe stellen könne, extremen Standpunkten Raum zu geben, weil es ihr an Mitteln gebreche, um einseitigen Einflüssen das Gegengewicht zu halten; vergebens wurde dargethan, daß Ebrard, zurückgeschritten zur Orthodoxie des 17ten Jahrhunderts, das Extrem nicht nur zu Strauß, sondern zu Bruno Bauer bilde, und daß Niemand unfähiger sey, die Wahrheit und ihre heiligen Interessen zu fördern und zu vertreten, als ein Mann, der seinen wissenschaftlichen Gegnern Alles in's Gewissen schiebe und die Resultate ihrer Forschungen auf Rechnung ihres sittlich tadelnswerthen Charakters schreibe; vergebens war es auch, daß die bei weitem größte Zahl der Theologie Studirenden gegen die Berufung petitionirte, daß die verdientesten Männer der theologischen Fakultät und des Kirchenraths sich amtlich dagegen erklärten; die Wahl mußte vorgenommen werden, weil, wie es hieß, das Parteiinteresse (!) sie gebot. Die Einseitigkeit der Partei urtheilt aber oft sehr schlecht, selbst im eigenen Interesse, und mit Recht wurde am Schlusse einer höchst würdigen, in der Neuen Züricher Zeitung geführten Polemik bemerkt, daß die Wahlbehörde durch diese Berufung einem Extrem gehuldigt habe, das sich, wie alle Extreme, selbst richte. Sehr erklärlich war es, daß die akademische Jugend unmittelbar nachher einem von ihr hochverehrten, bei diesem Anlaß den gehässigsten Anfällen der Presse ausgesezten Lehrer, dem um die theologische Forschung so verdienten Professor Hitzig, eine Huldigung darbrachte, die den geistreichen Mann bestimmte, in seiner kurzen Dankrede zu erinnern, daß es wohl öfter Fehler des Verstandes als des Gemüthes seyen, welchen die Anfeindungen zugeschrieben werden müssen, und daß ja schon das alte Testament sage, Gott wolle nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 10. Oktober 1844.

Strenger Winter! kalter Weiser! schonest weder Kraut noch Gras;
Was du nur berührst, du Frost'ger, wandelst du in starres Glas.
Rufest stolz: „Ich hab' dem Flusse klar geführet den Beweis,
Daß er gar zu wäßrig fließe, daß er werden soll zu Eis."

J. Kerner.

Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshof.

Ein harter Wintertag.

Daß ich dich so verkümmert seh',
Mein lieb' lebend'ges Wasserreich,
Daß ganz versteckt in Eis und Schnee
Du siehst der plumpen Erde gleich;

Auch daß voll Reif und Schollen hängt
Dein überglas'ter Fichtengang:
Das ist es nicht, was mich beengt,
Geh' ich an deinem Bord entlang.

Zwar in der immer grünen Zier
Erschienst, o freundlich Element,
Du ähnlich den Oasen mir,
Die des Arabers Sehnsucht kennt;

Wenn neben der verdorrten Flur
Erblühten deine Moose noch,
Wenn durch die schweigende Natur
Erklangen deine Wellen doch.

Allein auch heute wollt' ich gern
Mich des krystallnen Flimmers freun,
Belauschen jeden Farbenstern
Und keinen Sommertag bereun:

Wär' nicht dem Ufer längs, so breit,
Die glatte Schlittenbahn gefegt,
Worauf sich wohl zur Mittagszeit
Gar manche rüst'ge Ferse regt.

Bedenk' ich nun, wie manches Jahr
Ich nimmer eine Eisbahn sah,
Wohl wird mir's trüb' und wunderbar,
Und tausend Bilder treten nah.

Was blieb an Wünschen unerfüllt,
Das nähm' ich noch gelassen mit:
Doch ach, der Frost so manchen hüllt,
Der einst so fröhlich drüber glitt!

Poesie.

Frägst du mich im Räthselspiele,
Wer die zarte lichte Fey,
Die sich drei Kleinoden gleiche
Und ein Strahl doch selber sey?

Ob ich's rathe? ob ich fehle?
Liebchen, pfiffig war ich nie,
Doch in meiner tiefsten Seele
Hallt es: das ist Poesie,

Jener Strahl, der, Licht und Flamme,
Keiner Farbe zugethan,
Und doch, über Alles gleitend
Tausend Farben zündet an,
Jedes Recht und Keines Eigen. —
Die Kleinode nenn' ich dir:
Den Türkis, den Amethisten,
Und der Perle edle Zier.

Poesie gleicht dem Türkise,
Dessen frommes Auge bricht,
Wenn verborgner Säure Brodem
Nahte seinem reinen Licht;
Dessen Ursprung Keiner kündet,
Der wie Himmelsgabe kam,
Und des Himmels milde Bläue
Sich zum milden Zeichen nahm.

Und sie gleicht dem Amethisten,
Der sein veilchenblau Gewand
Läßt zu schnödem Grau erblassen
An des Ungetreuen Hand;
Der, gemeinen Götzen fröhnend,
Sinkt zu niedern Steines Art,
Und nur Einer Flamme dienend
Seinen edlen Glanz bewahrt;

Gleicht der Perle auch, der zarten,
Am Gesunden thauig klar,
Aber saugend, was da Krankes
In geheimsten Adern war;
Sahst du niemals ihre Schimmer
Grünlich, wie ein modernd Tuch?
Eine Perle bleibt es immer,
Aber die ein Siecher trug.

Und du lächelst meiner Lösung,
Flüsterst wie ein Widerhall:
Poesie gleicht dem Pokale
Aus venedischem Krystall;
Gift hinein — und schwirrend singt er
Schwanenliedes Melodie,
Dann in tausend Trümmer klirrend,
Und hin ist die Poesie!

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Wir gelangen jezt in die zweite Classe dieser Abtheilung, zu den Italienern vom Jahr 1500—1540, bekanntlich die Periode der höchsten Blüthe. Zuerst steigt die stolze venetianische Schule in ihren in Schönheit, Würde, Adel und Grazie prangenden Repräsentanten vor uns auf. In diesen vornehmen Gesichtern sieht man die alte Aristokratie Venedigs wiedergespiegelt, in dieser Eleganz der Formen eine kunstdurchbildete und Schönheit athmende Zeit. Wie alles, was an Venedig erinnert, so sind auch diese Bilder mit einem Duft weltgeschichtlicher Tragödie umhüllt. Auf diesen Gesichtern ruht das Lied der Klage; der Beschauer trauert, daß eine Welt untergehen durfte, die so würdig war, des Lichts der Sonne sich zu freuen, daß Gestalten in die Nacht des Todes hinabstiegen, die vollendet und untadelhaft aus der schöpferischen Hand hervorgegangen. Aber Dank sey es dem Genius, ehe die erhabenen Gebilde aus dem Bereich des Lichts schieden, hat rasch der begeisterte Sinn, die kunstgeübte Hand ihre äußere Form aufgefaßt und festgebannt, und so sehen wir sie noch vor uns, wie sie einst lebten, mit den stolzen Mienen, den klugen und bedeutsamen Augen, dem spottenden und sieggewohnten Lächeln.

Das Größte und Edelste, was im Fache des Porträts je erreicht worden, ist sicherlich von den Venetianern erreicht worden. Man sehe nur die Bildnißköpfe, gemalt von Giorgione, von Moroni und Pordenone, Titians eigenes Bildniß und das seiner Tochter Lavinia. Das leztere hat besonders enthusiastische Verehrer gefunden, und es verdient immer neue zu erwerben. Leider wird dieses schöne Bild durch elende Copien profanirt, die davon in alle Welt zerstreut werden. Ich behaupte, daß Titian sich durchaus nicht copiren läßt, so wie gewisse große Dichter sich nicht übersetzen lassen. Er ist in manchen Partien seiner Bilder durchaus unübertragbares und unauflösbares Geheimniß. Eine Fußwaschung von Pordenone befindet sich hier, von demselben Pordenone, auf den Titian so neidisch war, daß er ihn wollte ermorden lassen. Das war die damalige Kritik; die heutige begnügt sich mit einem Zeitungsartikel, den Niemand liest. Vortrefflich ist das Bild eines Dogen von Palma Vecchio, eben so die Ehebrecherin vor Christus von Pordenone. Wenn ich Ihnen alles Vortreffliche in dieser Abtheilung nennen wollte, so müßte ich jedes Bild einzeln aufführen.

Von den gleich großen, gleich vortrefflichen Lombarden nenne ich Ihnen auch nur Beltraffio, die heilige Barbara, Luini, die Geburt Christi, und den viel

bekannten Correggio, von dem die hiesige Galerie zwei seiner berühmtesten Stücke, die Jo und die Leda, besitzt. Sie kennen die Geschichte dieser Bilder? Der Herzog von Gonzaga schenkt sie Karl V., dieser läßt sie nach Prag bringen, wo sie lange Zeit bleiben und endlich von der schwedischen Christine angekauft werden. Die herumziehende Königin schenkt diese kostbaren Schätze der ihr befreundeten Familie Odescalchi; böse Zungen sagen, sie sey dieser reichen Bankierfamilie Geld schuldig gewesen und habe auf diese Weise ihre Verpflichtungen abgetragen. Von der Familie Odescalchi gelangen die Bilder in den Besitz des libertinen Herzogs von Orleans, des Regenten. Dessen Sohn, ein Frömmler, begeht das Majestätsverbrechen an der Kunst und schneidet in einem müßigen Augenblicke, wo ihm die verführerische Schönheit der Bilder ganz verdammungswerth erscheint, die Köpfe der Leda sowohl als der Jo aus dem Bilde; ja er will die ganzen Bilder zerschneiden und im Kamin verbrennen, da tritt der Kammerdiener hinzu und rettet unter irgend einem Vorwand diese Kleinode der Kunst. Sie erhalten neue, aber schlecht gemalte Köpfe von Denon; diese werden wieder entfernt und die Köpfe, die man jezt sieht, sind von Prudhon gemalt, und zwar ganz in Correggio'scher Weise und mit großem Verständniß; sie sind äußerst lieblich. Die Kunstkenner klagen aber natürlich immer noch um die verschwundenen, vom Meister selbst gemalten Köpfe; und diese Klage ist ihnen nicht zu verübeln. Es geht hier wie mit der verstümmelten Tragödie eines großen Dichters; jeder angeflickte Akt, ja jeder, von fremder Hand hinzugefügte Vers ist dem Bewunderer und Verehrer des Dichters ein Dolchstich in die treue Brust. Aber Bilder ohne Köpfe wären freilich noch übler als Tragödien ohne fünften Akt; darum war hier eine Ergänzung und Vollendung dringend nöthig. Ueber diese genialen Gedichte läßt sich schwer etwas sagen, als wieder durch Gedichte. Warum haben unsere Dichter diesen Gegenstand noch nicht ergriffen? Wie schön ließe sich in einem Sonett die Jo beschreiben! wie anmuthig könnte eine poetische Beschreibung des Schicksals der Leda ausfallen, wie es das Bild hier zeigt! Was ein Maler dichtete, muß ein Dichter wieder malen können. Aber unsere Jugend ist nicht jung, unsere Dichter sind keine Dichter, unsere Zeit ist eine jammervoll trockene, zimperliche und kleinliche. Die großen Geister jener schönen Tage würden sich beleidigt fühlen, wenn sie die kalte und unkräftige Hand unserer Dichterlinge und Malerlinge berührte. Darum mag es lieber unterbleiben. Sie sind da gewesen, das sey unser Trost; einmal hat die Erde diese großen, herrlichen Lieblinge getragen, einmal hat dieser Born der Schönheit, des Lebensreizes und Genusses seine Fluthen versendet, damit ist genug geschehen.

Füge ich zu den obigen Bildern noch den herrlichen Raphael, Maria mit dem Kinde, hinzu, so ist hiemit die kleine Anzahl von Gemälden erschöpft, die den Lichtpunkt der Galerie bilden. An diese Gruppe von ersten Schönheiten reiht sich aber noch eine große Menge sehr trefflicher Werke, so ein Andrea del Sarto, Maria mit dem Kinde auf dem Thron, von acht Heiligen umgeben; Seb. del Piombo, Christus am Kreuze; ein sehr schöner Giulio Romano, die Entdeckung des Fehltritts der Callisto, und ein Sassoferrato, das Bildniß Johannens von Arragonien.

Die dritte Classe, oder die Schulen von 1540 bis 1590, zeigt einige sehr schöne Paolo Veronese, von denen besonders die Auffindung des Moses in dem prunkenden Styl dieses Meisters gegeben ist; dasselbe gilt von seinen allegorischen Gemälden, so vom Jupiter, der der Germania, einer schönen, etwas koketten Dame, die Attribute des Kaiserthums verleiht. Das Bild ist mit einer seltenen Eleganz der Formen gemalt; man möchte dieß nicht eine großartige, sondern eine vornehme Schönheit nennen. Paul Veronese muß der Liebling der Frauen gewesen seyn; er hat ihnen alle bessern Toilettenkünste abgelauscht, er weiß immer ihre Schönheit mit dem Adel zu paaren, der in seiner eigenen Seele wohnt. Aber wenn er sich einmal entschließt, ein häßliches Weib zu malen, so bringt er auch wahre Ungeheuer zu Tage, so das Bild der Ketzerei, in der Allegorie, wo die Zeit die Ketzerei besiegt. Dieses alte, mit grünlicher Farbe überzogene, zusammengekrümmte Weib sieht wie ein Bündel Schlangen aus, die irgend ein possenhafter Dämon in eine menschliche Gestalt zusammengeknäult hat. — Der alte Kunstkenner und Kunstschwätzer Vasari hat auch ein Bild gemalt, aber es ist ziemlich schwach gerathen. Von Allori ist ein Familiengemälde bemerkenswerth.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, September.

(Fortsetzung.)

Pietismus. — Die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft.

Es mag übrigens allerdings neben den Parteiinteressen noch ein anderes Element bei Ebrards Berufung mitgewirkt haben, nämlich jene bei uns überhandnehmende Art von Religiosität, die dem Pietismus Thor und Thüre öffnet. Und hiemit wollen wir keineswegs eine Richtung befehden, die hervorgegangen aus äußern und innern Erlebnissen, in der Tiefe eines religiösen Gemüths ruht, und die

sich, wir anerkennen es gern, oft in ungekannten und ungerühmten Werken der Liebe ausprägt; sie hat bei uns, wie überall, längst schon eine Stelle eingenommen, deren Berechtigung wir derjenigen jeder tiefen Ueberzeugung gleich setzen. Desto entschiedener aber erklären wir uns gegen jenen Pietismus, den einer der conservativsten Schriftsteller der Schweiz, Professor Cherbuliez in Genf, unlängst in seinem Werke „über die Demokratie in der Schweiz" so scharf und treffend gezeichnet hat, und der in der Schweiz mehr und mehr zu einer neuen Art von Aristokratie anschießt, gegen den intoleranten und ausschließenden Pietismus, der im Glauben, das Christenthum allein zu besitzen, mit vornehmem Mitleid über seine eng gezogenen Kreise hinausblickt, gegen den Pietismus, der neben der christlichen Liebe politischen Haß zu nähren und den Andersdenkenden und Andersstrebenden schlechte und verwerfliche Absichten und vor Allem Mangel an Religiosität unterzuschieben weiß. In diesem Pietismus, dessen Anhänger sich jezt im Stillen nach protestantisch zugeschnittenen Trierer Röcken sehnen mögen, erkennen wir wenigstens eben so gewiß eine Krankheit unserer Zeit, als in der hohlen Selbstvergötterung, über die sich heutzutage so Viele auslassen, daß die wissenschaftliche Bekämpfung bereits zum populären Charivari umgewandelt ist.

Die in den Tagen des 17ten und 18ten Septembers in Zürich versammelte schweizerische gemeinnützige Gesellschaft wurde nur in kleiner Zahl von Schweizern anderer Kantone besucht und scheint überhaupt, mehrseitigen Urtheilen zufolge, kaum etwas anderes, als eine vermehrte Auflage der Züricherischen Kantonalgesellschaft gewesen zu seyn, deren wir in unserem lezten Berichte gedacht haben. Die dort angeführten Gegenstände wurden mit mehr oder weniger Geschick, zum Theil aber auch einseitig behandelt, eigentliche, dem Bereich der Gemeinnützigkeit anheimfallende Resultate aber keine zu Tage gefördert, es sey denn etwa die Bestellung einer Commission, um die zukünftigen Auswanderungen von Schweizern zu leiten und zu unterstützen, ein Ergebniß, welches vorzüglich dem um die Auswanderungsfrage verdienten Oberst Huber-Saladin von Genf verdankt werden muß. Ueber die Lage von Felsberg, dessen in diesen Blättern früher gedacht worden ist, vernahm man von wohl unterrichteter Seite, daß für seine unglücklichen Bewohner erst dann durch Unterstützungen gewirkt werden könne, wenn die mit großen und eigenthümlichen Schwierigkeiten verknüpften Unterhandlungen, betreffend die Uebersiedlungen, einem gedeihlichen Ende entgegen gehen. — Ueber die der Geselligkeit gewidmeten Stunden, welche bei den Zusammenkünften der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft keine untergeordnete Rolle spielen dürfen, waren die Ansichten getheilt. Mit vieler Gastfreundschaft nahm der Präsident der Gesellschaft zahlreiche Gäste in seinem schön gelegenen Landhause auf und sorgte auf mannigfache Weise für ihre Unterhaltung, unter anderem auch durch Gesänge, deren Ausführung durch den Sängerverein des Dorfes Neumünster allgemeinen Beifall fand, während in dem sonst nicht sehr gedankenneuen Inhalt der gesungenen Lieder das Hineinziehen religiöser Stimmung, ja religiöser Mahnung Manchem auffallen mußte. Daß die in Zürich herrschende Parteiung auch diese Stunden mehr oder weniger färben würde, war zu vermuthen und mag für Viele mit ein Grund zum Ausbleiben gewesen seyn. Indessen hätte sie auf diesem neutralen Boden nimmermehr zu Aeußerungen führen sollen, welche, wie die des lezten Abends, gesellige Rechte verlezten.

(Schluß folgt.)

Wien, September.

(Fortsetzung.)

Mozarts Sohn. — Gesangverein.

Der Erbe eines uns längst theuern, berühmten Namens, W. A. Mozart, der Sohn, ist nach längerem Leiden zu Ende Augusts zu Carlsbad gestorben, wo er Heilung suchte, aber nicht fand. Er war ein trefflicher Mensch, einer derjenigen, denen die Natur eine zartfühlende Seele gegeben, denen aber das strahlende Diadem des überkommenen berühmten Namens die zwar edle, aber nicht imperatorische Stirne sengt und brennt. Nicht als ob der jüngere Mozart kein wackerer Componist und ein dem unerreichten Vater völlig unähnlicher Sohn gewesen wäre, im Gegentheil; aber Mißtrauen in sich selbst ließ ihn am eigenen Werthe zweifeln und die von des Vaters Höhe trennende Kluft als eine unermeßliche erscheinen. Und doch brannte verzehrender Ehrgeiz in seiner Seele. Grillparzer sang seinen Manen eine schöne Nänie, worin er den Hingeschiedenen die „trauernde Cypresse an des Vaters Grabe" nannte, und eben so wahr als poetisch schön auf die traurige Erbschaft eines großen Namens hinwies. Am 5ten Septbr. fand in der Hofpfarrkirche bei St. Augustin eine feierliche Seelenmesse für den Verblichenen statt. Mozarts, des Vaters, erhabenes, ewig schönes Requiem ließ seine erschütternden Auferstehungsklänge durch die Hallen dröhnen und den Herrn der Welten über die Menschengeschlechter zu Gericht sitzen. Die bedeutendsten Gesangskünstler wirkten mit und die Aufführung des großen Tonwerks war eine der vollendetsten, die ich je erlebt. Die Masse der Zuhörer füllte aber auch die Kirche in allen ihren Räumen. Der Verstorbene hinterließ seine gesammte musikalische Bibliothek und Bildersammlung dem Salzburger Mozarteum, dem er seit 1842 als Ehrendomkapellmeister angehört. Am 4ten September, also am Tage vor der hiesigen Todtenfeier, beging das Mozarteum die Jahresfeier seines Stiftungsfestes. — Daß wir einen Männergesangverein besitzen, wissen Sie bereits aus meinen frühern Mittheilungen; mit Vergnügen kann ich heute berichten, daß er nicht nur fortbesteht, sondern, wie es günstige Zeichen andeuten, auch fröhlich gedeiht und sich auf dem rechten Wege der Entwicklung befindet. Wien zählt der gesangskundigen und gesangslustigen Männer so viele, daß, stehen einst ihre Namen im Register des Vereins, die Schaar einer kleinen singenden Armada gleichzuachten ist, die wohl im Stande wäre, Jerichos Mauern zu Boden zu singen, vielleicht aber auch mit orphischen Tönen aufzurichten. Um nun lebendige Bewegung in den Verein zu bringen, unternahm die Gesellschaft — wohl auch angeregt durch die Sängerfahrten der deutschen Gesangsvereine — Ausflüge in die reizenden Umgebungen Wiens und ließ ihre Gesänge auf und in den Bergen erklingen. Ein schöner Gedanke, die Menschenstimme mit den Lauten der Natur zu gemeinsamen Chören zu verbinden! Man kann sich die Wirkung dieser Musikproduktionen von einer luftigen Berghöhe herab oder in romantischer Waldregion, von tausendstimmigen Echos erwidert, denken. Daß Schaaren von mit und nachziehenden Wienern bei dieser Gelegenheit die Rollen der lauschenden Nymphen und Oreaden spielten, darf nicht erst versichert werden.

(Schluß folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 82 und Prospektus der „Selbstbiographie des Friedr. Freih. v. Lupin auf Illerfeld." Weimar, bei B. F. Voigt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 11. Oktober 1844.

> Bring forth that sorceress, condemn'd to burn! —
> Break thou in pieces, and consume to ashes,
> Thou foul accoursed minister of hell!
>
> Shakespeare.
> Henry VI.

Herenprozesse.

Mitgetheilt von Fr. v. Rath.

Zweite Abtheilung.

Es ist die Absicht des Verfassers dieser Blätter, einige merkwürdige Herenprozesse mitzutheilen. Als Einleitung mußte in kurzen Umrissen Entstehung und Ausbildung des Herenwesens geschildert werden. Dieß ist in der ersten Abtheilung geschehen. Soll aber in den vorzulegenden Prozessen nicht Manches unverständlich bleiben, so erscheint es nicht weniger zweckmäßig, auch noch allgemeine Notizen über das Verfahren selbst voran zu schicken, die sämmtlich aus den Akten solcher Prozesse entnommen sind, welche auf dem Gebiete des deutschen Ordens gegen Heren und Unholde geführt wurden.

Der erste der im Mergentheimer Archive befindlichen Herenprozesse wurde im Jahr 1539 geführt, der lezte im Jahr 1662; dieser endigte nicht mit der Hinrichtung, sondern nur mit der Landesverweisung der Angeklagten. In dieser einhundert-und-dreiundzwanzigjährigen Periode wurden die „Unholde und das Druttenvolk," wie man Heren und Zauberer gemeinschaftlich nannte, nicht immer mit gleicher Heftigkeit verfolgt; es fanden dagegen in gewissen Jahren solche Verfolgungen gleichsam in Masse statt, und es scheinen hiebei die persönlichen Ansichten der jeweiligen Hoch- und Deutschmeister von großem Einfluß gewesen zu seyn. Es zeichneten sich in dieser Beziehung die Jahre 1590, 1602, 1618 und 1619, vor allen aber die Jahre 1626 bis 1630 aus, als Johann Caspar von Stadion, ein vertrauter Freund des eben so eifrigen Herenjägers Philipp Adolf, Bischofs von Würzburg, die hoch- und deutschmeisterliche Würde bekleidete. Es ist erwiesen, daß in dieser 123jährigen Periode auf dem Gebiete des Ordens gewiß über 1200 Menschen des Herenwerks wegen hingerichtet wurden. So wurden z. B. vom 23. Oktober 1628 bis 10. Februar 1631 135 Personen als Unholde in Mergentheim und dessen nächsten Umgebungen eingezogen; einige von ihnen starben im Gefängniß, sieben wurden, fast sämmtlich gegen das Ende des Jahres 1630, gegen Urpheden entlassen, eine entkam aus dem Gefängniß, 123, darunter 24 meistens junge Männer, die übrigen Frauenspersonen jeden Alters, von 15 bis 87 Jahren, wurden zum Theil lebendig verbrannt, zum Theil geköpft und dann verbrannt, einige aus besonderer Gnade nur mit dem Schwerte hingerichtet. Allein nicht nur am Regierungssitze des Fürsten wütheten diese Greuel, auch in andern Theilen des Ordensgebietes verfuhr man nicht weniger grausam. In Ellingen, wo der Landcomthur der Balley Franken residirte und

welches jezt eine Besitzung des Fürsten Wrede ist, wurden vom Anfang des Jahres 1590 bis in den Monat August desselben Jahres 65 Individuen hingerichtet. Aehnliches war der Fall in den Comthureien Mühringen, Stockheim, Gundelsheim u. s. w., von welchen Orten zwar die Prozeßakten weniger vollständig vorliegen, dagegen eine Menge Berichte, Anfragen und Dekrete hinlänglich beweisen, wie auch dort das Herenwesen nicht weniger furchtbar gewüthet habe.

Gewöhnlich nahmen die Herenverfolgungen ihren Anfang, wenn in irgend einer Ortschaft Personen oder Sachen auf mehr oder weniger auffallende Weise beschädigt wurden; in der Regel beschuldigte man dann irgend eine schon vorher berufene oder beschrieene Person, meistens alte böse Weiber, solchen Schaden veranlaßt zu haben, zog sie ein, zwang sie durch die Folter zum Geständniß der That, zur Angabe von Mitschuldigen, und damit war gewöhnlich das Signal zu einer allgemeinen Verfolgung und zu gräßlichen Herenbränden gegeben. Es kommen auch einige Fälle vor, wo ganze Gemeinden um gerichtliches Einschreiten gegen das täglich mehr um sich greifende Herenwesen bitten, weil sie sonst ihres Lebens und Eigenthums nicht mehr sicher seyen. So z. B. von Schultheiß und ganzer Gemeinde Stockheim im Zabergau (im jetzigen Württembergischen Oberamt Brackenheim) aus dem Jahre 1594 eine demüthige Bitte an den Hochmeister Maximilian von Oesterreich, er möchte gegen das täglich mehr überhand nehmende Herenwesen einschreiten; eben so von der Gemeinde Ailringen an der Jart (zum Oberamt Künzelsau gehörig), ohne Angabe des Jahres. Leztere bittet um eifrige Continuirung des Herenbrennens, und will gern alle Kosten tragen, weil die Unholden, troz aller schon verbrannten Weiber, immer ärger um sich griffen und Schaden anrichteten.

Wenn nun in der Gegend von Mergentheim eine solche verdächtige Person eingezogen war, so lieferte man sie auf die ganz nahe bei der Residenz liegende Ordensburg Neuhaus ab, von deren mächtigen Ruinen ein gewaltiger, weit sichtbarer Thurm noch heutiges Tages der Herenthurm heißt. Es waren jedoch öfters der Gefängnisse zu wenig; deßwegen mußte im Jahr 1628 dort eine Reihe kleiner, mit Oefen versehener Häuser erbaut werden, welche zu Gefängnissen dienten. In ihnen wurden übrigens die wegen Herenwerks Gefangenen ziemlich gut gehalten; es waren ihnen Betten und andere Bequemlichkeiten verstattet, und für jeden wurden täglich vier Batzen Kostgeld bezahlt, was als sehr beträchtlich erscheinen muß in einer Zeit, wo ein nach einem Verhöre von dem Verhörspersonale verzehrtes Nachtessen nur 2 Gulden und 48 Kreuzer kostete, obgleich der Kapuziner-Guardian, der Hauscomthur, der Verhörsrichter, zwei Gerichtsschöppen und der Gerichtsschreiber die Gäste waren und dabei 23 Maaß Wein getrunken wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Winter in Berlin.

(Schluß.)

Wir kommen jezt zu der vierten Classe, zum Zeitraum, der die Jahre von 1590—1770 umfaßt und in unsern Catalogen als Zeit der Nachblüthe und des Verfalls bezeichnet ist. Es sind aber sehr schöne Bilder darunter. Auch die spanische Schule hat man hieher gerechnet. — Es ist ziemlich allgemein Gebrauch geworden, über die Carracci vornehm und geringschätzend hinweg zu sehen, sie gezwungen und manierirt zu nennen. Ich kann dieß nicht finden; sie sind in ihrem Geschmack nicht rein, ihre Schöpfungen sind aber immer poetisch flüssig, und wenn man hie und da etwas zu viel Bewegung, ein unmotivirtes Hin- und Herschwanken der Köpfe und Leiber wegnimmt, so findet man die Vorzüge der großen Meister auch bei ihnen. Maria mit dem Kinde ist z. B. ein Bild, dem der geistige Gehalt gewiß nicht abgeht. Ein sehr unerfreuliches Bild von einem sehr berühmten Meister ist der heilige Paulus und Antonius von Guido Reni. Was soll man sich bei diesen zwei kolossalen abgelebten Greisengestalten denken? Ihr Zusammensitzen drückt wenig oder nichts aus. Dagegen ist von demselben Meister eine Madonna himmlisch schön und Geist und Sinn fesselnd. Von den Spaniern sind zwei Murillo's, das Bildniß des Kardinals Dezio Azzoli und der heilige Antonius von Padua, und von Velasquez zwei Bildnisse der größten Beachtung würdig. Obgleich man die ganze wunderbare Ideen- und Farbenwelt des Murillo aus diesen wenigen Zeugnissen nicht wohl ganz wird überschauen können, so sind doch gerade die hier befindlichen Werke genügend, seine eigenthümliche Weise und Richtung zu bezeichnen. Feuer, religiöse Innigkeit und Kraft sind die zusammenfließenden Merkmale dieses hochgestellten Meisters; sie finden sich alle beisammen in dem Bilde, wo der heilige Antonius die Liebkosungen des Christkindes empfängt. Man möchte sagen, es sey mit einem Feuer der Seele gemalt, das nichts mit der Erde gemein hat und dennoch die süßesten Mysterien irdischer Zärtlichkeit von ihr zu borgen scheint. So liebkoset der göttliche Gedanke die Stirn seiner Bekenner, so glühend und innig gibt sich der starke, willenskräftige Geist dem schmeichelnden Hauche göttlicher Liebe hin.

Das Bild ist schön; es ist ein wahres Heiligenbild, kein kirchliches, sondern ein religiöses.

Es ist Schade, daß auch Bilder wie dieses im Catalog unter der deprimirenden Bezeichnung des „Verfalls der Kunst" aufgeführt sind; die große Menge, die streng nach dem Buchstaben sich richtet, glaubt in dieser Abtheilung der Galerie nichts mehr von Bedeutung zu finden, und doch sind Bilder, wie dieser wundervolle Murillo, gerade hier aufgestellt, und die Dominichino's und Guido Reni's stehen ihm zur Seite. Das kann kein Verfall und keine Nachblüthe seyn. In den nächstfolgenden Sektionen finden sich allerdings Bilder, die eine sehr merkliche Abnahme des heiligen Geistes der Malerkunst bezeugen, so der für mich unleidliche Carlo Dolce und andere. Dagegen kommen jezt die Landschaftmaler, Claude Lorrain, Swanevelt und Salvator Rosa. Ein Bild, das sehr gefällig, in heiterem Geiste und mit freier Hand gemalt ist, trägt Luca Giordano's Namen und stellt das Urtheil des Paris dar. Der junge schiedsrichterliche Hirt liegt mit großer Nonchalance auf seiner Rasenbank und sieht mit einer impertinenten Gleichgültigkeit die drei Göttinnen ihre Gewänder ablegen. Aber freilich, eine solche Ruhe und gleichgültige Laune imponirt; die Bewohnerinnen des Olymps sind Frauen wie alle andern, das erzwungene Lob ist ihnen süßer als das sogleich und bereitwillig herbeigetragene.

Den Schluß der Galerie machen Gemälde der modernen französischen Schulen. Einige allerliebste Watteaus sind in dieser Abtheilung, die leider sehr schlechtes Licht hat, mein Entzücken. Ich liebe Watteau; er ist so fein, so zierlich, und doch dabei von Geist übersprudelnd. Seine kleinen Bilder sind eben so viele Artigkeiten, die die graziöse Laune des Künstlers dem Geiste des Lebemanns macht. Man wird, wenn man diese Bilder sieht, unwillkührlich heiter gestimmt; es ist der Hauch der lebensfrischen Anmuth, der uns entgegenwallt und unsere Stirne glättet, unser Auge erfrischt. Le Sueur, der die Gemächer in den Schlössern zu Potsdam und Sanssouci mit Bildern bevölkert hat, ist auch hier zu finden. Interessant sind einige Bilder von Chodowiecky, die durch Ankauf des Direktor Wagen der Galerie einverleibt worden sind. Man sieht hier den geistvollen Zeichner und Kupferstecher im Felde der Oelmalerei, wo er sich als nicht sehr preiswürdigen Nachahmer Watteaus zeigt. Der gute Chodowiecky! die vornehme leichte Anmuth war nicht das ihm anvertraute Pfund; er hatte auch hier viel Geschmack und Geschick, aber sein eigentliches Fach war scharfe Charakteristik und eine minutiöse und dabei doch nie geistlose Manier in Auffassung und Darstellung des wirklichen Lebens. Poet war er nicht, und es gibt nichts verfehlteres, als seine allegorischen und mythologischen Gruppen. Mengs und Frau Angelika Kaufmann finden sich auch hier, die leztere in einem Selbstporträt, wo sie sich als eine sehr gefällige und sich selbst keineswegs kränkende Autobiographin zeigt.

Dieser lange Brief über die hiesige Gemäldegalerie ist doch lange noch nicht erschöpfend, selbst in der subjektiven Auffassung nicht; denn ich habe viele Bilder übergehen müssen, die mir sehr lieb und werth sind und die ich mit einem Gefühl der Trauer habe bei Seite stehen lassen. Man muß, um sein Schiff oben zu erhalten, Anfangs den Ballast, dann aber auch manches Werthvolle über Bord werfen. Ein Beurtheiler großer Sammlungen ist froh, wenn er wenigstens Einiges sicher für sich rettet und nach Hause bringt. Die hiesige Galerie in ihrer musterhaften Ordnung macht eine solche kritische Entdeckungsreise sehr viel leichter, als anderswo. Die Sammlung der Antiken habe ich von dieser Beschreibung absichtlich ausgeschlossen. In meinem nächsten Briefe, wo ich Ihnen die Schlösser in und bei Potsdam beschreiben will, trage ist vielleicht das Versäumte nach.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

(Schluß.)

Theater.

Einmal von Musik sprechend, wollen wir dieses Thema einen Augenblick weiter verfolgen und sofort der Oper gedenken. In der That scheint dieselbe seit einiger Zeit ein besserer Geist zu beseelen; hat vielleicht die Direktion endlich einsehen gelernt, daß das unaufhörliche italienische Musikgeklingel nachgerade ermüden und eine totale Erschlaffung des Gehörs und des Kunstgeschmacks zur Folge haben muß? Im Laufe der lezten Monate wurde uns ächt deutsche Musik geboten: Webers „Freischütz," Beethovens „Fidelio," Mozarts „Don Juan," Kreuzers „Nachtlager." Daneben glänzten aber auch Meyerbeer, Rossini, Halevy u. s. w. mit ihren schönsten Schöpfungen. Maestro Donizetti blieb lediglich auf seine „Regimentstochter" reducirt. — Dem Kärnthnerthortheater stand gelegenheitlich der abgelaufenen Pachtperiode eine neue Phase bevor. Der Direktor des Josephstädter Theaters, Pokorny, ließ es sich angelegen seyn, den bisherigen italienischen Pächter aus dem Sattel zu heben. Zu diesem Ende hatte derselbe auch bereits Sänger geworben, und Alles schien sich zu Gunsten der seit längerer Zeit zurückgesezten deutschen Oper zu gestalten. Indessen wurden diese Bestrebungen und Wünsche vor der Hand nicht realisirt; mit dem seitherigen Pächter ist ein abermaliger Pachtvertrag eingegangen worden, freilich nur auf die Dauer eines Jahres. Was nach dieser Frist erfolgen wird, steht zu erwarten. Etwa der längst projektirte, auch sehr wünschenswerthe, aber immer wieder in den Hintergrund geschobene Bau eines Opernhauses? Wir wollen indessen nicht zu viel hoffen. Obgleich sich nun Pokorny mit seiner Bewerbung zurückziehen mußte, so hat doch das

Josephstädter Theater einen Gewinn davon, nämlich den Besitz einer tüchtigen Oper. — Nebst der Oper übt der nunmehr zur 275sten Vorstellung gelangte „Zauberschleier" noch immer seine alte Anziehungskraft aus. Dieses merkwürdige Stück wurde zu einer wahren Goldgrube für den Theaterdirektor, und nicht minder — ein gewiß höchst seltener Fall — für den Dichter, für dessen Leben kürzlich gebangt wurde, nachdem er einen gefährlichen Schlaganfall erlitten. So glänzende Erfolge machen natürlich den Wunsch nach ähnlichen magnetischen Zugstücken rege, und was ist unter solchen Umständen begreiflicher, als daß nach pikanten Stoffen emsig geforscht wird? Siehe da, ein prächtiges Sujet! etwas, auf unsern Bühnen wenigstens, noch nicht Dagewesenes, das aber von einigen deutschen Theatern mit romantischem Zauberscheine herüber leuchtet. Shakespeares „Sommernachtstraum" heißt der Solitair; wie glänzend wird sich der schon von der dekorativen Seite ausnehmen! Und dann die lieblichen, hüpfenden und tanzenden Elfen! Läßt sich da das wohl exercirte Kinderballet nicht herrlich verwenden? Und dann die komischen Verwandlungen, namentlich der Eselskopf! — Gedacht, gethan. Das Außerordentliche ist geschehen! Nun kommt aber erst das Interessanteste an der Sache: der Sommernachtstraum spielt in M ö d l i n g bei Wien, und obendrein werden bei dieser Gelegenheit auf gut wienerisch Couplets gesungen. Kurz die eigenthümlichste der Shakespeareschen Dichtungen ist vollständig lokalisirt. Und wer, höre ich Sie fragen, hat sich dieses patriotische Verdienst erworben? Ein Kritiker, der seit Jahren die Leistungen unserer Vorstadtbühnen beurtheilt. Noch muß erwähnt werden, daß nicht Mendelssohn-Bartholdys Musik, sondern die Composition eines hiesigen Kapellmeisters den Toncommentar der Dichtung bildet. Das Opus ging doch bis ein Dutzendmal über die Bühne. — Unter andern Neuigkeiten kam auch Plöz's verwunschener Prinz auf dem Josephstädter Theater zur Aufführung und erfreute sich eines ziemlichen Beifalls. Die Direktionen der beiden andern Vorstadttheater an der Wien und in der Leopoldstadt entwickeln beständig die angestrengteste, auf immerwährende Abwechselung hinarbeitende Thätigkeit. Ist dann gleich das Dargebotene nicht durchgängig gut, wie es auch bei der übergroßen Produktionseile nicht seyn kann, so ist es doch neu; und um diese Frage dreht sich am Ende das ganze theatralische Interesse. Hier wird Alles aufgeführt, Lokalposse, Vaudeville, Schau-, Trauer- und Lustspiel, Pantomime und Zauberspiel, klassisch, romantisch und modern, im englischen, französischen und lokalen Style. — Das Gastspiel Emil Devrients war ein ungemein glänzendes; es fehlte nicht viel, so wäre am lezten Abend der mit Kränzen und Gedichten überschüttete überglückliche Künstler von der entzückten Damenwelt im Triumph nach Hause gebracht worden. — Zu den bessern Produktionen der lokalen Muse gehört Friedr. Kaisers neueste Posse: „Stadt und Land;" wenigstens sind Obscönitäten darin vermieden. — Vielleicht war das Repertoire des Burgtheaters nie so bunt und abwechslungsreich, als gerade jezt, was einen eigenthümlichen Eindruck macht und, wie ich schon öfters bemerkte, an die Methode des Experimentirens mahnt. Wohl möglich, daß es bei den heutigen Bühnenzuständen nicht wohl anders seyn kann. Sey dem nun, wie ihm wolle, so gebieten doch Darstellungen wie die jüngsten des Lessingschen „Nathan" und des Schillerschen „Wallenstein," vieler anderer nicht zu gedenken, hohe Achtung vor dieser Kunstanstalt. Eine Neuigkeit war: „ein Geheimniß," nach dem Französischen von Kettel. Gutes und Verfehltes wohnen in diesem auf Effekt hinarbeitenden Schauspiele so dicht neben einander, daß sie sich das Gleichgewicht halten. Zunächst wird erwartet: Otto Prechtlers „Kronenwächter" (romantisches Drama); davon also im nächsten Briefe, sowie von andern Verhältnissen des Hofburgtheaters.

Zürich, September.

(Schluß.)

Hottinger über die schweizerische Revolutionsgeschichte.

Von den Vorlesungen, die Prof. Hottinger, wie wir seiner Zeit berichtet, über die schweizerische Revolutionsgeschichte gehalten hat, ist bereits ein Heft im Druck erschienen, wohl Manchem eine willkommene, den flüchtigen Genuß einer Stunde durch nachhaltiges Eingehen in den Gegenstand ergänzende Gabe, schon darum empfehlenswerth, weil sie uns, im Gegensaz mit der durch ein engherziges Parteileben genährten Intoleranz, ein Beispiel milden und umsichtigen Urtheils und edlen Strebens nach gerechter Würdigung fremder, ja gegnerischer Ansicht und Handlungsweise liefert. Abgesehen von dem Werthe, den diese Blätter für die Charakteristik der Eidgenossenschaft und ihrer hervorragenden Männer zur Zeit der französischen Revolution, so wie für die Beurtheilung der aus ihr hervorgegangenen neuen Gestaltungen haben, werden sie für den Züricher noch besonders interessant durch die Benuzung der Akten über die in der neuern Geschichte des Kantons Zürich so wichtigen Vorgänge in den Seegemeinden, welche unter dem Namen des Stäfner Handels bekannt sind. Von diesen Akten, deren Vernichtung seiner Zeit vom geheimen Rathe von Zürich befohlen worden war, hat sich eine ziemlich vollständige Abschrift vorgefunden, die unserem Geschichtschreiber durch den als Statistiker bekannten und um unser Staatsarchiv so verdienten Gerold Meyer mitgetheilt worden ist. Mit aller Liebe für seine Vaterstadt, aber mit größerer Liebe zur Wahrheit sieht sich Hottinger genöthigt, darzuthun, wie damals Zürich die ihm durch seinen ganzen Entwicklungsgang angewiesene Aufgabe, die neuen gefahrdrohenden Prinzipien „in ihrer innern Begründung anzuerkennen, aber sie in dem reinern und edlern Sinne aufzufassen und anzuwenden, wie sie in der Schweiz lang vor allen amerikanischen und französischen Revolutionen bereits eingebürgert waren," durch und durch v e r k a n n t e, weil „Greisenalter, Aengstlichkeit, Geheimniß und Schwäche in der Stadt herrschten." Und in diesen, für die Geschichte der europäischen Menschheit so unbedeutenden Vorgängen finden wir doch wieder dieselben Lehren ausgedrückt, die uns die fünf lezten Decennien mehrmals in erschütternder Sprache vor die Seele geführt haben. Das eben so ungerechte als unkluge Verfahren der Regierung, die in der Sache selbst ihrem Volke gegenüber im vollsten Unrechte war und das Maß desselben durch die angewandten Mittel der Repression übervoll machte, mußte auch hier sich selbst bestrafen. „Das alte Zürich," so schließt Hottinger dieses erste Heft, „hatte seine Krone sich selbst vom Haupte gerissen, und im entscheidenden Momente stand der Vorort der Eidgenossenschaft da, in seiner innersten Kraft gelähmt, ohne Trost für sich selbst, ohne Rath und Hülfe für den Verbündeten."

B e i l a g e: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: H a u f f.

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 12. Oktober 1844.

Good wits will be jangling.
Shakespeare.

Der Egoist.

Bruchstück eines Romans von Louise von G.

In einem kleinen eleganten Salon zu Berlin saßen an einem kalten Februarabend des Jahres 18.. vier Personen in eifrigem Gespräche am Theetisch. Die Dame des Hauses, die den Thee einschenkte, war ein Mädchen von ungefähr zwei- bis drei-und-zwanzig Jahren, ohne schön zu seyn, ungemein anziehend. Zur Schönheit fehlten ihr nur die Farben, ihr Haar war matt dunkelblond, ihr Teint bleich und nicht durchsichtig genug, um dennoch zu blenden, aber ihre Züge waren edel und rein, ihre Augen groß, nicht nur groß, sondern auch bedeutend, von dunkelgrauer Farbe, glaub' ich; aber auf die Farbe kommt es nicht an. Besonders schön war ihr Mund, von ächt kindlichem Reiz. Der Mund ist ja der einzige Theil des Menschengesichts, der beim Kinde gewöhnlich schöner ist als beim Erwachsenen; Augen und Nase sehen bei jenem unreif aus, aber der Mund ist vollkommen, und so war der Mund dieses Mädchens.

Der ältliche Mann, der ihr gegenüber saß, war ihr Vater. Er gehörte zu der alle Tage seltener werdenden Classe von ritterlichen Männern, und wie ein Ritter sah er auch aus; man meinte ihm Helm und Rüstung bringen zu müssen. Er war kein bedeutender Mann, überhaupt denke ich mir unter einem Ritter keinen Byron. Die Ausbildung der körperlichen Fähigkeiten, die strenge Rücksicht auf Formen im Leben und im Umgang, der Zwang, den die Pflichten der Galanterie der Vernunft und der Einsicht auflegen, und vor allem die fortwährende Verpflichtung gegen die Umgebung, entfernen jede Möglichkeit einer freien geistigen Entwicklung. Deßhalb mag dem Genie oft der Athem ausgegangen seyn in einer Brust, worauf der Panzer preßte; unter dem losen Mönchsgewande, unter dem seidenen Wamms des Troubadours konnte es sich freier regen. Der ritterliche Mann war der Freiherr von Adlerberg, aus einer alten sächsischen Familie, der mit seiner Tochter Roswitha wegen Vermögensangelegenheiten den Winter in Berlin zubrachte. Seine beiden Besucher waren zwei junge Männer, der eine zwar nur so, wie man es in der Welt nimmt, das heißt noch nicht alt und häßlich; der andere aber in Wirklichkeit; er zählte erst sechs-und-zwanzig Jahre.

Der Aeltere, Franz von Tollsburg, war Kammerherr und Legationsrath, und allgemein gerühmt wegen seiner feinen Bildung, seiner Kenntnisse und seiner Gefälligkeit. Er war einer der gescheidtesten Männer, die sich in der Gesellschaft bewegten, aber eben weil er so gescheidt war, hatte er den Takt, nie Jemand sein ganzes geistiges Uebergewicht fühlen zu lassen, und Jeder, auch der

Beschränkteste, fühlte sich mit ihm im Gleichgewicht. Wenn ich seinen Verstand rühme, so will ich damit nicht sagen, daß er besonders geist- und phantasiereich gewesen; das war nicht der Fall. Seine geistigen Fähigkeiten bestanden nur in einer allzeitfertigen Beurtheilungskraft, in der Gabe, alles, was ihm geboten wurde, klar und erschöpfend aufzufassen und mit scharf kritischem Geiste zu durchdringen, nicht aber Neues schöpferisch hervorzubringen. Sein Aeußeres hatte nichts Auffallendes, es war das eines wohlconservirten Mannes zwischen dreißig und vierzig Jahren, nur der Blick seiner Augen verrieth den klugen Beobachter, und der fest geschlossene schmale Mund den Mann von eisernem Charakter. Ueber seinen Charakter wußte indessen eigentlich Niemand etwas, seine gefälligen Formen hatten ihm aber den Ruf großer Gutmüthigkeit zugezogen, mit dem die Welt überhaupt sehr freigebig ist.

Der Jüngere, ein Graf von Arolsen, hatte gerade die geistigen Gaben, die seinem Freunde fehlten; er war voll Phantasie und Talent, aber dagegen fehlte ihm die Klugheit. Er war hübsch und anziehend, etwas nervös und sehr verzogen. Er machte Verse, componirte und zeichnete Carrikaturen; aber bei allen diesen Leistungen stand die Ausbildung in gar keinem Verhältniß mit den bedeutenden natürlichen Anlagen. Arolsen studirte gar nicht gerne; was ihm nicht angeflogen kam, schien ihm unerreichbar, oder auch oft unwerth einer Bemühung. Man sieht, er war ein durchaus moderner junger Mann, er war ausnehmend viel, aber alles ohne Anstrengung, denn jede Anstrengung sich zu ersparen, ist ja die Aufgabe unserer Zeit.

Bei Roswithen habe ich nur von ihrem Aeußern gesprochen, und doch war sie innerlich die bedeutendste von diesen vier Menschen; die bedeutendste, weil bei ihr Geist und Herz, Charakter und Bildung im besten Ebenmaaß sich verhielten. Sie war etwas schwärmerisch, etwas ideal in ihren Begriffen und Ansichten von Welt und Menschen; das ist aber jede begabte Frau, und daß unser Geschlecht sich noch frei erhalten hat von der altklugen Nüchternheit der männlichen Jugend, ist eben unser bestes Gut. — Beim Gespräch, welches man eben führte — es war über Literatur — redete sie am meisten, weil sie am ungescheutesten ihre Meinung preis gab.

„So sind Sie also wirklich der Meinung, mein Fräulein," sagte der Kammerherr, „daß wir keinen Dichter haben, dessen Werth dem Byrons und Shakespeares gleich käme?" — „Mein Gott!" rief das Fräulein lebhaft, „so etwas ist mir nie eingefallen zu denken, viel weniger zu sagen! Verdrehen Sie doch nicht so diplomatisch meine Worte. Ich habe weiter nichts gesagt, als wir haben keinen Dichter mit einer so scharf ausgeprägten Originalität, wie die Engländer. Die unsrigen sind eben so viel werth, noch viel mehr, aber sie haben unter einander weit mehr Aehnlichkeit. Dieß mag wohl auch daher kommen, daß unsere größten Dichter fast Alle aus Einer Zeit und aus Einer Gegend stammen, Alle beinahe in derselben Umgebung, unter denselben Einflüssen aufgewachsen sind, während die Britten ihre großen Geister Jahrhunderte weit von einander liegen haben, und selbst die sich in Zeit und Bildung näher stehen, sind durch Land und Umgebung auf das markirteste geschieden, wie zum Beispiel der schottische Scott, der irische Moore und der englische Byron. Lächeln Sie nur nicht so spöttisch, Herr von Tollsburg; ich gebe ja zu, daß ich Unrecht haben kann, aber ich bin nicht eitel genug, meine Meinung zu unterdrücken. Literaturansichten sind keine faits accomplis und lassen vielerlei Deutungen zu, also auch falsche. Kluge Leute," sagte sie mit einem boshaften Seitenblick auf Tollsburg, „setzen sich freilich dem nie aus." Denn er hatte bisher geschwiegen und nur das Fräulein und die beiden andern Männer ihre Meinungen äußern lassen.

„Sie thun mir Unrecht, wie immer," sagte Tollburg jetzt. „Ich schwieg, weil es mir interessanter war, Ihre Meinung als die meinige zu hören, und ich mißverstand Sie nur, weil Sie sich, wie alle Damen, undeutlich ausdrückten. Nun kann ich, wenn Sie befehlen, die Lanze einlegen und mit der schönen Bradamante einen Kampf auf Leben und Tod eingehen, das heißt auf Recht- oder Unrechthaben, denn Letzteres ist ja der Damen Tod." — „Ehe ich," erwiderte Roswitha, „mich wohlgewappnet in die Schranken begebe, muß ich aber eine Bedingung machen, Sieur adversaire, nämlich daß Sie ihre ewigen Seitenhiebe auf mein Geschlecht im Allgemeinen aufgeben. Das ist keine gute Gewohnheit; ich will sie mir gern gefallen lassen, wenn es gilt, Eine für Alle zu stehen, aber heute nicht, heute kann ich nur für mich allein fechten, weil es meine persönlichen Ansichten gilt."

(Fortsetzung folgt.)

Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

Unmittelbar nach der Ablieferung begann das erste Verhör unter dem Vorsitz eines rechtsgelehrten Doktors und in Gegenwart des Hauscomthurs, des Centgrafen von Igersheim (einem unterhalb Neuhaus liegenden Dorfe), zweier Schöppen und des Malefiz- oder Gerichtsschreibers. Zu der wichtigen Stelle eines Untersuchungsrichters ward in der Regel ein in Hexenprozessen wohl erfahrener Mann genommen, auch oft ein solcher von

benachbarten Fürsten auf eine Zeitlang erbeten. So finden wir in Mergentheim im Jahr 1628 einen Dr. Vasolt aus einer noch jezt in Würzburg lebenden Familie, welchen der damalige schon öfters erwähnte Bischof von Würzburg dem Deutschmeister auf einige Zeit freundnachbarlichst geliehen hatte. Dr. Vasolt verdiente in Mergentheim schweres Geld und kostete in wenigen Wochen 573 Gulden, von denen er 336 Gulden baar empfing, während das andere für Zehrungs- und Reisekosten aufging. Zur Reise von Würzburg nach Mergentheim hatte er zwei Tage verwendet und 46 fl. 47 kr. dabei verbraucht.

Die ersten Verhöre mußten nach Mergentheim gesendet werden, wo unter dem eigenen Vorsitze des Hochmeisters und in Gegenwart der höchsten Ordensbeamten, zweier rechtsgelehrten Doktoren, des Kammersekretarii und Malefizschreibers, bei wichtigeren Fällen auch unter Zuziehung noch anderer Personen, eine Art von Gerichtshof zusammentrat, dem die eingelaufenen Akten vorgelesen und von welchem beschlossen wurde, ob die Inquisiten weiter verhört, oder gleich hingerichtet, und ob andere, durch neue Aussagen verdächtig gewordene Personen gleich oder erst später eingezogen werden sollten. So heißt es z. B. „Actum den 20. Junii 1629 in præsentia Ihro Hochfürstlichen Gnaden, Herrn Kanzlers, Herrn Marschalls, Herrn Hauscompthurs, Herrn Dr. Baumanns, Herrn Dr. Kirschingers, Herrn Kapitan Herold (Commandant der Veste Neuhaus) und des Malefizschreibers Burchers — Catharina Kolbenschlägin ganze gethane Aussag (sie hatte auf der Folter Alles eingestanden) ist in Concilio referirt, abgelesen und benebst Bescheid erholet worden, wessen man ferners gegen ihr sich zu verhalten. Conclusum: sie soll zu dreien Malen ad bancum juris (d. h. in Gegenwart des Scharfrichters und der Folterinstrumente) gestellt, im Fall sie beständig, ihr endlicher Rechtstag ihr angemeldet werden" (d. h. wenn sie nicht widerruft, so soll sie nach der in der Halsgerichtsordnung vorgeschriebenen Form peinlich angeklagt, der Stab ihr gebrochen und sie alsbald zur Hinrichtung geführt werden). — Diese Inquisitin blieb beständig; das Gegentheil würde ihr auch nur neue Folter zugezogen haben, und sie vermachte vor ihrer Hinrichtung 100 Gulden zu Seelenmessen für sich selbst.

Gegen solche Beschlüsse fand keine Appellation statt, und nur in seltenen Fällen, wenn z. B. in der zum drittenmale nur der Form wegen angestellten Vorführung und Befragung des Angeklagten sich besondere Incidenzpunkte ergaben, durfte die Exekution aufgeschoben werden. In diesen Sitzungen wurden alle das Hexenwerk betreffende Punkte abgemacht und gelegentliche Anstände erledigt, z. B. wie es mit gefangenen Weibern gehalten werden solle, wenn sie Schwangerschaft vorgäben u. s. w. Nur selten ward Rücksicht hierauf genommen; es liegen Fälle vor, wo Frauen auf der Folter geboren haben. In besonders schweren Fällen, wenn namentlich die Inquisiten ein oder mehrere Male ihre Geständnisse widerrufen und bei diesem Widerrufe beharrt hatten, wurde das Urtheil geschärft, und die unter solchen Umständen stets zum Lebendigverbrennen Verurtheilten vor der Hinrichtung noch mit glühenden Zangen gezwickt.

Einige der Geistlichen, die vor der Hinrichtung zu den Verurtheilten Zutritt erhielten, scheinen heller gesehen und diese Unglücklichen zum Widerruf ihrer Bekenntnisse veranlaßt zu haben, um sie dadurch vielleicht zu retten; denn es wird unterm 6. September 1629 befohlen: „es solle vor allen Dingen dem Decan von Markelsheim mit guter Maniera zu verstehen gegeben werden, wie Ihro Hochfürstliche Durchlaucht einen beständigen Beichtvater und Confessionarius den Verurtheilten zugeordnet wissen wollten, und sollte obgemeldter Decan nur Tröstung halber zugelassen werden. Befinde man aber, daß die eine oder die andere Person, welcher er zusprechen würde, abermals revocirte, so solle er alsdann ganz und gar und mit andern Mitteln davon abgentirt werden. Es solle dagegen Hr. Stadtpfarrer in Mergentheim die Freiheit haben, sowohl die Priester in Mergentheim als andere nach seinem Belieben und Discretion zu dergleichen Personen zu ordnen, um dieselben zu trösten. Auch solle ihnen angesagt werden, wie dergleichen Revocation mit lebendig Verbrennen gestraft werden würde. Eben so sey künftig zu bestellen, wie solche Personen auf dem Wege zur Justificirung abzuhalten seyen, mit andern Personen zu communiciren."

Wenn nicht besondere Fälle vorkamen, so waren diese Prozesse mit dem achten bis zwölften Tage, oft noch weit früher abgeurtheilt und die Inquisiten schon hingerichtet. Von den Inquisiten zugeordneten oder auch nur erlaubten Vertheidigern ist in allen Akten keine Spur aufzufinden.

Bei den im Gebiete des deutschen Ordens vorgekommenen Hexenprozessen wurde wie gewöhnlich auf die neun im Hexenhammer vorgeschriebenen Fragartikel mehr oder minder weitläufig inquirirt, wobei zu bemerken ist, daß dabei in den frühern Untersuchungen weit genauer und pünktlicher als in den spätern zu Werke gegangen wurde. Es kam lediglich darauf an, das Geständniß, daß die Angeklagten Hexen seyen, zu erpressen, sie in diesem beständig zu erhalten und Mitschuldige zu erheben. Von irgend einer andern Erhebung des Thatbestandes ist nicht entfernt die Rede. Diese Artikel begriffen ungefähr folgende Fragepunkte in sich.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

Der Sommer. — Fremde. — Neubauten.

Das war ein trübseliger Sommer, die wunderlichsten Variationen von Regen, Sturm, Hagel und Hochgewitter, ein wahres Freudenjahr für den liebenswürdigen Chor der Plejaden! Die unaufhörlichen Regengüsse hatten unsern reißenden Gebirgsstrom auf eine gefahrdrohende Höhe angeschwellt. Wir können uns keines ähnlichen Falles aus frühern Jahren erinnern, wo die Isar innerhalb weniger Tage um 6 Fuß stieg und wieder sank, wie dieß in der Mitte des August der Fall war. — Auf diese Weise kamen wir armen Münchener, die wir ohnehin von unserem hyperboreischen Klima viel auszustehen haben, selbst wenn es seinen regelmäßigen Verlauf nimmt, heuer um unsere genußreichste Zeit, um die Stunden unserer dichterischen Regungen, um die Saison unserer Sommerbierkeller. Zuletzt ergriff eine wahre Apathie die Gemüther, eine Resignation auf alle kleinen Freuden des menschlichen Lebens, welche zu ihrer Möglichwerdung eines freundlichen Sonnenblicks bedürfen. Man warf sich andern Genüssen in die Arme, wenn auch mit dem dumpfen Vorgefühle, keinen genügenden Ersatz erwarten zu können. Wo in der Welt fände sich auch ein Entgelt für eine verlorene Rosenzeit? — Zu den Vergnügungen der vorerwähnten Art gehörte unter Anderem unser Hof- und Nationaltheater, welches neben sonstigen Neuigkeiten auch Nestroy's „Zerrissenen" unter seinen Soffitten handthieren ließ. Erlauben Sie mir, jeden Beisatz, der hier mit den Eingangsworten „ad vocem" einen Platz finden könnte, zu umgehen. Es gibt Dinge unter dem Monde, welche einen Zustand unfreiwilliger Aufregung in mir hervorrufen, und ich würde Gefahr laufen, für meine Worte während einer solchen Ekstase keinen Entschuldigungsgrund zu finden, obwohl gerade im gegenwärtigen Augenblick ekstatische Zustände bei uns sehr im Schwange sind und sich jenes vielseitigen Protektorats erfreuen, das sie im vollsten Maße verdienen. Die Zahl unserer Visionäre, namentlich aus dem schönen Geschlechte, wächst in einer erstaunlichen Progression, und wir haben deren ganz in der Nähe mehr, als man unserem als rationell verschrieenen Jahrhunderte zutrauen möchte. Wir wünschten nur, daß Dr. Justinus Kerner unsere Gegend einmal eines längern Besuches würdigte, und glauben ihm im Voraus eine reiche Ausbeute für seine psychologischen und dämonologischen Forschungen zusichern zu können. Ohnedieß war München in diesem Jahre mehr als je der Sammelplatz literarischer Notabilitäten. Oehlenschläger war Ende Julis in unserer Mitte. Ein heiteres, ländliches Fest auf der Menterschwaige, von der Gesellschaft der Zwanglosen veranstaltet, sollte dem Dichter die Sympathien Süddeutschlands beurkunden. Gutzkow, welcher in dem gleichen Cirkel einige Akte seines „Pugatschew" unter großem Beifall vorlas, wohnte der Darstellung seines „Werner" auf der hiesigen Bühne bei und wurde am Schlusse des Stücks stürmisch gerufen. Er hat sein neuestes Trauerspiel der Intendanz angeboten und wir sehen mit großer Spannung dessen Aufführung entgegen. Zschokke, Dingelstedt, v. Holbein, Deinhardstein, Gustav Schwab u. A. weilten längere oder kürzere Zeit in unsern Mauern. Der Magnet, welcher diese große Zahl von Fremden anzieht, liegt zum großen Theile in Münchens Kunstschätzen, welche sich mit jedem Jahre häufen. Die größeren öffentlichen Bauten gehen ihrer Vollendung entgegen. Neben den Schätzen der Pinakothek und Glyptothek, der sehenswerthen Pracht unserer neuen Kirchen, namentlich der am 22sten d. Mts. eingeweihten Ludwigskirche und der Basilika des heiligen Bonifazius, welche nur noch des innern Ausbaus bedarf, werden nun bald die Säle des Kunst- und Industrieausstellungsgebäudes, geschmückt mit den Meisterwerken enkaustischer Malerei von unserem älteren Rottmann, dem Zutritte offen stehen. Bereits ist das imposante Bauwerk von der Bretterverschalung zum größten Theile befreit. In der Hauptfaçade, der Glyptothek gegenüber, enthält dasselbe ein Peristyl von acht korinthischen Säulen, zu deren Sockel eine breite Marmortreppe führt. Auf den Säulengesimsen ruht ein gegen 80 Fuß breiter Fronton, in dessen Giebelfeld eilf kolossale Figuren prangen, nach Modellen von Schwanthaler ausgeführt, die Bavaria in Mitte der Künste darstellend. In gleicher Weise steht auch die nach den Entwürfen des Oberbauraths Gärtner aufgeführte Loggia vollendet da, und bildet zwischen dem alten Residenzflügel gegen die Schwabingerstraße und der Theatinerkirche den südwestlichen Abschluß der neuen Ludwigsstraße. Die Hauptfaçade dieser im byzantinischen Style erbauten Feldherrnhalle wird von vier schlanken Pfeilern getragen und ist von drei weit gesprengten Bogen unterbrochen, welchen eine gleich große Anzahl von Kreuzgewölben entspricht. Die architektonischen Verzierungen hieran und an der Ballustrade sind von großer Schönheit und auf das Zarteste ausgeführt. Die Ballustrade selbst ist über jedem Pfeiler von einer Trophäe unterbrochen. Zwischen den mittlern Pfeilern erhebt sich eine Marmortreppe; unter den beiden Seitenbögen stehen die Standbilder von Tilly und Wrede auf granitenem Postament und sehen ihrer baldigen Enthüllung entgegen. So schön in ihren Einzelnheiten, scheint uns doch die Loggia im Totalanblick nicht die gewünschte Wirkung hervorzubringen. — Eine weitere Zierde erhielt die Ludwigsstraße auf dem entgegengesetzten Ende durch die beiden großartigen Fontänen, welche seit Anfang Mais den von der neuen Universität, dem gregorianischen Seminar und dem Erziehungsinstitute der englischen Fräulein gebildeten Platz ungemein verschönern, und zugleich einem sehr gefühlten Bedürfnisse steuern, indem sie diesen wasserarmen Stadttheil in jeder Sekunde mit zwei Eimern Wasser versehen. Die Brunnen sind aus gegossenem, im Feuer bronzirten Eisen. — In unserer Erzgießerei, welche seit des trefflichen Stiglmaiers Tod in dessen Neffen, dem jetzigen Inspektor der Anstalt, F. Müller, einen tüchtigen Ersatzmann gefunden, wird mit großem Eifer gegossen und ciselirt. Von der Riesenstatue der Bavaria, welche ihren Standpunkt auf der Höhe der Theresienwiese in der Mitte des von der Ruhmeshalle gebildeten Halbrondels einnehmen wird, ist bereits der Kopf im Gusse vollendet und vollkommen gelungen. Kunstverständige wollen namentlich in diesem Kopf ein Meisterwerk der Bildnerei sehen, da er trotz seiner kolossalen Verhältnisse (die Figur hält 54 Fuß in der Höhe und wird auf ein 30 Fuß hohes Postament zu stehen kommen) einen sehr angenehmen Eindruck macht. Die Ruhmeshalle selbst, welche unter einer neidischen Bretterhülle ihr allmähliges Entstehen vor dem Auge der Neugierigen verhüllt, soll für Bayern werden, was die Walhalla für Deutschland ist. Werfen wir einen würdigenden Blick auf alle diese dem Andenken großer Todten geweihten Hallen, deren Zahl noch durch die bei Kehlheim an der Donau im Bau begriffene Siegeshalle vermehrt wird, so können wir nicht leugnen, daß Bayern seine und Deutschlands große Männer würdig zu ehren weiß, wenn es auch hie und da einem verzeihlichen Eklekticismus huldigt. (Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 40.

Sonnabend, 12. Oktober 1844.

Theorie, die, des Dr. List vom Fabrikstaate und ihre geschichtlichen und statistischen Stützen. 8. geh. 1/3 Thlr.

Wedell, R. von, Historisch-geographischer Hand-Atlas in 36 Karten. Mit einer Vorrede von Dr. F. A. Pischon. In 6 Lieferungen. Imp. quer Folio. In Umschlag geh. à 1 2/3 Thlr.

Dritte Lieferung. 1 2/3 Thlr.

Werner, Ferdinand, die Galvano-Plastik in ihrer technischen Anwendung. Mit 13 Kupfertafeln. (St. Petersburg.) Lex.-8. geh. 2 Thlr.

Mit Nächstem erscheint:

Charisi, des, Erste Makamen aus dem Tachkemoni oder Divan. Nach einem authentischen Manuscript aus dem Jahr 1281 herausgegeben, vocalisirt, interpungirt und ins Deutsche übertragen, wie auch sprachlich und sachlich erläutert und mit einer umfassenden Einleitung versehen von Dr. S. J. Kaempf. Text und gegenüberstehende Uebertragung. Lex.-8. geh.

Germanie, Gräfin, der kleine Don Quixote. Erzählung für die Jugend. Nach dem Französischen. Mit Kupfern. 8. geh.

Gumpert, Thekla von, mein erstes weißes Haar. Erzählung für Kinder. 8. geh.

Warburg, H. von, (Königl. Preuß. Hofjagdjunker), das Waldhorn. Eine Sammlung von Jagdliedern und Gedichten. 8. geh.

White, Charles, Häusliches Leben und Sitten der Türken. Nach dem Englischen bearbeitet. Herausgegeben von Alfred Reumont. 2 Bände mit Karten. 8. geh.

---

[374] Se vende por **F. A. Brockhaus** en Leipsique:

Romancero castellano

ó

Coleccion de antiguos Romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas

par

G. B. Depping.

Nueva Edicion,

con las notas

de

Don Antonio Alcala-Galiano.

Dos Tomos.

Gr. 12. 4 Thlr.

---

[418] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Charles Darwin's

Secretair der geologischen Gesellschaft in London,

Naturwissenschaftliche Reisen

nach den

Inseln des grünen Vorgebirges, Südamerika, dem Feuerlande, den Falkland-Inseln, Chiloe-Inseln, Galapagos-Inseln, Otaheiti, Neuholland, Neuseeland, Van Diemen's Land, Keeling-Inseln, Mauritius, St. Helena, den Azoren rc.

Deutsch und mit Anmerkungen

von

Ernst Dieffenbach, M. Dr.

Zwei Theile. Mit einer Karte und Holzschnitten. gr. 8. geh. fein Velinpap. Preis 3 Thlr. 8 gGr.

Darwin's naturwissenschaftliche Reisen bieten ein besonderes wissenschaftliches Interesse nicht nur für das Publikum im Allgemeinen, sondern speciell für Geographen, Zoologen, Mineralogen, Geognosten, Botaniker, Physiker und Chemiker dar.

Braunschweig, August 1844.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Lieder aus Tirol

von

Beda Weber.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. 12 Gr.

Dichtungen von ebenso großer Schönheit als Eigenthümlichkeit; ein in jeder Beziehung erfreulicher Zuwachs zu den poetischen Reichthümern der oberdeutschen Dichterschule, in der Tirol bisher nicht vertreten war. Je mehr dieses schöne Bergland in neuerer Zeit allgemein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, von vielen Reisenden beschrieben und von auswärtigen Dichtern besungen worden ist, um so mehr muß ein einheimischer tiroler Dichter von so großem Talent und von so neuer überraschender Eigenthümlichkeit hohes Interesse erregen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Savonarola.

Ein Gedicht

von

Nicolaus Lenau.

Zweite durchgesehene Auflage.

Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Gründliche historische Studien haben in unsrer Zeit ein neues Licht auf den florentinischen Reformator geworfen. Ein anerkannter Dichter entlehnt in gegenwärtiger Darstellung die Fackel der Geschichte, und sie wirft in seiner Hand den verklärenden Schimmer der Poesie über einen der edelsten Kämpfer für eine Sache, deren — zu spät, von einer aufgeklärteren und glücklicheren Nachwelt beweinter — Märtyrer er geworden ist. Dabei hat der Verfasser allen Versuchungen widerstanden, zu welchen ihn eine Verwechslung der Zeit, die er zum Gegenstand seiner Dichtung gewählt hat, mit spätern Erscheinungen verführen konnte. Als Dichter hat er, mit künstlerischer Besonnenheit, die Flammen, durch welche Savonarola starb, zur poetischen Glorie verklärend, ihn doch nicht von dem historischen Boden, in welchem seine Thätigkeit und seine Geisteseigenthümlichkeit wurzelte, losgerissen, um ihn in ein ideales Vacuum zu stellen; er hat durch tieferes Eingehen in den Geist jener Zeit mit all seinen Zügen, seinen Gebrechen und Flecken, welche einem großen und reinen Charakter zur Folie dienen, ebenso der Wahrheit die Ehre gegeben, als die poetische Wirkung rein erhalten und verstärkt. Savonarola erscheint als das, was er war, als der Arzt der damals kranken Kirche, und die im Gegenstand selbst liegende Poesie ist, wie man es von dem Verfasser erwarten durfte, durchaus keinen äußerlichen, mit der eifersüchtigen Selbstständigkeit der Muse unverträglichen Zwecken dienstbar gemacht. Wir hoffen, daß die zweite Auflage dieser Dichtung, in welcher ächte Poesie aus einer frischen und tiefen Begeisterung für die Herrlichkeit des christlichen Glaubens Hand in Hand geht, sich wie die erste recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[424] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's
sämmtliche Werke

gr. 8. in 10 Bänden
auf feinem Velinpapier
geschmückt mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich.

Fünfter und sechster Band

in Umschlag brochirt. Preis jeden Bandes 1 fl. oder 16 gGr.

Die weiteren Bände dieser schönen, sowohl in Deutlichkeit des Druckes als Eleganz der Ausstattung dem Auge gefälligen, dabei aber möglichst wohlfeilen Ausgabe von Schiller's Werken werden laut unserer früheren Ankündigung so frühzeitig folgen, daß das ganze Werk vor Schluß des Jahres in den Händen der Herren Subscribenten seyn wird.

Der Preis für alle 10 Bände ist 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In demselben Verlag sind erschienen und gleichfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zehn Stahlstiche

zu Schiller's Werken. Oktav-Ausgabe in Zehn Bänden.

Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Inhalt: Rudolph von Habsburg. — Die Braut von Messina. — Die Räuber. — Wallensteins Lager. — Wilhelm Tell. — Jungfrau von Orleans. — Fiesco. — Maria Stuart. — Don Carlos. — Turandot.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Dritte Auflage von Schwerz Ackerbau.

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau
von
Joh. Nep. von Schwerz.

Drei Bände.
Mit 15 lithographirten Tafeln.
Dritte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.
Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht
für
Anfänger in der Landwirthschaft
oder
Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Es ist gewiß überflüssig, bei der dritten Auflage dieser Schrift sich über ihren Inhalt und ihren Werth zu verbreiten, da diese jedem gebildeten Landwirthe Deutschlands bereits bekannt sind. Auch außerhalb der Grenzen

unseres Vaterlandes findet sie immer mehr Anerkennung. Besonders hat der dritte Band, welcher die Feldsysteme oder Fruchtfolgen umfaßt, die wichtige Materie auf eine bis jetzt unübertroffene Weise erschöpft und sich daher des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; im Jahr 1831 erschien zu Metz eine von C. und F. Villeroy unternommene Uebersetzung desselben ins Französische und im Jahr 1834 veranstaltete die Petersburger Landwirthschaftsgesellschaft eine Uebertragung in die russische Sprache.

Obgleich diese dritte Auflage die früheren an typographischer Ausstattung übertrifft, so haben wir doch, um die Anschaffung dieses vortrefflichen Werkes mehr und mehr zu erleichtern, eine abermalige Preisermäßigung eintreten lassen.

Da es dem ehrwürdigen Veteranen der Landwirthschaft nicht mehr vergönnt war, die Lehre vom Anbaue der Gewerbepflanzen selbst zu geben, so hat Herr Geh. Finanzrath Pabst, sein vormaliger Amtsgenosse, dem er seine sämmtlichen Notizen und Erfahrungen, sowohl über gedachte als über verschiedene andere landwirthschaftliche Gegenstände übergab, es übernommen, dieselben zu ordnen und mit Zuziehung seiner eigenen Erfahrungen in ein Ganzes zu bringen. Diese Arbeit wird der vorliegenden Schrift als 4ter Band demnächst nachfolgen und mit ihr ein zusammenhängendes vollständiges Werk bilden.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1844. 4tes Heft.

[427] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das 4te Heft der deutschen
Vierteljahrs-Schrift
für 1844.
Oktober—December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Einige Worte über Naturwissenschaften in unserer Zeit. — Die Zollvereins-Industrie, vom praktischen Standpunkte aus beleuchtet. — Die Stellung der Czechen und der Deutschen in Böhmen. — Luxus und Mäßigkeit. — Kaffee und Zucker. — Der Staat und die Jugendbildung. — Die Kometen. — Die Vereinzelung der menschlichen Wohnsitze auf dem Lande. — Andeutung über die Bildung und den Wirkungskreis kriegswissenschaftlicher Vereine im deutschen Bundesheere. — Das deutsche Executionswesen gegen zahlungsunfähige Schuldner, besonders in Preußen, und die Nothwendigkeit einer Revision und Umarbeitung der noch gegenwärtig das Verhältniß der zwischen Gläubiger und Schuldner feststellenden Gesetzgebung. — Aus Anlaß der Fabrikemeuten. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Oktober 1844.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Leihbibliotheken und Lesevereine.

In Unterzeichnetem sind erschienen:

Gesammelte Erzählungen
von der
Verfasserin der Bilder des Lebens.
Zwei Bände.

8. broch. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 16 gGr.

Inhalt: I. Dürftigkeit und Ueberfluß, in zwei Doppelschilderungen. — Die Nacht im Juragebirge. — Paul und Josephine, oder die Schmuggler vom Jura. — Der schweizerische Pflanzer am Ohio. — II. Herr und Sklave. — Meine Schweizerreise. Episode aus einem Tagebuch. — Der Vorabend des Weihnachtsfestes. — Liebe! Liebe waltet überall! Einfach aber wahr.

Statt aller Empfehlung erlauben wir uns hier die in Nro. 34, Jahrg. 1840, der Blätter für Literatur und bildende Kunst stehende Beurtheilung anzuführen: „Der tiefe Sinn, das reine Gemüth, der edle Geist, welcher in den Bildern des Lebens waltet, deren Werth wir auch in diesen Blättern beurkundet haben, findet sich auch in diesen gesammelten Erzählungen wieder. Sie zeichnen sich durch Innigkeit sowohl als durch Klarheit, vor allem aber durch ein echt religiöses und rein sittliches Gefühl vor so vielen Tageserscheinungen aus, welche nur zu blenden, nicht zu erhellen, nur die Zeit zu verflüchtigen, nicht das Gemüth zu erheben suchen. Und darum eignen sie sich auch namentlich vor vielen andern ähnlichen Schriften zur Lektüre für Jungfrauen und Frauen, deren Sinn unverdorben, und deren Geist auf das Höhere und einzig Wahre im Menschenleben gerichtet ist. Sie sind dabei eben so fern von jeder pedantischen Trockenheit und von zelotischer Eiferung, sondern die lebenvollste Liebe spiegelt sich in ihnen anmuthig und mit den wärmsten Farben in allen Strahlenbrechungen ihrer innigsten Empfindungen. Nur steht jedes Gemeine fern, und alles trägt den Stempel eines Seelenadels, der seines innern Werthes sich bewußt, doch von der liebenswürdigsten Demuth durchdrungen ist. Unsre Leserinnen besonders werden mit uns übereinstimmen, wenn sie diese Erzählungen in Geist und Herz werden aufgenommen haben."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 14. Oktober 1844.

Hold wechseln Traum
Und süße Schau
Im Waldesraum.
Karl Mayer.

Gedichte von Wilhelm Zimmermann.

Im Wald.

Herz, an die Lippen, in die Arme
Leg dich der blühenden Natur,
So wohl, wie ihrer, thut der warme,
Der reine Kuß der Liebsten nur.
Wo sie ob schlanken stillen Säulen
Durchsichtig Gold zur Decke spinnt:
Da weil' — im Wald ist's lieblich weilen —
In grüner Wieg' ein träumend Kind.

Wo Maienblumen duftend sprießen,
Und süß wie sie und wieder jung
Der Kindheit Blüthen sich erschließen
Im Mondlicht der Erinnerung;
Frisch, wie vom Berg die Quellen eilen,
Vom Baum Gesang der Vögel rinnt:
Da weil' — im Wald ist's lieblich weilen —
In grüner Wieg' ein träumend Kind.

Wo durch der Schatten Heimlichkeiten
Der schönste Traum sich leis bewegt,
Und dir, gebracht aus fernen Weiten,
Das Liebste an den Busen legt,
Und fest um euch, trotz hundert Meilen,
Ein Netz von Seligkeiten spinnt:
Da weil' — im Wald ist's lieblich weilen —
In grüner Wieg' ein träumend Kind.

Tannenwald.

Tannenwald,
Grüner Wald,
Wenn ich deine Säulen schaue,
Dein bewegtes Dach, das blaue,
Drunter hin
Wölkchen weiß wie Träume ziehn,
Will mir gleich die Thräne gleiten,
Denk ich an vergangne Zeiten,
Tannenwald,
Grüner Wald!

Tannenwald,
Grüner Wald,
Wo ich oft, wie glücklich! spielte,
Meinen ersten Traum ich fühlte
Tagelang
Unter deinem Schlafgesang,
Meiner Kindheit Wiegenbette,
Lang schon ihre Grabesstätte,
Tannenwald,
Grüner Wald!

Tannenwald,
Grüner Wald,
Zieh den Schattenschleier nieder
Ueber ihre Augenlieder,
Lispelt sacht,
Zweige, daß sie nicht erwacht!
Würd' ihr süßes Aug' ich sehen,
Müßt' vor Heimweh ich vergehen,
Tannenwald,
Grüner Wald!

Tannenwald,
Grüner Wald,
Wo sich auf den dunkeln Matten
Weiße Maienblumen gatten,
Duftend frisch
Glüht die Erdbeer im Gebüsch,
Dort, ach dort in deinem Schooße
Trieb mein Herz die erste Rose,
Tannenwald,
Grüner Wald!

Tannenwald,
Grüner Wald,
Jeder Frühling bringt dir wieder
Frische Blumen, frische Lieder,
Schön, wie's war,
Wallt dir noch das dunkle Haar:
Was blieb mir? Für's Ehmals — Thränen,
Nach dem „Wieder jung!" ein Sehnen,
Tannenwald,
Grüner Wald!

Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

I. Wie sie (die Inquisiten) hinter das Hexenwerk gerathen? warum, von wem und wie sie es gelernt? Wann und wie sie Gott und seine Heiligen verleugnet? Wie viel Jahre sie es getrieben? Wo der böse Feind und in welcher Gestalt er ihnen erschienen? was sie ihm und er ihnen versprochen? wie sie sich gegen ihn verbunden? wo und wie er sie gezeichnet? wie er heiße und (eine Hauptfrage) wo und wie oft sie mit ihm Buhlschaft getrieben? — II. Ob ihnen der böse Feind nicht besonders eine Salbe zum Ausfahren (d. h. zum Ausfahren bei Nacht auf Besen, Ofengabeln, Stöcken, Katzen, Böcken ꝛc.) und zum Beschädigen der Menschen und des Viehes und ein Pulver oder andere giftige Dinge gegeben? — III. Wo sie und ihre „Gespillen" (Genossen) ihre Zusammenkünfte und Tanzplätze gehabt? an welchen Tagen sie zum „Gaisten" (Hexenwerktreiben) ausgefahren? wo sie Essen und Trinken hergenommen? und was sie sonst Alles bei den Tänzen verrichtet? — IV. Ob sie den Leuten und Wirthen hin und wieder in die Keller gefahren, den Wein ausgetrunken und Unrath in den Wein gethan und denselben verdorben haben? — V. Was sie für Vieh gedrückt, erlahmt, umgebracht oder umbringen helfen? — VI. Wo, wann, wie oft sie zum Wettermachen geholfen? wie sie die Unwetter zubereitet? wer mit dabei gewesen? was die Wetter für Schaden gethan? — VII. Ob sie auch Nebel und Reifen gemacht und damit Bäume, Weinberge und andere Früchte helfen verderben? — VIII. Wann, wo und was für Leute, besonders aber schwangere Frauen und Kinder, sie zu Tode oder sonst gedrückt oder geschädigt? — IX. Ob sie die reine Wahrheit bekannt? ob sie ihren Mitschuldigen in ihren Angaben kein Unrecht gethan? ob sie auf ihre Aussagen leben und sterben wollen?

Es dürfte nothwendig und interessant seyn, bei mehreren dieser Fragen und den von der Folter erpreßten Beantwortungen derselben etwas länger zu verweilen. Auf die Fragen des ersten Artikels finden sich gewöhnlich folgende Antworten vor. Die Angeklagten sind entweder schon in früher Jugend, oft schon in der Kindheit, von Bekannten, Verwandten, oft von den eigenen Müttern zum Hexenwerk (das aber nie näher bezeichnet wird) angelernt oder dem Bösen zugeführt worden, oder dieser ist ihnen in reifern Jahren bei Nacht in der Schlafkammer, in Küche, Keller ꝛc., so wie auch am Tage, an einsamen Orten erschienen, und zwar meistens in Zeiten, wo sie durch irgend eine Ursache in Jammer und Elend gestürzt gewesen seyen. Gewöhnlich erscheint der Böse in der Tracht der damaligen Zeit als Junker, Landsknecht, Reitersmann, Bauernbursch, Bürgersmann oder schönes Mädchen, gut gekleidet, in stattlich schöner Gestalt, an welcher später in der Regel ein oder zwei Bocks-, oder Gänse-, auch Raubvögelfüße erkannt werden. Zuweilen aber behält er fortwährend menschliche Gestalt und zeigt täuschende Aehnlichkeit mit frühern oder abwesenden Geliebten. Er führt unzählige Namen: Federlein, Hasenfuß, Jäcklein, Wedel, Sträußle, Gräßle, Flederwisch, Weißköpfle, Schwarzhansel, Lorenz, Gabriel, Mephistopheles u. s. w. In den ältern Akten gibt der Böse gewöhnlich gutes Geld, das von den Inquisiten ausgegeben worden ist, oft zu Erkaufung von Milch und Brod für ihre hungrigen Kinder; nach Angabe der Akten aus den mittlern Zeiten verwandelt sich aber dieses Geld stets in Unrath oder werthlose Dinge, nach den spätern Akten muß der Teufel gar nichts mehr gegeben haben; es wird über diesen Punkt wenigstens nicht mehr inquirirt.

Eben so wird in den spätern Akten die Frage, wann und wie sie Gott und seine Heiligen verleugnet und dem Bösen sich ergeben? wenig oder gar nicht berührt, mehr in den ältern, wo die Antworten entweder lauten, die Beklagten haben auf des Bösen Frage, ob sie sein seyen und ihm gehören wollten? ohne weiteres Ja gesagt, und damit sey es gut gewesen, oder sie haben sich ihm förmlich verschrieben, Gott und die Heiligen verleugnen, ihn anbeten und versprechen müssen, Menschen, Vieh und Früchte zu schädigen u. s. w. In seltenern Fällen kommt auch wohl eine förmliche, vom Teufel vorgenommene Taufe mit unreinem Wasser oder auch mit Wein vor, bei welcher dem Täufling auch ein neuer Name, z. B. Leni, beigelegt wird. Oft verlangt der Teufel die beim Abendmahl empfangene Hostie, die er zuweilen erhält, zuweilen auch nicht. Gewöhnlich verbietet er den Kirchenbesuch, jedoch nicht immer. Von einem förmlichen, mehr oder weniger Jahre andauernden Contrakte ist nirgends die Rede, und eben so wenig von Gegenleistungen des Bösen. Viele der Inquisiten geben an, sie haben sich dem Teufel nur mit dem Leibe, nicht aber mit der Seele ergeben, auch fernerhin andächtig die Kirchen besucht, ihr Verbrechen aber deßwegen nicht gebeichtet, weil der Pfaffe nicht darnach gefragt. Andere meinten, die Pfaffen sagten auch nicht Alles, was sie trieben. Oft hat ihnen der Böse beim Abschlusse des Vertrags ein Zeichen an ihren Körper gemacht, nach welchem beim Beginn der Untersuchung fleißig geforscht und ein Muttermal und dergleichen als solches erkannt wird. In den spätern Akten wird wenig nach diesen sogenannten Hexenzeichen gefahndet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Egoist.

(Fortsetzung.)

„Wollen Sie mich nicht beim nächsten Kampfe für Ihr ganzes Geschlecht als Bundesgenossen annehmen?" sagte nun Arolsen, und ihr Vater rief: „Und mich auch, mein Kind?" — „Nein, keinen von euch Beiden; du, mein Vater, bist mir verwandt und hast darum als mein Advokat keine Geltung bei diesem guten Juristen; denn daß Sie Jura studirt haben, sehe ich Ihnen an." — „Woran denn?" lächelte Tollsburg. — „An der Logik, womit Sie Alles vorbringen, und an der Gewandtheit, jede Blöße, die sich Ihr Gegner gibt, zu benutzen. Ein guter Jurist bemüht sich selten, durch seine Kraft zu siegen, er weiß den Prozeß durch die Schwächen seines Gegners zu gewinnen." — „Ist aber selbst keine Schwächen zeigen, nicht Kraft?" — „Das ist nur passiv, und Kraft und Passivität vertragen sich nicht nach meinen Begriffen; sonst wären wir Frauen ja das stärkere Geschlecht, und man nennt uns doch das schwächere, denn die passive Kraft, um Ihrer Idee zu folgen, die haben wir in höherem Grade als Sie. Aber ich will ja heute nicht die Frauen verfechten, sondern wissen, warum Sie gelächelt, und so spöttisch über mich gelächelt haben?"

„Erst aber sagen Sie mir," fiel Arolsen ein, „warum Sie mich nicht zum Bundesgenossen gegen Tollsburg wollen?" — „Weil ich zu großmüthig bin; Sie sind ein Dichter und also ein von Gott gesalbter Held der Frauen; da wäre Ihnen der Sieg gewiß; denn Herrn von Tollsburg," sezte sie lachend hinzu, „kann als unsern Feind nur der Geist der Finsterniß gesendet haben, und da müßte er ja unterliegen, wie Sie als guter Christ nicht bezweifeln werden."

Tollsburg lachte, aber er war doch innerlich durch diesen Scherz beleidigt. Obgleich er hundertmal mit glänzender Beredtsamkeit die Poesie und jede poetische Weltanschauung verspottet, und immer siegreich die Prosa und die praktische Wirklichkeit zu verfechten gewußt hatte, so verdroß es ihn doch jezt, aus dem Munde einer hübschen Frau in irgend einer Hinsicht dem jüngern Manne nachgestellt zu werden, einem Manne, dem er sich so unendlich überlegen fühlte.

„Nun sagen Sie mir," wiederholte Roswitha, „warum Sie mich vorhin ausgelacht?" — „Ausgelacht? welche Uebertreibung! Ich lächelte, das war Alles, und das that ich auch nur wegen ihrer ächt weiblichen Art zu argumentiren. Sie besitzen die Kunst, durch ein paar Schlagwörter, durch eine glänzende Schlußwendung Ihrem Gegner zu imponiren, in hohem Grade. Wer Sie vorhin hörte und die Sache nicht genau geprüft und überlegt hatte, mußte glauben, Sie haben unbedingt Recht, und das hatten Sie nicht. So schwöre ich bei dem feierlichen Klange dieser Stunde, die selbst mir, dem verhöhnten, unpoetischen Gesandten der Unterwelt, Schauer einflößt." Er sprach dieß mit tragischer Betonung, während die Uhr eben Eilfe schlug.

„Eine Geistergeschichte!" rief Arolsen, um den Streit abzubrechen. Er sah es nicht gern, daß sich Roswitha auf diese Art fast ausschließend mit Tollsburg beschäftigte; ein Mann ist nie gern Zuhörer der glänzenden Dialektik eines Andern, und wäre er auch sein bester Freund. — „Eine Geistergeschichte! ja wohl!" rief Roswitha; „die liebe ich für mein Leben. Schnell, Graf! erzählen Sie! Sie müssen gut Geistergeschichten erzählen." — „Warum?" fragte der Kammerherr spöttisch. — „Weil der Graf alle poetische Gläubigkeit hat, die dazu gehört. Um gut zu erzählen, muß man selbst an die Geisterwelt glauben, und das thun nur noch die Poeten." — „Nun wohl,

Poet, so erzählen Sie; die Dame befiehlt, und der Troubadour gehorcht."

„Der Troubadour gehorcht," sagte Arolsen lebhaft, er fühlte aber recht gut, daß ihn Tollsburg persiflirte. „Mir fällt nur leider eben keine eigentliche Gespenstergeschichte ein, nur eine schauerliche Traumbegebenheit, wenn ich sie so nennen kann, denn Traum und Wirklichkeit verketten sich sonderbar darin, und die Sache ist in meiner eigenen Familie vorgefallen." — „Allons, fangen Sie an!" rief Roswitha. „Fangen Sie an, Troubadour; hier steht schon der Lohn, den ich Ihnen zuwerfen werde." Und sie deutete auf den Strauß blühender Monatrosen, die in einer kleinen Vase auf dem Tische vor ihr standen.

Arolsen begann.

„Sie kennen gewiß Alle das Städtchen Oppenheim am Rhein. Es hat eine reizende Lage und ist überdem berühmt durch eine wunderschöne, halb in Trümmer gefallene Kirche. Ich machte mit mehreren meiner Verwandten einen Ausflug dahin, als wir vor zwei Jahren in Wiesbaden eine Art Familienkongreß veranstaltet hatten. — Die interessanteste Person unserer kleinen Gesellschaft war offenbar meine schöne Cousine Katharina. Sie war ein geistreiches, durchaus originelles Geschöpf, voll milder Liebenswürdigkeit gegen die Frauen; aber mit uns Männern ging sie wahrhaft grausam um, und hatte auch durch ihre Sprödigkeit eine Art Berühmtheit erlangt. Ein alter Franzose in Wiesbaden, den die Gicht des Gebrauchs aller Glieder, aber nicht der Zungenbeweglichkeit berauben konnte, nannte sie immer Katharina von Medicis und behauptete, sie wäre fähig, gleich dieser eine Bartholomäusnacht anzustiften, damit nur recht viele Männer von der Welt kämen, da ihre Augen nicht genug zu morden vermöchten."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Schluß.)

Die vereinigten Sammlungen. — Oktoberfest. — Liederfeste.

In jüngster Zeit bietet unsere Residenz auch in wissenschaftlicher Beziehung des Sehenswerthen eine große Menge. Hieher rechnen wir namentlich die sogenannten vereinigten Sammlungen, welche in jenen Räumlichkeiten des Ueberbaus der Hofgartenarkaden aufgestellt sind, die vor Vollendung der Pinakothek als Bildergalerie benützt waren. In sieben Sälen erblicken wir hier zuerst die bei Salzburg in den leztverwichenen Jahren ausgegrabenen und von Sr. Maj. dem König angekauften römischen Alterthümer, welchen sich im zweiten Saale dergleichen hetrurische und egyptische anschließen, als Urnen, Büsten, Statuetten, Lampen, Krüge und andere antike Gegenstände von Stein, Eisen, Bronze, Glas, gebrannter Erde 2c. Im dritten Saale hat die von Professor Neumann angelegte chinesische Sammlung ihren Platz gefunden, bestehend aus chinesischen Malereien in Oel und Aquarell, aus Bildnereien von Carneol, Speckstein, Perlmutter, Holz, dann aus Porzellangeschirren, Hausgeräthen und Kleidungsstücken aller Art. Auch der vierte Saal enthält noch chinesische, dann japanische und neuseeländische Raritäten. In den folgenden Saal ist aus dem Akademiegebäude die von Hofrath v. Martius und dem verstorbenen Professor Spix während ihrer Reise nach Südamerika angelegte brasilianische Sammlung transferirt, während der sechste Saal die ehedem in einem eigenen Kabinete der Marburg aufbewahrten Elfenbeinarbeiten, und der siebte Saal eine Auswahl kostbarer und merkwürdiger Waffen, Sättel, Reitzeuge und anderer ähnlicher Gegenstände aufweist. Wie Sie sehen, aus ziemlich heterogenen Bestandtheilen zusammengesezt, ist doch diese Sammlung, welche größtentheils durch den Galeriedirektor v. Langer zu Stande gebracht wurde, äußerst sinnreich angeordnet, während sie selbst ihrem Inhalt nach zu dem Interessantesten gehört, was München an Sehenswürdigkeiten bietet. Auch das Antiquarium, bisher nur den Priestern seiner Mysterien geöffnet, erschließt nun seine Schätze dem Publikum, welchem wöchentlich zweimal der Zutritt gestattet ist. Wir können unsere Freude nicht bergen, daß — wie man dieß durch derlei öffentliche Sammlungen sicher bezweckt — auch einmal der Wissenschaft gedacht, und nach allen ästhetischen Vorstudien der vergangenen Tage auch der Sinn des Volks für Lehrreiches geweckt wird.

Zu unserem bevorstehenden Oktoberfeste werden bereits bedeutende Vorbereitungen getroffen. Mit demselben in Verbindung steht eine Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe, welche am 30. September ihre Sitzungen begonnen hat. Die rauhe Witterung, wie sie bei uns mit dem Oktober eintritt, bleibt immerhin ein störender Zusatz zu diesem Volksfeste, und der Wunsch, daß dasselbe auf eine bessere Jahreszeit verlegt werden möchte, wird immer lebhafter, um so mehr, als wir an derlei größeren, einem höheren Zwecke zur Grundlage dienenden Nationalbelustigungen einen wahren Mangel leiden. Um so erfreulicher und erquickender ist das Auftauchen von Sängerfesten. Freysing, ein kleines Städtchen an der Isar, acht Stunden von München, hat den Ruhm, das erste südbayerische Sängerfest veranstaltet zu haben, welches am 7ten Juli in seinen Mauern abgehalten wurde. Ein schöner, sonniger Tag begünstigte dasselbe. Die vortreffliche Anordnung, die Theilnahme aller Klassen der Bevölkerung und die unerwartet thätige Mitwirkung der Liedertafeln aus den entferntesten Gegenden verfehlten nicht, einen bleibenden Eindruck auf Alle zu machen, welche diesem schönen Feste beiwohnten. Von unserem trefflichen Componisten Kunz, dem Direktor der Münchener Liedertafel, dirigirt, wurden die Chöre mit großer Meisterschaft ausgeführt und übten eine mächtige Wirkung auf die Zuhörer aus. Die Gewalt des Liedes hat sich nun auch bei uns Bahn gebrochen, und wir freuen uns darob aus voller Seele. Es knüpft sich so viel an den Gesang; wir sehen in ihm einen mächtigen Hebel der Veredlung und höheren Gesittung, einen Vorläufer des Wortes. Augsburg, dessen Liederkranz die Palme des Tages errang, soll für das kommende Jahr die Sänger vereinen, und wird — wie wir im Voraus hören — keine Anstrengung scheuen, um ein Liederfest zu Stande zu bringen, wie nur je eines in Schwaben, Franken oder am Rhein gefeiert wurde.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 15. Oktober 1844.

The bonny Kate, and sometimes Kate the curst.
Shakespeare.

Der Egoist.

(Fortsetzung.)

Ihre Augen waren auch prächtig, das ist wahr; mir ist, als sähe ich sie vor mir in ihrer dunkeln Gluth, mit den langen Wimpern und den kühn geschwungenen Braunen darüber. Sie lächeln, Herr von Tollsburg, und ich gestehe Ihnen gern, daß ich damals, ein paar Wochen lang, sterblich in meine Cousine verliebt war, und jezt, wo ihr strahlendes Bild vor mir aufsteigt, kann ich nicht ohne tiefe Rührung an sie denken.

Wir besahen zusammen die Kirche. Die übrige Gesellschaft ließ sich vom Führer allerlei erklären; aber Catharina und ich, wir standen vor einem alten Grabstein links vom Altare. Er bezeichnete die Ruhestätte eines sechzehnjährigen Fräuleins, ich glaube einer Dalberg, und wir bewunderten zusammen den rührenden Ausdruck von Unschuld und Reinheit in den halb jungfräulichen, halb kindlichen Zügen. — „So schön, so jung zu sterben, ist doch ein Glück," sagte meine Cousine; „da hat man doch die ewige Jugend auf Erden und im Himmel." — Ich lachte sie aus, aber sie sagte verdrießlich: „So ist es mit euch Weltkindern, ihr begreift ein ernstes Wort nicht. Und es ist doch mein Ernst; gleich jezt möchte ich an einem dieser Pfeilerbündel, die zum Himmel streben wie schlanke Lilienstengel — Sie wissen ja, Vetter, daß die Lilie, weil sie in den Mond verliebt ist, so gerade aufwärts strebt; Heine hat es uns ja so schön erklärt — also an diesem Pfeilerbündel möchte ich hinaufklettern und mich dann vom Fries geflügelt zum Himmel schwingen." — „Warum wollen Sie denn nicht gleich vom Grund aus fliegen und erst die halsbrechende Escalade wagen?" fragte ich. — „Weil das unmöglich ist, in eurer Atmosphäre wachsen einem keine Flügel."

Ich erzähle Ihnen diese kleine Unterhaltung nur, um Ihnen zu zeigen, was Catharina für ein übermüthig absolutes Geschöpf war. Von einem Manne ließ sie durchaus keine Widerlegung, keine Zurechtweisung gelten; uns gegenüber war sie wie ein wildes Steppenpferd, das nicht Zaum noch Zügel erträgt, mit ihrem eigenen Geschlecht sanft und demüthig, gar nicht wieder zu erkennen.

Wir gingen in den Chor, wo Gras wuchert und der Himmel hereinschaut auf die halb zerbrochenen schlanken Säulen. — „Hier gefällt mir's," sagte Catharina; „ich kann nicht leiden, daß unsere Kirchen gedeckt sind. Wenn ich beten will, muß ich das Auge frei in die blaue Wölbung können dringen lassen." — „Wenn es nach Ihnen ginge, Cousine, so könnte man nur im Sommer fromm seyn." — „Besser nur im Sommer," sagte sie

mit einem boshaften Seitenblick, „als nie.“ Das galt mir, weil sie zufällig erfahren, daß ich selten einem Gottesdienste beiwohne — leider!

Die übrige Gesellschaft forderte uns auf, mit nach dem Schädelgewölbe zu gehen, wo viele hundert Schädel von der Schlacht her, die hier die Schweden und die Spanier geschlagen, aufbewahrt werden. Es ist interessant, wie streng verschieden diese Schädel sind; keine Möglichkeit, die beiden Nationen mit einander zu verwechseln. — Die starken Backenknochen, die kurze Nase des Schweden, sein kräftiges Gebiß, die breite Hirnschale; dagegen der spitze Kopf des Spaniers, seine tiefen großen Augenhöhlen, die schönen feinen Zähne, die gewölbte vornehme Stirne, das grell vorspringende Nasenbein und die edle ovale Form des ganzen Schädels — wir waren Alle davon frappirt, aber Catharina am meisten.

Sie stand in aufmerksamer Betrachtung vor den Reihen, als sie plötzlich mit ihrem niedlichen Händchen auf einen Kopf deutend, wie in Ecstase ausrief: „Wie wunderschön!“ — „Was denn?“ fragten Alle. — „Der Schädel dort! Gott, wie schön muß der Mann gewesen seyn!“ — Wir lachten sie Alle aus und versicherten sie, ihr Spanier sey vielleicht ein recht brauner, magerer Hidalgo gewesen. — „Nein, nein!“ rief sie, „seht die wunderschönen, wohlerhaltenen Zähne, wie zwei Perlenreihen, und die Form der Augenhöhlen! gewiß waren die Augen abwärts geschweift, wie man es von den Circassierinnen rühmt; und die prächtige hohe Stirn, die feine Nase!“

Als wir nun trotz der Schauerlichkeit des Ortes noch lauter lachten, sagte sie ganz böse: „Ja, lacht nur, aber ich kann euch sagen, diesem Mann hier würde ich mein stolzes Herz, das ihr immer so schmäht, geschenkt haben; dem hätte ich gesagt: dir will ich gehorchen, denn dir hat Gott seinen Stempel aufgedrückt, auf daß du herrschen sollst über alle Herzen.“ Dann plötzlich ihr grünes kleines Sonnenschirmchen vor das Gesicht haltend, denn sie schämte sich doch wohl ihrer Begeisterung, eilte sie rasch hinaus, wir Uebrigen ihr nach.

Sie wurde den Tag über noch viel mit ihrer Wahl geneckt. Den Abend waren wir in Mainz, weil wir des andern Tags die österreichische Militärmusik in den Anlagen hören wollten, um erst am Abend nach Wiesbaden zurückzukehren.

Wir wohnten Alle in demselben Gasthofe, zum rheinischen Hof. Catharinens Zimmer war neben dem meinigen, und mitten in der Nacht hörte ich sie das Fenster öffnen und auf und ab gehen. Der Mond schien beinahe tageshell. Am Morgen kam sie bleich zum Frühstück. Als ich sie näher beobachtete, bemerkte ich einen Zug in ihren Augen, den ich nie darin wahrgenommen, der sie aber hinreißend kleidete. Es war etwas schwärmerisch Trauriges, Weiches. Sie aß und trank nichts, als ein Glas frisches Wasser, und sprach nichts, als das Nothwendigste, sie, die sonst immer zu reden hatte.

(Schluß folgt.)

Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

Ein viel wichtigerer und stets wiederkehrender Frageartikel blieb die Buhlschaft mit dem Teufel. Hierauf bezügliche Antworten der seltsamsten Art liegen in Masse vor, von denen jedoch hier nichts mitgetheilt werden kann. — Eine nicht minder große Rolle in diesen Untersuchungen spielen die Hexentänze und die damit verbundenen Gelage. Gewöhnlich ist der Versammlungsort ein in der Gegend schon von früher her berufener Platz, ein ausgezeichneter Berg, ein alter großer Baum, eine Wiese, ein abgelegener Grund, oft auch der Kirchhof oder ein Hochgericht, oder der gut versehene Keller eines reichen Mannes; einmal wird als Sammelplatz der Hohenstauffen angegeben. Hier kommen nun alle Unholde aus der ganzen Umgegend zusammen; sie bekommen in der Regel schlechte, übel schmeckende Sachen zu essen und zu trinken, Salz und Brod fehlen fast immer. Sie benehmen sich im Ganzen sehr albern; endlich wird getanzt, Unzucht getrieben und dem Teufel, der oft in seiner ganzen Herrlichkeit und Pracht den Vorsitz führt, zuweilen die bekannte häßliche Ehrenbezeugung erwiesen, wobei sie jedoch fast immer von demselben mit Schlägen u. s. w. gar übel traktirt werden. Eine der Inquisiten gibt an: „es sey zwar bei den Tänzen sehr hoch hergegangen, sie aber sey stets schlecht behandelt und der verachtete „Spüllumpen“ gewesen. Es haben auch hier, wie gewöhnlich in der Welt, die Reichen den Vortritt gehabt, die Armuth sey verschmäht gewesen, und sie als ein gar armer Tropf sey stets übel traktirt und herumgestoßen worden.“

Die Fahrt zu diesen Gelagen wird auf Besenstielen, Ofengabeln oder Gaisböcken gemacht, oft aber auch auf Pferden, zuweilen ganz gewöhnlich zu Fuß. Besen und Gabeln werden zuweilen mit einer vom Bösen erhaltenen Salbe geschmiert, eine solche aber bei den genauesten Nachsuchungen nie vorgefunden. In den ältern Prozessen verwandelt das Einreiben mit dieser Salbe die Hexen auch in mancherlei Thiere, gewöhnlich in Katzen. Wie sie aber wieder Menschengestalt annehmen, ist nirgends bemerkt. Der Tanzplatz ist gewöhnlich mit blauen Lichtern erleuchtet, welchen oft einige der Anwesenden auf

seltsame Art als Leuchter dienen müssen. Eine gibt von sich selbst an, daß sie einen solchen Leuchter vorgestellt habe. Auch wird dabei Musik gemacht, aber schlecht klingende, gewöhnlich von in der Gegend allgemein bekannten Spielleuten. Die Heimfahrt wird auf gleiche Weise wie die Herfahrt bewerkstelligt.

Bei diesem Artikel ward nun aber eine Hauptfrage gestellt: wer bei diesen Hexentänzen anwesend gewesen sey? Wurde eine Person von vier beständigen Verurtheilten, d. h. von solchen, die ihre Angabe nicht widerrufen und hingerichtet worden waren, als auf solchen Tänzen zugegen gewesen genannt, so war dieß Grund genug, um eine solche Person einzuziehen und ihr den Prozeß zu machen. In der Regel weigern sich die Inquisiten, auf diese Frage bestimmt zu antworten; sie geben vor, es sey zu dunkel, die Anwesenden seyen wohl gar verhüllt gewesen. Bald aber erpreßt die Folter bestimmtere Angaben; es werden im Anfang gewöhnlich längst verstorbene oder sogar hingerichtete Personen angegeben, und erst, wenn auch dieses nicht genügt und die peinliche Frage fortgesetzt wird, werden in den furchtbaren Schmerzen auch lebende Personen als Mitschuldige genannt, in einigen Fällen fünfzig, sechzig und noch mehr, unter ihnen Fremde, Bekannte, Verwandte, oft die nächsten Angehörigen. Häufig wurden in solchen Fällen Confrontationen vorgenommen, wobei oft die rührendsten Scenen vorkommen, indem sie z. B. solche Bekenntnisse nur der grausamen Marter und Pein zuschreiben, die neu Angeklagten trösten und auffordern, durch Zugeständniß dessen, was man wissen wolle, wenigstens der Folter zu entgehen und baldigst hingerichtet zu werden. Es liegt ein Fall vor, wo man der Inquisitin, der Frau eines angesehenen Bürgers aus Mergentheim, die trotz der angewendeten höchsten Foltergrade keine Mitschuldigen angeben wollte, endlich eine Liste sämmtlicher Straßen und Häuser Mergentheims nebst den darin befindlichen Bewohnern vorlas, um ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Als man ihr immer stärker mit der Folter zusetzte, bekannte sie 54 Mitschuldige, darunter zwei ihrer Schwägerinnen, gab aber bei einem bald darauf erfolgten Widerruf an, die meisten dieser Personen würden ihr ohne das Vorlesen jener Liste nicht eingefallen seyn. Leider half der Unglücklichen dieser Widerruf nichts, neue Qualen erhielten sie zuletzt in ihren Bekenntnissen beständig, denen ihr eigener Feuertod und die Verhaftung vieler der Angeklagten folgte.

Die Frage nach den von den Unholden angerichteten Ungewittern, Reifen und bösen Nebeln wurde zuweilen auch für sehr wichtig gehalten. Die von ihnen gegebenen Erklärungen, auf welche Weise sie solche Ereignisse bewerkstelligt, welche ohne Weiteres als wahr angenommen und geglaubt wurden, sind für den damaligen Stand der Naturwissenschaften zu bezeichnend, um nicht einen Augenblick dabei zu verweilen. Wenn ein Unwetter oder dergleichen angerichtet werden sollte, so hatten sie entweder vom Bösen ein Büchslein erhalten, welches sie öffnen und das darin Enthaltene umrühren mußten, oder sie hatten das Mittel selbst verfertigt. Hierzu nahmen sie Kröten, Schnecken, Schweinsborsten, Heuschrecken, Eierschalen, aus denen Junge gekrochen, Butter, Rinds- und Schweineschmalz, Todtenbeine rc., rührten in des Teufels Namen Alles wohl unter einander und hoben es auf; die Hauptsache sey das Rühren. Wollen sie nun ein Unwetter machen, so tragen sie es an den Ort, wo es entstehen soll, schütten es rückwärts in des Teufels Namen in ein Wasser, oder rühren es, nachdem sie das Büchslein geöffnet, auch nur um und lassen es offen stehen, worauf das Unwetter beginnt.

In den alten Prozessen ward scharf inquirirt, wie und wie viele Menschen und Vieh sie getödtet, gedrückt, erlahmt oder sonst beschädigt hätten. Hierbei wurde in der Regel eine Menge an Kindern, Kindbetterinnen und andern Personen verübter Morde angegeben, nie aber fiel es einem Richter ein, nach der Wahrheit dieser auf der Folter erpreßten Angaben zu forschen. In den spätern Akten kommen solche Fragen, folglich auch solche Geständnisse nur selten mehr vor. Alle dabei angewendeten angeblichen Zaubermittel waren ganz ähnlicher Natur, wie die zum Wettermachen gebrauchten. Manche gestehen ein, ihre eigenen Kinder, ihr eigenes Vieh durch solche Mittel umgebracht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken.

Wenn ich in des Himmels Bläue
Stillerhoben aufwärts schaue,
Denke ich an blaue Augen,
Denke ich an Lieb' und Treu.

Und wenn ich im trüben Winter
In dein blaues Auge schaue,
Denke ich an blauen Himmel
Und an blüthenvollen Mai.

H. Rollett.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, September.

Das Constitutionsfest. — Die historisch-theologische Gesellschaft. — Dr. Carus.

Die politische Bedeutsamkeit unseres Constitutionsfestes bringt sich von Jahr zu Jahr mehr und mehr allen Klassen

der Gesellschaft auf. Früher beging man die Feier des vierten Septembers wie die eines neu aufgekommenen Festtages, man ließ die Arbeit ruhen, lachte, aß und trank und war seelenvergnügt, ein konstitutioneller Staatsbürger zu heißen. Was man darunter zu verstehen habe, das wußten wohl die Meisten so eigentlich nicht recht. Jezt ist dieß, Gottlob! anders geworden. Unsere Bürger geben sich zwar am Constitutionstage mit vollem Recht heiterer Freude hin, sie essen, trinken und lachen auch jezt noch, sie pochen auf ihr konstitutionelles Bürgerthum wie in den ersten Jahren der neuen Staatsverfassung; aber sie vergessen dabei nicht, sich die Mängel klar zu machen, an denen zur Zeit noch unser ganzes politisches Leben leidet. Die Freude über die Verfassung schließt die ernsten Bedenken nicht aus, zu denen so manche Verordnungen im Gesammtvaterlande der Deutschen Anlaß geben. Seit einer Reihe von Jahren ist das Festmahl, welches die hiesige Communalgarde an dem genannten Tage im Schützenhause gibt, der eigentliche Sammelplatz aller derer, denen es ein Ernst um die Verfassung und deren Verwirklichung im Staatsleben ist. Hier vergißt man über den materiellen Genüssen nicht, daß vor Allen der konstitutionelle Staatsbürger die Verpflichtung hat, für Verfassung, Volk und Vaterland in freier Rede zu kämpfen. Es heißt, man toastire bloß, allein die verschiedenen Toaste, zu denen man sich veranlaßt fühlt, werden von selbst zu langen politischen Reden, die vielleicht um so beachtenswerther sind, weil sie der Augenblick entstehen läßt und weil keinerlei Controle das Wort bindet, den Gedanken verschneidet oder als ungehörig zur Ruhe verweist. Es ist dasjenige Fest, wo die größte Freiheit im Sprechen nicht nur gestattet, sondern sogar in gewissem Sinne geboten ist. Bürger sprechen hier zu Bürgern, sprechen über ihre politischen Errungenschaften, oder über ihre Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft. Ihr Streben dabei geht vorzugsweise dahin, sich selbst aufzuklären, sich dessen, was sie haben und wollen, bewußt zu werden, und sich weder über die Uebelstände noch Mißbräuche zu verblenden, deren es in deutschen Landen leider noch so viele gibt. Ich muß gestehen, daß mich persönlich namentlich bei der dießjährigen Feier des Constitutionsfestes die Gehaltenheit der rein politischen Toaste vorzugsweise angesprochen hat. Manchmal macht sich wohl auch die bloße Phrase noch breit und buhlt um rauschenden Beifall, im Ganzen aber kommt jezt weit mehr Haltung, Form und Gediegenheit in solche Reden, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß in Folge derartiger Festlichkeiten die Theilnahme an politischem Leben selbst unter der etwas zähen und säumigen Masse unserer Bürger geweckt werden muß. — Was sonst noch zu Verherrlichung des Tages geschah, überschritt nicht das Hergebrachte und beschränkte sich, wie immer, auf solenne Reveille der Communalgarde, auf die große Parade derselben auf dem Marktplaze, wobei König und Verfassung ein Vivat erhalten, auf Glockengeläut und Thurmmusik und dergleichen mehr. Daß der Abend eine Menge Menschen in großen und kleinen Gemeinschaften zu Bällen vereinigte, versteht sich von selbst.

Ein um Leipzig hochverdienter Mann, der Direktor an der Rathsfreischule, M. Döring, beging zu Anfang dieses Monats sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Eine Menge Deputationen, als von den Direktoren sämmtlicher übrigen Schulen, vom Kirchenrath, von der Kreisdirektion, begrüßten den Jubilar, die Stadt ertheilte ihm das Ehrenbürgerrecht, und seine ältesten Schüler feierten den Tag durch ein besonderes Fest, wobei sie ihm eine Votivtafel und einen Becher überreichten. Auch von dem Lehrerkollegium erhielt der Jubelgreis einen Festpokal. — Stiller und doch auch öffentlicher verlief die Feier, durch welche die hiesige historisch-theologische Gesellschaft ihr dreißigjähriges Bestehen beging. Ihr Gründer, der Domherr Dr. Illgen, hatte dazu eine Einladungsschrift erscheinen lassen, die außer einigen kurzen historischen Fingerzeigen über die Entstehung der Gesellschaft weiter nichts enthält, als das vollständige Verzeichniß aller jezigen und früheren wirklichen und Ehrenmitglieder derselben. Die Zahl der ihr jezt noch Angehörenden beläuft sich außer dem Präses auf 420, im Ganzen aber hat die Gesellschaft seit ihrer Begründung 504 Mitglieder gehabt. Eine ansehnliche Zahl sowohl hiesiger wie auswärts lebender Theilnehmer an diesem Vereine versammelte sich zwei Tage nach einander in der Aula des Augusteums, um sein dreißigjähriges Bestehen durch lange und kurze Reden vor einem spärlich vorhandenen Publikum, eigentlich aber bloß unter sich selbst, zu feiern. Mir wollte es scheinen, als sey der in diesen Vorträgen waltende Geist etwas allzu theologisch, d. h. zu wissenschaftlich abgeschlossen, zu sehr dem Geist der Zeit entfremdet, der mehr Schwungkraft verlangen, größere Raschheit der Entwickelung in Anspruch nehmen darf. Die Gegenstände, welche bei diesen Vorträgen zur Sprache kamen, waren übrigens großentheils recht interessant. So sprach z. B. Prof. Dr. Spiecker aus Frankfurt a. d. O. über „Melanchthon auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1550." Nur bestand gerade dieser Vortrag, von dem sich doch viel erwarten ließ, aus bloßen Briefauszügen, die der stille Gelehrte über den Reichstag an seine Freunde geschrieben hatte. Superintendent Dr. Schumann aus Annaberg sprach „über die kirchliche Verfassung Schwedens," der Privatdocent Dr. Ehlebus aus Berlin „über den Puseyismus," und M. Zille aus Leipzig „über Benjamin Schmolke in seiner Bedeutung als geistlicher Liederdichter." Um der Gesellschaft mehr Relief zu geben, wurden die Namen aller derer, die neuerdings als Ehrenmitglieder in dieselbe aufgenommen worden sind, vom Präses bekannt gemacht. Die Zahl derselben war nicht gering und man hatte bei der Wahl derselben durchaus nicht gegen die Etikette verstoßen, denn es waren, so viel ich mich erinnere, fast alle europäische Nationen und auch einige nichteuropäische darunter durch glänzende Namen repräsentirt. Zur Förderung der wissenschaftlichen Zwecke dieser Gesellschaft gibt dieselbe unter Dr. Illgens Leitung seit vierzehn Jahren die „Zeitschrift für die historische Theologie" heraus, die, sieht man über das Pedantische hinweg, das sich zuweilen etwas darin breit macht, schon viel Gutes und Dankenswerthes geleistet hat. — Einen empfindlichen Verlust hat Stadt und Universität durch den Weggang des Professors Dr. Carus erlitten, dessen orthopädische Anstalt sich eines großen Rufes erfreute. Dr. Carus vertauscht Leipzig mit Dorpat, wohin er, wie man sagt, einem wiederholt an ihn ergangenen Rufe nach längerem Zögern gefolgt ist. Kurz vor seinem Scheiden ehrten ihn die Studirenden durch einen solennen Fackelzug. Geleuchtet wurde überhaupt in diesem Monate viel, denn auch andere Professoren, namentlich der Jurist von der Pfordten, der bei der studirenden Jugend außerordentlich beliebt ist, erhielt bei Gelegenheit seiner Vermählung ein Fackelständchen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 16. Oktober 1844.

Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen.

Moses.
Exodus.

Herenprozesse.

(Fortsetzung.)

Die Frage des IX. Artikels, ob sie die reine Wahrheit bekannt u. s. w., ward in der Regel von den Inquisiten zulezt auf das Eifrigste bestätigt und bekräftigt. Viele erboten sich sogar, auf die Wahrheit ihrer Aussagen das Abendmahl zu nehmen, was ihnen auch gestattet wurde.

Solches waren die Fragen, welche bei den vorliegenden Herenprozessen in Betracht kamen, auf deren freiwillige oder durch die Folter erpreßte Bejahung, mit höchst seltenen Ausnahmen, Tod durch Feuer, oder in gelinden Fällen durch das Schwert erfolgte. Sehr viele der in entferntern Ordensgebieten, z. B. in Ellingen, geführten Untersuchungen liegen nur in Urgichten vor, d. h. in kurzen Auszügen der Protokolle, in welchen bloß die nach der Tortur oder vor derselben freiwillig abgelegten Geständnisse verzeichnet sind. Diese Urgichten wurden sodann an den oben erwähnten Gerichtshof in Mergentheim eingesendet, der dann das Urtheil fällte. Auf der äußern Seite dieser Akten steht dann bloß ganz kurz z. B.: „Guetliche und peinliche Urgichten Barbara Michael Banners zu Hausen Ehlichen Haußfrawen, welliche uff Sambstag den 17. Martii anno 1590 (an welchem Tage noch neun andere Weiber mit ihr verbraunt wurden) geübter Hexerei halber zur Ellingen mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht worden." Daß nur in sehr seltenen Fällen Freilassung der einmal in Untersuchung Gezogenen erfolgte, daß dieß erst gegen das Ende der in Mergentheim geführten Herenprozesse vorkam, ist schon früher angeführt worden. Es möge hier ein solches Beispiel folgen.

Ameley Frey, die Stieftochter des, um der gleichen Untersuchung zu entgehen, flüchtig gewordenen Jakob Frey, ein zwanzigjähriges Mädchen, wurde am 7. Juni 1629, der Hexerei wegen, so vier Personen auf sie bekannt, gefänglich eingezogen. Am 7., 8. und 9. Juni hält sie mit heroischer Standhäftigkeit alle Grade der Folter aus, bittet in ihrem Gefängniß ihre Wächter, mit ihr zu beten, daß Gott den heiligen Geist zu ihrer Hülfe senden möge, und gesteht troz aller Confrontationen und der gräßlichen Marter nichts ein. In schwerer Gefangenschaft gehalten, wird sie erst am 22. Januar 1630 wiederum verhört, jedoch ohne Folter, beharrt auf ihrer Unschuld und wird nun am 11. Februar gegen Urphede entlassen. Eine solche Freilassung war aber eine üble Entschädigung für die ausgestandene Pein. Die von der Verhafteten unterschriebene weitläufige Urphede lautet im Auszuge folgendermaßen. Sie bekennt, daß sie nur aus großer Gnade Sr. fürstlichen Durchlaucht wegen des

angeschuldigten Lasters der Hexerei entlassen worden sey, und verspricht mit schwerem Eide: 1) Daß sie gegen Niemand, der in diesem Prozeß gegen sie ausgesagt habe, oder in demselben gebraucht worden sey, sich rächen und eben so wenig auf irgend eine Art, gegen wen es auch immer seyn möge, aussagen wolle, was mit ihr während der Untersuchung vorgenommen worden. — 2) Sie widerspricht und widerruft allem Hexenwerk und verspricht, lediglich an Gott, dem Heiland ꝛc. zu hängen und zu glauben. — 3) Sie gelobt, so bald als möglich mit besonderer Reue und Pönitenz zur Beichte zu gehen und das h. Sakrament nach aller Würde zu empfangen und dieses längstens alle drei Monate zu wiederholen. — 4) Sie verspricht, sich auf Erfordern jedesmal zu stellen und Red und Antwort zu geben. — 5) Sie verbrißt sich aller ehrlichen Zusammenkünfte, als Hochzeiten, Kindtaufen, Gastereien ꝛc. zu enthalten, ihr Haus, in das sie gebannt, nur des Gottesdienstes wegen zu verlassen und ohne obrigkeitliche Erlaubniß weder über Land noch auf Wallfahrten zu ziehen, sondern sich allweg still, eingezogen, fromm, züchtig und gottesfürchtig zu verhalten, auch geringe schlechte Kleidung zu tragen und alle Ueppigkeit und Leichtfertigkeit zu fliehen und zu meiden. Auch will sie vor keinem andern Gericht klagen; Alles bei schwerer Strafe des Meineids. — Schwerlich konnte wohl einem jungen Mädchen eine ärgere Strafe auferlegt werden.

Wir müssen noch einige Augenblicke bei der Folter und ihrer Anwendung verweilen. Mit Hintansetzung des gewöhnlichen Gerichtsgebrauchs, ward, wenn kein freiwilliges Geständniß im ersten Verhör erfolgte, oft noch in diesem, gewiß aber im zweiten zur Folter geschritten. Die Inquisiten wurden in die abgelegene, unheimliche, nur spärlich erleuchtete Folterkammer geführt, ihnen hier vom Scharfrichter und seinen Knechten die Marterinstrumente und deren Anwendung vorgewiesen, sie, wenn sie noch nicht gestehen wollten, gänzlich entkleidet, ihnen das Marterhemd angezogen und alsbald in Gegenwart des Richters, zweier Schöppen, des Gerichtsschreibers, der Alles niederschreiben mußte, und zuweilen eines Geistlichen, mit der Pein begonnen. Die gewöhnlichen Arten der Folter waren: „Daumenstock und Beinschrauben, die Leiter oder der Zug, der spanische Stuhl oder der Bock," welche verschiedene Foltergrade oft noch durch Brennen mit angezündeten Lichtern unter den Achselhöhlen und durch Ruthenstreiche auf den entblösten Rücken bis zu sechzig an einem Tage verstärkt wurden. Das gewöhnliche Gerichtsverfahren schrieb vor, einen Grad der Folter nie über eine Viertelstunde, alle Grade zusammen nie über eine Stunde lang dauern zu lassen. Im Hexenthurme der Burg Neuhaus fand aber solche Milde nicht statt. Die Gemarterten mußten Stunden lang im Zuge mit centnerschweren Steinen an den Füßen hängen, sechs bis zwölf Stunden lang im Bock eingespannt sitzen, so daß manche in Starrkrampf verfielen. Den Richtern war nichts ärger als fortgesetztes Leugnen. „Es ist ein Elend," bemerkt ein Protokoll, „daß sie alle also einhellig und übereinstimmend nicht bekennen wollen. Man hält allgemein dafür, daß sie möchten verstummt seyn." Durch solche Mittel mußte es freilich gelingen, befriedigende Antworten auf die erwähnten neun Frageartikel des Hexenhammers zu erhalten, und kaum ist es zu glauben, daß Menschen solche Qual zuweilen nicht ein, sondern mehreremale aushalten konnten, ohne sich die verlangten Geständnisse abpressen zu lassen.

Es ist schon in der ersten Abtheilung bemerkt worden, wie das konfiszirte Vermögen der Hingerichteten, nach Abzug der sehr großen Untersuchungskosten, eine bedeutende Einnahme gewährte, und wie dieser Umstand wohl nicht wenig zur Fortdauer und Steigerung dieses schauderhaften Unwesens beitrug. Hier einige Belege dazu. — Am 4. März 1605 wurden von den Erben dreier hingerichteten Personen 7702 Gulden Strafgelder eingezogen; im Jahr 1616 von 22 Hingerichteten 6630 Gulden, worunter von einer Frau 3000 Gulden; vom April bis August 1628 5857 Gulden; im Jahr 1631 in Mergentheim und Neuhaus zusammen 11,187 Gulden u. s. w. — Der schon oft gedachte Fürstbischof von Würzburg, Philipp Adolf, hatte am 14. Juli 1627 durch ein Dekret befohlen, daß von jetzt an nicht mehr das ganze Vermögen der Hingerichteten, sondern, wenn Leibeserben vorhanden wären, nur ein Theil desselben konfiszirt werden sollte. Hievon sollten alle Kosten der Untersuchung und Exekution getragen, vom Ueberreste für der Justificirten Seelenheil und Trost gesorgt werden und das Uebrigbleibende dem fürstlichen Fiskus anheim fallen. Ein ähnliches Dekret des Deutschmeisters, wahrscheinlich eine Folge des Würzburgischen, hob am 9. Januar 1629 „aus fürstlicher Milde" in dem erwähnten Falle die Confiskation des ganzen Vermögens auf und begnügte sich mit einem Theile desselben, der aber ohne weitere Moderation einzutreiben sey.

(Fortsetzung folgt.)

Der Egoist.

(Schluß.)

Als wir Andern fertig waren und aufstehen wollten, sagte sie ernsthaft: „Ich bitte euch, bleibt noch einen Augenblick sitzen, ich habe euch etwas zu erzählen; ich

kann es nicht allein tragen, es ist mir zu schauerlich.“ Und sie verhüllte ihr Gesicht mit dem Tuche.

Als nun Alles in sie drang, erzählte sie: „Ihr erinnert euch meiner albernen Reden mit dem spanischen Schädel gestern in Oppenheim. Nun hört. Ich war gestern Abend sehr müde und schlief gleich ein, dabei, wie immer, tolles, verworrenes Zeug träumend. Mit einemmale war das aber vorüber und ich sah mich ganz klar in meinem Zimmer, wie es war, wußte, daß ich hier in Mainz sey, und sah den Mond und hörte draußen deutlich den Rhein vorüber rauschen. Mein Bett steht in der Ecke und ich lag den Fenstern zugekehrt. Da kam plötzlich, ohne daß ich sagen konnte wie, von dort aus eine Gestalt auf mich zugeschritten. Die Züge konnte ich nicht unterscheiden, weil mich das Mondlicht, das der Gestalt im Rücken war, blendete, aber die Umrisse der Figur sah ich deutlich. Es war ein hoher schlanker junger Mann mit langen Locken, im Küraß, den Helm trug er in der Hand; ich konnte auch bemerken, daß er einen ungeheuer langen Degen an der Seite hatte. Am Fuße meines Bettes angekommen, sagte er auf spanisch, was ich im Traume ganz gut verstand: „Ich danke dir, Jungfrau, daß du mich noch in meinem Tode solcher Auszeichnung werth gehalten. Ja, ich bin dir dankbarer als allen schönen Frauen, denen ich in meinem Leben gefiel. Ich war damals stolz, so stolz wie du, und keine, die ich sah, dünkte mich meiner Liebe werth. Aber jezt bereue ich. Ich bin so einsam da drüben, ich möchte eine Seele haben, die mir gehört, und ich komme, dich mir zu verloben. Gib mir einen deiner Ringe.“

Ich lag starr, ich träumte, und dennoch hatte ich ein klares Bewußtseyn meiner Lage; ich empfand grenzenlose Angst vor dem todten Besuch und doch —“ Sie stockte und wurde roth. — „Nun, und was geschah?“ fragte ich zitternd vor Eifersucht. „Der Spanier ging bis an das Tischchen, welches neben meinem Bette steht, und nahm dort einen meiner Ringe. Ich hörte es klirren — ja ich hörte deutlich die übrigen Ringe und Armbänder klirren, als er den einen herausnahm, und an diesem Klirren bin ich aufgewacht. Ich sprang gleich auf, eilte an's Fenster, riß es auf; dann ging ich zu meinem Tischchen zurück, wo ich Ringe, Ohrenringe und Armbänder zusammen hingelegt. Ich sah Alles durch — ein Ring fehlte.“ — „Welcher?“ fragte ich. — „Der mit dem kleinen Türkis, den mir meine Mutter erst kürzlich geschickt hat.“

Es war offenbar, Catharina glaubte an die ganze Geschichte. Da wir sahen, daß es sie tief ergriff und daß ihre gewöhnliche Heiterkeit davon verschwunden war, thaten wir alles Mögliche, um ihr die Sache auszureden und als einen ganz einfachen Traum darzustellen. Wie leicht konnte sie den Ring verloren haben! Aber sie behauptete, ihn noch beim Nachtessen am Finger gehabt zu haben, und da sey es doch kaum denkbar, daß sie ihn auf der kurzen Strecke bis in ihr Zimmer verloren; überdem sey er ihr eher zu eng als zu weit gewesen. — Wir gingen nun Alle in ihr Zimmer und durchsuchten den Fußboden, die Möbeln; aber kein Ring war zu finden.

Wir kehrten nach Wiesbaden zurück, aber Catharina war wie umgewechselt; träumerisch ging sie umher. Uns Männern erwuchs kein Vortheil von ihrer Veränderung; hatte sie uns bisher höhnisch und übermüthig behandelt, so schien sie uns jezt zu verachten oder gar nicht mehr zu bemerken. Kurze Zeit darauf holte sie ihre Mutter ab; ich nahm nicht Abschied von ihr, weil ihr Weggehen mich zu sehr schmerzte; ich entfernte mich auf einige Tage unter einem Vorwande.

Vier Wochen später empfing ich die Nachricht, daß Catharina plötzlich am Nervenfieber erkrankt, acht Tage darauf, daß sie gestorben sey. Sie hatte während ihrer Krankheit, die nur zwölf Tage währte, nichts als den Namen Pedro genannt. Mit diesem Namen auf den Lippen war sie gestorben.

„Gute Nacht,“ sagte Roswitha, indem sie aufstand. Sie gab dem Grafen die Hand, die er küßte; sie war kalt. Es schlug Mitternacht und man trennte sich, ohne etwas über Arolsens Erzählung zu sagen. Der Freiherr und seine Tochter schwiegen, weil sie zu sehr ergriffen waren, und Tollsburg, weil er dieser Gesellschaft gegenüber nicht den ungläubigen Thomas spielen mochte, was er doch war, im ganzen Sinne des Worts.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, September.

Herders hundertjähriger Geburtstag. — Das Volksfest in Darmstadt.

Auch hier erging eine Aufforderung, das hundertjährige Geburtsfest Herders zu feiern. Dieselbe lautete also: „Am 25sten August d. J. wird in vielen deutschen Städten der hundertjährige Geburtstag Herders gefeiert, eines Mannes, der zu den Glanzsternen deutscher Wissenschaft, deutscher Poesie und deutschen Hochsinnes gehört, eines Mannes, wie die Welt wohl nur alle tausend Jahre einen erzeugt. Sollte sich nicht in Mainz auch ein Häuflein finden, das bereit wäre, diesen schönen deutschen Erinnerungstag zu feiern? Ich sage ein Häuflein, denn auf Viele ist nicht zu zählen. Wer liest, wer studirt heutzutage Herder? Man hat ja Eugen Sue und die unzähligen Romanfabrikanten, und, wenn's hoch kommt, die modernen Hegelianer! Doch Herder war zugleich der größte Denker, der klarste Schriftsteller und der edelste Mensch; er ist ein Weiser, ein Prophet und

ein Edler, wie Deutschland wenige hatte, er hat wohl Anspruch, daß die Bessern und Edlern sein Säcularfest feiern." — Diese wohlgemeinte und ernste Aufforderung blieb ohne Erfolg. Sonderbar, das unbedeutendste Ereigniß wird in Mainz oft Veranlassung zu einem Feste; es verging sonst kaum ein Monat, wo nicht irgend ein Festmahl stattfand, die heitern Mainzer ergriffen immer die Gelegenheit beim Schopf, wenn es eine patriotische Demonstration bei Tische galt. Und für Herder, den Glanzstern am Himmel des philosophischen Jahrhunderts, geschah gar nichts, kein Glas wurde erhoben, um die Erinnerung an den großen Deutschen zu feiern! Wie läßt sich das mit den patriotischen Gesinnungen der ehrwürdigen, stolzen Moguntia zusammenreimen?

Dagegen glänzten die Mainzer beim großen Feste in Darmstadt; ja man verdankt ihrer Betheiligung, wenigstens am Tage der Enthüllung des Monuments, einen großen Theil des schönen Erfolgs dieser Feier. Schon am Vorabende, nachdem bereits die hiesige Liedertafel sich eines überaus freundlichen Empfangs zu erfreuen gehabt, wirkte der Einzug des Mainzer Gewerbstandes in die Residenz wahrhaft elektrisirend, ich möchte sagen bestimmend auf den Charakter der Feier. Diese Gewerbsmänner zogen mit Fahnen und Fackeln, begleitet von einem starken österreichischen Musikcorps, ein, und ihnen schlossen sich die Tausende anderer Mainzer an, die bereits früher in der Residenz anwesend waren. Diesem imposanten Zuge eilte eine ungeheure Menschenmenge zum freundlichen Willkomm entgegen und begleitete ihn von dem Versammlungsplatze außerhalb der Stadt durch die Hauptstraßen nach dem Ludwigsmonumente, unter endlosem Volksjubel, unter grenzenloser Begeisterung der Einwohner und der anwesenden Fremden. Am Tage der Enthüllungsfeier selbst ragten die Mainzer nicht weniger hervor. Das rheinhessische Element des Festzugs stach sehr vortheilhaft hervor und zog die Augen auf sich. Es war wie eine patriotische Demonstration; es sollte und mußte bei dieser Gelegenheit ein für allemal dargethan werden, daß die Mainzer und Rheinhessen in Liebe und Anhänglichkeit für unsere Fürstenfamilie Keinem nachstehen; unsere Liebe für Hessen ist zwar nicht so alt, als die der Bewohner der jenseitigen Provinzen, aber desto frischer, thatkräftiger, aufopferungsfähiger.

(Schluß folgt.)

Leipzig, September.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnaktien. — Der sächsisch-bayerische Bahnhof. — Theater.

In den lezten Wochen haben die verschiedenen Eisenbahnen, die am Weichbilde unserer Stadt ausmünden, Manchem, der sein Glück auf sie gründen zu können glaubte, empfindliches Kopfweh verursacht. Durch das Verbot in Preußen, Aktienkäufe auf Zeit zu schließen, mochten sich Einzelne bei uns haben verleiten lassen, dieses im Glücksfalle einträgliche Geschäft an sich zu bringen. Die Spekulation schlug aber total fehl, da inzwischen die meisten Eisenbahnaktien fielen, und diejenigen, welche auf ein Steigen derselben gerechnet hatten, anstatt Geld einzustreichen, desto mehr auszuzahlen hatten. Unter diesen unglücklichen Spekulanten befand sich auch ein hiesiger Bürger, der durch ein Jahre lang mit vielem Glück betriebenes Geschäft sich ein bedeutendes Vermögen erworben hat, und der nun — so erzählte man sich — den Erwerb von vielleicht mehr als zwanzig mühevollen Jahren durch einen jener thörichten Zeitkäufe vollkommen verloren haben würde, wenn nicht ein Vergleich solchem Untergange vorgebeugt hätte. Es mag schwer seyn, namentlich für kaufmännisch gesinnte junge Leute, die verführerischen Lockungen von sich zu weisen, mit denen das leidige Aktienwesen jeden spekulativen Kopf umgirrt, aber es wäre wirklich zu wünschen, daß allerwärts ernstliche Mittel ergriffen würden, einem Unfug zu steuern, der zulezt Unzählige in unrettbares Verderben stürzen muß. — Da ich einmal von Aktien und Eisenbahnen spreche, muß ich doch erwähnen, daß acht Tage vor Michaelis die nunmehr fertige Personenhalle auf dem bayerischen Bahnhof eröffnet wurde. Es ist diese Halle unstreitig die größte und am prachtvollsten ausgestattete von allen bis jezt in Deutschland erbauten. Schon das Aeußere ist imposant und fällt angenehm in's Auge, obschon die wunderliche Mischung aller möglichen Baustyle, die man daran entdecken kann, der Schönheit gerade nicht förderlich ist. Dagegen läßt sich gegen die Zweckmäßigkeit der getroffenen Einrichtungen gewiß nichts Gegründetes einwenden. Hier vereinigt sich größte Eleganz mit aller nur möglichen Bequemlichkeit, und schwerlich möchte es anderwärts so schön ausgestattete Räume in einer Restauration geben, wie sie der sächsisch-bayerische Bahnhof gegenwärtig aufzuweisen hat. Freilich aber kosten diese Prachtbauten ungeheure Summen, und nicht eben alle Aktionäre machen die freundlichsten Gesichter, wenn sie hören, daß die Direktion die anfänglich zum Bau veranschlagte Summe beinahe noch einmal aufgebraucht haben soll. Das Volk, das meistens einen gesunden Blick für alles Praktische hat und auch aus Glanz und Opulenz das Uebertriebene leicht herauskennt, macht sich über die enormen Summen um so lieber lustig, als sie ihm selbst nichts kosten, und unterläßt dann nicht, die wirklich prächtigen Hallen den „Tempel der Verschwendung" zu nennen.

Die neue Direktion unseres Theaters fährt fort, dem Publikum möglichst viel Neues und Gutes vorzuführen. Dieser Monat brachte uns unter andern zwei ganz neue Opern von deutschen Componisten: „der Schöffe von Paris" von Dorn, der früher einige Jahre Musikdirektor beim hiesigen Theater war, und „Mara" von Joseph Netzer, gegenwärtig als Kapellmeister hier angestellt. Beide wurden mit ungetheiltem Beifall aufgenommen und schon mehrmals vor vollem Hause wiederholt. Lebhafter war die Theilnahme des Publikums wohl bei „Mara," was sich daraus leicht erklären läßt, daß in dieser Oper eine Menge glänzender Dekorationen und bunter Costüme das Auge angenehm beschäftigen. Ueberhaupt kann die äußere Ausstattung, namentlich der Opern, nicht genug gelobt werden. Dr. Schmidt thut hierin eher zu viel, als zu wenig, d. h. in so fern zu viel, als bedeutende Geldmittel durch Anschaffung einer so großen Menge neuer Costüme und dergl. aufgezehrt werden. Die Aufführung beider Opern, auf deren Einzelnheiten ich hier nicht weiter eingehen kann, war im Allgemeinen sehr gelungen. Wenn Einzelnes nicht so wiedergegeben wurde, wie es streng genommen die Kunst verlangt, so muß man billig seyn und von Kräften, die zum Theil erst beginnen, zum Theil nicht mehr über bedeutende Mittel zu gebieten haben, auch nicht das Außerordentliche verlangen. In so kurzer Frist haben wir doch eine Oper bekommen, die sich andern Städten von gleicher Größe gegenüber nicht zu schämen braucht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 17. Oktober 1844.

— Cur scribam miraris? Miror et ipse. —
Quid potius faciam?

Ovid.

Briefe über die Auvergne.

Von einem in Frankreich reisenden Deutschen an die Freunde in der Heimath gerichtet.

1. An Theodor v. J.....

Brive, den 5. Juli 1843.

Seit gestern schon seufze ich hier in dem artigsten und langweiligsten Städtchen, das man sehen kann, nach Erlösung. Ich bin in Brive, welchem die Franzosen, man weiß nicht recht, ob in einer Anwandlung von Ironie, oder in Anerkennung seiner angenehmen Lage, den Beinamen „la gaillarde" gegeben haben. — Wenn ich mich nach dieser Einleitung und nach so langer Unterbrechung unseres Briefwechsels in diesen Zeilen zu dir, mein Freund, rette, so darf ich mich nicht wundern, wenn du die Veranlassung zu denselben einigermaßen verdächtig zu finden, d. h. darin eine von mir gesuchte Zuflucht gegen die Langeweile und folglich eine Art von verstecktem Egoismus zu sehen geneigt bist. „So geht es mit den lauen Freunden," würdest du sagen, wenn du nicht mein Herz kenntest; „die schlimmen Zeiten führen sie zurück."

Doch höre nun zuvörderst, was mich bereits seit zwei Tagen meiner Freiheit beraubt und dich dem Verhängnisse aussezt, einen Bericht über Brive la gaillarde zu lesen. — Ich hatte mich endlich von Toulouse, der Hauptstadt des mittäglichen Frankreichs, losgerissen, von Toulouse mit seinen Palästen in engen, finstern Straßen und dem darüber sich hinwölbenden strahlenden südlichen Himmel, von Toulouse mit seinen schattigen Promenaden und glühenden Sommertagen, mit seinen vielen Kirchen und Kapellen und seinen an Spanien erinnernden Prozessionen, mit seinem südlich bewegten Leben und wahrhaft großstädtischen Treiben, mit seinen — Doch „weck' ich nicht der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl," und, was bei deiner Antipathie gegen alle Seufzer eben so sicher wäre, deine Neigung zu gähnen?

Brive ist der Punkt, an welchem man, um die Auvergne zu erreichen, mit einer plötzlichen Wendung rechts die große Straße von Toulouse über Limoges nach Paris verläßt; mit dieser plötzlichen Wendung rechts nun bin ich seit zwei Tagen beschäftigt, weil das einzige Verbindungsmittel zwischen Brive und Clermont, der Hauptstadt der Auvergne, für den Augenblick wenigstens, der nur zwei Passagierplätze enthaltende Courier von Bordeaux nach Lyon ist, und diese beiden unschätzbaren Plätze für gestern und heute bereits besezt waren. Ich bin auf morgen vertröstet worden, und wenn mich meine Hoffnung dann wieder trügt, werde ich mich in eines der hier vorhandenen und mit dem Namen „chaise

de poste" beehrten schändlichen Vehikel werfen müssen, um weiter zu kommen.

Es gibt kaum irgend eine andere hiesige Einrichtung, bei welcher die jezt von den besten Köpfen Frankreichs erkannten Nachtheile einer zu unbeschränkten Conkurrenz der Privatpersonen in allen möglichen Gegenständen des Erwerbes mehr in die Augen fällt, als bei der Posteinrichtung. Der Staat hat sich in Frankreich nur die Beförderung der Briefe vorbehalten; die der Reisenden ist, wohl verstanden gegen eine bedeutende Patentsteuer, Privatunternehmern anheim gegeben und entspricht nur auf den frequentern Straßen des Landes dem öffentlichen Bedürfnisse; Strecken dagegen, welche weniger von Reisenden berührt werden, bleiben vernachlässigt. Von Beiwagen und der dadurch gegebenen, namentlich für den Handelsstand so wichtigen Sicherheit des Weiterkommens, ist hier nirgends die Rede; sind alle Plätze des einzigen großen Wagens besezt, so muß der Reisende sich bis zu dem Tage gedulden, wo die Sterne ihm günstiger sind.

Ich habe mich als Philosoph, oder, wenn du willst, als Flaneur, ziemlich leicht in mein Schicksal gefunden; ich liebe diese hier in Frankreich sehr verbreitete und bei uns ewig arbeitenden und uns ewig abmühenden Deutschen etwas verrufene Beschäftigung; denn ich gebe mich ihr selten hin, ohne irgend eine Ausbeute für meine Betrachtungen zu finden. So rückte mir unter andern der Zufall heute einmal wieder eine Probe von der unerhörten Anmaßung unter die Augen, mit welcher Paris bei jeder Gelegenheit seine Hegemonie gegen die Provinz geltend macht, und zwar oft durch seine nichtswürdigsten Repräsentanten. Merkwürdiger aber als jene Anmaßung der Hauptstadt ist die Unterwürfigkeit, mit welcher die Bewohner der Provinz die Aussprüche der Gebieterin hinnehmen. Die Autorität von Paris, könnte man sagen, ist die einzige im Himmel und auf Erden, welche von den heutigen Franzosen noch anerkannt wird.

Ein alter Herr, ein Bürger von Brive la Gaillarde, welcher heute mein Nachbar an der Table d'Hôte gewesen war, wollte mir bereitwillig den Weg zu einer Statue auf einem der Plätze der Stadt zeigen. So schlenderten wir denn zusammen die Boulevards entlang; da erinnerte sich mein Begleiter, daß ein Daguerrotypist aus Paris, der nach Brive gekommen war, um die Gesichter dasiger Bürgerschaft durch seinen Copirkasten hindurch wandern zu lassen, ihm versprochen hatte, heute die lezte Hand an ein Familienporträt zu legen. Wir traten in die Wohnung dieses Zwittergeschöpfs zwischen Künstler und Handwerker. Während nun der Pariser das Porträt des ehrenwerthen Bürgers von Brive hervorsuchte, fragte ich jenen, ob er gute Geschäfte in der Stadt mache. „Oh, Monsieur," erwiderte der Gefragte, ohne im Mindesten auf die Gegenwart meines Gefährten Rücksicht zu nehmen, „il faut venir dans ces petites villes de province pour avoir une idée de la lésinerie qui y règne. Imaginez vous qu'on marchande quelque-fois ici sur les 20 francs que je demande pour des portraits de famille?" Mein Begleiter schob, statt jeder andern Entgegnung, ganz leise, als ob er gefürchtet hätte, die Diatribe des Künstlers aus der Hauptstadt durch das Klappern des Geldes zu unterbrechen, seine vier Fünffrankenstücke auf den Tisch, steckte sein um die Hälfte zu theuer bezahltes Porträt ein und empfahl sich dem Artisten nicht weniger höflich, als hätte ihn dieser mit Artigkeiten überschüttet.

(Fortsezung folgt.)

Hexenprozesse.

(Fortsezung.)

Zuweilen gelang es den Erben, noch etwas davon abzuhandeln; Armen wurde hin und wieder das Ganze erlassen.* Ein Theil dieser Summen kam in die Privatkasse des Hochmeisters oder wurde als Geschenke vertheilt. So erhielt einmal der Leibbarbier 200, die beiden Kammerdiener 600, die Jesuiten in Würzburg 60, ein Kirchenbau 150 fl.; das Meiste ging aber für die Untersuchungs- und Hinrichtungskosten auf. Von obiger Summe von 11,187 fl. wurden z. B. folgende Ausgaben bestritten. Der oben genannte Dr. Wasolt empfing 573 fl.; die Mahlzeiten des Herrn Commissarii

* Bevor die Furie des dreißigjährigen Kriegs sich auch über die geistlichen Fürstenthümer Mitteldeutschlands ergoß, muß in Mergentheim der Wohlstand der Bürgerschaft sehr bedeutend gewesen seyn. Das von der Herrschaft über die Hinterlassenschaft der am 9. Januar 1629 als Hexe hingerichteten Ehefrau des Bürgermeisters und Kaufmanns Lorenz Gurr aufgenommene Vermögensinventarium weist folgendes baar vorgefundene Geld nach: 642 Reichsthaler, 110 Guldenthaler, 131 königische (?) Thaler, 1 Rosenoble, 2 Goldkronen, 165 Goldgulden, 3 Engellotten, 98 Doppeldukaten, 25 einfache Dukaten, alles in einer Büchse. In einer andern befanden sich 118 einfache, 19 Doppeldukaten, 6 Goldgulden, 1 Portugaleser, 5 französische Kronen, 11 vierfache Pistolen, 4 Doppelpistolen; in einem leinenen Säcklein 66 Reichsthaler und viel kleines Geld. In einer Blase waren 1 Regenbogenschüsselchen, 17 Dukaten, 1 Dublone, 14 Goldgulden, 1 doppelter Albertus in Gold, 4 französische Kronen, 85 königische Thaler, 11 Guldenthaler 2c. Außerdem fanden sich viele Kapitalbriefe vor, über 450 Loth Silbergeschirr, 20 goldene Ringe mit feinen Edelsteinen, 300 Pfund Zinngeschirr, sehr viel Bettgewand, Leinwand u. s. w. Von diesem Vermögen mußten 1510 fl. Strafgeld erlegt werden.

Vasolt, der Geistlichen und der Gerichtsschöppen kosteten 1084 fl., der Diener Mahlzeiten 125 fl., des Nachrichters und seines Knechts Mahlzeiten 133 fl., der Hingerichteten Mahlzeiten 1429 fl. An den Exekutionstagen stiegen die Gerichts- und Centkosten auf 1615 fl., von welchen die Gerichtsschöppen 242 fl., der Malefizschreiber 215 fl., der Stockmeister und Wächter 968 fl. empfingen. Für Wein zahlte man 2277 fl., welcher damit als Hauptausgabeposten erscheint. Es ward immer und bei jeder Gelegenheit getrunken, und selbst die Verhafteten kamen in dieser Beziehung nicht zu kurz; so erhielten sie z. B. vom 1. December 1628 bis 4. Januar 1629 1 Eimer 17 Maas Wein, vom 4—17. Januar 1 Eimer 19 Maas ꝛc. (3½ Mergentheimer Eimer sind gleich einem württembergischen). Vor der Exekution empfingen die Hinzurichtenden noch eine gute Frühsuppe, das andere dabei anwesende Personal aber ein reichliches und gutes Frühmahl.

Die Kosten der Hinrichtung selbst waren sehr beträchtlich. Eine spezificirte Kostenrechnung über die Hinrichtung von vier am 8. November 1628 in Markelsheim erst geköpften und dann verbrannten Weibern gibt Folgendes an. Für jede Hingerichtete empfing der Centgraf (Ortsrichter) 2 fl. Zu vier Hexenröcken, in welchen die Verurtheilten verbrannt wurden, brauchte man 25 Ellen schwarz wollen Tuch, 24 Ellen schwarz kameelhaarene Börtlein, 5 Ellen rothe dergleichen; zum Umhängen des Scapuliers 8 Ellen Cannevas, welches zusammen 8 fl. 30 kr. kostete. Der Pater Prior der Capuziner empfing 7 Ellen grau englisch Tuch zu einem Mantel — 16 fl. 48 kr.; sein spanischer Rock wurde mit fliegenden Aermeln versehen und ganz verbrämt — 2 fl. 12. Vier Bänke und ein roth angestrichener Stuhl 1 fl. 12. Dem Wagner wurden 24 kr. für Stangen, dem Schmied für Feuerschaufeln und starke Hacken 2 fl., dem Seiler für 10 Pfund Harz und Stricke 4 fl., für 5 Klafter Brennholz, einen Wagen Stroh nebst Fuhrlohn und Transport der Malefikanten — 13 fl. bezahlt; dem Wirth in Markelsheim für Zehrung des Gerichts und der Wachmannschaft — 12 fl.; zwei Trabanten, zwei Leibschützen, dem Tambour und Pfeifer 3 fl., dem Nachrichter für gütliche und peinliche Fragen, Hinrichtung mit dem Schwert und Verbrennen der Leichname zu Asche und Transport der Asche in's Wasser 14 fl. 30 kr.; für eine Büchse mit Menschenschmalz, damit der Malefizschreiber seine Arme schmieren könne, 1 fl.; endlich erhielt der Apotheker Nachtrab in Mergentheim, dessen Frau später auch als Hexe verbrannt wurde, für Rauchpulver, Zimmtwasser, Oel u. dgl. 23 fl.

(Schluß folgt.)

Nicht mehr!

Sprecht mir von keiner Trostesquelle,
Sprecht mir von keinem Strahl des Lichts!
Verloren haben — das ist Hölle,
Verlieren — daß, o das ist Nichts!

O diese Oede, diese Leere!
Das ist die Nacht, die nimmer tagt;
So still, so lautlos still! Ich höre
Die Qual, die mir das Herz zernagt.

Nicht hier, nicht dort, an keiner Stelle!
Zu wissen nur: „Sie ist nicht mehr!“
Ich stehe einsam in der Hölle,
Und Himmel, Himmel ringsumher!

W. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, September.

(Fortsetzung.)

Theater.

Ueber den Werth der Musik erlaube ich mir als Nichtmusiker kein Urtheil. Musikverständige fanden im „Schöffen von Paris“ mehr Tiefe und Originalität, als in „Mara,“ was wohl ganz richtig seyn mag, das Publikum aber wird troz dem, glaub' ich, doch länger sich an „Mara,“ als an dem „Schöffen“ ergözen. — Im recitirenden Drama machten ein paar neue Possen von ächt komischer Wirkung und gesundem Humor so entschiedenes Glück, daß sie sich jedenfalls längere Zeit auf dem Repertoire halten werden. „Der verwunschene Prinz,“ von Plöz, behandelt das schon von Shakespeare benuzte Sujet, einen Mann aus dem gemeinen Volke, während er schläft, in fürstliche Gemächer und fürstliche Umgebung zu bringen, ihn wie einen Fürsten behandeln zu lassen und später wieder in seine beschränkten Verhältnisse zurück zu versetzen. Es gehört Muth und ein sehr beachtenswerthes Talent dazu, einen so alten, abgenuzten Stoff nochmals hervorzusuchen, neu aufzupuzen und als nagelneues Produkt vor unser in solchen Dingen sehr wählerisches und übersättigtes Publikum zu bringen. Plöz ist dieß so vortrefflich gelungen, daß in seinem ganzen Stück nur das Motiv der Verwandlung übrig geblieben, alles Uebrige aber ganz neu und mit dem größten Geschick und unverwüstlicher Laune erfunden ist. Es muß aber auch dieser in einen Prinzen verwunschene Schuster in den Händen eines so gewandten, immer muntern und zu solchen Rollen vollkommen geschaffenen Schauspielers seyn, wie ihn unser Theater in Meixner besizt. Ich müßte mich selbst belügen, wenn ich Meixners Darstellung dieses Schusters tadeln wollte. Ich fand sie klassisch, sein Schuster war ganz und Zoll für Zoll ein Schuster als Schuster, vollkommen schusterlicher Prinz als Verwunschener. Nicht weniger trefflich war Frau Günthers

Bachmann als Evchen. Diese Schauspielerin, die wohl das bedeutendste Talent unserer Bühne zu nennen ist, kann nur durch das gleich bedeutende, wenn schon nicht so geläuterte Talent Meixners gewinnen. Eines spornt das andere an, und es kann nicht fehlen, daß bei nur einigermaßen guten Lustspielen diese beiden Kräfte wesentliche Stützen unserer Bühne werden müssen. Das meiste Glück nächst dem „verwunschenen Prinzen" machte die „korsische Blutrache," von Thiele nach einem französischen Originale bearbeitet. Auch in dieser Posse fand Meixner das geeignete Terrain zu Entfaltung seines glücklichen Talents. Die Darstellung des lustigen und feigen „Jacopo," eines Pariser Windbeutels, den ein alter Korse bloß deßwegen nach Korsika ruft, um die Blutrache durch ihn an den Feinden seiner Familie vollziehen zu lassen, der aber zu nichts weniger Lust hat, als zu blutigen Metzeleien, war so natürlich und naiv, daß der Zuschauer wider Willen diesen feigen Windbeutel bloß seiner Schwänke wegen lieb gewinnt. Auch „der Weiberfeind" von Roderich Benedix fand Anerkennung, obgleich dieses Stück vor dem ästhetischen Richterstuhle nicht wohl bestehen kann. Entschiedenes Mißfallen dagegen erregte desselben Verfassers gänzlich mißlungener „Liebestrank oder die neue Erfindung," welches Stück vollkommen Fiasko machte. Gleiches und zwar wohlverdientes Schicksal hatte die widerliche, gemeine Posse Nestroys, „der Zerrissene," ein Stück, das von der Kritik entweder gar nicht beachtet, oder zum Theater hinaus geohrfeigt werden müßte. Es wurde mit vielem Fleiß gegeben, fiel aber doch glücklich durch. Es ist bedauerlich, daß jede Theaterdirektion genöthigt ist, auch solche Machwerke zuweilen als Futter für die große Masse zur Darstellung zu bringen; die Kritik kann aber doch nicht umhin zu wünschen, daß dergleichen elende Farcen möglichst selten auf die Bühne kommen und besseren Dramen den Weg vertreten möchten. — Von Trauerspielen kam bloß ein einziges neues zur Aufführung, nämlich „Moritz von Sachsen," von Prutz. Eine Berichterstattung über dieses Drama verschiebe ich bis auf mein nächstes Schreiben, da mir eine nochmalige Anschauung desselben nothwendig zu seyn scheint, um dieses Produkt eines jungen, strebenden Dichters von einem unparteiischen Standpunkte aus, den man jezt in der Regel freilich gar nicht mehr einnehmen will, beurtheilen zu können. Vorläufig sey nur bemerkt, daß das Stück bei übervollem Hause gegeben und der anwesende Dichter am Schlusse gerufen wurde.

(Schluß folgt.)

Mainz, September.

(Schluß.)

Fahnenweihe. — Der Hafen zu Biberich.

Unlängst feierte hier das k. k. österreichische 35ste Infanterieregiment Khevenhüller das seltene Fest einer Fahnenweihe. Früh 10 Uhr stellte sich das Regiment in der größten Parade auf dem Schloßplatze im Viereck auf, worauf die feierliche Handlung in einem zu diesem Zweck geschmackvoll erbauten, auf acht Waffensäulen ruhenden, großartigen und mit den Provinzialfarben und Schildern Oesterreichs geschmückten Tempel, nach vorhergegangener Predigt, vom Bischof Dr. Kaiser eröffnet und unter Begleitung der bei den verschiedenen Hauptmomenten üblichen Salven vollzogen wurde. Die einfache, aber mit höchster Würde vollzogene Ceremonie versezte die zahlreichen Gäste und Zuschauer aus allen Ständen in feierliche Stimmung, und diese steigerte sich zur Rührung, als die neu geweihte Fahne, mit einem von der Fürstin von Windischgrätz geschenkten prachtvollen Bande reich geziert, dem Regimente von dem Obristen und Commandanten übergeben, dagegen die alte Fahne aus dem Carré gebracht wurde. In einer kurzen, passenden Rede hatte der Regimentscommandant auf die Waffenthaten des seit dem Jahr 1682 errichteten und bei jeder Gelegenheit dem Kaiserhause treu ergebenen Regiments hingewiesen, dessen siegreiche Kämpfe am Rhein und in der Umgebung von Mainz berührt, und insbesondere die muthvolle Erstürmung der Mainzer Linien im Jahr 1795 und die gerade vor 50 Jahren bei Vertheidigung der Klubbistenschanze von dem Regiment bewiesene aufopfernde Tapferkeit hervorgehoben. Nach vorausgegangener Aufforderung zur gleichen Tapferkeit und unverbrüchlichen Anhänglichkeit an Kaiser und Vaterland, wurde der neuen Fahne der Schwur geleistet, worauf das Regiment in der schönsten Haltung vor der anwesenden Generalität defilirte. Dieser kirchlichen Feier folgte ein glänzendes Festmahl bei dem Obristen v. Reiner, an welchem, außer den hohen Militärautoritäten der Bundesfestung, die Repräsentanten der obersten geistlichen und Civilbehörden Theil nahmen, während zu gleicher Zeit sämmtliche Mannschaft des Regiments in den Kasernen bewirthet wurde. Ein großer Festball beschloß die Feierlichkeit.

In Biberich wird gegenwärtig rastlos und mit großen Opfern an der Erbauung eines Hafens gearbeitet, und zugleich wird daselbst eine Dampfschleppschifffahrt zwischen Biberich und Frankfurt errichtet. Die guten Freunde, Frankfurt und Biberich, reichen sich die Hände und rauben der alten Eiche Mainz bald ein Blatt, bald einen Zweig, und möchten sie am liebsten ganz verderben. Frankfurt macht Biberich zum Rheinhafen, um Mainz zu verdrängen, Biberich reicht dazu die Hand, um sich für den Steindamm an der Petersau zu rächen. Ob Biberich und Frankfurt ihren Zweck erreichen werden? das hängt ganz von unserer Regierung und von unserer städtischen Behörde ab. Wenn sie zusehen, daß man uns die besten Säfte abgräbt, dann kann Mainz freilich nicht lange mehr das Haupt stolz als Handelsstadt emporheben, um so weniger, als nicht Biberich mit Frankfurt allein, sondern auch Köln und Mannheim an dem Ruin unseres Handels ernstlich arbeiten. Was aber die unheilvolle Taunuseisenbahn, die Nassauer Schleppschifffahrt und der Biebericher Hafen unserem Handel schaden, das kann zehnfach durch die Ludwigshafener Eisenbahn ersezt werden, und ein einziger Schienenweg nach Coblenz wirkt mehr, als alle die böswilligen Vorkehrungen des schwachen Biberich. Nur dürfen wir nicht ruhig die Hände in den Schooß legen und einschlummern, während unsere Nachbarn wachen und auf unser Verderben sinnen. Biberich öffnet jezt durch die Schleppschifffahrt Holland und dem Niederrhein die Straße auf dem Main und läßt Mainz links liegen. Das ist für Mainz allerdings ein höchst bedeutungsvolles Ereigniß und kann uns die ältesten Handelsverbindungen kosten. Sehen wir das ruhig mit an, so verdienen wir unser Schicksal; stemmen wir uns aber dagegen mit der Kraft der Verzweiflung, dann wird der Plan Biberichs bald vernichtet seyn. Baut nur euern Hafen in Biberich, er wird veröden, wenn wir unsere projektirten Eisenbahnen erhalten; erhalten wir sie nicht, dann ist freilich keine Rettung für den hiesigen Handel, aber dann hat uns auch nicht Biberich, sondern es hat uns unsere Unthätigkeit zu Grunde gerichtet.

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 18. Oktober 1844.

Heilge, stille Mutter, dich erwartet
Lechzend schon die Erd', und ihre Blumen
Beugen matt das Haupt:
Und mit ihnen neiget sich ermattet
Meine Seele.

Herder.

Lieder von Georg Rapp.

4.

Mitternacht.

Müde Dämmerfalter sinken
Auf die Blumenbüsche nieder,
Regungslose Seeen blinken,
Fels an Felsen streckt die Glieder.
Träumerische Schatten schweben,
Wälder tief im Schlafe wogen.
Zugeschlossen bist du Leben,
Ein in deinen Gott gebogen.

Wie ein Saitenspiel verklingen
Laß auch du dein Flehn und Hoffen,
Seele, sinken laß die Schwingen,
Deines Gottes Herz ist offen.
Tief verschlossen und verschwiegen,
Von der ganzen Welt geschieden,
Ruh' in seligem Genügen,
Du in ihm und seinem Frieden.

5.

Aufwärts.

In meinen tiefen Nächten
Erscheinst du mir, mein Stern,
Dein Licht um mich zu flechten,
Doch du bist hoch und fern.

Ein Raum so still und schweigend
Ist zwischen dir und mir;
In deinem Frieden steigend
Erheb' ich mich nach dir.

Im Herzen wird es stille,
Die Erde weicht zurück,
In seiner müden Hülle
Erwacht des Geistes Glück.

Bald wird sie von mir lassen,
Entschleiert werd' ich seyn,
Dann wirst du mich umfassen,
Dann bist du ewig mein.

6.

Anruf.

Meine Harfe hab ich gestimmt,
Ihren Saiten entträufe kein Laut,
Eh mein Lied deine Nähe vernimmt,
Eh es fromm in dein Auge geschaut.

Wenn es trauernd in Klagen ausbricht,
Mach die weinenden Augen ihm klar,
Leih ein Lächeln dem bleichen Gesicht,
Eine Lilienkrone dem Haar.

Seinem Pfade die schattige Nacht,
Seinen Worten den schweigenden Hain,
Seinen Blicken die sternvolle Pracht,
Und dein ewiges Herz seiner Pein.

Wenn es friedlich am Morgen erstund,
Thu' ihm auf deine sonnige Welt,
Deiner Blumen verschwiegenen Mund,
Deiner Fernen blauendes Feld.

Wenn es jauchzend und fliegend erschallt,
Leg ihm sänftigend über die Lust
Deiner Rechten milde Gewalt,
Nimm es auf an die himmlische Brust!

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Die demüthige Huldigung, welche die Provinz den Aussprüchen der Hauptstadt, d. h. die unendliche Mehrheit der Franzosen einer kleinen Minorität entgegenbringt, bezieht sich nicht weniger auf die größten, über das Schicksal der Nation entscheidenden Ereignisse, als auf die geringfügigsten Spielereien der Mode, wie auf alle zwischen diesen beiden Extremen liegenden Fragen. Ist eine Staatsumwälzung in Paris gelungen, so singen die 85 außerhalb des Departements der Seine liegenden übrigen Departements ihr Tedeum für die siegreiche Partei; ist eine neue Mantelform in Paris getragen worden, so wagen es die Damen der Provinz nicht, und wäre dieselbe auch noch so geschmacklos, sie von ihrer Toilette auszuschließen; ist irgend ein Talent vor dem Pariser Publikum bestanden, so darf es darauf rechnen, in den Departements mit Enthusiasmus aufgenommen zu werden. Hat aber ein Künstler in der Hauptstadt Unglück, und wäre auch offenbar die Kabale daran Schuld, so ist er der kältesten Aufnahme in der Provinz gewiß; denn diese sieht, hört, fühlt und denkt nur durch Paris. Ja, ein noch so ausgezeichnetes, aber in der Provinz geschriebenes Werk muß die Weihe einer Pariser Druckerei empfangen haben, wenn es sich Bahn in die lesende Welt brechen will. Wer würde ein Buch beachten, auf dessen Titelblatt eine Provinzialstadt als Wiege des geoffenbarten Genies proklamirt wurde!

Und doch begreift man einigermaßen ein solches Phänomen, eine solche Verläugnung alles Selbstgefühls bei den Franzosen (denen man wahrlich im Allgemeinen diesen Fehler nicht vorwerfen kann), wenn man längere Zeit in Frankreich gelebt und, nach vorhergegangener gründlicher Bekanntschaft mit der Provinz, Paris kennen gelernt hat. Zuvörderst ist Paris mehr, als irgend eine andere Capitale, die Hauptstadt, weil bei dem in Frankreich bis zu seinen lezten Folgerungen getriebenen Centralisationssystem **alle** Fäden der Gewalt in Paris zusammenlaufen. Es ist im wahren Sinne des Worts das Herz, das die Pulsschläge des Landes in dessen politischem und administrativen Leben regelt. Das französische Centralisationssystem geht aber weit über die Grenzen der Politik und Administration hinaus. Paris vereinigt Alles in sich, was Frankreich Ausgezeichnetes hervorbringt. Es gibt keinen Franzosen, welcher Talent und Kraft in sich fühlt, sein Glück zu machen, der nicht in Paris diesen Zweck zu erreichen versuchte; es gibt keinen wahrhaft ausgezeichneten Mann in der Provinz, der nicht, sobald er erkannt worden ist, von der Regierung selbst nach Paris berufen würde; es gibt kein großes Vermögen im Lande, das nicht dort den Spielraum zur Entfaltung seines Glanzes suchte. Schriftsteller, Gelehrte und Künstler drängen sich dort zusammen, wo sie sicher sind, einen angemessenen und lohnenden Wirkungskreis für ihr Talent zu finden. Denn alljährlich gibt das Gouvernement für Verherrlichung der Hauptstadt durch Bauten, Kunstwerke, wissenschaftliche Anstalten u. s. w. unermeßliche, von den Steuerpflichtigen des ganzen Reichs mühsam zusammengebrachte Summen aus, und wäre es nur, um das theils schau- und vergnügungssüchtige, theils nach Arbeit verlangende Pariser Volk zufrieden zu stellen. Die Regierung weiß, wie fürchterlich das unberücksichtigt bleibende „panem et circenses“ im Munde dieser beweglichen und erregbaren Masse werden kann. Ist doch das Departement der Seine sogar, was bei uns schwerlich Jemand weiß, weniger als alle andern Departements des Reichs mit Abgaben belastet.

Du kennst Paris, aber du bist nicht im Stande gewesen, von deinem Reisewagen aus, im raschen Durchfluge von den Grenzen bis an die Thore der Hauptstadt Frankreichs, das Land kennen zu lernen, wie ich, der ich dasselbe bereits seit länger als zwei Jahren nach allen Richtungen hin durchkreuzt habe. Du kannst somit nicht, wie ich, in vollem Umfang ermessen, daß Paris die Quintessenz, die hundertmal wieder aufgelegte und verbesserte Ausgabe der französischen Civilisation ist, daß es gewissermaßen ein Recht zu der vornehmen Gönnermiene hat, die es gegen den Rest des Landes angenommen, und daß die Fremden, welche die Bekanntschaft mit Frankreich durch Paris gemacht zu haben vermeinen, in großem Irrthum sind. Paris und Frankreich sind zwei verschiedene Länder, die freilich an einander grenzen und durch ihre fortgehenden vielfachen Berührungen in Wechselwirkung bleiben, von denen aber das leztere zu Gunsten des erstern in mannigfacher Weise verarmt. Auch muß ich hier allen denen zum Troz, welche mit

ächt deutscher Bescheidenheit und Schüchternheit das Fremde zu oft auf Kosten des Einheimischen in den Himmel erheben und Wissenschaft und Kunst in Paris als Maßstab für die französische Civilisation im Allgemeinen betrachten, meine innige, durch mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich und durch Umgang mit allen Classen der Gesellschaft gewonnene Ueberzeugung aussprechen, daß wenigstens Norddeutschland (ich kenne den Süden unseres Vaterlandes nur wenig) in Absicht auf allgemeine, durch alle Classen des Volks hindurchgehende Bildung Frankreich entschieden überlegen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Hexenprozesse.

(Schluß.)

Viele der Inquisiten trafen vor ihrer Hinrichtung leztwillige Verfügungen, die in der Regel getreulich ausgeführt wurden, und die man nicht ohne innige Rührung lesen kann. So macht z. B. die am 18. Novbr. 1628 eingezogene und am 1. Decbr. verbrannte Frau des angesehenen Mergentheimer Bürgers Hans Georg Braun folgendes Testament und bittet ihre Richter demüthigst um dessen Vollziehung: „Meinen Sohn will ich um Gotteswillen gebeten haben, den geistlichen Stand zu erwählen. Des jetzigen Todtengräbers Frau, die mich so inniglich in meinem Herzeleid bei dem Tode meiner Kinderlein getröstet hat, vermache ich meinen geblümelten seidenen Rock; meiner Pathe, dem Mariele von Königshofen, die ich zehn Jahre lang auferzogen, meinen gefältelten Kirchenmantel und meinen alten Hausrock. Mein in Brohlbach bei des Gabels Frau liegendes Haustuch soll meine Tochter abholen und unter meine beiden Mägde vertheilen. Mein Hauswirth (Ehemann) soll meiner Tochter meinen neuen Mantel zum Leidrock (Trauergewand) geben. Ihm selbst will ich nichts lieberes wünschen, als daß er sich in eine Pfründe einkaufe und sich vor jeder fernern großen Haushaltung hüte. Den Buben des Hans Waldheßler soll mein Mann nicht verlassen und zu einem Handwerksmann in die Lehre thun etc." — Die am 18. December 1628 hingerichtete Wittwe des Sebastian Landbeck von Mergentheim bittet fußfällig, „man möge sie auf dem Gottesacker neben ihrem Bastel begraben und ein Kreuz auf ihr Grab setzen."

Der am 18. August 1621 verbrannte 26jährige Hans Frey von Markelsheim vermacht seinem Bruder ein kleines Lehen und seinen halben Theil an einem silbernen Becherlein, und fleht, dieß ja bald auszuführen, damit er nicht, wie seine Mutter, nach seinem Tode umgehen müsse, weil ihre Vergabung von 12 fl. an die Kirche wegen Unvermöglichkeit seines Vaters nicht ausgeführt worden sey. — Kunigunde, Hans Schmieds Frau von Igersheim, 41 Jahre alt, verbrannt am 12. März 1629, verordnete, ihr Mann solle ihre Kinder gut bewahren und seiner Haushaltung halber baldigst wieder heirathen. Ihre Schwägerin solle sich auch ihrer Kinder annehmen und sie nicht hart behandeln. Ihr baumwollener Rock, ein rothtafftnes Leiblein und ihr Pelz nebst einem Halsband sollen ihrer Schwester vermacht seyn, die andern Röcke für ihre Mädchen aufbewahrt werden. — Brigitte, die Ehefrau eines andern Bauern von Igersheim, wenige Tage nach der eben Genannten hingerichtet, zeigt sich als höchst zärtliche und besorgte Mutter, sie gedenkt besonders ihrer zwei kleinen Mädchen, und bestellt für alle Vormünder. Ihr Mann soll Ehebett und Handwerkszeug behalten, bis der älteste Sohn die Schmiede übernehmen könne. Schließlich bittet sie flehentlichst, weil ihr Mann Sr. hochfürstlichen Durchlaucht gedient, sie des Handwerks wegen auf dem Zimmerplatz richten zu lassen u. s. w. Viele stifteten Messen für ihr Seelenheil oder begabten auf andere Art die Kirchen.

Diese kurzen Umrisse mögen hinreichen, um ein Bild davon zu geben, wie es eigentlich bei den so berüchtigten Hexenprozessen zugegangen ist. Sie waren aber nothwendig zum bessern Verständniß einiger der in der nächsten und lezten Abtheilung mitzutheilenden merkwürdigen Hexenprozesse. Keiner, der diese in der Regel so kurzen und unscheinbaren Akten zur Hand nimmt, wird glauben, daß es sich in ihnen stets um das Leben der zur Untersuchung gezogenen Personen gehandelt hat, von denen nur sehr wenige und zwar erst nach furchtbaren Martern dem Tode entgangen sind. Es möge hier nun noch die kurze Bemerkung erlaubt seyn, daß in keinem der Mergentheimer Hexenprozesse ein Adeliger, ein Geistlicher, ein Jude oder Zigeuner, oder ein auf dem Gebiete des Ordens nicht Ansäßiger verwickelt gewesen ist. Die ganze Verfolgung, das ganze Unheil lastete auf dem Bürger- und Bauernstande, wüthete aber unter diesem auch ohne Ansehen der Person, des Alters und des Geschlechts. Sehr selten suchte ein des Hexenwerks Bezüchtigter und Verschrieener dem gewissen Tode durch Flucht sich zu entziehen; in dumpfer Erstarrung erwartete Jeder das Unvermeidliche.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, September.

(Schluß.)

Wassertreter. — Preßpolizei.

Robert Kjellberg aus Schweden und Tönnes Balchen aus Norwegen, beide, wie man wissen wollte, Studenten aus Upsala, gaben einigemale Vorstellungen in der Kunst,

ohne Ruder oder anderes balancirendes Hilfsmittel langsam auf der Oberfläche des Wassers zu gehen. Schon früher ließen sich einmal sogenannte Wassertreter sehen. Diese standen in kahnartigen Schuhen und lenkten sich mittelst eines Ruders. Die genannten beiden Söhne des hohen Nordens aber, junge, kräftige Männer, schritten wirklich mit verschränkten Armen, vor- und rückwärts mit Leichtigkeit sich bewegend, über die Wasserfläche dahin. Der Apparat, dessen sie sich dabei bedienten, bestand aus hohlen, 5 Fuß langen und sehr schmalen Blechkasten, auf deren Mitte sich der Fuß in einem Lederriemen frei bewegte. Die innere Einrichtung dieser Blechkasten, von der jedenfalls viel abhängt, ist zur Zeit noch das Geheimniß ihrer Erfinder.

Wer hier Jahr aus Jahr ein genau auf die Thätigkeit der Preßpolizei achtet, die bei der Masse theils am Orte zu Tage kommender, theils von allen Ecken und Enden des deutschen Vaterlandes hier durchpassirender Literatur eine sehr bedeutende ist, der könnte alljährlich einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte der Bücherverbote liefern. In der Regel erfährt man nur die Confiscationen bedeutender oder wenigstens im Moment Aufsehen erregender Werke, eine Masse kleiner Sachen verschwindet vom literarischen Markte, ohne daß weiter davon gesprochen wird. Unsere Preßpolizei hat durch lange Uebung eine feine Nase bekommen und wittert so ziemlich richtig schon aus weiter Ferne ein Werk, dem man den Paß zu visiren hier Anstand nehmen dürfte. Was z. B. neuerdings im Verlagscomptoir zu Zürich bei Fröbel erscheint, das betrachtet man von vorn herein als unverdauliche Waare und legt unmittelbar nach Ankunft des Ballen Beschlag darauf. Eine zweite Firma, der man nichts Gutes zutraut, scheint sich jezt in Mannheim aufthun zu wollen, wenigstens sind in neuester Zeit mehrere von dorther stammende Werke hier confiscirt worden. Erst neulich geschah dieß dem äußerst interessanten Werke: „Wichtige Urkunden," das Welcker veröffentlicht hat, und früher einigen andern Büchern, auf deren Titel ich mich im Augenblick nicht besinnen kann; doch, irre ich nicht, hatte wenigstens eines derselben den Berliner Schriftsteller Buhl zum Verfasser. In den allerneuesten Tagen hat Held, ehemals Herausgeber der viel gelesenen „Lokomotive," der Censur ein lustiges Schnippchen geschlagen, von dem ich nur wünschen will, daß nicht später für die Freiheit der Presse üble Früchte daraus erwachsen mögen. Bei dem witzigen, derben Tone, den der Genannte während der Redaktion seiner Zeitschrift mit großem Beifall anschlug, konnte es nicht fehlen, daß die Censur häufig in ihrer Art verbessernd und noch häufiger vernichtend einschritt. Es soll zu damaliger Zeit sehr viel Rothstift verbraucht worden seyn. Held ließ Alles das über sich ergehen, half sich, so gut er konnte, blieb immer witzig, füllte die leeren Stellen auf leicht kenntliche Weise aus, die stets die Lacher und Leser auf seine Seite brachte, und hätte sich wohl noch lange mit der Censur vertragen, wenn dieser nicht die Geduld gerissen wäre. Nun kommt jezt, nachdem die „Lokomotive" fast anderthalb Jahre aufgehört hat zu fahren, ihr ehemaliger Redakteur mit einem dicken, eng gedruckten Buche von einigen zwanzig Bogen, das in Kassel erschienen ist und den vielversprechenden Titel führt: „Censuriana, oder die Geheimnisse der Censur." Und was glauben Sie wohl, daß darin steht? Nichts mehr und nichts weniger, als sämmtliche dem Verfasser während seiner frühern literarischen Thätigkeit von den Censoren X, Y, Z gestrichenen Stellen. Da hatte denn die Preßpolizei alle Hände voll zu thun, um nach langem Suchen unter bedenklichem Kopfschütteln äußerst wenig Vorrath zu finden.

Von der bevorstehenden Michaelismesse, die mit ihrem Lärm und Wirrwar alle Straßen und Plätze zu füllen beginnt, verspricht sich der Handelsstand viel Gutes. Ueber die Ergebnisse derselben das Nöthige zu berichten, behalte ich mir für ein nächstes Mal vor.

Herder's Denkmal.

Welchem Deutschen schwillt die Brust nicht höher, wenn er der großen Geister gedenkt, die im vorigen Jahrhundert als Zeitgenossen, und die meisten in gegenseitiger innigerer Verbindung, unser Vaterland verherrlicht haben: Lessing, Winkelmann, Kant, Herder, Schiller, Goethe, Wieland? — Unter diesen steht aber, wenn nicht an Virtuosität, doch unstreitig an Universalität und warmer Liebe für die Menschheit und das Vaterland, Herder, der Theolog, Philosoph, Geschichtsforscher, Naturforscher, Dichter, Literator, Aesthetiker und Kritiker, am höchsten, und es ist Deutschlands würdig, dieß durch ein äußeres Zeichen anzuerkennen und diese gerechte Anerkennung auf die ferne Nachwelt zu übertragen.

Ein äußeres Zeichen und ein Beweis der hohen Verehrung, in welcher Herders Andenken fortlebt, war die Feier des 101ten Jahrestages seiner Geburt, welche besonders in Erlangen, wo ein würdiger Sohn,* ein sichtbarer Zeuge seines irdischen Daseyns lebt, wie aus der im Druck vorliegenden einfachen, aber lebendigen Schilderung eines der Theilnehmer, Theodor Bläsing's, und den von den Professoren Fischer und Mönnich dabei gehaltenen Reden hervorgeht, auf eine eben so würdige als sinnige Weise begangen wurde. Hier stellte sich auch in dem von Schaller verfertigten Modelle zu einem Standbilde die liebliche Form, in welcher der große Geist auf Erden für die Menschheit wirkte, dem Auge dar, und Herder verdient nicht bloß von einem engern Vereine, der ihn mit gerechtem Stolz zu seinen Mitgliedern zählte (die Freimaurerloge in Weimar), sondern, wie alle die oben genannten Heroen unserer Literatur, ein allgemeines Denkmal. Auch wird es ihm nicht entstehen, denn Deutschland wird den Aufruf dazu nicht überhören. — Allein auch der Wunsch seines edeln Sohnes, den dieser bescheiden bei dem Feste in Erlangen äußerte, verdient in mehr als einer Hinsicht hohe Beachtung. Wir wollen ihn mit seinen eigenen Worten, wie Bläsing sie uns in seiner Beschreibung überliefert hat, mittheilen: „Möchte die Vorsehung die für dieses Standbild zusammenkommenden Beiträge in so reichem Maaße segnen, daß deren Ergebniß es möglich machte, auf ähnliche Weise, wie in Weimar das Standbild zugleich mit einer lebendigen Stipendienstiftung für das dortige Schullehrerseminar verbunden wird, auch in Erlangen das Standbild mit einer lebendig wirksamen Herders-Stiftung in der Art zu verknüpfen, daß zugleich an der hiesigen Universität ein eigener, den Namen Herders tragender Lehrstuhl für Philosophie der Geschichte der Menschheit und für Humanitätslehre, im Geiste der fortschreitenden Wissenschaft und Wahrheitserkenntniß, errichtet und auf alle Zeiten ständig dotirt werden könnte!" — Wer würde unsern Universitäten nicht einen solchen Lehrstuhl, einen Herders-Lehrstuhl, wünschen?

* Herr Regierungs- und Kreisforstrath, Dr. E. G. v. Herder, privatisirt in Erlangen mit seiner Familie.

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 19. Oktober 1844.

La guerre est ma patrie,
Mon harnais ma maison,
Et en toute saison
Combattre c'est ma vie.
Ancienne ballade.

Der Obristwachtmeister Johann Philipp Otto aus Strasburg.

Noch steht in unserm Gedächtnisse die Zeit gar nicht so ferne, wo nach Auflösung der „großen Armee" französische Militärs aller Grade überall hin sich zerstreuten und in allen Ländern und unter allen Zonen Beschäftigung und Dienst suchten. Man sah solche zu Constantinopel als Instruktoren, in Albanien am Hofe Ali Paschas als Projektmacher und Ränkeschmiede, in Griechenland als Philhellenen, in Egypten als Armeeorganisateurs, in Indien als Heerführer, bei den südamerikanischen Republiken als Freiheitskämpfer, und in Nordamerika als Kolonisten. Derselbe Fall fand bei den Deutschen unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege statt. Einer ganzen Generation war in Deutschland der Frieden nur dem Worte nach bekannt. Geboren unter dem Wirbel der Trommel, aufgewachsen unter Waffengetöse und Kanonendonner, durch Mangel, Jammer und Elend jeglicher Art im Jünglingsalter selbst unter die Waffen getrieben, konnten Manche des Friedens, als der lang ersehnte den verzweifelten Völkern endlich erschien, sich nicht freuen, ihn nicht ertragen, weil sie außer dem Waffenhandwerk nichts verstanden. Andere wollten ihn nicht ertragen, da sie, wenn auch im Besitze einiger Kenntnisse, an ein ruhiges, geordnetes Leben zu wenig gewöhnt waren, als daß ihnen ein solches hätte behagen, als daß sie einem wilden, unsteten, vielbewegten Kriegerleben, das neben manchem Ungemach so viele Reize bot, hätten entsagen können. Zudem glühte noch ein Funke jenes kriegerischen Feuers, das schon im Alterthum die ganze deutsche Nation charakterisirt und berühmt gemacht hatte, fort in den Seelen mancher Deutschen.

So darf denn die Erscheinung keineswegs befremden, daß, als in Deutschland der Kriegslärm verstummt und Frieden und Ruhe wieder eingetreten war, und Arme mehr für den Pflug als für das Schwert gesucht wurden, man überall und allenthalben Deutsche als Soldaten fand, und zwar nicht bloß Leute aus den niedern Ständen, die nichts zu verlieren, wohl aber viel zu gewinnen hatten, sondern sogar Fürsten, Herzoge und Prinzen, die jedem, der ihrem kriegerischen Geiste einen Wirkungskreis zu eröffnen wußte, ihre Arme und ihre Kriegstalente liehen. Eben damals fing auch das Werbwesen in Deutschland an systematisch betrieben zu werden. Da bei dem Aufkommen der stehenden Heere die erschöpften und entvölkerten Länder aus ihrem eigenen Schooße nicht genug Mannschaft liefern konnten, so wurden Geld und Ueberredung gebraucht, um zum Eintritt in das Heer zu bewegen, und wo dieß unwirksam blieb, da mußten List und Betrug, nicht selten auch Gewaltthat zur

Ergänzung der Heere die helfende Hand reichen. War aber damals Jemand dem Militärstande, sey's auf welche Art es wolle, anheim gefallen, so gehörte es zu den Seltenheiten, wenn er ihn wieder verließ. Gefiel es ihm bei diesem oder jenem Heere nicht mehr, oder ertheilte dieser oder jener Fürst den Abschied (was gewöhnlich nach Beendigung eines Krieges geschah, denn nur für die Dauer eines solchen wurde damals noch der größere Theil der Truppen angeworben), so suchte man Dienst bei einem andern, gegen welchen man vielleicht eben noch die Waffen getragen hatte, gleichviel wer dieser andere war, oder zu welchem Zwecke er von dem gemietheten Arme Gebrauch machen wollte, wenn man nur sein Auskommen und die bei einem tüchtigen Manne damals nie trügende Aussicht auf Avancement hatte.

Es sind noch mehrere Beschreibungen der Kreuz- und Querzüge solcher emporgekommenen deutschen Abenteurer aus dem siebzehnten Jahrhundert vorhanden; vor allen andern aber interessant ist das Leben eines gewissen Otto aus Straßburg, der nicht nur sehr vielen Regierungen Europas, sondern selbst dem Türkensultan und Perserschach gedient und in drei Welttheilen gar mancherlei erfahren und gethan hat. Seine „Reißbeschreibung," wie er die Erzählung seiner Schicksale nennt, ist ein treuer Ausdruck des damaligen wechselvollen Kriegerlebens, und mehr um dem Leser ein anschauliches Bild desselben vor Augen zu führen, als um eine Lebensbeschreibung des Mannes selbst zu liefern, versuchen wir es, einen gedrängten Auszug aus dessen „Reißbeschreibung" zu geben.

Johann Philipp Otto aus Straßburg begab sich, wie er selbst berichtet, im Jahr 1656 als Drahtziehergeselle auf die Wanderschaft. Er reiste von Straßburg über Stuttgart und Ulm nach Augsburg, „wo er auf der Binderherberg durch einen Werber, so ihm unvermuthet einen Reichsthaler in den Schiebsack prakticirt, für Ihro Röm. Kaiserl. Majestät (so doch hernach erfahrnermaßen spanische Werbung gewesen) vor einen Soldat geworben worden." Von Augsburg kam er mit einem Transport Angeworbener über München, Salzburg, Insbruck, Trient und Verona nach Venedig, von da nach Padua und von dieser Stadt wieder nach Venedig, wo er unter das Deutschmeisterische Bataillon im Dienst der Republik eingereiht wurde. Mit diesem Bataillon ging er nach Corfu und Candia, wo er ein Vierteljahr lag; sodann mit 6000 andern nach Canea, nachdem er zuvor vier Wochen in Spina longa gelegen. Bei Canea wurde er von den Türken gefangen. Seine Gefangenschaft war hart. Zuerst schleppte man ihn nach Napoli di Malvasia, wo er in Eisen schanzen mußte, sodann nach Napoli di Romania, auf die Insel Negroponte, nach Athen, Corinth und Misitra, endlich nach Lepanto, wo sich sein Elend also vergrößerte, daß er als Sklave das Wasser auf diese überaus hohe Festung tragen mußte.

Von Lepanto wurde er, „immer noch in sklavischem Zustande," nach Patras geführt, ferner nach Navarin und Coron, sodann nach Zante, Schloß Zernato und von da wiederum nach Napoli di Romania. „Von hier," fährt Otto in seiner Erzählung fort, „bin ich in den höchsten sklavischen Grad gerathen, daß ich nämlich neben andern auf die Galeere geschmiedet worden, und auff solcher Galeere in dem miserabelsten Stand, so je einen unglücklichen Menschen befallen kann, auf die Insel Scio im Archipelago kommen." Von Chios kam Otto nach Constantinopel. Als er aber von dieser Hauptstadt auf einem türkischen Schiffe nach Alexandria fuhr, wurde dieses zwischen Cypern und Rhodus von Malteserrittern angegriffen, genommen und die Türken theils niedergehauen, theils gefangen, die christlichen Sklaven aber ihrer Bande entledigt und auf Malta in Freiheit gesezt.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

2. An denselben.

Brive, 6. Juli, 6 Uhr Morgens.

Bevor ich Brive verlasse (und das wird, si Dil et auræ favent, alsbald der Fall seyn) will ich mit dem Städtchen, welches so zu sagen das Vorwort zu meinen beabsichtigten Streifzügen durch die Auvergne bildet, meine Rechnung vollständig abschließen. Deßhalb benütze ich diese frühe Morgenstunde, um in aller Kürze den nun einmal angefangenen Bericht über meinen nothgedrungenen Aufenthalt hierselbst zu beendigen. Die Ungeduld, mit welcher ich dem Augenblicke der Weiterreise entgegen sehe, gemahnt mich einmal wieder an einen der allgemeinsten Fehler unserer Menschennatur, den nämlich, unsere Wünsche stets in die Zukunft hinaus zu richten und alle Vorzüge der Gegenwart in diesem Hinausstreben zu übersehen. Um wie viele angenehme Stunden unseres kurzen und oft mit Freuden nur kärglich ausgestatteten Erdenlebens bringen wir uns durch diese unverständige Richtung unseres Geistes und Gemüthes! Doch kommen wir zu unserem Thema zurück.

Brive liegt in einer bezaubernden Gegend, in einem durch seine Fruchtbarkeit und seinen Anbau einem Garten gleichenden Thale, das von sanft ansteigenden, mit Weinbergen und Kastanienwäldern bedeckten Höhen eingeschlossen

ist. Die ganze nächste Umgebung der Stadt ist eine ununterbrochene reizende Promenade, und als ob diese liebliche Natur, bei ihrer Berührung mit dem Orte, die Ränder desselben durchdrungen, sie sich gleichsam assimilirt hätte, umgibt den das Innere der Stadt bildenden Knäuel von engen, winkeligen Straßen ein Gürtel der artigsten, mit Blumengärten umgebenen Häuser. Und ganz allein mit diesen Mitteln zur Unterhaltung sollte man nicht zwei Tage wirthschaften können? — Aber selbst jener Wirrwarr alter Häuser im Innern der Stadt ist nicht ohne alles Interesse. Das Seminar und das collège royal z. B. sind durch ihre Architektur und ihre Skulpturen höchst anziehend; einige sehr wohlerhaltene Theile beider Gebäude schreiben sich nämlich aus der Zeit der englischen Herrschaft in der Provinz Guienne her.

Als ich das Collège royal aufsuchte und einen Bürger nach der einzuschlagenden Richtung fragte, antwortete er mir: „la première rue à gauche.“ — „A droite, Monsieur,“ berichtigte ein alter Herr im Vorbeigehen den mir gegebenen Bescheid. „Mais non, Monsieur, la première rue à gauche,“ setzte ein unfern von mir auf dem Platze Schwefelhölzer feil haltender Krämer hinzu. — „Mais enfin de quel côté trouverai-je le collège royal?“ wendete ich mich an eine alte Gemüsehändlerin. Diese, die vielleicht einst unter den Truppen der Republick gedient hatte, erwiderte in dem bestimmten Tone der Autorität: „La rue du collège royal, mon ami, traverse celle-là, elle va donc à droite et à gauche.“ — Ich hätte aus der unter den Einwohnern von Brive waltenden Confusion der Begriffe über das Rechts und Links allein schließen können, daß das bei jeder Gelegenheit mit der Gleichheit seiner Bürger vor dem Gesetze sich brüstende Frankreich unter vielen andern gesetzlichen Ungleichheiten auch ein keineswegs auf allen Klassen der Gesellschaft gleichmäßig lastendes Militärsystem hat. Bei uns, wo jeder, der Reiche wie der Arme, im Heere dem Vaterlande seinen Tribut abträgt, weiß jeder, was rechts und links ist.

Auch mußte ich erfahren, daß der Guide du voyageur en France von Richard, von dem ich so eben in Toulouse die neueste Ausgabe erstanden hatte, mir in Brive nicht besser zu rathen wußte, als die Bürger der guten Stadt. Nachdem ich eine Stunde lang vergebens ein Belvedere gesucht, von dem aus Herr Richard den Reisenden eine herrliche Aussicht zu bewundern empfiehlt und das Niemand in Brive kennt, begab ich mich nach der Kirche der Cordeliers, die gegenwärtig zu einem der Erziehung junger Mädchen gewidmeten Kloster gehört, und wo ich, nach demselben Wegweiser, mehrere Gräber der glorreichen Familie Turenne finden sollte. Ich zog die Glocke der Klosterpforte; es erschien alsbald an dem Sprachgitter derselben ein Ohr, nichts als ein Ohr, bester Freund, mit nächster Umgebung, aber ein Ohr, das wie von Wachs gebildet war, das durch die Vollkommenheit seiner Form das Entzücken und die Verzweiflung eines Canova gewesen wäre, und selbst bei dem bescheidensten Jünglinge von der Welt den Wunsch, das ganze Gesicht der Besitzerin zu sehen, entschuldigt haben würde. Nachdem ich mich an diesen einzigen zur Verfügung des Publikums gestellten Theil der jungen Nonne (denn nur auf jugendlichem Stamme wachsen solche Ohren) mit der züchtigen und ernsten Frage nach den bewußten Gräbern gewendet, antwortete mir die Unsichtbare mit dem angenehmsten Organe von der Welt, indem sie mich fortwährend mit ihrem Ohr ansah, daß sie zwar erst seit zwei Jahren im Kloster sey, die Priorin aber, welche demselben seit zwanzig Jahren vorstehe, nie der fraglichen Ruhestätten erwähnt habe, daß übrigens die Kirche Jedermann zu eigenen Nachforschungen offen stehe.

Ich weiß nicht, ob du jene, ich glaube der Narrheit ziemlich nah verwandten Anwandlungen einer Versuchung kennst, welche uns zuflüstert, etwas ganz Ungehöriges zu thun, z. B. von einem Kirchthurme hinabzuspringen, auf dem wir uns befinden, oder auf eine feierliche Anrede eine Dummheit zu antworten u. s. w. Versuchungen, die glücklicherweise gewöhnlich durch die Stimme der Vernunft beherrscht, bei einem von der Phantasie ausgemalten Bilde ihr Bewenden haben. Als die junge Nonne mir ihr Ohr mit so eigenthümlicher Hartnäckigkeit entgegen hielt, raunte mir ein schalkhafter Dämon die Frage zu: „Wie wäre es, wenn du das hübsche Ohr der Nonne mit einem kirchenschänderischen Finger berührtest? Würde sie dir nicht augenblicklich ihr Gesicht und vielleicht selbst die Zähne zeigen?“ — Weniger stark, als der heilige Antonius, floh ich den Schauplatz so schmähliger Eingebungen des Bösen und trat in die Klosterkirche, deren kahle, mit weißer Tünche geschmacklos freundlich verunzierten Wände mir keinen Zweifel ließen, daß die Mausoleen der Turennes, der Beauforts und Latour d'Auvergne, wie das Belvedere von Brive, nur im Guide des Herrn Richard zu finden sind.

Wenige Lieues von Brive entfernt liegt der Glandier, jene finstere alte Karthäuserabtei, welche in neuerer Zeit in eine der Industrie gewidmete Anstalt verwandelt, der berüchtigten Madame Lafarge als Wohnung gedient hat. Der Sprung von Monumenten der Vorzeit zu dem ebenfalls bereits alt gewordenen und fast vergessenen Prozesse der Lafarge ist weniger schroff, als der von einem Frauenkloster zu jener großen Verbrecherin; aber auf einer Reise reihen die Contraste sich ohne Uebergang an einander.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Das marokkanische Zelt. — Theater.

Was Paris seit länger als dreißig Jahren nicht mehr gesehen, einen Siegeszug, hat es am vorigen Sonntag erlebt. Die Franzosen aus der Kaiserzeit wähnten sich in jene Epoche zurück versezt, wo die Zeitungen beständig voll von Siegesberichten waren, wo die Kanonen des Invalidenhotels so oft eine gewonnene Schlacht oder den Einzug in irgend eine große Stadt Europas verkündigten, wo glückliche Soldaten zum Lohn ihrer Heldenthaten zu Baronen, Herzogen, sogar zu Prinzen ernannt wurden. Den alten wie den jungen Parisern wurde ganz warm um's Herz beim Anblick der marokkanischen Fahnen und des Zeltes des Kronprinzen von Marokko, wenn anders der Kaiser von Marokko eine Krone trägt, und sie lachten herzlich beim Anblick des viel besprochenen und viel bekrittelten Sonnenschirms, der mit dem Zelt eine Beute der Sieger geworden ist. Aber rein war die Freude der Pariser keineswegs. Das Zelt, welches man mit großen Kosten auf dem Bassin des Tuileriengartens aufgestellt hatte, sah höchst armselig aus, und der Transport und das Aufstellen desselben hat mehr gekostet, als es werth ist. Was man sonst noch erobert haben mag, war nicht zu schauen und vermuthlich auch nicht des Schauens werth. Wäre der Schatz des Kaisers von Marokko mit erbeutet worden, oder hätte die französische Regierung wenigstens beim Friedensschlusse sich die Bezahlung der Kriegskosten ausbedungen, so hätte man sich in Paris zufrieden geben können. Worüber sollte man sich aber freuen, da ein elendes Zelt und einige Fahnen als einziger Ersaz des geopferten Blutes und Geldes gezeigt wurden? „Aber ihr habt den Frieden," wendeten die ministeriellen Leute ein; „eine große Gefahr bedrohte die Sicherheit unserer afrikanischen Besizungen; sie ist durch die Tapferkeit unseres Heeres abgewendet worden. Genießet des Sieges und laßt die Regierung für's Uebrige sorgen." Aber diese Mahnung will heutzutage nicht mehr fruchten. Die Leute denken nach und die Tageblätter zeigen ihnen alle Gesichtspunkte, heitere und unheimliche, unter welchen eine Staatsbegebenheit angeschaut werden kann; man begnügt sich nicht mehr mit dem, unter welchem es der Regierung beliebt, die Sachen darzustellen. So war man denn mit den Fahnen und dem Lumpenzelt, wie man es nannte, sehr schlecht zufrieden, und wenn die Pariser auch keine Eisenfresser mehr sind, wie zur Kaiserzeit, so scheinen ihnen doch die Leute, welche gegenwärtig am Staatsruder sizen, allzu friedfertig und zahm. Troz dem sind die Pariser fast Alle durch's marokkanische Zelt gekrochen, und konnten sich mit eigenen Augen überzeugen, welche armselige Equipage ein marokkanischer Prinz mit sich in's Feld nimmt. Schon daraus mochten sie schließen, daß aus Marokko wenig für Eroberer zu holen, und daß es am klügsten ist, mit solchem Lumpenvolke Frieden zu machen. Aber ein bischen härter hätte die französische Diplomatie doch die Friedensbedingungen stellen sollen, damit die Marokkaner es sich nicht sobald wieder einfallen lassen, die Franzosen in Algier zu stören. — Dieß waren die Betrachtungen, welche der Anblick des durchkrochenen Zeltes, vor welchem sich täglich ein Schweif wie vor den Schauspielen bildete, den Parisern einflößte und die sie sich einander laut mittheilten, wie man sie auch schon längst in den Tageblättern ausgesprochen hat.

Zu Anfang Oktobers kehrt bereits ein Theil der reichen Welt, welcher den Sommer auf dem Lande verlebt oder auf Reisen zugebracht hat, in die Hauptstadt zurück, wogegen die Provinzialen großentheils zu ihrem eigenen Herde sich zurückziehen. — Pünktlich beginnt am 1sten Oktober die italienische Oper, welche nur vom Zuspruche der begüterten Welt lebt, ihre Darstellungen wieder und sezt dieselben von nun an sechs Monate lang fort. Rußland hat vor einiger Zeit der Pariser italienischen Oper einige ausgezeichnete Sänger entführt, indessen ist der Verlust so ziemlich ersezt worden; nur Rubini wird noch immer vermißt. Es ist aber gut, daß das Publikum in Rubinis Rollen auch andere gute Sänger hört, damit es die Rubinische Methode nicht für die einzige gute hält. Von Neuigkeiten ist bekanntlich auf dieser Bühne nicht die Rede; aber die andern Theater müssen in dieser Jahreszeit ihre Anstrengungen verdoppeln, um volle Häuser zu bekommen, woran es im Sommer und besonders in der Vakanzzeit manchmal fehlt. Zwar haben sie im lezten Sommer sämmtlich weit stärkern Zuspruch gehabt, als sonst der Fall zu seyn pflegt; sie verdanken dieß der großen Industrieausstellung, welche eine außerordentliche Menge von Fremden nach Paris gezogen hatte. Troz dieses glücklichen Zufalls machen einige Theater, z. B. das Vaudeville, schlechte Geschäfte. Die glänzende Zeit dieser Bühne, welche sonst als einzig in ihrer Art dastand, ist längst vorüber. Sie hat jezt ein halb Duzend Nebenbuhler, diejenigen nicht gerechnet, welche um die Stadt herum liegen. Als der Dichter Ancelot und seine Frau, die Dichterin, die Direktion übernommen hatten, schien sich diese Bühne wieder heben zu wollen. Beide konnten der Versuchung nicht widerstehen, vorzugsweise ihre eigenen Stücke aufführen zu lassen und neue dazu zu dichten. Dadurch erreichten sie einen doppelten Zweck; einmal ersparten sie das Honorar für die Dichter, und zweitens brauchten sie keiner Direktion den Hof zu machen, um ihre Stücke zur Aufführung zu bringen. Aber das Dichterpaar hat sich dennoch verrechnet. Durch das häufige Aufführen ihrer eigenen Stücke ist in die Darstellungen des Vaudeville eine Einförmigkeit gekommen, welche dem Publikum schlecht behagt, und Herr und Madame Ancelot sollen bereits an den Rückzug denken, damit ihnen das Theater nicht über dem Kopfe zusammen falle. Da jedoch hier nichts so schnell wieder emporkommt, als eine Theaterunternehmung, so wird sich gewiß irgend ein kecker Mann mit Hülfe einiger Kapitalisten bereit finden, das wankende alte Theater zu stüzen. Ancelot hat bereits angefangen, für ein anderes Theater zu arbeiten; die komische Oper hat vor einigen Tagen eine Operette gegeben, wozu er mit einem Gehülfen den Text gemacht hat. Die Theaterkritiker machen sich lustig über seine Sucht, die verdorbenen Sitten der Pompadourschen Zeit con amore auszumalen. Dieß hat er denn auch in diesem Stücke wieder gethan. Dieselbe Liebhaberei hat Alexander Dumas. In diesen Stücken gibt es immer nächtliche Rendezvous, liebenswürdige Verführer, leichtfertige Weiber, und mitunter ein tugendhaftes Mädchen, dem allerlei Schlingen gelegt werden. Madame Ancelot macht in ihren dramatischen Arbeiten auch wohl Streifzüge in jene alte Zeit, faßt aber vorzugsweise das geistige Leben derselben auf und schildert die Salons, so namentlich in ihrem Stücke l'hôtel Rambouillet, welches das Vaudeville so eben wieder vorgenommen hat. Dieses Hotel war bekanntlich zur Zeit Ludwigs XIV. der Sammelpunkt der Schöngeister von Paris, und es wurde dort eine außerordentliche Menge von Wiz, natürlichem und erkünsteltem, produzirt und consumirt. (Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 41.

Sonnabend, 19. Oktober 1844.

[441] **Literarische Anzeige.**

Mit Anfang Oktober beginnt ein neues Abonnement auf die

Illustrirte Zeitung.

Wöchentliche Nachrichten
über alle Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart, über Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst, Musik, Theater und Moden.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 16 dreispaltigen Seiten in groß Folioformat mit 20—25 in den Text eingedruckten xylographischen Abbildungen (Illustrationen).

Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern $1\frac{1}{3}$ Thlr.

26 Nummern bilden einen Band, welchem Titel und Inhalts-Verzeichniß unentgeldlich nachgeliefert werden.

☞ Bestellungen auf diese jetzt in einer Auflage von 12,000 Exemplaren erscheinende Zeitschrift, welche nicht nur allen öffentlichen Lesecirkeln, sondern auch und insbesondere jedem gebildeten Familienkreise als die belehrendste und unterhaltendste Lektüre anempfohlen werden darf, können in allen Buchhandlungen und Postämtern aufgegeben und die Fortsetzung daselbst wöchentlich in Empfang genommen werden.

Leipzig: Expedition der Illustrirten Zeitung.
J. J. Weber.

---

[442] In der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gedichte
von
Karl Simrock.

gr. 12. 1844. Velinpapier. Eleg. geb. 2 Rthlr.

Inhalt: Lieder. — Romanzen. — Deutsche Sagen. — Tenzonen. — Vermischtes.

---

[440] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch
der
mathematischen Geographie
und
populären Himmelskunde.
Zum Schulgebrauch und Selbstunterricht
von
Dr. F. A. W. Diesterweg,
Director des Seminars für Stadtschulen in Berlin.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
Mit 42 Abbildungen und 3 Sternkarten.
Groß-Octav, broschirt 1 Rthlr. 5 Sgr.

Bei der bereits bedeutenden Verbreitung dieses Buches wird es zur Empfehlung der neuen Ausgabe genügen, anzumerken, daß sie eine sehr verbesserte und sehr vermehrte ist, sowohl was den Text als was die Abbildungen betrifft, und daß auch das Aeußere bedeutend gewonnen hat. Aus der Vorrede erlaubt sich der Verleger nur folgende zwei Stellen anzuführen: „Kein Lehrer sollte dieses Wissens unkundig seyn. („„Die gründliche Kenntniß der math. Geogr. ist nicht sowohl ein Lob, als die Unbekanntschaft mit ihr ein Tadel ist."" O. Schulz.) — „Es gibt manchen leidigen Kram, auch Wissens- oder Notizenkram, und man bedauert im späteren Leben, sich früher damit beschäftigt zu haben; aber die Beschäftigung mit der Himmelskunde, — soviel kann man Jedem verbürgen, wird Keinen gereuen."

---

[417] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Cicero's Rede
für
Sextus Roscius aus Ameria.
Mit Einleitung und Commentar
von
Ed. Osenbrüggen,
Doctor der Philosophie und der Rechte, Kaiserl. Russ. Hofrath und ordentl. Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Dorpat.

8. geh. fein Velinpap. Preis: 16 gGr.

Braunschweig, August 1844.
Friedrich Vieweg und Sohn.

---

[394] **Preisherabsetzung.**

Taschenbuch dramatischer Originalien.
Herausgegeben
von
Dr. Jos. Franck.
Sechs Jahrgänge (1837—42).

Mit Bildnissen, scenischen Darstellungen und Beiträgen von Albini, Bauernfeld, Castelli, Franck, Gutzkow, Hagen, F. Halm, Holbein, Immermann, Lagusius, Maltitz, Pannasch, Reinhold, Vogel, Weichselbaumer und Zahlhas.

8. Elegant cartonnirt. Ladenpreis 17 Thlr.
Herabgesetzter Preis 2 Thlr. 20 Ngr.
Einzelne Jahrgänge 16 Ngr.

Ich habe den gesammten Vorrath dieses Taschenbuchs, das ich bisher commissionsweise debitirte, käuflich an mich gebracht, und bin somit im Stande, dasselbe zu dem obigen ungemein billigen Preise anbieten zu können. Das Inhaltsverzeichniß, das die beliebtesten dramatischen Schriftsteller nennt, macht weitere Empfehlungen überflüssig; nur darauf erlaube ich mir noch aufmerksam zu machen, daß dieses Taschenbuch

durch seine elegante Ausstattung vorzugsweise zu Geschenken geeignet ist.

Leipzig, im Sept. 1844.

F. A. Brockhaus.

---

[432] **Preis=Ermäßigung.**

Die bei uns erschienenen Ansichten von Rügen: **Arkona, Putbus und Rugard,** so wie die von **Stralsund,** gez. von **Brüggemann,** gestochen von **Nordorf** und **Ruff,** 4 Bl. (bisheriger Preis schwarz 5⅓ Rthlr., braun 6 Rthlr.) setzen wir auf unbestimmte Zeit, wenn alle 4 Bl. zusammengenommen werden, auf **2 Rthlr.** und einzelne Blätter à **16** gGr. herab.

Für die colorirten Ex. bleibt der Preis à Bl. 2 Rthlr.

C. Löffler'sche Buchhandlung (**C. Hingst**) in Stralsund.

---

[436] Im Verlage von **Ludwig Kohnen** in Köln und Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden,

herausgegeben von

Alfred Reumont.

Mit acht Stahlstichen und einem Titelkupfer.

Nach Original=Zeichnungen.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

1 Band kl. 8. von S. XXIV 382. Velinpapier. geb. 2 Thlr. 10 Sgr. oder 4 fl. rhein.

Ihre Majestät die Königin hat huldreich deren Widmung angenommen.

Der Herausgeber hat dem Reisenden am Rhein einen unterhaltenden Begleiter, dem Heimkehrenden ein Erinnerungsbuch geliefert, und wenige Bücher möchten sich so zu Geschenken eignen, wie das vorliegende. Die typographische Ausstattung ist höchst elegant.

---

[435] **Neuer Verlag**

von **H. R. Sauerländer,** Verlags=Buchhandlung in Aarau.

Im Jahr 1844 erschienen.

Aehrenlese von H. Zschokke. Zwei Theile. 8. geb. 3 fl. 45 kr. — 2 Thlr. 12 Gr.

Ben. Dalei's (Fr. Jos. Egenter) Dichtungen für Kinder verschiedener Altersstufen. 12. geb. Auf Maschinenpapier à 54 kr. — 15 Gr. Weiß Druckpapier à 45 kr. — 12 Gr.

C. Hirzels praktische französische Grammatik. Neue vierzehnte umgearbeitete Auflage von Prof. Conrad von Orelli, mit Tabellen und mehreren Bogen vermehrt. gr. 12. à 1 fl. 12 kr. — 16 Gr.

Das Urevangelium, der alleinseligmachende Glaube durch Jesum Christum geoffenbart. Von Dr. J. J. Kromm. gr. 12. geh. 1 fl. 45 kr. — 1 Thlr.

Der angehende Lateiner. Regeln zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Von Dr. J. J. Kromm. gr. 12. geb. 24 kr. — 6 Gr.

Das Schweizerische Gewerbeblatt, herausgegeben von Dr. P. V. Bolley. Fünfter Jahrgang.

Der Schweizerbote nebst **Unterhaltungsblatt** für 1844, erscheint wöchentlich dreimal. gr. 4. 41ster Jahrgang. 5 fl. 30 kr. — 3 Thlr. 16 Gr.

Beide Zeitschriften sind besonders für Anzeigen in der Schweiz geeignet, wo sie allgemein bekannt werden.

Der evangelische Katholicismus. — Beitrag zur Begründung der Wahrheit: daß nur die reine Lehre des Evangeliums sich zur allgemeinen Religion und Kirche eigne. gr. 12. geh. 2 fl. 30 kr. — 1 Thlr. 12 Gr.

Stunden der Andacht, 23ste Auflage in einem Bande im niedrigsten Preise. gr. 4. 3 fl. 44 kr. — 2 Thlr. 12 Gr.

Von dieser wohlfeilsten Ausgabe für unbemittelte Stände soll auf Begehren eine kleine Anzahl von drei Exemplaren im Nettopreise à 3 fl. — 2 Thlr. per Exemplar, also 9 fl. — 6 Thlr. für drei Exemplare erlassen werden.

Stunden der Andacht in sechs Bänden. 24ste Auflage, in gleichem Preis, Format, Druck und Papier, wie die 22ste Aufl. gr. 12. 7 fl. — 4 Thlr. 16 Gr.

Dieselbe 24ste Aufl. in 6 Bänden auf weißem Maschinen=Papier à 9 fl. — 6 Thlr.

Zschokke's Novellen und Dichtungen. Zehn Theile in Taschenformat, mit der Abbildung von dessen Landhaus, die Blumenhalde genannt. Auf feinem Papier 10 fl. — 6 Thlr. 16 Gr.

— Diese Ausgabe ist noch vollständig vorräthig; die Ausgabe auf Druckpapier à 8 fl. — 5 Thlr. 8 Gr. fehlt jetzt gänzlich.

Das Polizeistrafgesetz

für das Königreich Württemberg

mit Erläuterungen

von

Dr. Hermann Knapp,

Ober=Consistorialrath und Ober=Studienrath.

Mit einem vollständigen Register und tabellarischer Nachweisung der auf die einzelnen Artikel des Gesetzes sich beziehenden Stellen der Gesetzesentwürfe und Motion zu denselben, sowie der Commissionsbericht und Verhandlungen beider Kammern der Ständeversammlung.

Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Bei Abnahme von 15 Exemplaren wird ein Frei-Exemplar gewährt.

Unter diesem Titel ist in unterzeichnetem Verlage eine mit einem ausführlichen Kommentar versehene Handausgabe des promulgirten Württembergischen Polizeistrafgesetzes erschienen, welches wegen seines tief eingreifenden Einflusses auf die verschiedensten Lebens= und Berufsverhältnisse nicht blos für den Geschäftsmann, besonders den Bezirks= und Gemeindebeamten, sondern für jeden Staatsbürger von höchster Wichtigkeit ist. In den Erläuterungen wird der Verfasser die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes mit steter Rücksicht auf die seitherige Gesetzgebung commentiren, und das Wichtigste aus den Motiven der Regierung und den der Verabschiedung des Gesetzes vorangegangenen ständischen Verhandlungen mittheilen. Der lebhafte Antheil, welchen derselbe als Mitglied der Kammer der Abgeordneten und der zu Begutachtung des Gesetzentwurfs niedergesetzten Commission an der Bearbeitung des Gesetzes genommen hat, dürfte diesem Commentar ein besonderes Interesse verleihen und der literarische Ruf des Verfassers, welcher dem Publikum durch sein württembergisches Kriminalrecht und seine Bemerkungen zu dem Strafgesetzentwurf rühmlichst bekannt ist, dafür bürgen, daß auch diese Schrift nicht blos den Anforderungen der strengern Wissenschaft genügen, sondern auch durch eine klare und gemeinfaßliche Darstellung dem ausgebreitetsten Kreise von Lesern sich empfehlen werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[423]

Hebel's biblische Erzählungen.

Der bleibende Beifall, welchen Hebel's biblische Geschichten für die Jugend finden, und der neben dem gediegensten Inhalt äußerst niedrige Preis, welcher sie zur Einführung in Schulen ganz besonders eignet, veranlaßt uns auf dieselben wiederholt aufmerksam zu machen:

Dr. J. P. Hebel's

biblische Geschichten für die Jugend.

2 Thle. kl. 8. Preis 36 kr. oder 8 gGr.

Für Katholiken ist eine Ausgabe unter folgendem Titel veranstaltet worden:

Dr. J. P. Hebel's

biblische Geschichten für die katholische Jugend

eingerichtet von einem katholischen Geistlichen.

2 Thle. kl. 8. Preis 36 kr. oder 8 gGr.

Diese Ausgabe ist mit folgender bischöflicher Erlaubniß versehen:
„Da die bibl. Geschichten des Dr. J. P. Hebel, von einem katholischen Geistlichen für die kathol. Jugend einge-„richtet, nichts Anstößiges wider die katholische Glaubens- und Sittenlehre enthalten, vielmehr in einer ange-„nehmen und gemeinfaßlichen Schreibart zur Belehrung und Erbauung trefflich geeignet sind, so wird kein „Anstand genommen, diese Schrift zu approbiren, und zum Gebrauche zu empfehlen."

Gegeben im bischöfl. Generalvikariat in Rottenburg.

Des äußerst wohlfeilen Preises ungeachtet, erhalten Schulanstalten, welche sich an die ihnen zunächst gelegene Buchhandlung wenden wollen, auf 12 noch 1 Exemplar unentgeldlich.

Stuttgart und Tübingen, Oktober 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[433] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Fr. Gottl. Klopstock's

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Ausgabe

in zehn Bänden klein Octav

auf schönem Velinpapier, mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahl, circa 220 Bogen.

Format, Druck und Papier gleich der Ausgabe von Schiller's Werken in 12 Bänden, kl. 8.

Subscriptionspreis 3 Thlr. 8 gGr.

Erste Lieferung oder Band 1—4. Subscriptionspreis 1 Thlr. 8 gGr.

Diese neue Ausgabe unterscheidet sich von allen frühern durch ihre Vollständigkeit, indem sie alle erwiesen von Klopstock herrührenden Werke, auch die für die Geschichte und Entwicklung unserer Sprache so höchst-wichtigen sprachwissenschaftlichen und metrischen Untersuchungen, mehr als fünfzig Bogen, in sich faßt. Die in Band 9 und 10 enhaltenen Werke fehlen in allen frühern Ausgaben, ebenso eine Anzahl Oden, Epigramme rc., welche dem Band V. einverleibt sind. Es wird den Besitzern solcher frühern Ausgaben angenehm seyn, zu erfahren, daß diese Nachträge in zwei Bändchen gesammelt und einzeln zu billigem Preise abgegeben werden. Trotz der bedeutenden hiedurch verursachten Auslagen ist der bisherige Verkaufspreis unverändert beibehalten.

Die zweite Lieferung liegt zur Versendung bereit und die dritte wird im Monat November ausgegeben.

Moritz Aug. v. Thümmel's

sämmtliche Werke

in acht Bändchen klein 8.

Neue wohlfeile und elegante Stereotyp-Ausgabe circa 110 Bogen auf schönem Velinpapier.

Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahl.

Subscriptionspreis 2 Thlr. 8 gGr.

Format, Druck und Papier wie die Stereotyp-Ausgaben von Schiller und Klopstock.

Erste Lieferung oder Band 1—4. Subscriptionspreis 1 Thlr. 4 gGr.

Die zweite Lieferung dieser neuen Ausgabe, Band 5—8 enthaltend, wird in wenigen Tagen ausgegeben werden.

Leipzig, Sept. 1844.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Freiligrath's Gedichte.

Neueste Ausgaben.

[426] In Unterzeichnetem sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

a) Octav-Ausgabe (6te Aufl.) mit dem Bildnisse des Verfassers. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.
b) Miniatur-Ausgabe (7te Auflage) in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Diese Sammlung von Gedichten, deren Erstlinge den Namen ihres jugendlichen Verfassers schon vor Jahren in den Mund aller Freunde frischer Poesie gebracht haben, ist schon zu allgemein bekannt, als daß sie noch einer Empfehlung bedürfte. Die geistreiche Behandlung der Sprache, der metrischen Formen und des Reimes, so wie die künstlerische Verarbeitung neuer Stoffe, die begeistertes Studium der Erd- und Völkerkunde an allen Enden erbeutet und feurige Phantasie mit dichterischer Glut durchdrungen hat, noch mehr aber der Freimuth und die edle patriotische Gesinnung werden sich in dieser Zusammenreihung des Besten, was der Dichter geleistet, in ihrer seltenen Eigenthümlichkeit herausstellen. Auch die Zugabe von Uebersetzungen französischer und englischer Lieder aus der neuesten Epoche, zu deren Bearbeitung derselbe seinen Beruf schon seit längerer Zeit bewährt hat, ist dem Leser ohne Zweifel willkommen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[434] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat September 1844.

Größere Aufsätze.

Die Verhältnisse in Mesopotamien. — Die Pissavapflanze in Brasilien. — Skizzen aus China. 6) Die Hauptstadt von Futschuen. — Der Tindsee. — Französische Städte. (Nach Blanqui.) — Die Slawen in Schlesien. — Obermesopotamien. — Die Drusen. — Diran. — Altkastilien und seine Hauptstadt. — Die Galeerensklaven in Frankreich. — Der Schutt in den ägyptischen Städten. — Skizzen aus London. 1) Die Hinreise. 2) Die Bevölkerung Londons unter dem statistischen Gesichtspunkt einer Bürgerschaft. 5) Das Colosseum in seiner neuen Gestalt. — Die Wüste von Nubien. — Beschäftigung des Volkes in England. — Scenen aus Spanien: Eintritt in Altkastilien; Toledo; Somosierra; Buytrago; Madrid; Logronno; die Ebene von Irun. — Neapolitanische Spitzbubenschliche. — Skizzen aus Nubien: der Tempel zu Derr; Omm el Hebal. — Notizen über die englische Bevölkerung. — Ausflug nach Italien. — Montevideo und Paraguay. — Der Midsvand in Norwegen. — Die Mahratten im westlichen Indien. — Darau. — Oberst Hamiltons Erinnerungen an Columbien. Zweiter Abschnitt. — Die thebaische Wüste in Siwah. — Die Ruinen von Cyrene. — Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft zu Paris.

Chronik der Reisen.

Tschichatschews Reise über die Anden und durch die Pampas. 1) Reise über die Anden. 2) Ritt durch die Pampas.

Kleinere Mittheilungen.

Verbindung Algiers mit dem Innern. — Geschichtliche Preisaufgabe der französischen Akademie. — H. B's. Carricaturen. — Fortschritte der Seedampfschifffahrt in England. — Das Riesenteleskop des Lord Roß. — Die Insel Ischaboe. — Versteinerter Wald in Texas. — Lager fossiler Knochen in Amerika. — Ungeheure Zahlung für ein Musikstück. — Cisterciensferkloster in England. — Das archäologische Journal in England. — Filtrirung im Großen zu Paris. — Ansicht über Warners Zerstörungsmaschine. — Wiederbenützung alter Seide. — Der Isthmus von Tehuantepec. — Der Name Mogador. — Die Kohlenlager in England. — Das Bündniß zwischen Montevideo und den benachbarten Provinzen. — Schallverhältnisse in den Gebirgen. — Bündniß der Engländer auf dem Cap mit den Griquas. — Der Bau der Corinthen auf den jonischen Inseln. — Münzenverkauf in London. — Die Eisenproduktion in Frankreich. — Seewassertemperatur. — Urtica nivea. — Die englische archäologische Gesellschaft. — Egyptisch-persische Antiquität. — Unbekannte Indianerrace auf Trinidad. — Versteinerter Wald in der Nähe von Cairo. — Die Beförderung der indischen Post durch Frankreich. — Die Insel Keg. — Die englische und französische Flotte. — Der Reisende Bonomi. — Python natalensis. — Die barmherzigen Schwestern in England. — Reisbau in der Camargue. — Die Dertawi in Algier. — Ein neuer norwegischer Läufer. — Aufhöhung des Bodens in London. — Alter von Mogador. — Preisfrage über Ersetzung des Runkelrübenbaues. — Ericksons bewegende Kraft. — Entdeckung in Senegambien. — Beleuchtung von London. — Nachricht von der Insel Ischaboe.

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche resp. Postämter und Bu[illegible]dlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Die

Geschichte der Seele.

Von

Dr. G. H. v. Schubert.

Dritte Auflage.

Nebst acht lithographirten Tafeln.

gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 21. Oktober 1844.

— Das also sind die Reizungen,
Die ungestraft kein Mann erblickt?

Schiller.

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Ich hatte vor Kurzem die in schwarze Gewänder gehüllte Gestalt der berüchtigten und für Manche noch jezt nur berühmten Lafarge sich über die Brüstung der Platform des Gefangenhauses zu Montpellier lehnen sehen. Der Eindruck dieser schwermüthigen Erscheinung verfolgte mich seitdem, um so mehr, da meine Ueberzeugung von der Schuld der als Giftmischerin Verurtheilten wankend geworden war. So hörte ich mit größerem Interesse die Mittheilungen, welche ein junger Mann vom Glandier mir über die frühere Bewohnerin desselben machte. Alle Personen ohne Ausnahme, welche sich der merkwürdigen Frau näherten, wurden durch die Persönlichkeit derselben wie mit magnetischer Gewalt gefesselt. Madame Lafarge war außerdem der rettende Engel aller Nothleidenden, welche sie erreichen konnte, und von denselben angebetet; ja die Umwohner des Glandier sollen noch jezt von der Unschuld der Angeklagten überzeugt seyn. Das Bewußtseyn der Unschuld habe ihr das Gefühl der Sicherheit eingeflößt, das ihr verderblich geworden. Sie wurde nämlich erst am vierten Tage, nachdem die Anklage gegen sie anhängig gemacht worden, gefänglich eingezogen; alle ihre Freunde riethen ihr zur Flucht, und ein reicher Edelmann der Nachbarschaft stellte der Bedrohten zu diesem Zwecke sein ganzes Vermögen zur Verfügung; sie aber wies standhaft alle derartigen Mittel der Rettung zurück. Kannte sie etwa nicht die Worte eines Lebensphilosophen: „Si on m'accusait d'avoir empoché les tours de Notre Dame, je me sauverais d'abord et je plaiderais après?"

3. An die Frau Geheimeräthin T. in Z.

Clermont, den 8. Juli.

Ich bin seit gestern in Clermont, der Hauptstadt der Auvergne, d. h. in einem Lande, welches in so vielfacher Hinsicht anziehend ist, daß der einfache Berichterstatter, auch ohne alles eigene Verdienst, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln hoffen darf. — Sie sehen daraus, daß ich hier auf meinem Terrain bin.

Ich war so glücklich, vorgestern in Brive einen Platz in der Malle zu finden. Die Courriers oder Malleposten sind das vorzüglichste Beförderungsmittel, über welches der Reisende in Frankreich verfügen kann. Wagen, welche Eleganz und Bequemlichkeit in hohem Grade vereinigen, außerordentliche Schnelligkeit, höchste Regelmäßigkeit des Dienstes, nur unbedeutend höheres Personengeld als in

den Diligencen, sind Vorzüge, welches dieses Reisemittel sehr empfehlen; aber eben deßhalb ist der Andrang zu demselben so groß, daß die beiden einzigen, für Passagiere bestimmten Plätze darin nur selten zu haben sind, namentlich auf Zwischenstationen der großen Postlinien. Wollte man durchaus etwas tadeln, so könnte man sagen, daß in bergigen Gegenden die Schnelligkeit der Fahrt nicht selten verhängnißvoll wird. Diesem Uebelstande entgeht man aber in den gewöhnlichen französischen Diligencen eben so wenig.

Französische Sorglosigkeit und französischer Leichtsinn sind gewiß nirgends gefährlicher, als bei Condukteurs und Postillons, wo sie auf Kosten der Reisenden sich geltend machen. Täglich rügt die französische Presse die Unglücksfälle, welche auf solchem Wege herbeigeführt werden, wer aber kann den Mohren weiß waschen! — Der wahre französische Postillon ist ein perpetuum mobile. Nicht fünf Minuten ist er an derselben Stelle zu finden; jede Laune des Bodens ist für ihn Veranlassung zur Veränderung seines Platzes; bald läuft er neben, bald hinter dem Wagen her, bald steht er auf dem Wagentritte, bald klettert er wieder auf seinen lustigen Sitz hinauf; oft fährt er steile Abhänge hinab, indem er die Zügel kaum in seiner lässigen Hand hält, ein anderesmal hängt er sie, seinem guten Sterne vertrauend, an der Lehne seines hohen Bocks auf; fallen sie von da zwischen die Pferde hinab, so findet er eine willkommene Beschäftigung darin, sie mit dem Peitschenstiele wieder aufzuheben. Das Schicksal der Reisenden hängt in solchen kritischen Augenblicken von der Güte der Hemmmaschine ab, welche der Condukteur von seinem Posten aus mittelst einer Kurbel handhabt. Wollen Sie unter unzähligen Beispielen nur eines von den Folgen des gerügten Fehlers, so brauche ich bloß zu wiederholen, was mir vor einigen Tagen erst ein Kaufmann aus Lyon mittheilte.

Der Erzähler befand sich in einer stark besetzten Diligence, wenige Stationen von Lyon. Es war tiefe Nacht, so daß alle Passagiere schliefen. Der Schwager spannt seine Pferde aus und zieht dieselben in den Stall, um seinen Nachfolger von seiner Ankunft zu benachrichtigen; der Schirrmeister hatte sich gleichzeitig in das Postbureau begeben. Wie groß aber ist das Erstaunen des mit den frischen Pferden anlangenden Postillons, als er die Diligence nicht findet. Er ruft den Condukteur, welcher das Räthsel eben so wenig zu lösen weiß. Da aber dringt von fern der Hülferuf zu den Ohren der Staunenden. Der vorige Postillon hatte auf der sehr abschüssigen Straße vor dem Posthause seine Pferde ausgespannt, ohne daß der Wagen gehemmt worden wäre; dieser fängt an rückwärts zu rollen und unglücklicherweise nimmt er die Richtung nach dem Rande der Chaussee, an welche ein schwindelerregender Abgrund stößt. Den schlafenden Passagieren ist die Bewegung entgangen, erst der Sturz in die Tiefe weckt sie. Durch eine besondere Fügung der Vorsehung stößt der ungeheuer große und schwer beladene Wagen, nachdem er bereits zweimal um und um gestürzt ist, an ein paar starke Bäume, die aus der in senkrechten Felsen sich aufthürmenden Wand am Wege vorstehen; eben so unerwartet widerstehen die Stämme dem Stoße und die Diligence bleibt über einer mehrere hundert Fuß tiefen Kluft aufgehängt. Die tiefste Dunkelheit umgibt die Scene des Entsetzens im Innern des Wagens; einige der Reisenden wollen versuchen, durch die Fenster in's Freie zu gelangen; ihr Fuß findet keinen Stützpunkt und die erwachende Muthmaßung ihrer wahren Lage fügt derselben noch die tödtliche Angst hinzu, daß die leiseste Bewegung unter den Insaßen dieses eigenthümlichen Gefängnisses die Fortsetzung des Sturzes herbeiführen möchte. Der Condukteur, welcher mit allen Bewohnern des Postgebäudes herbeieilt, ist außer Stande, den Opfern seiner Nachlässigkeit Hülfe zu bringen; denn der Felsenabhang ist zu steil, als daß man hinabsteigen könnte, und es finden sich zur Stelle keine Stricke, die lang und stark genug wären, um die Verunglückten nach und nach herauf zu winden. Es muß von der einsam liegenden Posthalterei erst nach einem Dorfe in der Umgegend geschickt werden, und zwei Stunden vergehen, bevor Leute mit den nöthigen Rettungsmitteln ankommen. Nun werden die Passagiere, einer nach dem andern heraufgezogen. Zwei von zehn Personen waren durch den Fall getödtet und alle übrigen mehr oder weniger bedeutend verwundet. — Ich würde an dieser etwas fabelhaft klingenden Begebenheit gezweifelt haben, wenn nicht das Journal „Le Rhône" dieselbe bald nachher nach allen Einzelnheiten bestätigt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Obristwachtmeister Johann Philipp Otto aus Strasburg.

(Fortsetzung.)

Im Ganzen war Otto sieben Jahre lang Sklave bei den Türken gewesen. Von Malta aus begab er sich nach Neapel, wo er spanische Kriegsdienste nahm. Von Neapel mußte er nach Sicilien, und nach einigem Aufenthalte zu Palermo und Messina nach Ragusa. Von dieser Stadt kam er wieder nach Palermo zurück, von wo er nach Valencia in Spanien ging. Nach längerem Aufenthalte zu Madrid wanderte Otto nach Montorda, um unter dem

Herzog von Bourneville gegen die Portugiesen zu dienen. Dieser hatte damals drei deutsche Regimenter bei seinem Heere. Da aber diese Deutschen seit Jahr und Tag keinen Sold gesehen hatten und auch sonst vernachlässigt worden waren, so gingen sie sämmtlich zu den Portugiesen über, welche sie mit Freuden aufnahmen und jedem Deutschen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, drei Monate Sold ausbezahlten. Nach dem Friedensschluß zwischen Spanien und Portugal erhielten die Deutschen ihren Abschied. Weil sich Otto durch Spanien in seine Heimath zurückzukehren nicht getraute (die spanische Regierung hatte die deutschen Ueberläufer für vogelfrei erklärt), so hielt er sich ein Vierteljahr zu Lissabon auf, wo er „forcirt worden, sein Stück Brod durch das Drahtzieher-Handwerk zu gewinnen."

Da ihm dieß in die Länge schwer fiel, wohl auch, weil der liebe Mann kein großes Behagen mehr am ruhigen Leben eines Drahtziehers finden mochte, so suchte er wiederum Dienste, und zwar zuerst in Marocco, sodann in Algier und Tunis, allein vergebens. Mangel und Noth trieben ihn bis nach Egypten. Hier nahm er in Alexandrien bei Ibrahim Bassa Dienst und ließ sich in eine Janitscharenoda oder Compagnie einschreiben. Mit dieser kam er nach Cairo, später aber sogar bis Assuan, an der Grenze Oberegyptens. Als Ibrahim als Gesandter nach Habessinien geschickt wurde, begleitete ihn Otto. Auf dieser Reise gelangte er bis Porsena und Abussina, und von dieser Hauptstadt Habessiniens nach Agussa, von wo er nach Assuan, Cairo und Alexandrien zurück reiste. Später begleitete er seinen Herrn nach Damaskus und Jaffa. Von diesem Hafen aus ging die Fahrt nach Cypern und Tripoli, nach Antiochien und Aleppo, und von Aleppo nach Mecca. Von dieser heiligen Stadt zog ein türkisches Herr von 150,000 Mann, wobei auch Otto, gegen die Perser aus, deren Schach Abas, ein Sohn des Schach Fefo Morsa, ein Heer von 200,000 Mann zusammengebracht hatte. Auf ihrem Zuge gegen Damaskus wurden die Türken von den Persern angegriffen und gänzlich geschlagen. Dieß geschah im Jahr 1666.

Unter den Gefangenen befand sich auch Otto. Er wurde nach Bagdad geschleppt, später aber als Sklave nach Ispahan verschenkt. Hier, in der Hauptstadt Persiens, mußte er zwei Jahre lang bei einem persischen Statthalter „als ein Frauenzimmeraufwärter sklavischer Weise" dienen, „bis er wegen der Frauenzimmer Pallardiso nacher Susa am Euphrat zu einem ebenmäßigen Statthalter geschickt wurde, wo man ihn zwei Jahre im Sklavenstand für einen Aufwärter gebraucht." Von Susa ging er mit einer mongolischen Gesandtschaft nach Pentua, und fuhr über den Indus, über den Ganges, und gelangte nach Magoa. In dieser mongolischen Residenz diente Otto bei einem königlichen Rath Namens Juralim zwei Jahre als Sklave. Als Juralim vom Großmogul Schajaham an den Schach Abas II. als Gesandter abgeschickt wurde, nahm er unsern Deutschen mit nach Ispahan, wo er ihm wegen seines guten Verhaltens die Freiheit schenkte.

Anstatt aber die Freiheit zur Rückkehr nach Europa zu benützen, nahm Otto Kriegsdienste bei den Persern. Diese lagen damals gegen die Türken zu Felde. Bei Bagdad kam es zur Schlacht. Die Perser wurden mit einem Verluste von vielen tausend Todten und Gefangenen geschlagen. Auch Otto gerieth in Gefangenschaft. Er gab sich übrigens sogleich zu erkennen, daß er vor sechs Jahren unter Ibrahim Bassa zu Alexandrien gedient, worauf er nebst andern Gefangenen in diese Stadt geschickt wurde. Sein ehemaliger Herr nahm ihn mit großer Freude auf und behielt ihn vier Jahre bei sich, „mehr als einen Diener, denn als einen Sklaven."

Da er von Ibrahim die Erlaubniß hatte, mit den Christen in Alexandrien umzugehen, so versprachen ihm diese, ihn loszukaufen und seinem Herrn 36 Rosenobel für ihn zu erlegen. Wirklich hielten sie auch ihr Versprechen, allein Ibrahim war so großmüthig, daß er nicht bloß diese 36 Rosenobel nebst der Freiheit unserem Deutschen seiner treu geleisteten Dienste wegen schenkte, sondern auch noch 20 Rosenobel als Reisegeld hinzufügte. Otto segelte nun auf einem Kauffahrteischiffe nach Sicilien. Von dieser Insel reiste er nach Frankreich und über Lyon und Paris nach Calais, von wo er zur See nach Rotterdam sich begab. In dieser Stadt nahm er Dienste bei der ostindischen Compagnie und machte die Fahrt nach den Inseln Japan, Java, nach Deuphan u. s. w. mit.

Während er in Diensten der Compagnie stand, brachte er es vom Gemeinen zum Gefreiten, zum Corporal und endlich zum Sergeanten auf dem Admiralschiffe des berühmten holländischen Seehelden Cornelius Tromp. Aus Indien nach Holland zurückgekehrt, nahm Otto Dienste bei der Republik der vereinigten Niederlande unter dem Wangenheimschen Regiment, und wurde unter der Leibcompagnie desselben Fähnrich. Als solcher machte er die Belagerung von Grave mit, wobei sein Regiment großen Verlust erlitt und er selbst „sehr übel geschossen und gequetscht worden." Nach Uebergabe der Stadt wurde der Ueberrest seines Regiments zu Bonn „untergestoßen," Otto selbst aber erhielt den Abschied.

Von Bonn begab er sich nach Straßburg, seiner Vaterstadt, „allwo mich" — sind seine eigenen Worte — „mein Vater nicht mehr für sein Kind erkennen wollen, mit diesem Vorgeben, sein Sohn wäre längst vor zehn Jahren in Sicilien geblieben. Nachdem ich ihm aber das Maal, so ich mit auf die Welt gebracht, gewiesen, hat

er mich nachgehends für seinen Sohn erkannt und aufgenommen."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Theater. — Concurse.

Molière hat die lächerliche Seite dieses Rambouilletschen Salons in seinem Lustspiele les précieuses ridicules gegeißelt und nicht wenig dazu beigetragen, den Geist der Künstelei aus der Literatur zu vertreiben. Diese Gesellschaft im Hotel Rambouillet hat Madame Ancelot sehr gut geschildert, und ihr Vaudeville könnte, wenn die Chansons weggenommen würden, fast auf den Titel eines Lustspiels Anspruch machen. Zu bemerken ist, daß Madame Ancelot, welche mit diesem geistreichen Salon der guten alten Zeit so gut bekannt ist, den Vorsitz in ihrem eigenen Salon führt, wo sich die schönen Geister dieser Zeit, nicht allein einheimische, sondern auch fremde (in diesen Tagen sah man daselbst den dänischen Dichter Oehlenschläger) versammeln; auch hier wird ausnehmend viel Geist gemacht, nur in anderem Styl als damals.

Die jungen Tonkünstler der école des beaux arts haben alle Jahre eine Cantate zu setzen, und die gekrönten Stücke werden dann in öffentlicher Sitzung ausgeführt. Mich dünkt, die Akademie thäte wohl, wenn sie zuweilen den Concurrenten etwas Anderes aufgäbe. Einer der Gekrönten war dießmal ein kaum siebzehnjähriger Jüngling. Sein halb deutscher, halb französischer Name, Renaud de Vilback (eigentlich wohl Wilbach), läßt vermuthen, daß er deutschen Ursprungs ist. Obgleich nun aber jährlich zwei junge Tonkünstler gekrönt werden, und vielleicht zehn andere sich um dieselbe Ehre bewerben, so sieht man doch seit einigen Jahren keinen neuen Componisten sich auszeichnen. Auber hat seine besten Kräfte erschöpft, wie es scheint, und Adam ist jezt der einzige, welcher große Opern sezt. Zwar besizt die Akademie noch Spontini; aber dieser komponirt keine Opern mehr, hält keine Schule, und lebt nicht einmal immer in Frankreich. Zwar fehlt es nicht an jungen Componisten, welche hübsche Operetten setzen; fast jeden Monat kommt eine neue zum Vorschein, aber nur, um schnell wieder zu verschwinden. Die komische Oper ist auch klug genug, sich nicht ganz auf die jezige musikalische Generation zu verlassen und zuweilen ältere Operetten vorzunehmen, was auch, wenn ich nicht irre, eine der Bedingungen ist, unter welchen ihr der Staat jährlich eine bedeutende Unterstützung zukommen läßt, wie der großen Oper und dem Théâtre français. So hat sie neulich Dalayracs „Gulistan," der seit vielen Jahren nicht gegeben worden war, wieder vorgenommen. Aber auch hier, scheint es, hat man nöthig gefunden, die Partitur nach dem heutigen Geschmacke zu verschönern, das heißt die Instrumentirung zu verstärken, besonders mit Blasinstrumenten. Dalayracs Musik fängt bereits an zu veralten, und man muß sie verjüngen, wenn sie den Parisern behagen soll. Eine Menge dramatischer Werke theilen dieses Schicksal. So hatte die Oper früher ein Ballet, „Telemach auf der Insel der Calypso," welches mit vielem Beifall gegeben wurde und worin sich der berühmte Vestris auszeichnete. Verwichenen Sommer hat die Oper dieses Ballet unter dem Titel „Eucharis" wieder aufgefrischt. Allein in den Collegien lernt man lange Stellen aus Fenelons Telemach des schönen Styls wegen auswendig. Die erwachsenen Franzosen sind daher Telemachs, Calypsos und Eucharis herzlich satt, und dieß mag Schuld seyn, daß das genannte Ballet fast mit Spott aufgenommen wurde und zu einer drolligten Parodie auf einem kleinen Theater Anlaß gegeben hat. An dieser Parodie ergözt sich das lose Publikum mehr, als am feierlichen Ballet, in welchem es auch an einem Vestris fehlt. Zwar ist jezt nicht mehr Telemach, sondern die Nymphe die Hauptperson, und die Nymphe tanzt recht anmuthig; dieß genügt aber den Zuschauern nicht. Ueberhaupt will der alte historische und mythologische Stoff dem heutigen Geschlechte nicht mehr munden; man hat es in den Schulen damit überladen.

Noch erwähne ich aus dem laufenden Monat eines Concurses, der für Deutsche besonderes Interesse hat, nämlich der Prüfung der Candidaten zu Professuren der fremden Sprachen an den französischen Gymnasien oder Collegien. Dieser Concurs findet alle zwei Jahre statt und wird einige Monate zuvor ausgeschrieben. Man fordert von den Concurrenten, daß sie in Frankreich das Baccalaureat erhalten, oder in ihrem Vaterlande einen demselben entsprechenden Grad erworben haben. Für jede der Sprachen ernennt der Minister des öffentlichen Unterrichts eine Commission aus drei Mitgliedern, wovon das erste, als Vorstand, ein Generalinspektor der Universität zu seyn pflegt; die beiden andern sind Professoren an öffentlichen Unterrichtsanstalten. Beim Concurse vor zwei Jahren erschienen mehrere Deutsche, welche sich hatten einschreiben lassen, nicht, weil kein geborner Deutscher unter den Richtern saß, keiner, welcher geläufig deutsch sprach. Dießmal hat es der Minister besser gemacht. Die drei von ihm als Jury ernannten Examinatoren waren der Generalinspektor Matter, ein Elsäßer, Adler-Mesnard und Fix, beide Deutsche und Professoren der deutschen Sprache an hiesigen Unterrichtsanstalten. Es hatten sich über Vierzig einschreiben lassen, aber es erschienen nur ungefähr Dreißig; darunter waren manche Deutsche, denen die deutsche Sprache eben nicht sehr geläufig ist, Israeliten, Polen, Elsäßer und Lothringer. Die Lothringer namentlich bestehen selten gut; bei den Elsäßern geht es besser, aber ihre Aussprache ist oft sehr fatal, wenn sie sich nicht in Deutschland selbst gebildet haben. Auffallend ist die Menge junger Juden aus Deutschland bei diesem Concurse. Sie sind sämmtlich aus deutschen Ländern, in welchen die Israeliten noch vom öffentlichen Unterricht ausgeschlossen sind. Ich habe mehrere derselben gesehen, welche mit Thränen in den Augen klagten, daß man ihnen in ihrem deutschen Vaterlande unter keiner Bedingung gestatte, ihrem innern Berufe zu folgen, und daß ihnen nichts übrig geblieben sey, als auszuwandern und ein anderes Vaterland zu suchen, wo man sich nicht darum bekümmere, was sie glauben, sondern was sie wissen. Es kommen daher auch viele jüdische Gelehrte und Literaten nach Frankreich; überhaupt findet man wohl nirgends in den gelehrten Ständen so viele Juden, als in Frankreich.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 22. Oktober 1844.

Aus dem Soldaten kann Alles werden,
Und wer's zum Korporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht.

Schiller.

Der Obristwachtmeister Johann Philipp Otto aus Strafsburg.

(Schluß.)

Nach kurzer Frist wurde unserem Abenteurer die Zeit zu lang bei seinem Vater; er hatte noch keine Ruhe und nahm wieder Kriegsdienste, und zwar kaiserliche. In diesen war er zuerst Lieutenant beim Regiment des Grafen Arco, sodann Lieutenant und „Regimentsparteigänger" beim Stadlischen Regiment. Im Ganzen stand er gegen zwei Jahre beim kaiserlichen Militär. Als im Jahre 1679 der Frieden erfolgte, wurde das leztere Regiment bei seinem Herausmarsche aus Böhmen zu Teutschwitz, einem Dorfe bei Saalfeld in Thüringen, abgedankt. Da auch Otto hiebei den Abschied bekam, so begab er sich wieder nach seiner Vaterstadt, reiste aber bald „auff eigene Plaisir" mit Kaufleuten nach Mainz und Köln. Nach einigem Aufenthalt in lezterer Stadt besuchte er Amsterdam, Leyden und Rotterdam, wo er sich nach England einschiffte.

Zu London wurde er vom Prinzen Robert, damals Vicekönig von Irland und Generaladmiral, als Kapitänlieutenant auf dem Admiralschiffe angestellt. Mit eben diesem Prinzen begab er sich nach Irland und erlernte zu Londonderry die Büchsenmeister- und Feuerwerkerkunst. Nachdem er zwei Jahre in englischen Militärdiensten gestanden, nahm er seinen Abschied. König Karl II. gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Churfürsten von der Pfalz mit; allein ehe er solches an seine Adresse abgab, fand er unterwegs für gut, Dienste bei dem Churfürsten von Köln zu nehmen. In dieser Stadt lebte er neun Monate in Garnison als Lieutenant.

Als er nach Verfluß dieser Zeit seinen Abschied erhielt, reiste er endlich zum Churfürsten von der Pfalz und überreichte ihm zu Mannheim das königliche Empfehlungsschreiben. Der Churfürst las hierauf sogleich selbst vierzig Mann aus seinen Truppen zu Grenadieren aus und sezte über diese unsern Otto als Grenadierlieutenant. Zu Weinheim hatte er diese zu exerziren. Nach Verfluß eines Vierteljahrs ließ ihn der Churfürst mit seinen vierzig Grenadieren nach Heidelberg kommen, las noch achzig Mann aus den verschiedenen Regimentern Mann für Mann heraus und bildete so eine Leibcompagnie von 120 Mann, über die er Otto als Hauptmann sezte.

Nachdem er von 1682 bis 1687, also fünf Jahre, während deren er drei Feldzüge in Ungarn wider den Erbfeind des christlichen Namens als Stück-Obristwachtmeister mitgemacht, als Grenadierlieutenant, Hauptmann und Obristwachtmeister in pfälzischen Diensten gestanden,

erlangte er seinen Abschied, nahm aber sogleich wieder Dienste bei Württemberg, in denen er vier Jahre, wovon drei auf der Festung Hohentwiel, als Grenadierhauptmann blieb. Allein auch hier hatte er, obgleich er bis dahin in zwei Seetreffen, fünf Feldschlachten und bei drei-und-zwanzig Belagerungen gewesen, noch keine Ruhe. Denn er schließt sein Buch mit den Worten: „Weilen ich nun aber jetzund mein Fortun weiters zu suchen gesinnt und um anderwärtliche Dienst, allwo ich mein Avantagement zu finden gedenke, mich resolvirt von hier wegzugehen und anderwärtlich zu angaschiren, als habe vor diesesmal hiemit solch kleines Reißprojekt beschliessen wollen."

Was aus diesem Manne weiter geworden, ist uns unbekannt. Jedenfalls aber können wir ihn als einen Repräsentanten einer damals zahlreichen Menschenclasse betrachten, die, einmal den Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens entrissen, zu denselben zurückzukehren niemals Lust bezeigten, voll ungestümen Thatendranges von Land zu Land sich herumtrieben, die Herrn wechselten wie man ein Kleid wechselt, heute hier verabschiedet, morgen dort wieder Dienste nahmen, in der Hoffnung auf Avancement jedem Ungemach und jeglicher Gefahr trozten, selbst das Herannahen des Alters in dieser Hoffnung vergaßen und nur in Bewegung und Unruhe ihre Ruhe fanden.

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Die Fahrt von Brive nach Clermont bietet einen außerordentlichen Wechsel der Landschaft dar. Von der erstgenannten Stadt bis Tulle bleibt man in einem fast ununterbrochenen herrlichen Kastanienwalde, wie ich einen solchen nie gesehen, ein malerischer Vorzug der Gegend, welcher von den Bewohnern derselben weniger als von den Fremden geschäzt wird, weil er auf einen wenig ergiebigen Boden deutet. Dann sieht man hinter Tulle die nur selten angebauten öden Haidestrecken des von der Natur nur stiefmütterlich bedachten Departements de la Corrèze, wo nichts in der Nähe den Reisenden von den zu seiner Rechten am fernen Horizonte aufsteigenden tiefblauen Ketten des Cantal und der Monts d'Or abzieht. Dann erscheint wieder ein hügeliges Wald- und Getreideland. Doch genug dieser Lokalschilderungen; ich weiß, daß die Gewissenhaftigkeit in der Beschreibung, wie so manche andere an sich lobenswerthe Eigenschaft, unter Umständen leicht langweilig wird, und ich wäre in der That im Stande, verehrte Frau, selbst meinen wenigen guten Eigenschaften zu entsagen, um Ihnen nicht zu mißfallen. — Dazu drängt es mich, in der Auvergne anzukommen, welche meiner Phantasie seit lange schon wie ein Wunderland vorschwebt.

Bourglastic, das erste Städtchen der Auvergne, durch das ich fuhr, spricht durch sein Aussehen nicht eben günstig für das Land meiner Wünsche; aber auch nicht in den Städten und Dörfern soll man die Auvergne suchen und bewundern; die Natur muß hier das erste Ziel des Wanderers seyn, und die Spuren der heftigen vulkanischen Umwälzung, welche den Boden unmittelbar hinter dem eben genannten Orte durchwühlt hat, deuten unabweislich auf jenen Hauptzweck der Reise hin.

Bald nachdem man eine zweite kleine Stadt, das am Fuße der Monts d'Or in einem engen Kesselthale verborgene Rochefort passirt hat, berührt man das große, öde Plateau, auf welchem sich der zuerst durch Pascals Versuche über die Schwere der Luft berühmt gewordene Puy de Dôme, ein riesenhafter Kegel, mit der ganzen Gruppe der diesen Fürsten des Gebirges, gleich Vasallen, unterwürfig umgebenden Höhen erhebt. In den Trümmern, welche diesen des Fleißes des Menschen spottenden Boden bedecken, in der eigenthümlichen Form dieser Berge sieht der Reisende schon im Vorübereilen eine reiche Saat interessanter Betrachtung und Forschung vor sich aufgehen. Hat er nun aber la Barraque, ein aus einigen Wirthshäusern bestehendes Dörfchen hinter sich und somit den östlichen Rand des Hochplateaus der Monts Dôme erreicht, so breitet sich vor ihm ein Bild aus, das seines Gleichen haben mag, aber schwerlich übertroffen werden kann. Plözlich senkt sich der überraschte Blick da, wo er die Fortsetzung einer Ebene gesucht hatte, in einen Abgrund, und dieser Abgrund ist ein weites, im Farbenglanze unbeschreiblichen Reichthums und Wechsels von Gegenständen aller Art hell aufstrahlendes Thal. Da ziehen sich wie flüssiges Gold wogende Kornfelder durch frischgrüne Rebenhügel und Weingärten, da breiten überall in Menge über die Ebene hingestreute prächtige Nuß- und Obstbäume ihre vereinzelten Schatten auf Wiesen und Felder hin, da drängen sich Dörfer an Städte, Schlösser an Dörfer und eine wahre Saat von kleinen Land- und Gartenhäusern füllt die Zwischenräume. Dem Beschauer gegenüber im Osten, und von ihm durch eine Entfernung von neun Stunden getrennt, begrenzt die in sanften Wellen hinfließende Gebirgskette von Forez dieses herrliche Land; im Süden ist dasselbe durch die das Flußgebiet des Allier begleitenden und durch die von den Monts Dôme vortretenden Berge, doch nur scheinbar abgeschlossen (zwischen beiden durch geht die reiche Ebene bis nach Brioude hin); im Norden verliert es sich in dem Nebelstreifen eines unbegrenzten Horizonts. Zu den Füßen des Reisenden aber

erhebt sich amphitheatralisch um einen kegelförmigen Hügel, beherrscht von seiner aus schwarzer Lava erbauten Cathedrale, Clermont, die alte Capitale der Auvergne. Schützend umgeben von einer in die Gebirgskette des Puy de Dôme hineintretenden Bucht in Form eines Hufeisens liegt sie da, die alte Stadt, wie ein Schiff im sichern Hafen. Die prangende Ebene aber, welche wir überschauen und die mit Recht der Garten Frankreichs genannt wird, heißt die Limagne.

Wenn man sich dem Rande der schroffen Bergwand nähert, deren Fuß in der Sohle dieses paradiesischen Thals wurzelt, begreift man nicht, wie man von dieser, gleich einer Klippe nach der Ebene abfallenden Höhe in einem großen, mit vier Pferden bespannten Wagen hinabkommen kann. Selbst wenn man bereits den ersten Schlag des Zickzacks erreicht hat, in welchem der Weg endlos gebrochen an dem steilen Abhange hin und her läuft, erkennt man zwar das Mittel, aber man zweifelt noch am Gelingen; und dennoch müssen die Malleposten im gestreckten Trabe diese in spitzen Winkeln aneinander stoßenden Rampen hinabfahren; denn auf die Strecke von der Barraque bis Clermont (1½ Stunden Weges) sind ihnen nur 25 Minuten Aufenthalt zugestanden; so gleicht denn die Hinabfahrt in der That einem Sturze in die Tiefe. — Der bei der Barraque beginnende Abfall des Gebirges endet erst an den Thoren von Clermont, und man rollt, damit der Uebergang von dem Blicke in die glänzende Ferne zu der entfärbten Nähe recht schroff sey, im pfeilschnellen Laufe in die erste in Koth schwimmende und von der berüchtigten Unreinlichkeit der Auvergnaten rühmliches Zeugniß ablegende Straße der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Schwanengesang.

Die Rose deiner Liebe ist verblüht,
Doch hat mein Sang sie klagend überdauert,
Und Eins erhebt im Schmerze mein Gemüth,
Daß dir mein Lied die Seele tief durchschauert.

Ich nahm dich in mein ganzes Wesen auf,
Und werde nie dich aus dem Herzen bringen,
Vielleicht daß ich in trüber Stunden Lauf
Dich liebevoll in Liedern kann versingen.

Es war ein kurzes, allzukurzes Glück,
Daß ich dein Herz in Liebe ganz besessen,
Da mahnte dich die Pflicht — ich gab's zurück,
Doch fordre nicht, daß ich es soll vergessen.

Was ich vermag, ich will es freudig thun,
Ich will das laute Herz zur Stille zwingen,
Zu seinen Stürmen sagen, daß sie ruhn,
Zu seinen Liedern, daß sie nimmer klingen.

Dafür will ich von deiner Lieb' geweiht
Mit meinen Träumen liebend dich umschweben,
Und aus den Tiefen meiner Einsamkeit
Dich über mich gedankenvoll erheben.

Ich will dafür in schmerzlicher Geduld
Das Angedenken deiner Lieb' ertragen,
Und um die Größe meiner kleinen Schuld
Ein stillbewahrtes, trocknes Röslein fragen.

Und wenn die Träume an ein fernes Glück
Zu Liedern werden, ohne mein Verschulden,
So denke an mein erstes Lied zurück,
Und liebevoll wirst du mein leztes dulden.

Hermann Rollett.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Die Königsberger Säcularfeier. — Das Aktiengesetz.

Ein Sommer ohne Wärme, fast ohne Sonnenschein. Scheint doch selbst der Altweibersommer auszubleiben, auf den wir sonst so stolz sind, und mit Recht. Was läßt sich von einem solchen Sommer melden, der denn auch innerhalb der Mauern unserer Hauptstadt träg und still, nur von Regenfluthen und rauhen Nordwestwinden accompagnirt, dahinfloß? Berlin zehrte an dem Schreck und Entsetzen des Königsschusses, es vergaß die schlesischen Weber und ihre ungestillte Noth über die Wasserfluthen, welche die preußischen Flüsse austreten machten, enthusiasmirte sich für eine Noth, die nach allen Nachrichten mit jener im Gebirge nicht den Vergleich aushält, und feuerte sich jüngst bei der Rückkehr des hohen Königspaars zu neuem Enthusiasmus an, welcher in einer der glänzendsten Illuminationen sich Luft machte. Doch wollte ein Berichterstatter behaupten, daß der Mond am Himmel heller geschienen, als die Lampen; dieß wollen nun einige Patrioten bestreiten, die Sache läßt sich aber nicht mehr entscheiden, da die Lampen ausgelöscht sind und der Mond sich auch wieder verhüllt hat. — Kämpfe sind gekämpft worden in diesen Sommermonaten, aber auswärts, die von entscheidendem Gewicht für unsern geistigen Fortschrittsprozeß sind; aber ich meine nicht die bei Isly, Mogador oder auf Taiti, welche nur unsere Börse etwas erschütterten, uns nicht. Die Wirkungen der deutschen Geisteskämpfe thun sich erst nachträglich, oft sehr spät erst hervor; das ist deutsches Wesen; aber die Wirkungen solcher Schlachten bleiben niemals aus, auch wenn es den Anschein hat, es kümmere sich Niemand darum und man arbeite sich

in die Hände, ihr Gedächtniß zu unterdrücken. Ich fand Berlin nach der Abwesenheit von einigen Monaten sehr still, eine Stimmung, welche die Börse flau nennt, als habe man von der Säcularfeier in Königsberg kaum Notiz genommen. Dieß ist für mich das sicherste Zeichen einer intensiven Wirkung; wenn der Enthusiasmus laut aufjubelt, wenn das Modegespräch sich der Dinge bemächtigt, dann ist es mir ein Zeichen, daß die Stimmung nur auf den Lippen lebt und beim nächsten Windumschlag verschwunden und vergessen ist. — Die Börse haben diese geistigen Kämpfe im fernen Osten nicht berührt, die Börse mit ihren feinen Fühlfäden empfindet nur das Nächste, darin sind ihre Organe außerordentlich geschärft; auf die Wirkung in der Ferne läßt sie sich nicht ein. Sie laborirte in diesem trostlosen Sommer fortwährend an dem unverdauten Aktiengesetz. Welche Elans sie auch nahm, sich wieder in die Höhe zu schwingen, es wollte nicht gelingen. Daher haben denn auch die Kriege in den Zeitungen aufgehört; die Wirkungen blieben monoton oder unbedeutend. Von der andern Seite arbeitete man, das Vertrauen auf die Eisenbahnaktien zu untergraben. Gleichfalls vergebliche, thörichte Mühe; es war eben nur die allgemeine Apathie, welche augenblicklich den Flügelschlag lähmte. Bei den Spekulanten ist der Muth nicht gesunken, sie warten nur eine günstige Zeit ab, entweder den Nachsommer oder einen knisternden Winterfrost; die Nässe hat die Sehnen erschlafft. Bei den Vernünftigen ist er nie fortgewesen, und unter die Vernünftigen rechne ich die Mehrzahl des großen Publikums, welche die Eisenbahnen weder darum für besser hält, weil sie über das Maaß stiegen, noch darum für schlechter, weil man sie unter das Maaß sinken ließ. Sie sieht in ihnen das Symbol einer nationalen Gewerbsthätigkeit, eine Münze, welche das Volk sich selbst prägte. Es hat ein Regal durch Ausdauer erobert; es freut sich desselben. Mag es auch dereinst dasselbe wieder freiwillig abgeben, so bleibt ihm doch das Bewußtseyn, es einst errungen und besessen zu haben. Im Uebrigen ist durch die That nichts geschehen, um das Vertrauen zu den Eisenbahnen zu erschüttern.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Concurse. — Marchands de nouveautés.

Die erwähnten Prüfungen waren, wie sämmtliche Universitätsprüfungen, öffentlich, und hatten eine Menge Deutscher herbeigezogen. Sie waren sehr scharf; die Candidaten mußten erst zusammen ein Dictat aus dem Deutschen in's Französische und ein anderes aus dem Französischen in's Deutsche übersetzen; dann mußte jeder einzeln eine halbe Stunde lang einen Vortrag über einen ihm 24 Stunden zuvor aufgegebenen Theil der Sprachlehre halten, auch ein Stück aus einem der vorgeschriebenen Classiker, Lessing, Herder, Goethe, Schiller und Joh. v. Müller, übersetzen, wobei auch Erörterungen über die Literaturgeschichte, die Etymologie der deutschen Sprache und ihre Verwandtschaft mit andern Sprachen vorkamen; endlich wurden nach dem Loose zwei und zwei einander gegenübergestellt, um über eine literarische Frage, z. B. über den Einfluß der verschiedenen deutschen Dialekte auf die Literatur, über den Geist der deutschen Sprache im Vergleich mit dem Griechischen und Lateinischen u. s. w. zu disputiren. Natürlich gab es da manche Verstöße und die Vorträge waren häufig sehr holperigt. Die Deutschen sind an das öffentliche Reden zu wenig gewöhnt. In diesem Fache waren die Lothringer und Elsäßer den eigentlichen Deutschen überlegen, wogegen jene beim Uebersetzen in's Deutsche zum Theil nicht recht fortkamen. Diese Prüfungen dauerten 14 Tage. Das Resultat ist noch nicht bekannt; es pflegt darüber ein Bericht vom Vorstande der Jury an den Minister des öffentlichen Unterrichts erstattet zu werden, worin er dem Minister ein ausführliches Gutachten über die Fähigsten vorlegt, und vorschlägt, diesen das Brevet de capacité zu ertheilen, was denn auch sogleich geschieht. Damit ist aber der bevorzugte Candidat noch nicht angestellt, dieß gibt ihm bloß den Anspruch auf die Stelle eines Professors der deutschen Sprache in den königlichen Collegien Frankreichs, wenn eine leer wird. Das kann zuweilen länger dauern, als dem Candidaten angenehm ist, und wenn er sich nicht tüchtig umthut, so läuft er Gefahr, vergessen zu werden und hintan zu bleiben. Dieser Concurs kann also nur solchen jungen Deutschen nützlich werden, welche sich in Frankreich angesiedelt haben und denen es nicht an Verbindungen fehlt. Gegenwärtig harrt eine Menge Deutscher, Engländer, Italiener und Spanier der Berichte der Commissionen und der darauf erfolgenden Entscheidung des Ministers. Von den dreißig Deutschen werden etwa zehn oder zwölf vorgeschlagen werden. Die Andern ziehen also eine Niete in dieser gelehrten Lotterie, können sich aber nach zwei Jahren wieder melden. — Gehen wir von der gelehrten Welt zur industriellen über, so erblicken wir gegenwärtig einen außerordentlichen Wetteifer unter den sogenannten Marchands de nouveautés. Man sollte meinen, sie wollen Universalkaufleute werden, so ungeheuer vergrößern sie ihre Magazine, so fabelhafte Massen von Waaren häufen sie auf. In diesem Herbste sind wieder einige neue Magazine eröffnet worden, und unter den ältern haben manche ihre bereits sehr großen Lokale noch mehr erweitert. Abends ist alles voll Glanz in diesen Räumen, die keine Buden mehr sind, sondern den Namen Galerien annehmen, und sich in der That so sehr verlängern, daß sich das Ende in der Perspektive verliert. Man hat ein Carricaturblatt, auf welchem der Eingang eines solchen Magazins dargestellt ist. Ein ankommender schlichter Bürger erkundigt sich nach dem Departement der Schlafmützen, und ein Comptoirdiener antwortet ihm, er solle in der siebenten Galerie den neunten Saal aufsuchen, dort werde man ihn zurechtweisen können. Schon sieht man Magazine der Art die Hälfte mancher Straßen einnehmen, und daselbst hat jeder Artikel, Seidenstoffe, wollene Tücher, Shawls, Leinwand u. s. w. einen besondern Saal, worin es von Ladendienern, Comptoiristen, Packträgern und Aufsehern wimmelt, und wo zuweilen fünfzig Käufer auf einmal bedient werden. Welche Kapitalien müssen dazu gehören, um die Kosten einer solchen riesenmäßigen Anstalt zu bestreiten! Für das Publikum haben sie den Vortheil, daß es hier die Waaren wohlfeiler kauft als in kleinen Läden, und daß es eine größere Auswahl hat. Der Absatz muß aber auch ungeheuer seyn, wenn eine solche Anstalt bestehen soll, und der Sturz derselben müßte mehrere Fabriken zu Grunde richten. Neben diesen Magazinen können keine kleinen Buden mehr bestehen; diese gehen daher auch massenweise ein. Dy.

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 23. Oktober 1844.

Kein Mensch hat noch, im bürgerlichen Leben wenigstens, seinen ganzen Verstand und seine ganze Vernunft gebraucht.

Klinger.

Der Augenarzt und sein Patient.

Patient. Ich danke dem Himmel, daß ich so weit in der Besserung vorgeschritten bin.

Arzt. Gestehen Sie es nur, Sie hatten Anfangs keinen rechten Glauben an mich und meine Heilkunst. Wir sollen zuweilen Wunder thun; aber „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind," wie Goethe sagt.

Patient. Ich bin allerdings ein wenig zu alt, um bei verjährten Dingen des leiblichen Lebens an Wunder zu glauben. Auch wollte ja, wie Sie mir zugeben, trotz Ihren unablässigen höchst dankenswerthen Bemühungen und angewandten Mitteln lange keine Linderung eintreten.

Arzt. Sie sagen „trotz" und möchten wohl lieber sagen „wegen," puisque statt quoique, wie die französischen Politiker wortspielen. Eine gewisse Sceptik gegen die Fachwissenschaften verbirgt sich, wie ich öfters schon bemerkte, bei Ihnen nicht.

Patient. Ich staune die Forschungs- und Combinationsgabe des Menschengeistes an, ich verehre die Würde der Fakultäten; aber wenn es sich von der Anwendung der Scienz im praktischen Leben handelt, da möchte ich jedem Bedrängten zurufen: Mensch, hilf dir selber! Geht's nicht, dann erst frage den Mann des Fachs.

Arzt. Das läuft am Ende auf dasjenige hinaus, was man Superkluge und Einfältige meist thun sieht. — Wenn sie ein Unwohlseyn befällt, so greifen sie zunächst nach oft unpassenden, wo nicht höchst schädlichen Hausmitteln, oder fragen, um nur den ärztlichen Helfer zu umgehen, alte Weiber, Quacksalber, Schäfer, Schinder. — Wenn Einer seinen Erwerb, seinen Besitz bedroht glaubt, so fragt er nicht den gesetzkundigen Rechtsfreund, ob er oder sein Gegner im Recht sey; denn jeder Jurist ist ihm ein Rechtsverdreher, der Eigennutz ist sein Recht. Es ist dem Volke schwer begreiflich zu machen, daß nicht immer das, was es für das Rechte hält, auch Rechtens ist, daß das bürgerliche Gesetz zuweilen dem natürlichen widerstreitet, daß der Buchstabe zuweilen tödtet. Es hilft sich also, wenn es kann, selbst durch Drohung oder Gewalt. Daher der unendliche Hader unter den Menschen, den Winkeladvokaten nähren und ausbeuten, während ein wahrer Rechtsfreund, ein wohlmeinender Richter zum gütlichen Vergleich rathen würden.

Patient. Verehrter, Sie sind recht im Zug; ich lasse Sie reden. Holen Sie Athem, so rede ich.

Arzt. Schimpft nicht auch jeder superkluge Egoist über alle Regierungsmaßregeln und umgeht sie durch Ungehorsam oder Defraudation? Er hilft sich selbst. — Ist's endlich dem Jahreschristen in's Gewissen geschlagen oder fühlt er Glaubensskrupel, so geht er dem Geistlichen, dem Seelsorger wie ein scheuer Hund aus dem Wege,

fürchtet die Mahnungen, verachtet die Tröstungen der Religion und baut sich abseits der Kirche, des Kultus ein bequemes Glaubenssystemchen auf eigene Faust, bei welchem er seine Lästerchen, seinen Wahn noch durchbringt. Er hilft sich selbst.

Patient. Meine unschuldige Rede wird von Ihnen, Verehrter, glänzend mißverstanden. Sie ereifern sich umsonst und hängen bei dieser Gelegenheit dem guten Volk viel Böses an.

Arzt. Wie! habe ich denn nicht recht? Ist es nicht ganz volksthümlich, uns Heilkundige für Ignoranten und Würgengel, die Rechtskundigen für rabulistische Schalke und Blutsauger, die Gottesgelahrten für bigotte, habsüchtige Baalspfaffen zu halten?

Patient. Sie sollen ja recht haben! Das Volk ist wie ein Kind, wie ein Wilder. Es verehrt und schilt seine Götzen, es ruft sie an und schlägt sie, je nachdem sie ihm helfen oder nicht. — Meine Rede, die Sie so in Harnisch gejagt, zielte aber gar nicht dahin. Sie ließen mir nicht Zeit, den wahren Sinn auszusprechen. Jedes kurze Diktum wird ohne Erklärung leicht schief genommen.

Arzt. Nun denn, so erklären Sie Ihr: Hilf dir selber!

Patient. Ich will beim Höchsten anfangen, bei Glaubens- und Gewissenssachen. Zweifel in religiösen Dingen beweisen schon, daß der Mensch keinen bloßen Köhlerglauben hat, daß er denkt. Er ist also schon im Stande, bei der Quelle selbst zu forschen. Zu unserm Heil sind aber die heiligen Bücher bei ihrer Tiefe so klar, daß ein reiner, heller Sinn das Rechte gar wohl finden kann. Die Geistesschwachen fallen überall fremder Leitung anheim, zufällig welcher. — Kommt der Selbstsuchende nicht ganz zum Ziel, so ist er doch eben durch sein Forschen so in diesem Bezirk einheimisch, daß er nur um so besser den Geistlichen wird fragen, seine Aufschlüsse verstehen können. — Wer Gewissensbisse fühlt, der hat wohl schon öfter in sein Inneres hineingesehen. Die Sündenschuld, das Laster sind denkgewandter, als man glauben sollte. Der Sünde geht die Abmahnung, die warnende Stimme voran; der dennoch begangenen folgen Abkühlung, Abspannung, Reue, Entschluß zur Besserung. Wer nur in seiner Seelenangst zum Beichtiger läuft, der will absolvirt werden, will die angewachsene Schuld vom Kerbholz bringen, um neue Sünden darauf zu nehmen. Mein Rath zur Selbsthülfe zielt auf einen nachhaltigern Erfolg. Er will Erforschung des geheimsten Innern, Wahrnehmung der ersten Schritte zum Fehl, Reinigung des Gemüths, Bitte um Kraft von oben, kurz tägliches Erfassen seines bessern Selbst. — So rathe ich dem Menschen als Bürger Erkenntniß seiner Stellung im Staate. Durch die Gesetze geschützt, gefördert wird er sie ohne Mahnung und Rüge befolgen. Sie drücken ihn nicht; ja die meisten sind ihm, dem Freunde der Ordnung, gar nicht gegeben. Prozesse wird er klug meiden. Die Gesetze sind heilig, die Gerichte unabhängig; aber das Recht ist eine Theorie, in der Form starr, in der Anwendung deutsam, dehnbar, und die Richter bleiben doch mit Kopf und Herz Menschen. — Wer aber immer auf seinem vollen Rechte streng besteht, reizt zum Widerspruch, zum Widerstand und lebt stets in Händeln. Hilf dir selbst! heißt: Nimm deine Stellung wahr! leb' in Frieden, so lang du kannst!

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

4. An dieselbe.

Clermont, den 12. Juli.

Ich schreibe Ihnen diesen zweiten Brief aus der Auvergne, wie den ersten, vom hôtel de la poste aus, nachdem ich bereits meine Wanderungen durch Stadt und Land angetreten; die Aussicht, Ihnen von denselben Bericht erstatten zu dürfen, hatte meine Wißbegierde bis zur lebhaftesten Ungeduld gesteigert.

Die Fenster meines Zimmers gehen nach dem Platz Jaude hinaus. Die Einwohner von Clermont sagen Ihnen mit Selbstgefühl, daß dieser Platz einer der größten sey, dessen eine Stadt in Frankreich sich rühmen könne, und ich habe in der That gefunden, daß derselbe an 400 Schritt in der Länge und 125 in der Breite mißt. Leider drückt dieser Vorzug Clermont, wie etwa den Parvenu der Palast, dessen Honneurs er machen soll; denn die meist unbedeutenden Häuser, welche diesen großen Raum umgeben, schrumpfen durch die Ausdehnung desselben vollends zu Hütten zusammen. Dazu kommt noch, daß der Platz, eben seiner Größe wegen, ungepflastert geblieben und sehr schlecht geebnet ist, so daß die bei Regenwetter sich darauf sammelnden Pfützen den guten Bürgern der Stadt schwerlich so viel Vergnügen machen, wie ihren Enten.

Fürchten Sie keine historische Abhandlung, wenn ich Ihnen sage, daß die Form der Stadt Clermont die Folge eines traurigen Ereignisses in ihrer Geschichte ist. Die unglückliche Stadt ward im Verlauf von fünf Jahrhunderten fünfzehnmal belagert, und bei diesen Gelegenheiten gewöhnlich erobert und verwüstet. Nie aber ward ihr so übel mitgespielt wie im Jahre 915, wo die Normannen sie mit Sturm nahmen. Nachdem der Ort geplündert und die Mehrzahl der Einwohner, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, niedergemacht worden war,

wurden die menschenleeren Häuser den Flammen übergeben. Clermont, das mit ungewöhnlicher Lebenskraft sich aus allen vorhergegangenen Unfällen wieder erhoben hatte, schien dießmal seinem Mißgeschicke unwiederbringlich erliegen zu sollen. Die wenigen Einwohner, welche dem durch die Normannen angerichteten Blutbade entgangen waren, hatten sich zerstreut und in den Nachbarstädten Schutz gesucht. Da ward im Jahre 937 Etienne II. zum Bischofe der Auvergne erwählt, und er beschloß, die uralte Hauptstadt seiner Diöcese wieder herzustellen. Er versprach demgemäß den geflohenen Bürgern, ihnen als Preis ihrer Rückkehr unentgeltlich Häuser errichten zu lassen, und bewirkte durch diese Liberalität die Wiedereinwanderung der Emigrirten. — Aber die Mittel des thatkräftigen Mannes entsprachen nicht dem ganzen Umfange seines Willens; er gestattete daher denen, welchen er kein Obdach anbieten konnte, den Bauplatz zu ihren Häusern nach ihrer Bequemlichkeit zu wählen. Das Gedächtniß der lezten Katastrophe, welcher die Stadt erlegen, war zu frisch, um die neuen Ansiedler nicht zu bestimmen, sich mit ihren Wohnungen möglichst dem schützenden Schlosse auf der Kuppe des Hügels zu nähern. So entstand eine planlose Anhäufung von Gebäuden und engen, winkeligen Gassen, und das alte Clermont, das aus einem Gedanken der Furcht hervorgegangen ist, hat bis heute der Anwendung einer ordnenden Idee auf seine chaotische Form unübersteigliche Hindernisse entgegengesezt. Nur wenige neuerdings entstandene Straßen entsprechen dem unser Jahrhundert bezeichnenden Sinn für Symmetrie und Zierlichkeit.

Was aber Clermont vollends entstellt, ist der seinen Bewohnern gänzlich abgehende Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. Ich begreife nicht, warum die Römer, welche die Hauptstadt der Auvergne und die Auvergnaten früher kannten als Paris, nicht lieber jener Stadt den bezeichnenden Namen Lutetia beilegten. Fließendes Wasser in den Straßen und abschüssige Lage derselben sind hier vergeblich sich darbietende Mittel zur Reinlichkeit geblieben. Die Gassen von Clermont gleichen gewöhnlich wahren Kloaken, und nur bei anhaltender Hitze verdrängt der Staub den Koth. Die üble Gewohnheit der Einwohner, allen möglichen Unrath vor ihren Thüren zusammenzufegen, begünstigt jenen mittelalterlichen Zustand der Dinge, und die Polizei gibt, indem sie vorsichtig, wie Jedermann, um die Düngerhaufen herumgeht, das Beispiel der Duldsamkeit. Die einzigen Wesen, welche hier mit dem Zeitgeiste fortgehen, indem sie gegen diesen Unfug ankämpfen, sind ein paar im Solde der Mairie stehende alte blinde Pferde; aber die von denselben im langsamsten Tempo durch die Straßen geschleppten Karren sind unzureichende Werkzeuge einer Reform.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

Einweihung des Goethemonuments.

Wir stehen endlich am Vorabend der Einweihung des Goethemonuments. Am 22sten d. M. soll diese Huldigung dem großen deutschen Dichter in seiner Vaterstadt zu Theil werden, die er frühe aufgegeben, die aber erkannt hat, daß das Philisterthum der damaligen Zeit und mit diesem sie selbst Schuld daran gewesen. Ganz Deutschland wird an diesem Akte Theil nehmen. — Doch ich muß, nach langem Stillschweigen, den historischen Faden erst anknüpfen. „Des langen Streites müde,“ und da man keine geeigneten Pläze herauszaubern konnte, auch nachdem man „definitiv“ beschlossen, das Monument in der Promenade vor der Stadt aufzustellen, vereinigte sich endlich das Comité dahin, die Stadtallee für die Aufstellung zu wählen, und die Behörde, die gegen den Comödienplaz war, hatte nichts dagegen einzuwenden. Wie es gewöhnlich im Leben geht, daß nach langen Berathungen nichts Gescheidtes an den Tag kommt, so war es auch hier der Fall. In ganz Frankfurt ist kein Plaz für die Aufstellung des Monuments ungeeigneter, als die von zwei Häuserreihen eng eingeschlossene Stadtallee, und man kann den Abderitenstreich nur dann einigermaßen wieder gut machen, wenn man dem großen Geiste, dessen Brust im Leben so frei athmete, Luft macht, die ganze Allee rasirt und sie in eine anmuthige Gartenanlage verwandelt. Dadurch wird aber allerdings das verlezte ästhetische Gefühl nicht versöhnt werden, denn die Aufstellung des Buchdruckermonuments auf dem Roßmarkte, ganz in der Nähe des Goethemonuments, ist fest beschlossen. Der Blick wird unwillkührlich von dem einen zum andern Monumente schweifen, und so der eine Eindruck den andern stören. Die alte Frankfurter Engherzigkeit ist allein Schuld daran, daß das Goethemonument nicht vor die Stadt zu stehen kommt. Frankfurt hat vor seinen Thoren ringsum eine neue Stadt, nicht aus Lusthäuschen zum Sommeraufenthalt, sondern aus Palästen erstehen sehen. Der Begriff „vor der Stadt“ ist verschwunden und kann nur noch relativ bestehen. Aber der Krämergeist zieht zwischen in und vor der Stadt noch eine chinesische Mauer. Aller großherzigen Gesinnung baar, befürchtet er von der Anerkennung des vor der Stadt einen Ruin seiner kommerziellen Interessen, und so sollte auch Goethe der Ausdehnung der Stadt kein neues Relief verleihen. Wenn einmal Frankfurts Thore weit hinausgeschoben — und dazu braucht es vielleicht nur noch ein Decennium, — wenn zwischen den neuen und den alten Thoren die lichtvollsten und schönsten Pläze entstanden sind, wird man es erst recht bedauern, den großen Mann zwischen zwei Häuserreihen eingepfercht zu haben. Da es nun aber geschieht, muß ich berichten, wie es geschehen soll. — Um die Einweihung so würdevoll als möglich zu machen, hat sich ein besonderes Festcomité gebildet. Dieses bestand Anfangs nur aus sechs Mitgliedern, erweiterte sich aber und zog namentlich auch Gelehrte und Künstler in seine Mitte. So wurden der Prorektor Schwenk, Karl Gutzkow, der Maler Passavant, Direktor der Städelschen Gemäldegalerie, und der Direktor des Cäcilienvereins, Messer, mit aufgenommen. Dieses Festcomité hat nun ein Programm der Festlichkeiten entworfen

und, nachdem dasselbe die Bestätigung der Behörde erhalten, auch veröffentlicht. Der Akt der Inauguration soll Dienstag den 22sten Oktober, Vormittags 11½ Uhr, stattfinden. Der Festzug, bei dem nur die Sängervereine und keine Gewerke mit ihren Fahnen erscheinen, bewegt sich von dem sogenannten Rahmhof aus nach der Stadtallee, und hat somit keinen langen Umzug zu machen. Beim Festzuge werden alle unsere gelehrten Anstalten, die Schulen, die Kunstinstitute, das Theater u. s. w. repräsentirt seyn. Für die Mitglieder der Staatsbehörden, das diplomatische Corps, die Damen etc. sind auf verschiedenen Seiten des Monuments Tribünen erbaut. Der bei der Einweihung von allen Sängerchören auszuführende Festgesang ist von Messer komponirt. Diesem folgt die Festrede, welche Dr. Spieß hält. Das Festessen beginnt Nachmittags um 5 Uhr im Saale der neuen Börse, in welchem 500 Personen an der Tafel Platz finden können. An Reden und Toasten wird es bei dem Mahle nicht fehlen und Viele haben sich schon darauf vorbereitet. Abends wird ein Fackelzug durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem Monumente stattfinden, und wenn das Programm nichts davon enthält, liegt die Ursache darin, weil die polizeiliche Erlaubniß dazu jezt erst erfolgt ist. Des andern Tages wird noch eine freundliche Besprechung im geräumigen Saale des Weidenbusch gehalten. Das Theater will am Abend des 21sten, als Vorfest, „Egmont“ aufführen; der Prolog, der der Aufführung vorausgeht, soll von Dr. Weißmann verfaßt werden. Am Abend des 22sten wird ferner das Monument, die Stadtallee und das unweit der Stadtallee auf dem Hirschgraben stehende Goethe'sche Haus (das sich bekanntlich im Privatbesitze befindet) * beleuchtet. Ohne gerade einen volksthümlichen Charakter zu erhalten, wird das Fest doch allgemeine Bewegung in unsere Stadt bringen und gewiß auch viele Fremden herbeiziehen. Wer von auswärtigen Berühmtheiten kommt, ist noch unbekannt, doch wird es hoffentlich nicht an würdigen Repräsentanten der deutschen Literatur, oder vielmehr des gesammten deutschen geistigen Lebens fehlen. Bereits sieht man an den Kunstläden die Abbildung des Goethemonuments prangen. Es ist dieß das Blatt, welches der Kunstverein für seine Mitglieder für's Jahr 1844 fertigen ließ. Indessen ist die Ausgabe dieser Abbildung eine zu tadelnde Uebereilung, da das Monument noch nicht steht, ja die Statue noch nicht einmal hier eingetroffen ist. Weit schicklicher wäre das Blatt am Tage der Inauguration vertheilt worden. Wie die Feier von statten gegangen und was sich dabei Besonderes zugetragen, werde ich Ihnen getreulich berichten. Noch habe ich zu bemerken, daß Schwanthaler für seine Arbeit nicht allein seine sämmtlichen Auslagen vergütet, sondern auch eine Remuneration von 5000 Gulden erhalten hat. Diese Summe wurde einstweilen von einem Comitémitglied vorgeschossen, denn nach Bestreitung der Kosten der Inauguration wird nichts mehr in der Kasse des Comités übrig bleiben. Man wird indessen eine weitere Sammlung versuchen und damit beim Festessen, als dem geeignetsten Moment, den Anfang machen. Daß die Summe bald gezeichnet seyn wird, unterliegt keinem Zweifel. Der Kunstverein und das Städel'sche Institut wollen übrigens den allenfalls noch vorhandenen Ausfall decken.

* Es ist zu bedauern, daß das Goethe'sche Geburtshaus, das Haus mit der Lyra, nicht längst von unserer Stadt angekauft und darin der Sitz einer Kunstanstalt aufgeschlagen worden. Es wäre dieß ein Akt der Pietät, der unserer Stadt Ehre machte.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Gewerbeausstellung.

Berlins Seele wurde die Gewerbeausstellung. Es gab Augenblicke, wo man fürchtete, es werde nichts Sonderliches daraus werden, und es sey besser, die weit geöffneten Thüren schnell wieder zu schließen; Augenblicke, wo die alte deutsche Stammzwietracht und Mißgunst sich auch in diese Angelegenheit zu mischen drohte, wo man hörte, der und jener wolle nichts einsenden, weil die und jene das und jenes begünstigt oder nicht begünstigt hätten; Augenblicke, wo uns die deutsche Demuth beschlich, wir würden nichts leisten können im Vergleich mit den Fremden, und thäten gescheidter, unser Licht unter den Scheffel zu stellen. Und heut — heut sah ich die Industriellen mit ihren weißen Halsbinden auf der Straße nach der Potsdamer Eisenbahn eilen, zum großen Feste, welches ihnen der König im neuen Palais gibt. Damit wäre freilich noch nicht bewiesen, daß aus unserer deutschen Gewerbeausstellung etwas geworden, aber es ist nur das große Siegel, welches der Form wegen unter die Urkunde gehängt wird, deren Inhalt die Gegenwart vollkommen kennt. 15.000 Fremde täglich in Berlin gemeldet, um die Produkte des Gewerbfleißes von Deutschland, von den Schuhsohlen bis zu den Lokomotiven und Dampfbooten, zu betrachten; schon für 40.000 Thaler Loose verkauft: das Resultat ist glänzend, die Wirkung, hoffen wir, nachhaltig. Ueber die Ausstellung selbst erwarten Sie doch von mir keinen Bericht. Sie ist ein fait accompli und bereits durch alle öffentlichen Blätter gegangen. Vielleicht fallen noch später einige Betrachtungsspänlein ab. Daß die Produkte der Industrie, daß Stiefel und Körbe sich auch der gedruckten Kritik unterwerfen müssen! Es ist gewiß etwas Neues und den Produzenten selbst jedenfalls befremdend. Auch sie werden sich daran gewöhnen müssen. Im Ganzen verfährt die Kritik, wie dieß nur zu billigen ist, sehr glimpflich, oder sie tritt vielmehr nur als Berichterstatterin auf; denn auch sie selbst muß erst lernen, wie Gegenstände dieser Art zu behandeln sind. Wer hat Kenntnisse genug, um von der Stecknadel bis zum Uhrwerk eines Perpetuum mobile, wenn es das gäbe, die Probehaltigkeit und Zweckmäßigkeit eines Fabrikats zu beurtheilen? Mit geistreichen Phrasen, aus einem philosophischen System entnommen, ist es hier nicht gethan. Aber auch die Breite, in welcher sich die Berichte halten, verräth das noch unsichere Terrain; auch hier wird noch der Faden gefunden werden müssen, der durch das Labyrinth des Reichthums hindurch führt, die Kritik, welche im Lebendigen wühlt und wieder in der Darstellung Lebendiges schafft. Alles kann natürlicherweise nicht genannt werden, und Jeder möchte doch gern genannt seyn; daher Reclamationen, wie sich erwarten ließ, die aber immer in den Grenzen des Anstands bleiben. Auch das Ausland beehrt uns mit seiner Aufmerksamkeit, sogar mit seinen Kritiken. Daß es ein Gegenstand ist, welcher alle Stände interessirt und zu einer Art Vereinigung der verschiedensten Bildungsgrade führt, möchte dieß ein Anfang werden zu mehr als verschiedenen Zweck- und Festessen, welche angekündigt sind! Man hat Freikarten an die Gesellen und Arbeiter der hiesigen Meister und Fabriken zum Besuch der Ausstellung vertheilt, eine nothwendige Liberalität, wenn der Zweck der Belehrung im Auge behalten werden soll, aber sie scheint Einigen noch nicht genügend. Wenn indessen die Gesellen aus ganz Berlin täglich freien Eintritt haben sollten, wo bliebe der Platz für die andern Beschauer? Es ist jezt schon schwierig, durch das Gewühl derselben sich hindurchzuwinden. (Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 24. Oktober 1844.

Ich habe Städte gesehen, die gemahnten mich an einen ansehnlichen, muntern Mann, der, weil er gut ißt und trinkt, schläft und verdaut, der Musen vortrefflich entbehren kann.

Erasmus von Rotterdam.

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Wahrhaft unglaublich, und in Briefen an eine Dame nicht näher zu erörtern, ist die cynische Freiheit von allen Vorurtheilen, welche in Clermont selbst von den Frauen des Volks auf offener Straße bekannt wird; hier würde jener römische Kaiser, welchen der Geiz in den Straßen von Rom eine absonderliche Finanzmaßregel in Ausführung bringen ließ, sicherlich ausgerufen haben: „Ich habe mein Oel und meine Mühe verloren!“

Wenn Clermont seinem Kern, seinem Innern nach die unregelmäßigste, finsterste, schmutzigste Stadt Frankreichs zu seyn sich rühmen darf, so kann es auf der andern Seite, seiner Lage nach, auf einen der ersten Plätze, nicht nur unter den Städten Frankreichs, sondern selbst Europas Anspruch machen, ein Vortheil, dessen man von den die größere Hälfte der Stadt umfassenden Promenaden gewahr wird. Jeder Punkt der leztern bietet einen neuen Blick auf die Limagne, die anmuthigen Linien der Kette des Forez, auf die den Allier begleitenden Berge oder auf das ganz nahe an der Stadt sich erhebende prächtige Amphitheater des Gebirges der Monts Dôme, welches durch die imposante Masse des Puy de Dôme geschlossen und beherrscht wird.

Der Vordergrund dieses die Stadt im weiten Kreise umgebenden glänzenden Panoramas bleibt hinter den übrigen Theilen desselben nicht zurück. Der mannigfaltigste Anbau, die alle umliegenden Hügel mit einem grünen Teppich überziehenden Weinberge, eine Menge Gartenhäuser und Villen, kleine Strecken von Gehölz und Wiesen, aus den wasserreichen Falten des Gebirges hervorschimmernde und durch einen Wald von Nuß- oder Obstbäumen bald versteckte Dörfer, das sind die einzelnen Pinselstriche zu dem Bilde der nächsten Umgebungen von Clermont. Selbst Chateaubriand war, nachdem er die Welt durchreist und in Amerika die hinreißenden Naturgemälde zu seiner Athala gesammelt hatte, von dem Anblicke der Landschaft um Clermont bezaubert. Nur zwei Elemente scheinen mir hier zur Vollkommenheit zu fehlen, ein schöner Fluß und Wald auf den umliegenden Höhen. Der Allier fließt über zwei Stunden von der Stadt entfernt, und von hier aus ungesehen, in seinen tiefen Ufern hin; auch zeigt sein durch den häufigen Wechsel des Wasserstandes sehr erweitertes Bett gewöhnlich so große Kies- und Sandstrecken, daß der Fluß, troß mancher malerischen Uferpunkte, keineswegs schön genannt werden kann.

Clermont, das schon von Eusebius und Eutrop die „sehr edle der Auvergne“ genannt wird, das schon vor der Eroberung Galliens durch die Römer die Hauptstadt

eines mächtigen Königreichs war, das später durch die römischen Kaiser, und namentlich durch Augustus, mit Monumenten aller Art beschenkt wurde, das mit Tempeln umgeben und im Innern geschmückt war, Clermont, sage ich, müßte an Denkmälern des Alterthums so reich seyn, wie irgend eine Stadt Frankreichs. Dem ist aber nicht so. Die Kriegszüge, welche so oft vernichtend über die arme Stadt hingegangen sind, haben Alles, was an ihre große Vorzeit erinnerte, zertrümmert, und die Sorglosigkeit und Unwissenheit der spätern Bewohner haben die lezten ehrwürdigen Spuren ehemaligen Glanzes verloren gehen lassen. Was erinnert jezt noch an Werke, wie jene nach Plinius unter Nero zu Clermont errichtete Statue des Merkur von vergoldeter Bronze, welche nicht bloß durch ihre kolossalen Verhältnisse (sie maß 120 Fuß in der Höhe), sondern auch durch die Vollendung ihrer Formen ein Meisterstück war, zu den bekannten sieben Wundern der Welt zählte und dem zehn Jahre lang an ihr arbeitenden Bildhauer Zenodorus 40,000 Sestertien oder fünf Millionen Francs eintrug? Oder was ist von Bauten übrig geblieben, wie der nach Gregor von Tours ebenfalls unter Nero zu Clermont aufgeführte und jene Statue noch an Großartigkeit übertreffende Tempel? — Rief nicht, nach demselben Schriftsteller, Thierry, König von Metz, als er gegen seinen Bruder Childebert, König von Paris, zog, seinen Truppen zu: „Folgt mir nach Arverna (Clermont), ich will euch in ein Land führen, wo ihr Gold und Silber finden sollt, so viel euch dessen gelüstet!“

Von aller dieser Herrlichkeit, von allem diesem Reichthum sind, als einzige Reste, zerstreute Worte einiger alten Geschichtschreiber, und um die Stadt herum in Weinbergen und Gärten oft kaum unter einer dünnen Erddecke versteckte Grundmauern, Sarkophage, Säulentrümmer, Mosaiks, Vasen, Münzen, Fußböden u. s. w. auf uns gekommen. Aber diese verstümmelten Reste deuten durch ihre Entfernung von der heutigen Stadt auf den vormaligen bedeutenden Umfang derselben hin. Man findet einen Theil der bei Ausgrabungen um die Stadt herum entdeckten Alterthümer in der Stadtbibliothek, wo eine große Menge Münzen in Glaskasten ausgelegt ist; einen andern, bestehend in Resten der Architektur und Skulptur, sieht man in einem Winkel des botanischen Gartens aufgehäuft, wo Regen und Frost das durch die Zeit begonnene Werk der Zerstörung ungehindert fortsetzen. Zu den bedeutendsten Monumenten der Vorzeit gehören aber offenbar zwei Sarkophage von weißem Marmor, welche zu Altären verwendet worden sind. Der eine befindet sich in einer Kapelle der Cathedrale, der andere in der am Gottesacker gelegenen kleinen Kirche der Carmeliter; beide sind mit wohlerhaltenen Basreliefs verziert, welche den Alterthumsforschern willkommene Veranlassung zu nichts entscheidenden Streitigkeiten gegeben haben.

Vielleicht noch interessanter durch sein Alter, wenn auch weniger werthvoll in künstlerischer Hinsicht ist ein Basrelief, das auf der Rückseite des Hauses Bellaigue in der rue des Bohêmes eingemauert ist. Dasselbe stellt einen menschlichen Kopf mit zwei über demselben ausgebreiteten Flügeln vor. In gleicher Höhe mit den Wangen des Gesichts sieht man zwei mit Schuppen bekleidete länglich rundliche Felder; über der Stirn vereinigen sich die Schwänze von zwei Schlangen, welch leztere mit ihrem vordern Theile unter den menschlichen Kopf hinuntergreifen. Von den vielen Erklärungen, zu welchen dieses eigenthümliche Monument Anlaß gegeben, scheint mir diejenige die wahrscheinlichste, nach welcher dasselbe ein Symbol des Druidismus wäre. Nach dem Gott Teut waren die vier Elemente die Hauptgottheiten der Celten, und so würden denn das menschliche Gesicht die Sonne oder das Feuer, die geschuppten Felder Floßfedern oder das Wasser, die Flügel die Luft, und die Schlangen die Erde vorstellen.

Vielleicht wäre troz aller Einfälle der Barbaren, troz Plünderungen und Feuersbrünsten Clermont nicht so arm an Alterthümern, wenn seine Bewohner nicht zu gleichgültig gegen Alles wären, was außerhalb der Sphäre des Geldes und des materiellen Genusses liegt. Ich hatte mehr als einmal Gelegenheit, mich persönlich von diesem wahrhaft vandalischen Indifferentismus zu überzeugen. Einer dieser Fälle knüpft sich an ein Ereigniß, das mir der Erwähnung nicht unwerth scheint und über das ich gern Ihre Meinung hörte.

(Fortsezung folgt.)

Der Augenarzt und sein Patient.

(Fortsezung.)

Arzt. Mag ich auch zugeben, daß der halbwegs gebildete Mensch in seinen sittlichen, seinen bürgerlichen Zustand so weit hineinsehen kann, um sich bis auf die seltenen kritischen Fälle selber helfen zu können, so ist es doch mit ihm als physisch-psychischem Individuum ganz anders. Den Meisten ist ihre körperliche Existenz und der Einfluß des Gemüths auf dieselbe ein Geheimniß; daß Tausende an ihren Gedanken, an ungeeigneten, unvernünftigen, leiden und sterben, das klingt ihnen ganz parador. Aber der Mann des Fachs, der rationelle Arzt, weiß das und richtet seine Heilkunst, seine wissenschaftlich begründete Methode darnach ein.

Patient. Mein Hilf dir selber! hat ja namentlich auch einen prophylaktischen Sinn. Was würde aus dem Menschen, wenn er nicht täglich und stündlich an eine zweckmäßige Lebensordnung dächte, hundert Dinge aus Vernunft und Wahl thäte und miede? Ich will also sagen: Nimm deine Körperconstitution wahr, ihre Wechselwirkung mit den Stimmungen des Gemüths, ihre Hinneigung zu gewissen Schwächen; gehe zurück auf Angestammtes, Angeborenes, was Erziehung, Uebung, Schicksale daraus gebildet; halte dir deine Lebensgewohnheiten, deine Tagesordnung vor. Kommst du auf diesem Wege der Wahrnehmung nicht dazu, krankhaften Zuständen vorzubeugen, oder sie zu beseitigen, so bist du doch in der Selbsterkenntniß so weit gekommen, daß du dem zu Rath gezogenen Arzte die geeignetsten Aufschlüsse geben kannst, immerhin bessere, näher hintreffende, als dieser auf dem gewöhnlichen Wege der examinatorischen Diagnose erhalten würde.

Arzt. Ah! ich merke was und höre Sie kommen. Sie möchten einen Theil des günstigen Erfolgs meiner Augenkur Ihrer Selbstbeobachtung, Ihren Wahrnehmungen beimessen. Ich mag Ihnen die Freude wohl gönnen, will bekennen, daß Sie mir durch Ihre Bemerkungen, Ihre „Wahrnehmungen," auf welche Sie immer einen besondern Accent legen, hie und da meine eigenen ärztlichen Beobachtungen bestätigt haben. Doch es können sich nur Wenige einer so eminenten Gabe der „Wahrnehmung" rühmen, wie Sie. Wir Fachgelehrte aber üben diese Wahrnehmungsgabe, diesen praktischen Blick, und ich dächte, wer kein Stümper in seiner Wissenschaft und Kunst ist, wird jeden Dilettanten in Umsicht und Scharfblick überbieten.

Patient. Jedes Leiden macht den Menschen scharfsichtiger, wie jede Beschränkung, jedes Verbot ihn klüger und schlauer macht. So wird selbst der Arzt seine eigenen krankhaften Dispositionen immerhin noch genauer beobachten, tiefer studiren, als die Unzahl der übrigen Krankheitsformen. Dennoch sagt man den Aerzten nach, daß sie bei eigenen Krisen ihre Recepte durch Collegen prüfen lassen. Doch das finde ich nicht auffallend. Der Arzt ist dann doppelt befangen, als Kranker und als Heilkünstler seiner selbst.

Arzt. Wir sehen allerdings Alles besser, als uns selbst in kritischen Fällen. Wir haben kein Gesammtbild von uns. Doch lassen wir das auf der Seite liegen.

Patient. Auch ich rede nicht von kritischen Fällen; da mag der Angefochtene sich der Fakultät in die helfenden Arme werfen, wo schon der Glaube, der Respekt, der Nimbus ihrer Allwissenheit und Allmacht ihm Stärkung verleiht. Mein „Hilf dir selber!" geht auf den Lebenstakt im Allgemeinen. Aus unzähligen Thätigkeiten und Unterlassungen erwächst und bewahrt sich dem Menschen seine gesunde Constitution, und diese ist dann hinwieder der Fonds, der hundert schädliche Einflüsse abweist. Aus ähnlichen Anziehungen und Ablehnungen erwächst ihm der solide bürgerliche und häusliche Bestand, der dann hinwieder eine Garantie ist gegen alle Lockungen, gegen so vielen Unsinn und Hader in Welt und Zeit. Nicht anders ist's im sittlich-religiösen Leben. Der Wohlgezogene hat einen Grundstock von reinen Gefühlen und Ueberzeugungen gesammelt, der ihn dann Zweifel, Skrupel, Versuchungen, Irrwahn zurückweisen läßt. Es ist ein durch Fleiß und kluge Sparsamkeit erworbener Wohlstand, mit dem er die Ausgaben des Lebens bestreitet, ein Bankkapital, auf das er in jedem Augenblick Wechsel ziehen kann.

Arzt. Sie belieben in Parabeln zu sprechen; ich wollte, Sie sagten klar, wie Sie es meinen.

Patient. Ich meine so: Am hülfsbedürftigsten sind stets diejenigen Menschen, deren Leben aus Zufälligkeiten, aus Einflüssen besteht. Sie sind personificirte Passiva. Immer ist es die Kraft der Seele, die freithätige Richtung des Sinnes auf den Gegenstand, der Blick, der Takt, die helle Besonnenheit, die Wahrnehmung, die den Menschen durch das Andrängen unendlich mannigfaltiger Kräfte und Gewalten begleiten und leiten muß.

Arzt. Schon wieder „Wahrnehmung" und „Wahrnehmung!" Nun ja, ich kultivire auch ein Gebiet der Wahrnehmung. Ich bin Augenarzt, in diesem Felde bin ich durch Studien, Beobachtung, Erfahrung, Uebung zu Hause, und ich möchte wohl denjenigen kennen, der auf einem andern Wege, etwa auf dem des Dilettantismus, hier etwas wahrgenommen hätte, das mir entgangen wäre, auf das mich meine vieljährige Praxis nicht schon geführt hätte. Sie, als Augenkranker, werden ja wohl auch hier eine besonders scharfe Wahrnehmungsgabe, einen gesunden Blick aus kranken Augen auf kranke Augen besitzen wollen.

Patient. Sie provociren mich. Ich weiß aber aus Erfahrung, daß der Mann der Fakultät, der Gilde, der Kunst, des Metiers den Dilettanten nicht leiden kann, nicht aufkommen läßt, daß ihnen Allen der kindliche Laie lieber ist.

Arzt. Allerdings gefallen auch mir naive Kinder besser, als altkluge, naseweise.

Patient. Lassen Sie uns auf etwas Heiteres übergehen, wobei auch „Augen" und „Wahrnehmung" mit im Spiele sind.

Arzt. Nun, lassen Sie hören!

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortsezung.)

Die Gewerbeausstellung. — Kunstkritik.

Vielleicht könnten einige Tage, nach dem Schluß der großen eigentlichen Schauausstellung, den Professionisten allein gewidmet werden, und es ließe sich denken, daß damit ein pädagogischer Zweck verbunden würde, eine Hochschule für Handwerker und Kunstarbeiter, in welcher die Meister und Fabrikanten als Erklärer und Lehrer die Kreise Lernbegieriger um sich versammelten. Wie die Sache geleitet und begünstigt wird von oben und höchst oben, kann nur dankend und mit voller Anerkennung des vaterländischen Geistes, in welchem es geschieht, gerühmt werden. Einige sagen: das ist also doch eine Nachahmung der Franzosen, das heißt einen Finger gereicht einem Prinzip, welches wir sonst mit vorgestreckten Armen desavouiren. Möchten wir dem Prinzip in dieser Anwendung bald die volle Hand und beide Arme reichen! Es ist freiwillig geschehen, aus dem edelsten Impuls, aus der reinsten, wohlwollendsten vaterländischen Gesinnung. Mag es Ueberwindung gekostet haben, anzuerkennen: auch in Paris geschieht Gutes, was wir nachahmen müssen, um so schöner ist es. Die Früchte werden nicht ausbleiben. Wenn wir die Fabrikate österreichischer Produzenten betrachten, so knüpft sich zunächst der Wunsch daran, daß dieß der erste Schritt zur Vereinigung unseres Bruderlandes mit dem Zollverein werde, des Oesterreichs, welches in materieller Beziehung in lezter Zeit solche Riesenfortschritte macht.

Ueber unsere Kunstausstellung berichte ich Ihnen ein nächstes Mal. Sie ist noch im Werden, da ihr einige der angekündigten Hauptwerke von Lessing und Hübner noch fehlen. Wenn gleich nichts Eminentes in die Augen springt, ist doch sehr Vieles da, was die Aufmerksamkeit anzieht und die Theilnahme fesselt. Für diesen Augenblick erregt eine Kritik der Ausstellung in der Vossischen Zeitung in den Künstlerkreisen fast mehr Aufmerksamkeit, als die Sache selbst. In diesen Sphären kannte man hier ausnahmsweise bisher nur lobpreisende oder hämisch herabziehende Recensionen. Die Künstler selbst nahmen die erstern hin, ohne sie besonders zu achten, über die leztern ärgerten sie sich wie andere Menschen, oder sezten sich mit Verachtung darüber hinweg. Sie selbst wollten nur eine technische Kritik anerkennen. In ihrem Sinne durfte der Beurtheiler eigentlich nur ein Maler seyn, einer, der mit in die Farbentöpfe geblickt, die Farben gerieben, den Pinsel gespizt hatte, der schulmäßig ihnen folgen konnte in die Schwierigkeiten, welche jede Aufgabe, für sich genommen, zu überwinden hat. Seltsam, sie allein glaubten ein Recht zu haben, von dem allgemeinen Bildungsstrom ausgeschlossen zu seyn, und sich sezen zu können, wo sie Lust hatten, oder die Schule, der sie angehörten, sie hintrieb. Wir andern Alle sind zur Ueberzeugung gekommen, daß wir Kinder der Zeit sind, daß unser scheinbar eigenthümlichstes Streben doch von ihrem Hauch angeweht wird, und daß unsere Aufgabe sey, darüber zum Bewußtseyn zu kommen, weil wir erst, wenn wir die Grenze erkennen des Getriebenwerdens und des Freigebens, zu der relativen Selbstständigkeit gelangen, die für das Individuum zu erreichen ist. Die Mehrzahl unserer Künstler, und nicht mit Ausnahme der besten, war aber des süßen Vertrauens, ihre Kunst könne sich selbstständig, abgeschlossen vom großen Zeitstrom halten; eine süße Täuschung. Die, welche gewirkt haben, wurden unbewußt getrieben, die Verirrungen der andern strafen sich selbst bitter. Der Kritiker in jener Zeitung, von dem ich übrigens nichts weiß, nicht einmal seinen Namen und seine Stellung in der Welt, auch nicht, ob er im Einzelnen immer das Richtige trifft, greift nun, unbekümmert um den Namen, Ruf und sonstige Stellung der Maler, ihre Werke aus einem höhern Standpunkt an. Er prüft, namentlich bei den historischen Bildern, zuerst die Aufgabe, ob sie richtig, für unsere Bildung passend, und wie sie gelöst sey, und auf seiner Waage schnellen dann die meisten größeren Werke in die Luft, in's Blaue. Dieß verdrießt natürlich sehr, und dürfte mancherlei Antikritiken hervorrufen, von denen indessen bekannt ist, daß sie wenig wirken. Wiederholt sey, daß wir noch nicht unbedingt zugeben wollen, der neue Kritiker habe in jedem Punkte das Rechte getroffen, aber seine Art ist eine richtige. Eben so wenig sey damit gesagt, daß seine Art die einzig rechte sey, denn eine technische Kritik läßt sich daneben recht wohl denken, und daß diese mit Recht lobt, wo jene mit Recht tadelt; aber die Art ist die einzige, durch welche die Kunst selbst aus ihrer angenehmen Selbstbeschaulichkeit herausgerückt wird zu der Bedeutung, welche sie im Völkerleben der Alten, im Mittelalter einnahm. Sie war die Repräsentantin, das Symbol des in der Nation Lebendigen; in ihrem Experimentiren und in den divergirenden Richtungen der neueren Schulen konnte man das jezt nicht von ihr sagen. Liebliche, große, geniale Erscheinungen sezte sie in's Leben, aber in ihrer Totalität führte sie den geistigen Strom des Lebens weder an, noch folgte sie ihm auf seinem Triumphzuge. Daß man auch vor jener Kritik sich in Acht zu nehmen habe, sey am Rande bemerkt. Wenn sie nur und allein die Idee im Auge hat, ohne die Verhältnisse, die Technik zu berücksichtigen, führt sie am Ende in blindem Eifer auf dürre Nebenwege, wo Vegetation und Lebendiges ausgehen. Ueber ihre weitere Anwendbarkeit wird sich erst urtheilen lassen, wenn sie von den historischen Bildern zu den Landschaften und Genrebildern übergeht. Uebrigens ist sie in ruhiger Sprache und anscheinender Unpartheilichkeit geschrieben.

Von den Kriegen im kleinen Innern, welche unser jeziger Preßzustand gestattet, wird der gegen die Seehandlung durch unermüdliche Denunciationen fortgesezt. Die Art der Gefechte mag, was den Zweck anlangt, nicht ungeschickt seyn, hat aber wenig Erquickliches, da sie eben nur den spießbürgerlichen Sinn aufstachelt. Ich glaube nicht, daß die Seehandlung im Recht ist, d. h. ich glaube nicht, daß der gegenwärtige Zustand auf die Dauer mit unsern Staats- und Rechtsbegriffen bestehen kann; aber die Ruhe, welche sie diesen kleinen Angriffen gegenüber behauptet, sticht sehr vortheilhaft gegen die Gereiztheit ab, welche ehemals und wohl noch jezt andere Behörden bei jeder Anfechtung zeigten. — Die Homöopathen werden noch in Schriften heftig angegriffen, in den Zeitungen fängt man an sie in Ruhe zu lassen. Dagegen erhizt sich unser Michel gegen das unschuldige Vergnügen, welches die vereinigten Droschkenentrepreneurs ihm bereiten wollten, weil die Loose mehr Nieten enthalten als Gewinnste; etwas, das Jedermann voraus wußte; aber Jedermann hoffte doch, daß nicht er gerade die Nieten ziehen werde. So heftig und hizig man früher war und das kleine Spiel zu einer wichtigen Sache machte, so schnell ist die Sache zum Gegentheil umgeschlagen, wie das leider in unserer guten Stadt keine Seltenheit ist.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 25. Oktober 1844.

Qui vidit, dicere. Vidi,
Audeat. —
Juvenal.

Der Augenarzt und sein Patient.

(Schluß.)

Patient. Es ist ein paar Jahre her, daß ich eine junge dramatische Künstlerin, eine Bühnennovize kennen lernte. Sie besaß die regelmäßigsten Züge, die mir je vorgekommen. Ihre Augen bezauberten mich. Was wir in ästhetischer Hinsicht die „Augen“ nennen, ist außer der Farbe, dem Feuer derselben die unendlich mannigfaltige, mysteriöse, physiognomisch deutsame Combination der Züge um dieselben und deren das Antlitz oft verklärendes lebendiges Spiel; denn durch jene allein ließe sich wohl die manchen Augen inwohnende, uns in's tiefste Herz sich bohrende dämonische Kraft nicht erklären.

Arzt. Ich befasse mich nicht mit schönen Augen; mich interessiren bloß die fehlerhaften, die kranken.

Patient. Solche dunkle Sterne hatte ich früher nur einmal wahrgenommen. Sie leuchteten aus dem Antlitz einer Prinzessin. Damals war mir, als hätte meinem Sinn für Wohlgestalt, meiner Liebe zur weiblichen Form nur eben diese unendlich anmuthige und schöne Gestalt noch gefehlt, als wäre eine lebenslängliche Sehnsucht gestillt. Aber die Hohe war unnahbar und nur der grüßenden Huldigung erreichbar, deren holde, jungfräulich schüchterne Erwiederung schon entzückte. — Jezt konnte ich einer nicht weniger vollkommenen, um ein paar Jahre gereifteren Weiblichkeit, die statt des Standes die Kunst erhob, näher treten. Als Novize war sie mir anziehender, als jede schon fertige Künstlerin. Sie war gespannt auf den Eindruck, den sie machte, war schüchtern und bescheiden, sie hatte mit Befremdlichem, das sie uns brachte und bei uns fand, zu kämpfen. So schnell, als bei diesem liebenswürdigen Geschöpf, konnte ich noch nie von der ersten Begrüßung zu der unschuldigsten, herzlichsten Vertraulichkeit übergehen. Sie bat um Beobachtung ihres Spiels, um genaue Wahrnehmung —

Arzt. „Wahrnehmung!“

Patient. — um Urtheil und Rath. Ich weihte ihr viele Stunden, sprach und schrieb vieles über sie und verlor einen Theil meiner Herzensruhe an diese holde Erscheinung. O später Nachsommer süßer Schmerzensfreuden!

Arzt. Ich komme nie in's Theater und frage wenig nach dergleichen Personagen. Es scheint mir, Sie haben eine Augenentzündung bei der Aktrice geholt und einen Herzbrand dazu.

Patient. Ich sah sie nur auf der Bühne, wo sie zuweilen so bezaubernd schön war, daß ich nie in meinem Leben eine liebenswürdigere Gestalt gesehen, und im Halbdunkel einer Loge, wo ich mit ihr freilich nur in abgerissenen Sätzen reden konnte, wobei mir das neu

und pikant war, daß sie meinen Reden Aug' in Auge so nahe horchte, daß unsere Stirnen sich zuweilen berührten. — Endlich, als sie mir einen Besuch gestattete, wo ich mich ruhiger über ihre Darstellungen aussprechen konnte, sah ich sie bei Tage im freundlichen Licht eines hellen, reinlichen Zimmers. Sie sprach mit halber Kopfwendung, hatte immer mit ihren Locken, ihren Augen etwas zu schaffen; plötzlich näherte sich mir ihr Antlitz, ihre Augen funkelten brennend in die meinigen. Aber o Schrecken! Meiner Wahrnehmung —

Arzt. „Wahrnehmung!"

Patient. — entging nicht, daß sie schelmäugelte, wie man bei uns zu sagen pflegt, und zuweilen so stark, daß unartige Leute es „schielen" nennen konnten. Bei der größten Näherung ihrer Augen wurde der Fehler fast unmerklich. Das schien sie zu wissen. Von diesem Tag an war ich ein viel aufmerksamerer Beobachter der Augen als zuvor, und hatte mich früher ein Porträtmaler darauf hingewiesen, daß die Gesichtshälften der Meisten ungleich an Form und Wohlbildung seyen, hatte ich seitdem die schiefe Stellung so vieler Nasen bemerkt, so hatte ich es jezt mit den Schielenden und andern Augenpatienten zu thun. Und nun komme ich auf zwei Hauptwahrnehmungen, die ich dem erfahrenen Augenarzte zur Beurtheilung und wissenschaftlichen Würdigung anheimgebe.

Arzt. Nun, lassen Sie doch hören!

Patient. Ich sah den mir Begegnenden in's Auge und traf an Sonn- und Feiertagen darunter oft acht bis zwölf Schielende oder Schelmäugelnde, so daß ich das Verhältniß dieser zu den Rechtsehenden im Allgemeinen für viel größer halte, als man gemeinhin glauben mag. Ich nehme an, daß bei unzähligen Menschen die Pupillen nicht in gleicher Linie oder Richtung liegen, die Achsen der Augen nicht gleichlaufend sind.

Arzt. Eine sehr vage Wahrnehmung! Das beruht auf Abzählung und ist nach Raum und Zeit sehr relativ. Und nun die andere Wahrnehmung?

Patient. Ich bemerkte, daß bei weitem die meisten Unregelmäßigkeiten des Blicks, vielleicht 19 von 20, auf dem linken Auge vorkommen, auch als eigentlich krankes Auge fand ich fast immer das linke. Dieß deutet doch wohl auf einen physiologischen Unterschied unserer beiden Körperhälften, auf eine relative Schwäche der linken gegen die rechte. — Die verschiedene Sehkraft unserer beiden Augen ist bekannt; mein linkes ist das schwächere. Die Gleichheit der Brillengläser mag bei Vielen schädlich wirken. — Sie als Naturforscher und Heilkundiger mögen diese Wahrnehmung weiter verfolgen. Vielleicht lassen sich auch andere Schwächen, Fehler und Krankheitszustände darauf zurückführen.

Arzt. Warum nicht gar! Aber so sind die Dilettanten! Je weniger solide Wissenschaft, desto mehr Enthusiasmus. Sie greifen ein falsches Aperçu auf, tragen es in ihre Wahrnehmungen hinein und sehen schon ein physiologisches oder ärztliches System auf dieses Geröll gebaut. Bleiben Sie mir mit ihrer morganatischen Ehe unserer beiden Körperhälften, mit ihrem Heer von Krummnasigen und Schielenden vom Halse! Bei Ihrer Wahrnehmung ist Nichts links, als die Wahrnehmung selbst. Warum wenden Sie den Blick weg? Aha, ich weiß es! Sie selbst sind eine Ausnahme: Sie leiden am rechten Auge.

Patient. Ei, sehen Sie doch her! Sie behandeln ja schon Jahr und Tag mein linkes Auge.

F. L. Bührlen.

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Ueber die Bildung des sich 1920 Fuß über die Meeresfläche erhebenden Hügels, auf dem Clermont liegt, sind die Ansichten der Geologen bis heute getheilt geblieben; die einen betrachten ihn, bei der Verschiedenartigkeit seiner Bestandtheile, als ein Gebilde des Wassers, die andern als eine Anhäufung der durch die umliegenden Vulkane ausgeworfenen Massen; denn es ist ein aus vulkanischen Trümmern zusammengesezter Tuff. — Die Historiker, glücklicher als ihre gelehrten Kollegen, sind wenigstens über den Zweck einig, zu dem diese Höhe seit uralten Zeiten gedient hat; schon die vor der römischen Periode über die Auvergne herrschenden Könige hatten dort ein festes Schloß und die Zweckmäßigkeit der Lage desselben erhielt dem Orte diese Bestimmung unter den Römern und ihren Nachfolgern.

„Savez vous, Monsieur, qu'on vient de découvrir un banc d'huitres dans la cave de la maison Sauret, rue Domat?" So sprach zu mir mein Wirth, als ich einige Tage nach meiner Ankunft in Clermont meinen gewöhnlichen Morgenandgang machte. Ich eilte nach dem mir bezeichneten Hause und stieg in die weitläuftigen, tiefen Keller desselben hinab. Hier genoß ich eines jener Schauspiele, welche die Phantasie anregen und den Scharfsinn reizen: ich fand eine Welt von Trümmern, die, als Zeugen durch Jahrtausende getrennter Zeitalter, hier in einem gemeinsamen Grabe friedlich neben einander ruhten.

In einer Tiefe von etwa 15 Fuß unter der am Hause vorbeilaufenden Straße war ein Austernlager zu Tage gekommen, welches, bei einer Dicke von einer guten Spanne oder $^2/_3$ Fuß, eine Fläche von mehr als 180 Quadratschritt bedeckte. Die Austerschaalen waren nicht fossil, sondern in ihrem natürlichen Zustande, in

ihrer Substanz wenig verändert und vollkommen erhalten. Manche lagen vereinzelt da, viele andere waren geschlossen; bei leztern war das Innere mit Erde gefüllt, welche wahrscheinlich durch Infiltration mit dem Wasser in das Gehäuse gedrungen war. — Zwischen die Austern waren Zähne und Knochen von Schweinen, Ochsen und Hämmeln, so wie Stücke römischen Töpfergeschirrs eingestreut. Das Lager ruhte unmittelbar auf dem Tuff, welcher den Stadtberg von Clermont bildet.

Auf die Austern folgte eine Lage der eben erwähnten Knochen, und dieselbe bildete eine 2 bis 2½ Zoll dicke und so regelmäßige Schichte, daß sie wie absichtlich über jene hingebreitet schien. Nach dieser Knochenschicht folgte eine anderthalb Fuß starke Lage aufgetragener Erde, über welcher sich Theile eines etwa 7 Zoll dicken römischen Fußbodens zeigten. Die Austern hatten also bereits vor gewissen römischen Bauten existirt. Einige Stücke von Mauern und kolossalen Säulenschäften, vielleicht römischen, vielleicht auch gallischen Ursprungs, lagen in der über den Austern aufgetragenen Erde und unter jenem römischen Gypsboden, deuteten also wohl auf eine Periode zwischen beiden hin.

In einem zweiten Keller desselben Hauses war durch eine herabgerissene Futtermauer der Eingang in eine unterirdische Galerie geöffnet worden. Diese war so vortrefflich erhalten, daß sie eben aus der Hand des Baumeisters hervorgegangen schien; sie war eben breit und hoch genug, um einem einzelnen Manne ungebückt den Durchgang zu gestatten; nach oben war sie durch ein Tonnengewölbe von Backsteinen geschlossen, die Seitenwände waren mit einem Mosaik aus fünfseitigen, etwa sechs Zoll im Durchmesser haltenden und durch einen rothen Mastir verbundenen verschiedenfarbigen Platten aus Basalt, Lava, Diorit bedeckt; der Fußboden zeigte ein Pflaster von breiten viereckigen Backsteinen. In solcher Beschaffenheit lief der Gang, an seinen beiden Enden durch eingestürztes Mauerwerk und Schutt geschlossen, vierzig Schritt weit gerade aus. Die Arbeit war so trefflich ausgeführt, daß man sie nur den Römern zuschreiben konnte.

Wie viele Fragen knüpften sich an diese anziehende Entdeckung! Einmal, wie war diese ungeheure Menge von Austern hieher gekommen? Die aller Civilisation, d. h. aller uns bekannten Civilisation vorausgehende große Wasserfluth konnte sie dort nicht hingelegt haben; denn ich hatte, nach vielfachem Suchen, zwischen Tuff und Austern einige Stücke Backstein gefunden; also existirten Werke von Menschenhand, bevor erstere niedergelegt worden. Wir wissen zwar aus den alten Schriftstellern, daß die römischen Gastronomen großen Werth auf Austern legten. Auch die anscheinende Unmöglichkeit, in einer Zeit, wo die Verkehrsmittel im alten Gallien noch sehr unvollkommen seyn mußten, Austern **frisch** nach Clermont zu bringen, das vom atlantischen Ocean über 100 Lieues und vom mittelländischen Meere noch weiter entfernt ist, läßt sich allenfalls durch eine uns von Plinius aufbehaltene Anekdote beseitigen. Nach dieser hatte Apicius das Mittel erfunden, Austern mittelst Aufbewahrung an einem kühlen, dunkeln Orte und mittelst einer über dieselben ausgebreiteten Schichte Salz dergestalt frisch zu erhalten, daß er dergleichen an Trajan gelangen lassen konnte, während derselbe Krieg gegen die Parther führte. — Wie aber bei alle dem die außerordentliche Masse von Austern erklären, welche sich in dem Keller zu Clermont fand (nach Angabe der Arbeiter wurden mindestens vierzig Karren derselben fortgeschafft), eine Masse, welche sich, wer weiß wie weit noch über den von jenem Keller eingenommenen Raum hinaus erstreckt?

Wie sollen wir ferner die Annahme, daß irgend ein römischer Prokonsul dort seinen nach dem System des Apicius eingerichteten Austernkeller gehabt, mit den römischen Bauresten **über** den Austern zusammenreimen, da diese längst vergessen seyn mußten, als jene Bauten entstanden, und da die zwischen beiden liegende Erd- und Trümmerschicht auf einen dazwischen liegenden bedeutenden Zeitraum schließen läßt? Wie endlich die geschlossenen Austerschalen erklären, welche auf einen unbenuzt gebliebenen Vorrath hinweisen? Alle diese Räthsel sind ungelöst wieder hinter den neuen Futtermauern des Kellers verschwunden, um Gott weiß welches spätere Jahrhundert einmal wieder zu beschäftigen. * Die

* Viele Leser sind wohl in der Lieblingswissenschaft der Zeit, der Geologie, bewandert genug, um obige Räthsel lösen zu können. — Es ist allerdings erst eine Beobachtung der neuesten Zeit, daß in bedeutenden Höhen über dem Meer und in großer Entfernung von demselben Anhäufungen von Seethierresten vorkommen, welche mit den heute in den benachbarten Meeren lebenden Thieren mehr oder weniger übereinkommen, je nachdem die umschließenden Schichten neuern oder ältern Abtheilungen der sogenannten tertiären Bildungen angehören. Aber selbst die neuesten dieser Bildungen müssen auf dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft als vorgeschichtlich betrachtet werden. Jene Austern in Clermont sind also in ganz anderem Sinne antik, als die Bauten der Gallier und der Römer. Wenn sich zwischen den Austern hin und wieder Werke der Menschenhand fanden, so erklärt sich dieß leicht aus dem Umstand, daß die Muschelbank schon frühe, vielleicht lange vor den Römern, stellenweise umgewühlt wurde und zu Substruktionen diente. — Wir wissen im Augenblick nicht, ob es den Geologen bereits bekannt ist, daß in der Auvergne tertiäre, wohlerhaltene Seemuscheln führende Schichten vorkommen. Der obige Fall könnte bei näherer Beobachtung mit Umständen verknüpft seyn, die ihn bei der vulkanischen Natur des Landes sehr interessant machten. Man weiß übrigens, daß z. B. auf Sicilien Bänke mit Muscheln, welche mit den heute im Mittelmeer lebenden zum Theil völlig übereinkommen, mehrere tausend Fuß hoch gehoben sind. Anm. d. Redakt.

schöne Galerie aber lag so ziemlich außerhalb des Bereichs der Neubauten. „Vous conserverez cette galerie?“ fragte ich den Bauunternehmer, den ich eines Tages, die Hände in den Taschen, auf der Schwelle seines Hauses sich sonnend fand. „Ma foi non, Monsieur,“ erwiederte der dicke Spießbürger; „à quoi bon? Elle ferait saillie dans ma cave; je veux la faire démolir pour égaliser les revêtemens du souterrain.“ Ich wohnte als einziger Leidtragender dem Begräbniß bei, da ich, so lange ein Stück dieser merkwürdigen Unterwelt offen lag, täglich den Keller besuchte.

Erröthen.

Der dunkle Raum, in den die Sonne steigt,
Erröthet in des Lichtes ersten Strahlen,
Und wenn im Herzen sich die Liebe zeigt,
Muß sie ihr Glück mit rothen Wangen zahlen.

Und wenn die Sonne Abends niedersinkt
Stürzt sie hinab in blutigrothe Gluten,
Und wenn die Liebe still zu Grabe winkt,
Läßt sie im Schmerz das arme Herz verbluten.

Wenn dann der Frühling in den Friedhof kommt,
Und Zeuge wird von all den Erdennöthen,
Dann weiß er nicht, wozu dieß Leben frommt,
Und muß in Grabesrosen still erröthen.

Hermann Rollett.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Gasbeleuchtung. — Ermäßigung der Posttaxe. — Mühler.

Ein ernsthafterer Kampf über nächstliegende Interessen wird zwischen dem Magistrat und Mehreren aus dem Publikum über die Gasbeleuchtung durchgefochten. Ueber die große englische Compagnie, welche kontraktlich unsere Stadt mit Licht versorgt, sind schon seit länger manche Beschwerden vernommen worden, wegen Uebertheurung und dergl. Der Magistrat will nun selbst, nach Ablauf des Contrakts, die Gasbeleuchtung übernehmen und verspricht, wenn auch der größere Theil der Bürger ihre Privatflammen von ihm entnehmen will, um ein Viertel billigere Preise. Die Gegner des Projekts meinen, daß die Stadt, als Regierung, besseres vornehmen könne, als sich selbst mit industriellen Unternehmungen zu beschäftigen; daß diese Angelegenheit einen guten Theil der Arbeitskräfte der Beamten in Anspruch nähme, vom Gelde der Bürger beschafft würde, und mit sehr ungewissem Erfolge, da eine Regierung nie so wohlfeil baue als Privatpersonen, daß es daher ein gewagtes Geschäft sey, auf welches sich der Magistrat nicht einlassen dürfe, um so gewagter, als die englische Compagnie nicht von ihrer Berechtigung zur Concurrenz lassen werde, daß dieselbe vielmehr in ächt englischem Handelsgeiste, und fußend auf ihren erworbenen Reichthümern, ihre Preise, selbst zu eigenem Schaden, so herabsetzen werde, daß die Stadt damit die Concurrenz nicht werde aushalten können; daß endlich die Uebertheurung der englischen Compagnie nicht so groß und ihre Mängel nicht so drückend seyen, um auf's Gerathewohl mit so großen Anstrengungen und solchem Eifer eine Sache zu verfolgen, die gar nicht diese Wichtigkeit habe. — Es wäre wünschenswerth, wenn von Anbeginn die einheimische Industrie sich der Sache bemächtigt hätte; nun die Sachen so weit gekommen sind, haben die Gründe der Gegner Manches für sich. Die Compagnie hat sich in lezter Zeit bemüht, manche Uebelstände und eingeschlichene Bedrückungen abzustellen; eine drohende Concurrenz dürfte sie auf friedlichem Wege noch zu weitern Concessionen bewegen, denn so viel ist ausgemacht, daß beide Unternehmungen zugleich sich nicht halten können, sondern die untergeht, welche zuerst den Athem verliert. Auch werden durch die Anstrengungen der Stadt hierin manche andere wohlthätige Plane in den Hintergrund gedrängt, wie es z. B. von dem einer Bewässerung unserer Straßen wieder ganz still geworden ist.

Nach hartnäckigem Widerstande ist endlich eine ermäßigte Posttaxe in's Leben getreten. Es ist aber nur eine Concession, wie viele Concessionen; sie ist auf halbem Wege stehen geblieben und man sieht ihr den Charakter das Abgerungenen an. Vom Prinzip zu lassen, hält so schwer. Indessen ist es für den gewöhnlichen Briefverkehr schon eine angenehme Erleichterung, obgleich man nicht begreift, weßhalb ein Brief von zwei Bogen nicht verhältnißmäßig derselben Milderung des Porto theilhaftig werden soll, als einer von einem Bogen. Denn die Erklärung des Berliner Witzes, es sey, um die Förderung der Manuscripte zu erschweren, die zu $^{99}/_{100}$ liberalen Inhalts wären, dürfte doch nicht Stich halten.

Der so lange voraus verkündete Abtritt des Justizministers Mühler ist endlich erfolgt, und in einer Art und Weise, welche ihm selbst und seinen Freunden eben so erfreulich ist, als sie dem gemüthvollen Charakter unseres Königs Ehre bringt. Er ist, wie bekannt, zum Chef des geheimen Obertribunals mit dem Titel Großkanzler, mit Beibehaltung seines Gehaltes und seiner Wohnung, ernannt worden. Dieß sind Auszeichnungen, die noch drücken könnten, wenn nicht die Art, wie sie verliehen worden, ihnen den wahren Werth gäbe. Niemand aber ist froher, als er selbst, einer Würde enthoben zu seyn, welche dem zu gewissenhaften Arbeiter zur Last wurde, und einer Stellung, zu der seiner Humanität die Macht des Widerstandes abging. Möchten ihm frohere Lebenstage in seinem Alter die Kränkungen vergüten, denen er nur zu anhaltend in seinem vorigen Amte ausgesetzt war, und möchte das Publikum, das zu geneigt ist, Mißgriffe an Namen zu knüpfen, die ihm vorgehalten werden, den reinen Willen von der unfreiwilligen That zu unterscheiden wissen. Mühlers Nachfolger, der bisherige Geheime Kabinetsrath Uhden, bringt denselben Ruf eines unbescholtenen Charakters und großer Kenntnisse in sein Amt. Doch will man leider behaupten, daß auch er, wohl kundig der Klippen, um die er segeln muß, nur ungern die Last und Verantwortlichkeit übernehme, und den Stürmen, die jedem Justizminister bevorstehen, nur mit der Ergebung eines pflichtgetreuen Staatsbürgers, nicht mit dem freudigen Muthe eines Siegers entgegen blicke.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 26. Oktober 1844.

— Let me sit heavy an they soul!
Think, how thou stab'dst me in my prime of youth!
Despair therefore and die!

Shakespeare.

Aba, der Ungarnkönig.

„Ich komme vom Herrenhof, Vater, sprich,
Zwei Löwen würgten zu Tode sich."
„„Am Königshof stach zu Tod, o Sohn,
Das edelste Weib ein Skorpion.""

„Auch sah ich, Vater, am Walde heut
Mit vielen Krähen den Geier im Streit.
Windwirbelnd trieben die Federn in Höhn,
Und blutend stürzten zu Boden die Krähn."

„„O Kind, mein Kind, dein Auge sieht
Nur, was an Wild und Vögeln geschieht.""
„Und, Vater, siehst du dort ausgestreckt
Das feurige Schwert, das die Welt erschreckt?"

„„Zürnt Gott im Himmel droben, o Sohn,
Sieht man seinen Finger erst warnend drohn.
Den Bergen und Burgen drohn Wolken und Wind,
Komm, laß uns zur Hütte hinein, mein Kind.""

„„Sie trauert verwittwet, sie härmet sich blaß,
Die Krone des heiligen Ladislas:
Ein Otter lag jüngst im Königsthron,
Jetzt nistet darin ein Skorpion.""

„„Verjagt ist Pietro, der Wütherich,
Im goldenen Stuhl wiegt Aba sich.
O Aba, Aba! o Himmel und Höll'!
O flügle dich, Blitz, o Donner, sey schnell!""

Da erglänzt das Gebirg, eine eherne Wand.
„„Das sind die Ritter vom deutschen Land;
Ich kenne des deutschen Adlers Flug,
Das ist Pietro's Rachezug.""

Schon tränket der Raabfluß des Deutschen Roß;
Doch Aba frohlocket aus seinem Schloß:
„Hallo, meine Jäger, um's deutsche Wild her,
Umzieht es, umgarnt es für meinen Speer!"

Sein Heerschild klinget, laut mahnet sein Wort;
Da faßt es ihn hier, und da faßt es ihn dort:
„Gib, Bluthund, gib mir die Tochter, den Sohn,
Das Weib mir, Tyrann! Dich ereilet dein Lohn!"

Trotz Flehn, trotz Drohn, trotz mahnendem Wort
Abweisen sie hier, abweisen sie dort;
Heiß glühet der Juli, aufwirbelt der Staub,
Um Aba ist's Winter, ab fällt ihm sein Laub.

Schon nimmt ihn die Schlacht in's Gottesgericht,
Es wirbelt der Staub ihm in's Angesicht,
Der Himmel selbst kämpfend wider ihn steht,
Wie Spreu vor'm Sturm ist's um ihn verweht.

Und er flieht, er irret auf einsamer Flucht,
Es winkt ihm die Hütte hervor aus der Schlucht,
Laut grollet der Donner von oben schwer,
Der Feinde Galoppschlag hinter ihm her.

Er pocht, er rüttelt, stößt auf die Thür:
„O Vater, der würgte die Mutter mir!
O Vater, der hat das Weib dir geraubt!" —
„„Sohn, scheu des Gottgerichteten Haupt!""

„„Doch weg von ihm, weg, weg Auge und Schritt!
Das Unheil hängt an des Frevlers Tritt,
Der Rache Flügelschlag rauscht um das Haus!""
Der König sinkt nieder, sie fliehen hinaus.

„Was will der Alte, was will der Knab'?
Weh mir, sie ist's, sie entsteiget dem Grab —
Kunizza, ist das dein Gatte, dein Sohn? —"
O wär' er dem Bild, dem Hause entflohn!

Und plötzlich aufreißt sich des Himmels Haus,
Und ein Blitz, eine brennende Fackel, fährt draus,
Im Nu sich lichtet die Nacht zum Tag,
Und weltzerkrachend nachdonnert ein Schlag.

Aufprasselt in schweflichter Lohe das Dach,
Sie prasselt den König vom Traume wach:
Verjagt, doch verschont von Gottes Strahl,
Fleucht weiter sein Fuß über Berg und Thal.

Die Rache doch folgt ihm, jezt dort, jezt hie,
Sie schlinget die Schling' um des Frevlers Knie,
Sie schleppet ihn vor Pietro's Thron;
Der schweigt, sein Auge blizt Freude, blizt Hohn.

Und er winkt, nach Aba züngelt ein Stahl,
Abrollet sein Haupt, roth springt ein Strahl.
Leis spricht ein Vater zu seinem Sohn:
„Die Otter biß todt den Skorpion!"

W. Zimmermann.

Hexenprozesse.

Mitgetheilt von Fr. v. Rath.

(s. Nr. 251.)

Dritte Abtheilung.

Wie wir schon bemerkt, wurden, wie überall, so auch in Mergentheim, die Hexenprozesse in der kürzesten Zeitfrist abgethan und die solchen Untersuchungen Verfallenen bald möglichst zum unvermeidlichen Tode geführt. Nur ausnahmsweise finden sich einige vor, die den Richtern mehr zu schaffen machten, eben dadurch aber auch ein um so vollständigeres Bild des dabei angewendeten Verfahrens liefern. Unter diesen möchte der folgende Prozeß einer der merkwürdigsten seyn, indem er zeigt, wie ein für jene finstere Zeit sehr hellsehender Mann nicht bloß dem herrschenden Aberglauben, sondern auch andern, noch verwerflicheren und niederträchtigeren Ursachen als Opfer fallen mußte. Aus diesem Prozeß geht nur zu deutlich hervor, daß keiner, einmal in die Klauen der furchtbaren Hexenverfolger gerathen, dem Tode entrinnen konnte. — Lassen wir jezt die Akten selbst reden, wobei wir nur noch bemerken, daß alle Briefe, alle angeführten Stellen denselben wörtlich entnommen sind, nur daß die Orthographie nach dem heutigen Brauch abgeändert wurde.

Als in Mergentheim die Furie der Hexenverfolgungen am schlimmsten wüthete, fand sich Thomas Schreiber, ein wohlhabender, noch nicht dreißigjähriger lebensfrischer Mann und Besitzer des dort noch existirenden Gasthofes zum Hirsch, bewogen, in den ersten Tagen des Februars 1629 Mergentheim heimlich zu verlassen und in die nahgelegenen Besitzungen des protestantischen Markgrafen von Ansbach zu flüchten. Er selbst war zwar in Mergentheim geboren, allein mit Ausnahme einiger Brüder und Oheime lebten seine nächsten Blutsfreunde als angesehene Bürger in Heidenheim, Schorndorf, Langenau (bei Ulm), Dünkelsbühl, Ellwangen u. s. w. mit Ausnahme der leztern Stadt in lauter rein protestantischen Orten. Es darf daher mit Recht angenommen werden, auch ergibt es sich deutlich aus seinen Briefen, daß er mit dem Protestantismus genau bekannt, wohl selbst ein heimlicher Bekenner desselben war, ein Umstand, der vom wesentlichsten Einfluß auf den tragischen Ausgang seines Prozesses gewesen seyn dürfte.

Die Ursache seiner Flucht gibt er in folgendem aus Ansbach vom 7. Februar datirten Schreiben an, das gerichtet ist „an seinen großgeehrten lieben Herrn Gevatter, Herrn Paulus Nachtrab, Burgermeister in Mergentheim."

„Ehrenvester, hochachtbarer, großgünstiger, großgeehrter Herr Gevatter! Demselben seyen meine jederzeit demüthig geflissenen Dienste und Grüße zuvor.“

„Demnach ich leider Gott erbarm', nicht unterlassen kann, dem Herrn Gevatter und Burgermeister zu schreiben wegen meines Wegreisens — denn Gott im Himmel sey es geklagt, daß ich mein liebes Weib und kleinen Kinder und meine ehrliche Haushaltung also jämmerlich und unschuldig verlassen soll — so muß ich Ihnen sagen, daß Niemand anders daran schuldig, als der Amtmann Max Waltz, welcher mir zu zwei Malen, als 1) da man die Lorenz Gurrin gerichtet, und 2) da man die Weißgerberin gerichtet, im Beiseyn des Kapitän Georg Schwarz solche bedenkliche Reden gethan, daß ich mir wohl ein traurig Gemüth darüber gemacht. Denn erstlich als die Gurrin im Beiseyn meiner und anderer zu ihrer Wacht und Begleitung berufenen Männer ihre Unschuld vorgab und wir dieß dem Herrn Amtmann referirten, sagte gemeldeter Amtmann etliche Worte. Als ich mich darüber gewundert, gab er mir zur Antwort: „wer den Teufel kennt, darf sich dessen nicht wundern.“ Darüber ich erschrocken, doch still geschwiegen, mir aber wohl schmerzliche Gedanken darüber gemacht. Nun das andere Mal: als ich mit obgemeldetem Kapitän Morgens wieder mit meiner Wehr auf's Neuhaus und in gemeldet Herr Amtmanns Stube gekommen, fang ich mit diesen Worten zu reden an: „es wäre gar kalt.“ Darauf gab er mir spöttlich zur Antwort: „ja wenn es ein wenig kälter wäre, wäre es allen Menschen kalt genug!“ Und darüber legte er sich wieder auf die andere Seite und dankte mir nicht auf meinen gewünschten guten Morgen. Hierüber entsezte ich mich so, daß ich meine ganze Zeit mit Weinen und Thränen zugebracht, auch zum Herr Pater Prediger Kapuziner gegangen bin und ihm mit Weinen solches geklagt. Auch bin ich an selbigem Tage von Allen, so dem Examen (dem Verhöre) beigewohnt, feindlich angesehen und keines Wortes gewürdigt worden, welches mir zuvor nie geschehen. Auch hat mir der Gassenvogt (Polizeidiener) öffentlich vorgeworfen, ich stehe schon darin (im Verzeichniß der des Hexenwerks bezüchtigten Personen); woher er dieß geredet, ist mir unbewußt. So hat auch ein fremder Mann an dem Tage, da ich fortreiten wollte, zu dem Hauptmann gesagt und auch zu mir: er habe gehört von glaubwürdigen Männern, man habe mich auf's Neuhaus geführt. Aus so vielen Ursachen gerieth ich denn leider Gott erbarm's in einen solchen Schrecken und Angst, daß sich ein frommer ehrlicher Mensch wohl darüber entsetzen mag; denn ich habe von den Verschrienen und andern Menschen genugsam vernommen, wie Gewalt und Unrecht ihnen geschehen, und wie von ihnen ihre Unschuld genugsam an den Tag gelegt worden, was jedoch von Etlichen von ihnen wenig geglaubt ist worden, bis sie solches Herzeleid an sich selbst vor Augen gesehen haben, aber zu spät.“

„Mich anlangend, so weiß der allmächtige ewige Gott, der Aller Herzen Erleuchter ist, daß mir in solch schwerem Fall Gewalt und Unrecht vor Gott und aller Welt geschieht, so wahr als Jesus Christus unser lieber Herr am h. Kreuz vor uns Alle gestorben ist. Es wird mir auch kein Mensch auf dieser Welt mit Wahrheit nichts anderes nachsagen, als daß ich mich vor Gott und der Welt nicht anders gehalten, als einem ehrlichen Mann zusteht. Ich will Gott zwischen mir und meinen Feinden Richter seyn lassen. Gott verleihe mir nur Geduld. Aber die blutigen Thränen und heißen Zähren meines armen lieben Weibes und kleinen Kinder werden vor Gottes heiligem Angesicht im Himmel schreien und werden erhöret werden. Gott verzeih Allen darum, besonders dem Rentmeister, daß sie mich so unschuldig von meinem lieben Weib und Kindern bringen. Ich hoffe zu Gott, meinem Erlöser und Seligmacher, die Gruben, die sie mir graben haben wollen, werden sie selbst verschlingen. Gott der Allmächtige weiß wohl, wer Recht und Unrecht hat, er ist ein gerechter Richter, er wird mein Elend wenden zu seiner Zeit, und mein liebes Weib und Kinderlein sammt mir wieder erfreuen, wie den geduldigen Hiob.“

„Der Hr. Gevatter wolle sich meines armen Weibes und Kinder befohlen seyn lassen, das wird Gott, der ein Beschützer ist der armen Waisen, belohnen. Hiermit befehle ich den Hrn. Gevatter in göttlichen Schutz. Des Hrn. Gevatters

unterthäniger und williger
Thomas Schreiber,
um Unschuld hochbetrübter Mann.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Ende der Saison. — Die italienische Oper.

Die Parlamentssitzungen sind aufgehoben, aus dem ungewöhnlichen adjournament ist die gewöhnliche prorogation geworden, von den fünf rechtsgelehrten Lords im Oberhause haben drei durch O'Connells Freisprechung nach der Meinung der Einen sich mit Schmach, nach der Meinung Anderer sich mit Ruhm bedeckt, und nur darüber herrscht wenig Meinungsverschiedenheit, daß die Herren des Unterhauses für ihre Reputation besser gesorgt haben würden, wenn sie, statt jezt, schon vor sechs Monaten auf den Continent oder auf ihre Landgüter gegangen wären und die doppelläufigen Mantons geputzt hätten zur Hasen-, Fasanen- und Rebhühnerjagd. Aus Hydepark sind die glänzenden Wagenzüge verschwunden, keine kecken Reiter tummeln dort mehr ihre schlanken Rosse, nur Sonntagsreiter und korpulente Herren zappeln im Hundetrotte einher, und taucht hie und da eine Reiterin auf, so ist

sie gewiß keine aristokratische Schönheit. Die fashionablen Squares — wie still und einsam! Ueberall geschlossene Fensterladen, und ungescheut, weil unbemerkt, wandelt Johann, der zurückgelassene Bediente — the fortman left behind — im Morgenrock und Pantoffeln hinüber zu Marien, dem mit der Hausaufsicht betrauten Dienstmädchen — the servant in care, und sie empfängt ihn, Mittags noch das Haar in Papilloten. Die Ladendiener, oder, wie sie sich gegenwärtig nennen, Geschäftsgehülfen bei Howell and James's in Bondstreet, wie bei Edgar and Swan in Regentstreet, wissen nichts Besseres zu thun, als ihre weißen Hände zu bewundern und ihre noch weißeren Halstücher zu ordnen. Vor den Clubhäusern halten vielleicht einige Gigs und Cabs und Broughams, und ein halbes Dutzend Elegants erscheinen in der Regentstraße. Das sind aber die lezten Sommerschwalben, von gebieterischer Nothwendigkeit an die „Stadt" gebunden, nachdem „all their lovely companions are vanished and gone." Kurz, die Londoner Saison ist vorüber, und den Todesstreich hat ihr der Schluß des Theaters Ihrer Majestät, der italienischen Oper, gegeben. Bei Beurtheilung der Leistungen dieser italienischen Oper sollte der Ausländer nie vergessen, daß sie reine Privatanstalt ist, daß sie durchaus nichts mit den Hofbühnen des Continents gemein hat und ihren gesammten Aufwand aus einem Seckel bestreiten muß, welchen lediglich das Publikum füllt. Die Königin zahlt für ihre Loge; das ist die Unterstüzung „vom Hofe." Die Preise sind allerdings hoch, aber auch die Kosten enorm, und bei jener finanziellen Beschränkung hat der Unternehmer die schwere Aufgabe, das Publikum zu locken und zu befriedigen, ohne die Kunst zu gefährden. Dieß hat der dermalige Unternehmer, Lumley, nun bereits im dritten Jahre gethan, und mehr als das. Durch strenge und ehrenhafte Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hat er den Ruf des Instituts — die Metapher ist keine Hyperbel — von dem Schmuze gereinigt, der ihm unter Laporte jahrelang angeklebt. So oft Laporte das Haus schloß, war er regelmäßig bankerott. Die ersten Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen verloren freilich zum zweitenmale nichts. Hatten sie ein erstesmal etwas eingebüßt, so konnte im folgenden Jahre der Londoner Impressario bitten und versprechen, so viel er wollte, ehe nicht die Akkordsumme gesichert war, kamen sie nicht, sangen wenigstens keine Note und tanzten keinen Pas. Man kann sich aber denken, welch schmerzliche Verluste dagegen die Subordinirten erlitten, die Angestellten zweiten, dritten und vierten Ranges; mit einem Worte Alle, die, statt Bedingungen machen zu können, die ihnen gemachten annehmen müssen. Und davon eben ist unter Lumleys Direktion nichts vorgekommen. Zugleich erntet er das Anerkenntniß, die Kunst befördert und mit freigebiger Hand für das Vergnügen des Publikums gesorgt zu haben. Viel Neues hat er zwar in der lezten Saison nicht auf die Bühne gebracht; doch ist man hier schon zufrieden, wenn beliebte Opern gut besezt werden, und dieß war der Fall.

(Fortsezung folgt.)

Berlin, Oktober.

(Schluß.)

Freiligrath. — Tschech. — Holtei's Memoiren. — Theater.

Mit Verwunderung hört man von Freiligraths Erklärung, daß er der königlichen Pension freiwillig entsage, dem Geiste folge und entschieden zur Opposition übertrete. Die Notiz ist indessen das einzige, was uns durch die hiesigen Zeitungen bekannt geworden; des Dichters Buch: „Glaubensbekenntniß," in welchem er seinen Uebertritt motivirt, ist sogleich nach der Ankunft hier verboten worden. Lezteres dürfte indessen wohl nur eine vorläufige Maßregel seyn, veranlaßt durch das Bedenken, ob das Buch nicht gefährliche Grundsäze verbreiten könne. So viel wir von seinem Inhalt hörten, ist diese Besorgniß ungegründet, und Freiligrath spricht nur mit der edeln Freimüthigkeit, die wir von ihm erwarten dürfen, seine gewonnene Ueberzeugung aus, die nicht seine allein ist. — Daß Tschechs Urtheil gefällt sey, wird für gewiß behauptet, auch daß es ihm publicirt worden, ohne in seiner mittelalterlichen, herben Fassung auf den Inquisiten den geringsten Eindruck zu machen. Man erzählt auch, daß er erklärt, er finde Alles in Ordnung und habe keine Bitte, als eine Stelle aus der Bibel, die er aufgeschlagen vor sich hatte, an den König zu senden. Es war ein Psalm, der wilde Drohungen gegen die Könige ausstößt, ohne eigentliche Beziehung auf die Verhältnisse. Wirklich soll seiner Bitte gewillfahrt, ihm aber auf demselben Wege durch einen andern Psalm geantwortet worden seyn. Daß schon bestimmt wäre, die Todesstrafe dahin umzuwandeln, daß Tschech auf einer wüsten Insel ausgesezt würde, erzählen auswärtige Zeitungen, mit welchem Grunde, ist hier unbekannt. — Man will jezt wissen, daß die Kosten, welche die Deichrestauration in Westpreußen nöthig mache, den Beschluß veranlaßt habe, einstweilen den großen Dombau im Lustgarten einzustellen.

Von Holteis Memoiren ist der dritte und vierte Band jezt erschienen. Der Kreis bekannter und zum Theil berühmter Personen erweitert sich. Wir sehen schon Goethe in seinen Kreisen und in Paris Benjamin Constant, Lafayette, Humboldt in lebendigen Darstellungen. Die Mittheilungen sind reich, des Interessanten ist viel, des Poetischen manches, aber der prosaischen Wahrheit zu viel dazwischen. Das Wirkliche, im burschikosen Tone vorgetragen, wird zwar immer sein großes Publikum finden, und es vorzugsweise entzücken, wo der Gegenstand an Skandal grenzt; man kann aber bedauern, daß der Verfasser, zu Gunsten der vielen schönen, zarten Züge, die durch seine ganze Biographie ausgestreut sind und das Gemüth erfreuen, darin nicht behutsamer zu Werke ging. Die Leserzahl wird durch so manche Episode zwar vermehrt, der ästhetische Sinn aber nicht befriedigt. Und die ganze meisterhafte Anlage dieser Selbstbekenntnisse deutete doch auf den Willen, das Buch in diesem Tone zu halten. Holtei selbst ist jezt wieder als Direktor an der Breslauer Bühne angestellt. Wer hätte das erwartet, wenn er im vierten Bande liest, unter welchen Schmerzen und ihm nachschallenden Schmähungen Holtei damals gezwungen war, seiner Vaterstadt den Rücken zu kehren!

Auf unsern Bühnen nichts Neues. Die bedeutendern Stücke von Kuranda und Pruz, die lezte weiße Rose und Moriz von Sachsen, zu ungünstiger Jahreszeit in Scene gesezt, sind einstweilen wieder von den Brettern verschwunden. Doch mögen auch politische Rücksichten mitgewirkt haben. Die Schauspieler des Hoftheaters führten neulich für sich allein, gleichsam als Privatvergnügen, Tiecks gestiefelten Kater auf. Der Ertrag der unter der Hand verkauften Billete war zu einem milden Zwecke bestimmt, und troz dieser Stille war ein Gedränge nach den Pläzen; ein Zeichen wenigstens dafür, daß dieses Lustspiel nicht so veraltet ist, wie Einige behaupten möchten, und daß man es nur aus Caprice der Jeztwelt vorgeführt habe. Der ächte Wiz behält ewige Gültigkeit.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 42.

Sonnabend, 26. Oktober 1844.

[408] **URANIA.**

Taschenbuch auf das Jahr 1845.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Schwanthalers.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Eduard Montague. Novelle von Th. Mügge. — II. Die Selbsttaufe. Von K. Gutzkow. — III. Die Luisenhütte. Novelle von M. Martell. — IV. Scholastika. Von A. von Sternberg.

Von den frühern Jahrgängen der **Urania** sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Von der Neuen Folge kosten die Jahrgänge 1839 und 1840 jeder 1 Thlr. 15 Ngr., 1841—44 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Sept. 1844.

F. A. Brockhaus.

---

[445] Bei **Franz Nöldeke** in **Carlsruhe** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

NAPOLEON-GALLERIE.

20 Gedenkblätter

in Stahl radirt

nach Gemälden berühmter Meister.

ILLUSTRATION

zu den Werken von **Thiers, Ségur, Mignet** u. A.

Mit erklärendem Text

von **Dr. CARL SACHS.**

In 3 Lieferungen à $7\frac{1}{2}$ sgr., 27 kr.

---

[431] Bei uns sind kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Brehmer, J. G., Lehrbuch der Arithmetik. $\frac{7}{8}$ Thlr.

Cramer, J. F., de studiis quae veteres ad aliarum gentium contulerint linguas. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Streng, Ph. d'Ormieux, v., Tagebuch während des Feldzuges in Afghanistan 1838—39. Aus der engl. Originalhandschrift von Dr. W. Tetschke und Dr. F. Zober. Mit 4 Lithographien. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

C. Löffler'sche Buchhandlung (C. Hingst) in Stralsund.

---

[439] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blicke

in

Tiedge's und Elisa's Leben.

Als Beiträge zur Charakteristik Beider,

und insbesondere zur Rechtfertigung Tiedge's in Beziehung auf altes, verleumderisches Geschwätz über ihn.

Von A. G. Eberhard.

Ein Anhang zu Tiedge's Werken und zu Eberhards Schriften und eine Ergänzung der Tiedge'schen Biographie.

broschirt 1 Rthlr.

Dieß Buch verdankt seine Entstehung keiner müßigen oder eigennützigen Schreiblust. Es ist, seinem Hauptinhalte nach, das Ergebniß treuer, freundschaftlicher Pietät, indem der überlebende Freund, einem alten Versprechen gemäß, noch die Ehre des todten Freundes vertheidigt. Die Rückblicke auf ihre freundschaftlichen Verhältnisse mehrere Jahrzehende hindurch, so wie auf manche ihrer Erlebnisse, bieten nicht allein mannichfache Veranlassung zur näheren Charakteristik des Dichters der „Urania" und seiner würdigen Freundin Elisa von der Recke, sondern weisen auch auf manche Hauptwendepunkte im Leben des Verfassers von „Hannchen und die Küchlein" hin.

---

[443]. Im Verlage der **Hahn'schen Hofbuchhandlung** ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Encyklopädie

der

Philosophie.

Zum Gebrauche für obere Gymnasialklassen und zur ersten Einführung in die Philosophie für alle Gebildete.

Von

Heinrich Albert Oppermann,

Dr. phil.

gr. 8. 1844. geh. Preis $1\frac{1}{6}$ Thl.

Inhalt: Zwei Briefe anstatt Vorrede. — Einleitung. — Analytischer Theil. — Metaphysik. — Anwendung der Grundwissenschaft auf die formalen Wissenschaften; auf die Lehre vom Leben und dessen Gesetzen; auf die Naturwissenschaften (Logik, Aesthetik, Ethik, Rechtsphilosophie, Menschheitswissenschaft).

---

[446] Bei **J. Hölscher** in **Coblenz** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beispiele zum Uebersetzen

aus dem Deutschen ins Lateinische

von H. S. Fitzinger.

IV. Cursus (für Tertia). Preis 16 gGr. (in Parthieen 14 gGr.) = 1 fl. 10 kr.

---

[450] Im Verlage von Rob. Rittler in **Hamburg** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Frauenwerth.

Aus dem Englischen der **Mistreß Sherwood.**

8. (15 Bogen) geheftet 1 Rthlr.

Der Titel würde mit mehr Recht heißen: Frauenwerth und Frauenunwerth, denn der Einfluß des guten wie des bösen Weibes ist vielleicht nirgends so treffend geschildert wie in diesem Buche. Zwei ganz entgegengesetzte weibliche Charaktere treten hier so treu und wahr hervor, wie sie nur aus der Feder einer Dame hervorgehen konnten.

---

[452] **Herabgesetzter Preis!**

Der Concurrenz wegen wird von heute ab, so lange der Vorrath dauert, im herabgesetzten Preise von $1\frac{1}{3}$ Rthlr. zu (12 gGr.) 15 Sgr. verkauft, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fabeln und Mährchen-Buch mit Abbildungen nach Zeichnungen von Lyser.

20 Bogen oder 320 Seiten in hoch Quart mit 394 Fabeln der bekanntesten und beliebtesten Dichter nebst 80 Abbildungen. — Beispiellos billig!

Berlin, 1. Oktober 1844.

Ferdinand Rubach.

[451] **Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.**

Bei **C. L. Fritzsche** in **Leipzig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mühlbach, L., Novellen und Scenen.
2 Bde. 8. geh. Preis 2 Rthlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Lorentino, hist. Novelle. — Denkwürdigkeiten eines Kindes. — Der Löwe von Butter. — II. Ein Liebesdienst. — Die Verschwörung durch ein Bild. — Crichton, der Phönix.

Amrilkais,

der Dichter und König.

Sein Leben dargestellt in seinen Liedern.

Aus dem Arabischen übertragen
von
Friedrich Rückert.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Amrilkais Ben Hodschr. — I. **Seine Jugend.** Die Liebesabenteuer. Die Sorgennacht. Die Lebensmühen. Der Jagdritt. Die Regenschau. **Aus dem Diwan des Amrilkais.** Erinnerung an Selma. Besbasa. Der gefährliche Besuch. Ommo Dschendob. Umeima. Eine Ungenannte. Die Trennung in Jemama. Suleima. Esma. Mawija. Selma's Reiz. Hind's Freier. Die geliebte Hirr. An die Tochter des Ameri. Trotzgedicht gegen Sabi Ben Auf. Gegen die Drohungen und Ansprüche seines Vetters Abul Aßwad. Der gute Kamerad. Der Bekehrte. Schamus. Die Zeltgenossenschaft. Die vier vorbehaltenen Stücke. Die Besendete. Der Regen. Der Wettgesang. II. **Sein Leben in seinen Liedern.** Als ihn die plötzliche Nachricht von der Ermordung seines Vaters traf. An seine Tochter Hind. Ueber seine fehlgeschlagene Unternehmung gegen Ben Eßed. Siegeslied. Loblied auf Oweir. Der Treulose und der Treue. Abermals zu Ehren Oweir's und der Beni Auf. Als er in seiner Bedrängniß sich an die Beni Schemedscha Ben Dscherm wendete (oder wenden sollte). Zu Ehren des Tarif Ben Malek. In Ungeduld und Unmuth über seine geraubten Kamele. Muthiger Ritt. Ein Sinnspruch. Als er bei Abu Hanbal von den Beni Thoal einkehrte. Während er am Berg Adscha in Tai, bei den Beni Thoal, den berühmten Bogenschützen, sich sicher fand. Der Bogenschütze von Thoal. Zu Ehren zweier Jäger von Tai. Betrachtung. Erinnerung an die erste Niederlage seines Geschlechts. Er gedenkt seiner Schwester. Hinfälligkeit. Der Kranke. Des Dichters Lebensweisheit. Er versenket sich in Erinnerungen. Auf der Reise durch Syrien nach Konstantinopel. Krank, auf der Rückreise vom Kaiser. Sein letztes Gedicht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Gottfried Kinkel.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts: Zum Eingang. — Bilder aus Welt und Vorzeit. — Oden und Verwandtes. — Des Dichters Leben und Betrachtung, in deutschen Weisen. — Roma's Erwachen. — Die Weine. — Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Landwirthschaftliche Schriften
von
J. G. Elsner,

welche, im Verlag der Unterzeichneten erschienen, durch alle Buchhandlungen bezogen werden können:

Meine Erfahrungen
in der
höhern Schafzucht.

Zweite stark vermehrte Auflage.
Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Diese neue Auflage ist mit einer Menge von Zusätzen, neuer Erfahrungen, die Herr Elsner seit der Erscheinung der ersten Auflage zu machen Gelegenheit hatte, bereichert worden.

Handbuch
der
veredelten Schafzucht.

gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Hand- und Hülfsbuch
für den
kleinen Gutsbesitzer und Landmann.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Die deutsche
Landwirthschaft
nach ihrem jetzigen Zustande dargestellt.

2 Thle. gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Dieses Werk ist die Frucht vieljähriger Beobachtungen und freundschaftlicher Mittheilungen der ersten Landwirthe unserer Zeit, eine reiche Fundgrube.

Die Politik
der
Landwirthschaft.

2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 18 Gr.

Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Produkte speculiren?

Auf Erfahrung begründete
Rathschläge und Lehren
für
den Landwirth.

8. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

In dieser Schrift legt der Verfasser seinen Schatz von Erfahrungen über die Chancen und Conjuncturen im Verkehr mit landwirthschaftlichen Produkten nieder. Von welchem Nutzen das Buch für jeden Landwirth, ja selbst auch für den Kaufmann seyn muß, welcher in ländlichen Erzeugnissen Geschäfte macht, ist leicht abzunehmen, wenn man bedenkt, wie viel daran liegt und was es einträgt, die Conjuncturen für die Verwerthung der Produkte richtig zu beurtheilen und wahrzunehmen.

Guter Rath
beim
An- und Verkauf von Landgütern.

8. in Umschlag broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzuoft schon großes Unheil gestiftet und den

Grund zum Untergange ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Die

Bildung des Landwirthes in der weitesten Bedeutung.

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Mit dem hier angezeigten Buche glauben wir dem betreffenden Publikum um so mehr eine Freude zu machen, als es eine Lücke in der landwirthschaftlichen Literatur ausfüllt, die man seither sehr empfindlich gefühlt hat. Sollten wir ein Urtheil darüber aussprechen, so würden wir behaupten, daß dasselbe unter dem vielen Guten, was dessen Verfasser bereits geliefert hat, zu dem Vorzüglichsten gehören dürfte.

Das

goldene Vließ

oder

die Erzeugung und der Verbrauch

der Merinowolle,

in

ökonomischer, merkantilischer und statistischer Hinsicht.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses Buch gibt eine übersichtliche Darstellung von der Wichtigkeit und dem Ertrage der Wollerzeugung aller europäischen Länder und hat daher sowohl für den Kameralisten als für den Kaufmann fast eben so hohes Interesse, wie für den Landwirth.

Das Edelschaf

in allen seinen Beziehungen.

Als Schlußstein dessen, was der Verfasser bereits über veredelte Schafzucht geschrieben.

8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: I. **Das Edelschaf.** II. **Die Wolle.** A. Ihr Wesen und ihre Beschaffenheit. 1) Feine und grobe Wolle. 2) Sanfte und rauhe. 3) Nervige und schlaffe. 4) Gekräuselte und schlichte. 5) Schüttere und dichte. 6) Klare und filzige. 7) Krepp- und Glanz-Wolle. 8) Kurze und lange Wolle. 9) Stumpfe und spitzgestapelte. 10) Gesunde und kranke. 11) Weiße und schwarze. 12) Edle und unedle. B. Die Umgestaltung der Wolle zur Waare. I. Die Wäsche. 1) Blanke und weiße Wäsche. 2) Nicht zu starke und nicht zu schwache Entfettung. II. Die Schur. III. Der Wollhandel. III. **Die Erzeugung der edlen Wolle.** A. Von der Menge der Wolle. B. Von der Güte. IV. **Züchtung edler Schafe.** A. Das Ideal eines edlen Schafes. B. Die Classification. C. Die Aufzucht edler Schafe. 1) Von innen heraus. 2) Von außen hinein. V. **Erhaltung des Edelschafs auf seinem Standpunkte.** A. Consequenz. B. Consolidirung. C. Constanz. VI. **Die Uebersiedlung des Edelschafs.** A. Von den Vorsichtsmaaßregeln, die dabei zu nehmen sind. 1) Für weite Ferne wählt man am vortheilhaftesten das Edelste. 2) Man hüte sich vor erblichen Krankheiten. 3) Man wähle zum Transport geübte und zuverlässige Leute. 4) Nicht zu große Heerde zum Uebersiedeln. 5) Behandlung der Schafe nach ihrer Ankunft. B. Von der Veränderung, welche die Uebersiedelung des Edelschafs in seiner Wolle hervorbringt. C. Geschichtlicher Gang der Uebersiedelung des Edelschafs. VII. **Von der Degeneration des Edelschafes.** A. Die wahre Degeneration. 1) Saumseligkeit oder angewandte unrichtige Grundsätze bei der Züchtung. 2) Unedles Blut, welches man sich bewußt oder unbewußt in die Heerde bringt. B. Die vermeintliche Degeneration. VIII. **Einfluß des Edelschafes auf Agricultur und Bevölkerung.** A. Sein Einfluß auf die Agricultur. 1) Der materielle Einfluß. 2) Der intellectuelle. B. Einfluß auf die Bevölkerung.

Gründlicher

Elementar-Unterricht

in der

rationellen Schäferei.

8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In diesem neuesten Werkchen trägt der Verfasser die praktische rationelle Schafzucht mit einer Klarheit vor, in der sie auch dem Laien verständlich ist, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß ein so gründlicher Elementar-Unterricht in dem betreffenden Fache kaum noch jemals gegeben seyn dürfte.

Besonders dürfte derselbe seiner Fassung, des Preises und Formates wegen für den Unterricht der Schäfer empfohlen werden, von denen keiner dieses Büchlein in seiner Tasche entbehren sollte, wie der nachfolgende Inhalt beweisen mag:

Inhalt: I. Die Vorbereitung des Schäfers zu seinem Beruf. II. Berufstreue und Stellung eines Schafmeisters. III. Die Einrichtung im Schafstalle. IV. Die Fütterung und Verpflegung der Schafe. a) Die Verpflegung im Sommer. Art und Benützung der Hutweiden. Die Abrichtung des Hundes. Fernere Regeln für den Weidegang. Von der Sommerstallfütterung. Vom Hürden im Freien. Hülfsmittel bei plötzlichen Krankheitsfällen. b) Die Verpflegung der Schafe im Winter. Ordnung im Schafstalle. Ordnung beim Füttern. Verschiedene Futterarten. Das Tränken der Schafe. Das Salzgeleck. V. Vom Bocken (Stähren) der Schafe und von der Lammung. Vom Bocken. Vom Lammen. VI. Von der Erkennung der Schafe. Nach ihrem Aussehen. Nach ihrem Alter. VII. Von den Krankheiten der Schafe. 1) Die Drehkrankheit. 2) Die Traber- oder Gnubberkrankheit und das Kreuzdrehen. 3) Die Raude oder Krätze. 4) Die Klauenseuche oder Krümpe. 5) Der Blutschlag oder das laufende Feuer, auch Staupe genannt. 6) Die Pocken oder Blattern. 7) Die Lämmerlähme. 8) Die Ruhr. 9) Der Husten und die Kacherie. 10) Die Egelkrankheit und die Fäule. VIII. Von der Aufbewahrung des Futters. 1) Das Heu. 2) Das Stroh und die Spreu. 3) Die Wurzelgewächse. IX. Von der Wollkenntniß. X. Von der Schwemme und Schur der Schafe. 1) Die Schwemme oder die Wäsche. 2) Die Schur. XI. Vom Vertrage (Contracte) des Schäfers. XII. Einige Anweisungen auf besondere Fälle. 1) Bescheidenes, höfliches Betragen. 2) Benehmen bei vorkommenden plötzlichen Verlusten in der Heerde. 3) Verhalten bei eintretender Futternoth. 4) Der Schäfer soll ohne Erlaubniß keinen Fremden in den Schafstall lassen. 5) Wie er ein Schaf greifen und Wollmuster nehmen kann. 6) Er soll weder Schweine, Hühner, noch anderes Vieh im Schafstalle haben. 7) Wie er sich zu benehmen hat, wenn er Schafe von der Ferne her holen muß. 8) Was er thun soll, wenn den Schafen augenscheinliche Gefahr droht. 9) Erlernung und Anwendung des in diesem Buche Abgehandelten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 28. Oktober 1844.

— Aus diesen Tönen heben
Sich Gestalten zart und klar,
Sterne, Blumen seh' ich schweben,
Zauberzeichen wunderbar.

J. Kerner.

Die Luftwellen.

Wie ein Stein, auf die Fläche eines ruhigen Wassers geworfen, eine Menge nach außen fortschreitender Wellen hervorbringt (s. den Aufsatz: die Wasserwellen in Nr. 188 u. 189), so verursacht auch eine Bewegung in der Luft, besonders die Schwingung eines elastischen, tönenden Körpers, dergleichen Wellenkreise. Aber die Wellenkreise der Luft erstrecken sich nach allen Seiten, sind daher mehr als Wellenkugeln anzusehen; ihre Verbreitung ist gleichförmiger, ihre Bewegung, die nicht in einem Auf- und Niedertanzen der Lufttheilchen, sondern in einer Zusammenziehung und Ausdehnung derselben besteht, ist rascher, überhaupt lebendiger, dem Geistigen ähnlicher.

Am meisten kann man die Gesammtheit dieser Bewegungen in der Luft vergleichen mit der Kugel von Licht, mit dem Kranz von Strahlen, die einen leuchtenden Körper umgeben. Die Geschwindigkeit der Fortpflanzung ist zwar geringer als die des Lichts, aber doch gleichförmig und nimmt auf dem Weg nicht ab, und in dieser Beziehung verhält sich die Bewegung der Luft wie die des Lichts. Die Schwingungen jeder einzelnen Luftwelle sind in ihrer Art und Schnelligkeit durch die des tönenden Körpers bedingt, sind Nachahmungen, Bilder der Bewegungen desselben, auf ähnliche Art, wie man jeden einzelnen Lichtstrahl als das Abbild, den Boten der Lichtquelle ansehen kann.

Es bestehen nun aber auch wesentliche Verschiedenheiten zwischen den Kugeln der Schallstrahlen und denen der Lichtstrahlen. Man findet durch Berechnung, daß die Schallstrahlen nicht ununterbrochen fortgehen, sondern durch Zwischenräume des Zurückgehens unterbrochen sind, deren Umfang dem der Räume des Fortschreitens gleich kommt. Man findet ferner, daß bei jeder Höhe und Tiefe des Tons die Größe dieser Zwischenräume der Luftwellen verschieden ist. Während die Luftwelle beim tiefsten hörbaren Ton gegen dreißig Schuh lang ist, mißt die eines mittlern Tons nur wenige Schuhe und die der höchsten Töne nur wenige Zolle oder Linien. Dadurch unterscheiden sich nun die Schallwellen von den Lichtwellen wesentlich. Genauere Beobachtungen haben zwar auch bei den Lichtwellen diese Gegensätze von Licht und Schatten, von Zurück- und Vorwärtsgehen gezeigt, aber sie sind hier viel kleiner und durchaus gleichförmig.

Dadurch kann man sich auch schon ein bestimmtes Bild der Eigenthümlichkeit der Schallwellen entwerfen. Es entwickelt sich nämlich aus einem tönenden Körper bei jedem, eine Mannsstimme an Stärke etwas übertreffenden Ton eine Schallkugel, die in einer Sekunde einen Raum einnimmt von einer Größe, daß ihr

Halbmesser den dritten Theil einer Viertelstunde, ihr Durchmesser also zwei Drittheile derselben beträgt. Diese Kugel ist aber keine gleichartige Masse, wie man sich eine Lichtkugel gewöhnlich vorstellt, sondern sie ist aus vielen in einander liegenden Kugeln zusammen gesezt, oder sie besteht aus vielen gleichförmigen Schichten von Strahlen, von sich ausdehnenden und zusammenziehenden. Im nächsten Augenblick jedoch, nachdem sich diese Schichten von Tonstrahlen hoch aufgethürmt hatten, fallen sie wieder zusammen. Ein gleich darauf folgender Ton von anderer Höhe oder Tiefe treibt dann wieder eine andere Schallkugel von derselben Ausdehnung, aber mit ganz andern Dimensionen der Schichten empor, oder es verwandeln sich in der Kugel bei jeder Aenderung des Tons die Schichtenfolgen, die dreißigschühigen in fünfzehn Schuh lange, dann wieder in solche, die nur wenige Zoll oder Linien messen.

Doch auch damit hat man nur ein ganz ungenügendes Bild der Tonwellen. Der Unterschied der Höhe und Tiefe eines Tons, der sich in der Länge und Kürze der Tonwellen und Tonschichten ausspricht, ist nur ein kleiner Theil aller der Unterschiede, die man bei den Tönen wahrnehmen kann, gleichsam das ABC derselben. Ein ganz anderer Unterschied ist der, der in der Stärke und Schwäche eines Tons liegt; wieder ein anderer der zwischen den Tönen eines jeden Instruments, der Saiten- und Blaseinstrumente, noch ein anderer der, wodurch die höhere, lebendige Ausführung einer Musik einer ungenügenden, mechanischen gegenüber steht. Ein noch viel größerer Unterschied besteht aber weiter zwischen der Musik und dem artikulirten Wort, und wiederum zwischen allen den Worten, woraus eine Sprache zusammengesezt ist. Aber alle diese Unterschiede müssen durch Aenderungen in den Luftwellen sich ausdrücken, wenn überhaupt jeder Ton durch dieselben mitgetheilt, fortgepflanzt wird.

Es ist nun zwar der Wissenschaft noch nicht gelungen, die diesen höhern Unterschieden entsprechenden Formen zu finden. Doch hat man eine Spur und Andeutung davon in den Klangfiguren, diesen Formen von wunderbarer Regelmäßigkeit und Mannigfaltigkeit, die sich auf Glasscheiben, auf Metallflächen oder elastischen Häuten bei jedem Tone bilden. Da die Elastizität diese Bildungen bedingt, die Luft aber elastisch ist, wie die genannten Körper, und die Schwingungen nicht bloß auf den Oberflächen stattfinden, sondern durch die ganze Masse der Körper durchgehen, so ist man zu der Vermuthung berechtigt, daß auch in der Luft bei jedem Ton sich solche Figuren bilden, die nicht bloß eine Fläche haben, sondern auch eine Tiefe, einen Leib. Damit sieht man eine Möglichkeit, wie auch jene andern, höhern Unterschiede einen äußern Ausdruck annehmen, als Gestalt sich darstellen können. Dann sind aber die Tonwellen nur der Weg, auf dem die Tongestalten sich bewegen, vor- und rückwärts schreiten, entstehen, vergehen und sich verwandeln; dann sind die Schallkugeln, welche einen tönenden Körper umgeben, nur der Boden, auf dem das Heer der Tongestalten sich bewegt. Jedem klaren Ton und Wort entspricht dann eine bestimmte Gestalt.

Daß es bis jezt der Kunst noch nicht gelungen ist, diese Wesen zur Anschauung zu bringen, berechtigt nicht zu der Behauptung, daß dieß überhaupt nicht möglich sey. Die Bildung der Klangfiguren war auch Jahrtausende dem Menschen verborgen; die Entdeckung ist noch neu, fast noch in der Kindheit, und macht mit jedem Jahr größere Fortschritte.

(Schluß folgt.)

Hexenprozesse.

(Fortsezung.)

Dieser Brief wurde jedoch nicht abgesendet, sondern von ihm bei seiner drei Tage darauf erfolgten Rückkehr nach Mergentheim selbst abgegeben. Gleich nach seiner Entweichung hatte er seiner Frau ohne Angabe des Orts und Datum, wahrscheinlich aber von Creglingen aus (einem kleinen, vier Stunden von Mergentheim entfernten, damals anspachischen Städtchen), folgenden Brief geschrieben.

„Der Ehr- und tugendreichen Frauen, Anna Schreiberin, Wirthin zum Hirschen, zu Handen.“ „Mein herzlich lieb' und treues Herz, herzallerliebster Schatz! Ich lasse dich wissen, daß ich gestern nach Creglingen gekommen bin, weil ich allda aber den Kastner nicht getroffen, bin ich willens nach Anspach zu reiten, von wo ich dir wieder schreiben werde. Ich bitte dich, lieber Schatz, bekümmere dich nicht so sehr; ich hoffe zu dem allmächtigen Gott, wir wollen bald wieder zusammen kommen. Du hast gottlob eine gute Nahrung, daß du und die Kinderlein (er hatte deren vier) nicht Noth leiden dürft. Sieh daß du zum Schwager Georg Schneider heimlich gehst, frag ihn im Vertrauen, du wüßtest nicht warum ich so lang ausbliebe, ich sey ein- oder zweimal heimgekommen, hätte von dem alten Amtmann etliche Reden anhören müssen und mich deßhalb entsezt. Lug, ob du etwas von ihm hören kannst, geh auch zum lateinischen Schulmeister, ob er etwas vom Dr. Baumann vernommen habe oder nicht. Sprich aber sonst nicht viel davon. Bitte Gott herzlich, daß er wolle unsere Traurigkeit wieder in Freud' verkehren, welches ihm wohl möglich; gleiches will auch ich thun und Gott den Allmächtigen

Tag und Nacht bitten. Ich hoffe zu dem allgnädigen Gott, er wird mein unschuldiges Herz und Gemüth, welches allein nur ihn liebt und lobt, ansehen und mich nicht länger an diesem Kreuz hangen lassen. — Sieh' daß du des Gevatter Kronenwirths Kellner gelehnt bekommst, schick den Davidlein (seinen ältesten Sohn) hinauf, laß ihn herabkommen, so kannst du mit ihm reden. Was du erfährst, das schreib' mir ein wenig, ich will's wohl lesen. Schick mir das Tuch zu Strümpfen, das ich vergessen. Ich will dir bald wieder schreiben, liebes Herz, geduld' dich ein Weil, unser lieber Herrgott wird's wieder wenden nach seinem Willen. Nichts mehr betrübt mich, denn daß ich solch Elend so unschuldig leiden muß. — Wenn du Geld aus Wein lösest, so kauf einen Karren voll Haber; wenn der Jung mit ansteht, so laß ihn den Haber im Schloß fassen, laß ihn das beiliegende Zettelein dem Futterschreiber geben. Laß auch dem Herr von Thann seine Schuld anfordern, es ist 17 fl. 34 kr.; er hat den Zettel schon."

„Liebes Herz, laß's dich nicht so sehr anfechten, gottlob ich bin nicht sehr traurig und freue mich meines guten göttlichen Gewissens. Strafe die Kinder, wenn sie dir nicht folgen wollen, und hoff' zu unserm lieben Gott, der uns niemals ganz verlassen hat; er wird es dießmal auch nicht thun. Wenn ich dir innerhalb acht oder vierzehn Tagen einen Boten schicke, so schreibe mir Alles, wie's geht. Wenn dir ein Gläubiger Geld anfordert, bitt' ihn um Verzug, ich will dir schon angeben, wie du dich verhalten mußt. — Behüt' dich Gott der Allmächtige und die Kinderlin vor allem Leid. Verlaß mich nicht, ich will auch dich nicht verlassen, unser lieber Gott wird's ändern und meine Unschuld rächen. Hab' nur ein gutes Herz. Es ist nie ein Unglück so groß gewesen, es ist wieder gut worden."

„Dein
getreues Herz, dieweil ich lebe,
Thom. Schreiber."

Wahrscheinlich zu derselben Zeit schrieb er auch folgenden Brief (ohne Datum und Ort). „Dem ehrenvesten und wohlgeborenen Herrn Allemahn, wohlverordneten lateinischen Professorn und Schulmeistern, meinem lieben vertrauten Herrn zu Händen in Mergendall." *

„Ehrenvester, insonders günstiger, vielgeliebter, vertrauter Herr, demselben sage meine jeder Zeit geflissenen Dienste bestes Vermögens zuvor."

„Ich kann nicht unterlassen, meinem lieben, vertrauten Herrn zu schreiben, welcher Maßen ich leider, Gott erbarms, schmerzlich, mit blutigen Thränen von meinem Weib und lieben Kinderlein aus vielleicht unnöthiger Furcht und Schrecken, wegen dem Herrn in meinem Anwesen schon erzählter Ursachen, und von dem Amtmann Max Waltz mir geschehener schnöder Reden halber, welche mich in solche Furcht getrieben, entwichen bin. Und weiß Gott der Allmächtige, zu dem auch alle meine Hoffnung steht, den will ich Richter seyn lassen wider die mich unbillig in solchen Schrecken getrieben haben; meines armen herzlieben Weibes und Kinderlein blutige Thränen und Zähren werden vor dem h. Angesicht Gottes schreien, und Gott wird sie und mich erhören und meine Unschuld rächen. Vielgeliebter, großgeehrter Herr, ich habe das Vertrauen zu dem Herrn und halte den Herrn für meinen allerbesten Freund, der Herr wolle heimlich der Sache nachfragen an Ort und Ende, und nicht thun, als ob ich ihm zugeschrieben oder mit ihm bekannt wäre, daß man es nicht zu sehr merke und dem Herrn vorhalte, und sehe, wie es eine Beschaffenheit habe, und mir wieder schreiben und den Brief zu meiner lieben Hausfrau tragen lassen, und sie bisweilen trösten. Alsdenn will ich den Brief durch einen Boten abholen lassen zu gelegener Zeit. Gott weiß, daß ich in diesem Fall ganz unschuldig bin, habe auch mein Lebelang kein solchen Gedanken oder Gemüth gehabt, wie ich denn schon dem Herrn persönlich erzählt, auch dem Hrn. Pater Prediger solches geklagt. Weil ich aber in solchen Gedanken und stark geglaubt, noch vermeine und auch zum Ueberfluß den Tag, als ich wegritt, ein fremder Mann in mein Haus kam und auch zum Hauptmann gesagt hatte, man sage öffentlich, ich sey auf das Neuhaus geführt worden, dieß hat mich so furchtsam gemacht, daß ich nicht länger bleiben konnte. Denn ich sehe wohl, wenn Einer überfallen wird, so muß er fort, er sey unschuldig oder nicht. Zwar als unschuldig, und um des Namens Jesu Christi willen, wollte ich mich, wenn's von Nöthen wäre, nicht weigern zu sterben, allein solche Marter und Pein, und aus großer Marter eine Last auf meine Seele aufzuladen, das fiele mir zu schwer. Gott verzeih's dem Amtmann, was er mir, meinem lieben Weib und Kindern für Herzeleid macht."

„Ich bin Willens an den Fürsten zu schreiben, von wegen der mir gethanen Reden, und will ihm meine Unschuld klagen. Der Herr wolle mir rathen, ob ich's thun soll oder nicht. Verhoffe mit ganzer Zuversicht, der Herr werde das Beste bei Allem thun; das wird der allmächtige Gott ihm in Ewigkeit belohnen, was der Herr an meiner herzlieben Frau und Kindern thut und auch an mir hochbetrübten Mann. Ach, der Herr tröste doch mein armes verlassenes Weib bisweilen. Der Herr schreibe mir bald wieder nach Einziehung der Erkundigung und von meinem Weibe. Wenn in meiner Haushaltung etwas vorgefallen, so wolle es mir der Herr berichten, weilen mein Weib des Schreibens nicht wohl

* Marienthal, noch heutiges Tages beim Volke gebräuchliche Benennung für Mergentheim.

kundig und ich nicht Jedermann gern vertrauen wollte. Hiermit sey der Herr göttlicher Gnade befohlen. Ich bin ganz betrübt

des Herrn guter Freund
Th. Schreiber, Hirschwirth."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Theater.

Lumley öffnete das Haus im März, und die gegebenen 65 Vorstellungen bestanden in den Opern: Adelia, Zampa, Cenerentola, l'Elisir d'Amore, i Puritani, Don Pasquale, Semiramide, Sonnambula, Norma, Don Giovanni, il matrimonio segreto, il Barbiere di Seviglia, Lucia di Lammermoor, Don Carlos, Otello, Gazza ladra, Anna Bolena, Lucrezia Borgia und Corrado d'Altamura. Die dabei Beschäftigten waren namentlich: Grisi, Persiani, Favanti, Lablache, Mario, Fornasari, Moriani, Corelli. Eine noch nie da gewesene Merkwürdigkeit war, daß Persiani gleich am ersten Abende sang. Ein ausgezeichneter Künstler sang sonst nie am ersten Abende, selten vor Ostern, weßhalb auch das Besuchen der Oper vor Ostern ein schlechter Beweis von gutem Tone war. Zu den Neuigkeiten gehören Costa's Don Carlos und Ricci's Corrado; beide Opern sind ziemlich unbeachtet vorübergegangen. — Uebler hat es während derselben Zeit um das Drama gestanden, und am übelsten um die auf dem Haymarkettheater ausgepochte Preiskomödie von Mistreß Gore: Quid pro quo oder the day of dupes. Das Stück hat viel von sich reden gemacht, und dieß erklärt sich aus vielen Gründen. Webster, der mehrjährige Inhaber des Haymarkettheaters, hatte der immer wiederholten Behauptung geglaubt, daß es in England durchaus nicht an hochbegabten dramatischen Dichtern fehle, daß eine unglaubliche Menge Trauer-, Schau- und Lustspiele in hundert Gehirnen und Schreibpulten bühnenfertig vorlägen, und daß nur die Schwierigkeit, mit welcher ein unbekannter Name zu ringen habe, sein Produkt aufgeführt zu sehen, die Welt jener Schätze beraube. In solchem Glauben sezte er einen Preis von 500 Pf. St. oder 6000 Gulden Rheinisch auf die beste, binnen einer bestimmten Frist eingehende, in Prosa geschriebene und die neueren englischen Sitten schildernde Komödie, wozu noch andere pekuniäre Vortheile kamen, wofern das Stück eine gewisse Zahl Vorstellungen erlebte. Zu Schiedsrichtern gewann er Männer, wider deren Urtheilsfähigkeit und Unpartheilichkeit nichts einzuwenden war, die geachteten und von der Bühne abgetretenen Künstler Charles Young und Charles Kemble, und die literarischen Notabilitäten Moran, Ottley, Searle, James und Dyce. Der Erfolg des Aufrufs schien die Behauptung zu rechtfertigen. Acht-und-neunzig Lustspiele warben um den Preis. Das Comité erklärte vier davon für preiswürdig und erkannte zulezt einstimmig die 500 Pf. dem erwähnten Quid pro quo zu, von der als Novellistin ziemlich hochstehenden Mistreß Gore. Dieß machte natürlich Aufsehen und alle Theaterfreunde erwarteten Wunderdinge. Webster säumte nicht, das Stück in Scene zu setzen, vertheilte die Rollen möglichst gut, ließ es in der Ausstattung an nichts fehlen, und — das Stück fiel durch. Dieß verdiente es keineswegs. Es mag ihm an dramatischem Mark fehlen, es mag nicht ein Interesse erregen, worüber der Zuhörer nicht zu Athem kommen kann; aber leichten, gefälligen Dialog, gewandte Sittenschilderung, Kernhiebe auf politische und fashionable Gebrechen, und wenn auch schwächliche, doch nicht falsche Charakterzeichnung wird jeder Unpartheiische einräumen müssen. Wer nun aber unbetheiligter Zeuge der ersten Aufführung war, begreift, warum schlechtere Stücke eine günstigere Aufnahme gefunden haben, und daß nicht hochgespannte Erwartung allein die Täuschung greller machte. Ehe noch der Vorhang aufging, schien das Urtheil gefällt; gleich in den ersten Scenen machte sich eine Partei bemerkbar, fest entschlossen, das Stück zu Grabe zu läuten. Aus welchen Individuen diese bestand, weiß ich nicht. Wenn es aber heißt, es seyen verdrießliche Preisbewerber sammt deren Freunden gewesen, so ist dieß gewiß nicht unwahrscheinlich. Ihre Stimme war indessen nicht die allgemeine. Es gab eine starke Opposition, und diese bildete vielleicht sogar die Majorität; aber jene hielten zusammen, leztere nicht; so gewann die Minorität den Sieg, den sie indessen nicht behaupten konnte. Das Stück ist wiederholt und mit Beifall gegeben worden. Da dasselbe seit Kurzem im Buchhandel ist, wird es wahrscheinlich auch in Deutschland gelesen und kritisirt werden, und ich erlaube mir daher bloß auf die geharnischte Vorrede aufmerksam zu machen, in welcher die Verfasserin ihre Vertheidigung vor das Publikum gebracht hat. Das Schicksal dieser Preiscomödie hat indessen die Hoffnung, daß die Wünschelruthe des Goldes gute Stücke hervorzubringen vermöge, zerstört. Die Aussichten für die englische Bühne sind um so trüber, als es immer mehr den Anschein gewinnt, daß die zwei bisherigen Nationaltheater, Drurylane und Coventgarden, aus der Reihe der Theater ausscheiden und zu andern als dramatischen Zwecken, Coventgarden zu einem Bazar und Drurylane für eine Bereiter- und Seiltänzergesellschaft eingerichtet werden. Unter diesen Umständen ist es eine erfreuliche, jedenfalls seltsame Erscheinung, daß kleine Theater, die bisher zu Gunsten der großen gesetzlich gehindert waren, sich an Shakespeare und das „legitime Drama" zu wagen, seit der klugen Aufhebung dieses einfältigen Monopols dieß mit Glück thun. So neuerlich besonders das Theater Sadlers Wells, dessen stolzeste Erinnerungen die pantomimischen Späße des alten Joey Grimaldi und einige Wasserstücke sind, die auf einem Ocean gespielt wurden, der sechs Ellen im Gevierte hielt. Hier war es nun sehr problematisch, ob nach solchen stark, aber unclassisch gewürzten Schüsseln einfach klassische Gerichte munden würden. Das Wagniß ist wider Erwarten und glänzend gelungen, was der Direktion und dem hier vorzugsweise einsprechenden Mittelstand gleich viel Ehre macht. Nachdem nämlich erstere das Haus gefegt und zierlich ausgeschmückt, bessere Scenerie und Garderobe angeschafft, und eine zwar kleine, doch für den Bedarf hinreichende und einigermaßen erlesene Truppe geworben, machte sie den Anfang mit Hamlet, gab sodann Macbeth, und ließ, aufgemuntert durch steigenden Beifall und ein immer volles Haus, Beaumont und Fletchers Tragödie, the Bridal, nach der Bearbeitung von Knowles für das Haymarkettheater, folgen. Sowohl Macbeth als the Bridal wurden sehr gut gegeben, und die Zuschauer, obgleich vermuthlich mehr Krämer und Professionisten, als Herzoge und Marquis sich unter ihnen befanden, zeigten einen so regen Sinn für die dramatischen Schönheiten, wie es in den Nationaltheatern nicht immer erlebt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 29. Oktober 1844.

I heard myself proclam'd. While I may 'scape,
I will preserve myself. —

Shakespeare.

Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

Unterdessen hatte sich der flüchtige Thomas wahrscheinlich seiner Heimath wiederum genähert, vermuthlich um von seinem Heimwesen und seinen lieben Angehörigen nicht zu entfernt zu seyn; denn es findet sich wieder ein Brief an seine Frau bei den Akten, abermals ohne Datum und Ort, folgenden Inhalts.

„Der ehr- und tugendsamen Frauen Anna Schreiberin, Hirschwirthin, zu Handen."

„Mein herzlieber, lieb und treu herzallerliebster Schatz! Dein Schreiben * hab ich empfangen und mit bitterm Weinen gelesen. Ich bitte dich, mein allerliebstes Herz und Schatz, den ich auf der Welt habe, bekümmere dich nicht so gar sehr. Denke als wenn ich sonst in ein Ort verreist wäre und etwa eine Zeitlang ausbliebe. Halt' aber gut über unsere lieben Kinderlein, vermahn' sie zum Gebet ernstlich, denn das Gebet der jungen Kinder vermag viel bei Gott. Gott der Allmächtige wird mein demüthiges Gebet und große Unschuld, dein und der lieben Kinder Gebet vor sein h. Angesicht kommen lassen und uns aus diesem Kreuz helfen. Ich weiß und zweifle nicht daran, denn mir geschieht ja, weiß Gott, vor Gott und Welt Gewalt und Unrecht. Du weißt ja, lieber Schatz, wie mein Gemüth und Herz ist, daß ich Gott allzeit herzlich geliebt und gelobt habe, was einem frommen, ehrlichen Mann zusteht. Gott der Allmächtige hat uns das Kreuz aufgeladen, so wollen wir es mit Geduld tragen, so lang Gott will. — Schau und forsche heimlich nach, wie es steht. Ich habe dem Schulmeister auch geschrieben. Wenn du etwas zu schreiben hast wegen der Haushaltung, so laß es den lateinischen Schulmeister schreiben, was aber heimlich ist, das schreibe selbst, ich kann's wohl lesen."

„Lieber Schatz, du schreibst, wenn ich nicht mit begriffen sey, so soll ich wieder heim! Wie magst du mich mit solchen Worten betrüben? Du weißt ja, was ich mit dir geredet habe. Wollte Gott, du sähest selbst in mein Herz hinein, so würdest du gewißlich sehen, wie mit Gewalt und Unrecht mir dieser Leumund aufgeladen ist. Wären alle Menschen zu Mergentheim so rein von diesem Wesen, als ich bin, so würde kein einziger solcher Mensch zu Mergentheim gefunden werden. Und das betrübt mich zum allermeisten, daß ich so unschuldig von dir, mein herzallerliebster Schatz, und von meinen lieben Kindern soll scheiden. Ich hoffe aber zu dem allmächtigen Gott, es soll nicht lang währen. Ich komme aber noch nicht heim,

* Dieses Schreiben findet sich nicht vor.

ich traue nicht; ich sehe wohl, wie es zugeht, bis ich erfahre, wie oder wann. Gott wird diesem Blutbad nicht lang zusehen und ein Mittler darin seyn. — Ich will sehen, daß ich einen Kellerjungen bekomme und ihn dir heimschicke. — Bete fleißig, das will ich auch thun ohne Aufhören. Ich will bald an den Fürsten schreiben. Sieh' daß du einmal in des Balbierers Haus zum Gevatter Fortenbach kommst; klag ihm unsere Noth, bitt' ihn heimlich, ob er nichts davon wisse; bitt' die Balbiererin, sie soll dir's sagen, wenn er heraus (vom Schlosse) kommt, du wollest gern mit ihm reden."

„Herzlieber Schatz! ich will dich bald nicht weit von Mergentheim in ein Ort holen lassen mit einem Boten und selbst mit dir reden. Du mußt die Schuldregister und die Briefe all' mit dir nehmen. Ich will dir dann schon sagen, wie du dich verhalten sollst. Wenn ich dir einen Boten schicke, so säume dich nicht lang. In acht, höchstens vierzehn Tagen lasse den Davidlein Schulden einfordern und ihn aufschreiben, was du einnimmst. Lieber Schatz, geduldé dich ein Weil, sieh' wie du Haus hältst. Ich hoffe es soll nicht lang währen. Ich will dich nicht verlassen. Ich wollt eher mein Leben lassen, ehe ich dich und die Kinder verließe. Wenn ich zu dir komme, wollen wir genug zusammen reden. Liebes Herz, schreib mir wieder, wie's dir geht oder wie es sonst zugeht. Wenn etwas Nöthiges vorfällt, so schicke mir einen Boten nach Creglingen, bin ich auch nicht da, so wird es mir der Kastner schon zuschicken. Behüte dich Gott der Allmächtige, lieber Schatz; küsse die Kinder all' von meinetwegen. Ach daß ich bei euch seyn könnte! Es wäre mir eine große Freud'. Das Gott erbarm! soll ich so unschuldig von euch scheiden? O wehe den ungerechten Richtern, wie werden sie in der Höllenpein darum leiden müssen! Eine gute Nacht, liebes Herz, dir und deinen lieben Kinderlein!

Dein
treuer bis in den Tod, lieber Schatz alle Zeit
Th. Sch."

N.S. „Sie sagen, es geschehe Niemand Unrecht; wollte mir ja, lieber Schatz, auf dieser Welt nichts mehr wünschen, als daß solches wahr wäre, wollte mich gar nicht mehr fürchten, sondern fröhlich wieder heim. Schicke mir die Zettel, so in dem kleinen Zettelein geschrieben seyn, so kann ich Schuld fordern. Lieber Schatz, schreibe mir, wie es mit dem Feigenbutz * steht, was du von ihm hörst."

Gleich nach Absendung dieses Briefs begab sich Schreiber in noch größere Nähe von Mergentheim, denn es findet sich folgendes kurze Brieschen vor, in welchem er seine Hausfrau nach Elpersheim, einem damals gräflich Hohenlohesche Dorfe, anderthalb Stunden von Mergentheim entlegen, zu einer Zusammenkunft einladet.

„Meiner lieben Hausfrau Anna Schreiberin, Hirschwirthin zu Mergentheim."

„Liebes Anneley, es ist mein Bitten, du wollest morgen in aller Früh mit diesem Boten nach Elpersheim zu mir kommen. Sage Niemand nichts davon, thue als wollest du nach Laudenbach * wallen, weil es Ordensfreitag ist. Bleib bei Leib nicht aus. Ich warte heute diese Nacht deiner, ich bin deßwegen herabgeritten. Im Wirthshaus will ich deiner warten, früh am Thor. So kannst du am besten fortkommen. Wünsch' dir und den Kindern eine gute Nacht.

Th. Schreiber."

(Fortsetzung folgt.)

* Feigenbutz war ein angesehener Bürger, der auch wegen Hexenwerks festsaß und verbrannt wurde.

* Ein noch jezt besuchter Wallfahrtsort bei Weikersheim.

Die Luftwellen.

(Schluß.)

Man kennt schon jezt Gasarten, die bei nur geringer Verdichtung sichtbar werden; und da nun die Schwingungsknoten der Luftwellen gerade solche Verdichtungen hervorbringen, so ist man dem genannten Ziel vielleicht nicht mehr ferne. — Man könnte sogar auf den Gedanken kommen, daß etwas davon längst bekannt ist und sich als geheimes Wissen überliefert. Die ausgesprochenen Worte, die verbreiteten Dämpfe, welche von jeher zu zauberhafter Hervorrufung von Gestalten angewendet wurden, hätten dann eine ganz andere Bedeutung als in der gewöhnlichen Vorstellung, nach der sie nur dazu dienen, Gebilde der Einbildungskraft zu erzeugen. Unter diesen Voraussetzungen lassen sich einige weitere Folgerungen anknüpfen, die wenigstens als naturwissenschaftliche Phantasie hier eine Stelle finden möchten.

Je stärker man eine Saite anschlägt, oder überhaupt einen tönenden Körper in Bewegung sezt, desto größere Schwingungen macht er, desto größer ist der Weg, den seine Theile beim Vorwärts und Rückwärts, beim Zusammenziehen und Ausdehnen zurücklegen. Obgleich aber dadurch die Hörbarkeit auf größere Entfernung, und die Stärke des Tons in demselben Verhältniß vermehrt wird, so hat es doch auf die Höhe und Tiefe, auf die innere Art, das Wesen des Tons keinen Einfluß. Die Theile schwingen dann, je größer ihr Weg ist,

auch um so schneller und vollenden ihren Weg gerade in derselben Zeit, wie wenn sie eine geringere Strecke zurückzulegen hätten, wie wenn sie ganz schwach angeschlagen worden wären. Die Hörbarkeit eines Tons und das Anschlagen, das Bewegen der tönenden Körper scheint daher in keinem nothwendigen innern Verhältniß mit dem Ton zu stehen. Der Ton wird, so kann man glauben, durch das Anschlagen nicht erzeugt, sondern nur auf größere Entfernungen vernehmbar gemacht. Der Ton, den eine gespannte Saite geben kann, ist vorhanden auch vor dem Anschlagen, nur den gewöhnlichen Gehörwerkzeugen nicht mehr vernehmbar. Die Saite schwingt immer fort, nur in so kleinen Dimensionen, daß man sie nicht wahrnehmen kann. Es strömen von ihr unausgesezt solche unhörbare Töne aus, insofern aber die Töne mit Bewegungen in der Luft verbunden sind, auch besondere Bildungen und Gestaltungen der Luft. — Jeder Körper, der einen bestimmten Ton geben kann, sendet unausgesezt solche Gestalten aus, die sich vielleicht noch sichtbar machen lassen, die vielleicht jezt schon auf das Gefühl einwirken und die Fähigkeit mancher Menschen begründen, die Gegenwart der Gegenstände zu fühlen, ohne sie zu sehen und zu hören.

Daß wenigstens gespannte Saiten unausgesezt, wenn auch unhörbare Töne aussenden, erscheint deßhalb nicht unwahrscheinlich, weil diese Saiten sogleich in hörbare Schwingung gerathen und zu tönen beginnen, sobald der gleiche oder auch nur ein verwandter Ton in ihrer Nähe angestimmt wird. Eine solche Fähigkeit, Tönen in der Nähe ohne die mindeste äußere Verbindung oder Berührung zu antworten, ließe sich ohne eine fortdauernde Thätigkeit nicht leicht erklären oder an andere Analogien anreihen.

Wenn aber alle Körper, die fähig sind, Quellen von Tönen zu werden, unausgesezt unhörbare Töne aussenden, wenn die Hörbarkeit nur die zufällige äußere Verdichtung dieser Töne ist, so müßte das noch mehr bei der reichsten Quelle der Töne der Fall seyn, bei der Kraft des Menschen, vermöge deren ihm die Sprache gegeben ist. Die Sprache wäre dann nur die äußere vorübergehende Verdichtung und Verkörperung dieser Kraft, der Tonquelle, die vom Geist ausgeht. Es strömten dann aus dem Menschen Gestalten der Töne, nicht bloß wenn er spricht, sondern auch vorher, als Ausdruck und Folge seiner fertigen, lebendigen Gedanken.

Hat doch der Mensch schon seit uralter Zeit das Ungenügende der Wortsprache erkannt und die Aussendung von Gestalten seiner Gedanken mittelst der Schrift in Anwendung gebracht. Nur ist die Frage, ob diese Art der Emanation der Gedanken nicht bloß das Bedürfniß ausspricht, ohne demselben zu genügen. Denn die gewöhnliche Schriftsprache gibt nur Zeichen der Wortsprache, insofern aber diese selbst nur aus Bildern der Gedanken besteht, nur Bilder von Gedankenzeichen. Es ist die Frage, ob nicht dem Geist des Menschen Gestalten von Gedanken entströmen, die ebenso unmittelbare Ausdrücke derselben sind, wie die lebendigen Worte, und ob nicht die Menschen bei größerem Fortschritt auf die ihre Worte begleitenden Tongestalten als Zeichen ihrer höchsten, lebendigsten Gedanken zurückkommen werden, welche, wie es scheint, schon die ältesten Völker in der Kindheit der Menschheit darzustellen versucht haben.

Das Ungenügende der Schrift als Bild eines Bilds der Gedanken ist gerade in jetziger Zeit, besonders in Deutschland, mehr als je erkannt, und dieß äußert sich vorzüglich im Streben nach unmittelbarem Austausch der Gedanken durch das lebendige Wort mittelst Zusammenkünften, und im Verlangen nach der Mündlichkeit öffentlicher Verhandlungen. Diesem Gefühl des Ungenügenden könnte in späterer Zeit noch eine höhere Befriedigung zu Theil werden, als durch periodisches Zusammenkommen der entfernt Wohnenden zu mündlichen Besprechungen erreichbar ist. Diese Befriedigung können sich nur die Wenigsten verschaffen, und immer nur mit Opfern an Zeit und Geld; sie ist, genau betrachtet, eine Rückkehr zu den Zuständen der ursprünglichen Zeit, über die man durch die Anwendung der Schrift hinauszukommen suchte. Wird nun die Schrift als nicht mehr ausreichend erkannt, so kann sie zwar für einzelne Verhältnisse, besonders für näher Wohnende, für Brüder eines Landes, Stamms und Volks wieder durch das einfachste, älteste Mittel, durch den Austausch der Worte ersezt werden. Aber in diesem Gefühl des Ungenügenden kann zugleich das Bedürfniß einer höheren Ausbildung der Schrift, einer Schrift, die den unmittelbaren Austausch der Gedanken gibt, angedeutet seyn. Diese Schrift, als die höhere Potenz der jetzigen, wäre den Gebildeten aller Völker und Zeiten ohne die Vermittlung ihrer verschiedenen Wortsprachen verständlich; sie wäre damit bestimmt, die ganze Menschheit in nähere Verbindung zu bringen, wie die jezt ersehnte Rückkehr von der Schriftsprache zur Wortsprache die getrennten Glieder eines Stamms und Volks vereinigen wird.

Dieses Gefühl des Ungenügenden der Schriftsprache müßte also, nach diesen Vorstellungen, in einer Richtung rückwärts, in einer andern aber vorwärts führen: rückwärts durch das mündliche Wort zu den aufgelösten, vergessenen Banden der Nationalität, vorwärts durch eine höhere Schrift zu neuen Banden, die alle Menschen als Glieder eines Ganzen umschlingen.

Aber auch ehe die ursprünglichen Gestalten der Worte als Schrift erkannt werden, üben sie wohl schon ihre Gewalt aus, indem sie den Gedanken der Wortführer, der ersten Geister einer Zeit entströmen. Ohne solche Ausströmung wäre die begeisternde Gewalt einzelner

Männer auf Tausende, welche sie nicht sehen, nicht hören, ihre Schriften nicht verstehen, oft gar nicht zu begreifen; ohne solche Verbindung wäre auch die bezaubernde Macht unerklärlich, mit der oft einzelne Worte, Namen und Vorstellungen ganze Völker schnell ergreifen und beherrschen, und dann oft wieder eben so schnell loslassen. Diese unsichtbare und doch äußerlich vorhandene Verbindung der Gedanken mag uns aber auch ein Trost und eine Hoffnung seyn. Wenn die Ansichten in den Büchern nach allen Richtungen auseinandergehen und in Verwirrung gerathen sind, wenn auch die Mittheilung durch Wort und Schrift erschwert ist, so werden doch zur rechten Zeit die schöpferischen Gedanken, aus unbeachteten Quellen strömend, die Geister durchdringen, beleben, zu einem Ganzen vereinigen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Theater. — Neubauten.

Vielleicht verdienen diejenigen nicht gerade Enthusiasten genannt zu werden, die an diese merkwürdige Erscheinung neue Hoffnungen für das legitime Drama knüpfen. Geben dieselben in Erfüllung, so möge immerhin Coventgarden sich in einen Bazar, Drurylane sich in eine Reiterbude verwandeln. Tu l'as voulu, George Dandin, müßte sich die englische Aristokratie vorwerfen lassen, wenn sie einst erröthete über die schmähliche Vernachlässigung ihrer Nationalbühne, worin sie der Königin nachtritt; es wäre ihr ein leidiger Trost, daß Größeres und Schöneres aus dem Mittelstande hervorgegangen. Wer indessen Drurylane als Reiterbude in Entreprise nimmt, hat an Astley's Amphitheater keinen verächtlichen Nebenbuhler. Das Haus ist prachtvoll aus seiner Asche erstanden, das Innere zierlicher und bequemer als vor dem Brande. Eine Vorstellung, der chinesische Krieg, in ununterbrochener Folge heute zum fünf-und-achtzigsten Male, gibt, weil sie sich auf den Raum der Bühne beschränkt, bei allem Glanze doch von der Großartigkeit der Anstalt einen unvollständigern Begriff, als ein Nachspiel, das ungefähr eine Stunde dauert und eine steeple chase vorführt, eine Thurmjagd, die über die Bühne und durch den Circus geht. Die Sache ist wörtlich, was der Name bezeichnet, ein Miniaturbild von unübertrefflicher Aehnlichkeit. In der ersten Scene wird die Ernte von den Feldern geräumt, wobei die in England üblichen Lustbarkeiten vorkommen, „rejoicings and merry makings;“ dann die Vorbereitungen zum Wettrennen in bestem Styl, endlich das Wettrennen selbst. Sechs Renner werden vorgeritten von Jokeys in den verschiedenen Farben ihrer Herren. Ein silberner Becher ist der Preis. Auf ein gegebenes Zeichen donnern die Rosse über die Bühne einer Thurmspitze in weiter Ferne zu. Jeder Reiter wählt seinen Weg, und so geschickt ist das Ganze geordnet, daß keiner den andern beengt, einer nach dem andern auf die gewöhnlichen Hindernisse trifft, eine Hecke, einen Bach, ein Gitterthor. In tollen Sätzen fliegen die Rosse darüber weg und die Jokeys sitzen fest im Sattel. Der Circus ist gleichsam barrikadirt; eine hohe Mauer trennt ihn von der Bühne. Plötzlich ist die Bühne leer, im Nu rasen die Reiter durch den Circus. So zwei-, dreimal, bis der Kühnste durch einen kecken Sprung über die Mauer das Spiel endigt und den Preis gewinnt.

Ich habe in meinem lezten Berichte der vielen Neubauten und Straßenveränderungen gedacht, die jezt im Gange sind, und, da es in London gewiß keinen Menschen gibt, der ganz London kennt, selbst den Eingeborenen bisweilen überraschen müssen. Ihre Zweckmäßigkeit ist nicht zu bestreiten. Schon die bedeutenden Summen, welche die Erweiterung der Straßen, das Schaffen freier Pläze und die Erleichterung der Communikation in Anspruch nehmen, und welche hauptsächlich durch eine auf die Kohlen gelegte Abgabe aufgebracht werden, leisten dafür einige Bürgschaft; aber die Verbesserungen springen auch in die Augen. Eine reinere Luft durchweht die dichtbevölkerten Stadttheile, und Straßen, die stundenweit auseinander lagen, sind zur Entfernung von Viertel- und halben Stunden aneinander gerückt. Gleichwohl geht es in lezter Beziehung wie mit dem Reisen auf Eisenbahnen. Seit man auf diesen in einem Tage einen Weg macht, zu dem man ehemals eine Woche brauchte, ist alle Reisepoesie zur schalsten Prosa geworden. Keine Gelegenheit mehr zu Abenteuern, kein freundliches Bekanntwerden, nur selbstsüchtiges Fort und Vorwärts. Der Reisende wird wie ein Collo gebucht, aufgeladen und weiter geschafft; dasselbe geschieht seinem Mantelsacke. Aller Unterschied zwischen ihm und seinem Gepäcke hat aufgehört. So werden nun die hiesigen Straßen allerdings länger und gerader; statt eines winkeligen Umwegs mündet die Oxfordstraße schnurgerade in Holborn ein; das kostet aber das Opfer der malerischen Krümmungen. Die Häuser sehen insgesammt jung und frisch aus, und das kostet wieder manche geschichtliche Antiquität, manche romantische Erinnerung. Ich kam neulich nach Witechapel. Witechapel ist gänzlich out of fashion, und die vornehme englische Welt weiß nicht oder schämt sich zu wissen, daß es der Name eines der bevölkertsten Stadtviertel ist. Ich kam in die Esserstraße, als zum Behuf des Durchbrechens in eine andere Straße mit Niederreißen eines Hauses begonnen wurde, nach dessen Besitzer und Bewohner die Straße einst genannt worden ist, nach dem Grafen von Esser, demselben, dem Elisabeth erst ihre Gunst schenkte, dann den Kopf nahm, und der hier gewohnt hat, bis er in den Kerker zum Tode ging. Von diesem Hause ist vermuthlich jezt die lezte Spur verschwunden. Es stand auf der östlichen Seite der Straße, war drei Stockwerke hoch, hatte im dritten Stock vergitterte Fenster, eine breite, geräumige Treppe, und im ersten und zweiten Stock Stuben von durchschnittlich vierzehn Fuß im Gevierte. Obwohl seit lange keine Reparatur daran vorgenommen seyn mochte, schien es doch auch keiner zu bedürfen. So baute man sonst. Alles fest. Eine kleine Strecke davon, zwischen der Elliston-straße, dem Petticoatgäßchen und Houndsditch, bemerkte ich ein anderes, zum Niederreißen angezeichnetes Gebäude, größer als das Esserhaus. Zu der Zeit, wo in diesem der Graf wohnte, wohnte in jenem Königin Elisabeth. Es war ihr Palast, der nun ebenfalls rasirt wird.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 30. Oktober 1844.

Hat sich der Landmann solcher That verwogen,
Hat er der eignen Kraft so viel vertraut?

Schiller.

Briefe über die Auvergne.

(s. Nr. 257.)

5. An Frau v. B. N., geborene v. U.

Thiers, den 20. Juli 11 Uhr Abends.

Mein Tag, theuerste Mutter, ist heute einem Ausfluge gewidmet gewesen, dessen Gegenstand mich auf das Lebhafteste interessirt hat. Auch bin ich noch so voll von dem, was ich gesehen, daß es für mich ein Bedürfniß ist, mich darüber auszusprechen, und daß selbst die vorgeschrittene Stunde der Nacht mich nicht abhält, diesen Brief an dich zu richten.

Du kennst meine Lieblingsidee, der gemäß ich das in unserer Zeit allgemein als nützlich, ja nothwendig erkannte System der Association, der Verbindung der Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, auf die Familie gegründet sehen möchte. Wenn es eine sociale Frage gibt, für die ich als Apostel auftreten möchte, so ist es diese. Du weißt, ich wollte, daß ein solches System nicht nur auf industrielle Unternehmungen seine Anwendung fände, sondern daß auch zahlreiche Familien, deren einzelne Glieder wenig bemittelt sind, durch ihr Zusammenleben auf einem gemeinsam genuzten Grundstück und unter demselben Dach und durch eine bis zu gewissen Grenzen ausgedehnte Gemeinschaft des Besitzes sich aus einer den Vereinzelten drückenden, beschränkten Lage zu einer sorgenfreien Existenz erheben möchten. Du weißt ferner, wie wenig deine Einwürfe, gegründet auf die Verschiedenheit der Charaktere, die Ungleichheit des Vermögens und die gerade unter den Mitgliedern zahlreicher Familien sich häufig zeigenden kleinen Häkeleien und Mißhelligkeiten, Eingang bei mir fanden, und wie ich behauptete, daß dem Allen durch eine vernünftige Constitution der Gesellschaft zu begegnen sey.

Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß ich in einem abgeschiedenen Winkel der Erde, wo ich ausgebrannte Vulkane und Krater, Lava und Puzzolane, und keineswegs sociale Wunder suchte, die Anwendbarkeit meiner Idee durch die Praxis, die einzige wahre Weihe aller Theorie, vollkommen bestätigt sehen sollte.

Ich war heute Morgen nach Thiers gefahren, einem Städtchen, das zehn Poststunden von Clermont entfernt, sich amphitheatralisch an der die Limagne im Osten begrenzenden Bergkette erhebt und nicht weniger seiner malerischen Lage, als seiner sich auf Messer-, Nägel- und Papierfabrikation erstreckenden Industrie wegen genannt zu werden verdient. Ich hatte meinen Gang durch das von Eisenstaub und Steinkohlenrauch geschwärzte winklige und hämmernde Städtchen bald beendigt und auf der entgegengesezten Seite desselben die von imposanten

Granitmassen gebildete Schlucht bewundert, in welcher ein kleiner Bergstrom, die Durole, hinabbraust, die mich durch ihre überraschende Aehnlichkeit mit dem obern Theile unseres herrlichen Bodethals am Harze einen Augenblick in die Heimath versezte. — Es blieb mir noch der zweite Abschnitt meiner heutigen Reise, der Besuch der Commune Vallorville, zwei Stunden von Thiers, übrig. Ich bestieg zu dem Ende ein Thier von wahrhaft betrübender Gestalt, das ein hiesiger Pferdevermiether zu meiner Verfügung stellte, und trabte meinem Ziele entgegen. Das höchst mäßige Tempo, zu welchem allein meine Rosinante sich versteht, erlaubt mir, dich vor meiner Ankunft in einem wahrscheinlich vergebens von dir auf der Karte gesuchten Dorfe mit meinem Reisezwecke bekannt zu machen.

In der Umgegend von Thiers bestanden früher eine Menge und bestehen noch jezt einige Kolonien unter dem Namen „communautés," welche durch Familien gegründet worden sind. Der Ursprung dieser Familienkolonien verliert sich in das graueste Alterthum. Baluze und der Pater Anselm verlegen ihren Ursprung unter die Dynastie der Carolinger, und eine Urkunde der Abtei Sauxillanges vom Jahr 962 erweist, daß jene Angabe keineswegs eine Uebertreibung ist; denn das erwähnte Dokument läßt die Guittard Pinon, die berühmteste dieser Familienverbindungen, bis zu dem Jahr 780 zurückgehen, und nennt sie abgabenpflichtige Unterthanen des Vicomte von Thiers. Diese Guittard Pinon in der Commune Thiers, die Tarenté in der Commune Escoutour, die Magnols zu St. Victor, die Courtys in der Commune Lezour, die Dunaud zu Vallorville sind die bekanntesten Verbindungen dieser Art, und die drei leztgenannten existiren, nebst mehreren weniger bedeutenden, noch heute.

Ist es nicht wahrhaft wunderbar, diese kleinen Republiken einfacher Ackerbauer eilf Jahrhunderte hindurch unerschüttert fortbestehen zu sehen, während Dynastien und Reiche um sie herum zusammenstürzten? Fühlt man sich nicht unwiderstehlich angezogen vom Anblick jener schwachen, unbewehrten Hütten, neben welchen die stolzesten Schlösser, die festesten Städte in Schutt versunken sind? — Die Natur ist stark und unsern vergänglichen Werken gegenüber ewig; was sich ihren Gesetzen nähert, dauert, was sich davon entfernt, fällt zusammen. Die Familie ist durch die Natur gegründet; die Constitutionen jener Verbindungen folgten dem Winke der Schöpferin und das gab ihnen ihre Lebenskraft und Dauer. — Doch ich vergesse, daß ich mich in Lobeserhebungen einer Einrichtung ergieße, die du noch nicht kennst.

Die erste Organisation dieser Gesellschaften gründet sich auf keine geschriebene Verfassung, und dieß ist um so bemerkenswerther, als in der Auvergne lange Zeit das römische Recht allein herrschte und dasselbe bekanntlich die Gültigkeit keiner Verbindung ohne geschriebene Grundlage anerkennt, folglich jene Kolonien außerhalb des Gesetzes bestanden. In den Theilen der Auvergne, wo später die sogenannten „Coutumes" als Gesetzbuch das römische Recht verdrängten, wurden im Jahr 1510 die Verfassungen der Familienkolonien geregelt; in den übrigen Theilen des Landes blieben sie in dem alten, ausnahmsweisen Verhältniß, wenig von diesem gedrückt oder gefährdet, da sie fast ganz unter sich lebten und nur selten mit der Welt außerhalb der Grenzen ihres Grundbesitzes in Berührung kamen.

(Fortsetzung folgt.)

Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

Aus diesen vorstehenden, gut und schön geschriebenen Briefen haben wir den armen Th. Schreiber hinlänglich kennen lernen als einen gottesfürchtigen, seine Familie zärtlich liebenden, klugen und umsichtigen Mann. Wollte er sich nicht, gleich den andern unzähligen, dem blindesten Fanatismus zum Opfer gebrachten Menschen, widerstandslos abschlachten lassen, so hatte er hinreichende Ursachen, sich aus Mergentheim zu entfernen. Das auffallende Betragen von in der Nähe des Fürsten weilenden Männern, das über ihn gehende Gerücht, als stehe er schon auf dem Verzeichniß der des Hexenwerks Bezüchtigten, mußte unter den damaligen Verhältnissen einen Mann wie Schreiber wohl daran denken lassen, dem drohenden furchtbaren Sturme auszuweichen. Was ihn bewogen hat, wiederum in die gefährliche Nähe Mergentheims zu kommen, wenn es noch andere als die oben angedeuteten Ursachen waren, ist aus den Akten nicht zu ersehen. Dieser Schritt führte ihn seinem unvermeidlichen Untergange entgegen, denn seine Anwesenheit in Elpersheim muß alsbald verkundschaftet worden seyn. Es liegt bei den Akten eine schon am 9. Februar von der Regierung in Mergentheim an die hohenloheschen Behörden erlassene Requisition, die seine Auslieferung verlangt. Ob die Zusammenkunft mit seiner Frau stattfand, ob sie ihn vielleicht überredet, nach Mergentheim zurückzukehren, auch dieses ist aus den Akten nicht ersichtlich, wohl aber, daß er schon am 10. Februar in seinem eigenen Hause festgenommen und alsbald auf das Rathhaus in Verhaft gebracht wurde.

Noch an demselben Tage mußte er auf dem Rathhause vor dem wie gewöhnlich zusammengesezten Gerichte unter dem Vorsitz des Dr. juris Baumann, der auch

als berühmter Hexenrichter galt, sein erstes Verhör erstehen. Es wurden ihm dabei über seine Flucht und über die von ihm früher ausgestoßenen Reden sechzehn Fragen vorgelegt, die, der Handschrift nach zu urtheilen, direkt aus der fürstlichen Canzlei gesendet worden waren, und die fast sämmtlich darauf zielten, den armen Thomas wegen seiner freien Reden zu packen und dem Verderben zu weihen. Die ersten bezogen sich auf Personalien, die dritte und vierte fragten, wann und warum er ausgerissen? Seine Antwort lautete: er sey vor ungefähr acht Tagen weggegangen, habe es aber vorher dem Herrn Kapuziner geklagt, warum er es thun müsse. Als Ursache seiner Flucht gab er die schon in seinem Briefe an den Bürgermeister Nachtrab angeführten Gründe an, denen er noch folgende hinzufügte: „Der Malefizschreiber sey ihm auf der Gasse begegnet, ihm aber sichtlich ausgewichen. Der Gassenvogt habe ihm öffentlich in der Krone unter die Augen gesagt, er stehe auch schon darin (nämlich im Verzeichniß der Bezüchtigten); auch habe er ihm früher etwas sagen wollen, nähme jezt aber nicht hundert Thaler darum, wenn er es gethan. Solche und ähnliche Reden hätten ihn zur Flucht bewegen müssen. Ueberdieß betheuerte er hiebei auf das Höchste, daß er vom Laster der Hexerei ganz frei sey, sonst wäre er gewiß nicht wieder heimgekommen, denn er sey genugsam, sonderlich vom hiesigen Hauptmann, gewarnt worden. Gott kenne sein Herz." 5) Ob er während seines Vagirens Briefe hereingeschrieben habe? „Ja, an sein Weib zwei, an den lateinischen Schulmeister, an den Bürgermeister Nachtrab, den er ihm selbst gegeben." — 6) Was in den Briefen gestanden und wo er sie jezt habe? — „Wahrscheinlich würden sie noch im Besitz der Personen seyn, an die sie gerichtet. Er habe ihnen seine Unschuld geklagt." — 7) Ob er ihnen nicht auch unter andern geschrieben, daß den Leuten Unrecht und Gewalt geschehe? — „Dieß habe er nur auf sich bezogen, denn wenn ihm etwas geschehe, so geschehe ihm Unrecht und Gewalt." — 8) Ob er wisse, daß Jemand Unrecht geschehen und von wem? — „Gott solle ihn behüten, dieß könne er nicht sagen." — Die 9te und 10te Frage bezogen sich auf die Personen, die ihn feindlich angesehen. 11) Was er von der justifizirten Braunin gehört? — „Sie habe öffentlich gesagt: Gott wisse, wie ihr's um's Herz sey. Sie sey kein solch Weib, sonst wolle sie viel hundert Meilen Wegs hinweg seyn. Behüt' Gott ein jedes Menschenkind vor dem Neuhaus; wenn der Frömmste hinauf kommt, muß er eine Hexe seyn." — 12) Ob er diesen Prozeß nicht ein Blutbad geheißen? — „Das habe er geschrieben, damit aber Niemand besonders gemeint." — 12) Aus welcher Ursach das geschehen? — „Weil er geglaubt, daß den Leuten Unrecht geschehen." — 14 und 15) Ob er nicht Wein verkauft und das Geld dafür habe auswärts empfangen wollen, um es auf der Flucht zu benutzen? — „Ersteres sey wahr, Lezteres aber nicht, weil er ja bis Philippi und Jakobi das Geld habe wollen stehen lassen." — 16) Ob er nicht schon früher und wenn man vom Hexenwerk geredet, es nicht defendiret und bloß für eine Phantasey gehalten? — „Er habe alleweil gesagt, wenn nur Niemand Unrecht geschehe." — Hiemit war das Verhör geschlossen.

An demselben Tage hatte man auch die Wächter, die ihn in seinem Hause festgenommen und auf dem Rathhause bewacht hatten, über die von ihm sowohl bei seiner Verhaftung als im Gefängniß ausgestoßenen Reden vernommen. Sie gaben an: als der Hauptmann ihm in seinem Hause angekündigt habe, daß er des gnädigsten Fürsten und Herrn Gefangener sey, habe er geantwortet: „O ihr ehrlichen Bürger, wenn mir solches geschieht, fürchte sich ein Jeder und alle fromme Christen. O Fürst! o Fürst! wie fangst du ein Blutbad an!" Ein Anderer gibt an, auf dem Rathhause habe Thomas gesagt: von Georg Braunens Weib habe er, als man sie vom Neuhaus herab zur Hinrichtung geführt, so viel verstanden, daß ihr Gewalt und Unrecht geschehe; der König Nero habe auch ein solches Blutbad angestellt, das sey aber auf ihn zurückgefallen. Jezt müsse er sehen, daß allen den als Hexen verbrannten Leuten groß Unrecht geschehen. „Bin ich nicht ein doppelter Narr, daß ich schon draußen gewesen und nicht draußen geblieben bin! Wollen die Herrn ihre Hände auch in meinem Blut waschen? Allen jenen Leuten geschieht großes Unrecht, am meisten aber der Braunin. Ihr lieben Leute, hebt man mit mir an, so habt Acht, wie es ein Blutbad geben wird u. s. w."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, Oktober.

Die Bekehrung vom Branntwein.

Die oberschlesische Mäßigkeitssache, für welche die öffentlichen Blätter so verschiedenartige Gesichtspunkte aufstellten, war an sich „ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen." Ich erinnere an die Schilderungen der oberschlesischen Branntweinpest, welche diese Blätter vor mehreren Jahren enthielten, an die Verarmung, Entsittlichung, ja an die gänzliche Entmenschung der slawischen Bewohner unserer Provinz jenseits der Oder, besonders in den Bergwerks- und Hüttendistrikten. Wie mit einem Zauberschlage ist nun bekanntlich diese verderbliche Neigung durch die Einmischung der katholischen Priesterschaft bei vielen Tausenden unterdrückt worden, wie in Irland durch die Bemühungen des Paters Matthew. Bekehrungsprediger durchzogen und durchziehen noch das Land, und wer sich zu dem von der Kirche gestifteten Nüchtern-

heitsvereine bekennt, erhält ein Traktätlein unter dem Titel: „Im Namen Gottes! Nüchternheitsverein, begründet unter dem Schutze des Festgeheimnisses Mariä Lichtmeß." Das Blatt enthält zunächst das Gelöbniß, mit dem Namen des Beitretenden ausgefüllt, indem er vor Gott, seinem Schutzengel und der Menschheit verspricht, sich aller gebrannten Getränke streng zu enthalten, mäßig zu seyn in allen andern Getränken, und zu gleicher Nüchternheit aus allen Kräften auch seinen Nächsten zu bewegen, für den Bruch des Gelöbnisses aber die Schande in der menschlichen Gesellschaft und Gottes Strafe über sich herabruft. Die Schlußformel ist: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Dann folgt das Datum des Beitritts und der Name des Priesters, der das Versprechen abnahm. Angefügt sind: die weitere Erklärung der Vereinspflichten, einige zur Nüchternheit aufmunternde Stellen der Bibel, und einige Warnungen, welche die tägliche Erfahrung über die Trunkenheit gelehrt hat, endlich ein Zu- und Aufruf, dessen Schlußformel lautet: Wer schon auf Erden will zum Höllenbrande werden, der werde ein Säufer! — Was also Schule, Predigt und Zeitung seit so vielen Jahren vergebens erstrebten, die Bekehrung des oberschlesischen Säufers, ist plötzlich gelungen. Es klingt barock, ist aber richtig, wenn man sagt, daß der fast zum Thier herabgesunkene unächte Pole unserer Provinz seine geistigen Begriffe zwischen dem Branntwein und der Kirche theilte, und diese Macht hat über jene den Sieg errungen, der eben nur der katholischen Kirche bei den oberschlesischen Säufern möglich war. Die protestantische Kirche entbehrte Alles, was auf diese bestialischen Menschen allein noch wirken konnte, und war, ohne sinnliche und handgreifliche Hilfsmittel, allein auf Gott und sein in Christo persönlich dargestelltes sittliches Prinzip beschränkt. Nehmen wir also die Sache, wie sie ist — und anders kann es doch im praktischen Leben nicht geschehen — so hat die katholische Kirche hier einen überraschenden Segen gestiftet. Wir können und müssen uns desselben zunächst freuen, wenn wir auch für Nebenrücksichten nicht blind sind, wenn wir auch die Wundergeschichten, Kirchenbußen und Judenverfolgungen, welche sich bei dem großen oberschlesischen Bekehrungsakt wie giftige Pilze in den neuen sittlichen Fruchtboden gedrängt haben sollen, tief bedauern müssen. Man will in dem raschen Priesterwerke eine Demonstration von der immanenten katholischen Kirchenmacht über die Gemüther erblicken, die Manchem sogar gefährlich erscheint. In dem sonst bischöflichen Fürstenthum Neisse sollen die vor einiger Zeit aufgeflogenen literarischen Brandraketen nur Signale für die drohende Volksgährung gewesen seyn, welche sich bereits gegen die Protestanten kund gibt. Allein wir wollen uns doch nicht mehr fürchten, als nöthig ist.

(Schluß folgt.)

London, Oktober.

(Schluß.)

Red Lion Tavern.

Ich erhielt Erlaubniß, den Palast zu besehen. Er ist oder war vier Stock hoch, mit dicken, derben Mauern, einige der obersten Fenster vergittert, und im Erdgeschoß sowie im ersten Stock die Decken voll Zierrathen; die meisten freilich nur Ueberreste, denn was einst der Palast einer Königin, war in der jüngsten Zeit ein gemeines Logirhaus gewesen, und wo einst die stolze Jungfrau geherrscht, da waren bis vor Kurzem Schlafstellen vermiethet worden zu drei Pence für eine Nacht. Indessen erkannte ich doch mehrere Devisen, Wappenschilder, Figuren, Rosen, Lilien, einmal ganz deutlich das Wort Britannia und einige zur kleinern Hälfte leserliche lateinische Inschriften. In der Nachbarschaft hieß der ehemalige Palast the big house, das große Haus, wie in Irland die Wohnungen der Gutsbesitzer heißen. — Ein anderesmal, auf dem Wege nach der City, bog ich von Holbornhill in ein enges, schmutziges Gäßchen, Fieldslane, voll Verkaufsladen mit ausgehangenen Taschentüchern, von denen muthmaßlich jedes gestohlen ist, wie überhaupt dieses Gäßchen zu denen gehört, die ein Fremder vor Errichtung der Polizei nicht ohne Lebensgefahr betreten konnte. Verkäufer und Verkäuferinnen, alt und häßlich, oder jung und liederlich, saßen in und neben den Hausthüren, und ich ging keinen Schritt, ohne daß es mich hier rechts, dort links am Rockschoße zupfte: — „ein schönes, seidenes Tuch, lieber Herr, für achtzehn Pence." Am Ende dieses abscheulichen Gäßchens, mich rechts wendend, war ich in der Weststraße, früher Chick-lane, und hier an neun oder zehn elenden Hütten vorüber gelangte ich an den Thorweg eines zum Abbruch bestimmten Gebäudes, auf welches meine Eintrittskarte lautete, gegen deren Vorzeigung ein Polizeidiener mich einließ. Ich war nicht der einzige Neugierige, und kraft des in London vollkommen richtigen Schlusses von den Kleidern auf den Träger, waren die mir Begegnenden sehr respektable Leute. Also durchstöberte ich das unbewohnte, nicht eben große Haus, dessen Alter über drei Jahrhunderte geschätzt wird, das einst als die rothe Löwen-Taverne — Red Lion Tavern — bekannt war, seit ungefähr hundert Jahren ein Logirhaus der niedrigsten Art gewesen ist und nebenbei Dieben und schlechtem Volk beiderlei Geschlechts zur Herberge gedient hat. Und dazu ist keine Lokalität geeigneter. Ueberall dunkle Kämmerchen, Fallthüren, Wandöffnungen, Treppen und Treppchen, Keller und verborgene Schlupfwinkel. Vor ungefähr drei Jahren entwischte ein wegen Diebstahls verurtheilter Schornsteinfeger aus Newgate. Man hatte Grund zu glauben, daß er sich in die ehemalige rothe Löwentaverne geflüchtet; das Haus wurde umstellt und von oben bis unten durchsucht, aber kein Schornsteinfeger gefunden; und doch war er im Hause. Ein darum Wissender verrieth es und die Polizei entdeckte ihn in einem sorgsam vermauerten Kellerwinkel, wo ein zum Herausnehmen locker eingesetzter Backstein Gelegenheit bot, ihn mit Speise und Trank zu versorgen. Wie viele Verbrechen in diesem Hause unbestraft begangen worden seyn mögen, dafür zeugt schon der Umstand, daß nach der lezten Räumung und beim Aufgraben des Kellers zwei Schädel und eine Masse Menschenknochen zum Vorschein gekommen sind. Auch war es hier, wo vor einigen Jahren ein Matrose ausgeplündert, ermordet und durch eine Maueröffnung in die vorüberfließende Cloake, jezt Fleet ditch, sonst Fleet river, geworfen wurde. Das blieb jedoch nicht unbestraft. Zwei Männer und eine Frau wurden auf Lebenszeit deportirt. Welche Wirthschaft außerdem hier getrieben worden, läßt sich unmaßgeblich daraus errathen, daß bei der lezten Volkszählung, die um Mitternacht geschah, in diesem Logirhause 126 Personen gezählt wurden, Männer, Frauen und Kinder, in paradiesischer Unschuld durcheinander. Daß über diesem Bau die Art der Zerstörung schwebt, ist ein Verlust, den Geschichte und Romantik verschmerzen können.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 43.

Mittwoch, 30. Oktober 1844.

[463] Eben ist versandt und in allen Buchhandlungen zu finden:

PENELOPE.

Taschenbuch für das Jahr 1845.

Herausgeg. von Theod. Hell.

Neue Folge 5ter Jahrg. Mit 3 Stahlstichportraits.

(Großherzogin von Oldenburg; Markgräfin von Bayreuth; Fredrika Bremer.)

Inhalt: Mormona die Waldenserin von **F. Gust. Kühne**. — Blätter aus meinen Erinnerungen von **W. Alexis**. — Das Damastkleid von **Wold. Seyfarth**. — Agnes Franz von **Jul. v. Großmann**. — Dichters Jugend von **E. v. Lüdemann**. — Die Franzosen in Hamburg von **M. Norden**. — Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg von **W. v. Eisendecher**. — Wilhelmine von Bayreuth von **Th. Hell**. — Friederike Bremer von **Th. Hell**.

28 Bogen kl. 8. in gepreßten Decken mit Goldschnitt $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Die Jahrgänge der Penelope 1841 – 1844, sind zusammen jetzt für 2 Thlr. (einzeln à $\frac{2}{3}$ Thlr.) zu beziehen.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

---

[444] Im Verlage der **Hahn'schen Hofbuchhandlung** in **Hannover** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Adolph Freiherr Knigge.

Eine Biographie.

Von

Karl Gödeke.

gr. 12. 1844. Velinpapier. Eleg. geh. $\frac{2}{3}$ Rthlr.

---

[407] In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Sechster Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Aus der Geschichte der ersten Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten. Von **Talvj**. — II. Ludwig Tieck. Zur Geschichte seiner Vorlesungen in Dresden. Von **K. Gst. Carus**. — III. Der Verrath Wallensteins an Kaiser Ferdinand II. Von **Rch. Roepell**. — IV. Aufenthalt in Paris im Jahre 1810. Von **K. A. Varnhagen von Ense**. — V. Ueber den Proceß der Templer und die gegen ihren Orden erhobenen Beschuldigungen. Von **W. G. Soldan**. — VI. Ueber Johanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans. Von **F. v. Raumer**. — VII. Ueber Verfassung und Geschichte der Städte in Belgien, seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts bis zur Einverleibung in die französische Republik. Von **W. A. Arendt**.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs (zehn Jahrgänge, 1830—39) kostet im herabgesetzten **Preise 10 Thlr.**, der erste bis fünfte Jahrgang zusammengenommen 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Sept. 1844.

F. A. Brockhaus.

---

[453] **Anzeige.**

Der Concurrenz wegen werden von heute ab bis Ende dieses Jahres im Preis herabgesetzt:

Peregrine Pickle. Nach **Smollet** aus dem Engl. von **W. Voght**. 5 Bände, sonst 1 Rthlr. 21 Gr., jetzt für 16 Gr. oder $\frac{2}{3}$ Rthlr.

Tristram Shandy's Leben und Meinungen von Sterne. Neu übertragen von **W. H.** 5 Bände, sonst 1 Rthlr. 21 Gr., jetzt für 16 Gr. oder $\frac{2}{3}$ Rthlr.

Berlin, im Oktober 1844.

Ferdinand Rubach.

---

[449] Bei mir ist erschienen:

Commentar über die französische Civil-Proceß-Ordnung

von H. Schlink,

Appellationsgerichtsrath in Köln.

IV. Band. Subscriptionspreis $1\frac{2}{3}$ Rthlr. = 3 fl.

Hiermit ist dieses wichtige Werk geschlossen und noch bis Neujahr durch alle Buchhandlungen zum Subscriptionspreise zu beziehen, später tritt der höhere Ladenpreis ein.

Coblenz, im Oktober 1844.

J. Hölscher.

---

[462] Wichtige liter. Anzeige von Deutschlands Geschichte und Geographie des 8ten bis 12ten Jahrhunderts!

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Traditiones et antiquitates Fuldenses;

herausgegeben von Dr. **E. Fr. J. Dronke**, mit 1 Steindruck. Auf Druckvelinpapier. 4. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 fl.

Der reiche und für die älteste Geschichte Fuldas höchst wichtige Inhalt dieser Sammlung ist hier zum erstenmal vollständig und in seiner ursprünglichen Gestalt aus den Originalhandschriften mitgetheilt. Ueber die Ungenauigkeit und theilweise Unbrauchbarkeit der bisherigen Abdrücke hat sich der Herausgeber in der Vorrede genügend ausgesprochen. Außerdem hat derselbe zuerst das Verhältniß, in welchem die sogenannten Summarien zu den Urkunden stehen, aufgedeckt und dadurch deren Bedeutung und Wichtigkeit nachgewiesen.

E. Müller'sche Buchhandlung.

[438] Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die drei Stufen der Erdkunde

für höhere und niedere Schulen

von

Prof. Dr. August Zeune,

Vorsteher der Blindenanstalt zu Berlin ꝛc.

6 Bogen Groß-Octav, brochirt 7½ Sgr.

In der Vorrede sagt der Herr Verfasser: „Nach einer 40jährigen Erfahrung im erdkundlichen Unterricht in Unter-, Mittel- und Hochschulen, so wie in freien Vorträgen vor großen Kreisen, gebe ich dieß Büchlein auf Anrathen eines bewährten Schulmannes heraus, das Vielen zum Segen gereichen möge."

Der Verleger will nur hinzufügen, daß Druck und Papier sehr gut sind, und der Preis möglichst billig gestellt wurde, um die Einführung in Schulen desto mehr zu erleichtern.

Rückert's Makamen des Hariri.

Dritte Auflage.

[458] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Verwandlungen

des

Abu Seid von Serug

oder die

Makamen des Hariri.

In freier Nachbildung

von

Friedrich Rückert.

Dritte Auflage.

2 Theile. gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr.

Dieses Werk des als Orientalist und Dichter gleich großen Verfassers, das schon bei seiner ersten Erscheinung vor achtzehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier zum dritten Male in erneuter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größeren Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch mehr und mehr den verdienten allgemeinen Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[461] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Reime

des Francesco Petrarca

übersetzt und erläutert von

Karl Kekule und Ludwig von Biegeleben.

2 Bände. gr. 8. Velinpapier in Umschlag brochirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Diese neue Uebertragung der reizenden Empfindungsgemälde des „Patriarchen der modernen Lyrik," gemeinschaftlich unternommen von zwei Freunden, zum Drucke befördert durch den Zweitgenannten, den Ueberlebenden, gibt die Originale mit dem feinsten Takte für ihren innern Lebenspuls, mit allem Wohlklange, dessen die deutsche Sprache als Nachbildnerin fremder Poesie fähig ist, und mit der strengen Reinheit der Rhythmen und Reime wieder, welche die Form des Sonetts und ähnlicher Dichtarten, die nur in der vollständigen Ueberwindung ihrer Schwierigkeiten schön sind, zu erlangen berechtigt ist. Eine zweckmäßige Einleitung belehrt uns aus Petrarca's Munde über ihn selber, und läßt uns in den Noten den Streit über Laura's Persönlichkeit überschauen. Die Uebersetzung selbst richtet sich nach der Marsand'schen Recension und Anordnung des Textes, und eine Auswahl von Anmerkungen entfernt jedes Dunkel aus den herrlichen Gedichten.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[457] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Württembergische Jahrbücher

für

vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

dem statistisch-topographischen Büreau.

Jahrgang 1842. Zweites Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr.

Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten.

I. Württemberg, nach seinem natürlichen, statistischen und commerciellen Zustand zu Ende des 16ten und zu Anfang des 17. Jahrhunderts. II. Ein neu entdeckter Graf Eberhard von Württemberg. III. Medicinisch-topographische Skizze von Eningen an der Achalm. IV. Ertrag der Wirthschafts-Abgaben nebst Uebersicht der Wirthschafts-Gewerbe und Getränke-Fabriken, und Notizen über den Getränke-Verbrauch in Württemberg von 1841—42. V. Württembergische Literatur vom Jahr 1842.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Dictionnaire Synonymique

complet

de la langue française

par

J. G. Fries,

Professeur à Paris.

8. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Dieses Wörterbuch ist nicht allein Denjenigen, welche die französische Sprache erlernen, sondern auch Allen, welche sich derselben gewöhnlich bedienen, ganz besonders zu empfehlen. Es empfiehlt sich eben so sehr durch seine innere Einrichtung, als durch seine Ausstattung und seinen wohlfeilen Preis.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[459] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte der Philosophie

vom

allgemeinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt

von

Dr. H. C. W. Sigwart,

Ritter des Ordens der württembergischen Krone.

Dritter und letzter Band.

gr. 8. Velinpapier broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Zweite Periode. Sechster Abschnitt. Von J. Kant bis auf die Gegenwart. I. Einleitung. II. Geschichte der Philosophie. 1) Im. Kant. 2) J. G. Fichte. 3) F. W. J. Schelling. 4) F. H. Jacobi. 5) G. W. F. Hegel. III. Schlußbetrachtung. Synchronistische Tabelle. Personenverzeichniß.

Der Herr Verfasser, rühmlichst bekannt durch mehrere philosophische Werke, hat die Geschichte der Philosophie als Universitäts-Professor viele Jahre hindurch vorgetragen, und gibt nun in dem vorliegenden Buche die Resultate seiner mühsamen Forschungen. Sein Standpunkt erhebt ihn über alle Parteien in diesem weitesten Felde menschlichen Wissens, und er läßt uns die Philosophie als ein Element und Moment von dem geistigen Gesammtleben der Menschheit erblicken. Dadurch allein ist es möglich die Geschichte der Philosophie selbst in einen weiteren Kreis einzuführen und zum Gegenstand einer allgemeineren Theilnahme zu machen.

Mit dem hier angekündigten dritten Bande ist das Werk nunmehr geschlossen. Der früher erschienene erste Band enthält die ältere Philosophie bis zur Zeit der Reformation; der zweite die neueuropäische Philosophie bis Kant. Vollständige Exemplare à 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 8 gGr. können durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Andenken

an

Bartholomäus Fischenich.

Meist aus Briefen

Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller.

Von

Dr. J. H. Hennes.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Diese dem Andenken eines bisher nur in engerm Kreise geliebten und geehrten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum ersten Mal gedruckten Briefe Schillers und seiner Gattin, die ihm Beide auf ihr Familienleben sich beziehende Mittheilungen der vertraulichsten Art machen, eine der anziehendsten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird, und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserem Herzen näher. Vor Allem, was diese Schrift enthält, sind die darin mitgetheilten Briefe der Wittwe Schillers interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Literatur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau von Sevigné, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Literatur hinweisen, gleichsam inhaltleer sind, uns kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind: so werden die Briefe von Frau von Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Rechte in den Kreis der deutschen Literatur eintreten und als eine ihrer schönsten Zierden gelten.

Die Kölner Zeitung vom 14. März 1842 äußert sich über diese Schrift wie folgt: „Nicht allein über Fischenich erhalten wir hier manche authentische Nachricht, sondern auch über Schiller, in sehr interessanten, von ihm und seiner Gattin an Fischenich, den Freund gerichteten Briefen, welche viele Beziehungen des Herzens und des Privatlebens von Schiller besser aufschließen, als andere der Oeffentlichkeit von vorn herein bestimmte Mittheilungen. Schiller und Fischenich, beide gewinnen dadurch in ihrer menschlichen Würdigkeit ein nur noch höher hervortretendes Relief."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Erzählungen

von

A. C. Beer.

Zwei Bändchen.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: I. Kallendorf. II. Aus dem Tagebuch eines Dichters. III. Meine Geschichtsforschungen in B. IV. Soldaten-Schicksale. V. Erste Liebe. VI. Der ungerathene Prinz.

Der Verfasser, mit dessen Leistungen das Morgenblatt bekannt gemacht hat, gehört unstreitig zu den besten Schriftstellern im Erzählungsfache; besonders treffend sind seine Schilderungen der Lebensverhältnisse der höheren Stände. In welchen Kreisen sich seine Erzählungen aber immer bewegen, stets zeichnen sie sich durch glückliche Erfindung, entsprechende Ausführung, sittliche Reinheit und gemüthliches Colorit aus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 31. Oktober 1844.

You may as well go stand upon the beach,
And bid the main flood bate his usual height,
As seek to soften that (than which what's harder?)
His jewish heard. — Therefore, I do beseech you,
Make no more offers, use no farther means,
But, with all brief and plain conveniency,
Let me have judgment.

Shakespeare.

Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

Schon am 16. Februar war Thomas auf das Neuhaus gebracht worden, wo er sogleich vom Commissär, Dr. Baumann, in Gegenwart des gewöhnlichen Personals verhört wurde. Die Hauptanklagen gegen ihn beruhten auf der Aussage von drei des Hexenwerks beschuldigten Frauen, von denen zwei schon hingerichtet waren. Die Erste, Martha Dokherin, am 18. December des vorigen Jahrs verbrannt, hatte am 12. December ausgesagt: als sie im heurigen Jahre zum zweitenmal zum Hexentanz gefahren, wobei das Anneley von Neunkirchen in seltsamer Stellung mit einem blauen Lichte geleuchtet, sey Thomas Schreiber auch dabei gewesen. Die Zweite, Catharina, Georg Reißers des Haubenschneiders Hausfrau, verbrannt am 12. Februar dieses Jahres, hatte am 29. Januar bekannt: als sie vor zwei Jahren vom Teufel bei der Hand genommen und zu einem Tanz bei Nacht auf den Trillberg geführt worden, wobei die Lichter gleich andern Lichtern gebrannt und ausgesehen u. s. w., sey der Hirschwirth auch dabei gewesen. Die dritte, Kunigund, des Schwanenwirths Kolbenschlag Hausfrau, hatte erst noch am 13. Februar ausgesagt: als sie vierzehn Tage nach ihrer Verführung auf den Trillberg (eine nahe bei Mergentheim gelegene Anhöhe) gefahren, habe man alldort getanzt. Die Lichter haben schwarz wie eine Fackel geschienen; man habe gegessen, doch ohne Brod, aus rechten natürlichen Bechern getrunken, und der Wölflin (ein Metzger) es ihr zugebracht und sie es ihm in des Teufels Namen gesegnet. Dabei sey Thomas Schreiber auch zugegen gewesen.

Das heute mit Schreiber vorgenommene Verhör scheint nur den Zweck gehabt zu haben, ihn mit dieser Kunigund Kolbenschlagin zu confrontiren, die nach geschehener Confrontation alsbald zur Hinrichtung abgeführt und verbrannt wurde. Das ganz kurze Verhör besagt Folgendes: „Th. Schreiber, jetziger Wirth zum Hirschen in M. entschuldigte sich mit vielfachen hohen Schwüren zum Höchsten, daß er von dem Laster der Hexerei rein und unschuldig sey. Hierauf der Kunigundt Kolbenschlagin unter die Augen gestellt, sagt sie ihm „ohne Scheu ganz rund in's Gesicht," daß er mit ihr auf dem Trillberg bei einem Hexentanz gewesen sey, wo sie gegessen und getrunken." — Ihr entgegnete Thomas: „sie thue ihm Gewalt und Unrecht, sie solle ihrer Seelen Seligkeit nicht beschweren." — Er entschuldigt sich hierauf seiner ausgestoßenen Reden halber, daß nämlich nothwendig vielen Leuten Unrecht geschehen sey. „Jezt vollends müsse er ganz zu dem Glauben kommen, daß,

weil man ihm so groß Unrecht thue, man dieß auch andern Menschen gethan habe. Er wolle jezt Alles Gott und der Obrigkeit befehlen, er befinde sich in lezterer Gewalt; warum er also so thöricht seyn und seinen Leib den Martern unterwerfen solle" (d. h. er wolle lieber ungefoltert eingestehen, was man verlange).

Drei Monate lang schweigen die Akten gänzlich über ihn; erst nach Verlauf dieser Zeit ward die Untersuchung, wie wir gleich sehen werden, wieder aufgenommen und dann zu einem schleunigen Ende gebracht. Während dieser Zeit scheinen sich die auswärtigen Verwandten Schreibers seiner thätigst angenommen zu haben; denn am 10. April wurde von seiner gesammten Verwandtschaft folgende „unterthänigste Supplication an den Hochwürdigsten Fürsten und Herrn Johann Caspar, Administrator des Hochmeisterthums in Preußen, Meister deutschen Ordens in deutschen und wälschen Landen und Römisch Kaiserlichen Geheimen Rath rc. unsern gnädigsten Fürsten und Herrn" eingegeben.

„Hochwürdigster, gnädigster Fürst und Herr! Ew. Hochfürstliche Gnaden können wir unterthänigst vorzubringen nicht unterlassen. — Demnach gesammte, als Thomä Schreibers, Hirschwirths allhier zu Mergentheim, in dem Württemberger Land, zu Heidenheim, Langenau, Dünkelsbühl, Aalen und andern Orten seßhafte, ehrliebende Freundschaft mit Schmerzen und höchster Bekümmerniß vernommen, in was traurigen Stand und schwere Gefängniß gedachter unser Vetter eingerathen und nunmehr neun Wochen in Verhaft gehalten werde, aber von seiner Verwirkung oder Mißhandlung einige gewisse Nachricht nicht haben können, und dennoch bei so gestellten Sachen, in Gebühr und ohne Verletzung der allzeit hochgeehrten Justiz, ihm, dem Gefangenen, aus christlicher Blutsfreundschaft und schwägerlicher Liebe gern mitleidentlich beispringen wollen, so haben wir Ew. Fürstl. Gnaden demüthigst supplicando zu ersuchen keinen ferneren Umgang nehmen können, unterthänigst bittend, diesen Ueberlauf uns gnädigst zu verzeihen."

„Nachgehends, obwohl aus oft fallirenden gemeinen Reden Etliche dafür gehalten, als wäre itzt berührter Hirschwirth allhier ob der abscheulichen Hexerei willen gefänglich angenommen und eingezogen worden, so können und wollen wir jedoch ein Solches nicht hoffen, noch ihm unserem Vetter einiges Weges zutrauen. Sintemal diesen Punkt berührt, dafern er wider unser Hoffen und Zuversicht dies Orts implicirt und verwickelt seyn sollte, Ew. Hochfürstliche Gnaden uns dahin gnädigst verstehen und vernehmen wollen, daß dieselbe wir deswegen mit dem geringsten Buchstaben zu behelligen, ja mit einem Tritt dem Gefangenen zum Besten nicht anzuwenden gemeint oder im Sinn gehabt. Gehet übrigens unser einfältiges Erachten dahin, daß nun oftgemeldeter incarcerirter Hirschwirth etwa aus menschlicher Blödigkeit, Unverstand und in Jugend übel unbesonnen ausgestoßenen Worten oder ungebührenden Handlungen gesündiget und sich so gröblich gegen seine von Gott gesezte höchste Obrigkeit vergriffen haben muß."

„Dieweilen wir aber solches ebener Gestalt, wie es etwan beschaffen seyn möchte, nicht wissen oder vielleicht uns zu wissen nicht gebührt, wir aber dennoch das Amt der Freundschaft nicht verlassen wollen, so gelangt an Ew. Hochfürstliche Gnaden unsere unterthänigste, innigste Bitte, Flehen und Anrufen, sich der armen vier kleinen, unmündigen Kindelein, derer äußerst geängstigter Mutter Großvater, Joh Knips, an ein und vierzig Jahre lang Hochfürstl. deutschmeisterischer Hof- und Mundkoch gewesen, mildreichst zu erbarmen, sich wegen uns unbewußter Verbrechen mit der langwierigen Incarceration barmherzigst versöhnen und ihn, den Verhafteten, aus Hochfürstl. Deutschmeisterischer Gnaden, Barmherzigkeit und Güte auf freien Fuß zu seinem äußerst betrübten armen Weibe und Kindlein, auch übel bestellter Haushaltung kommen zu lassen."

„Darum, Ew. Hochfürstl. Gnaden, sind wir sammt und sonder, neben treuwilligem Gebet mit allem möglichen Dienst zu verschulden und unterthänigst und bereitwilligst, gnädigsten tröstlichen Bescheid demüthigst erwartend

Ew. Hochfürstl. Gnaden
unterthänigst, bereitwilligst
Caspar Schreiber, Burgermeister, Joh. Jac. Fischle, Stadtschreiber, Hans Schreiber, Bierbrauer und Hirschwirth in Heidenheim, Georg Schreiber zu Langenau u. s. w. im Namen der ganzen Schreiberischen Verwandtschaft."

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Der Umstand, daß die Verfassungen, unter welchen diese tausendjährigen, vollkommen von einander unabhängigen Vereine lebten, im Wesentlichen ganz gleich waren, läßt fast auf das Ausgehen von einem gemeinschaftlichen Stamme schließen; doch kann auch das Beispiel diese Aehnlichkeit hervorgerufen haben.

Jede der in Rede stehenden Gesellschaften, welche nur die Glieder einer und derselben Familie umfaßten, stand unter einem Meister (maitre) und einer

Meisterin (Dona); diese waren ursprünglich wohl der Familienvater und seine Gattin, später aber wurden sie durch Stimmenmehrheit gewählt. — Die Wahl dieser beiden Oberhäupter ward durch die hervorstechenden guten Eigenschaften derselben geleitet und jedes Mitglied der Gemeinschaft konnte sonach zu den genannten Würden erhoben werden; doch war es Bedingung, daß die Wahl nie Mann und Frau vereinigen durfte, damit die Interessen des Gemeinwohls nicht denen einer vorhergegangenen noch engern Verbindung untergeordnet werden möchten.

Die Macht des Meisters und der Meisterin war fast unumschränkt; sobald jener gewählt war, vertheilte er nach seinem Gutdünken die Geschäfte unter die Mitglieder des kleinen Staates und beauftragte, nach dem Grundsatze: „chacun selon sa capacité," den mit der Sorge für das Vieh, den mit der Aussaat, den einen mit dem Pflügen, einen andern mit Zimmerarbeiten u. s. w. Da der Meister selbst unter den fähigsten Köpfen der Gesellschaft (oder, wie Guy Coquille in seinem Berichte über die Communautés sagt, „parmi les mieux entendus de la maison) ausgesucht war, trug seine Vertheilung der verschiedenen Aemter des Hauses gewöhnlich den Stempel des richtigen Urtheils. Der Meister überwachte die von ihm vertheilte Feldarbeit und besorgte die auswärtigen Angelegenheiten, d. h. er machte die erforderlichen Reisen, kaufte und verkaufte das Vieh und Korn, berechnete die Einnahme und besorgte die Ausgaben. In Beziehung auf Geldangelegenheiten waren die ihm ertheilten Befugnisse indessen einigermaßen eingeschränkt, indem er kein Anleihen über 200 Francs hinaus contrahiren konnte. Für alle Fälle von besonderer Wichtigkeit, Prozesse, Ankäufe von Ländereien, bedeutendere Anleihen u. s. w. stand dem Meister eine Rathsversammlung zur Seite, welche ebenfalls durch Stimmenmehrheit gewählt war und welche der Meister, so oft er es für angemessen hielt, zusammen berief. In diesen Rathsversammlungen war der Meister, so absolut er auch bei allen andern Gelegenheiten verfügen mochte, nur Präsident; ja der Rath konnte ihn, obgleich die Meisterwürde dem Prinzip nach lebenslänglich war, dennoch derselben entsetzen, sobald er ihn als unredlich oder unfähig erkannte, und dann eine neue Wahl anordnen.

Der Meisterin lag die Leitung aller das innere Hauswesen betreffenden Angelegenheiten und das Regiment über die Frauen ob, und dieser leztere schwierigste Theil ihrer Verwaltung ward ihr durch eben so unumschränkte verfassungsmäßige Befugnisse, wie die des Meisters, erleichtert. Sie vertheilte die Arbeiten des Hauses an die weiblichen Mitglieder, sie hatte die sämmtlichen Schlüssel zu den Vorräthen in Kellern und auf Speichern in ihrem Gewahrsam, sie machte die Honneurs des Hauses, wenn Fremde einsprachen, und sie war endlich die Mutter der Armen der Umgegend; denn nie wurde an der Thür dieser Gesellschaften ein Hülfsbedürftiger zurückgewiesen. Der Gebrauch wollte, daß die Meisterin durch das Opfer ihrer Freiheit das glänzendste Beispiel des wahren Berufs und Wirkungskreises der Hausfrau aufstellte. Gleich der Bienenkönigin verließ sie daher vom Tage ihrer Ernennung das Haus nicht mehr.

Diesem Muster einer Theilung der dem Manne und der Frau in einem wohlgeordneten Haushalte obliegenden Pflichten ward auch durch die hergebrachte Form der Mahlzeiten entsprochen. Es wurden zwei Tische gedeckt, der eine für die Männer, der andere für die Frauen; an jenem führte der Meister den Vorsitz, ohne jedoch seiner Würde als Hausherr durch die Theilnahme an der Bedienung seiner Tischgenossen etwas zu vergeben; an diesem präsidirte die Meisterin, welche hier, in ihrer Eigenschaft als sorgende Hausfrau, Allen vorlegte und erst zulezt sich selbst bedachte. Die Dienstboten des Hauses nahmen an beiden Tischen, die männlichen an jenem, die weiblichen an diesem Platz, und den jüngsten von ihnen lag die Aufwartung ob. Die Dauer der Mahlzeiten war vorgeschrieben und durfte nicht über eine halbe Stunde hinausgehen. Auf ein Zeichen des Meisters und der Meisterin erhoben sich Alle von der Tafel und kehrten an ihre Arbeit zurück. Der Wohlthätigkeitsinn, die Ordnungsliebe, die Arbeitsamkeit, die Eintracht und Sittlichkeit, welche in diesen kleinen Colonien herrschten, machten dieselben zum Gegenstand der allgemeinen Achtung.

Ich bin in meinem Bericht nicht eben logisch zu Werke gegangen; ich hätte dir vor Erwähnung dieser Einzelnheiten sagen sollen, daß alles Vermögen und aller Erwerb nicht weniger als alle Arbeit in den Gesellschaften gemeinschaftlich war. Ein jedes Mitglied dieser großen Familien erhielt aus dem im Hause angefertigten Vorrathe an Kleidern und Wäsche den erforderlichen und für Alle gleichen Antheil, so wie für Alle sich derselbe Tisch deckte. Diese Gemeinschaft des Besitzes ging so weit, daß selbst das Eingebrachte der in die Colonie herein heirathenden Frauen Gemeingut wurde. Ließ sich dagegen ein Mädchen einfallen, eine Verbindung außerhalb des Hauses zu schließen, so ward die Abtrünnige, wie reich auch die Gesellschaft seyn mochte, mit hundert Thalern Mitgift ein für allemal abgefunden. „Elle est forclose et apanée," heißt es in den alten Verfassungsakten einiger der Gemeinden. Damit aber der Wahl der jungen Leute hinsichtlich der von ihnen im Innern des Hauses zu schließenden Heirathen ein etwas weiteres Feld eröffnet werden möchte, hatte Leo X. den Familienkolonien bei Thiers einen allgemeinen Dispens

ertheilt, wonach der leibliche Vetter mit seiner Cousine und umgekehrt ein Ehebündniß eingehen konnte.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, Oktober.

(Schluß.)

Aberglauben. — Der Akt der Hinrichtung. — Verhaftete Räuber.

Die durch die Religion erzwungene Nüchternheit des oberschlesischen Volks ist und bleibt, wie gesagt, im Interesse der Humanität ein Gewinn, wobei wir schon die Wunder mit in den Kauf nehmen müssen. Solch ein Wunder ist z. B., daß in eine Gruppe saufender Weiber ein den Fusel entzündender Bliz gefahren sey. Das neueste aber, welches Witt v. Döring, der Protektor der Mäßigkeitssache, im katholischen Kirchenblatte erzählt, besteht darin, daß einer seiner Knechte, der das Bier verschmähte und den Branntwein vorzog, zur Schafwäsche in den Teich ging, und ertrank. Die einfältigen Bauern meinen freilich, er sey betrunken gewesen. Vielleicht noch nie haben sich die religiösen Extreme — hier als mittelalterlicher Aberglaube, dort als Vernunftglaube, der das kirchliche Gebiet gänzlich verläßt — so scharf berührt, wie in unserer Zeit. Zu dieser Wahrnehmung lieferte auch Schlesien seine Thatsachen. Voriges Jahr erhielten wir öffentliche Kunde und Beschreibung vom „rechten und wahrhaften Tobiassegen," durch dessen Besiz Jedermann gefeit und sicher ist „vor allerlei Gewehr und Geschoß; wer's bei sich trägt, der kann nicht verwundet, geworfen, geschlagen, gehauen, gestochen oder geschossen werden; er ist vor allen seinen sicht- und unsichtbaren Feinden sicher, vor allen bösen Geistern und Teufelsgespenst etc." Doch dieser Tobiassegen war immer noch der Erde angehörig, denn er war in der schlesischen Stadt Striegau unter königlich preußischer Censur gedruckt. Indeß ist die Glaubenspropaganda schon einen Schritt weiter gekommen. Schon vor einigen Jahren soll in der Nähe von Ingramsdorf, wo jezt ein Bahnhof der Freiburger Bahn sich befindet, ein Brief vom Himmel gefallen seyn, und jezt macht wieder ein solcher Brief bei uns Epoche, der als Abdruck hergekommen, und in dessen Einleitung gesagt wird, das Original sey in der Michaeliskirche in Berlin auf dem Taufsteine gefunden worden. Niemand, wird versichert, konnte ihn lesen, denn er war mit goldenen Buchstaben geschrieben (was doch ein einleuchtender Grund für die Unlesbarkeit ist). Aber ein frommer Bauer, den Gott gesandt hatte, konnte ihn lesen und deuten. Man glaubt, Gott selbst habe den Brief geschrieben und durch seine Engel gesandt, und so steht nun das Berliner Wunder über allen andern. Diese moderne Epistel dringt besonders auf größere Heilighaltung der Sonn- und Feiertage, und verwirft die „knechtische Arbeit" an diesen, indem mit dem Verluste der Ewigkeit dafür gedroht wird. In politischer Hinsicht wichtig ist die Prophezeiung, Deutschland werde in drei gleiche Theile, statt der jezigen neun-und-dreißig, zertheilt werden. Am 25. December d. J. aber „wird sich die Sonne verfinstern, Nebel werden aufsteigen, und die Menschen sich in Furcht versezen. Die ganze Welt wird sich verzehren." Wie der Aberglaube selbst unter den gebildeteren Ständen auch von anderer Seite her genährt wird, davon zeugt eine Probe vom Rhein. Aus einer dortigen kleinen Stadt wurde von einem Handlungshause an ein gar nicht näher befreundetes schlesisches kürzlich die Bitte gerichtet, jenem gegen Erstattung der Kosten ein Stück Hirnschädel von einem Hingerichteten zu verschaffen, da im Domicil des schlesischen Geschäftsmannes eben eine Exekution vorgefallen war. Das unheimliche Requisit sollte als sympathetisches Heilmittel einer jungen epileptischen Person dienen, die ihre ganze Hoffnung darauf gesezt hatte. — Ungeachtet mehrfacher Hinrichtungen in der leztern Zeit mehren sich die Mordvorfälle, und beweisen, wie immer, die Unhaltbarkeit der Abschreckungstheorie. Diese würde indeß vielleicht doch wirksamer seyn, wenn die Oeffentlichkeit der Hinrichtungen nicht auf halben Maßregeln beruhte. Der Exekutionstag selbst, so wie alle Nachrichten über die persönlichen Verhältnisse der Delinquenten und ihre Verbrechen, werden ängstlich von der Oeffentlichkeit fern gehalten, statt daß man sich dieser zu größerem allgemeinem Eindrucke bedient. Was das Publikum erfährt, beruht auf unsichern, verrätherischen Privatmittheilungen, nicht auf offiziellen Bekanntmachungen. Die Zuschauer werden bei dem Strafakte geduldet, nicht des abschreckenden Beispiels wegen dazu ausdrücklich herbeigerufen. Es wird auch nicht gestattet, vor der Hinrichtung und am Tage derselben auf dem Richtplaze selbst gedruckte Nachrichten über die Delinquenten zu verkaufen, was gerade von großer moralischer Wirkung seyn könnte, wenn hiezu einer geeigneten Feder aktenmäßige Quellen eröffnet würden. Der Absaz solcher Broschüren, welche Jeden zu einer richtigen Würdigung des Criminalakts befähigten, wäre außerordentlich, und der ansehnliche Ertrag könnte zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden. Bei der jezigen Criminalordnung dagegen wäre es ziemlich gleichgültig, wenn die Hinrichtung so heimlich wie die Bekanntmachung des Urtheils geschähe. Denn über das Verbrechen und die es begleitenden Umstände weiß die Zuschauermenge nichts Sicheres. Einer erzählt dem Andern, was er zufällig gehört hat, und Niemand hat eine juridische, wenn auch moralische Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit des blutigen Strafverfahrens. Das Beil fällt, der Hingerichtete wird verscharrt, und die Menge verläuft sich, wie nach einem seltenen öffentlichen Schauspiele, vielleicht nur ein wenig mehr erschüttert. Die nachträgliche Erklärung des betreffenden Criminalgerichts in den Zeitungen kommt aber gewiß nur dem kleinsten Theile der Zeugen des blutigen Akts zu Gesicht. — Die Gefangennehmung des Räubers Joseph Pflieg und seines Genossen Alexander Greinert in einem Waldhause in der Nähe der Posener Grenze, über die ich bereits andeutend berichtete, war sehr gefährlich, da die mit Feuergewehr bewaffneten Verbrecher sich auf Tod und Leben wehrten. Gleichwohl ist hierzu kein Militär abgeschickt worden, sondern ein paar Gensdarmen, welche von dem Aufenthaltsorte des Pflieg unterrichtet worden, boten zu dessen Verhaftung die Einwohner des Städtchens Reichthal und die Bauern der Gegend auf. Diese Klassen mußten also selbst Leib und Leben zur Befreiung von der Landplage wagen; denn die dazu berufene Wehrklasse mußte die Uebung machen, um in einem hoffentlich noch fernen Kriege des preußischen Waffenruhms würdig zu erscheinen.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 88 und Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Achtunddreissigster Jahrgang.

1844.

November.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

gebildet, mit besonderer Rücksicht auf die Labyrinthodonten des Keupers. Von Hermann von Meyer und Prof. Dr. Theod. Plieninger. — 2) Die Versteinerungen des Harzgebirges. Beschrieben von Fr. Ad. Römer. — 3) Das Rheinische Uebergangsgebirge. Eine paläontologisch-geognostische Darstellung von demselben. — 4) Die südafrikanischen Crustaceen. Eine Zusammenstellung aller bekannten Malacostraca, Bemerkungen über deren Lebensweise und geographische Verbreitung, nebst Beschreibung und Abbildung mehrerer neuen Arten von Dr. Ferd. Krauß. — Alterthümer. Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahr 820. Im Facsimile herausgegeben und erläutert von Ferdinand Keller.

Kunst-Blatt.

Nro. 89.

Die Kunstausstellungen zu Köln und zu Düsseldorf im Sommer 1844. (Schluß.) — Lithographie. Die Freskogemälde der Allerheiligen-Hofkapelle in München, nach den Compositionen von H. Heß, J. Schraudolph u. A. in Lithographie herausgegeben von J. Schreiner. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 90.

Nekrolog. 8. C. F. L. F. v. Rumohr. — Neue Bilderwerke. Das Königreich Bayern in seinen alterthümlichen, geschichtlichen, artistischen und malerischen Schönheiten rc. — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 91.

Die Parlamentshäuser in London. — Nekrolog. 8. C. F. L. F. v. Rumohr. (Schluß.) — Literatur. Das Kloster Hirsau, historisch-topographisch beschrieben von Fr. Steck. — Malerei. — Plastik. — Medaillenkunde.

Nro. 92.

Werke neuer Malerei und Sculptur in Belgien. Geschildert von F. Osten. — Restaurationen in München. — Medaillenkunde. — Steindruck. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 93.

Werke neuer Malerei und Sculptur in Belgien. (Fortsetzung.) — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 94.

Werke neuer Malerei und Sculptur in Belgien. (Fortsetzung.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Neue Kupferstiche. — Lithographie. — Kupferwerk. — Bilderwerke. — Literatur. — Nekrolog. — Persönliches.

Nro. 95.

Wiederherstellung alter Bilder. — Nekrolog. 9) Joh. Bapt. Stiglmayer. — Werke neuer Malerei und Sculptur in Belgien. (Fortsetzung.) — Persönliches. — Ausstellungen. Akademien und Vereine.

Nro. 96.

Zu dem Bericht über die Kölner Ausstellung. — Werke neuer Malerei und Sculptur in Belgien. (Fortsetzung.) — Museen und Sammlungen.

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 1. November 1844.

— Es lebten wie ihr des Geschlechts urälteste Väter,
Glückliche Menschen, so nah der Natur. —

Platen.

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Die bedeutendste unter allen diesen Verbindungen im hiesigen Lande haben die Guittard Pinon gebildet. Schwerlich wird eine auf ihren Adel stolze Familie ihr Alter bis zum Jahr 780 zurückführen können; ich nehme die Montmorencys aus, von denen es bekannt ist, daß einer ihrer Ahnherrn mit einer lezten Kraftanstrengung Kopf und Arm, den leztern mit einer Pergamentrolle bewaffnet, aus den Wogen der Sündfluth herausstreckte und verzweiflungsvoll ausrief: „Sauvez les papiers de la famille de Montmorency.“

Was aber die Guittard Pinon noch ehrwürdiger macht, als das Alter ihres Namens, sind die Tugenden, welche durch so viele Generationen hindurch ihre Begleiter gewesen sind und ihnen stets die Liebe und Bewunderung ihrer Nachbarn erworben haben. In keiner andern Communauté des Landes ward die Wohlthätigkeit so weit getrieben, wie in dieser. Der Arme, welcher an die Thür der Guittards klopfte, fand seinen Platz am gemeinschaftlichen Tische, und selbst ein Lager, wenn er es verlangte; ja, war er krank, so ward der Arzt des Hauses gerufen und dem Nothleidenden angemessene Pflege zu Theil. In keinem andern Hause der Gegend herrschten Einigkeit, Fleiß und Ordnung, wie in diesem, und aller Luxus in Kleidung und Tafel war, als der Wohlfahrt des Gemeinwesens gefährlich und die Zufriedenheit störend, durch besondere Verordnungen verbannt. So erhielt sich in dieser Familie die Einfachheit der ersten Zeiten bis auf unsere Tage. Die Tradition hat den Guittards den Namen ihres Gründers, Robert Guittard's, aufbewahrt, welcher seine Hütte, die Wiege seiner so weit hinausgreifenden und später so blühenden Nachkommenschaft, unter den Zinnen des festen Schlosses Thierri errichtete.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatten die Guittards den Gipfel ihrer Wohlfahrt erreicht; ihr Verband zählte 60 Glieder und ihr Vermögen betrug 600,000 Francs. Herr v. Chazerat, welcher in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Generalintendant der Auvergne war, machte Ludwig XV. auf diese erste und ehrwürdigste der Familienverbindungen der Provinz aufmerksam und der Monarch verlieh dem damaligen Meister der Guittards und dessen Nachfolgern einen reich verzierten Ehrengürtel mit der Devise:

Chazerat du monarque obtint cette ceinture;
Les Guittards en sont revêtus,
Elle honore l'agriculture,
Elle est le prix de leurs vertus.

Als die französische Revolution alles Alte und Hergebrachte im Lande umstürzte, sollte auch der uralte Verein der Guittards der allgemeinen Erschütterung nicht entgehen. Mehrere Töchter des Hauses, welche sich mit Fremden verheiratheten, nahmen, nicht zufrieden mit der ihnen als Mitgift ausgesezten Summe von 100 Thalern, die Geseße der französischen Republik über die Erbfolge in Anspruch, und die Güter der Guittards fingen an zerstückelt zu werden. — Dennoch überdauerte das festgegründete alte Haus die Stürme der Zeit, bis endlich im Jahr 1819 ein seiner Vorfahren unwürdiges Mitglied Oberhaupt desselben geworden war. Dieser lezte Meister der Guittards machte heimlich bedeutende Schulden, und als der ihm beigegebene Rath diese Unterschleife entdeckte und den Schuldigen seiner Würde entsetzen wollte, beantragte dieser eine durch die damaligen Geseße gebilligte Auseinandersetzung, welche den Verein der Guittards auf immer auflöste.

Das ist die Geschichte dieser in ihrer Art einzigen Verbindungen, und dieselbe erscheint mir so interessant, daß ich troß ihrer Ausführlichkeit kaum besorge, dich dadurch ermüdet zu haben; auch kann ich mit dem Berichte über meinen Besuch bei den Dunands in Vallorville (denn diesen galt mein Ritt) nun um so kürzer seyn.

Ich kam erst gegen sechs Uhr Abends in Vallorville an, und bei dem meine Rückkehr begünstigenden Mondscheine wünschte ich mir Glück zu der etwas späten Stunde meines Besuchs; dieselbe verhieß mir die Bekanntschaft mit der nach der Arbeit am häuslichen Heerde sich versammelten Familie. Auch kamen die Mitglieder der Kolonie nach und nach vom Felde zurück und fanden sich in der geräumigen Küche des Hauses ein, welche zugleich als Vereinigungs- und Speisezimmer dient.

Der Meister, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, in seinem Aeußern durch nichts von einem einfachen Landmanne unterschieden, empfing mich mit der natürlichen, anspruchslosen Höflichkeit, an welcher das Herz Theil hat, welche die einzige wahre und wohlthuende ist und mir den Mann des Volks angenehmer macht als den Weltmann, der sie nicht besizt, oder nicht gewandt genug ist, sie nachzuahmen. Die Dona, eine große stattliche Frau, war nicht weniger freundlich. Bald saß ich mitten unter diesen guten Leuten, wie ein alter Bekannter, an dem durch seinen Umfang einer zweiten Stube gleichenden Kamin des Hauses, in welchem ein Suppentopf von vielversprechendem Umfang dampfte. Zunächst fiel mir ein Wahrzeichen der innigen Vereinigung unter den Gliedern dieser großen Familie auf. Die Kinder krochen nicht sowohl auf den Knien ihrer Eltern, als auf denen ihrer Oheime und Tanten umher und erinnerten mich an die Kinder von Sparta, welche mehr dem Gemeinwesen als ihren eigenen Eltern angehörten. Wie wohl aber that es mir, alle diese, von keiner Sorge gefurchten, von Gesundheit, Ruhe und Zufriedenheit zeugenden Gesichter um mich herum zu sehen.

Unter den jungen Frauen und Mädchen sah ich mehrere, welche mir das Hausgesetz der Heirathen in diesem engen Kreise durchaus nicht drückend für die jungen Männer erscheinen ließen, und eine Frau muß doppelt hübsch seyn, um es in der anmuthlosen Kleidung des Landes zu bleiben. Denke dir eine weibliche Gestalt in einem langen wollenen Rocke, dessen Taille fast die Schulterblätter berührt und unter dessen Falten hinten, unmittelbar unter jener Taille, eine aus Holz gedrehte sogenannte Tournüre angebracht ist, so daß die leztere bei einer solchen Verirrung des Geschmacks natürlich die der beabsichtigten ganz entgegengesezte Wirkung thut, d. h. der Gestalt das Ansehen eines wohlgeebneten Brettes gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

Eine Antwort auf dieses Bittschreiben findet sich nicht vor. — Wenn aber auch während der drei Monate, in welchen Thomas in Gefangenschaft, eingesperrt mit andern gleichen Verbrechens bezüchtigten Personen, schmachten mußte, öffentlich nichts weiter gegen ihn geschah, so muß er dem ungeachtet in der fürstlichen Kanzlei als ein sehr gefährlicher Mann betrachtet worden seyn, bei dem Allem aufzubieten sey, um ihn nicht freilassen zu müssen, sondern ihn, als des Hexenwerks überführt, den andern Ungläubigen zum warnenden Beispiel hinrichten zu können.

Am 7. Mai ward befohlen, alle gegen Thomas Schreiber vorliegenden Gravamina zu sammeln, sie so viel wie möglich mit neuen zu vermehren und darüber zu berichten. Bei den Akten befindet sich nun ein undatirter und ununterschriebener Bogen, wahrscheinlich von Dr. Baumann verfaßt und selbst geschrieben, dessen Inhalt Schreibers Angelegenheit nothwendig sehr verschlimmern und dem übelsten Ausgang entgegen führen mußte. Er ist betitelt: „Gravamina wider den auf dem Neuhaus verhafteten Hirschwirth zu Mergentheim," und enthält folgende Unheil verkündende Punkte: „1) Hat der verhaftete Th. Schreiber drei beständige (d. h. nicht zurückgenommene) Denunciationen gegen sich, daß er mit auf

solchen Conventibus (Hexentänzen) gewesen.* 2) Ist er übel berüchtigt. 3) Hat er sich flüchtig gemacht. 4) Hat er zuvörderst Ihro Fürstl. Gnaden unsern allerseits gnädigsten Herrn, und alle Assessores, so diesen Prozessen beigewohnt, ehrenrührerisch angetastet, als ob sie den Leuten zu viel thäten, und viel mehr ein Auge auf Ungerechtigkeit denn auf Justitia hätten, auch hat er solche Prozesse ein jämmerlich elendes Blutbad geheißen, als ob gleichsam die Leute mit Gewalt zum Geständniß gezwungen würden. 5) Eben so hat er gegen die Herren Verhörsrichter den unbegründeten Vorwurf ausgestoßen, als hätten sie seiner auf öffentlicher Gasse geschmäht und ihn dadurch zur Flucht veranlaßt. 6) Als Hr. Joh. Braun zu ihm auf das Neuhaus geschickt (weil er eines verkauften Pferdes halber an seine Frau zu schreiben begehrt) und verordnet worden, aufzumerken, daß nicht etwa andere Angelegenheiten mit unterlaufen und vielleicht Anderes möchte geschrieben werden, hat er, ungeachtet als eine gefangene und in der Obrigkeit Handen und Gewalt liegende Person, ohne Scheu gegen Hrn. Braunen gesagt: „Wenn man ihm die Wahl ließe, entweder seiner Banden entledigt zu werden oder den Hexenverhören beizuwohnen, wolle er lieber noch länger in denselben verweilen." 7) Hat er sich unterstanden, eine im Gefängniß neben ihm liegende Weibsperson, Eva Breuningerin von Apfelbach, die ganz standhaftig gewesen (d. h. die sich als Hexe bekannt hatte), abwendig zu machen, indem er gegen sie behauptet, daß es unmöglich dergleichen Leute geben könne und ihnen Recht geschehe, wenn sie sich als solche bekennten, wegen welchen Zuredens und Abwendigmachens sich die gedachte Frau gegen die Herren Examinatoren zum Höchsten beschwert, mit Vermelden, daß sie Gott ganz treulich angerufen, damit er sie nur bei der Beständigkeit (d. h. bei ihrem Geständniß) erhalte und sie durch den Hirschwirth nicht abwendig machen lasse. Dieser Beschuldigung ist der Hirschwirth geständig gewesen, wie aus der hierüber gepflogenen Inquisition mit mehreren zu ersehen. 8) Sonst hat auch Hans Löblin (der wegen im Trunke ausgestoßener verdächtigen Reden eingezogen und nach längerer Gefangenschaft auch verbrannt wurde, dessen vorhandener Prozeß auch zu den merkwürdigen gehört) ausgesagt: „der Hirschwirth habe einst einen Bettelbuben todtgeschlagen und denselben verspeist." 9) Aus seiner oben angeführten Inquisition geht hervor, daß Schreiber zum Ueberfluß und ohne Scheu bekannt: „er sehe wohl, daß dieser Prozeß ein blinder Handel sey." 10) Schon von Jugend auf, als er noch in die Schule gegangen, ist er berüchtigt gewesen, daß er Mucken (Fliegen) machen könne, daher er den Unnamen „Mucken-Thomas" bekommen."

* Diese wurden schon oben angeführt.

Als nun solchergestalt genugsam Ursache vorhanden zu seyn schien, um jezt in dem so lange zurückgelegten Prozesse ernstlich und peinlich fortfahren zu können, und überdieß der Stockmeister vom Neuhaus am 18. Mai berichtet hatte, daß der verhaftete Hirschwirth, ungeachtet er bei Leibes- und Lebensstrafe mit Niemand reden sollte, nichts destoweniger und troz allen Verbietens mit den andern, wegen gleichen Vergehens verhafteten Personen fortwährend gesprochen habe, wurde am 19. Mai der unglückliche Thomas wieder in's Verhör geführt. Klar und deutlich ergibt sich aus demselben, daß während seiner langen Gefangenschaft, in welcher er, wie wir gesehen, in vielem Verkehr mit andern Gefangenen blieb, von denen die Meisten in kürzester Zeit als Unholde hingerichtet wurden, seine schon früher so offen ausgesprochene Meinung, als existire das ganze Hexenwesen nur in den Köpfen blutgieriger Richter, jezt zur vollsten Gewißheit geworden war, und daß er dabei zugleich die traurige Ueberzeugung gewonnen haben muß, wie auch sein Leben dem scheußlichen Unwesen unwiderruflich verfallen sey. Eben so deutlich zeigt sich aber auch sein Entschluß, keiner langen Marter sich zu unterwerfen, sondern baldigst solche Geständnisse zu machen, wie sie auch bei dem beharrlichsten Widerstand ihm zulezt doch abgepreßt werden würden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

Enthüllung der Statue Goethes.

So steht denn das großartige, kolossale Monument Goethe's in der Stadtallee enthüllt! Die Majestät der Statue spottet der Einpferchung zwischen zwei enge Häuserreihen und lächelt über die verkrüppelten Bäume, die sie umgeben. Wer das Bild sieht — und es ist ein wahrer Wallfahrtsort geworden — gesteht ein, daß es sich auf unwürdiger Stelle befindet. Was aber einmal geschehen, ist nicht mehr zu ändern. — Ueber die Trefflichkeit der Arbeit Schwanthalers herrscht fast nur Eine Stimme; aber das Piedestal des Bildes ist offenbar zu klein. Es wurde freilich absichtlich so gewählt, um das Monument nicht in ein noch größeres Mißverhältniß mit dem Plaze zu bringen. — Ein Volksfest konnte die Einweihung von vorn herein nicht werden, weil sich unsere Stadt, als solche, nicht an die Spize der Festlichkeit gestellt hatte, weil sie an dem Ehrentage nicht aus dem Werktagsleben trat und kein festliches Gewand anlegte, weil es endlich nur einer Gesellschaft, oder, wenn man will, dem Reichthum und der Intelligenz überlassen blieb, Frankfurts größtem Sohne diese Huldigung darzubringen. — Am Vorabend des 22sten hatte sich ein sehr zahlreiches Publikum im Theater eingefunden, um der sogenannten Vorfeier — der Aufführung des „Göz von Berlichingen" — beizuwohnen. Wenn die eigenen Kräfte, wie es jezt bei unserem Theater der Fall ist, nur mittelmäßige sind, so mußte man für einen solchen Festabend sich tüchtige

Fremde zu verschaffen wissen, und gewiß würden es sich die ersten deutschen dramatischen Künstler zur Ehre gerechnet haben, an einem solchen Abend auf unserer Bühne zu erscheinen. Aber nicht nur war die Aufführung des an sich so kernigten Schauspiels matt und wirkungslos, sondern auch der von Dr. Weismann ohne Berechnung oder Kenntniß des Bühneneffekts gedichtete und von Reger aus Leipzig monoton vorgetragene Monolog blieb ohne Eindruck. Daß bei dem Vortrag des Monologs die Bühne im Hintergrunde Frankfurt zeigte und in der Mitte Goethe's lorbeerbekränzte Büste stand, sind Beigaben, die sich von selbst verstehen. — Am 22sten hatte sich gegen die eilfte Vormittagsstunde eine ungeheure Menschenmenge auf dem Roßmarkt und auf dem Komödienplatze, welche beide die Stadtallee begrenzen, eingefunden. Nur eine kleine Zahl (im Verhältniß zur Volksmasse), die mit Einlaßkarten versehen war, fand im Circus, der mit seinen Bretterwänden auf vier Seiten das Monument umgab, Platz. Von der Umgebung der Stadtallee war nur ein Haus, ein Weinhaus, mit Guirlanden geschmückt, aber gewiß nur in der Hoffnung, viele Schoppengäste anzuziehen, denn es hatte die Worte Goethes:

„Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt"

über seinem Eingang verzeichnet. Die übrigen Häuser sahen ungeschmückt auf die Festlichkeit nieder, waren aber in allen Fenstern mit Menschenköpfen besäet. Kurz nach eilf Uhr hatte sich der Festzug von der Reitbahn aus durch den Rahmhof nach der Stadtallee in Bewegung gesetzt. Der Zug war ziemlich lang; es waren darin alle wissenschaftlichen und Kunstanstalten unserer Stadt durch Deputationen repräsentirt, auch hatten sich ihm viele Fremde angeschlossen. Aber ein solennes Ansehen hatte der Zug nicht, da nur die hiesigen Sängervereine, die Maler und die Buchdrucker, welch leztere den Zug schlossen, mit Fahnen erschienen waren. Man hatte gewünscht, die Zünfte möchten sich mit ihren Fahnen dem Zuge anschließen, diese verzichteten aber auf die Theilnahme, obgleich man ihnen zu Gemüth führte, daß Goethe unter seinen Vorfahren einen Schmied und einen Schneider gehabt. — Nachdem nicht ohne Mühe die Theilnehmer am Zuge im Circus Platz genommen, trugen die Sängervereine einen von Messer komponirten Gesang unter Begleitung der Musik unseres Linienbataillons vor, und dann begann Dr. Spieß die Festrede, von welcher aber selbst im Circus Viele nichts verstehen konnten, da das Geräusch allzugroß war. Die Rede, die durch den Druck noch bekannter werden wird, war nicht allein in Bezug auf das Geschichtliche des Monuments, sondern überhaupt sehr interessant. Dadurch aber, daß verhältnißmäßig nur Wenige die Rede hörten, erweckte auch der Moment der Enthüllung des Monuments keinen so lauten Freudenruf, als man von einer solchen Volksmasse wohl erwarten konnte. Mit Gesang schloß die Inauguration, nachdem das Monument der Stadt übergeben war.

(Schluß folgt.)

Lyon, Oktober.

Molière in Lyon.

Bei Gelegenheit der Einweihung der Statue Molière's in Paris wurden auch hier ihm zu Ehren Vorstellungen seines Tartuffe und Avare veranstaltet. Einer unserer witzigen Tagesschriftsteller läßt ihn darüber unter andern an seinen alten Freund Chapelle schreiben: . . . „Kaum war in Paris die etwas lange Einweihungsscene zu Ende, so huschte ich schnell nach Lyon, in die Stadt, wo man mir einst, bei den ersten, noch schüchternen Schritten auf meiner Laufbahn, Muth machte und mich zu weitern Versuchen ermunterte. Noch erinnere ich mich der damaligen Vorstellung des Etourdi; es ist auf's Haar hundert-und-neunzig Jahre her. Noch sehe ich die abscheuliche Hütte, worin ich mit meiner Truppe das Stück gab, vor vier Talglichtern; Coulissen waren nicht da, dafür standen rechts und links drei Bänke, auf denen Marquis und Chevaliers saßen. . . Tartuffe und der Avare sollten mit einer Ceremonie am Ende gegeben werden. Ich erschrack über die sechs Fuß langen blauen Theaterzettel, auf denen dieß angekündigt war, und noch mehr darüber, daß erst um sechs Uhr Abends angefangen werden sollte. Wie ist doch Alles ganz anders geworden! Die Komödie beginnt nicht mehr wie zu unserer Zeit um zwei Uhr Nachmittags, um vor Anbruch der Nacht zu enden, sie fängt erst mit der Nacht an und dauert oft bis zum folgenden Tag. So etwas wäre zu unserer Zeit ganz unmöglich gewesen, wegen der Diebe und Beutelschneider, die den Leuten beim Herausgehen aus dem Theater in der Dunkelheit aufgepaßt und sie bestohlen hätten; und was wäre gar den armen Frauenzimmern in der Finsterniß geschehen! So etwas muß man heutzutage nicht mehr zu fürchten haben; von Dieben, Räubern, Beutel- und andern Schneidern erfährt man nur noch vom Hörensagen, man sieht dergleichen nicht mehr. — Bis sechs Uhr heran kam, wollte ich das jetzige Leben und die Leute in Lyon nach ihren verschiedenen Ständen ein Bischen beobachten. Deßhalb durchzog ich mehrere große, vornehme Häuser von oben bis unten, horchte in den Männer- und Frauenstuben und bei den Bedienten und Mägden, mischte mich unter das Volk, und da ich keine Barbierstube mehr fand, wagte ich mich in die prächtigen Säle, die man, sonderbar genug, Kaffeehäuser nennt, dann auch in die schmuzigen Wohnungen der Arbeiter und Armen. Da wurde mir denn bald klar, daß im Grund das Leben und die Gesellschaft in Lyon wie in Paris geblieben sind, wie zu unserer Zeit. Hätte ich es jezt auf's Theater zu bringen, so brauchte ich nur die Farben weniger grell aufzutragen, die Zeichnung bliebe so ziemlich die nämliche, nur mit andern Namen für dieselben Typen und Charaktere. Endlich schlug es sechs Uhr. Als körperloser Schatten war es mir leicht, durch den gewundenen Schlangenschwanz zu schlüpfen, der hier lange vor dem Anfang der Komödie zwischen bretternen Wänden eingezwängt steht und Queu heißt. Großer Gott! welch ungeheurer, hoher Saal! welch prächtige Beleuchtung! Lauter Lichter, die troz des Brennens nicht kürzer werden, was eine große Ersparniß seyn muß. Ich war fast außer mir vor Entzücken über den prachtvollen Saal, als ich dicht neben mir meinen Namen aussprechen hörte. „So ist denn" — hieß es — „der gute Molière nun vollständig gerächt für alle Unbill, für alle Verfolgung, die er in seinem Leben ausstehen mußte, denn sehen Sie nur diese gedrückt vollen Gallerien!" — „Nicht so ganz," lautete die Antwort; „Molière hat heute fast noch eben so viel Feinde und Widersacher wie ehemals, denn es gibt unter den heutigen Männern und Frauen gar Viele, die ihm nicht verzeihen, daß seine Charaktere so scharf, sicher und wahr gezeichnet sind, auch für alle Zeiten passen und noch heute Porträtähnlichkeit haben; dieß zeigt sich auch hier bedeutungsvoll an den leeren Logen ersten Rangs."

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. November 1844.

— I throw mine eyes to heaven,
Scorning what'eer you can afflict me with.
Shakespeare.

Herenprozesse.

(Fortsetzung.)

In solchem Sinne ließ Thomas gleich beim Beginn dieses Verhörs sich folgendermaßen vernehmen: „Er lobe und danke Gott, daß er ihn um seinetwillen leiden lasse, und das wolle er von Grund seines Herzens gern thun, auch sey er entschlossen, sein Leben gern herzugeben. Er sage nochmals, daß dieser Prozeß ein Blutbad, und glaube jezt noch viel mehr, daß es ein nichtiges Werk sey und daß es gar keine Herenleute gebe, weil er dieses leider jezt mehr als zu viel erfahren. Er sage zum Ueberfluß bei seiner Seelen Heil, es geschehe den Leuten Unrecht." Darauf hat ihm Dr. Baumann geantwortet: „so wahr als Gott im Himmel, so geschehe ihm Recht." Thomas aber entgegnete: „So wahr als Gott am Stamm des Kreuzes für uns gestorben, so wahr als ich erschaffen bin, so wahr bin ich unschuldig! Wenn ein einziger Mensch solcher Gestalt und in diesem Falle (d. h. als des Herenwerks kundig) in Mergentheim gefunden würde, so will ich Leib und Leben verloren haben und sterben. Ich weiß gar wohl, daß man von mir doch nicht ablassen wird, ich muß folglich gedenken, daß es Gottes Wille also ist. Ich frage, ob die Gelehrten nicht auch hierin irren können? Ich trage das Leiden und das Sterben Jesu Christi in meinem Leib."

„Auf solche seine beharrliche Argumenta hin," heißt es weiter im Protokoll, „ist er dem Scharfrichter übergeben worden." — „Wenn ich ein solcher Mensch bin," rief er, „so will ich mich auch bei meiner Seele nicht peinigen lassen. Was mir geschieht, das geschieht dem Herrn Jesus Christus. Um deines bittern Leidens und Sterbens wegen verlasse mich nicht, mein Jesus!"

Er wurde hierauf gebunden, an der Leiter befestigt und mit angehängten Steinen aufgezogen. Da schrie er zum öftern, als er „ein Paternoster lang" hing: „Herr Jesus Christus, der du vor mir gelitten, verlasse mich nicht und laß dein Leiden in mir nicht verloren gehen!" Er flehte, man solle ihn herablassen, und als es geschehen, bat er um ein halbes Stündlein Bedenkzeit. Als auch dieses geschehen, bat er ferner, man solle ihn losbinden, er wolle Alles gestehen. — „Ach! das Gott erbarm," begann er hierauf, „wenn Einer meint, er wolle davonkommen!" — „Vor drei Jahren," fuhr er fort, „sey er in Vorberg auf der Hochzeit des Amtsschreibers gewesen, und da sey dieß Laster ihm wider seinen Willen bekannt geworden. Er habe sich daselbst mit einem Frauenbild auf das Innigste eingelassen, die wie eine andere Weibsperson ausgesehen; auch habe er nicht anders vermeint, als daß es des Amtsschreibers Schwester gewesen. Am

andern Morgen sey sie ihm aber statt mit rechten Füßen mit Klauenfüßen erschienen und habe zu ihm gesagt, weil er sich mit ihr eingelassen, sey er ihr verfallen und gehöre nun ihr. Hierauf habe sie noch vier andere Weibspersonen herbei gebracht, sämmtlich von gar schöner Gestalt und Ansehen. Mit allen habe er jezt die vertrauteste Bekanntschaft gemacht, nichts desto weniger aber dabei vermeint, wieder von ihnen loszukommen. Die Erste, Vornehmste und Schönste, die er für des Amtsschreibers Schwester gehalten, habe sich Regelein genannt und er sich ihr auf zehn Jahre versprochen, weil sie ihn überredet, es gebe keine Hölle und keinen Gott, Leib und Seele sterben mit einander und man sterbe wie das Vieh. Weil der Böse, und als solchen habe er das Regelein jezt wohl erkannt, ihn umzubringen gedroht, so habe er Gott abgesagt, und zwar solchergestalt, daß er an kein ewiges Leben glaube, dagegen habe er vom Bösen nichts verlangt, als daß er jedesmal, so oft er wolle, eine Weibsperson haben möge.

Bei Schwäbisch Gmünd sey er wohl zehnmal auf einen Berg, der Hohenstauffen geheißen, gefahren, denn er habe verlangt, an keinen andern Ort als an diesen zu fahren, wo er nicht bekannt gewesen, um nicht verrathen zu werden. Er sey allezeit auf jenen Berg hinauf geritten und vorher in Gmünd in der Krone eingekehrt, und mit der Wirthin, die auch eine solche Person gewesen, dahin gefahren, und habe dabei nicht anders vermeint, denn er sitze auf einem grauen Pferde, so statt des Zaums zwei Rabenklauen im Maul gehabt. Sein Buhlteufel sey vor dem Stall hinter ihm aufgesessen und so seyen sie vom Hof hinweg über das Dach hinaus gewitscht in des Regeleins Namen. Im Gefängniß sey der Teufel nur einmal bei ihm gewesen und habe ihn getröstet, er solle nur keck seyn und nichts sagen. Einst habe seine Buhlin hinter ihm gesessen und ihm versprochen, ihn so verborgen zu halten, daß man ihn nicht erkennen und daß auch er Niemand erkennen solle.

Einst habe ihm gedäucht, er sey auf dem Hohenstauffen bei einem Tanze, wo die Lichter blau gebrannt und ein Spielmann mit einem breiten Instrument, so auf der andern Seite haarig gewesen und vorne ein glattes Katzenmaul gehabt, gar schön aufgespielt, und seine Buhlin habe ihm gesagt, der Spielmann sey aus Wallerstein. Er habe mit seinem Regelein getanzt, auch noch mit andern Buhlinnen, die aber alle einander gleich gesehen. Goldene und silberne Geschirre, doch weder Brod noch Wein seyen vorhanden gewesen, und nur ein übelschmeckendes Getränk, das aber ein schönes Mädchen eingeschenkt. Sein Buhlteufel habe es ihm in einem schönen Becher zugebracht, der aber unten Rabenklauen gehabt; den habe er in des Regeleins Namen gesegnet. Dann seyen sie wieder auf dem Gaul heimgefahren und Alles verschwunden. — Doch sey er auch einmal mit seinem Regelein auf den Trillberg gefahren, und allda habe er hinter sich und für sich getanzt und sey ziemlich lang, wie es ihm gedäucht, dort geblieben. Alle anwesenden Personen seyen aber verhüllt gewesen und habe er keine außer der schon hingerichteten Schwanenwirthin, die eingeschenkt habe, erkennen können.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Die Dunaudsche Communauté zählt gegenwärtig einige dreißig Glieder, welche sich in fünf einzelne Familien theilen. Alle, mit Ausnahme einiger in die Stallgebäude vertheilten Knechte, schlafen in dem großen Wohnhause, so wie Alle, in der früher von mir angegebenen Weise, dort in den der Ruhe und den Mahlzeiten gewidmeten Stunden sich zusammen finden. — Die Dona zeigte mir ihre von derbem Hausleinen strotzenden Schränke, der Meister die mit schönem Vieh gefüllten Ställe; überall Wohlhabenheit, überall Ordnung und Reinlichkeit, welche in hiesiger Gegend ein Phänomen sind. Ich hatte mit Vergnügen die Einladung zum Abendessen angenommen, vergebens aber gebeten, an der gemeinschaftlichen Tafel Theil nehmen zu dürfen; die antike Gastfreiheit, welche sich in diesen ächt patriarchalischen Gesellschaften unverändert erhalten hat, will, daß der Fremde besonders geehrt werde, und ich mußte mich wohl oder übel der Anordnung fügen und mit den Gewalthabern der kleinen Republik in einem besondern Gastzimmer essen. Die Mahlzeit bestand aus der gemeinschaftlichen Kartoffelsuppe, einer offenbar ausnahmsweise mir gewidmeten Omelette und Salat, nebst den trefflichen Früchten des Landes und einer Flasche des besten alten Landweins als Nachtisch, und die gastfreie Dona ermangelte nicht, die Einfachheit der Bewirthung mit meiner unerwarteten Ankunft zu entschuldigen. Ich freute mich oft über den Verstand und die Lebensweisheit, welche sich, bei Abwesenheit aller über ihren Stand hinausgehenden Bildung, in den Urtheilen meiner beiden Tischgenossen aussprachen. Ich erfuhr im Laufe des Gesprächs von dem Meister, daß die Verbindung der Dunauds erst seit dem Jahr 1645 existirt und die einzige unter allen der Auvergne ist, die sich von Hause aus auf eine geschriebene Constitution stützte.

Der Mond war indessen aufgegangen und mein Herrn v. M. gegebenes Versprechen, noch am selbigen

Abend auf seinem Gute bei Thiers zu einer auf den folgenden Tag verabredeten Jagd einzutreffen, war für diese nie wortbrüchigen braven Leute ein hinreichender Grund, nicht auf meinem längern Verweilen bei ihnen zu bestehen. — Während meines Ritts durch die mondhelle, stille Nachtlandschaft hat mich das Bild des ungestörten, friedlichen Zusammenlebens dieser glücklichen Menschen nicht einen Augenblick verlassen. Ich hatte Alles verwirklicht gesehen, was von den Theorien Owens, Fouriers und St. Simons verwirklicht werden kann. Diese Mittheilung an dich hat während des Restes der Nacht den Schlaf von meinen Augen fern gehalten; wird sie durch ihre Länge nicht das Gegentheil bei dir bewirken?

6. An die Frau Geheimeräthin T. zu Z.

Wie stattlich, gleich einer Königin des umliegenden herrlichen Landes, mußte die alte Augusta-Nemetorum* sich auf ihrem Berge erheben, als zur Zeit ihrer Größe und ihres Glanzes von den damals bewaldeten Höhen rings umher die Tempel der Götter herab schimmerten! Die heutigen Namen dieser Höhen deuten auf ihre frühere Bestimmung hin, und die Analogie ist hier nicht ganz so versteckt, wie die zwischen dem griechischen Aloper und dem deutschen Fuchs.

Auf der Höhe von Champturgues, im Norden der Stadt, welche noch heute von den besten Weinbergen der Auvergne bedeckt wird, soll ein Tempel des Bacchus gestanden haben, und es sollen die hier gefeierten Orgien Veranlassung zu dem Namen Champturgues (campus orgius) gegeben haben. Auf dem Puy de Montaudour (Mons Teutatis), im Südwesten der Stadt, lag, nach einem Manuscript aus der Bibliothek des jezt eingegangenen Klosters der Carmeliter, ein Tempel des Mercur, bei den Celten Teut genannt, auf dem westlich von Clermont gelegenen Hügel Montjuzet (Mons Jovis) ein Tempel des Jupiter u. s. w. Der Dienst dieses leztern Tempels war Priesterinnen anvertraut, welche von ihrer Eigenschaft als Wahrsagerinnen den Namen fatidicæ oder fatuæ führten, verwandt dem französischen fades, fées, folles. Ich darf Ihnen bei dieser Gelegenheit ein sich durch seine Eigenthümlichkeit empfehlendes Dokument mündlicher Ueberlieferung nicht vorenthalten. Wenn Sie an Markttagen die hiesigen Gemüsehändlerinnen mit einander in Streit gerathen sehen, hören Sie noch heute nicht selten die Worte: „Tu sé uno fado de Montjuset," d. h. tu es une fade (folle) de Montjuset.

(Fortsetzung folgt.)

* Name Clermont's unter der römischen Herrschaft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

(Schluß.)

Enthüllung der Statue Goethes.

An eine ruhige Beschauung des Bildes war während des ganzen Nachmittags des 22sten nicht zu denken; der Zudrang war zu stark, troz dem, daß die Arbeitsleute anhaltend beschäftigt waren, das Monument von der bretternen Umgebung zu befreien und die Vorbereitung zur Illumination zu treffen. Die Stunde des offiziellen Festmahls in dem Börsensaale war unterdessen gekommen, und man war überrascht, um fünf Uhr den Saal, der noch zwei Stunden vorher von Jüngern Merkurs in Geschäftsthätigkeit besezt war, auf's Schönste geschmückt zu sehen. Hofrath Beil, welcher das Ganze im Namen des Festcomités leitete, bekundete auch bei dieser Gelegenheit seine praktische Gewandtheit. Bevor das Essen, an dem über 250 Gäste, darunter auch mehrere Fremde, namentlich der Kanzler von Müller, erschienen, seinen Anfang nahm, wurde von zwölf Mitgliedern des Liederkranzes eine von W. Speyer komponirte Einleitungsstrophe gesungen, von Dr. Spieß, von der Tribüne aus, eine von Prof. Schwenck verfaßte längere Rede über Goethes Wirken vorgetragen, und auf Anregung des Schöffen Dr. Neuburg Goethe ein donnerndes Hoch gebracht, zugleich das von dem Maler von Schwind sinnreich komponirte Transparentbild, das später Prof. Hessemer poetisch erläuterte,* enthüllt und mit großem Jubel begrüßt. Den ersten offiziellen Toast brachte Dr. med. Müller auf Frankfurt, als Goethes Geburtsstadt, aus und zeigte sich dabei als trefflicher Redner. Der zweite, von Dr. Gutzkow in begeisterter Rede vorgetragen, galt Weimar; Kanzler von Müller antwortete Gutzkow im Namen Weimars und als langjähriger persönlicher Freund des großen Dichters. Ein zwiefach donnerndes Hoch folgte dem Toast, welchen der Inspektor Passavant auf Schwanthaler und Stiglmaier ausbrachte. Der lezte offizielle Toast war der des Dr. Weismann, in poetischer Form, auf die Fremden und Gäste, der aber unerwidert blieb. Der „Frau Rath" und überhaupt der deutschen Frauen hätte wohl auch in einem Toast gedacht werden dürfen. Nach den offiziellen Gesundheiten folgten humoristische Vorträge von den DD. Stiebel, Hofmann, Wihl und dem Schauspieler Hassel, die große Heiterkeit erweckten. Hassel hielt in Frankfurter Mundart die von Malß verfaßte Rede eines 76jährigen „Frankforter Borgers," worin namentlich auch der große Dichter gegen den Vorwurf in Schutz genommen wurde, er sey kein Mann des Volks gewesen, und diese Rede, welche namentlich die dichterischen Anfänge Goethes komisch schilderte, brachte eine wahrhaft drastische Wirkung hervor. — Da das Festcomité, wie sich's auch erwarten ließ, die bei dem Festmahle und der Einweihung gehaltenen Reden als

* Das etwa 20 Fuß hohe Transparentgemälde zeigt Goethe in der Wiege, umgeben von der lyrischen, dramatischen und epischen Muse. Jupiter, begleitet von allen Symbolen schöpferischer Kraft, segnet das Kind, Venus, von den Grazien begleitet, streut Blumen auf dasselbe herab, und die Göttin der Wahrheit spricht Goethe's Wahlspruch aus: „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit." Auf der rechten Seite der Wiege sizt Frankfurt, von jugendlichem Geschlecht umgeben.

ein Erinnerungsalbum im Drucke herausgeben will, werde ich später Gelegenheit haben, nochmals ausführlicher auf die verschiedenen, mitunter bedeutungsvollen Reden zurückzukommen. — Erst nach zehn Uhr nahm das heitere Festmahl im Börsensaal ein Ende, und wer nicht des Guten allzu viel gethan hatte — und das weiße Blut der Champagne floß in Strömen — der besah sich noch die Illumination des Monuments und des Goetheschen Hauses. Beide waren, aufrichtig gesagt, etwas dürftig, doch drängte sich das Volk in Masse hinzu, und daß der Geist der Unordnung und Rohheit mitunter spukte, durfte nicht befremden. Dem Ständchen, das die Sängervereine dem Monumente nach neun Uhr brachten, lieh die Masse auch kein aufmerksames Ohr, und über den Lampenzug, der statt des verbotenen Fackelzugs stattfand, machte es sich lustig. Auch Abends war außer dem oben erwähnten Weinhaus an der Stadtallee nur noch ein Bierhaus in der Nähe des Goetheschen Hauses, und zwar mit folgendem Transparent geziert:

Zum Goethefeste lad ich ein,
Auch er trank einst hier Aepfelwein.

Ist auch die Einweihung des Goethemonuments kein Volksfest gewesen, blieb die Feier nicht frei von den Mängeln, die unsern öffentlichen Festen ankleben, so war sie doch ein Akt der erhabensten Erinnerung, unvergeßlich Allen, welche ihm beigewohnt. — Daß am 22sten Abends die Gesellschaft „Iris" auf der Mainlust eine Art Oppositionsfeier hielt, wobei namentlich die gehänselt wurden, „die zwei Kronenthaler verprassen" — das Couvert des Festessens im Börsensaal kostete zwei Kronenthaler — ist mit Stillschweigen zu übergehen. Die Vereinigung am 23sten Abends im Weidenbuschsaale ist ohne Bedeutung geblieben. — Die aus dem Atelier des Hrn. Mettenius hervorgegangenen „Erinnerungsblätter" fanden starken Absatz. Der in der Schmerberschen Buchhandlung erschienene Stahlstich des Goethemonuments von Amsler findet auch günstige Aufnahme, und der von der Bronzefabrik Jungé und Junckerstorff unternommene Nachguß des Monuments, trotz der hohen Preise, doch nicht wenige Abnehmer. — Unser Museum brachte gestern in seiner ersten Soirée in diesem Winter dem Dichter auch seine Huldigung dar, indem es nur Vorträge und Lieder über und von Goethe halten und singen ließ. Leider wurde aber diese Festlichkeit, wozu sich das Auditorium sehr zahlreich eingefunden, gleich Anfangs dadurch gestört, daß die Decke des Saales sich an einer Stelle ablöste und niederfiel, und der Wirth, der eine Gasexplosion besorgte, plötzlich durch das Auslöschen aller Gaslichter egyptische Finsterniß eintreten ließ, wodurch der allgemeine panische Schrecken eine komische Wendung bekam. Um den Ernst des Abends war es durch das Intermezzo geschehen. — Noch muß ich bemerken, daß das Comité den alten Diener Goethes, Stadelmann, von Jena hierher kommen ließ, und dieser in einem Kleide, das einst der große Dichter getragen, der Enthüllung des Monuments beiwohnte. — Was nun aber die Mittheilung betrifft, daß Schwanthaler von den ihm vom Comité des Goethemonuments übersendeten 5000 Gulden fast die Hälfte den hiesigen Armen geschenkt habe, so verhält es sich damit folgendermaßen. Schwanthaler hatte erklärt, daß er für sein Modell nur seine Auslagen vergütet haben wolle. Nachdem diese berichtigt waren, dachte das Comité daran, dem trefflichen Künstler auch eine Belohnung für seine Arbeit zuzustellen. Fünftausend Gulden wurden votirt und man sendete sie Schwanthaler in einem — Wechsel. Er schlug diese Belohnung aus, und man stellte ihm sofort die Verwendung des Geldes anheim. Großmüthig überwies er darauf 2000 Gulden den hiesigen Armen und die übrigen 3000 Gulden seinem Atelier.

Lyon, Oktober.

(Fortsetzung.)

J. Janin gegen Lyon.

Jules Janins Heftigkeit gegen Lyon, seine halbe Vaterstadt, veranlaßt uns zu einem Blick auf den poetischen Markt Frankreichs. Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts sind ungefähr fünftausend Gedichtsammlungen herausgekommen. Nehmen wir an, daß jede dieser Sammlungen eine in die andere nur zu tausend Exemplaren gedruckt worden ist, so kommt die runde Zahl von fünf Millionen Exemplaren heraus. Berechnet man aber jede Sammlung nur zu zweitausend Strophen, was sehr wenig ist, so kommen zehn Millionen Strophen heraus, die halben Verse nicht gerechnet. Fügen wir dazu die Strophen der dramatischen und der bisher Manuscript gebliebenen Arbeiten, so stehen wir vor einer phantastischen Zahlenarmee, vor der selbst der Zahlen-Achilles Henry Mondeux erstaunen würde. — Bekanntlich hat Jules Janin, der seine Jugend und Schuljahre in Lyon zubrachte, vor einigen Monaten im Journal des Débats einen langen Aufsatz gegen unsere Stadt erscheinen lassen, worin er sie arg, aber vielfach mit Recht mitnimmt. Er bemerkt, daß die Industrie die einst schönen, frischen und laubgrünen Umgebungen verödet, die herrlichen Bäume abgehauen habe, um an ihre Stelle magere Fabrikgebäude mit unendlichen Fensterreihen und ungeheuern Schornsteinen zu setzen; er klagt über die Zerstörung seiner Lieblingsplätze, der Wiesen, stillen Grotten und Quellen; empört ist er besonders über die Eisenbahn, ihre schwarzen Tunnel, ihren furchtbaren Lärm, ihr Schnauben und dämonisches Pfeifen, über den alles Schöne schlangenartig umwindenden, begeifernden, verheerenden und zerstörenden Materialismus und Industrialismus, der sich wie ein dichtes Heuschreckenheer auf die schönen Pflanzungen früherer Zeit geworfen hat. Dem guten Janin muß man darin allerdings Recht geben, aber nicht allein für Lyon, sondern für halb Frankreich. Ein Herr Florimond Leval von hier hat sich jedoch der Lyoner Spekulation und Industrie eifrigst angenommen, freilich auf ziemlich platte Weise; denn er weiß nichts für sie anzuführen, als daß ja J. Janin mit seinen langen Feuilletons im Journal des Débats auch spekulire und Industrie treibe. Allerdings! nur mit dem Unterschied, daß J. Janin mit seiner schriftstellerischen Spekulation und Industrie nichts Schönes zerstört und keinem Baum wehe thut. Es ist ein poetisirendes Kunststück, wenn man Leval alle Herrlichkeiten der Stadt, oder was er wenigstens dafür hält, in seiner Epître à J. Janin hervorrüfzien hört: das Palais des Arts, die Hotels, die Bazars, die Omnibus, das Volk, die öffentlichen Plätze, die Kais und Brücken, das große Theater — aussi riche en acteurs qu'en dorures — die Akademie, und sogar die Poeten. Es läuft dabei entsetzlich viel Prosa mit unter. Unsere Akademie aber hat Unrecht, daß sie diesen wasserdichten Wasserdichter noch nicht in ihren Schooß aufgenommen hat; beide sind einander ganz würdig.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 44.

Sonnabend, 2. November 1844.

[465] Bei *Fr. Hofmeister* in *Leipzig* ist erschienen:
Thalberg, S., Grande Fantaisie p. Pfte. sur Zampa, opéra de Herold. Op. 55. 1 Rthlr. 5 Ngr.

---

[464] Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover erscheint so eben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Hölty.
Ein Roman
von
Friedrich Voigts.
gr. 12. Eleg. geh. Preis 2 Rthlr.

---

[429] Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Schriften
von
Ludwig Rellstab.
Zwölf Bände.
Gr. 12. Geh. 12 Thlr.
(Auch in 4 Lieferungen à 3 Thlr. zu beziehen.)

Inhalt: **1812.** Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Leipzig, im Okt. 1844.

F. A. Brockhaus.

---

[466] **Der neue Kinderfreund.**

Mit 10 Zeichnungen vom Professor Richter und vielen Vignetten.

Zweiter Theil.

In 5 Lieferungen. gr. 8. Velinpapier. In verziertem Umschlag. à Lieferung ½ Thlr.

Der große Beifall, den der 1ste Theil dieses Kinderfreundes gefunden und der lebhafte Wunsch nach einer Fortsetzung haben die unterzeichnete Buchhandlung zur Veröffentlichung dieses 2ten Theiles veranlaßt, der ebenfalls von dem als Jugendschriftsteller bekannten Herrn Dr. H. Kletke herausgegeben und jenem an Vorzüglichkeit und Neuheit des Inhalts wie an eleganter und geschmackvoller Ausstattung nicht nachstehen wird.

Der neue Kinderfreund unterscheidet sich wesentlich von allen früheren dadurch, daß er nicht wie jene für den Zweck der Schule bestimmt ist, sondern außerhalb derselben in dem Kreise der Familien als ein ächter Kinderfreund unterhalten und belehren, das Gemüth erwecken, den Verstand üben, Kenntnisse fördern, christliche Gesinnungen vorbereiten; somit in nachhaltigster Weise den Unterricht der Schule unterstützen und für ihn das jugendliche Gefühls- und Erkenntnißvermögen nach allen Seiten hin anregen und beleben soll.

Der umfassende Plan des Kinderfreundes macht ihn für das ganze Alter von 8—14 Jahren, ebenso für Mädchen wie für Knaben, geeignet; doch wird ihm die Trefflichkeit seines Inhalts, für welche eine Menge der ausgezeichnetsten Dichter und Prosaisten benutzt worden sind, auch über jenes Alter hinaus seinen eigenthümlichen Werth bewahren.

Die Publikation erfolgt in 5 Lieferungen, von denen jede, 6 Bogen Text und 2 Zeichnungen vom Professor Richter, in elegantem Umschlag nur ½ Thlr. kosten wird. — Noch vor Weihnachten sollen die Abnehmer im Besitz des Ganzen seyn. — Die erste Lieferung liegt in allen guten Buchhandlungen zur Probe aus und ist am besten geeignet, jedem über das Werk die gewünschte Kenntniß zu verschaffen. — Kartonnirte Exemplare werden um ein Geringes höher berechnet. Auch schön kolorirte Exemplare werden auf Bestellung geliefert. — Subscribentensammler erhalten auf 12 complet bestellte Exemplare 1 Freiexemplar.

Mit dem Bewußtseyn, Nichts verabsäumt zu haben, in diesem Buche der heranwachsenden deutschen Jugend einen ächten Schatz zu überliefern, wird es mich freuen, wenn es für sie die segensreichste Frucht trägt. Und somit empfehle ich den Kinderfreund allen Eltern, allen Leitern der Jugend.

Berlin, Sept. 1844.

Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

---

[467] In **W. Einhorn's** Verlags-Expedition in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hartmann, J. Dr., Urania. Das Wissenswürdigste aus der Himmelskunde und mathematischen Geographie. In allgemein faßlicher Darstellung. Mit 21 lithographirten Tafeln nebst 2 Sternkärtchen mit beweglichem Horizont. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Oeser, Chr., Kurzer Leitfaden der allgemeinen Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht. Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht. Zweite revidirte Auflage. 8. broch. Preis ⅓ Thlr.

— — Deutsches Lesebuch für die weibliche Jugend zum Schul- und Privatunterricht. gr. 8. broch.
Erster Cursus Preis ¾ Thlr.
Zweiter „ „ 1 „

---

[454] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Originalien

aus dem Leben gegriffen. Eine Sammlung von Aufsätzen aus dem Gebiete der Wahrheit und Dichtung, der Laune und Satire, des Scherzes und Witzes zur Unterhaltung für Alt und Jung.

Mit 1 Titelkupfer. Preis ½ Rthlr.

Allen Freunden des Scherzes und einer harmlosen Lektüre sey hiermit dieß Büchelchen von dem Herausgeber und Verleger, **Ferdinand Rubach** in **Berlin,** empfohlen!

Im Preis herabgesetzte Ausgabe von Boisserée's großem Werke über den Dom von Köln.

[280] In der Literarisch-artistischen Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms von Köln,

mit Ergänzungen nach dem Entwurf des Meisters

nebst einer Geschichte und Beschreibung des Gebäudes

von

Sulpiz Boisserée.

16 Kupfertafeln in Royal-Folio mit dem Text in Quart.

Zweite im Preise ermässigte Ausgabe.

In vier Lieferungen von je vier Blatt Kupfern.

(Der Text ist mit der letzten Lieferung ausgegeben.)

Preis einer jeden Lieferung 12 fl. rhein. oder 7 Rthlr.

Preis des ganzen Werks 48 fl. rhein. oder 28 Rthlr.

Gebunden in Sarsenet 55 fl. rhein. oder 32 Rthlr.

Der oft ausgesprochene Wunsch, daß dieses eben so gediegene als prachtvolle Werk allgemeiner verbreitet und jedem leicht zugänglich gemacht werden möchte, ist jetzt durch die lebhafte Theilnahme, welche für den Fortbau des Kölner Doms und überhaupt für die altvaterländische Baukunst erwacht ist, zu einem Bedürfniß geworden.

Jeder Künstler und Kunstfreund wird sich gerne von dem herrlichen Gebäude, wie es besteht und wie es vollendet werden soll, einen befriedigenden Begriff machen, jeder wird der Förderung des großen nationalen Unternehmens von Stufe zu Stufe folgen wollen.

Im Allgemeinen aber ist in der Baukunst nichts so belehrend und fruchtbringend, als das Studium eines der vollkommensten Werke reinsten Styls, welches man in seinem ganzen Zusammenhang bis in alle einzelnen Theile untersuchen kann.

Für die altdeutsche Baukunst bietet nun der Dom von Köln gerade ein solches Vorbild dar; er zeichnet sich vor allen andern großen Denkmalen seiner Art durch die Reinheit des Styls, die Einheit und Vollständigkeit der Anlage und die Trefflichkeit der Ausführung auf das vortheilhafteste aus. Und die allgemeine Anerkennung, welche das Werk unsers Verfassers wegen der treuen und umfassenden, wissenschaftlichen und klaren Behandlung seines Gegenstandes gefunden, hat demselben den ersten Rang unter den Werken über altdeutsche Baukunst angewiesen. Es enthält einen Inbegriff aller Formen, Verhältnisse und Regeln, wie sie zu einem tief durchdachten Ganzen gehören. Man findet darin Muster von allen Bautheilen, von Portalen, Pfeilern, Säulen, Fenstern, Gesimsen und Geländern, Laubwerken und andern Verzierungen bis in die kleinsten Glieder nach den genauesten Messungen und Zeichnungen mit Grundrissen und Profilen, so daß man darnach jedes Einzelne in beliebiger Größe zu Vorlegeblättern entwerfen kann. Daher eignet sich das Werk auch besonders für Lehranstalten.

Die Verlagshandlung, um die allgemeinere Verbreitung dieses Werkes zu fördern, hat durch Zusammenlegen der größern Blätter und durch die Wahl eines verhältnißmäßigen Papiers das Format auf die Hälfte der ersten Ausgabe beschränkt; dadurch und durch die Zugabe des Textes in Quart unterscheidet sich diese neue Ausgabe wesentlich von jener ersten (welche noch fortwährend zu dem alten Preise von 120 fl. oder 68 Rthlr. zu beziehen ist), indessen bietet sie gegen das, was ihr an Pracht abgeht, eine größere Bequemlichkeit für den Gebrauch dar.

Im Verhältniß zu dem ermäßigten Preis des ganzen Werks sind jezt auch die einzelnen Blätter zu folgenden niedrigern Preisen zu beziehen;

1) Titelvignette. Ansicht der Stadt Köln, gezeichnet von **Schinkel**, gestochen von **Haldenwang**. 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.
2) Aeußere Ansicht der Domkirche wie sie ist, gezeichnet von **A. Quaglio**, gestochen von **Darnstedt**. 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr.
3) Grundriß derselben, gezeichnet von **Schauß**, gestochen von **Wolf**. 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.
4) Längenaufriß derselben, wie sie hätte werden sollen, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **Duttenhofer**. 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr.
5) Hauptseite und Thürme derselben, wie sie hätten werden sollen, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **E. Rauch**. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr.
6) Durchschnitt des Chors in der Breite, wie er jetzt ist, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **Duttenhofer**. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.
7) Durchschnitt des Chors und der Vorhalle in der Länge wie sie jetzt sind, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **Bernard**. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.
8) Grundriß des Chors, des Kreuzschiffs und der Thürme, wie sie jetzt sind und wie sie hätten werden sollen, gezeichnet von **Boisserée**, gestochen von **E. Rauch**. 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.
9) Capitäle, Tragsteine, Grabmal des Erbauers und Hauptaltar, gezeichnet von **Hoffmann**, gestochen von **Moisy**. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

10) Säulen und Capitäle, gezeichnet von **A. Quaglio**, gestochen von **Sellier**. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.
11) Gemalte Fenster mit dem Wappen des Erzbisthums, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **Susemihl**, colorirt. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr.
12) Gemalte Fenster mit dem Wappen der Stadt Köln, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **Leißnier**, colorirt. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr.
13) Chorfenster und einzelne Theile von der Außenseite, gezeichnet von **Fuchs**, gestochen von **E. Rauch**. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.
14) Thüre der Hauptseite, gezeichnet von **A. Quaglio**, gestochen von **Geißler**. 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.
15) Thurmfenster und Widerhalter, gezeichnet von **Vierord**, gestochen von **Leißnier**. 4 fl. 6 kr. oder 2 Rthlr. 8 gGr.
16) Ansicht der Vorhalle, wie sie hätte werden sollen, gezeichnet von **Moller**, gestochen von **Leißnier**. 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr.

Skizzen aus dem Leben und der Natur.

Vermischte Schriften

von

H. Hauff.

Zwei Bände.

gr. 8. broch. Preis 6 fl. 27 kr. oder 4 Rthlr.

Nachdem der Verfasser seit einer Reihe von Jahren im Morgenblatt, dessen Redakteur er ist, und in andern Zeitschriften Aufsätze verschiedenen Inhalts anonym niedergelegt, hat er sich entschlossen, eine Auswahl derselben in einer Sammlung dem Publikum vorzulegen. Die beiden Bände enthalten Erzählungen, Satiren, heitere Kritiken unserer gesellschaftlichen und literarischen Zustände und populäre Naturbetrachtungen. — Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender: 1) Madelon. 2) Postdiluvianische Kritik. 3) Indiscretion. 4) Vom Theater. 5) Rheinfahrt. 6) Vom Mond. 7) Gedanken über die natürliche Verschiedenheit und die Urzeit des Menschengeschlechts. 8) Miß Djeck. Zur Geschichte des Elephanten. 9) Die große Wasserschlange.

Der **zweite Band** enthält: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Literarische Grillen: 1) Das Jahr 1740. 2) Schalksnarren. 3) Der deutsche und der französische Feuilletonist. 4) Ueber deutsche Dramatik, besonders über das Lustspiel. 5) Der Holzschnitt als typographischer Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geisterglauben. — Geologische Briefe: 1. Das Verhältniß der Geologie zu unserer Zeit. 2. Orientirung. 3. Aeltere Ansichten. 4. Werner. 5. James Hutton. Leopold von Buch. 6. Elie de Beaumont. 7. Neueste Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Physio-pathologische Studien

aus dem ärztlichen Leben

von

Vater und Sohn.

Eine Gedächtnißschrift

für

Johann Georg Heine den Orthopäden

von

Joseph Heine.

gr. 8. Velinpapier. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Inhalt des ersten Theils:

I. Rhapsodie. II. Geschichte. III. Urtheil.

Inhalt des zweiten Theils:

Einleitung. — Tenotomie und Stromeyer. — Deutsche Aerzte und Physiologen. I. Räthselhaftes Pelzigwerden der benachbarten Hautstellen nach der Muskeldurchschneidung. — Stromeyer's Erklärungsversuch. — Unstatthaftigkeit desselben. — Eigener. II. Räthselhafter Verlust der Contractionsfähigkeit am durchschnittenen Muskel. — Fixationsgesetz der Muskulatur. — Spontane Näherung beider Muskelenden. — Verhältniß der Muskelspannung zu der Ernährung. III. Kurzer Rückblick auf die mechanisch-dynamischen Grundsätze J. G. Heine's. — Einfluß der Orthopädie auf Chirurgie und Medicin. — Gymnastik. — Ausschneidung von Muskelstücken aus der converen Krümmungsseite bei erschlafften Muskelzuständen. IV. Belastungsgesetz der sensiblen durch die motorischen Nervenmassen. — Entdeckung der räumlichen Veränderung im sensiblen und motorischen Nervenmarke während seiner Thätigkeit. V. Vitaler Tonus des gesammten Fasergewebes nach Analogie des Muskels. VI. Thierischer Schlaf. VII. 1) Hypothetische Anschauung des sympathischen Nerven im besonderen Vergleiche mit den einschlägigen Entdeckungen und Hypothesen Valentins. 2) Theoretische Untersuchungen an den Experimenten Valentins zu der aufgeworfenen Frage: Ist es gewiß, daß die portio major des nervus trigeminus keine eigenen motorische Fasern an die Iris durch das ganglion ophthalmicum abgibt? VIII. Reizbare Schwäche. IX. 1) Allgemeine Theorie zur Entzündung. Controle derselben durch die experimentelle Nervenausschneidung am entzündeten Pferdhufe von Haussmann. 2) Entzündung und Congestion im Verhältnisse zum primären Nervenleiden betrachtet. — Unterschied der Gefäßconvulsion nach Längeraum. 3) Wärme und Kälte in ihrem physiologischen Eindrucke auf die Nerven, und in ihrem secundären auf die Gefäße. 4) Specifische Entzündungen in ihrem besondern Recht. X. Physiologische Theorie des Fieberfrostes. — Vermittlungsbahn zwischen Frost- und Hitze-Stadium des Fiebers durch die Unterleibsorgane. — Reinheit des Sensoriums während des Fieberfrostes im Gegensatze zu Schlaf und Hitzestadium. Ursache. — Succession der Frost- und localen Entzündungsspina. — Schluß.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ueber

das Wesen der Gletscher

und

Winterreise in das Eismeer.

Von

F. J. Hugi.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Diese Schrift, so schroff sie andern Arbeiten über die Gletscher entgegensteht, hat sicher ihr Gutes, wenn es auch nur in diesem Widerspruch und in vielen früher noch nicht beobachteten Thatsachen bestünde. Ueber das Wesen der Gletscher ist bis jetzt nur noch so wenig bekannt, daß die hier mitgetheilten schwierigen Untersuchungen der Wissenschaft in vielfacher Beziehung förderlich seyn werden und als ein nicht unbedeutender Gewinn für dieselbe betrachtet werden dürfen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. November 1844.

> — Ein wirkliches Bauwerk ist ein versteinerter Rhythmus,
> Deßhalb selten, wie auch selten ein gutes Gedicht.
>
> Platen.

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Die beiden bedeutendsten Monumente der Baukunst, welche Clermont gegenwärtig aufzuweisen hat, meiner Ansicht nach die einzigen der Aufmerksamkeit des Reisenden würdigen, sind seine Cathedrale und die Kirche Notre Dame du Port. — Die Cathedrale ist eines der wenigen Baumonumente der Auvergne, in welchen der gothische Styl, der in diesem Lande nie eigentlich hat Wurzel schlagen können, in höchster Reinheit ausgedrückt ist. Dieser Umstand, zusammengehalten mit dem Jahre der beginnenden Erbauung der Kirche (1248), ist um so bemerkenswerther, als der neugothische Styl in Deutschland erst in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vollkommen ausgebildet wurde, um sich von da über Frankreich, England, Spanien und Italien auszubreiten.

Zu der Cathedrale von Clermont, wie wir sie jetzt sehen, legte in dem genannten Jahre der Bischof Hugo de la Tour den Grundstein; das Werk war dem Architekten Johannes de Campis (Jean Deschamps) anvertraut. Die Kriege mit den Engländern, welche in der Auvergne schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts begannen, unterbrachen den Bau, und so ist leider dieses in seinen zur Vollendung gelangten Theilen so herrliche Monument ein Bruchstück geblieben.

Das Aeußere der Kirche verspricht, bei seinen vielen Mängeln und Verstößen gegen den guten Geschmack, nicht, was das Innere bietet. Zwei auf die widersinnigste Weise an den langen Seiten der Kirche, jedenfalls abweichend von dem ersten Plane später hinzugefügte Thürme, die überdem nicht einmal fertig geworden, dann, anstatt der Façade, eine das Schiff nach vorn interimistisch schließende und später beibehaltene Mauer entstellen die äußere Ansicht des Gebäudes. Tritt man nun in die Kirche, deren Schiff viel länger werden sollte, als es jetzt ist, so kann freilich dem Auge das Mißverhältniß zwischen der Länge, Breite und Höhe nicht entgehen (die Kirche ist 300 Fuß lang, 130 breit und 100 Fuß hoch von der Sohle des Schiffs bis zum Schlüssel des Gewölbes). Wendet man aber der Orgel den Rücken zu, so daß die Disharmonie zwischen jenen Verhältnissen nicht mehr so störend einwirkt, so genießt und bewundert man ganz die unübertreffliche Leichtigkeit, mit welcher dieser kühne Bau sich zum Himmel emporschwingt. 56 viereckige, durch Bündel von dünnen runden Säulen gebildete Pfeiler lassen die zahlreichen Ribben entspringen, welche wie die Aeste eines Waldes sich zum kühnen

Gewölbe ausbreiten. Längs des Schiffes laufen, durch Säulenreihen von einander geschieden, doppelte Seitengänge hin, welche, wie das Schiff, durch Spitzbogen geschlossen, aber weit niedriger sind als dieses. Auf den Seitengängen ruhen Galerien, welche sich durch mit Rosetten reich verzierte Spitzbogenfenster nach dem Schiffe der Kirche öffnen. Um den Chor herum, der um einige Stufen über der Sohle des Schiffs erhaben ist, fällt diese obere Galerie nebst dem zweiten Seitengange weg und die Stelle des leztern wird durch eine Reihe von Kapellen eingenommen. Die Säulen werden im Chor bedeutend dünner als im übrigen Theile der Kirche, und sie erscheinen, da die obern Galerien hier wegfallen, noch höher, so daß hier die Leichtigkeit und Kühnheit des Baus fast Besorgniß erregend wird.

Mögen die Kritiker immerhin dem gothischen Style vorwerfen, daß er im strengsten Sinne des Worts kein Styl sey, daß seine Theile nicht aus einem auf festen Regeln beruhenden System hervorgehen, daß sein Resultat eine Mischung aller möglichen Style und Launen und seine Leichtigkeit halsbrechend sey u. s. w. Dem christlichen Glaubensprinzip, durch das der Geist sich den Fesseln des Materialismus entwinden soll, sagt einmal keine Bauart mehr zu, als eben die gothische. Jene schlanken, kühnen Säulen entheben die Seele der Erde und tragen sie nach oben; die Spitzbogen scheinen nach dem Himmel hinauf zu weisen, während die massiven Gewölbe des byzantinischen oder romanischen Styls bei aller Sicherheit, die sie durch ihre Stärke dem Gefühle geben mögen, die Brust beengen und den Aufschwung des Gedankens niederhalten.

Die Fenster der zahlreichen Kapellen im Chor der Cathedrale enthalten einen wahren Luxus der schönsten Glasmalereien aus dem dreizehnten Jahrhundert. Vor diesen Fenstern, welche eine Menge im kleinsten Maßstabe ausgeführter Scenen der heiligen Schrift darstellen und sonach aus unendlich vielen verschiedenfarbigen Glasstücken zusammengesezt sind, ist mir mehr als je die Kunst der Alten vor die Sinne gerückt worden, vermöge der sie in ihren Glasmalereien, troz der unendlichen Mischung der Farben, doch immer einen bestimmten Grundton vorherrschen lassen; ein Fenster ist blau, ein anderes roth, ein drittes gelb u. s. w. Das Geheimniß dieser Wirkung auf das Auge des Beschauenden ist es, worin die Neuern ihren Vorgängern, denen sie durch die Fortschritte der Chemie in Beziehung auf die Farbengebung wohl gleichkommen, zuverlässig nachstehen.

Die obern Fenster des Schiffs der Kirche sind mit Glasmalereien aus dem sechzehnten Jahrhundert geziert, welche indessen denen des Chors in keiner Hinsicht gleich kommen. Um Ihnen einen Begriff von der hiesigen Sorglosigkeit in Beziehung auf die Erhaltung von Gegenständen der Kunst und des Alterthums zu geben, brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß vor allen diesen Fenstern bis vor Kurzem ein Drahtgitter fehlte und daß daher ein Hagelschlag im Jahr 1835 den größern Theil der Glasmalereien des Schiffs der Kirche vernichtete; das stärkere Glas der Fenster des Chors rettete diese.

Ich habe oft mit Andacht in diesem herrlichen Gebäude geweilt und ich habe nie eine gothische Kirche gesehen, in welcher, bei aller Festigkeit, die das Auge unwiderstehlich himmelwärts ziehende Leichtigkeit der Säulen und Gewölbe in so hohem Grade erreicht wäre. Vielleicht waren diese charakteristischen Eigenschaften der gothischen Bauart nur hier in solchem Maaße erreichbar, wo die Lava ein durch seine Härte so vortreffliches Baumaterial darbietet. — Nur am Sonntag und bei musikalischen Messen soll man die Cathedrale von Clermont nicht besuchen. Gott, welche Orgel! welche Instrumentalmusik! welcher Gesang in der Hauptstadt der Auvergne!

Links vom Eingange auf der Nordseite der Kirche befindet sich ein Zifferblatt, welches von drei lebensgroßen Figuren umgeben ist; zwei derselben stellen den Gott Mars und einen Faun dar, und zeigen die Stunden durch Hammerschläge auf eine Glocke an, unter welche eine dritte Figur, ein die Zeit vorstellender Greis, das Haupt beugt. Troz der unter diesen Figuren befindlichen Namen derselben, heißen sie doch die Jacquemarts, eine Benennung, welche man in Frankreich allen möglichen die Thurmuhren zierenden Figuren beilegen hört. Diese beim Volke so beliebte Bezeichnung soll sich von einem Ehepaare Namens Jacquemart herschreiben, in dessen häuslichen Fehden die Frau das Richter- und Strafamt über ihren Mann auszuüben pflegte und das ein humoristischer Künstler, des abschreckenden Beispiels wegen, auf der Thurmuhr, ich weiß nicht mehr welcher Stadt, darstellte. Da es nun, bei einer mäßigen Annahme, der Xantippen in hiesigen Landen mindestens eben so viele gibt als Thurmuhren, fand jenes Kunstwerk Beifall und Nachahmung und der Name der ersten Originale ging auf alle möglichen Gruppen an Thurmuhren über. So wenigstens ist mir erzählt worden, als ich über die Menge der Jacquemarts in Frankreich erstaunte.

Man findet in diesem Lande fast keine Kirche, kein historisches Monument, an welchem nicht die traurigen Spuren des Vandalismus der französischen Revolution zu beklagen wären. Die Cathedrale zu Clermont ist ebenfalls nicht verschont geblieben; es wurden nicht nur die Portale auf der Nord- und Südseite unbarmherzig verstümmelt, es ward auch das einzige werthvolle Bild, welches die Kirche besaß, die Bekehrung St. Pauli von Lebrun, durch die Bürgersoldaten mit ihren friedlichen

Säbeln bis zur Unkenntlichkeit zerkrazt; ja es handelte sich darum, die Cathedrale selbst dem Boden gleich zu machen. W. v. R.

Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

Als er einst mit seiner Buhlerin ausgefahren und, wie er nicht anders vermeint, in der Pfarrkirche zu Mergentheim einen Tanz gehalten, sey auch der (früher mehrmals genannte) Gassenvogt mit des welschen Peters lediger Tochter, so etwas düpflicht (sommersprossig), zugegen gewesen und habe dabei eine Weibsperson, so ein Teufel gewesen, dazu auf der Harfe aufgespielt. Sie haben aber nichts mit einander geredet und nur getanzt. Der Gassenvogt habe vorgetanzt und höhere Sprünge, denn er sonsten gekonnt, dabei gethan; des welschen Peters Tochter habe einen langgeschwänzten pfirsichbraunen Rock angehabt. Alle Uebrigen seyen bedeckt gewesen, doch sey es ihm vorgekommen, als habe er die (hingerichtete) Gurrin lachen hören, und als er gefragt, ob sie die Gurrin sey, habe sie mit dem Kopf geschüttelt.

Unwetter habe er keine machen helfen, auch weder Vieh noch Menschen Schaden gethan, weßhalb er sich habe tribuliren und schlagen lassen müssen, denn er habe nie etwas anderes gesucht und begehrt als Buhlschaft. Auch habe er das Laster Niemand gelehrt. Sein Regelein habe er verehren und ihr einen Ring geben müssen. Eben so wenig könne er andere Gespielen angeben, denn sein Regelein habe ihm versprochen, ihn zu Mergentheim zu keinem Tanz zu führen, damit er nicht erkannt würde. Auch habe er dieß Laster nicht gebeichtet, weil seine Buhlin es ihm verboten. Der böse Feind habe ihm auch zugemuthet, sein eigenes Weib zu verführen, weil sie aber einen guten Engel bei sich gehabt, habe er es nicht in's Werk setzen können. Das h. Sakrament habe er nie von ihm begehrt, denn er habe ihm gedroht, in solchem Falle von ihm sich loszusagen; doch habe er in seinem Leben an keinem Rosenkranze beten können. — Der Scharfrichter sey ihm 18 fl. schuldig, daran wolle er ihm 5 fl. schenken, den Ueberrest solle er seiner Frau geben und ihn gut richten. — Das Protokoll dieses Verhörs, das wir hier wörtlich gegeben haben, schließt mit den Worten: „Hierauf weint Thomas Schreiber bitterlich unter Erbietung, er wolle geduldig und gern sterben, es sey und müsse so Gottes Wille seyn. Es dauerten ihn nur seine armen Kinderlein, daß sie solche Schande und Schmach an ihm erleben sollen."

Am 22. Mai ward Thomas abermals vorgefordert und „ganz getreulich erinnert," noch mehrere Mitschuldige anzugeben, und auch wegen des angeblich erschlagenen und gefressenen Bettelbuben verhört. „Lezteres," behauptete er, „sey nichts." Als Mitschuldige gibt er weiter an: die Kronenwirthin in Schwäbisch Gmünd, eine dortige Goldschmiedsfrau, die er nicht zu nennen wisse, einen Tuchmacherknappen und noch einige Andere, die er aber nicht näher kenne; ein Geistlicher sey seines Erachtens auch dabei gewesen, wenigstens habe er Kleider wie ein Geistlicher angehabt. — Weil er, was ihm jezt widerfahren, stets besorgt, habe er mit dem bösen Feind so pactirt, daß er ihn nie zu bekannten Leuten führen solle. — „Als er hierauf," heißt es weiter im Protokoll, „zur Tortur geführt und allbereits durch den Scharfrichter angegriffen werden wollte, ist er niedergefallen auf die Knie, hat die Hände aufgehoben und zum Höchsten gebeten, seiner um des jüngsten Gerichts halber zu verschonen, denn er wisse, so wahr er selig zu werden begehre, Niemand mehr anzugeben. Was er ausgesagt, sey die rechte Wahrheit. Er habe Niemand Unrecht gethan, darauf wolle er leben und sterben."

Hiermit war das Verhör geschlossen. Er wurde nicht weiter peinlich befragt. Ohne im Mindesten die Wahrheit seiner Angaben zu bezweifeln oder weiter zu untersuchen, schienen seine Richter vollkommen zufrieden, ein Geständniß von ihm erhalten zu haben, das ihn ihrer Ansicht nach zum Tode führen mußte. Als er wieder in sein Gefängniß zurückgebracht war, ließ er „den Herrn Examinatoribus" vermelden, er sey jezt lang genug hier oben gesessen, er bitte, man möge ihm sein Recht anthun lassen.

Am 25. Mai abermals vorgefordert, bleibt er seiner gemachten Aussage vollkommen getreu: „er wolle darauf leben und sterben." Gleiches geschah bei einem nochmaligen, am 26. Mai vorgenommenen, eben so kurzen Verhör. „Er habe Niemand Unrecht gethan, darauf wolle er standhaft verbleiben. Er traue und glaube, daß er der Seele nach allbereits selig, und nur dem Körper nach noch sterblich sey." — Am 28. Mai ward Thomas abermals zum Verhör geführt, und als er hier wiederum bei seinem Bekenntniß beharrte, daß er nämlich Niemand Unrecht thue und bei seinen Aussagen leben und sterben wolle, ward ihm sein Rechtstag * auf Mittwoch den 30. Mai 1629 durch den Stadtknecht von Mergentheim angesagt, und er an diesem Tage nebst Jakob Weyd von

---

* Am Tage der Hinrichtung ward der Verurtheilte nach den Formen von Kaiser Karls Halsgerichtsordnung vor versammeltem Gericht öffentlich angeklagt, das Urtheil ihm gesprochen, der Stab über ihm gebrochen und er alsbald zur Exekution abgeführt.

Markolsheim, Hans Doltens Eheweib und Margaretha Schwendin vom Neuhaus herabgeführt und auf dem Waasen bei Mergentheim verbrannt, wahrscheinlich jedoch zuvor erdrosselt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Oktober.

(Fortsetzung.)

Ein Volksdichter. — Flora Tristan.

Deutschland kennt bereits den Dichter und Bäcker Reboul, von dessen Gedichten wir vor einigen Jahren bei seinem Auftreten Auszüge in diesen Blättern mitgetheilt haben. Jezt ist in unserer Nähe ein anderer Volksdichter aufgetaucht, Charles Poncy, seines Zeichens ein Maurer und Weißbinder, der gleich bei seinem ersten Auftreten Ungemeines verspricht, wiewohl wir den weiblichen Enthusiasmus G. Sand's über ihn nicht theilen können. Ein armes Kind armer Eltern wurde er 1821 geboren. Bis in sein neuntes Jahr lief er, wie seines Gleichen, im Feld und auf den Straßen herum, oder wurde mit einer kleinen Heerde anderer Kinder in einer Scheuer eingesperrt. Als er neun Jahr alt war, begann die Arbeit; er wurde wirklicher geheimer Handlanger bei den Maurern seines Orts. Als es mit ihm zur Confirmation kam, trat er einige Wochen in die Schule gegenseitigen Unterrichts, dann anderthalb Jahre in eine Schule der frères ignorantins oder de la doctrine chrétienne, und zulezt einige Monate in eine höhere Communalschule. Hernach aber wendete er sich von Neuem und bleibend zum Handwerk mit Stein und Mörtel. Die erste Sammlung seiner Gedichte ist vor einigen Monaten unter dem Titel le Chantier mit einer Vorrede von G. Sand erschienen. Darin heißt es unter Anderem: „Man lese diese Strophen, und überall wird man den jungen Arbeiter finden, der den ganzen Tag über Häuser einreißt oder baut, aber doch Welt und Zeit auf den Flügeln der reichsten Einbildungskraft durchstreift, als großer Künstler, als wahrer Dichter all ihre Herrlichkeiten und Schrecken fühlt. So beschreibt er die Gletscher der Schweiz, Bretagnes Dolmen, die Küsten Griechenlands, der neuen Welt jungfräuliche Wälder, die Phänomene der Polarmeere, und Alles mit Meisterhand. Zwar trieb ihn der lebendige Wunsch, Alles zu sehen, er sah aber in der That nichts, außer in seinen Träumen. Seine größte Reise war von Toulon nach Marseille. Und dieß gerade ist wohl ein Glück für ihn gewesen, denn die beschreibende Poesie, in der Poncy besonders glänzt, hätte wahrscheinlich sein Talent zu sehr in Anspruch genommen. Der Zauber der Vision, das immerwährende Entzücken über Naturscenen hätten ihn von der Meditation, von der religiösen Begeisterung, von den Freuden, Leiden und Schmerzen des Familienlebens, von den tief eingebeuten Lehren der Arbeit und des Elends, von brüderlichem Mitgefühl, von ernster Lektüre, von dem ganzen Gefühls- und Denkleben abgeleitet; wir hätten nur einen malerischen Poeten mehr, statt daß wir jezt an ihm einen vollständigen Dichter besitzen." Damit hat es nun für's Erste seine guten Wege. Poncy hat allerdings gute poetische Anlagen, leidet aber noch, wie viele junge Dichter, an unverdauter Ueberschwenglichkeit und an französischem Bombast, wie er denn z. B. die schon oft da gewesene verrückte Zusammenstellung von St. Helena mit Golgatha wieder aufwärmt. Das Beste, was wir in diesen Gedichten gefunden haben, ist die Zueignung derselben an den wackern Dichtergreis Beranger, von der hier einige Strophen stehen mögen:

J'ai blanchi de sombres alcôves,
Où la mort vint chercher des vieillards froids et chauves,
Où des mères, hélas! vinrent perdre le jour
En transmettant leur vie au fruit de leur amour;
Où l'ouvrier mourut de faim et de misère,
Où la nouvelle épouse, ange au front velouté,
Comme le papillon, d'une tendre poussière,
Sous des lèvres de feu qu'un long amour altère,
Vit tomber sa virginité.

J'ai bâti de pauvres chaumières
Et de riches palais aux coupoles altières;
Mes marteaux ont sapé les murs des vieux couvens,
Et leur poussière infame (!) a volé dans les vents;
Nomade paria, j'ai porté la truelle
Dans des boudoirs brillants, d'amour tout parfumés,
Dans plus d'une taverne où la joie étincelle,
Où le vin généraux dans la coupe ruisselle,
Dans des galetas enfumés.

J'ai voûté des caves obscures,
J'ai cloué l'ardoise bleue au sommet des toitures,
J'ai blanchi des prisons et d'infects hôpitaux,
J'ai découpé l'acanthe aux plafonds des châteaux;
Mais dans tous les plaisirs que le travail me donne,
Dans toutes les douleurs qu'il me fait éprouver,
Toujours ta sainte voix dans mon âme résonne;
Toujours dans mes bras forts le sang court et bouillonne,
Rien encor n'a pu m'énerver.

Bekanntlich zerfallen die poetischen Frauen in Frankreich, d. h. in Paris, genannt femmes incomprises, in verschiedene Klassen. Zuerst kamen nach Lamartine's Meditationen unter der Restauration die Elegieheldinnen, welche fleißig in die Messe gingen und nothwendig an Brustübeln leiden mußten. Dann kam die Frau moyen-âge, hernach im Gefolge von A. Dumas's Romanen die femme Andalouse mit dem Dolch im Gürtel; später sahen wir die Schaffot-Frauen, die eine Locke von Lacenaire heilig verehrten, wie Liebesbriefe von Fieschi, auch bei keiner Hinrichtung fehlten, um dabei unsägliche Emotionen zu gewinnen. Eine Abart sind die rauchenden Frauen, die G. Sand zum Muster und Vorbild genommen haben. Bier trinken, oft in Männerkleidern einhergehen u. s. w. Eine von diesen Incomprises, Madame Flora Tristan, kam vor einiger Zeit hier an. Die Dame hat Romane geschrieben, närrische Nachahmungen von G. Sand, außerdem auch eine union ouvrière, deren zweite Ausgabe sie selbst hierher gebracht hat, um sie unter unsere Fabrikarbeiter zu vertheilen. Das Buch enthält aber so viel Schiefes, Uebertriebenes und Unverdautes über den Gegenstand, daß unser Echo de la fabrique — ein Journal für die Interessen der Arbeiter — diese selbst davor warnt. Die Polizei hat auch der communistischen Dame einen Besuch in ihrer Wohnung gemacht, um Beschlag auf ihre Schrift zu legen, die im Gedankengang einige Aehnlichkeit mit Weitlings Harmonien der Freiheit haben soll.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 5. November 1844.

— At the moment when I fix my story,
That sea-born city was in all her glory.
Byron.

Brighton.

(s. Nr. 224—226.)

Ich hätte nicht geglaubt, daß Brighton noch voller werden könnte. Aber Tausende kommen und Hunderte gehen, und die Vermiether sind bereits zum Theil aus den Unterstuben in die Küchen below stairs gezogen, von wo eine weitere Retirade nur in die Kohlenkeller möglich ist. Seit Jahren war die Saison nicht so zahlreich. Sir Robert Peel englischer Seits, der auf zwei Monate ein Haus gemiethet, und Baron Brunnow russischer Seits tragen dazu nichts bei. Letzterer ist aus Gesundheitsrücksichten hier und macht wahrscheinlich deßhalb kein Haus. Ersterer reist ab und zu, ist bald in Windsor, bald in London, und befindet er sich hier und zeigt sich mit seiner immer noch schönen Gemahlin, so könnte wahrhaftig der erste Minister eines Fürsten, in dessen gesammtem Reiche es gleichzeitig dunkel wird, nicht weniger Beachtung finden, als der erste Minister einer Fürstin, in deren Reichen die Sonne nie untergeht.

Diese Engländer sind doch seltsame Menschen. Um ihren ersten Minister zu sehen, der doch zu sieben Achteln ihr König ist, kommt wahrscheinlich nicht Einer nach Brighton. Aber um die drei kleinen königlichen Kinder zu sehen, zwei Prinzen und eine Prinzessin, sind sie in Massen eingetroffen, und von neun bis zehn Uhr Vormittags, wo die kleinen Personen auf dem Pier respektive gingen, sprangen und getragen wurden, starrte Alles von Köpfen mit und ohne Lorgnetten. Ich habe früher erwähnt, daß die Direktoren zum Nachtheil der Aktionärs den Pier sperren ließen, während die Königin daselbst lustwandelte, daß sie deßhalb im Wege Rechtens zu verhältnißmäßiger Rückerstattung des Abonnements verurtheilt worden sind, und daß sie zur Sicherung vor solchen Ansprüchen sich auf den Abonnementskarten die Befugniß vorbehalten haben, bei Anwesenheit der Königin den Pier zu schließen. Nun haben sie ohne Weiteres die Kinder für identisch mit der Mutter erachtet, den Vorbehalt auf die Kinder erstreckt, und während diese den Pier benutzten, Niemand eingelassen. Ob daraus wieder ein Prozeß entstehen wird, weiß ich nicht, eben so wenig, ob in Deutschland eine Direktion so handeln würde. Aber so viel ist gewiß, daß hier bei Weitem nicht so viel darüber raisonnirt worden ist, als ich erwartet hätte. Seit der Rückkehr der Königin aus Schottland hat die junge Familie Brighton verlassen und der Pier ist wieder frei. Indessen hat der Inhaber des Lesekabinets einen Sessel mit der Aufschrift versehen, daß der Prinz von Wales darauf gesessen, und es ist charakteristisch, daß dieses Möbel bedeutende Anziehungskraft entwickelt hat.

Wie viel Menschen aber auch hier sind, so ist doch die Saison nicht in entsprechendem Maaße glänzend und die Shopkeepers sind nicht die Einzigen, die darüber klagen. Selbst Hausbesitzer und Vermiether, die doch nur lachen sollten, sehen mitunter sehr verdrüßlich aus. Sie behaupten, Brighton gehe seinem Verfalle entgegen, es werde aufhören, fashionabel zu seyn, und daran sey die Eisenbahn Schuld. Die Beweisführung läßt sich allerdings hören. Sie stützt sich auf die Thatsache, für welche die in London einst nur vom Adel, jetzt nur vom Bürgerthum bewohnten Squares einen Beleg liefern, daß in England die fashionable Welt der unfashionablen den Platz räumt. Die Brightoner Malcontenten weisen auf die mit der Eisenbahn kommenden Tausende, meist Handelsstand, trades people, bekanntlich Antipoden der fashionablen Welt; sie erinnern an Ramsgate, Margate und zehn andere Seeorte, denen der Einbruch der Bourgeoisie den Verlust der Aristokratie nicht vergütet habe. Warum sollte Brighton nicht geschehen, was jenen Orten geschehen ist? Geschieht es aber, so trägt allerdings die Eisenbahn Schuld. Es wäre aber Schade, wenn die Prophezeiung sich erfüllte; denn schneller und zu einer schönern Stadt hat wohl nie ein elendes Fischerdorf sich erhoben.

Als Georg der Vierte den Thron seiner Väter bestieg (1820), hatte Brighton drei oder vier Straßen und an der Küste einige isolirte Gebäude. Bei seinem Tode (1830) erstreckte es sich am Strande von Brunswick Square nach Kemp Town in einer Linie von drei englischen Meilen. Und welche Gebäude! Kaum eines, das nicht einem Palaste ähnlich sieht. Der Baustyl ist sehr ansprechend; keine hohen, häßlichen, sondern flache Dächer, die Façaden häufig von Säulen getragen, und nicht ein Haus wie das andere; auch ist die Linie gekrümmt. Sie scheidet sich in die östlichen und westlichen Klippen — East and West Cliffs. Letztere sind die niedrigeren und Verkehr treibenden. Hier ist der Fischmarkt, von welchem man aber nur zu früher Stunde etwas sieht. Die Boote landen ihre nächtlichen Ernten; in Körben und Karren werden sie fortgeführt. Es gibt hier bloß Großhandel, und schon um sieben Uhr ist jede Spur verschwunden. Hier reihen sich Gewölbe an Gewölbe, Verkaufsläden aller Art, nicht für den Gaumen und den Körper allein, auch für Geist und Unterhaltung. Ich habe vier oder fünf Kunst- und acht bis neun Buchhandlungen gezählt, darunter eine deutsche, und es that meinem Herzen wohl, Schiller und Goethe in reichem englischem Gewande zu sehen. Doch sind die westlichen Klippen vorzugsweise der Verkaufsplatz für Luxusartikel; es gibt hier Zuckerbäcker, aber keine Brodbäcker, Restaurans, die Schildkrötensuppe und Wildbret bieten, aber keine Fleischhauer. Eigentliche Bedürfnisse finden im Innern der Stadt ihre Befriedigung. Längs der östlichen, höher gelegenen Klippen wird kein Handel getrieben; deßhalb sind sie auch die fashionablern. Welcher reiche und vornehme Britte könnte es über sich und seine Familie gewinnen — versteht sich in England — das erste Stockwerk eines Hauses zu bewohnen, in dessen Erdgeschoß ein Konditor oder Goldschmied, ein Musikalienhändler oder Haarkräusler sein Wesen treibt? Obgleich minder aristokratisch, sind die westlichen Klippen die belebteren. Bis zur dritten Mittagsstunde wird hier der Lieblingsbeschäftigung englischer Damen, dem shopping, nachgehangen. Die Männer leisten Gesellschaft und zur Abwechslung fährt man die östlichen Klippen auf und nieder oder miethet an sonnenhellen und windstillen Tagen eines der zahllosen, zierlich geschmückten Boote und läßt sich für fünf Schillinge eine Stunde auf dem breiten Rücken des Meeres schaukeln. Von diesem aus gewährt Brighton die schönste Ansicht.

(Fortsetzung folgt.)

Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

Auf solche elende, gottvergessene Anklage hin ward ein Mann zum Tode geführt, der sich ungeachtet seines geringen Standes weit über den damaligen blutdürstigen Aberglauben erhob. Wenn wir auch annehmen müssen, daß noch andere, bei den gewöhnlichen Hexenprozessen nicht obwaltende Ursachen zu seinem Verderben mit in's Spiel gezogen wurden, worunter wahrscheinlich seine geäußerten protestantischen Grundsätze obenan stehen, so sehen wir doch aus den übrigen zahllosen, zu jener Zeit geführten gleichen Untersuchungen, daß alle die blutigen Urtheile auf nicht weniger erbärmlichen Gründen beruhten. Um aber den armen Thomas und seine Zeit ganz kennen zu lernen, müssen wir noch einige Briefe mittheilen, die sich bei den Akten weiter vorfinden, und welche neben den schon mitgetheilten diesen Prozeß zu einem der merkwürdigsten machen, die bis jetzt aufgefunden worden sind. Sicher werden sie nicht ohne Rührung gelesen werden.

Thomas Schreibers Abschiedsbrief an seine Frau und Kinder lautet folgendermaßen:

„Meinem herzallerliebsten, freundlichsten, herzlichsten lieben Herzen und Weibe sammt meinen armen, nunmehr verlassenen Kinderlein zu tausend guter Nacht und traurigem Abschied.“

„Allerliebstes Anneley, allerliebster Schatz und getreues Weib! Gott sey es im Himmel geklagt, daß ich

dich und meine lieben unerzogenen Kinderlein so bald verlassen muß! Das erbarm' sich der liebe Gott! Dieweil aber diese trübselige Welt also beschaffen und ein wahres Jammerthal ist, muß ich's dem lieben Gott befehlen, und achte ich mein Leben gar nicht, hab' auch in so langwieriger Trübsal wohl lernen sterben, daß ich nicht länger mehr begehre auf dieser Welt zu leben, und gedenke kecklich, daß ich nach Gottes Willen ein Kind der ewigen Seligkeit sey; zweifle auch du nicht daran! Ob wir schon auf dieser Welt traurig von einander scheiden, wollen wir doch im himmlischen Leben wieder zusammen kommen, wo Gott der Allmächtige alle Thränen von unsern Augen wischen wird. Da habe denn auch du Hoffnung, Liebe und Vertrauen allezeit auf Gott den Allmächtigen, wie ich denn nie anders bei dir gespürt. Er ist ein Vater aller betrübten Wittwen und Waisen, er wird auch dich nicht verlassen. — Begehrst du auf der Wirthschaft zu bleiben, so bleib nicht ledig, denn es ist dir zu schwer; willst du dich aber verheirathen, so thue die Augen auf und folge gutem Rath; bedenke dich wohl, führe ein gottselig Leben mit den Kindern, halte sie unter der Ruthe und wehre ihnen alles unnütze Geschwätz. Ach! ach! daß ich nicht länger ihr Vater seyn soll! Hab' ich euch doch so treulich Haus gehalten! Betrübe dich nicht um meine Seligkeit, im ewigen Leben wollen wir wieder zusammen kommen. Laß die Leute reden, was sie wollen, hilf mir mein Kreuz mit Geduld tragen, wie's unser lieber Gott geschickt hat. Ich freue mich, von dieser argen Welt abzuscheiden und bei meinem lieben Herrn Christus zu seyn im himmlischen Jerusalem, wo all mein Kreuz, Jammer und Trübsal ein Ende nimmt. Es ist ein geringes Leben auf dieser Welt, und wird mit Trübsal erfüllt, doch Alles nach Gottes Willen. Sey getrost, bete fleißig, Gott wird dich mit den Kindern nicht verlassen. Ich habe herzlich gehofft, wieder zu euch zu kommen, aber es hat nicht seyn können; Gott der Allmächtige will's also haben, o des Jammers!"

„Es reut mich von Grund meines Herzens, daß ich dir, herzliebster Schatz, jemals Leids gethan habe, ich bitte dich um die Liebe Christi, verzeih mir's. Ach daß ich mein Leben bei dir enden könnte! wollte dir kein böses Wort mehr geben und dich lieber haben als meinen eigenen Leib wegen deiner Frommheit. Bleibe bei deiner Gottesfurcht, wie du allzeit gethan. Verkaufe die Weinberg zum Theil, sey mitleidig mit den Armen, gib nach deinem Vermögen, wie du weißt, daß ich gethan habe. Laß den Kellerknecht die Schulden fleißig einfordern. Bitte den Hrn. Gevatter Fortenbach, daß er bei Sr. Fürstl. Gnaden eine Bitte einlege wegen meiner Strafe (der vom Vermögen der Hingerichteten zu zahlenden Geldstrafe), führe ihm zu Gemüth, daß wir vorhin noch wegen meiner Mutter (die wahrscheinlich auch als Hexe verbrannt worden war) 200 fl. schuldig seyen und verzinsen mussen, daß dir mit den kleinen Kindern Gnade erwiesen würde."

„Liebes Herz, betrüb' dich nicht so sehr, thue dein Gebet für meine arme Seele, wie denn du und die Kinderlein allzeit in mein demüthiges Gebet eingeschlossen sind. Laß es also gehen, gedenke, es sey der Wille Gottes, der unsere Traurigkeit wird wieder in Freude verkehren. Halte getreulich über den Kindern, laß sie fleißig in die Schule gehen, laß sie fleißig in der h. Schrift lesen, welche der Anfang ist des ewigen Lebens. Mein Rath ist nicht, daß du ledig bleibst, wegen der Kinder; die Wittwen und Waisen sind bei dieser argen Welt verzagt und unterdrückt. Doch thue, wie dir dein Herz und gute Freunde rathen. Vor allen Dingen suche das Reich Gottes, welches der höchste Schatz ist. Ich gedenke oft an dein Sprichwort, liebster Schatz: „wer zum ewigen Leben ist erkoren, den stechen weder Disteln noch Doren (Dornen)." — In dem hier beiliegenden Zettel habe ich dir die strittigen Schulden ein wenig aufzeichnen wollen, auf daß du ein wenig Richtigkeit davon hast."

„Zum Beschluß, herzallerliebster, getreuer Schatz, mein einziges Herz, sey du und meine herzlieben Kinderlein dem allein allmächtigen Gott und Vater aller betrübten Wittwen und Waisen in seinen göttlichen Schutz getreulich befohlen. Setze die Hoffnung stark auf ihn und küsse mir die Kinder alle herzlich von meinetwegen. Daß ich euch nur noch einmal sehen könnte vor meinem Ende! im Himmel, so Gott will, soll und wird's geschehen. Ach! behüt' euch Gott vor allem Leid! Wenn ihr mich nicht betrübtet, wie gern wollte ich sterben! Ihr herzliebes Weib und Kinder! Doch kann's nicht anders seyn, der Tod scheidet Alles. Das noch sey dir befohlen: rede Niemand nichts Böses nach und lasse alle Menschen unausgerichtet; leide dieß auch nicht von den Kindern. Drücke dich mit Geduld in die Furcht Gottes, gedenke daß Alles vergänglich auf dieser Welt und ein wahres Jammerthal sey, welches bald ein Ende wird gewinnen. O selig, der von dieser Welt abgeschieden ist, denn es ist die lezte Zeit! Ich freue mich zu meinem Herrn Christo in's ewige Leben. Gib den nächsten Freitag vor zwei Gulden Brod den fremden Armen. Beweise mir die lezte Treue mit dem Gebet, das will ich vor dich liebes Herz auch thun.

Thomas Schreiber."

(Schluß folgt.)



Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Oktober.

(Fortsetzung.)

Communistische Narrheit. — Arbeitsstunden in den Fabriken. — Fiscalität. — Wissenschaftliche Narrheit.

Eine ähnliche Geschichte, die ein Nachklang des verendeten St. Simonismus ist, fiel vor einigen Monaten in unserer Nachbarstadt Villefranche vor und ging hier zu Ende. Ein Monsieur N., der sich Chevalier de la femme forte und Sauvage des forêts nannte, hatte sich am vorigen Neujahrstag gegen die dortigen Damen sehr artig und galant bezeigt. Er überreichte ihnen in den Zuckerbäckermagazinen elegante Zuckerhüten und dabei immer ein Exemplar seiner St. Simonistischen Schrift, worin er die Frauen zur Unabhängigkeit aufrief. Kein Wunder, daß er in Villefranche eine Eroberung nach der andern machte und daß ihn die Männer mit scheelen Augen ansahen. Glücklicherweise für sie erschien er bald darauf in den Straßen mit einer Axt auf der Schulter und einem bloßen Dolch in der Hand. Laut rief er, man werde sogleich ein großes Ereigniß sehen, er wolle das Thor des Ursulinerklosters sprengen und darin Feuer anlegen, um seine Geliebte daraus zu befreien. Die Polizei ergriff sogleich die nöthigen Maßregeln, um Unglück zu verhüten, und ließ den Ritter festnehmen. Da zeigte sich bald, daß er wahnsinnig war, und er wurde hieher in's Irrenhaus gebracht.

Frankreich erfreut sich eines menschlichen und weisen Gesetzes (vom 22. März 1841) über die Dauer der Arbeitsstunden der in den Fabriken verwendeten Kinder von acht bis zehn Jahren. Sie dürfen nur acht Stunden des Tags zur Arbeit angehalten werden, und es sind Inspecteurs honoraires ernannt, die in den Fabriken ihres Bezirks herumgehen und die contravenirenden Fabrikinhaber zur Strafe vor den Friedensrichter ziehen sollen. Dieß ist auch hie und da geschehen, und man hat die Nothwendigkeit einer solchen genauen Aufsicht erkannt. Aber in Lyon ist von jenem Gesetz so wenig die Rede, wie von Inspektoren. Die Tagesarbeit in den Seidenspinnereien soll für Erwachsene nicht über zwölf Stunden dauern; sie wird aber fast überall auf vierzehn bis fünfzehn getrieben. Um halb vier Uhr früh wird geläutet, denn um vier müssen Alle in den Werksälen seyn; um sieben Uhr ist das eine halbe Stunde dauernde Frühstück, um Mittag eine Stunde Rast zum Mittagessen, um vier Uhr eine halbe Stunde zum Abendessen. So kommen auf sechzehn Stunden Wachen vierzehn Stunden Arbeit und nur 2$^1/_3$ Stunden Ruhe. Siebenthalb Stunden Schlaf sind auch nicht genug für Kinder. Zu diesen vierzehn Arbeitsstunden gewinnen manche Fabrikherren noch eine oder anderthalb Stunden, indem sie, was sehr leicht ist, die Uhr der Fabrik am Morgen zu früh und im Lauf des ganzen Tages zu langsam gehen lassen. Darum sieht man so häufig in unsern Fabriken Kinder, deren Gesundheit unwiederbringlich durch diese Lebensweise untergraben ist und die sich am Tage kaum auf den Beinen halten können, sondern immer zusammenknicken; ein höchst wehmüthiger Anblick! Hier sehen wir wieder ein Gesetz, das auf dem Papier steht, aber nicht vollzogen wird. Es wird auch nicht eher in's Leben treten, als bis die Regierung die unglückliche Idee der Inspecteurs honoraires aufgibt und vom Staat besoldete Aufseher anstellt. Die höhern Polizeibeamten wären hiezu ganz geeignet.

Trotz der vielen Gaben der Wohlthätigkeit für Arme kommt doch diesen von all den Unterstützungen weniger zu gut als irgendwo. Ja die bedeutenden, für Dürftige und Nothleidende bestimmten Summen verlieren sich fast zur Hälfte, ehe sie den Armen erreichen. Daran ist unsere furchtbare Fiskalität Schuld. Wenn irgendwo eine Sammlung für Arme gemacht wird, so muß nach der bestehenden Regierungsverordnung der Betrag dem Steuereinnehmer des Arrondissements übergeben werden. Dieser bezieht, nach jener Verordnung, zwei Prozent beim Empfang der ihm überlieferten Summe. Ebenso bezieht er wieder zwei Prozent, wenn die Behörden das Geld zurücknehmen, um es für die Bedürfnisse der Armen zu verwenden. Kommt z. B. eine Summe von zehntausend Franken ein, was sehr häufig geschieht, so nimmt der Steuereinnehmer von diesem Armengeld vierzigtausend Centimen oder vierhundert Franken. Mit diesen vier Prozent ist's aber noch nicht gethan. Wenn das Wohlthätigkeitsbureau eine Lieferung von Fleisch, Brod oder von wollenen Decken u. s. w. bestellt, so muß die Rechnung des Lieferanten auf einen Stempelbogen von 35 Centimen geschrieben seyn; wieder eine Einnahme für den Fiskus! Man rechne dazu die bei uns ganz gewöhnlichen großen oder kleinen Vortheile des Bestellers und des Lieferanten!

Lyon hat für die Wissenschaft bisher nichts Bedeutendes geleistet. Dieß sieht Monsieur Barmont recht gut ein und darum hat er den großen Gedanken gefaßt, von seiner Stube aus, wenn nicht die Welt, doch den Weltgang umzugestalten. Armer Copernicus, armer Galilei, armer Euler und ihr Armen alle, die ihr bis auf den heutigen Tag auf den zwei Welthälften den Blick der Beobachtung dem Himmel zugewendet, und doch bisher so gar nichts, oder vielmehr so grundfalsch beobachtet habt! Cosmologie und Astronomie müssen nun wieder von vorn anfangen, denn was Ptolemäus und Tycho de Brahe behauptet haben, das ist nun doch wahr. Die Sonne bewegt sich um die Erde, die Erde bewegt sich nicht um die Sonne, sondern hat nur eine auf- und absteigende Bewegung. Monsieur Barmont will dieß durch den Schatten beweisen. Er hat ferner einen Stützpunkt in der Luft gefunden, mittelst dessen die Luftschiffe willkührlich nach allen Richtungen gelenkt werden können. Da Barmont fürchtet, daß es Niemand der Mühe werth halten dürfte, auf seine Entdeckungen zu achten, so hat er dazu einen ganz neuen Köder erfunden. Er hat bei einem hiesigen Bankier tausend und zehntausend Franken und das urkundliche Papier darüber bei einem hiesigen Journal deponirt. Die tausend Franken soll sogleich derjenige erhalten, welcher mit Erfolg das Gegentheil obiger Behauptungen darthun kann, und die zehntausend Franken sollen sogleich demjenigen ausgezahlt werden, der siegreich das Irrige jener Behauptungen darthut. Wer aber über den „Erfolg" und die „siegreiche Behauptung" entscheiden soll, das sagt Monsieur Barmont mit keinem Wort; wahrscheinlich er selbst, was freilich für ihn das Bequemste wäre. Er fordert alle Sachkundigen und Denker auf, mit ihm über das Besagte eine Lanze zu brechen, und bestimmt ihnen als Kampfplatz drei verschiedene Kaffeehäuser, wo er alle Tage verkehre. Barmont beschränkt sich jedoch nicht auf so kleinliche Entdeckungen wie die obigen, denn er behauptet, auch ein Mittel gefunden zu haben, das Leben nach Belieben in's Unendliche zu verlängern. Sollte man nicht dieß Alles für einen Scherz, oder für das Lallen eines Geistesirren halten? Keineswegs.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. November 1844.

— If thou tell'st the heavy story right,
Upon my soul, the hearers will shed tears,
And say: Alas, it was a piteous deed! —
— — Take me from the world!
My soul to heaven, my blood upon your heads!
Shakespeare.

Hexenprozesse.

(Schluß.)

Von Thomas Hand findet sich auch noch folgender kurzer Brief vor, der wahrscheinlich noch vor seiner Verurthei lung geschrieben worden ist. „Wollte Gott, es wäre wahr, wie sie vorgeben, daß Niemand Unrecht geschehe; wäre mir nichts Lieberes auf dieser Welt, wollte ich mich so gar nicht fürchten. Aber ich trage Sorge, es werden es (Gott behüte jeden frommen Menschen davor!) noch Viele erfahren, die es mit ihrem Blut und großen Martern inne werden, und die es jetzund nicht vermeinen. Gott stehe der Gerechtigkeit bei. Dem Jammer wird Gott bald einmal ein Ende machen. Ich gedenke nicht anders, denn Gott habe mich gewarnt, aber ich wollt' lieber, daß ich todt wäre. Ach meine armen kleinen Kinder! Man wird mir's einmal zur Zeit glauben, was das für ein jämmerliches Blutbad ist; aber die Kinder Gottes müssen verfolgt werden, hat doch sogar der Sohn Gottes vor Herodes nach Egypten fliehen müssen! Die gottlose Welt hat den gebenedeieten Sohn Gottes beschuldigen dürfen, er habe den Teufel bei sich! Es muß ein böser verzweifelter Mensch seyn, der so verwegen die heiligste Dreifaltigkeit verleugnet! Aber durch große Marter erzwungener Eid ist Gott und Menschen leid. Wo die Wahrheit nicht geglaubt wird, hat sie kein Statt."

Endlich ist noch folgendes, fast unleserliches, gewiß ganz kurz vor seiner Hinrichtung geschriebenes Blatt vorhanden, in welchem er alle seine auf der Folter gemachten Geständnisse zurücknimmt: „Thomas Schreiber, zum Tod unschuldig verdammter Mann. Mit meiner eigenen Hand geschrieben. — Auch des Amtsschreibers Schwester hat mir nie etwas Böses zugemuthet oder gelernt, denn allein, daß ich sie gar zu wohl gekannt, welches ich vorlängst gebeichtet, und also nur in meiner großen Noth zu einem Mittel der Ausrede erdacht. Eben so soll der Herr Dr. Baumann mein auf den Gassenvogt und des welschen Peters Tochter gemachtes Geständniß wieder austhun, so lieb ihm seine Seligkeit ist; denn da mir die Wahrheit von ihm nicht geglaubt worden, habe ich also aus großer Pein reden müssen, was nicht wahr ist. Ich will sterben als ein Martyrer, Gott sey der Richter; ich verzeih' Allen, die mir Unrecht gethan, darauf will ich sterben. Ich bin kein Zauberer, kein Hexenmann, so wahr mir Gott helfe und das heilige Evangelium!"

Außerdem liegt noch ein sehr unleserlich geschriebener und mit keiner Unterschrift versehener Brief seiner Frau bei den Akten, aus dem hervorgeht, daß auch sie von dem allgemeinen Wahne befangen, ihren Mann nicht

mit Unrecht des Herenwerks bezüchtigt hielt. Wahrscheinlich hat Thomas diesen Brief nicht erhalten; er hätte ihn noch unglücklicher gemacht, auch würde er gewiß seiner in seinen Briefen gedacht haben. Er lautet folgendermaßen: „Daß Gott erbarm', daß ich in so groß Herzeleid bin! Ich hätt' nicht vermeint, daß du ein solcher Mann wärst, ich hätt' dir anders zugetraut. Wenn ich meine kleinen Kinder anseh', so möchte mir mein Herz zerspringen. Daß Gott erbarm'! Wenn du gesündigt, so habe Reue über deine Sünden. Bete fleißig, ich will es auch thun. Befiehl dich der h. Dreifaltigkeit, sie wird uns nicht gar verlassen. Ich hab' Niemand, als Gott und die Obrigkeit. Ach, mein Herz möchte mir zerspringen! Ach, wenn du doch dein Kreuz ausgestanden hättest! Ich und die Kinder, sie lassen viel tausendmal gute Nacht sagen. Es ist alles traurig und eitel auf dieser Welt. Himmel und Erde muß vergehen, aber des Herrn Wort wird nicht vergehen."

Solchergestalt endigte ein Herenprozeß, der in mehrfacher Hinsicht unter die sehr merkwürdigen gezählt werden darf; namentlich liefert er einen Beleg für die Richtigkeit der früher von uns aufgestellten Behauptung, daß die Aehnlichkeit aller zu einer Zeit und in einer Gegend gemachten und von der Folter erpreßten Geständnisse nur auf den allgemeinen, im Volke herumlaufenden Erzählungen und Gerüchten beruhte. Wir haben in diesem Prozesse gesehen, wie ein von dem Unsinne des Herenglaubens freier Mann nur um weiterer Pein zu entgehen, ein Bekenntniß ablegte, das allen zu jener Zeit erpreßten fast ganz gleich sah, nur mit dem einzigen, seinem Herzen große Ehre machenden Unterschied, daß er den Schauplatz der von ihm angeblich besuchten Herentänze nebst den dabei auftretenden Personen in eine Gegend verlegte, die dem Arme der Mergentheimer Herenverfolger zu fern lag. Nur eine einzige seiner Angaben gründete sich auf etwas Wahres, wo er nämlich des Amtschreibers Schwester in Vorberg erwähnt; alles Andere seines einfachen Geständnisses findet sich in den übrigen gleichzeitigen Herenprozessen vor, und zwar nicht allein in den Mergentheimern, sondern auch fast wörtlich in den gleichzeitig auf Würzburgischem Gebiete geführten zahllosen Untersuchungen.

Brighton.

(Fortsetzung.)

Schon als Regent faßte Georg der Vierte eine Vorliebe für Brighton und begann 1784 den Bau des sogenannten Pavillon, den er jedoch erst 1800 eigenthümlich erwarb und 1802 vollendete. Ein im Ganzen wie im Einzelnen abgeschmacktes Gebäude. Nur diesem Georg konnte es einfallen, in einer Stadt, deren Hauptreiz das Meer ist, seinen Palast inmitten der Stadt zu errichten, ohne einen Blick auf das Meer, rings von einem Garten umgeben, in welchem die Seeluft keinen Baum ordentlich grün werden läßt, der Garten hoch ummauert und die einzigen bewohnbaren Zimmer zu ebener Erde. Als Nachäffung des Moskauer Kreml wurde der Palast Anfangs Kremlin geheißen; später mochte selbst Georg den Unsinn dieser Bezeichnung fühlen und verwandelte den Namen in Pavilion. Vielleicht weniger aus Pietät für seinen Bruder, der hier meist im Umgange der Lady Fitzherbert lebte, als aus einer seinem Herzen Ehre machenden Rücksicht für das Wohl der Stadt, schlug Wilhelm der Vierte jedes Jahr einige Monate hier seine Residenz auf. Königin Victoria kennt jene Rücksicht nicht oder hält sie für überflüssig; der Pavilion ist ihr zuwider. Der glänzende Empfang, welchen ihr bei ihrem ersten Besuche nach ihrer Thronbesteigung die Stadt bereitete, hat keine versöhnende Erinnerung in ihr zurückgelassen. Sie favorisirt Windsor und Claremont und das einsame Blair Athol. Wäre sie nicht Königin, so wäre ihr dieß auch nicht zu verdenken. Unwohnlicher kann ein Palast nicht wohl seyn. Durch die Vorhalle gelangt man in die chinesische Galerie, die aus fünf Abtheilungen besteht, zusammen 162 Fuß lang und 17 breit; hier ist Alles chinesisch. Hieran stößt auf der einen Seite der Musiksaal, meist wieder chinesisch, und auf der andern der Banketsaal. Zwischen beiden Sälen liegt die Rotunda, oder in der Palastsprache the Saloon, rings mit Galerien, unstreitig — was freilich nicht viel sagen will — die geschmackvollste Räumlichkeit. Dazu kommt die Bibliothek, ein viereckiges Zimmer mit mehr Regalen als Büchern, einige Vorzimmer, Wohnstuben und Kabinets. Und das ist der Pavilion, welchen ehemals anständig gekleidete Menschen gegen ein don gratuit ohne Weiteres zu sehen bekamen, dessen Thore aber jezt sich nur denen öffnen, die eine Karte aus dem Hofmarschallamt vorzeigen, oder, wie man es hier nennt, by interest, durch Verwendung Eintritt erhalten. Das don gratuit, wenn es über fünf Schillinge beträgt, wird dankbar, außerdem mit Nasenrümpfen angenommen. Dem Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten hat Brighton eine Bronzestatue von Chantrey errichtet, die in römischer Toga auf dem „Steine" steht, unweit des Palastes, und klüger ist als ihr Original: sie blickt nach dem Meere und kehrt dem Palaste den Rücken. Der „Steine" ist ein großer freier Raum mit breiten Fahrwegen und Trottoirs und zwei eingefriedigten Grasplätzen, auf deren einem die Fischer Kraft uralten Rechtes vom Dienstag bis zum Sonnabend ihre Netze trocknen und Montags bei günstiger Witterung von den Stadt

musikanten unentgeltliches Concert gegeben wird, wobei es übrigens so frostig und nüchtern zugeht, wie bei den neulich erwähnten Militärconcerten am Pier. Eigentlich haben die Fischer auch das Recht, hier ihre Boote zu bauen, Zimmerholz aufzuschichten und Kohlen zu verkaufen; aber der Steine ist einer der hübschesten Plätze, eine der fashionabelsten Promenaden, und so zahlt die Stadt den Fischern eine jährliche Summe für Nichtausübung dieses Rechtes. Nur abgelöst kann es nicht werden.

Als Deutscher machte ich das German Spa zum Zielpunkte einer meiner ersten Morgenwanderungen. So nämlich heißt die von Dr. Struve aus Dresden vor ungefähr zwanzig Jahren begründete Trinkanstalt künstlicher Mineralwasser. Sie liegt ziemlich am Ende der Stadt auf der Höhe, mit einer hübschen, in der kahlen Umgegend seltenen Aussicht auf grüne Wiesen und einige Dutzend Baume. Ein großer Saal, wo die Wasser gereicht werden und bei unfreundlichem Wetter die Trinkenden sich ergehen, vor demselben eine Säulenhalle, vor dieser ein Rasenplatz und zur Linken einige Schlangenwege in ein sogenanntes Gebüsch — das ist die einem Jeden zugängliche Lokalität. Außerdem ein Souterrain, wo die Wasser präparirt, Behältnisse, wo die auf Flaschen gezogenen aufbewahrt und versendet werden, Zimmer für den Direktor und seine Leute — Alles zweckgemäß eingerichtet. Die Trinkstunden, in Deutschland von Morgens fünf bis acht, richten sich hier nach der englischen Lebensweise und dauern von sieben bis zehn. Ich ließ mich dem Direktor vorstellen, einem deutschen Arzte, der seit dreizehn Jahren sein schweres Amt verwaltet und in medizinischer und bürgerlicher Hinsicht eines ausgezeichneten Rufs genießt. Aber sein Amt ist ein schweres, und wer es ihm so sauer macht, das sind die englischen Aerzte. Ich habe von ihm nicht die Erlaubniß, mir erzählte Einzelnheiten hier mitzutheilen, und darf es um so weniger, da er selbst den Gedanken hat, etwas darüber in deutschen Blättern niederzulegen. Allein die Schroffheit, mit welcher man ihm entgegengetreten und noch tritt, die Halsstarrigkeit, das Gute seiner Anstalt nicht anzuerkennen, die erbärmlichen Mittel, deren die Herren Collegen sich bedient, die wohlthätigen Folgen der künstlichen Mineralwasser herabzusetzen und zu verkleinern, die unehrenhaften Wege, die sie gegen ihn eingeschlagen, und hundert andere, die Fakultät schändende Nichtswürdigkeiten werfen auf den gesammten Stand der englischen Aerzte ein so schlimmes Licht, daß schon deßhalb dem Gesetzvorschlag Eingang zu wünschen wäre, durch welchen Sir James Graham beinahe jeden Menschen zur medizinischen Praxis berechtigen will, und die ganze medizinische Fakultät aus ihrer Lethargie geweckt und sich auf den Hals gehezt hat. Nur hieße dieß vermuthlich das große Uebel gegen ein größeres vertauschen. Indessen scheint das Gute, wie fast immer, auch im German Spa durch Schwierigkeiten und Hindernisse sich siegreich Bahn zu brechen. Die Zahl der Trinkenden ist, wenn auch bisweilen unbedeutend, doch jährlich gestiegen, von Anfangs zehn und zwanzig bis in jetzigem Jahre zu Ende Septembers auf fast fünfhundert. Doch selbst diese Zahl deckt kaum die Kosten der Anstalt, und die Versendungen sind nicht zahlreich genug, um einen bedeutenden Ueberschuß zu gewähren. Ich meinte, Verschiffungen nach Indien und in die englischen Kolonien müßten Vortheil bringen, ich hörte aber zu meiner Ueberraschung, daß solche Versuche an der Abgeneigtheit der Aerzte gescheitert und mit beträchtlichen Geldopfern verknüpft gewesen seyen. Zur Zeit bietet London den größten Absatz. Ich habe Gelegenheit genommen, das Buch durchzusehen, in welches die dießjährigen Kurgäste ihre Namen eingezeichnet haben; es wäre für keinen Autographensammler ein sehr begehrenswerthes Besitzthum. Auf sechs Damen etwa kommt ein Mann; unter jenen ist nicht Eine Notabilität und unter den Männern Baron Brunnow vielleicht der einzige in Deutschland bekannte Mann.

(Schluß folgt.)

Winternacht.

Im Winterschlaf die Haid' entlang
 Ziehn Wolken öd' und schaurig,
Von Ferne tönt wie Grabgesang
 Die Abendglocke traurig.

Wem mag es wohl zu Herzen geh'n,
 Wem läuten sie zum Ende?
Der Wandrer bleibt am Wege steh'n
 Und faltet seine Hände.

Und dort nach einem dürren Baum
 Zieht eine Schaar von Krähen,
Die langsam, wie in düstrem Traum,
 Die schwarzen Flügel blähen.

Sie sind Gesandte wohl vom Tod
 Und wie den Sturm die Möven
Verkünden sie, wenn Unglück droht
 Der Haide stillen Höfen;

Denn wo sie nahen rasselt wach
 Der Hofhund an der Kette
Und wälzen sich in Angst und Ach
 Die Kranken noch im Bette;

Sie bauen am Kamin ihr Nest,
 Dann stirbt der Herr des Hauses,
Sie laden schreiend sich zum Fest,
 Zum Fest des Leichenschmauses.

Es jagt ein dunkler Erdengeist
In ihren finstern Seelen,
Sie fliegen, wo sein Finger weist,
Dahin aus ihren Höhlen.

Sie wittern, wo der Funke ruht
Im Strohdach morsch und trocken,
Ihr Flügelschlag facht an die Gluth —
Bald wimmern Feuerglocken. —

Dort ziehn sie hin — zu vier und vier,
Nach Nord, Ost, West und Süden.
O mögen gute Geister mir
Mein Heimathhaus umfrieden.

Lingg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Oktober.

(Fortsetzung.)

Wissenschaftliche Narrheit. — Die Eisenbahn.

Kaum hat Barmont in schlechtem Französisch und mit untermischten Bibelstellen seine großen Entdeckungen der Welt angekündigt, so tritt ein Monsieur Chanal gegen ihn auf und sagt ihm in den Bart: „er habe seine Astronomie in den Kaffeehäusern studirt und wolle sich die Arbeiten und Entdeckungen Anderer zueignen; Barmont sey ein neuer Americanus Vespucius, der seinen Namen durch die Entdeckungen eines Columbus berühmt machen wolle; denn er habe die von ihm, Chanal, gemachten, ihm in freundschaftlichem Vertrauen mitgetheilten Entdeckungen hinterlistig benuzt, um sie als die seinigen anzukündigen; er, Chanal, und er allein habe entdeckt, daß sich die Sonne um die Erde drehe, und dieß sey leicht darzuthun, wenn man nur einen aufmerksamen Blick auf die Sonnenuhr werfe. Da der Schatten sich bewege, so müsse nothwendig die Sonne fortschreiten und die Erde still stehen. Die ganze Lehre von Attraktion und Antipoden sey ein Hirngespinnst; die Behauptung von auf- und absteigender Bewegung der Erde habe Barmont nur hinzugefügt, um sein Plagiat zu verdecken; auf dessen andere Entdeckungen mache er, Chanal, keinen Anspruch, denn es seyen pure Absurditäten." — Darauf achillischer Zorn Barmonts in einem neuen Brief, worin er auf dem Eigenthumsrecht seiner Entdeckungen beharrt und hinzufügt, er habe Chanal nach dessen angeführter Adresse aufgesucht, aber nicht finden können. — So liegen bisher die Akten dieses komischen kosmischen Prozesses. Es muß in unserer Lyoner Luft ein eigenes Miasma liegen, das vielen Leuten zu Kopf steigt, denn vorigen Sommer kündigte ein anderer Partikulier an, er habe auf der öffentlichen Bibliothek ein Manuscript in zwei Quartbänden mit Zeichnungen deponirt, worin er unwiderleglich darthue, daß, troz Newtons Grillen, kein leerer Raum in der Sternenwelt vorhanden, und daß die allgemeine Schwere ein Irrthum sey; die Weltkörper üben keine Anziehung auf einander, sie können also auch die Ebbe und Fluth nicht bewirken; die Schwere der Erde sey eine Folge der sie umgebenden Atmosphäre; die Erde sey an den Polen nicht eingedrückt und schreite in ihrer Bahn nicht 35 Millionen Lieues fort, wie man sage, sondern nur 541,000; die Sonne bewirke die Wärme nicht durch Emission, wie Newton behauptet, und endlich seyen die Hypothesen von den Farben, von der Refraction und Reflexion der Lichtstrahlen u. s. w. lauter Irrthümer, welche von den Physikern leichtfertig angenommen worden; deßgleichen beweise seine Handschrift auch, daß in der Geologie große Irrthümer herrschten, z. B. über den Ursprung der Fossilien; auch habe man sich entsezlich getäuscht, wenn man unter dem Mikroskop in gewissen Bewegungen von Körpern kleine Thiere erblickte; dergleichen Bewegungen kommen nicht von den Körpern selbst, sondern von der Dekomposition der sie umgebenden kleinen Atmosphären ꝛc.

Eine große Lebensfrage für Lyon ist endlich seit einigen Monaten nach langem Hin- und Herzerren und Schwanken günstig für die Stadt entschieden worden, die Frage über den sofortigen Bau einer Eisenbahn von Paris nach Lyon, als Mittelglied der großen Bahn zur Verbindung des Kanals und des atlantischen Meeres mit dem mittelländischen. Es war drauf und dran, daß die Coalition feindlicher Interessen in den Ministerialcoterien zu Paris die Oberhand behalten hätte. Die hiesigen Dampfbootinhaber, die andern Schiffer auf der Saone und Rhone, die Bewohner der anliegenden Departements und Distrikte, die Interessenten einer Eisenbahn an der Loire, die Spekulanten auf eine Bahn über Bourg (Dep. Ain) und das Dauphiné, und wohl auch die hiesigen Gastwirthe gaben sich in Paris unsägliche Mühe, die direkte Eisenbahn über Lyon zu hintertreiben. Lange waren sie auch in ihren Bemühungen glücklich, zumal sie einen Theil unserer Deputirten bei der Kammer ziemlich auf ihrer Seite hatten. So geschah denn lange gar nichts in der Sache, troz aller Anregung von hier. Endlich wurde die Eisenbahn von Paris über Dijon nach Macon beschlossen, jedoch nicht deren südliche Fortsetzung nach Lyon und weiter. Die zweite Stadt des Königreichs, dessen erste Industrie- und Handelsstadt, wurde wie eine Nebensache, wie ein unbedeutendes Landstädtchen behandelt, das ja durch seine Dampfschifffahrtsverbindung auf der Saone mit Macon zusammenhänge, also keine eigene Eisenbahn bedürfe. Ein wahrhaft lächerlicher Vorwand, denn die Dampfschifffahrt auf der Saone ist unsicher, unregelmäßig und manchmal ganz unterbrochen. Glücklicherweise entstand troz aller Dampfboots- und Schifferkabalen, die auch durch Geld und andere Mittel die Unterzeichnung einer Protestationsadresse zu verhindern suchten, hier gleich ein so lauter Schrei der Empörung über diese ungerechte Prozedur, daß es den Herren in Paris doch bedenklich schien, ihn nicht zu berücksichtigen. So wurde denn endlich die sofortige Fortsetzung der Eisenbahn von Macon nach Lyon u. s. w. beschlossen und die dazu nöthigen Summen angewiesen. Es wäre interessant, die geheimen Umtriebe in Lyon und in Paris gegen diesen Beschluß im Einzelnen und in ihrem ganzen Zusammenhang zu kennen. Man kann sagen, Lyon hat sich seine Eisenbahn ertrozt, denn Wohlwollen, selbst Gerechtigkeit für unsere Stadt zeigte sich von Anfang an nicht in Paris, und es wäre wahrscheinlich unter hundert Vorwänden oder Vertröstungen nichts für uns geschehen, wenn die öffentliche Stimme nicht so wahr, stark und scharf den Ministern in die Ohren gellungen wäre und ihnen bewiesen hätte, daß alle ihre Vordersäze falsch seyen und auf einem Irrthum beruhen, von dem sie sich leicht hätten überzeugen können.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. November 1844.

O Musikanten, Musikanten! spielt:
„Frisch auf, mein Herz! frisch auf, mein Herz, und singe!“
A. W. Schlegel,
nach Shakespeare.

Musikalische Charakteristiken.

Die Strebungen der Gegenwart in ihrer Abhängigkeit von den Einflüssen der alten Wiener Tonschule.

Wenn ein Poet heutzutage seine durchaus modernen Ideen in den Kreis Schillerscher Formen bannen wollte, wohl gar das substanziell Neue derselben berühren, färben lassen durch das Veraltete der Fassung — er dürfte wenig auf durchgreifende Erfolge zählen, ja man würde gewiß, bewährte er sich auch glänzend im Uebrigen, gerechte Zweifel erheben an dem frischen, kräftigen Quellen des Bornes ureigener dichterischer Schöpfungskraft in ihm. Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Nun haben die deutschen Musiker wohlgezählte fünfzig Jahre gefangen gelegen in dem Formen- und Normenzwang der alten Wiener Meister.

Beethoven in seiner letzten Periode hat schon die Fessel zu sprengen gesucht, aber über dem allzufrühen und darum zu gewaltigen Beginnen ging ihm das künstlerische Maß verloren und das große Epos seines wundersamen Künstlerlebens hat sich bedeutsam unter Blitz- und Donnerschlägen zu Ende gedichtet. K. M. von Weber dann flüchtete sich oft, gleich als grolle er über das ewige alte Lied, in die bizarr originellen Gänge seiner feurigen Passagen; aber bald darauf, wo es weiche Anmuth galt, hat er sich immer wieder mit Leib und Seele der hergebrachten Weise verschrieben. Onslow und Meyerbeer auch, einst seine Mitschüler, theilten sein Trachten, jenen Zauber zu lösen, der Eine, indem er mit großväterischem Contrapunkt und der modernsten französischen Zierlichkeit zugleich kokettirte, so lange, bis er sein herrliches Talent in lauter Manierirtheit erstickt hatte, der Andere, indem er den bunten Mantel der Romantik über die Schulter warf und seinen Sohlen den höchsten Kothurn unterschnallte. Allein Goethe hat schon gesagt: stellst du dich gleich auf ellenhohe Socken u. s. w., und wir meinen, häuft man auch alle die quantitativen Effekte der Instrumentation rc. bis zum Monströsen, es reicht doch noch nicht einmal an die Größe und Erhabenheit jener alten einfältigen Chöre des alten einfältigen Gluck. — Spohr hat sich fast geflissentlich neutral gehalten, vermittelnd zwischen dem Hergebrachten und dem neuen Geiste; Mendelssohn endlich, der Held des Tages, hat gar wohl den Punkt geahnt, wo Reform Noth thut; man sieht, wie es in diesem Geiste drängt und treibt nach Neuem, und wenn irgend Eines Streben, so ist das Mendelssohns des Ruhmes werth, der ihm zu Theil geworden. Aber verzweifelnd, wie es scheint, an der Triebkraft der Lebenskeime der Gegenwart, griff er vom Alten zum Aeltesten zurück; den alten Kantor Bach hat

er in den neuen Berliner Sommernachtstraum gebracht und auf Händel'schen Formen Parade geritten in seinen Psalmen und Hymnen. Es mußte der Gegenwart Heil bringen, wieder einmal niederzusteigen in das lang entwöhnte stärkende Bad des polyphonen Satzes; allein Mendelssohn, ein Aristokrat unter den Künstlern, hat es verschmäht, zu dem Herzen des deutschen Volkes zu reden, indem er es vorzog, dem Verstande der Künstler und Kenner zu imponiren.

So haben die Bestrebungen jener begabten Meister uns immer noch nicht losringen können von den Wiener Formen und dem Wiener Geiste. Nicht als ob wir noch schrieben wie Friedrich Witt, oder gar wie Ignaz Pleyel. Nein, wir haben das alte Fachwerk wunderlich mit neuen bunten Farben bemalt, die wir uns aus Frankreich und Italien herüber holten; aber wischt die fremde Tünche weg, und was noch so modern euch däuchte, werdet ihr wieder als längst Bekanntes begrüßen, oder, um gerechter zu reden und ohne Bitterkeit: unsere Zeit zeigt sich auch hier wie anderwärts entblöst von jener neuschöpfenden Urkraft künstlerischer Produktivität, aber zum Ersatz dafür ward ihr vergönnt, die Strahlen vieler früherer Herrlichkeiten in den Glanz eines großen Brennpunktes zu sammeln. — Wir haben die ausgesprochenen Ansichten nunmehr als begründet nachzuweisen.

Gehen wir zu diesem Zwecke zurück zu den Wurzeln des vielgeästeten Stammes der modernen Musik. Drei sächsische Meister waren es vorzugsweise — Händel, Keiser, Bach — die zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Kunst des polyphonen Satzes in Deutschland in würdiger Weise übten, daß sie selbst den Italienern die musikalische Hegemonie entrissen. Die Satzart dieser Männer charakterisirt sich aber vornehmlich dadurch, daß Melodie und Harmonie in gleichmäßiger Durchdringung gleichberechtigt in einander aufgehen, wie dieß schon der Begriff der fugirten Schreibweise bedingt. Es gibt sich hier die erste, kindlich naive Freude an dem Wechselgewoge harmonischer Verschlingung und Auflösung, anmuthig geführter, nach gerechtem Maße verketteter Melodien 2c. kund: der volle Reichthum der Tonwelt, allein noch in seiner naiven Unmittelbarkeit, Farbenglut, Reinheit und Schwung der Linien; doch es fehlt das Plastische, die ebenmäßige Gliederung und somit — trotz der Allgewalt Bachischer und Händel'scher Charakteristik in ihren Chören — das eigentlich Dramatische. (Der dem Gehalte nach reflektirte, der Form nach prunkhaft aufputzende Geist der Zopfzeit hat freilich die gerühmte Naivität nicht unberührt gelassen, aber er tritt lange nicht so auffallend in den Vordergrund, als man vom dilettantischen Standpunkte aus häufig wähnt und behauptet.) Des Kunstverstandes Maß und Gerechtigkeit mußte diesem Tongewoge, diesem Stürmen und Drängen ein Ziel setzen: das ist später die Mission der Wiener Tonschule geworden, aber es ist ungerecht, ihre größten Meister deßhalb, wie gegenwärtig fast Mode, der Verstandesnüchternheit und Reflektirtheit zu zeihen. Das eben ist Postulat der wahren Kunst, Maß zu wissen; denn sie soll unendlichen Gehalt in endliche Form gießen, so daß er die Form genau erfülle, dann nennen wir's schön.

Zwischen jenen alten contrapunktischen Meistern und den Wienern schlägt sich jedoch noch eine Brücke. Schon in frühern Jahrhunderten war die moderne Musik aus ihrem Stammlande, dem nebligen Norden, aus Friesland namentlich und Belgien, südwärts gezogen, um ihr Grundelement nordischer Romantik mit des Südens Glut und Klarheit zu vermählen (Ockenheim, Josquin, J. v. Muris — Palestrina). So sollten jetzt abermals zwei Sachsen, Graun und Hasse, die an der Sonne Italiens die Früchte ihres Genius gezeitigt, vorerst Weichheit und Anmuth in die starren, spröden Kunstformen gießen und jenen dem Süden angeborenen Sinn für Ebenmaß und Harmonie zu uns Ueberschwänglichen herüberpflanzen. Die damaligen Kunstgelehrten haben sehr schief auf die Neuerer herabgeblickt und dieselben mit verächtlichem Accente „galante“ Componisten genannt, und auch bei der Nachwelt sind sie in keinen sonderlichen Kredit gekommen; denn das Amt der Vermittler ist in der Kunst wie im bürgerlichen Leben ein undankbares.

(Fortsetzung folgt.)

Brighton.

(Schluß.)

Ich sagte, die Trinkstunden seyen von sieben bis zehn; ich muß hinzusetzen, mit Ausnahme der Sonntage. Da wird die Anstalt um neun Uhr geschlossen. Selbst bis dahin erlauben sich nur Wenige, den Sonntag in solcher Weise zu entweihen, oder brauchen die Scheu zum Vorwande, um ein paar Stündchen länger der süßen Morgenruhe zu pflegen, dann in höchster Bequemlichkeit das Frühstück zu nehmen und nach vollendeter Toilette dem Gottesdienste beizuwohnen. Brighton gilt für eine der gottesfürchtigsten Städte Englands und wetteifert in dieser Beziehung mit Schottland. Nun sollte man freilich glauben, daß wenigstens während der Saison, wo die Fremden die erste Violine spielen, die Brightoner ihre Instrumente nach jener stimmen und über eine etwaige Verletzung ihrer Sabbathsfeier ein Auge zudrücken würden. Dem ist aber nicht so. Wie in Deutsch-

land, so sind in England „new bread“ und „fresh rolls“ Morgens zum Kaffee ganz nothwendige Artikel. In Brighton muß Sonntags darauf verzichtet werden, die Bäcker backen nicht; allerdings in London auch nicht; allein abgesehen davon, daß dort auf Fremde minder Rücksicht genommen zu werden braucht als hier, sind doch die Londoner Bäcker gegen ihre Kunden so barmherzig, kurz vor Mitternacht das lezte Gebäck Brod zu liefern. Dieses schmeckt also Morgens immer noch ziemlich frisch. In Brighton denkt keiner an solche Aufmerksamkeit. Hier muß der Mensch Sonntags früh sich mit dem begnügen, was Sonnabends früh gebacken worden ist. Und noch schlimmer: in London bleiben vom Sonnabend zum Sonntag die Bäckerladen bis nach Mitternacht offen und werden Morgens bis zum Beginn des Gottesdienstes geöffnet; da kann der Brodbedarf geholt werden. In Brighton wird Sonnabends Schlag zehn Uhr geschlossen und vor Montags früh nicht aufgethan. Gleich den Bäckern thun in London die Fleischer, Gemüsehändler und Zuckerbäcker. Leztere genießen sogar das gesetzliche Privilegium, ihre Laden den ganzen Sonntag auf zu haben, und sie machen davon in London Gebrauch, in Brighton nicht. Wie bei den Bäckern ist Alles geschlossen. Auch erfreuen sich hier die Esel eines eigenen Sonntagsschutzes. Es wird hier viel auf Eseln geritten und in mit Eseln bespannten Wagen — donkey chaises — besonders von Kindern gefahren. Sie stehen längs des Strandes an bestimmten Plätzen und sind, wenn man vorher akkordirt, sonst wird man regelmäßig übertheuert, ein wohlfeiles Vergnügen. Während nun Sonntags die Miethkutschen wie die ganze Woche auf ihren Plätzen halten, darf kein Eseltreiber bei so und so viel Strafe mit seinen Eseln erscheinen, und wer reiten oder fahren will, muß das gesattelte oder angespannte Langohr vor die Stadt bestellen und dort auch wieder ab- oder aussteigen.

Im Erdgeschosse des Hauses, wo ich wohne, hat ein Zeitungshändler sein Gewölbe, ein betriebsamer Mann mit starker Kundschaft. Es gibt kein in England einigermaßen renommirtes Blatt, Zeitung oder Journal, das er nicht führt, und da in England kein Abonnement stattfindet, sondern jedes Zeitungsblatt einzeln verkauft wird, läuft ein solcher Händler hier mehr als irgendwo Gefahr, ein bezahltes todtes Gewicht auf dem Lager zu behalten. Deßhalb bieten diese Leute in England Allem auf, sich schnellen Absatz zu verschaffen, und mein Mann im Erdgeschosse ist die personificirte Aktivität. Die Londoner Morgenblätter hat er spätestens drei Stunden, nachdem sie aus der Presse gekommen, und sobald die Abendblätter eingetroffen sind, zwischen acht und neun Uhr Abends, läßt er sie von einer Stentorstimme in den Straßen ausrufen. Am zweiten oder dritten Sonntage meines Hierseyns fiel es mir auf, daß, während andere Zeitungshändler ihre Laden geschlossen hatten, der seinige es nur unter dem Gottesdienste war. Ich fragte ihn deßhalb und erhielt zur Antwort, da kein Gesetz das Schließen gebiete, könne er im Lande der Freiheit thun, wie er wolle, und minder orthodox oder minder bequem als seine Kollegen, finde er die Abweichung von ihrer Gewohnheit in seinem Interesse. Wohl, aber acht Tage später wurde der Spekulative vor das Polizeigericht gefordert und „wegen des in Brighton nicht herkömmlichen Offenhaltens seines Ladens am Sonntage,“ troß allen Widerspruchs um zehn Schillinge gestraft. Nächsten Sonntag war sein Laden wieder offen; er wurde abermals vorgefordert und außer den Kosten um zwanzig Schillinge gestraft. Das freute ihn, denn nun, sagte er mir, habe das Gericht gethan, was sein Sachwalter gewünscht, d. h. seine Strafbefugniß überschritten, und ihm dadurch Beschwerdeführung möglich gemacht, in deren Folge er nicht bloß den zweiten Strafbetrag sammt Kosten zurück, sondern auch das Recht erhalten werde, nach wie vor sein Gewölbe Sonntags zu öffnen. Ich wünsche das dem Manne von Herzen, zweifle jedoch, im Laufe einiger Wochen das Resultat hier zu erleben. Inzwischen bemerke ich, daß in Brighton auch drei eigene Zeitungen erscheinen, jede wöchentlich einmal. Wegen ihres politischen Inhalts liest sie wohl nur eine kleine Zahl Menschen, denn dieser ist meist den Londoner Blättern entnommen; aber die Annoncen sichern ihr Bestehen, und mitunter bringen sie ergötzlichen Skandal, der in England wie auf dem Continente zur Lieblingslektüre gehört

Wo so viel Gottesfurcht, da ist auch viel Kirchengehen, und der heißt hier kein sonderlich guter Christ, der sich jeden Sonntag mit zweimal begnügt. Daher neun Kirchen für die strenggläubigen Anhänger der Staatskirche und zehn Bethäuser für die Dissentirenden, was bei einer Bevölkerung von 50,000 Seelen wohl nicht zu wenig heißen kann. Meine Lieblingskirche ist die des heiligen Nikolaus, nicht als ob dieß mein Schutzpatron wäre, oder ich ein Russe, auch nicht, weil es dieselbe alte Kirche ist, in welcher, wie ich früher erwähnt, der um König und Vaterland hoch verdiente Tattersal ruht, sondern weil sie malerisch zwischen umgestürzten und bemoosten Grabsteinen auf der Spitze von Church-hill liegt, von wo sich eine wunderherrliche Fernsicht bis hinüber nach der Insel Wight aufthut. Es ist eine kleine niedrige Kirche, für deren hohes Alter die verwitterten Kieselsteine zeugen, aus denen ihre Mauern bestehen. Sie soll unter der Regierung Heinrichs VII. gebaut seyn. In der Mitte steht ein künstlich gearbeiteter Taufstein aus der Zeit der Normannen, und ich habe mit Einem Worte die alte Kirche so lieb,

daß ich noch nicht dazu gekommen bin, die übrigen acht sammt den zehn Bethäusern zu besuchen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Oktober.

(Fortsetzung.)

Zustände der Arbeiter. — Reliquien Napoleons. — Eisenbahn nach St. Etienne.

Seit den Arbeiteraufständen im benachbarten Rive de Gier ist auch in die Lyoner Industrie wieder ein Geist der Unruhe und des Unbehagens gekommen, der alle Aufmerksamkeit der Behörden erfordert, wenn nicht wieder Insurrektionen wie vor einigen Jahren die Folgen seyn sollen. Von Neuem bilden sich Vereine unter den Arbeitern, die zum Zweck haben, die Begriffe der Menge über Arbeit und Arbeitsvertheilung irre zu führen, und sie selbst ihren bisherigen Brodherren zu entfremden und zum Verlassen der Werkstätten zu bewegen. Die Polizei hat vor Kurzem mehrere Fälle und Versuche dieser Art zu bestrafen gehabt. Hier, wie überall, herrschen eine Menge verworrener und unklarer Begriffe über die so schwierige und verwickelte Materie der Arbeit, deren Vertheilung und Organisation. Dieß ist jetzt die große Frage bei uns, über die selbst die demokratische Presse ihre früheren Steckenpferde, die Reform des Wahlsystems, den Wiedergewinn der Rheinlande, die Constitutionalisirung oder Republikanisirung Deutschlands u. s. w., vergessen zu haben scheint. Früher sollten die Völker lediglich in politischen Institutionen Glück und Segen finden. Dieser Gedanke ist nun aufgegeben und an seine Stelle ist die Organisation der Arbeit getreten. Bei der Untersuchung dieser Frage hüten sich jedoch die demokratischen Blätter weislich, der Sache recht auf den Grund zu gehen.

Wenn die unbeschränkte Freiheit und Concurrenz dem Arbeiter allen Zwang abnimmt, so beraubt sie dagegen auch seine Existenz aller Sicherheit. Die unbeschränkte Concurrenz führt zur Herabsetzung der Preise und damit zur Verminderung des Arbeitslohns. Durch sie wird der Arbeiter immer mehr auf die strengste Nothwendigkeit beschränkt und ihm manchmal sogar das Unentbehrliche entzogen. Wird der Arbeitslohn nicht vermindert, so wird die Arbeitszeit verlängert und manchmal so ausgedehnt, daß es die menschliche Natur nicht aushalten kann. Oft werden aber gar beide Mittel zu gleicher Zeit gegen den Arbeiter angewendet, dessen Existenz dadurch wahrhaft zwischen Hammer und Ambos kommt. Ja, manchmal muß die Tagesarbeit noch in die Nacht ausgedehnt werden, worunter besonders die Kinder leiden müssen. Die unbeschränkte Concurrenz führt zu einer Noth ohne Mitleid für Alter, Schwäche, Kindheit, Krankheit oder Geschlecht; herzlos zermalmt sie alles Leben, das ihr nicht dienlich und nützlich ist, ja sie verweigert auch das armseligste Stückchen Brod denen, die es nicht mit Arbeit abverdienen können. Daraus entsteht unsägliches Elend, Verderben und Entwürdigung der menschlichen Natur, die ganz auf mechanische Arbeit beschränkt wird, sittliche und physische Entartung der Arbeiter, die oft nichts mehr sind, als Theile einer Maschine. So entstehen einerseits Aufregung und Handlungen wilder Zerstörung, andererseits Unterstützungsanstalten, Armentaxen, Hospize und dergl., deren Ausgaben mit jedem Jahre auf drohende Weise steigen und die Hülfsquellen der Gemeinden, Provinzen und Staaten zu verschlingen drohen. So entsteht der Krebs des Pauperismus, welcher auf der Nachtseite des Lebens immer mehr um sich frißt, während auf dessen Lichtseite Ueberfluß, Luxus und Genüsse die glücklichen Kinder der Civilisation erfreuen. Es wird noch einige Zeit hingehen, ehe man in Frankreich begreifen lernt, daß nicht unbedingte Freiheit der Industrie und unbeschränkte Concurrenz, sondern besonnene Beschränkung zu einem für den Arbeiter leiblichen Zustand führt.

Unsere nun nach und nach absterbenden Napoleonsverehrer wurden hoch erfreut durch das Geschenk von Napoleons Reliquien, die der kürzlich verstorbene General Bertrand seiner Vaterstadt vermacht hat, und die dessen Sohn, der Capitän Bertrand, unserem Maire übergab. Dieser Capitän ist der kleine Bertrand, den Napoleon auf St. Helena so lieb hatte und manchmal in die Ohren kniff. Es sind folgende Gegenstände: das Manuscript, welches Napoleon auf St. Helena über seine Feldzüge in Italien diktirte und wovon er zwei Abschriften machen ließ; eine davon gab er dem Marschall Bertrand zum Andenken; ein Kreuz der Ehrenlegion erster Stiftung, das Napoleon lange getragen und dann dem General Bertrand 1814 in Fontainebleau zum Andenken gegeben; ein Offizierkreuz des Ordens der eisernen Krone, das Napoleon ebenfalls lange getragen, und das nach der Angabe in sein grand de nécessaire de bataille gehörte; ein auf einer Silberplatte eingegrabener Adler, ein Bruchstück von Napoleons Silberwerk, das er auf St. Helena in Stücke schlagen ließ, um damit einen Theil seiner Unterhaltungskosten zu bestreiten; Napoleon schickte die Stücke dieses Silberwerks nach James-Town, wo sie von den englischen Offizieren der Garnison und den Einwohnern der Insel theuer erkauft wurden; eine Karte von Italien, deren sich Napoleon bei der Beschreibung seiner italienischen Feldzüge bediente.

Unsere Eisenbahn von hier nach St. Etienne, bekanntlich die erste in Frankreich, verdient noch immer den Leumund schlechten Baus, schlechter Einrichtung und Bedienung, der Gefährlichkeit, Langsamkeit u. s. w., den sie sich seit ihrem Beginn erworben hat und den ihr keine andere Anstalt dieser Art streitig machen kann. Es vergeht fast kein Monat, ohne daß darauf ein kleinerer oder größerer Unfall sich ereignet. Alles Klagen und Tadeln der Journale hilft nichts; die privilegirte Aktiengesellschaft ist nun einmal da und hat keine Concurrenz zu fürchten. Es kommen freilich auch Fälle vor, wobei der Administration kein Vorwurf gemacht werden kann. So hat man bemerkt, daß die Eisenbahn hier in der Nacht als bequemes und schnelles Mittel zum Selbstmord gewählt wird. Mehrmals fand man Menschen, die sich halb betrunken mit entblößtem Hals auf die Schienen quer über die Bahn gelegt hatten, da eingeschlafen waren und, nachdem der Wagenzug über sie weggegangen, guillotinirt gefunden wurden. Selbst Frauen und Mädchen haben dieses expeditive Todesmittel gewählt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. November 1844.

Horresco referens. —
Virgil.

Briefe über die Auvergne.

7. An Herrn Th. v. Z.

Riom im Juli 1844.

Das Schicksal, theurer Freund, scheint mich mit dir, dem Großstädter, dem bis zur Schwäche den Bedürfnissen eines eleganten Lebens ergebenen Weltmanne, auf meiner Reise stets in den kleinsten Orten zusammenführen zu wollen. Ich habe dich in Brive verlassen, um dich in Riom, einem drei Stunden von Clermont gelegenen Städtchen, wo die Assisen des Departements Puy de Dôme gehalten werden, wieder zu finden.

Wenn man zwischen den beiden wenig gekannten Punkten der Erde, von wo aus meine ersten Briefe an dich gerichtet sind, vergebens bedeutende Verschiedenheiten aufsuchen würde, so gleichen sich desto weniger die Gegenstände meiner beiden Reiseberichte. An die Stelle meiner harmlosen Abenteuer und Leiden in Brive la Gaillarde treten dießmal Betrachtungen über eine Begebenheit, deren nur zu frische Erinnerung sich wie ein Gespenst vor mir aufrichtet und mich heute noch, wo ich dir schreibe, mit unabweislichem Schauer erfüllt. Dir gehört die Erzählung dieses in meinem Reisetagebuche Epoche machenden Ereignisses besonders an; dasselbe steht in enger Beziehung zu der in neuerer Zeit häufig angeregten und auch unter uns mehr als einmal zur Sprache gekommenen Streitfrage, ob die öffentlichen Hinrichtungen nützlich oder schädlich seyen, oder ob nicht ihre Vortheile außer Verhältniß mit ihren Nachtheilen stehen.

Vor den Assisen zu Riom erschien im Mai dieses Jahres ein gewisser Lescure unter der doppelten Anklage, seinen Vater und seinen Oheim ermordet zu haben, um sich als Erbe in den Besitz ihres Vermögens zu setzen. Nicht die Härte seiner Verwandten, oder der entsittlichende Druck des Elends hatte dem Mörder den Gedanken seiner entsetzlichen That eingegeben; der Geist der blinden Eigensucht und der unersättlichen Habgier, der, verbunden mit dem gänzlichen Mangel an religiösem Gefühl, seinen verheerenden Einfluß auf die heutige Generation von Tag zu Tag mehr in Frankreich ausdehnt, hatte einen wohlhabenden Bürger zum Verbrecher gemacht. Lescure war von den Assisen des Departements des Cantal, seines eigentlichen Gerichtsbezirks, des Todes schuldig erkannt, aber dieses Urtheil wegen eines Fehlers in der Form kassirt worden. Die Assisen zu Riom hatten sofort zum zweitenmale das Todesurtheil gegen ihn ausgesprochen.

Der sechste Juli war der Tag, an welchem der Mörder der menschlichen Gerechtigkeit seine Schuld abtragen sollte. Ich war von Clermont nach Riom gefahren,

wahrlich nicht von der grausamen Neugierde getrieben, Zeuge dieses blutigen Akts zu seyn, sondern weil ich in den das Drama begleitenden Erscheinungen Belehrung über die oben erwähnte Streitfrage zu finden hoffte.

Schon um sechs Uhr Morgens stand dem Gefängnisse gegenüber, und kaum hundert Schritte davon entfernt, das Blutgerüst aufgeschlagen. Dem Unglücklichen, für welchen diese Zurüstungen gemacht worden waren, hatte jeder Hammerschlag der Zimmerleute das Herannahen seiner Todesstunde erschütternd vor die Seele führen müssen.

Wenn man durch das entsetzliche Schauspiel, das man der Menge gibt, wirklich einen vortheilhaften Eindruck auf dieselbe zu machen denkt, so sollte man den Anstalten zum Sühnopfer wenigstens einen etwas feierlichern Charakter zu geben suchen. Die paar nicht einmal erwiesenen Fälle, wo ein solches Verfahren einige überspannte Gemüther gerade zum Verbrechen verleitet haben soll, weil die Urheber dadurch die Helden einer ähnlichen Ceremonie zu werden hofften, können meiner Ansicht nach nicht in Betracht kommen. Ist nicht vielleicht der Eid in neuester Zeit deßhalb so oft verlezt worden, weil diese ultima ratio des die Wahrheit suchenden Richters von allem auf die Einbildungskraft wirkenden Pomp entkleidet, zu einer in einem gewöhnlichen Wohnzimmer mechanisch abgeleierten Formel herabgesunken ist?

Das Schaffot ist in Frankreich ein auf sechs magern, etwa drei Fuß langen Stützen ruhendes Brettergerüste, um welches eine eben so hohe Einfriedigung von hölzernen Stäben herumläuft. Ueber diesem dem Gerüste eines Marktschreiers ähnlichen gebrechlichen Bau erheben sich zwei oben durch ein Querholz verbundene Ständer, ähnlich den in Deutschland oft vor den Dorfschulen errichteten kleinen Glockenstühlen. Statt der dort den Landleuten und ihren Kindern die willkommene Feierstunde ankündigenden Glocke schwebt drohend oben zwischen den Ständern das in einen schweren Kloß eingelassene Messer. Die Klinge desselben ist dergestalt abgeschrägt, daß sie auf der einen Seite viel tiefer als auf der andern hinab greift, und daß folglich das niederfallende Mordinstrument nicht bloß durch den Stoß, sondern zugleich auch schneidend auf den Hals des Delinquenten wirkt. Ein an der Einfassung des Schaffots eingehackter Strick hält die fürchterliche Waffe der Gerechtigkeit bis zum entscheidenden Augenblicke in der Höhe; ein Druck, und sie fährt auf den Block nieder, auf welchem der Hals des Verurtheilten ruht, während ein aus der Linie des Messers hinausgerückter Halbmond von Holz den Kopf von oben niederzuhalten bestimmt ist. Dieser Halbmond kann aufgehoben und, nachdem er dem Haupte den Durchgang gestattet hat, mit zwei eisernen Bolzen befestigt werden. Rückwärts vom Blocke, auf welchen das Messer niederfällt, tritt ein schmales Gerüst in horizontaler Richtung hinaus; auf diesem bewegt sich, mittelst Rollen, die sogenannte „bascule," ein Brett, das zurückgezogen, über das Ende des Untergestells niedergeklappt, und nachdem der Verurtheilte auf dasselbe gelegt worden, mit Leichtigkeit wieder vorbewegt werden kann. Ein lederner Sack, welcher, vor dem Blocke angebracht, den vom Rumpfe fliegenden Kopf aufnimmt, ein großer Deckelkorb, in welchen der Körper nach der Exekution geworfen wird, und ein Kasten mit allerhand Handwerkszeuge zum Gebrauche der Henker vervollständigen den Apparat der Hinrichtung.

Um sieben Uhr Morgens sollte die Enthauptung Lescures stattfinden, und schon um halb sieben hatte eine zu Aufrechthaltung der Ordnung bestimmte kleine Abtheilung der Gendarmerie des Orts Mühe, sich Bahn durch die sich um das Schaffot und Gefängniß drängende Volksmenge bis zur Pforte des leztern zu brechen und den Weg von da bis an die Stufen des Blutgerüstes frei zu halten. Die große Mehrzahl der Zuschauer bestand, wie überall bei solchen Gelegenheiten, aus Weibern. Vor dem Gefängnisse sah man für den Fall, daß dem Verurtheilten die Kräfte zu seinem lezten Gange fehlen sollten, einen zum Transporte desselben bestimmten Karren.

Es waren drei Scharfrichter, der von Riom, der von Moulins und der von St. Flour zu der Exekution herbeschieden worden, weil der Hinzurichtende schon in seiner Heimath seiner herkulischen Stärke und seines bösartigen Charakters wegen berüchtigt und gefürchtet gewesen war. — „Si on lâche cet homme, nous sommes perdus," hatten Leute geäußert, welche vor den Assisen als Zeugen gegen Lescure aufgetreten waren. — Dreimal sah man die Nachrichter, wie Raubvögel, welche gierig die ihnen noch streitig gemachte Beute umflattern, an der Thür des Gefängnisses erscheinen und den Eintritt begehren, und dreimal wurden sie vom breitschultrigen Kerkermeister, der mit der Uhr in der Hand auf der Schwelle stand, abgewiesen, weil noch einige Minuten zur festgesezten Stunde fehlten. Endlich schlug es sieben Uhr auf dem Thurme von St. Amable und die Henker wurden in das Gefängniß eingelassen, um die sogenannte Toilette mit dem ihnen verfallenen Opfer vorzunehmen. Der Almosenier des Gefängnisses hatte bereits eine Stunde bei Lescure zugebracht, um diesen zum Uebertritt in eine andere Welt vorzubereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalische Charakteristiken.

(Fortsetzung.)

Diesen Meistern gebührt historisch ihr Recht. Sie hatten aber auch ihr Unrecht; denn sie haben das Theater zum Conzertsaal gemacht, und vergebens war, namentlich für Hasse, den bei weitem einflußreicheren, Bach der geweihte Prediger des Evangeliums deutscher Musik gewesen, und Händel der Hohepriester desselben; über Porporas spielender Zierlichkeit und Breite, und über dem weichen, anmuthsvollen Koloraturenfluß seiner schönen Faustina hat er die großartig umrissene Charakteristik, die gedrungene Kraft seiner Vorgänger vergessen. Darum konnte er auch nach unwandelbar gleichem Schnitt und Muster so viele Opern schneidern, daß er zuletzt von vielen selbst nicht mehr wußte, ob er sie verfertigt habe oder nicht.

Hier nun tritt die Wiener Tonschule ein, vermittelnd zwischen beiden Extremen. Auch Gluck hat lange Zeit in dem herrschenden italienischen Geschmacke geschrieben, aber endlich hat er sich ermannt und in dem Kampfe mit Piccini wohl glänzend die Ehre der deutschen Nation gerettet. Gluck und Haydn brachten zuerst Plastik in ihre Kunst; die lose an einander gereihten, in steifem Regelzwanz zugestutzten Opernarien sammelte der Erstere zum wohlorganisirten dramatischen Charaktergemälde; aus der kurz abgebrochenen, zerstückten Melodieführung des alten Instrumentalsatzes schuf der Andere die reiche und doch so wohlgeordnete Gliederung der Symphonien und Sonaten, und mit Recht hat man ihn seiner Zeit den größten musikalischen Baumeister genannt: er hat Logik in unsere Satzweise gebracht. Dennoch aber war es ein schlichter, bescheidener, genügsamer Geist, der sich diese einfach schönen, mitunter auch beschränkten Formen gebaut hat. Wir haben gesehen, welch ein großer Fortschritt, gegen die frühere Periode gehalten, in ihnen bedingt war; wir sollen ihnen abmerken, wie man's anfängt, Maß zu halten, aber wir sollen nicht Typen für alle Ewigkeit aus ihnen machen. Etwas sehr Charakteristisches ist z. B. die jeweilig übliche Schlußphrase: wir schließen unsere musikalischen Perioden noch völlig fast wie Mozart und Haydn, obgleich uns diese Wendungen längst trivial geworden sind. Welch spezifischer Unterschied findet sich aber zwischen einer Händel'schen und einer Mozart'schen Vorbereitung der Schlußkadenz. Das kommt daher, daß sich hier zwei wahre Epochen geschieden haben.

Suchen wir nunmehr den Geist nach seiner lokalen und historischen Bedingtheit zu erforschen, der sich in der Wiener Schule eine neue Form schuf, stellen wir dann den modernen Geist daneben, der dieselbe adoptirt hat, so werden wir unmittelbar in's Centrum unserer Aufgabe rücken. Die partikulare österreichische Gemüthlichkeit, jenes Insichhineinleben dieses Volkes, welches dem Süddeutschen überhaupt das Herzblut wärmer pulsiren läßt, sein Sinnen und Trachten mehr auf das Detaillirte, Concrete richtet, als bei seinen nördlicheren Brüdern, das auf der einen Seite jene Emsigkeit im Industriellen hervorrief, auf der andern in Oesterreich so viele Musiker, in Schwaben so viele Dichter uns geboren werden ließ, ist hier zuvörderst in Betracht zu ziehen. Im Schwabenlande aber hat sich unter dem Einfluß glücklicherer Sterne jene tiefsinnige Erfassung des Concreten in dialektischem Prozesse frei gemacht zu der wahren Allgemeinheit, die das Besondere aufgehoben in sich enthalten weiß, und die beiden größten Heroen moderner Spekulation gingen daraus hervor, wie unser spekulativster Dichter. Den großen drei Wiener Meistern hingegen, die noch in den Banden lokaler Einseitigkeiten gefangen lagen, war jene kühne, freie Lust an der That und am Gedanken nicht vollauf vergönnt. Sie singen von ihrem Himmel und sehnen sich nach ihm, aber Beethoven erst, der im Süden akklimatisirte Rheinländer, hat es gewagt, keck jenen Himmel selbst zu fordern mit all seinen Sternen, wenn schon sein Herz sich verbluten mußte am Schmerze, Unerreichbares gewollt zu haben. Dafür aber hatten sich ihm alle Höhen und Tiefen der Spekulation im Tone erschlossen, und die scheinbare kleine Basis von des großen Meisters Unsterblichkeit bildet der Satz, daß er unser erster und letzter spekulativer Musiker gewesen ist.

Haydn und Mozart, der Eine die ächteste Künstlernatur, voll Anmuth und Formglätte, lächelnd im seligen Behagen künstlerischer Harmonie, der Andere in wahrhaft göttlicher Liebe mit kindlicher Naivetät das rein Menschliche malend, wie es freudvoll und leidvoll unserer Brust entquillt, ein tiefer Psycholog und großer Herzenskenner, haben zum öftern Stellen, ja ganze Stücke, die wie eine Weissagung auf Beethoven klingen, wie ein Ahnen jener gewaltigen Kunst des freien Gedankens, der sich selbstbewußt auf sich selbst stellen will. Die neueren Künstler aber sind wieder zurückgefallen in jenes unbewußte Schaffen, ohne daß ihnen die Allwissenheit des Genius eine Leuchte aufgesteckt hätte, wie den drei alten Meistern, ohne daß sie ihrer Naivetät und künstlerischen Herzensreinigkeit theilhaftig geworden wäre.

Was für Beethoven ein Unerreichbares war, muß für uns ein Erreichbares werden — das ist die Mission der musikalischen Gegenwart. Statt daß er also in tiefe Schwermuth versinkt, wenn ihn das Bewußtseyn überwältigt, er könne seine titanische Aufgabe nicht lösen,

oder statt daß er in keckem Spott sein eigenes Beginnen persiflirt, oder plötzlich verzweifelnd in schroffen Dissonanzen abbricht, sollen wir in Zukunft ruhig, plastisch beschlossen, im vollen Bewußtseyn des Sieges der Idee, durch die Reihen der Töne schreiten und sie zur festen ehernen Phalanx schaaren. Dann sind wir in der That und Wahrheit auch wieder zu den alten Wiener Meistern zurückgekehrt, aber in höherer Potenz nach dem Bilde der Spirallinie. Ihre verklärte Ruhe, ihr seliges Lächeln des Friedens wird wieder über unsern Gebilden schweben, aber es ist ein Friede, den wir erobert haben. So lange aber selbst viele Beethovenianer noch wähnen, in ihres Herrn und Meisters Fußtapfen würdiger Weise zu treten, wenn sie uns ihre Wange zeigen, bleich von dem dumpfen Brüten einer ziellosen Sehnsucht, wenn sie mit der Natter der Ironie kokettiren, die um ihre Lippen ringelt, wenn der Sehnsuchtswalzer sie zur Produktion begeistert, statt daß gerade umgekehrt die zermalmend erhabenen Akkorde der Eroika ihnen ein bethätigtes anch' io sono pittore entlocken müßten, — so lange ist Beethoven von der Mehrzahl nicht einmal erkannt, und die Zeit heischt doch mehr noch als Beethoven.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Oktober.

(Schluß.)

Die Wasserleitung.

Eine Lebensfrage für Lyon ist seit langen Jahren die Herbeischaffung trinkbaren Wassers. Wir haben schon mehrmals in diesen Blättern darüber gesprochen, besonders vor einigen Jahren, wo es drauf und dran schien, daß unsere städtische Behörde einen Entschluß in dieser Sache faßte. Es war schon von herrlichen monumentalen Brunnen auf unsern Plätzen und von einer guten Zahl kleinerer Brunnen die Rede. Diese schöne Rede aber verstummte, wie bei so viel ähnlichen Fällen in Frankreich. In neuester Zeit ist sie mit Lebendigkeit wieder aufgenommen worden. In dem geduldigen Deutschland wird man die bisherige Geduld unserer Einwohner unbegreiflich finden, wenn man weiß, was mehrere hiesige Aerzte und Sachkenner in öffentlichen Blättern wiederholt versichert haben, nämlich daß die Brunnen, welche uns jezt unser Trinkwasser in der Stadt liefern, in der Erde mit den Kloaken, Abzugsgräben und Abtritten in Verbindung stehen und von ihnen Einflüsse erhalten, aus denen der krankhafte Zustand unserer ärmeren, schlecht genährten Arbeiterklassen zu erklären ist. Und wo findet sich dieser entsezliche Uebelstand? Vielleicht in einer Stadt, die stiefmütterlich von der Natur behandelt ist, die in einer weiten dürren Sandebene liegt, die sehr entfernt ist von Strömen und Quellen? Keineswegs; dieser Mangel an trinkbarem, gesunden Wasser herrscht in Lyon, in der Stadt, die zwischen zwei großen, sie bespülenden Strömen liegt, und auf deren Höhen eine Menge klarer Quellen und Bäche fließen, die leicht zu einer großen Wassermasse vereinigt, in alle Quartiere der Stadt geleitet werden könnten, in der Stadt, die überdieß im römischen Gallien berühmt war wegen ihrer großen Aquädukte, die zum Theil noch stehen. Vielleicht — höre ich Sie weiter fragen — ist die Stadt arm oder unbemittelt, oder hat andere, nöthigere große Bauten zu führen? O nein, Lyon ist eine der reichsten Städte Frankreichs, reich durch ihr großes Communalvermögen, reich durch reiche Privatleute, deren Patriotismus und Milde seit Jahrhunderten herrliche Stiftungen gegründet haben. Diese reiche Stadt hat seit zwanzig Jahren eine Menge Luxusbauten geführt, die viele Millionen gekostet und von denen wir nur das große, mißlungene Theater anführen wollen, einen Bau, zu dem durchaus kein Bedürfniß drängte. Sechs Jahre lang stritt man sich über die schwere Vorfrage: ob reines, klares Quellwasser dem filtrirten Rhonewasser zum Trinken vorzuziehen sey? Während man darüber nicht so schnell in's Klare kommen konnte, als man anderwärts vielleicht denkt — und so weit ist man auch in diesem Augenblick noch nicht gediehen — lag man ferner im Streit, ob die Stadt eine solche Wasserleitung von oben oder von unten auf ihre Kosten anlegen, oder sie Unternehmern überlassen solle? Nach reiflicher Ueberlegung war man für lezteres gestimmt. Nun aber blieb die Sache wieder mehrere Jahre liegen, wiewohl sich zwei Unternehmer, einer für das Quellensystem, der andere für das Flußsystem, gemeldet und ihre Anerbietungen gemacht hatten. Es vergingen einige Jahre mit Besprechungen, es wurde jedoch nichts entschieden. Dazu ist es auch bis auf den heutigen Tag noch nicht gekommen, was zum Theil seinen Grund in den anderwärts ganz unglaublichen Weitläufigkeiten, Vorfragen, Voruntersuchungen, Enqueten, zehnfachem Hin- und Hergehen zwischen der städtischen Behörde, der Präfektur und dem Ministerium in Paris u. s. w. seinen Grund hat. Jezt scheint sich indessen die Sache ihrer Entscheidung nähern zu wollen; der Munizipalrath hat sich für den Antrag eines Unternehmers entschieden, welcher die Vereinigung und Herbeileitung der Royesquellen und deren Vertheilung in der Stadt unter sehr annehmlichen Bedingungen vorgeschlagen hat. Bereits wurde von dieser Behörde nach ziemlich langer Debatte entschieden, daß die Sache ein Gegenstand des öffentlichen Nutzens sey. Somit können nach dem Gesetz die für die neue Wasserleitung nöthigen Expropriationen vorgenommen werden. Auf diese Art, und wenn sich nicht von Neuem Hindernisse und Schwierigkeiten zeigen, können die Lyoner mit bedeutenden Kosten in ihren Häusern und selbst in den höchsten Stockwerken gutes, frisches Trinkwasser bekommen, aber lange nicht Wasser genug für die Bedürfnisse der Reinlichkeit, für Waschen, Straßenreinigung, Wassersprengung im Sommer, Feuerspritzen u. s. w. Dazu wird hoffentlich die Rhone benuzt, die durch Druckwerke, in dem Fluß selbst und von ihm getrieben, eine Menge großer und kleiner Brunnen mit Wasser versehen kann.

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. November 1844.

Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.
Lenau.

Der Wanderer im Herbste.

1.

Zum Schlafen müd!
Die Sonne ist gegangen,
Das Abendroth verglüht,
Die Abendglocken klangen.

Zum Schlafen müd!
Es scheidet Ein's vom Andern;
Die Vögel selbst gen Süd
Zu fremden Lenzen wandern.

Zum Schlafen müd!
Entblättern müssen Bäume. —
Wie selig die geblüht!
Es waren Jugendträume.

2.

In solchen sonnig blauen Tagen —
Was ist's, das uns den Abschied nennt?
Es säuselt überall Entsagen,
Wenn sich das Laub vom Baume trennt.

Und Friede weht, ein Gruß der Frommen —
Wie ist die Luft so rein, so klar!
Es muß jezt zum Versöhnen kommen:
Das Leben wird jezt still und wahr.

Die Wünsche sind vorbeigezogen,
Sie haben nicht auf Erden Rast;
Die Träume sind vorausgeflogen,
Und leichter wird des Pilgrims Last;

Die Freuden all hat er als Boten
Zur Heimath sich vorausgeschickt,
Zum Himmel, zu dem abendrothen,
Auf den vertrauend er geblickt;

Das Glück, die Liebe und die Lieben. —
Nur Sehnsucht blieb im Herzen wach,
Nur Sehnsucht ist bei ihm geblieben —
Er kommt mit ihr zum Himmel nach.

Emma Niendorf.

Musikalische Charakteristiken.

(Fortsetzung.)

Obgleich die alten Wiener Meister sich nicht eben sonderlich in Verbindung sezten mit den übrigen künstlerischen und wissenschaftlichen Erscheinungen der Zeit, so hat doch der Geist derselben den unverkennbarsten Einfluß auf ihre Werke geübt. Das ist ein Zeichen, wie die vielseitigste geistige Entwicklung eines Volks dennoch immer eine gesammte, einheitliche ist, wie Eine bestimmte Grundstimmung die geistige Atmosphäre eines jeden Zeitalters durchdringt. Es waren aber dazumal, wenn wir die Poeten und Philosophen jener Epoche betrachten, die Tage des Kosmopolitismus, der rationalisirenden Humanität, die Tage der Vergötterung des klassischen Alterthums am Horizonte der deutschen Kulturgeschichte aufgezogen, und auch unsere großen Wiener Meister haben krank gelegen am nämlichen Kosmopolitismus, an rationalisirender Humanität und an einem allzugroßen Penchant zu einer der plastisch klassischen entsprechenden Ausdrucksweise mit Hintansetzung unserer national romantischen. Das klingt sehr wunderlich, darum müssen wir es näher erörtern.

Zuerst also der Kosmopolitismus. — Gluck, Haydn und Mozart verdankten ein groß Theil ihrer musikalischen Bildung den Italienern; es war damals noch Sitte, eine Kunstreise, d. h. keine moderne, sondern eine Reise zur gründlichen Erlernung des Technischen nach Italien zu unternehmen; den Contrapunkt und die strenge, gebundene Schreibart betrachtete man noch halb und halb als Geheimniß, wovon man sich in den großen mailändischen und römischen Kunstschulen am füglichsten Wissenschaft erwerben könne. Die Oper war in Deutschland noch immer wesentlich italienisch, fast alle Cantaten und größeren Gesangstücke hatten italienischen Text. Das übte auf die Composition den schlimmen Einfluß, daß man sich des entschiedenen deutschen Moments der Charakteristik ganz enthielt und die dem Hörer und oft auch dem Tonsetzer selbst unverständlichen Worte als bloßes Substrat eines coulanten, ohrenschmeichelnden Concertstückes behandelte. Als Beleg halten wir die italienischen Lieder Mozarts, z. B. sein „Ridente la calma etc.,“ die auch in der Musik durch und durch italienisirend gearbeitet sind, neben seine deutschen, z. B. das Goethe'sche „Veilchen.“ In Mozarts Opern spielen, oft bis zum Störenden bemerkbar, italienische Motive herüber, so in seinem der Grundidee nach wahrlich ächt deutschen Don Juan die ganze musikalische Partie des Don Ottavio, so die großen Arien im Titus (der ja schon seiner Gattung nach der italienischen „Heldenoper“ eng sich anreiht), so die Rolle der Königin der Nacht in der Zauberflöte, und endlich auch, französisirend gehalten, viele Stellen im Figaro. Aehnlich ist Haydn in seinem „Orlando,“ der wahrlich seinen Ruhm nicht vergrößert hat, von dem deutschen Geiste abgefallen, darum ist dieß Opus auch schon längst der Vergessenheit anheim gegeben worden.

Gerade diese Schattenseite der alten Wiener Tonschule hat man bis auf den heutigen Tag am meisten zu copiren sich befleißigt; Winter und Paer sind daran zu Grunde gegangen, und auch noch die allerleztesten Ausläufer jener Schule, ein Kalkbrenner, Hünten, Herz, in denen sie geradezu im dürrsten Sande versiegt ist, haben diesem Punkte ihre grenzenlose Flachheit und Mattherzigkeit, leider aber auch ihre Beliebtheit beim großen Publikum zu danken. Es sey aber ferne von uns, mit diesem Urtheile jenem ächten Kosmopolitismus der alten Wiener Meister zu nahe treten zu wollen, jenem Kosmopolitismus, der allen Genien ersten Ranges eigen ist, dem Kosmopolitismus Dante's, Raphael's, Shakespeares. Wie sich bei Raphael germanische Tiefe und Innigkeit mit italienischem Formsinn und Grazie zur Erreichung der höchsten künstlerischen Harmonie vermählt hat, so bei Mozart südlicher Farbenschmelz und Duft, südliche Glut des Kolorits und Eleganz der Formbildung mit deutschem Ernste, deutscher Tiefe der Charakteristik, d. h. Mozart und Raphael haben Beide die partikulare Mission ihres Volkes erfüllt, aber in ihrem ganzen welthistorischen Umgang. So stehen Mozart und Haydn als Instrumentalkomponisten in der innigsten Beziehung zu dem Italiener Boccherini; man kann die beiden deutschen Meister in diesem Zweige nicht historisch würdigen ohne Rücksicht auf jenen; hier ist aber keine Nachahmung, es ist vielmehr gegenseitiges Ineinanderschmelzen des Herrlichsten beider Nationalitäten, beiden zum Heil.

Wenn wir jedoch die deutsche Oper (und sogar die Mozartsche) ihrem Grundwesen nach schlechterdings nicht als etwas ächt Nationales anzuerkennen vermögen, so müssen wir hinwiederum freudig bekennen, daß wir in zwei andern Compositionsgattungen durch die beiden Heroen der Wiener Schule einen herrlichen Triumph unseres nationalen Genius gefeiert sehen, wir meinen das deutsche Lied und den Quartetten- und Symphoniensatz. So wie die Dichter zu Ende des vorigen Jahrhunderts von der Nachahmung der französischen Lyrik ihre Blicke wegwandten, um an den einzigen ächten Liederschatz wieder anzuknüpfen, den man die lange, dürre, gemüthlose Zeit hindurch bewahrt hatte, an das Volkslied, so ging auch Mozart, sey es bewußt oder unbewußt, auf die alten einfachen Weisen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Kein Gefühl wurzelt so tief im Herzen des Menschen, wie das der Religion, und wenn ein langes Leben voll Unthaten zu dem Glauben berechtigt hat, daß jener edle Instinkt des denkenden und fühlenden Wesens untergegangen sey, erwacht derselbe doch gewöhnlich in der lezten Stunde wieder und der Sterbende klammert sich an die einzige feste Stütze an, welche unserer Schwäche auf Erden vergönnt ist. So hatte auch Lescure mit Dankbarkeit die Tröstungen der Religion empfangen, und tief bewegt von den Ermahnungen seines Beichtigers, mit Reue seiner Verbrechen, mit Schmerz seiner Frau und Kinder gedacht, diese den Anwesenden empfohlen und Alle die, welche während seiner Gefangenschaft mit ihm in Berührung gekommen, um Verzeihung gebeten, falls er sie beleidigt haben sollte.

Während nun die Scharfrichter im Innern des Gefängnisses beschäftigt waren, ruhte mein Blick auf der Menge, die mit jedem Augenblick zahlreicher geworden war. Ich suchte in der vor dem geübten Beobachter wie ein offenes Buch daliegenden Physiognomie des Volks die Empfindungen zu lesen, mit welchen es des blutigen Schauspiels harrte. Auf den meisten der begierig nach der Thür des Gefängnisses gewendeten Gesichter sprach sich ungeduldige Erwartung aus, die schweigende Wiederholung der Worte zweier Weiber hinter mir, von denen die eine beim Eintritt der Scharfrichter in das Gefängniß rief: „Eh bien, allons donc, marche!“ worauf die andere erwiderte: „Ma foi oui, nous avons attendu un brave petit moment.“ In den Mienen einiger Anderer sah ich deutlich mit der Ungeduld den Ausdruck inniger Befriedigung, blutdürstiger Neugierde gepaart; einige alte fromme Weiber, welche sich vielleicht schämten, die Frühmesse dem Schauspiel einer Hinrichtung aufgeopfert zu haben, gaben sich vergebens Mühe, ihre grausame Freude hinter einer möglichst kläglichen Miene zu verstecken; viele Männer rauchten und scherzten mit einander über die Begebenheit des Tages, oder über gleichgültige Dinge. Ich bemerkte unter den Zuschauern eine Menge junger Mädchen von 14 bis 17 Jahren, Massen von Kindern beider Geschlechter, und Mütter, welche ihre Säuglinge emporhielten, um sie durch den Anblick des Blutgerüstes zu zerstreuen und vom Schreien abzuhalten; nirgends aber eine Spur von Ernst, von Theilnahme oder gar von Erschütterung. Die vor meinen Blicken sich entwickelnde Scene rief mir die unvergleichliche Darstellung einer Hinrichtung von Hogarth in's Gedächtniß, ein Bild, das durch seine gräßliche Wahrheit eine große, noch immer unbenuzt gebliebene Lehre für die Gesellschaft enthält.

Und ein solches Schauspiel soll einen heilsamen Einfluß auf die öffentliche Moralität ausüben! sagte ich mir zum erstenmale in meinem Leben mit tiefer Ueberzeugung. Das vor den Augen des Volkes vergossene Blut erweckt in jenem die dem Menschen angeborenen wilden Triebe; der Anblick des höchsten menschlichen Elends verhärtet jedesmal den Menschen, wenn es ihn nicht zugleich zur Milderung oder Abhülfe aufzufordern vermag. Dem Jähzornigen, den ein unglückliches Temperament im Augenblicke der Aufwallung zum Mörder macht, schwebt in seiner die Vernunft erstickenden Raserei das schreckende Bild einer Hinrichtung so wenig vor, wie jede andere Folge seiner That; der Mörder aus Egoismus und kalter Berechnung aber ist stets überzeugt, daß seine Vorkehrungen ihn vor der Entdeckung sichern. Wo ist also der Nutzen der öffentlichen Hinrichtungen?

Die Todesstrafe sollte, meiner Ansicht nach, allerdings eine äußerste den Missethäter bedrohende Ahndung des Gesetzes bleiben; denn die Phantasie, namentlich des rohen, von den verfeinernden Einflüssen der Civilisation fast unberührt gebliebenen Menschen, ist zu träge und daher unfähig, ihm vor der gemachten Erfahrung die Schrecken des lebenslänglichen Gefängnisses an der Stelle der Todesstrafe in vollem Umfange vorzumalen. Aber die Hinrichtungen sollten nicht mehr öffentlich vor sich gehen; damit sie indessen nicht den in unserer Zeit doppelt gehässigen Charakter einer lichtscheuen Vollziehung des Gesetzes erhielten, sollten sie in Anwesenheit einer gewissen Anzahl durch ihre Mitbürger zu dieser peinlichen Sendung auserkohrener ehrenwerther Männer vollzogen werden. So, glaube ich, würden die möglichen Vortheile der Todesstrafe ohne die der Oeffentlichkeit anklebenden Nachtheile erreicht.

Wiederholte Hammerschläge auf die Ketten des Verurtheilten, welche diesem in der Hausflur des Gefängnisses abgenommen wurden, drangen auf den Platz heraus und verkündigten das Nahen des entscheidenden Augenblicks. Die Thür öffnete sich und Lescure erschien auf der Schwelle, mit auf den Rücken gebundenen Händen, nur bedeckt mit einem Beinkleide und einem Hemde, an welchem der Kragen abgeschnitten war. Sein erster Blick fiel auf das dicht vor ihm drohend emporstarrende Blutgerüst, und unter diesen Eindrücken schrumpfte die athletische Gestalt dieses Menschen förmlich zusammen. Das Haupt auf die Brust gesunken, den Blick, der sich nicht mehr zu erheben wagte, nach der Erde gerichtet, das Gesicht mit einer gelblichen Blässe bedeckt, blieb der Verurtheilte zusammengekrümmt auf der Treppe des Gefängnisses stehen, als ob er erst jezt durch den zur

fürchterlichen Wirklichkeit werdenden Gedanken an sein unvermeidliches, so nahes Schicksal ergriffen worden wäre. Einer der Scharfrichter, welche den Gefangenen umgaben, weckte ihn aus seiner Lethargie, indem er ihn fortschob, und der junge Geistliche ergriff den Arm des Unglücklichen, um seine Gedanken auf die unerschöpfliche Gnade des Himmels zu lenken.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

Triest. — Feuersbrünste. — Wohlthätigkeit. — Wein.

Das Kaiserpaar ist bei seiner Rückkehr von Triest hier auf's Festlichste empfangen worden. Diese Stadt hat seit 1816 wieder zum erstenmale das Antliz seines Herrschers geschaut. Die Historiker säumten nicht, bei dieser Gelegenheit die Besuche österreichischer Regenten in Triest nachzuweisen, und es ergab sich, daß lezteres seit seiner Gelangung unter österreichischen Schuz (1582) sechsmal von seinen Fürsten heimgesucht worden. Als Erzherzog Ernst der Eiserne 1421 von seinem Hofe zu Prag aus sich nach Triest begab, war es kaum besser als ein Fischerdorf und zählte nur 5000 Einwohner. Kaiser Leopold I. empfing dort die venezianische Gesandtschaft am 28. Septbr. 1660. Eilf Jahre nach Begründung des Freihafens, am 10. Septbr. 1728, sah Triest Kaiser Karl VI.; damals zählte Triest erst 6000 Einwohner. Zur Zeit des Besuchs Josephs II. am 14. März 1781 zählte es bereits 15,000 Einwohner. Bald darauf, 1790, kam Leopold II. zum Besuche und fand eine Einwohnerzahl von 17,000. Der vorlezte Besuch fiel auf den 30. April 1816, wo Franz I. bereits eine beinahe verdoppelte Bevölkerung begrüßte. Dieselbe ist seitdem so rasch gestiegen, daß sie sich heute auf mehr als 60,000 Einwohner beläuft, und der Zustand Triests, wie ihn das Journal des österreichischen Lloyd statistisch schildert, ist ein blühender und entwickelt sich zu immer größerer Bedeutung. — Am Abend nach der Ankunft des Kaisers und der Kaiserin brachte der Wiener Männergesangsverein, von dem ich Ihnen neulich berichtete, daß er im heurigen Sommer so interessante Sängerfahrten in die lieblichen Umgebungen Wiens unternommen, den hohen Heimgekehrten eine Bewillkommnungsserenade in Schönbrunn, deren musikalische Wirkung eine in der That bedeutende war. — Es ist eben keine Seltenheit, das Feuersignal vom St. Stephansthurme ertönen zu hören; in einer so umfangreichen und dichtbevölkerten Stadt wie Wien ist die Veranlassung zu Brandfällen natürlich häufig. Indessen gelingt es, bei der Trefflichkeit der hiesigen Feuerlöschanstalten, dem Feuer nur in höchst seltenen Fällen, um sich zu greifen. Das Vertrauen des Publikums zu den Manövern der Tag und Nacht zum Feuerdienst bereiten Pompiers ist auch so groß, daß die Bewohner meist ruhig zum Fenster hinaussehen, indeß die Feuermannschaft die Flammen über ihren Köpfen bändigt. Was nun so selten in Wien geschieht, daß ein ganzes Gebäude Beute des Feuers wird, hat sich dennoch seit Kurzem zu wiederholtenmalen in zweien der hiesigen Vorstädte ereignet. Von weit verderblicheren Folgen war aber die in der Nacht vom 9ten auf den 10ten d. M. in dem benachbarten Untersievering ausgebrochene Feuersbrunst, welche gegen 30 Gebäude in Asche legte und 82 Familien obdachlos machte. Die Noth der Abgebrannten ist um so größer, als der Winter vor der Thüre ist, alle Vorräthe in Rauch aufgegangen sind und der Milchabsaz nach Wien — die Hauptnahrungsquelle der Verunglückten — plözlich stockt. Können nun aber die armen Sieveringer die köstliche Morgengabe nicht mehr nach Wien bringen, so ist jezt an dem reichen und wohlthätigen Wien die Reihe, nach Sievering hinauszuziehen und die Thränen des Jammers zu trocknen. Die Brandstätte ward in den ersten Tagen nach dem Unglück zum Wallfahrtsorte; auf allen Wegen und Pfaden sah man Schaaren von Wienern, die bei dieser Gelegenheit das Prädikat „gutmüthig“ und „gemüthlich“ ehrenvoll rechtfertigten, hinausströmen, um wo möglich Hülfe zu bringen. Sofort wurden auch mehrseitige Aufrufe zur Wohlthätigkeit laut, und ein schöner Wetteifer hat sich entsponnen, zum Besten der Sieveringer zu wirken. Sogar Dichter verzichten zu ihren Gunsten auf ihre Honorare. Dießmal darf sich indessen die humane Theilnahme nicht auf Sievering allein beschränken, denn auch Eßling im Marchfelde — berühmt durch die Schlacht bei dem nahen Aspern und Geburtsort Rafael Donners, unseres berühmtesten plastischen Künstlers — ist kürzlich zum Theil ein Raub der Flammen geworden. — Die Weinlese hat begonnen, und unter bessern Auspicien, als man zu hoffen gewagt. Der Herbst, obschon nicht völlig entschädigend für verlorene Sommerfreuden, hatte doch eine den ökonomischen Wünschen der Winzer angemessene Witterung im Gefolge, und so wurden wenigstens in qualitativer Hinsicht die Befürchtungen nicht zur Wahrheit. Der heurige Rebensaft wird ungefähr dem von 1842 gleich geschäzt. In quantitativer Beziehung bleibt freilich Vieles zu wünschen übrig. Leider unterliegt die Weinkultur sehr bedeutenden Schwankungen, und ein guter Jahrgang muß in der Regel eine Reihe ungünstiger compensiren; auch ginge dieß wohl an, wenn die aufgehäuften Weinvorräthe ihrer Zeit reichlichen und sichern Absaz fänden. Es fehlt in Oesterreich nicht an tüchtigen Weinlagern, nur scheint dem Weine, wo nicht im Wasser, doch sicher im Biere ein gefährlicher, die Autorität des Weins als Nationalgetränke verhöhnender Rival zu erstehen. Um sich bei Zeiten gegen die voraussichtlichen schlimmen Folgen zu verwahren, sollten patriotische Vinologen, nach dem Beispiele und Vorgange der Hamburger, einen Weintrinkerverein begründen, und dieß um so mehr, als sich, eben nach dem nordischen Vorbilde, ganz im Sinne der wohlthätigen Wiener ein humaner Zweck damit verbinden ließe. Die Sache klingt zwar wie ein Scherz, entbehrt aber gleichwohl, beim rechten Lichte besehen, nicht des Ernstes, wenigstens nicht des Humors. Darum hat sich wohl auch ein Wiener Humorist kürzlich in einem hiesigen Blatte im Interesse des Weintrinkens, und namentlich des so wirkungsvollen Heurigen (Neuweins) angelegentlich vernehmen lassen. Nach ihm ist ein Wiener beim Heurigen ein doppelter Wiener. Diesen Saz bewies er sehr bündig und schlagend aus den Eigenschaften eines ächten Wieners und des Heurigen. Auch der wackere Verfasser des so eben in der zweiten Auflage erschienenen trefflichen Wiener Volksromans: „Karl Gutherz,“ weiht dem Heurigen einen warmen Panegyrikus und nennt ihn den Nektar des „Wiener Götterlebens.“ Die dem Heurigen seit den grauesten Zeiten von Reich und Arm, Hoch und Gering dargebrachte Huldigung bezeichnet er als ein weingeschichtliches Faktum, vor dem man Respekt haben müsse. Also: „Wein for ever!“ sollte auch der Wahlspruch der modernen Wiener seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Intelligenz-Blatt. Nro. 45.

Sonnabend, 9. November 1844.

[430] Neu erscheint so eben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Schauspiele
von
Don Pedro Calderon de la Barca.
Uebersetzt von
Adf. Martin.
Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Inhalt: I. Des Armen Wesen ist Anschläge. Alles ist Wahrheit und Alles Lüge. Für heimliche Beleidigung heimliche Rache. — II. Die drei größten Wunder. Liebe, Ehre, Macht. Apollo und Klymene. — III. Leonid und Marfissa. Phaeton. Haß und Liebe.

Die in diesen drei Theilen enthaltenen Stücke erscheinen hier zum ersten Male ins Deutsche übersetzt und können daher zugleich als ein Supplement zu den Uebersetzungen von Gries, Schlegel und Malsburg empfohlen werden.

Leipzig, im Okt. 1844.

F. A. Brockhaus.

---

[481] Bei Carl Gerold & Sohn in Wien ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Vollständige
Grammatik
der
Englischen Sprache.
Vorzüglich
für Jene bestimmt,

welche nicht allein die Regeln derselben gründlich kennen lernen, sondern auch in ihren Geist eindringen, ihre besten Classiker kritisch würdigen, und sich einen natürlichen, genauen und eleganten Styl in dieser Sprache aneignen wollen.

Von
S. Hirst A. B.
Trinity College, Cambridge.

gr. 4. 1845. In Umschlag brochirt 2 Thlr.

Dieses Werk ist vielleicht das einzige, das ein solches System des Unterrichtes in der englischen Aussprache darbietet, wodurch der Lernende in der kürzesten Zeit mit Hülfe eines richtig sprechenden Lehrers die genaueste Kenntniß der Analogie der englischen Aussprache erlangen kann, so daß er sich von den meisten diese Sprache sprechenden Nicht-Engländern durch eine korrekte, sichere und elegante Aussprache auf das Vortheilhafteste unterscheiden wird.

Ferner ist diese Grammatik in ihrem etymologischen und syntaktischen Theile ein ausgezeichneter Führer für diejenigen, welche ihre Kenntniß der englischen Sprache fest basiren und im wahren Geiste der Sprache ausbilden wollen. Ueberdieß wird der fremde Philolog, der vielleicht schon weit in der Kenntniß der englischen Sprache vorwärts geschritten ist, mit derselben Schwierigkeiten, die bisher unüberwunden gewesen sind, leicht zu beseitigen im Stande seyn, z. B. bei Anwendung der Hülfszeitwörter, der Zeiten der Zeitwörter und der Vorwörter, u. s. w.

---

[480] Aus dem Verlage von Herold & Wahlstab in Lüneburg ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das neue
Königliche L'Hombre
nebst einer gründlichen Anweisung

wie Piquet, Reversy, Tresett, Tarok, Casino, Connectionen, Whist, Boston, Patience, Kabale, Bouillotte, Jeu de Commerce, Pharao, Rapouse, Vingt un, Vive l'amour, Mariage, schwarzer Peter, Poch, Onze et demi, drei Karten, Loup oder Wolf, bester Bube, Ecarté;
ferner: Trictac, Verkehrer, Kegel, Billard, Dame, Domino, large Poch, Schach, nach jetziger Art zu spielen sind, wobei die Ausdrücke, deren man sich bei diesen Spielen bedient, deutlich erklärt worden sind.

17te, umgearbeitete und verbesserte Auflage.

8. cart. Preis 16 Gr. = 1 fl. 12 kr. rh. = 1 fl. C.-M.

---

[494] Bei Justus Perthes in Gotha ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

der 82ste Jahrgang des
Gothaischen genealogischen
Hofkalenders auf 1845,
Mit 6 Bildnissen. Preis 1 Thlr.

und der 18te Jahrgang des
Genealogischen Taschenbuchs
der deutschen gräflichen Häuser
auf das Jahr 1845. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

---

[492] Bei A. Marcus in Bonn ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Denkwürdigkeiten
des Hauptmanns Burnal Diaz del Castillo
oder wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien,

von einem der Entdecker und Eroberer selbst geschrieben, aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt, und mit dem Leben des Verfassers, mit Anmerkungen und andern Zugaben versehen von
Ph. D. von Rehfues.
Zweite vermehrte Ausgabe.

4 Bände, brochirt, Preis 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Galerie
zu
Goethe's sämmtlichen Werken.

Neueste Taschen-Ausgabe in 40 Bänden.
Nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,
in Stahl gestochen von
Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.
40 Blätter in 8 Lieferungen. Preis 5 fl. 20 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

I. Lfg. Elegien. — Faust. — Götz von Berlichingen. — Wilhelm Meister. — Reineke Fuchs.

II. Lfg. Faust, 2tes Blatt. — Egmont. — Legende. — Clavigo. — Wahlverwandtschaften.

III. Lfg. Reineke Fuchs, 2tes Blatt. — Hermann und Dorothea. — Faust, 2ter Theil. — Künstlers Erdenwallen. — Die Braut von Korinth.

IV. Lfg. Goethe, Titelblatt zum ersten Band. — Der Fischer. — Die Aufgeregten. — Dr. Barth und die Evangelisten. — Wahrheit und Dichtung.

V. Lfg. Iphigenia. — Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Pater Brey. — Westöstlicher Divan. — Scherz, List und Rache.

VI. Lfg. Tancred. — Werthers Leiden. — Egmont, 2tes Blatt. — Blinde Kuh. — Jery und Bätely.

VII. Lfg. Italienische Reise. — Prometheus. — Satyrus. — Heiden-Röslein. — Wer kauft Liebesgötter?

VIII. Lfg. Aus meinem Leben. — Torquato Tasso. — Der Bürger-General. — Benvenuto Cellini. — Stella.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[603] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johann Ladislav Pyrker's
sämmtliche Werke.

Neue durchaus verbesserte Ausgabe.
3 Bände im bekannten Taschenformat unserer sämmtlichen Classiker.
Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Um den Ankauf für Lehranstalten zu erleichtern, sind wir bereit bei 25 und mehr Exemplaren den Preis auf 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr. zu ermäßigen, wenn diese Zahl auf einmal genommen wird.

1r Theil enthält: Tunisias. 2r Theil: Rudolph von Habsburg. 3r Theil: Perlen der heiligen Vorzeit.

Der ehrwürdige Sänger, der in dem ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V. und im zweiten die Thaten Rudolphs von Habsburg in harmonischer Weise und Versart besungen hat, gehört zu den seltensten Dichtern Deutschlands, wir können ihn zu rühmen nichts Neues hier sagen, denn er ist allgemein anerkannt und gepriesen.

Seine Form ist die klassische des Homer, die er auf das Glücklichste handhabt, und welche sich für kriegerische Darstellung und epische Landschaftgemälde als die musterhafteste darbietet. Mit vollem Recht wird er daher der Erste jetzt lebende epische Dichter Deutschlands genannt.

In den Perlen der heiligen Vorzeit, dem allbekannt vortrefflichsten Werke dieser Gattung, dessen Klassicität in allen Landen deutscher Zunge, und, soweit als echte Religiosität und Frömmigkeit wohnt, längst anerkannt ist, besingt der Verfasser: Abraham (Verheißung), Moses (Gott, Erlösung, Auferstehung), Samuel (Gericht), Helias (Glaube, Liebe, Hoffnung), Elisa (Tod, Unsterblichkeit), Makkabäer (Trost, Hingebung, Sieg).

Bemerken müssen wir noch, daß diese Werke fast in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Moden und Trachten.

Fragmente zur Geschichte des Costüms

von

H. Hauff.

8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Die Hauptgedanken, durch welche diese Fragmente zusammengehalten werden, sind, einmal, die Entwicklungen der europäischen Tracht in ihrer historischen Bedeutung und ihrem Zusammenhang mit dem Geist der verschiedenen Zeitalter aufzufassen, sodann, in den Bewegungen der Tracht das Naturgesetzliche, der Laune sich beständig Entziehende nachzuweisen, und so die Begriffe Mode und Tracht streng auseinander zu halten. Nach diesen Ideen werden die Haupttypen, in welche die allgemeine Tracht seit dem Alterthum zerfällt, mit einander verglichen; einzelne Stücke der Bekleidung werden durch verschiedene Perioden verfolgt; es wird nachgewiesen, wie der jetzige Habitus in dem früherer Jahrhunderte wurzelt, und durch zahlreiche Beispiele gezeigt, was die Mode vermag, und was sie, der Tracht gegenüber, nicht vermag. Es sind Beiträge zur Philosophie des Costüms, skizzenhaft in einer Form gehalten, welche dem Leser, der sich nur unterhalten will, die Belehrung nicht aufdringt. In einem Kapitel vergleicht der Verfasser die heutige Männerwelt, in ihrem allgemeinen äußern Charakter, mit der des vorigen Jahrhunderts; in einem andern theilt er nach naturwissenschaftlicher Methode das Geschlecht der Eleganten in Arten und Spielarten; in einem dritten knüpft er Gedanken über weibliche Erziehung an die Betrachtung des antiken Costüms. — Das Inhaltsverzeichniß ist folgendes: 1) Vor und nach der Revolution. 2) Die männliche Tracht. 3) Physiognomie der männlichen Welt sonst und jetzt. — Eleganz. 4) Zoologisches Fragment. 5) Volkstracht und Modetracht. 6) Weibliche Eleganz. 7) Der deutsche Pariser. 8) Typen der Trachten. 9) Antike Tracht und weibliche historische Bildung. 10) Verfeinerung. 11) Der Hut. 12) Der männliche Haarputz.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Rückert's Makamen des Hariri.

Dritte Auflage.

[458] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Verwandlungen

des

Abu Seid von Serug

oder die

Makamen des Hariri.

In freier Nachbildung

von

Friedrich Rückert.

Dritte Auflage.

2 Theile. gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr.

Dieses Werk des als Orientalist und Dichter gleich großen Verfassers, das schon bei seiner ersten Erscheinung vor achtzehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier zum dritten Male in erneuter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größeren Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch mehr und mehr den verdienten allgemeinen Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichte der Hexenprocesse.

Aus den Quellen dargestellt.

Von

Dr. W. G. Soldan,

Gymnasial-Lehrer zu Gießen.

gr. 8. Velinp. Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

Eine Geschichte der Hexenprocesse gehört unter die längst ausgesprochenen Bedürfnisse. Ihre Nothwendigkeit ist nicht nur in verschiedenen Zeiten anerkannt worden, sondern es hat auch nicht an vielfachen Bestrebungen zur Herstellung derselben gefehlt. In allen bisherigen Sammelwerken ist indessen dem Bedürfnisse noch nicht abgeholfen. Die Gegenwart will das Ganze im Zusammenhange begreifen; man hat ihr jedoch selbst die äußere Erscheinung meist nur fragmentarisch vorgeführt und läßt den Schlüssel zum Verständnisse vergeblich suchen. Wo auf den Hexenproceß die Rede kommt, durchkreuzen sich die widersprechendsten, oft sehr wunderliche Ansichten, ja selbst hinsichtlich der einfachen Thatsachen werden noch täglich die irrigsten Voraussetzungen laut.

Bei dem gegenwärtigen Kampfe des Alten und des Neuen in der Theologie, wie in der Strafgesetzgebung dürfte daher eine Schrift, welche die traurigen Extreme, zu welchen theologische und richterliche Befangenheit im Vereine mit dem Inquisitionsprocesse in ihrer Consequenz hinzuleiten vermag, historisch vorführt, das Interesse des Theologen und Juristen, wie des Geschichtsfreundes überhaupt, anzusprechen wohl berechtigt seyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das evangelische

Missionswesen.

Ein Ueberblick über seine Wirksamkeit und seine weltgeschichtliche und nationale Bedeutung,

von

Dr. F. W. Klumpp,

Professor am königl. Ober-Gymnasium in Stuttgart.

Zweite Auflage.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Die vorstehende Schrift, welche die so wichtige und doch lange Zeit so wenig bekannte und beachtete Sache der Mission nach ihrer Geschichte, ihren Grundsätzen, ihrem großartigen Umfange und ihren Erfolgen übersichtlich darstellt, hat sich in kurzer Zeit einen Leserkreis gewonnen, und erscheint daher bereits in einer zweiten, mit Beziehung auf den neuesten Stand der Sache fortgeführten Auflage. Je mehr nun in unserer an raschen Entwicklungen so reichen Zeit auch dieser Angelegenheit, als einem wichtigen Momente in dem Entwicklungsgange der Weltgeschichte, in den lezten Jahren eine unerwartete, allgemeinere Aufmerksamkeit zugewendet worden ist, desto mehr dürfte die Schrift, welche die Aufgabe gerade auch von dieser Seite faßt, für dieses neu angeregte Interesse Vielen willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 11. November 1844.

> O horror! horror! horror! tongue, nor heart,
> Cannot conceive, nor name thee!
>
> Shakespeare.
>
> Wahnsinnige Weiber, habt ihr kein Gefühl,
> Daß ihr den Blick an diesem Schrecknis weidet?
>
> Schiller.

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

So kam der Zug an der Treppe des Schaffots an. Mühsam erstieg Lescure die Stufen, dann küßte er den Priester, der neben ihm betete, dann wandte er sich an die Menge, um sie anzureden; aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen. Noch immer zögerte er, sich von dem Rande des Schaffots zu entfernen, noch immer suchte er sichtlich nach einem Vorwande, den lezten Augenblick hinaus zu schieben; aber die Nachrichter drängten ihn nach der fürchterlichen Maschine hin; ein Stoß von ihnen und er fiel auf die bereits herabgesenkte Bascule, welche dann pfeilschnell vorrollte. Das Messer sauste herab. — Ich wendete die Augen von diesem lezten blutigen Akte ab, bei welchem für mich nichts mehr zu lernen war.

Da erschallt ein Schrei des Entsetzens, von tausend Stimmen ausgestoßen; ich blicke unwillkührlich rückwärts — welch entsetzliches, wahrhaft erstarrendes Schauspiel bietet sich dar! Das Haupt des Unglücklichen ist nicht gefallen, die Schneide des fürchterlichen Messers ist nur tief in sein Genick eingedrungen! Die krampfhaften Bewegungen, welche er mit den Beinen, den einzigen frei gebliebenen Theilen seines Körpers macht, beweisen die Qualen, die er leidet; auch übertönt sein Heulen der Verzweiflung bald den Tumult der Menge. Jezt springt einer der Henker, der, welcher nach diesem in den Annalen der Guillotine unerhörten Vorfalle zuerst die Fassung wieder gefunden hat, auf die Maschine; über dem Verstümmelten stehend, ergreift er den Kloz mit dem Messer und hebt ihn auf; aber — gräßlicher Anblick! — ist das Messer so tief in die Knochen des Opfers eingedrungen, daß es sich nicht trennen läßt, oder folgt der Gemarterte instinktmäßig der jezt seinen Kopf befreienden Bewegung des Beils, sein Oberkörper richtet sich hinter der Klinge auf; der Halbmond, den die Henker gegen ihre Pflicht eben so wenig befestigt, als den Körper auf die Bascule gebunden hatten, hebt sich unter den Anstrengungen des mit der Todesangst Ringenden; der Körper wird zugleich frei und der nur halb Hingerichtete wirft sich auf den Bretterboden des Schaffots hinab und ruft, indem er sich in seinem Blute wälzt, mit ersterbender Stimme dem entsezten Volke zu: „Grâce, grâce! sauvez moi!“

In diesem grauenvollen Momente erscheint die Gestalt des Geistlichen auf dem Blutgerüste; mit dem Muthe, den nur die religiöse Begeisterung und das Gefühl der Pflicht zu geben vermögen, eilt er mit erhobenem Crucifix dem Verzweifelnden zu, von dessen klaffender

Wunde jedes Auge sich scheu abwendet. Selbst die Gensdarmen, die, in ihrem Dienste ergraut, wohl mancher Hinrichtung beigewohnt, hatten mit ihren Pferden kehrt gemacht, um dem Eindrucke dieser Schlachtscene zu entgehen. Aber kaum hat sich der Priester neben dem Unglücklichen auf die Knie geworfen, so ergreifen die Henker von Neuem ihre Beute. Auf ihren Armen erhebt sich der bluttriefende Körper hoch über die Galerie der Guillotine, um zum zweitenmale dem Tode überliefert zu werden. Nie werde ich die von Schmerz und Angst verzerrten Züge vergessen, welche der Verbrecher in diesem letzten Augenblicke der ihn umgebenden Menge zeigte; sie sind für den Rest meines Lebens unauslöschlich in meine Phantasie gegraben. Wieder hörte man das Herabgleiten des Beils — und dießmal fiel der Kopf in den Ledersack und der Körper ward von den Scharfrichtern in den Korb gestürzt.

Zwei Erscheinungen hatten mich während des Hergangs dieser Blutscene besonders mit Erstaunen erfüllt, die Zurückhaltung, um nicht zu sagen Theilnahmlosigkeit, des Volks und das Benehmen einiger Weiber.

Das französische Volk ist im Allgemeinen so geneigt, bei allen seine Sympathie erregenden Ereignissen das Richter- und Strafamt sich anzumaßen, daß ich ernstlich fürchtete, das Schaffot nach dem verfehlten Hinrichtungsversuche erstiegen und blutige Rache an den Urhebern dieser Würgescene ausgeübt zu sehen. Dieß war um so wahrscheinlicher, als es im Publikum bekannt geworden, daß die Scharfrichter während der verwichenen Nacht trinkend und tanzend einen Theil des ihnen verhießenen Blutgeldes zum Voraus vergeudet und über ihren bis zum Morgen verlängerten Orgien versäumt hatten, den Zustand der Guillotine zu untersuchen. Dessen ungeachtet beschränkte sich das Volk darauf, gegen die Schuldigen zu murren. — „Si ce Lescure était un homme du pays," sagte ein Mann zu mir, mit dem ich über diese Anomalie im Benehmen eines französischen Publikums sprach, „la chose ne se serait pas passée comme cela."

Es ist in der That eine eigenthümliche Erscheinung, wie in Frankreich, neben dem durch große politische Ereignisse leicht zu weckenden Gefühl einer Nationalität im weitern Sinne, eine zweite innigere, ein festes Band um die Bewohner der verschiedenen Departements und alten Provinzen schlingende besteht. — Ein solches Zerfallen des französischen Patriotismus in Unterabtheilungen, wenn ich so sagen darf, kann auf den ersten Blick den Glauben an ein vollkommenes Getrenntseyn der verschiedenen Landestheile der Monarchie erwecken; dasselbe existirt aber nur für Ereignisse von untergeordneter Bedeutung. Ein Mann aus dem Cantal hat weniger Anrecht an die Theilnahme eines Bewohners von Riom, als ein Mann aus dem Department Puy de Dôme, obgleich in Allen bei einer drohenden Gefahr das Gefühl eines gemeinschaftlichen Vaterlandes rege wird. — Und nun das zweite Phänomen, auf welches ich hingedeutet. Mehrere Weiber, welche doch nur ihre freie Wahl zum blutigen Schauspiele der Hinrichtung geführt hatte und bei demselben festhielt, sah ich, schon als der Verurtheilte auf dem Blutgerüste erschien, sich auf die Erde werfen, wobei sie mit dem ungeheuchelten Ausdruck eines an Verzweiflung grenzenden Entsetzens und Schmerzes riefen: „Pauvre malheureux, pauvre malheureux!" — Wer erklärt den wunderbaren Widerspruch des menschlichen Herzens, nach welchem die Weiber besonders begierig Erschütterungen aufsuchen und verlängern, denen ihre moralische Kraft nicht gewachsen ist?

Ich habe dir geschildert, was ich gestern mit meinen Augen gesehen. Man müßte die Schranken zwischen dem öffentlichen Platze und dem häuslichen Herde, an welchen die Zeugen einer solchen Blutscene sich nach derselben zurückziehen, durchdringen können, wenn man eine vollständige Geschichte eines solchen Ereignisses geben wollte. Von den vielen Folgen, die sich an solche Auftritte knüpfen und sich der Kenntniß des Publikums gewöhnlich entziehen, kann ich für diesen besondern Fall nur Ein Beispiel anführen. Ein junges Mädchen von siebzehn Jahren verfiel nach der Hinrichtung in epileptische Krämpfe, welche, nach dem Ausspruche des Arztes, wahrscheinlich das ganze Leben der Unglücklichen begleiten werden. — Doch genug der Federzüge zu dieser finstern Skizze aus der Sittengeschichte unserer Zeit; die mitgetheilten reichen, glaube ich, hin, dich für meine oben ausgesprochene Ansicht zu gewinnen, wenn du dieselbe anders nicht schon theiltest. Möchte sie bald allgemein und so ein neuer Fortschritt der Gesittung gesichert werden!

Musikalische Charakteristiken.

(Fortsetzung.)

Es ist meines Wissens noch von Niemand darauf aufmerksam gemacht worden, wie eng sich jene so schlichten, aber trefflichen Mozart'schen Lieder, sein „Bundeslied," „An die Zufriedenheit," „Frühlingslied ꝛc." an den Volksgesang anschließen, während dagegen die Compositionen jener im französischen Geiste gedichteten Texte, z. B. „An Chloe," „die Zauberin," „Damötus ꝛc." erstaunlich geschnörkeltes, zum Theil Mozarts unwürdiges Roccoco sind. Die ersterwähnten, gar wundersam bescheidenen und schmucklosen Weisen haben uns aber erlöst von dem

Regimente des italienisch frisirten Hasse'schen Zopfes, herausgerissen aus der Armuth jener Zeit, die nur Arien kannte, keine Lieder, und dafür haben sie den lange verschütteten Born des reinsten, deutschesten Sanges uns wieder eröffnet, der nunmehr schon fünfzig Jahre lang im reichsten, vollsten Strahl so viel Köstliches ausgeströmt hat, daß wir fragen können, welches Volk der Welt sich mit Deutschland messen mag in Liederfülle und Liederherrlichkeit?

So ist es auch gekommen, daß wir in dieser Compositionsgattung, und weil es fast die einzige ist, die so recht aus unserm eigensten nationalen Leben gequollen, fast nur in ihr, an Form und Gehalt selbstständig über die Wiener Tonschule hinausgeschritten sind. So wie die moderne Lyrik in jener Unmittelbarkeit des Naturlautes schwelgen gelernt hat, so auch die Töne des gesungenen Liedes. Der mehrstimmige Männergesang ist in der umfassendsten Weise kultivirt worden. Die von der Natur der Harmonien fast eigensinnig eingeschränkten Marken der engen Akkordanlagen zwangen gebieterisch die alten, auf weite Harmonieführung berechneten Formen zu verlassen. Hier können wir uns rühmen, Neues geschaffen zu haben, und während anderwärts überall der in's Uebertriebene gesteigerte Umfang der äußeren Tonmittel das rechte Maß und die edle Einfalt oft genug verloren gehen ließ, haben die karg zugemessenen 2⅓ Oktaven der Männerstimmen die kräftigen Weisen uns züchtig und rein bewahrt.

Was bei dem frohen Feste, in den größeren geselligen Kreisen u. s. w. durch unsere zahllosen Liedertafeln und Gesangvereine der großen Masse künstlerischer und unkünstlerischer Naturen das Lied geworden ist, das sollte der kleineren Schaar der wahrhaft Geweihten das Instrumentalquartett werden, gleichfalls ein Vermächtniß der Wiener Schule und, wie das Lied, ausschließlich eine Blüthe des deutschen Geistes. Ein Gedanke wird zu Grunde gelegt; es gilt, ihn nach all seinen Tiefen und Breiten auszubeuten, drum muß ihn von vorn herein deutscher Ernst und deutsche Gründlichkeit eingegeben haben. Auch hier sind die äußern Mittel der Ausführung gering; desto wunderbarere Fülle wohnt im Innern, das Feinste, Geglättetste der Melodieführung soll geboten werden, das Duftigste der Harmonie, nicht plump, auf faul am Boden hinkriechenden Baßnoten können sich die Akkorde erbauen; denn hier fehlt der Pomp der Instrumentation, welcher sonst wohl das Massige überkleidet. Leicht und kühn geschwungen, durch mannigfache Laubgewinde und andere Ornamente durchsichtig gemacht, müssen sich die Pfeiler heben, die Wölbungen schließen, Alles bis in's Kleinste durchgearbeitet und reinlich ausgeführt, wie bei einem gothischen Bauwerk. Die musikalische Plastik soll hier ihre Triumphe feiern.

In diesem Sinne haben Haydn und Mozart ihre Quartette gedichtet, mit wundersamer, auch das Einzelnste erfassender Liebe. Wir stehen noch wesentlich auf demselben Boden mit ihnen: hier dürfen wir es am wenigsten bedauern. So wie es aber die musikalische Meisterprobe ist, ein kunstgerecht gefügtes Quartett auszuarbeiten, so wird es auch einst die Meisterprobe des ächten, original schöpferischen Genius seyn, daß er uns ein wahrhaft neues Quartett schaffen wird, den würdigsten Grundstein einer neuen Periode. Das hat Beethoven bereits versucht, aber darüber entstanden aus seinen Quartetten, ohne daß er's wollte, fast lauter vierstimmige Symphonien. Franz Krommer, ein ernster, tiefer Geist, trachtete nach dem nämlichen Ziele. Seiner Zeit haben ihn Wenige verstanden, die Nachwelt hat ihn vergessen. Wenn einmal Deutschland all seinen vernachlässigten großen Männern Sühndenkmale setzen wird, dann wird Franz Krommer keines der geringsten bekommen. Feska, bizarr, voller Gegensätze, stellte sich an die Grenzmarken der Romantik, er hat uns aber wenig gefördert. Peter Hänsel, eine kindlich heitere Seele, starb zu früh, als daß er's hätte erringen können, den großen Meistern beigezählt zu werden; aber an Naivetät, heiterem Humor, leichtgeschürzter Grazie haben's ihm nicht Viele gleich gethan. Wäre ich ein Plastiker, ich würde ihn darstellen, wie er als aufblühender Jüngling dem selig lächelnden Greise Haydn spielend zu Füßen sizt. Spohr hat das Quartett konzertfähig gemacht. Mendelssohn führte es noch eine Stufe höher und machte es salonsfähig; man muß seine Quartetten schlechterdings in Glacéhandschuhen geigen, wenn die äußere Erscheinung des Spielers dem Charakter der Composition entsprechen soll, so sehr ist die Glätte hier auf's Aeußerste getrieben. — So haben neben den kosmopolitischen Sünden der Wiener Schule auch die nationalen Tugenden derselben, und mit besserem Erfolg, ihre Nacheiferer gefunden.

Wenn wir oben den rationalisirenden Humanismus der Zeit gleichfalls als ein auf die Schöpfungen der alten Wiener Meister bedeutend influirendes Moment genannt haben, so dachten wir dabei keineswegs an Aeußerungen wie die der Frau von Staël, Mozart und Haydn hätten zu viel mit dem Verstande komponirt u. dgl. m. Solche Worte können bloß aus dem Munde eines Dilettanten kommen, der die organische Genesis der Kunstgeschichte ignorirt und allezeit mit dem Maßstabe seines Zeitalters mißt. Beethoven hat vielleicht noch öfter reflektirte Malerei sich zu Schulden kommen lassen als Haydn; wer wird aber deßhalb den ganzen Beethoven der Verstandesnüchternheit zeihen? Der Rationalismus der Wiener Schule sizt vielmehr auf einem ganz andern Fleck; er sizt tiefer, als Frau von Staël geblickt hat.

Es war die Zeit, wo Basedow jeden, der ihm in den Wurf kam, am Rockknopfe faßte und ihn nicht losließ, bis er ihm bewiesen hatte, daß es mit der Dreieinigkeit nichts sey. Die aufgeklärten Leute suchten sich in den engen Grenzen des Praktischen zu halten; was über das privilegirte Normalmaß des Verstandes hinaus wuchs, war vom Uebel. Man redete von Tugend und Edelsinn und von dem kommenden tausendjährigen Reiche der Humanität, worin eitel Ruhe und Glückseligkeit herrschen werde, wo man von Krieg und Kampf nichts mehr wisse und Kanonenkugeln nur von Zeit zu Zeit noch mit dem Pfluge aufackere, moralische Diskurse führe, ohne sich zu langweilen, und dazu ächten amerikanischen Knaster rauchen könne, unverzollt, zum Fabrikpreise. Wir haben Rondos und Menuette von Pleyel, welche ungefähr die nämlichen Gedanken aussprechen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

(Fortsetzung.)

Lotterien. — Rebusmanie. — Strauß junior. — Musik.

Göttin Fortuna ist eifrig bemüht, an allen guten Oesterreichern Proselyten zu machen. Besonders hat sie es aber auf die halbe Million der Wiener Bevölkerung abgesehen. Güter und Schäze bietet sie mit verschwenderischer Hand, aber dafür heischt sie auch blinde Ergebung in die Schickungen des Zufalls, im wahren Sinne des Worts „ein passives sich auf das Glücksrad Flechtenlassen.“ So eben gelangte die von dem Großhandlungshause Perisetti glänzend ausgestattete sogenannte „große Gold-, Silber- und Realitätenlotterie“ zur Ziehung. Riesige, in allen Farben prangende Anschlagzettel winkten monatelang zu dem mit eitelstem Selbstlobe prunkenden und auf einem raffinirt ausgesonnenen Calcul begründeten Glücksspiele. Je näher der Ziehungstag kam, desto blendender auch der Aufwand aller möglichen Verführungskünste, desto bunter die Variation der dicht gesäeten Maueranschläge, desto dringender die Aufforderung, sein Glück zu versuchen. Förmliche Heuschreckenschaaren von Loosen ließen sich auf das Publikum nieder. Als wäre der jüngste aller Glückstage herangekommen, so sah man die lottoliebende Welt sich geberden. Will man denn die Menschen mit Gewalt zwingen, glücklich zu werden, und werden wir nie ohne Vermittlung des Zufalls und Hazardspiels glücklich werden dürfen? — Am 14. November ist abermals eine Güterlottoziehung, wobei ein Landgut und ein Haus zu gewinnen sind. Für heuer soll dieß die lezte Ziehung seyn; wohl besser, wenn für immer die lezte.

Eine gar seltsame Krankheit ist unter uns ausgebrochen, wohl einzig in ihrer Art unter den pathologischen Erscheinungen — die Rebusmanie. Bekanntlich erzählt die Geschichte von Zeiten, wo ansteckender Wahnsinn sich der Massen bemächtigte. Wir scheinen in einer solchen geisteskranken Periode zu leben: die Rebusmacherei- und Lösewuth hat sich uns auf das Gehirn geschlagen. Ein förmliches Rebusdelirium ist ausgebrochen, und bereits tanzt man sogar Rebus. Ein wahrer St. Veitstanz! Rebuswalzer, Rebusbälle — klingt das nicht ganz außerordentlich? Goethetanzen ist nun schon ein ganz verbrauchtes Bild geworden, das modernste Non plus ultra heißt „Champollion-tanzen.“ Unsere Tanzkunst hat sich zur Hieroglyphe sublimirt, und König Strauß ist der Pharao und Hierophant dieser egyptisch pyramidalen Kunstmystik. Unter den Journalen und Journalisten, denen wir eigentlich dieses berückende Gift verdanken, ist mehr als Ein Rebuskampf ausgebrochen und man hat sich am Ende ohne Bild und Blume wechselseitig Sottisen in's Gesicht geworfen, Alles im Rebusinteresse. Eine der verbreitetsten hiesigen Zeitschriften will sich sogar dem Rebus zu Gefallen vom neuen Jahre an in eine Art illustrirte Zeitung verwandeln, wohl freilich nicht ganz ohne Nebenabsicht, denn es gilt, den Einfluß der Leipziger illustrirten Zeitung zu paralysiren. — Eine hiesige Spielkartenfabrik kam sogar auf den nicht unglücklichen Einfall, „Rebusspielkarten“ zu erzeugen. Man sieht, daß sich auch die Wiener auf die Kunst verstehen, neue Dinge und Erscheinungen auszubeuten und nuzbringend zu machen. — Ad vocem Strauß kann ich eine das gesammte musikalische und tanzlustige Wien allarmirende Thatsache nicht unerwähnt lassen: der Walzerkönig Strauß hat sich verjüngt, d. h. ein jüngerer Strauß (Strauß Sohn) ist in diesem Augenblick der Löwe der Wiener öffentlichen Lokalitäten. Alles eilt und drängt sich, den jungen Strauß zu hören, und Vater Strauß könnte durch die frühzeitige Emancipation des Sohnes am Ende noch einen Abfall des ihn bis jezt vergötternden Publikums erleben. Man spricht auch bereits von Auswanderungsprojekten des Walzerheros, von unväterlichem Neide und dergleichen. So viel ist gewiß, daß Strauß jun., eine einnehmende Jünglingsgestalt, frisch drauf los componirt, an der Spize eines wohl exerzirten Orchesters steht und daß die tanzlustige Jugend Wiens entschieden für ihn Partei nimmt. Jedenfalls ist das Straußsche Reich von nun an ein getheiltes. — Die musikalische Saison ist vor der Thüre; interessante Tongenüsse sind in Aussicht gestellt, so ein großes Musikfest in der Winterreitschule (von tausend Sängern „Haydns Schöpfung), am 27. d. M. wieder das erste philharmonische Conzert des Orchesters vom Kärnthnerthortheater unter Kapellmeister Nikolais Leitung, dann die Conzerte des Chorregentenvereins. Von berühmten fahrenden Virtuosen verlautet zur Zeit noch nichts. Aufmerksamkeit in der musikalischen Welt erregte kürzlich eine in der griechischen Kirche der türkischen Unterthanen zum heil. Georg stattgefundene feierliche Gesangsmesse, die erste nach einem kunstgeregelten Canon. Das merkwürdige und für die Kunstgeschichte interessante Moment ist dabei die kunstgerechte, aber dem Tontypus der aus dem byzantinisch-christlichen Alterthum der Gegenwart überlieferten Urmelodie streng getreue und sich dem ursprünglichen Charakter genau anschließende Verwandlung des einstimmigen Gesanges in einen vierstimmigen Saz. Nach den Mittheilungen des ersten Sängers der hiesigen griechischen Kirchengemeinde, Anthimos Nikolaids, hat es der kaiserliche Hof-Vicekapellmeister, Direktor des Wiener Conservatoriums und Professor der Compositions- und Harmonielehre, J. Preyer, unternommen, jenen vierstimmigen Saz auszuarbeiten, und die kompetentesten Musikkenner stimmen in ihrem Urtheile über die Meisterschaft der Leistung und die Schönheit des Gesanges überein. Am Schlusse des Gottesdienstes sangen die Chorsänger das österreichische Nationallied in griechischer Sprache.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. November 1844.

> Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
> Aber es ist liegen blieben.
>
> Goethe.

Handel und Wandel.

Zweite Abtheilung.*

I.

Fanny in der Laterne.

Einleitung zum ersten Kapitel.

Eine Einleitung zu einem einzelnen Kapitel? Dieß mag Manchem sehr überflüssig vorkommen; aber hier, wo zwischen der ersten Abtheilung und der jezt mitzutheilenden Fortsetzung mehr als der Raum eines Jahres liegt, ist es von der Noth geboten. Ob „Handel und Wandel," wovon diese Blätter im vorigen Jahr eine Anzahl Kapitel brachten, Allen zugesagt hat, weiß ich freilich nicht; aber darauf kann ich wohl rechnen, daß diese wahrhaftige Geschichte den Wenigsten ganz aus dem Gedächtniß geschwunden ist. Noch schwebt wohl dem freundlichen Leser der kindliche Held derselben vor, der arme junge Mensch, der in einem Spezereigeschäft die erste Bekanntschaft mit Welt und Menschen macht; unvergessen ist auch der pedantische Prinzipal, Herr Reißmehl, und die oberste Behörde des Hauses, Jungfer Barbara, welche mit Philipp, dem überaus dürren Ladendiener, in zärtlichem Verhältnisse zu stehen scheint, endlich Doktor Burbus, der studiose Nachbar, mit seinem Stubengenossen, dem Todtengerippe. — So wäre Alles recht, wenn mir nicht der Zufall die Feder in einem Augenblicke aus der Hand genommen hätte, wo sich eben ein großartiges Abenteuer entwickelte. Dieß nöthigt mich, dem Gedächtniß der Leser zu Hülfe zu kommen und mit ein paar Worten auf das früher Gegebene zurückzugreifen.

Das Thema der einfachen Geschichte ist, daß der Held durch Schuld und Verhängniß aus dem Eden des Spezereigeschäfts theils sich selbst vertreibt, theils vertrieben wird. — Kleine muthwillige Neckereien, zu denen meist der böse Nachbar, Doktor Burbus, Anlaß gegeben, hatten Lehrling und Herrschaft immer weiter auseinander gebracht. — Eines Abends war der Held bei den Seinigen gewesen, um über das Reißmehlsche Haus Klage zu

* Die erste Abtheilung dieses kleinen Romans ist im Jahrgang 1843, Nr. 154—159. — 158—164. — 179—187. — 193—195, abgedruckt. Durch unvorhergesehene Umstände ist der Verfasser sehr lange an der Fortsetzung verhindert worden, und wir könnten die Erzählung nicht wieder aufnehmen, wenn wir nicht wüßten, daß sich diese niederländischen Bilder deutschen Kleinlebens zahlreiche Freunde erworben haben. So können wir darauf rechnen, daß der Schauplatz und die spielenden Personen den meisten Lesern noch gegenwärtig sind, und daß sich die abgerissenen Fäden in ihrer Einbildung leicht verknüpfen.

Anm. d. Red.

führen und seinen Austritt aus demselben vorzubereiten. Auf dem Heimweg stößt er auf Doktor Burbus und andere wüste Gesellen, die ihn zwingen, an ihrem nächtlichen Straßenunfug Theil zu nehmen, so daß er sich verspätet. Vor der Thüre des Reißmehlschen Hauses treffen die Nachtschwärmer den vierbeinigen Liebling der Jungfer Barbara, der zufällig ausgeschlossen worden ist und in die Nacht hinaus heult. Fanny soll das Opfer der nachbarlichen Feindschaft werden, in der Doktor Burbus mit Barbara lebt. Der Held rettet den Hund vom Tode, zu dem er verurtheilt ist, muß es aber geschehen lassen, daß er in die herabgelassene Straßenlaterne eingesperrt und in diesem gläsernen Gefängniß in die Höhe gezogen wird. Da der Junge nicht mehr in das Haus gelangen kann, sucht er sein Zimmer auf einem Wege zu erreichen, den er schon öfters eingeschlagen, auf einem Brette, das aus dem Fenster des Doktors in das seinige geschoben wird. Inzwischen wird der Mops vermißt, Jungfer Barbara öffnet das Fenster ihres Schlafgemachs, um nach dem Liebling auf die Straße hinauszuspähen. Ueber ihrem Haupte schwebt das Brett und darauf der Held; Barbara schaut empor, und ihr Geschrei: Diebe und Mörder! bringt das ganze Haus in Aufruhr. Der unglückliche Abenteurer hat nun zwar sein Zimmer erreicht; aber bereits ist der Prinzipal zur Hand, um ihn sehr unsanft zu empfangen. Nach einem kurzen, aber entscheidenden Wortwechsel erklärt Herr Reißmehl die Lehrzeit des Helden für beendigt. Dieser hält es für gerathener, statt morgen, auf der Stelle abzuziehen, indem er, wie er hergekommen, wieder zum Doktor hinüberrutscht. Unterwegs ruft er zurück, wo sich die vermißte Fanny befinde. Allgemeiner Schrei des Entsetzens im Reißmehlschen Hause.

Bei diesem Moment hatte ich unfreiwillig abgebrochen, und ich bitte jezt um Erlaubniß, das kleine Epos weiter spinnen zu dürfen.

Wie es in einem Vulkan nach einem gewaltigen Ausbruch erst allmählig ruhiger wird, wie es im Innern fortwährend dumpf donnert und zuckende Blitze den Krater erleuchten, gerade so war es nach meinem Abgang durch das Fenster im Reißmehlschen Hause zum Herrn Doktor Burbus in den Gemächern des ersteren. Wie ein falber Blitz beugte sich Philipp in seinem unentbehrlichen Kleidungsstück weit hinleuchtend zum Fenster heraus, um aus einem Ueberreste kameradschaftlicher Theilnahme in die Tiefe zwischen beiden Häusern hinabzuspähen, ob ich nicht da unten mit einigen zerbrochenen Gliedmaßen liege. Unten in den Zimmern der Jungfer Barbara wurde es bald hell, bald dunkel, und man konnte am Schatten, der zuweilen gegen die weiße Gardine fiel, sehen, daß diese Würdige im Begriff war, sich vollständig anzukleiden, wahrscheinlich um ihren Liebling, die theure Fanny, eigenhändig aus der Laterne zu erretten. Der Prinzipal aber polterte die Stiegen hinauf und hinab, und ganz gegen seine Gewohnheit sprach er viel und so laut, daß ich im Zimmer des Doktors deutlich vernehmen konnte, wie er meiner Person nicht auf die schmeichelhafteste Art erwähnte. Oben am Bodenfenster wurde jezt ebenfalls ein Licht sichtbar, woraus ich schloß, daß die Magd geweckt worden sey. Alles deutete auf einen allgemeinen Ausfall, der aus dem Reißmehlschen Hause unternommen werden solle, um das Thier zu befreien. Und so war es auch. Bald verschwanden alle Lichter im obern Theil des Hauses und zogen sich in das untere Stockwerk, und ich legte mich mit dem Doktor Burbus so weit wie möglich zu dessen Fenster hinaus, wo wir die Laterne nur eben in dunkeln Umrissen erblickten, aber desto deutlicher das Aechzen der rostigen Kette hören konnten, an welcher sie hing, so wie ein schwaches Geschrei, das Fanny zuweilen ausstieß.

Jezt öffnete sich die Hausthür, ein Lichtschimmer fiel auf die Straße und wir bemerkten zwei Gestalten, wahrscheinlich der Prinzipal und Philipp, deren Eine unter die Laterne trat, während die Andere an das Kästchen ging, in dem dieselbe vermittelst eines eisernen Zackenrades hinaufgezogen und herabgelassen wurde.

Mein edler College, der als ruhiger Staatsbürger wahrscheinlich noch nie in den Fall gekommen war, Laternenkasten aufzubrechen, mochte mit diesem schwierigen Geschäfte nicht umzugehen wissen, und statt vier Finger hinter den kleinen Laden zu legen, um mit einem kräftigen Druck das schlechte Schloß aufzusprengen, hörten wir durch die Stille, die ringsum herrschte, wie er verschiedene Schlüssel probirte, von denen lange keiner passen wollte. Endlich aber mußte der Kasten geöffnet seyn, denn wir hörten, wie sich das Rad langsam drehte und die Laterne sich herab bewegte. Sobald dieselbe dicht über der Erde schwebte, stürzte eine weibliche Person aus dem Hause und öffnete nach einigen vergeblichen Versuchen das schwere Gehäuse, um den armen Hund seines gläsernen Gefängnisses zu entlassen. Es war eine rührende Erkennungsscene; Fanny heulte und Jungfer Barbara schluchzte vor Wehmuth und Freude.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalische Charakteristiken.

(Schluß.)

Mozart, Haydn und Gluck kämpften von Anbeginn gegen die herrschende idyllische Dürftigkeit der Weltanschauung, jeder in seiner eigenen Weise, Mozart und Gluck,

indem sie darüber hinauszuschreiten, Haydn, indem er sie zu verklären suchte: alle drei aber blieben ihr in gewissem Grade verhaftet. Erst Beethoven hat diesen magern Rationalismus aus dem Tempel der Kunst geworfen. So wie aber viele alte und junge Kathedermänner immer noch als Kantianer leben und sterben wollen, so haben auch viele Musiker noch immer ihre herzinnige Freude am freiwilligen Gelübde jener Armuth: das nennen sie Classicität und Gediegenheit. Daß die Wiener Meister am liebsten in den klaren, hellen, aber auch charakterloseren Tonarten, C, G, D, F und B schreiben, durchschnittlich auch lieber in Dur als in Moll, daß sie nicht häufig und meist nur in ganz nahe liegende Tonarten hinüber moduliren, und Aehnliches hängt mit dem berührten Geiste der Zeit zusammen. Und wir sollten's ihnen nachmachen, die wir mittlerweile den feurigen Wein der Romantik gekostet und vom Rationalismus zur Spekulation uns aufgeschwungen haben?

„Du mußt ein Christ werden, Heide!" so hat Bettina zu Goethe gesagt, weil dieser von der kleinen Sept nichts wissen wollte. Das ist treffend; denn die kleine Septime ist ein wahres Zeichen des romantisch-modernen Geistes, und das Alterthum hat sie nicht gekannt. In diesem Sinne nun mag's auch Recht seyn, wenn Strauß Mozart einen Heiden nennt, obgleich der Ausspruch in dem Strauß'schen Zusammenhange sehr schief gestellt ist. Was Mozart vom kirchlichen Dogma geglaubt oder nicht, kümmert uns wenig, aber er hat nicht genug an die kleine Sept geglaubt, darum ist seine Musik zu heidnisch. Unsere Zeit streut jedoch desto mehr Weihrauch nicht bloß der kleinen Sept mit dem großen Dreiklang, sondern noch viel lieber der verminderten Sept mit dem verminderten Dreiklang, und sind wir deßwegen auch keine bessere Christen, so sind wir doch bessere Romantiker, als die Wiener Meister. Mit den Bestrebungen der Dichter und bildenden Künstler, die sich dem classischen Alterthume wieder zuwandten, daß ihre Werke an seinem Geiste geläutert würden, liefen auch die Strebungen jener Meister parallel. Nicht zwar aus dem alten Hellas konnten sie sich die Muster der Formplastik holen, sie suchten sie vielmehr entsprechend bei den Italienern, der ganze Geist der Zeit war aber auch berührt worden von jenem Trieb zur Nachahmung des griechischen Ideales. So wie aber die griechische Architektur hauptsächlich in der Fläche und Linie die Elemente ihres künstlerischen Bildens suchte, die romantische dagegen durch das Hinzunehmen des Gewölbes, das Statische, Perspektivische sich zu eigen gemacht, so ist auch bei den Italienern von jeher das melodische, bei den Deutschen dagegen das harmonische Moment entschiedener in den Vordergrund getreten. Händel und Bach hatten oft die melodisch-plastische Seite stark vernachlässigt zu Gunsten der harmonischen, so daß sie uns nicht selten kaleidoskopisch formlosen Farbenschmelz boten, statt eines scharf umrissenen, wohlgruppirten Gemäldes. Die Wiener Meister hatten hiergegen zu kämpfen, drum fielen sie sehr oft, namentlich bei flüchtiger hingeworfenen Arbeiten, in den entgegengesetzten Fehler und wurden stiefmütterlich gegen das Harmonische. Daher jene klare Durchsichtigkeit, jene Bestimmtheit und Schärfe der Formgebung, aber auch oft jene Kälte.

Wir sollen beide Klippen meiden. Mozart und Haydn haben in ihrer lezten Periode bereits einen schönen Anfang dazu gemacht, Beethoven hat in diesem Geiste weiter gebaut. Kann man in dieser Beziehung auf seinem Wege fortschreiten, ohne Beethovenianer zu werden, ohne den alten Wiener Formen verhaftet zu bleiben, da doch der Geist ein ganz anderer geworden ist? Oder sollen wir zu den polyphonischen Meistern zurückkehren? Das hat Mendelssohn gethan, und Viele haben ihn als den ersehnten Messias begrüßt. Wir erkennen Mendelssohns große Bedeutung an, aber in ein solches Lob vermögen wir nicht einzustimmen. Wir erinnern nur an Eines, an das Wie der Mendelssohnschen ungeheuern Produktivität. In welchem Genre hat er sich nicht versucht, wenn wir das einzige der großen Oper ausnehmen? Solche Vielseitigkeit kann aber zwiefacher Art seyn: sie kann uns als ein Wahrzeichen des ächten Genius erscheinen, andererseits aber auch uns bedeuten, daß bloßes Talent und nichts Höheres dem Künstler inwohne. Die Art, in welcher Jemand heterogene Stoffe zu behandeln pflegt, gibt das sicherste Kriterium. Das wahre Genie ist doch immer nur in Einer Gattung Meister im wahren Sinne des Wortes, und wenn es in mehreren Gattungen sich groß zeigt, so wird es diese immer aus ihren engern Grenzen heraus in den Bereich seiner eigenthümlicheren Leistungen hinüberziehen. Wir erinnern an Mozarts und Haydns Kirchenkompositionen, an die Breite und Ruhe des Epikers Goethe in seinen Dramen, an die Gedankenfülle und Reflexion des Dramatikers Schiller in seiner Lyrik; ja das Genie mag sogar in dem goldenen Zeitalter naiverer Kunstepochen das ganz positiv historische Material umschmelzen und seiner eigenen Weltanschauung anbequemen, wie es Shakespeare gethan. Das produktive Talent hingegen besizt die Leichtigkeit, sich in jegliche Form zu schmiegen, in keiner etwas wahrhaft Bedeutendes, doch in allen Anerkennenswerthes zu leisten. Aber während die Universalität des Genies Alles, oft nicht ohne Willkühr, in den engen Kreis zieht, der seine Hauptstärke umschließt, und die ferner liegenden Gattungen der ihm eigenthümlichsten dienstbar macht, wird das Talent vielmehr selbst jeglicher Gattung dienstbar, weil es mit der Absicht an's Werk geht, überall seine Virtuosität zu bewähren, und vorweg alle hergebrachten Feinheiten studirt, um sich

dieselben anzueignen. Mit diesem Maßstabe möge man Mendelssohns Produktivität messen, zu dessen Lobhudlern wir uns zwar nicht zählen, wohl aber zu seinen Verehrern. Er hat viel Aehnliches mit dem Maler Lessing, und die Frage über Genie oder Talent ist bei dem einen so kitzlich wie beim andern.

Es fehlt aber unserer Musik zur Stunde noch ein musikalischer Platen, ein ächter Plastiker, der uns emanzipirte von der alten Wiener Plastik, die schon Beethoven theilweise überwunden hat; denn der junge Most gährt und drängt, daß man ihn in neue Schläuche fülle. Das muß jedoch geschehen, damit man in deutschen Landen wieder musiciren möge in deutsch nationaler Weise, damit man wieder einmal neue Musik höre, die gedankenschwer ist, geistgetränkt, zur That begeisternd, wie die Beethovensche; denn so allein will's dem gedankenreichsten Volke ziemen, damit endlich unsere Musik wieder einmal frei werde und lerne auf eigenen Füßen gehen, indem sie nicht klassisch seyn soll und auch nicht mehr romantisch, sondern wahrhaft modern.

Dieß ist die Summa unseres musikalischen Glaubensbekenntnisses.

W. H. Riehl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

(Schluß.)

Theater.

Otto Prechtlers schon seit April l. J. erwartetes historisch-romantisches Drama: „die Kronenwächter," ist endlich zur Aufführung gelangt und erhält sich auf der Bühne, nachdem der Dichter im Interesse des Ganzen einige zweckmäßige, gleichwohl aber nicht radikal umgestaltende Veränderungen nachträglich vorgenommen. Es ist mit solchen nachträglichen Verbesserungen immer eine etwas mißliche Sache. Ein Kunstprodukt verliert dadurch seine ursprüngliche Frische und Eigenthümlichkeit, und am Ende hat ein gebildetes und urtheilsfähiges Publikum auch das Recht, eine Arbeit zu verlangen, die bereits das Nonum prematur in annum bestanden. Indessen läßt man auch gerne Entschuldigungsgründe gelten, besonders zu Gunsten eines talentvollen Dichters, der noch seine praktische Studien vor der Bühne durchmachen muß und der seine idealen Gebilde sich auf den Brettern anders gestalten sieht, als daheim in der stillen Kammer und in der innern Anschauung. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß der Stoff der „Kronenwächter" der alten, schon von A. v. Arnim bearbeiteten Hohenstaufensage entnommen ist. Im geheimnißvollen Schooße des Kronenwächterbundes auferzogen und bestimmt, dereinst die alte berühmte Hohenstaufenzeit wieder für Deutschland heraufzubeschwören, tritt Lothar, der lezte Sprößling jenes erlauchten Geschlechts, zum erstenmale hinaus in's Leben, um seine zukunftsreiche politische Sendung zu beginnen. Das Auge der Kronenwächter folgt ihm überall. Nichts Kleines und Unbedeutendes soll seinen Lauf hemmen; aber schon sein erster Schritt läßt ihn sich in das Labyrinth der Liebe verlieren, und als ihn später sein Geschick mit dem großen Habsburger, Kaiser Max I., zusammenführt und ihn die Persönlichkeit dieses mächtigen Repräsentanten einer neuen Zeit überwältigt, springt er von seiner eigentlichen Bestimmung, die er als eine ihm aufgedrungene erkennt, völlig ab. Natürlich rächen die Kronenwächter diese Apostasie mit dem Tode des Jünglings, den man damit fast Anstand nimmt, als den Helden des Dramas zu bezeichnen. Schön und sinnig ist Maximilians bekanntes Abenteuer auf der Martinswand aufgefaßt. Einzelne Situationen und Charaktere erinnern an Goethes Egmont. — Kuranda's „weiße Rose" soll nächstens auf dem Hoftheater zur Aufführung gelangen. — Da sich das Gerücht, Grillparzer habe sein vorlängst begonnenes romantisches Drama „Libussa" endlich vollendet, wiederholt, so müssen wir wohl daran glauben. Wann werden wir es wohl zu schauen bekommen? — „Drohungen." Lustspiel in einem Akt aus dem Französischen, die jüngste Neuigkeit auf dem Hoftheater, ist eine Bagatelle; die nächste soll C. P. Bergers historisches Lustspiel: „die Körbe," seyn. — Begierig sieht man den Erfolgen der in theatralischen Interessen unternommenen, nun bereits vollendeten Reise des Hrn. v. Holbein entgegen. Der Personalstand des Hofburgtheaters bedarf für mehr als ein Fach tüchtiger Ersatzmänner, und wo diese nicht, doch hinlänglich vorgebildeter und eingeschulter Reservemänner; hat Hr. v. Holbein dergleichen ausfindig gemacht? Besonders thun jugendliche Liebhaber Noth, und diese wuchern eben nicht allerorten. — Gutzkows „Zopf und Schwert" scheint uns nur durch die illustrirte Zeitung bekannt werden zu sollen. — Auf dem Josephstädtertheater macht so eben eine neue Posse von Fr. Kaiser großes Aufsehen. Abend für Abend ein volles Haus; frägt man nach der Ursache, so stellt sich ein Bischen Skandal heraus. Der Dichter hat im Nestroyschen Geist und Geschmack eine beißende Satire in dramatischer Form geliefert, statt eines argumentum ad hominem in hergebrachter Art und Weise, sarkastische argumenta ad personas notas. Das macht dem klatschsüchtigen Publikum allerdings viel Spaß. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß der Dichter in dieser höchst persönlich gehaltenen und von gallbittern Expektorationen strozenden Lokalposse selbst eine augenfällige Rolle spielt. Eine andere gleichzeitige Posse desselben Dichters, unter dem Titel: „Lord und Wirth," hat auf dem Wiener Theater nicht gefallen. Er produzirt offenbar zu viel und zu schnell. — Nun zum Schluß einige Miscellen. Der durch Kopitars Tod in Erledigung gekommene preußische Orden pour le mérite ist an den ausgezeichneten Gelehrten Stephan Endlicher vergeben worden. Endlichers Ruhm als Botaniker und Sprachgelehrter ist anerkannt. Bekanntlich arbeitet er gegenwärtig an der Herausgabe einer auf geographische Ermittlungen der Jesuitenmissionäre basirten Karte Chinas. — Am 4ten d. M. starb im Alter von 56 Jahren Anton Stein, ehemals Professor der alten Sprachen an der hiesigen Universität. Er war ein tüchtiger Philolog, und gab erst vor wenigen Jahren Gedichte in griechischer, lateinischer und deutscher Sprache heraus. Eine große Schülerzahl verdankt ihm ihre klassische Bildung. — Die Anwesenheit Pietro Tenerani's, des berühmten Schülers Canova's und Thorwaldsens, gab Veranlassung zu einem heitern Künstlerfestmahle. — Alma v. Goethe, des Dichterfürsten 17jährige Enkelin, starb hier vor Kurzem. Sie ruht in Beethovens und Schuberts Nähe.

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. November 1844.

Langer, unablässiger Umgang mit der Natur, freie und künstliche Betrachtung, Aufmerksamkeit auf leise Winke und Züge, ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüth, das sind die wesentlichen Erfordernisse eines ächten Naturfreundes.

Novalis.

Kielmeier.

Geschieden von der lauten Welt Gebraus,
Umschlossen rings von Buchenwaldes Nacht
Steht einsam da ein klösterliches Haus; *
Verfallen ist des Baues alte Pracht;
Die Andacht ist, die Wissenschaft, vertrieben,
Und kaum ein wohnlich Dach ist noch geblieben.

Und wo das Glöcklein sonst zur Messe klang,
Da knallt die Büchse jezt, der Waidruf tönt,
Und wo der Bruder Mund Vigilien sang,
Der Meute heisres Bellen jezt erdröhnt,
Doch wo die Mönche, grau und düster, wallten,
Des Försters blühnde Kinder froh jezt schalten.

Auf einen Knaben von dem Försterhaus
Des jagdbegier'gen Fürsten Blick sich lenkt,
Der in der Weltlust und der Sinne Braus
Des Geistes höhrer Würde doch noch denkt;
Zur Schule, die sein Stolz, nimmt er den Knaben,
Weil er in ihm erschaut die tiefen Gaben.

Der Knabe wuchs — ein Hort der Wissenschaft;
In frühen Jahren schon hat die Natur
Er tief durchschaut in ihrer innern Kraft,
Verfolgt, errathen ihres Wirkens Spur;
Er hat in seinem unsichtbaren Weben,
In Element und Thier, belauscht das Leben.

Den Proteus, dessen Wandlung kennt kein Ziel,
Hat er gefesselt mit der Einsicht Netz,
Er hat der Bildungen verworrnes Spiel
Gefaßt, erleuchtet durch ein klar Gesetz;
Mit der Natur, mit aufgelösten Sinnen
Ward Eins er, ganz ihr Tiefstes zu gewinnen.

Und wie sein Wesen Aug' und Ohr ganz war,
Zu hören und zu schau'n und zu verstehn:
So war wie Licht sein Wort so kühn und klar,
Wenn er der Lehre Strom vom Mund ließ gehn;
Je tiefer er geschöpft den Schatz der Wahrheit,
Je höher hob er ihn in Tag und Klarheit.

Doch wenn er neidlos mild hat mitgetheilt
Sein Wissen der entzückten Jünger Schaar:
Dann ist er oft zum stillen Haus geeilt,
Das seiner Kinderjahre Heimath war;
Am offnen Fenster Tage lang gesessen —
Die Welt, die abwärts liegende, vergessen.

* Das ehemalige Kloster Bebenhausen, nahe bei Tübingen.

Und in der grünen Buchenwälder Nacht
Hat Tage lang sein Auge sich versenkt,
Hat sich gelabt an ihrer stillen Pracht —
Und selbst ist ihm bewußt kaum, daß er denkt,
Und doch ward ihm, in solches Schaun ergossen,
Der Schöpfung geist'ge Werkstatt aufgeschlossen.

Er sah, wie sich die schöpferische Kraft
In Gegensätze trennt, in Liebe sucht,
In keinem Punkt der Ring des Lebens klafft,
Und jedes Wesen Samen ist und Frucht;
Er sah in leisbewegten Laubeswellen
Den Puls des ruhelosen Lebens schwellen.

Und wieder stieg empor vom Haus im Thal
Andächtiger Gedanken hoher Flug,
Und wieder zuckte der Begeistrung Strahl,
Der Licht in dämmerhafte Reiche trug;
Von frommer Stätte ward der Zug nach Oben
Dem ernsten Fund der Wissenschaft verwoben.

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick hätte ich Philipp sehen mögen, wie er in der kalten Nacht fröstelnd am Laternenkasten stand, indem er sah, wie das Herz, das er liebte, mit der zartesten Sorgfalt beschäftigt war, den durchkälteten Mops im Busentuche zu erwärmen. Eilig schlüpfte Barbara jezt in's Haus zurück, der Prinzipal folgte und ließ dem armen Philipp allein das Geschäft übrig, die schwere Laterne in die Höhe zu ziehen. Noch immer fegte der rauhe Wind durch die Straßen und pfiff zwischen den beiden Häusern hindurch, so daß unsere Haare sich lüfteten und wirr unsere Gesichter bedeckten. Im Reißmehlschen Hause mußte eine Hinterthür offen geblieben seyn, wodurch im Gang ein starker Zug verursacht wurde; denn plötzlich hörten wir die Hausthür mit voller Gewalt zuschlagen. Es konnte nicht anders als ein Zufall seyn; welche Ursache hätte Jungfer Barbara gehabt, den armen Philipp auszusperren, der sich längere Zeit vergeblich abmühte, die schwere Laterne in die Höhe zu winden. Ja, es ist dieß ein schweres Geschäft, und ich warne jeden, der nicht gut damit umzugehen versteht, besonders in der Nacht, den Lampenputzern nicht in das Handwerk zu pfuschen und keine Laterne herabzulassen, wenn er nicht genau weiß, wie die alte rostige Winde zu handhaben ist, um sie später wieder in die Höhe zu ziehen.

Während wir so im Fenster lagen und manchen Seufzer Philipps belauschten, manchen Ausruf der Ungeduld, den ihm die vergeblichen Anstrengungen erpreßten, fuhr der Doktor Burbus plötzlich in die Höhe und horchte aufmerksam in die Nacht hinaus; sein in dergleichen Dingen geübtes Ohr wußte sehr gut, was ein leises Klirren und Schlürfen auf dem Straßenpflaster zu bedeuten hatte, das ich aus einer ganz unschuldigen Ursache herleitete. Desto größer war aber mein Schreck, als er sich jezt wieder zu mir herabbeugte und mir hastig und mit einer gewissen teuflischen Freude in's Ohr flüsterte: „Da kommt Polizei!" — Unglücklicher Philipp! harmlosester und unschuldigster aller Menschen, die je im nächtlichen Dunkel eine Straßenlaterne herabgelassen, du bist verloren!

„Aha! glücklich erwischt!" hörten wir jezt eine Stimme rufen, in einem Tone, der so unverschämt die Stille der heiligen Nacht unterbrach, daß man deutlich daraus abnehmen konnte, sie müsse nothwendig Einem angehören, der von Gottes Gnaden die Befugniß hat, auf der Straße laut zu schreien; und eine andere Stimme antwortete: „Na! endlich haben wir einmal diese Schlingel! Vogel, man wird Ihn warm setzen!"

Durch die Dunkelheit erblickten wir nur hie und da das Leuchten eines Epaulettes oder eines Säbels. Philipp, der wahrscheinlich in diesem Augenblicke vor Schrecken wie versteinert war, mußte bei dieser fürchterlichen Ueberraschung die Handhabe des eisernen Drehrades losgelassen haben; denn wir hörten, wie sich dieses, von der Schwere der Laterne in Bewegung gesezt, ächzend einige Male sehr schnell umdrehte; dann erfolgte ein klirrender Fall auf das Straßenpflaster: die Laterne war herabgestürzt und in tausend Stücke zerbrochen. Doktor Burbus rief mir zu: „Hoho, sie haben ihn erwischt! Unglückseligster Ladenjüngling, warum bist du nicht in Jerusalem geblieben!"

In diesem Augenblick sahen wir Philipp wie ein gescheuchtes Reh dem Reißmehlschen Hause zufliehen; doch ehe er die rettende Schwelle erreicht, hatte ihn die heilige Hermandad wieder erfaßt und begann ihn mit Gewalt fortzuschleppen. Umsonst heulte Philipp in den kläglichsten Tönen, er habe nichts verbrochen, er sey Gehülfe in der Reißmehlschen Spezereiwaarenhandlung, umsonst öffnete die alte Magd, deren Licht der starke Luftzug ausgelöscht hatte und die sich erst ein neues anzünden mußte, die Hausthür und stieß beim Anblick, der sich ihren Augen darbot, ein gellendes Zetergeschrei aus, umsonst schrie sie nach Jungfer Barbara und dem Prinzipal. Ehe das würdige Paar in dieser unheilvollen Nacht zum zweitenmal die nothwendigsten Kleidungsstücke um sich geworfen hatte und auf die Straße stürzte, war Philipp bereits hinweggeführt und sein Hülfsgeschrei zerriß der sausende Wind und brachte nichts zum Ohr

der unglückseligen alten Jungfer, die in stummer Verzweiflung ihre Hände rang.

Bei meinem unfreiwilligen Ausscheiden aus dem Reißmehlschen Hause hatte mir nicht so sehr das Herz geklopft, hatte ich nicht so großes moralisches Unbehagen empfunden, wie jezt, da sich der unschuldige Philipp in den Krallen der Justiz befand. Polizei! dieses Wort schlug entsetzlich an mein Ohr und es durchrieselte mich kalt. Ich war noch nie mit diesem wohlthätigen Institut in Berührung gekommen; aber die Eindrücke meiner frühesten Kindheit lebten in mir auf. Wenn die Androhung aller möglichen Strafen für Lärm und Unfug vergeblich waren, so brauchte nur erwähnt zu werden, daß uns heute Abend die Polizei abholen werde, und wir waren mäuschenstille. Ich konnte mir diese Leute im blauen Rock mit dem rothen Kragen, im großen Hut und ein spanisches Rohr in der Hand, nur in Verbindung denken mit einem schmutzigen, kellerähnlichen Loche, das sich bei uns unter einem alten Thurm befand, wohin man allerhand zerlumpte Leute sperrte, die, wie unsere Magd versicherte, erschrecklich viel Ungeziefer hätten. Daß dahin der arme Philipp kommen sollte, erschien mir gar zu schrecklich, und ich konnte heute Abend in die Späße des Doktor Burbus unmöglich einstimmen, vielmehr erklärte ich ihm nach einem langen Kampf mit mir selber, daß ich morgen früh auf die Polizei gehen wolle, um die Unschuld meines Collegen darzuthun.

Ueber diesen Vorsatz brach der Doktor in ein lautes Gelächter aus, und um mich für heute Abend zu beruhigen, versicherte er mir am Ende auf's Feierlichste, daß Philipp schon morgen früh ohne Hülfe seines Arrestes entlassen werden würde, indem in unsern Tagen die heilige Hermandad viel zu aufgeklärt sey, um einen Unschuldigen zu bestrafen. Auch tröstete er mich in Betreff des schmutzigen Loches, indem er mir versicherte, daß es für alle Rangclassen der bürgerlichen Gesellschaft passende Lokale gebe, in welchen sie die Thorheiten ihrer Jugend absitzen könnten.

II.

Bisse des Gewissens.

So sehr mich gestern Abend der Gedanke begeistert hatte, den unglücklichen Philipp mit Aufopferung meiner Person aus seinem Arreste zu befreien, so brach doch kaum das dämmernde Licht des trüben Märztages in das Zimmer des Doktor Burbus, wo ich auf einer alten Matratze die Nacht zugebracht, als mir auch die ganze gestrige Unglücksgeschichte in ganz andern Umrissen vor's Auge trat. Ich empfand einen kleinen Schauder, wenn ich daran dachte, vielleicht gleich meinem Excollegen die nächste Nacht im Loche zubringen zu müssen; denn der Doktor hatte vor dem Einschlafen einigemale in den Bart gebrummt: „Na, geben Sie Acht, der Ellenprinz wird uns noch anzeigen."

Das Wetter war trüb, und schmutzig grau blickte mich das kleine Stückchen Himmel an, das ich von meinem Lager aus zwischen den beiden Dächern sehen konnte. Eben so grau und verdrießlich erschien mir auch meine vergangene Lehrzeit im Reißmehlschen Hause. Es wollte mir bedünken, als habe ich dort in manchen Dingen vielseitiges Unrecht verübt, und als hätte ich mich sogar mit Jungfer Barbara weit besser stellen können, wenn ich es nur klüger angefangen hätte. Doch was konnte es mir helfen, daß ich die Vergangenheit beklagte! Mit der weiblichen Regierung, an deren Spitze meine Großmutter stand, schmeichelte ich mir schon über eine neue Condition in's Reine zu kommen; doch war sie, was die Bestimmung über mein zukünftiges Leben betraf, nur eine untergeordnete Behörde und mußte an die oberste Stelle, an meinen Vormund, appelliren. Lezterer Gedanke war mir besonders unangenehm und trübte meine frohen Aussichten gänzlich. Ich kannte ihn gar zu gut, meinen Vormund! Bei vielen guten Seiten, die er hatte, und obgleich er redlich für meine Erziehung gesorgt, fürchtete ich ihn doch auf's Entschiedenste und vermied ihn, wo ich nur konnte.

Er war ein kleiner, untersezter Mann; man hätte ihn wohlbeleibt nennen können, dabei war er aber von einer eidechsenartigen und wahrhaft erschreckenden Lebendigkeit, besonders für uns Kinder. In den lezten Kriegen hatte er bei der Armee große Magazine verwaltet, und da ihm Ordnungsliebe schon angeboren war, hatte sich diese durch den langen Dienst so geschärft, daß sie in Kleinigkeitskrämerei ausartete. Der Blick dieses Mannes war wirklich bewundernswürdig. Wenn er am Morgen aufstand — und das geschah gewöhnlich sehr spät, da er sich schon im vorgerückten Alter befand — so waren seine eigenen Kinder, so wie ich, die wir in der großen Stube des Hauses beim Frühstück versammelt waren, auf's Angelegentlichste bemüht, gegenseitig unsern Anzug zu mustern, ob nichts Unordentliches daran zu bemerken sey. Bald öffnete sich droben seine Thür und wir hörten ihn, in gewissen Zwischenpausen hustend, die Treppe herab kommen. Nun fuhr Alles zusammen und wir saßen gerade wie Kerzen um den Tisch. Selbst die Mägde in der Küche sahen sich unwillkührlich um, ob Alles so in der Ordnung sey, wie es der Herr befohlen. Dabei kam es sehr darauf an, ob er guter oder übler Laune war. So konnte er in die Stube treten und sogleich mit derjenigen seiner Töchter, an der die Woche war, seine Zimmer in Ordnung zu bringen, ein für uns Alle sehr unangenehmes Haushaltungsgespräch anfangen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Loyale Neugier. — Die neue Börse. — Waschhäuser für das Volk.

Was in der jüngsten Zeit als Gegenstand der Besprechung ziemlich alles Andere in den Hintergrund gedrängt hat, war natürlich die Ankunft des Königs der Franzosen, sein Aufenthalt in Windsor und seine ominös unter Bliz und Donner, bei Sturm und Feuersbrunst erfolgte Abreise. Salbadereien die Menge, politische Kannegießereien im Ueberfluß, Anekdoten zum Lachen und Aergern. Die Tagespresse aller Farben hat wieder Unglaubliches geleistet, um jeden von den hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften gethanen Schritt, jeden von ihnen getragenen Rock und jedes gesprochene Wort zu erlauschen und in spaltenlangen Details den Lesern mitzutheilen. Die Leser wissen, daß ihnen dabei manches U für ein X aufgeheftet wird; aber sie wollen sich lieber etwas weiß machen lassen, als vom Thun und Treiben der über sie Gestellten nichts erfahren. Das ist nun einmal englische Marotte, durchaus nicht, wie Viele behaupten, im Widerspruch mit dem gerühmten Freiheitssinne der Engländer, sondern leicht erklärbare Folge ihrer mit der Muttermilch eingesogenen Loyalität und der strengen Sonderung von unten nach oben. Der Nimbus, in welchen auch die Fürsten des Abendlandes bis vor nicht zu langer Zeit sich einzuhüllen pflegten, welchen Georg der Vierte für ein Essentiale des Königthums erklärte und aus welchem Wilhelm der Vierte heraustrat, um schnell in ihn zurückzutreten, ist allerdings um die Person der Königin Victoria und ihres erlauchten Gemahls bedeutend durchsichtiger geworden. Doch dürfte das Verhältniß zwischen hier und dem Continente immer noch dasselbe seyn, welches zwischen einem deutschen Könige zu seiner Umgebung und der Königin Victoria zu der ihrigen stattfindet. Mehrere Begleiter hoher, im Laufe dieses Jahres hier gewesener Personen haben sich sehr über die Behandlung gewundert, welche der Königin nahe Stehende von ihr erfahren und sich gefallen lassen. Das pflanzt sich von der Hofdame auf ihre Zofe fort, vom Kammerherrn auf seinen Diener, von der Zofe und dem Diener weiter abwärts. Es bereitet sich aber in dem dermaligen Spionirsysteme der Zeitungsschreiber ein Wechsel vor, dessen Wirkungen nicht abzusehen sind. Die Times, was man ihr auch nachsagen mag, ist und bleibt das am besten redigirte und einflußreichste Journal in England, und dieses Journal, das in den Berichten über das Lächeln und Niesen König Philipps hinter keinem seiner Collegen zurückgeblieben war, hat plötzlich, bei Gelegenheit des Aufenthalts der Königin Victoria auf der Insel Wight, seine Leser mit der Erklärung überrascht, daß es die üble Sitte, jeden Tritt und Schritt der Monarchin zu berichten, in seinen Spalten ferner nicht gestatten werde. Sollte sich bestätigen, was man sich sagt und was sehr glaubwürdig ist, daß dieß auf Veranlassung der Königin geschehen, so dürften Viele für Pflicht halten, was im Lande der Preßfreiheit für Keinen Befehl seyn kann, und das künftige Wegfallen detaillirter Hofberichte, indem es dem krankhaften Appetit der Leser die Nahrung entzieht, denselben radikal kuriren, ob zum Vortheil oder Nachtheil des Nimbus, steht dahin. Jedenfalls hat Louis Philipp die Zahl seiner hiesigen Freunde beträchtlich vermehrt, selbst unter denen, die von seinem ausgestreuten Golde nichts erhalten; die Herren der City haben ihm nur übel genommen, daß er die Einladung zu Eröffnung der Börse abgelehnt hat. Das wäre der Glanzpunkt des Festes und der Engländer troz aller Loyalität und Ritterlichkeit wohl im Stande gewesen, über dem fremden Könige die eigene Königin nicht zu sehen. So wird denn das Fest ohne ihn am 28sten d. M. begangen und ist bereits vorüber, wenn Sie diesen Brief erhalten. Ehe die Königin sich für diesen Tag entschieden hatte, bedurfte es keiner hohen Fürsprache, um Einlaß in die Börse zu erhalten. Der Arm eines achtbaren Cityherrn oder auch nur anständige Kleidung und etwas Dreistigkeit genügten. Jezt ist es anders; obgleich Alles fertig schien, findet sich noch so viel zu thun, ist ein solches Rennen und Tragen und Schleppen, daß nur die Comitémitglieder eingelassen werden. Aber schon ein Blick auf das Aeußere, die großartige Anlage und die architektonischen Schönheiten berechtigen zu der Erwartung, daß das Innere dem entsprechen und das Ganze der City als Stapelplaz des Welthandels würdig seyn werde. Es fehlt nicht an Beschreibungen; sie werden schockweise auf den Straßen feilgeboten, mit und ohne Illustration. Auch die Zeitungen liefern deren; sie weichen aber sehr von einander ab.

Der Wohlthätigkeitssinn der Londoner ist nicht genug zu preisen. Und es ist der ächte; dafür zeugt die zahllose Menge der lediglich durch freiwillige Beiträge bestehenden Schulen, Hospitäler und ähnlicher Institute, und eben hat sich wieder ein neuer Verein gebildet für einen Zweck, der in seiner Großartigkeit beträchtliche Summen erfordern, aber gewiß auch Dank und Segen ernten wird, ein Verein zu Errichtung von Bade- und Waschhäusern für die arbeitende Klasse. Der Gedanke stammt aus Liverpool, wo vor Jahresfrist mit verhältnißmäßig geringen Mitteln ein solches Waschhaus eröffnet worden ist, von welchem die arbeitende Klasse so fleißig Gebrauch gemacht hat — durch Reinigung von mehr als 500.000 Stück Wäsche in Zeit von zwölf Monaten — und dessen Nuzen so in die Augen springt, daß ein zweites Gebäude in einem andern Stadttheile eingerichtet wird. Es gereicht einigen Männern der City zum Ruhme, daß sie den Gedanken aufgenommen, ihn durch das Organ des Lordmayor zur Kenntniß des Publikums gebracht und nicht gezögert haben, selbst tief in die Taschen zu greifen. Eine Menge Dinge schleichen in England erbärmlich langsam, gilt es aber, Gutes zu stiften, da regen sich nirgends die Hände schneller und schließen die Börsen sich weiter auf, als in England, namentlich in London. Ein halbes Duzend angesehener Kaufleute entwarfen den Prospekt, legten ihn dem Lordmayor vor und baten um Veranstaltung einer öffentlichen Versammlung. Das ist hier, im Lande der Oeffentlichkeit, der Weg in's Holz. Der Lordmayor erließ eine Bekanntmachung, die an allen Orten der kleinen und großen Affichen zu lesen war und überdieß auf an Stangen befestigten Brettern durch die Straßen getragen wurde, und gestattete die Benuzung der weiten, sogenannten egyptischen Halle in seiner Bürgerresidenz, dem Mansion-House. Zur bestimmten Stunde war der Saal gefüllt; Bankiers und Handwerker, Millionärs und Mancher, dessen Frau sich schon auf das wohlfeile Waschen freute. Der Lordmayor begann, nach ihm nahm der Bischof von London das Wort; jeder Antrag wurde unterstüzt und genehmigt, ein Ausschuß gewählt, der Bischof zum Präsidenten ernannt, das Ganze constituirt, ohne einen Regierungsbevollmächtigten, ohne die Nothwendigkeit, höchsten Orts die Statuten zur Confirmation einzureichen, bloß nach Einsicht und Ermessen Gutes wollender, in und mit dem Volke lebender Männer.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. November 1844.

— Was auch Farb' und Pinsel hier vollbrachte,
Der Meißel ist nicht ungebraucht geblieben,
Und manchen Stein durchdringt das Schöngedachte.
Platen.

Briefe aus München.

I.

Oktoberfest. — Bauten.

Die schönen, dießmal freilich meist unfreundlich kühlen Tage des ehemals berühmten Oktoberfestes sind nun vorüber. Ich wohnte dem Feste zum erstenmal bei und kann nicht sagen, daß ich dadurch sonderlich erbaut worden wäre, mit Ausnahme einiger wirklich malerisch angeordneten Aufzüge am ersten Sonntage, an welchem das Hauptpferderennen stattfindet. Es fehlte dem Fest an Mannigfaltigkeit, der zahlreich versammelten Volksmenge an lebendiger, den Einzelnen mit fortreißender Lust und Laune, vielleicht auch mir selbst an jener harmlosen Naivetät, welche erforderlich ist, um den bei diesem Anlaß gebotenen Budengenüssen einigen Geschmack abzugewinnen. Die moderne Intelligenz schwebt über der Volksmenge gern auf der Schaukel einer nichts weniger als naiven Reflexion, betrachtet, vergleicht, begehrt, fühlt überall und sogar in sich selbst Lücken und Risse, überall Mangel an Poesie und Ueberfluß an materieller Genußsucht, und versezt sich endlich wohl gar vergleichs- und vorstellungsweise, der dem Hyperboräer eigenen Sehnsucht nach dem Süden folgend, mitten in das laute, bewegte Treiben eines italienischen Volksfestes, unter dem warmen südlichen Himmel, wobei die innere Lust durch sich selbst aufbraust und materieller Reiz- und Stärkungsmittel nicht bedarf.

Wie sehr aber auch das Münchner Oktoberfest im Vergleich mit italienischen Volkslustbarkeiten verlieren mag, so sehr gewinnt es im Vergleich mit manchen norddeutschen sogenannten Volksfesten oder besser Volkszügellosigkeiten, unter denen ich namentlich den Berliner Fischzug nenne, welchen die Gleichgültigkeit einläutet und die Gemeinheit zu Grabe trägt. Auch Leipzig hat eine Art Volksfest, das sogenannte Fischerstechen; aber der geschmacklose Umzug, welcher dabei stattfindet, die zum Theil geschwärzten Gesichter, der plumpe Hanswurst, das widerliche Aalgreifen u. s. w. sagen selbst der weniger gebildeten Volksclasse nicht mehr zu.

Das Münchner Oktoberfest ist gut und in manchen Momenten, namentlich in den Um- und Aufzügen, selbst künstlerisch geordnet; die landwirthschaftliche Ausstellung, das Pferderennen, das Büchsenschießen haben doch einen Zweck, und dabei fehlt es der Gesammthaltung der Volksmenge durchaus nicht an anständiger Ruhe, welche im höhern deutschen Norden nur zu häufig durch die Dämonen wüster Trunkenheit und Unbändigkeit gestört wird. Wenn man auch dem Münchner einen zu starken Genuß seines Lieblingsgetränks, des Biers, zum

Vorwurf macht, so ist doch seine ohnehin etwas derbe, körperlich tüchtige Natur an dieses gesunde, nahrhafte, durch das hiesige scharfe Klima als Widerstandsmittel und fast als Medizin gebotene Getränk von Jugend auf so gewöhnt, daß er im Ganzen nur äußerst selten aus dem ihm eigenen ruhigen Fahrgleise seines Temperaments geworfen wird. Beachtung verdient schon der Umstand, daß das Oktoberfest, wenn auch jezt vielleicht mit verringertem Glanze, doch in anständiger Form bereits seit 1810 fortbesteht. Ein günstigeres Terrain für ein solches Volksfest kann es übrigens nicht geben als die weite, wie eine Diele glatte Theresienwiese, welche an der Abendseite von den Sendlinger Anhöhen terrassenähnlich begrenzt ist, während am fernen südlichen Horizont das bayerische Hochgebirge sich in seinen schönen Formen dem Blicke darbietet.

Während das Oktoberfest nur einmal im Jahre wiederkehrt, feiert in München die Kunst täglich ihre solennen Feste und ist stets mit ihrer Toilette beschäftigt und scheut keine Kosten und ruht keinen Augenblick, um ihren glänzenden Putz immer noch zu erhöhen. Man nenne sie immerhin kokett; der Kunst steht es, sobald sie den kirchlichen Boden verläßt, wie einer schönen Frau wohl an, etwas gefallsüchtig zu seyn, wenn sie nur nicht, wie zur Zeit der Renaissance und des Roccoco, das billige Maß überschreitet und ihren sittlichen Gehalt und ihre Seelenschönheit über dem bloßen Putz vernachlässigt.

Der Zweck, welchem die Münchner Kunst entgegenstrebt, ist nicht der untergeordnete wie zur Zeit Ludwigs XIV. und seiner Nachahmer in Deutschland, den dekorativen Hintergrund zu einem üppigen und frivolen Hofleben zu bilden; vielmehr ist sie in München sich selbst zum Zweck geworden und in der löblichen Absicht begründet und geleitet, sie zu einem Gemeingut des Volkes zu machen und in das öffentliche Leben hinaus zu führen. Dieser Zweck ist bis jezt auf's Beharrlichste verfolgt worden, von jener Zeit an, als der regierende König noch als Kronprinz für seinen Privatschatz an antiken Kunstwerken die zierliche Glyptothek errichten ließ, um sie auch dem Publikum auf die ungezwungenste Weise zugänglich zu machen, bis auf die neueste Zeit, wo das Industrieausstellungsgebäude und die Feldherrnhalle vollendet wurden.

Früher hat man vielfach geklagt, daß die Künste und Künstler in Deutschland so wenig Unterstützung fänden, und jezt, da es in München in so reichlichem Maße geschieht, mäkelt man abermals und hat Allerlei an diesem Kunsttreiben auszusetzen, als würde die Nation selbst durch Künstler wie Cornelius, Schnorr, Heß, Kaulbach, Klenze, Gärtner, Ohlmüller, Ziebland, Schwanthaler u. s. w. vor der Zukunft und dem Auslande nicht verherrlicht! Unter dem scheinbaren Vorwande, als gebe es jezt Größeres und Nützlicheres zu thun, als Zwecke der Kunst und Kunstwerke zu fördern, möchte man lieber, es geschähe für die Kunst gar nichts, und sehr Viele würden es für zweckmäßiger halten, Cornelius hätte, statt seine Fresken in der Glyptothek zu schaffen, an einer liberalen Zeitschrift mitgearbeitet. Ob das Talent der oben genannten Meister aus Mangel an Beschäftigung und Belohnung hätte untergehen müssen, oder ob es wenigstens sich nicht vollständig hätte entwickeln können, würde Unzähligen, denen es überhaupt an einem empfänglichen Organ für die Kunst wie an Adel und Vielseitigkeit der Bildung fehlt, ungemein gleichgültig seyn; auch sind die Deutschen, bei ihrer politischen Zertheiltheit und der Ungleichmäßigkeit ihrer geistigen Bildung überhaupt, unter allen Völkern am schwersten zu befriedigen, zumal im Gebiete der Kunst, für die, wenn man offen seyn will, im Volke von Hause aus nicht viel Neigung vorhanden ist. Schon Hölderlin schildert die Deutschen als Barbaren, und man kann ihm in mancher Hinsicht und in gewissem Sinne nicht Unrecht geben. Daher standen auch die Männer von wirklich feingeistiger und dem Idealen zugewandter Bildung unter den Deutschen meist sehr einsam und von der gleichgültigen Menge unbegriffen. Muß man auch wünschen, daß das Nützliche und Praktische in Deutschland im großartigsten Maßstabe gefördert werde, so ist doch zu fragen, ob es einer großen Nation nicht eben so würdig sey, nebenbei auch das Schöne zu pflegen, und ob die eine Richtung zu Gunsten der andern vernachlässigt werden müsse?

(Fortsetzung folgt.)

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

„Hm, hm! du hast die Woche, Caroline, hm! So, ei, hm! Zum wie viel tausendsten Male, Gott mag es wissen! hab' ich schon gesagt, ja, hab' ich befohlen, daß mein Waschwasser vom Pumpbrunnen in der Küche und nicht vom großen Ziehbrunnen im Hof genommen werden soll? Hm, hm! Aber nicht wahr, Mamsell Caroline, es ist Ihrer Faulheit viel anständiger und bequemer, das Wasser aus einem der großen Eimer im Hof nehmen zu lassen, wenn es auch schon den vorigen Tag und die Nacht durch gestanden und also schon halb faul ist? Für den Vater ist es doch gut genug." — „Aber, verzeihen Sie, Papa —" — „So, du widersprichst schon wieder? muß ich mich denn beständig über dich ärgern und deine Widersprüche anhören? Ich sage dir, du wirst es noch so weit treiben, daß ich dir die Woche ganz abnehme, und dann wehe dir!"

Bei solchen Morgengrüßen saßen wir Andern zitternd und bleich vor Angst da, denn wenn der alte Herr einmal im Zuge war, ging es leicht der Reihe nach über uns Alle her, und es mochte leicht der Fall seyn, daß er am vergangenen Tage von einem irgend eine ähnliche Unthat erfahren hatte, bei welcher Gelegenheit er, um seinem Gedächtnisse nachzuhelfen, jedesmal in sein buntseidenes Tuch einen Knoten machte, um die Sache nicht zu vergessen. Aber gerade diese Knoten im Schnupftuch waren unser doppeltes Unglück; denn erstens, wie gesagt, brachten sie ihn auf unsere Unarten zu sprechen, und dann vergaß er auch meistens, die erledigten Knoten wieder aufzulösen, wodurch sich unsere Verbrechen beständig häuften. Bei einer Unterredung wie die obige, oder wenn er sonst schlecht gelaunt war, begann er langsam sein Tuch aus der Tasche zu zupfen, und da er nicht immer wußte, wem der betreffende Knoten in demselben galt, so sah er uns alsdann scharf nach der Reihe an, und wer am ängstlichsten nach dem Tuche spähte, der mußte der Schuldige seyn, und war es auch gewöhnlich. Die Urtheilssprüche, welche die Knoten im Schnupftuch hervorgerufen, wurden auch häufig durch eben dieses Instrument recht fühlbar vollzogen, worauf sich dann der alte Herr in seine Kanzlei begab, recht zufrieden, in seinem Hauswesen wieder Alles in's Reine gebracht zu haben; denn es war ihm gerade nicht lieb, wie er selbst oft behauptete, den ganzen Tag verweisen und strafen zu müssen, und hatte er ausgetobt, so war er der beste Mann von der Welt. Alsdann erzählte er uns Geschichten oder spielte mit uns; doch konnten wir uns auch in solchen Augenblicken seiner guten Laune nicht genug in Acht nehmen; die geringste Ungeschicklichkeit oder Unaufmerksamkeit konnte seinen Eifer auf's Neue rege machen. Dadurch hatte aber seine Anwesenheit für seine eigenen Kinder, so wie für mich, etwas sehr Peinliches und Beengendes, und wir konnten uns erst dann recht freuen, wenn er das Haus verlassen hatte. Dann mußte eines von uns durch ein kleines Fenster an der Seite des Hauses auf die Straße sehen, ob er wirklich um die Ecke gegangen sey, worauf wir uns durch den größtmöglichsten Unfug aller Art entschädigten und einen Spektakel im Hause anfingen, in welchen gewöhnlich die alte Haushälterin, so wie sämmtliche Mägde kräftigst einstimmten.

Ich war ein Jahr in seinem Hause gewesen, und obgleich es mir da im Ganzen besser ging, als später bei meiner Tante, so war ich doch herzlich froh, als ich es wieder verlassen konnte. Der alte Herr belegte mich auch gar zu häufig mit Strafen, die für mich die empfindlichsten waren. So mußte ich mit ihm auf seine Kanzlei gehen, namentlich an Sonn- und Feiertagen, und dort bekam ich ein großes Buch und ein Stück Papier, das ich voll schreiben mußte, und so oft er einen Fehler darin entdeckte, mußte ich es von Neuem abschreiben, und immer wieder abschreiben. Obendrein saß ich an seiner Seite, und wenn ich nicht fleißig war, oder die Feder nicht recht hielt, so nahm er langsam ein großes flaches Lineal und gab mir damit einen starken Klaps auf die Finger. Auch mußte ich nicht selten da bleiben, wenn er fortging, und dann schloß er mich ein, und dieß waren für mich die schrecklichsten Augenblicke. Die Kanzleistube war ein altes, düsteres Gemach und hatte kleine vergitterte Fenster, zu welchen kaum das nöthige Licht hereindrang, und da saß ich Aermster, meine Finger durch das Schreiben mit Dinte beschmuzt bis an die Knöchel, worauf meine Thränen fielen. Und wenn ich dann einen Versuch machte, meine nassen Augen mit den Fingern zu trocknen, so nahm das Gesicht bereitwillig die Dintenflecken an. Auch mein weißer Hemdkragen färbte sich schwarz, was später zu neuen unangenehmen Erörterungen Veranlassung gab.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

Messe. — Industrieausstellung. — Bosco.

Endlich sind die Straßen doch wieder gangbar geworden, an öffentlichen Orten sieht man wieder bekannte Gesichter, auf deren Miene nicht bloß das Einmaleins lithographirt steht. Die Messe ist zu Ende, und was nicht ausschließlich der Handelswelt angehört, freut sich aufrichtig, nach fünfwöchentlichem Lärm wieder einmal ruhig Athem holen zu können. Ich bin kein Handelsmann und kann also auch nicht beurtheilen, welche Artikel vorzugsweise gesucht waren, ob Tuche oder Leder, ob Felle oder Schweinsborsten schneller und zu bessern Preisen abgegangen sind. Im Allgemeinen waren alle Kaufleute leidlich zufrieden, einzelne Detailhändler etwa ausgenommen, denen das abscheuliche Wetter, welches mit Beginn der eigentlichen Meßwoche eintrat, vielen Schaden zufügte. Der Menschenzudrang, der von Jahr zu Jahr an den beiden Hauptmessen bedeutender zu werden scheint, war in der ersten Zeit wieder so außerordentlich, daß viele Fremde durchaus kein Unterkommen finden konnten. Mancher sah sich genöthigt, eine Nacht im Wagen zuzubringen, bis der neue Tag ihm nach vielfachen Bemühungen irgendwo ein dürftiges Kämmerlein für vieles Geld öffnete. Man kann immerhin annehmen, daß seit dem Erblühen des Eisenbahnverkehrs in Deutschland die Gesammtzahl der ankommenden Fremden im Lauf der Messe sich wenigstens auf 200,000 beläuft. Davon dürfte leicht in den ersten geschäftsvollsten Wochen der vierte Theil im Innern der Stadt wohnen und sich umherdrängen, was denn, rechnet man die Einwohnerzahl der Stadt hinzu, auf so engem Raume täglich gegen hunderttausend Menschen zusammenführte. Da es häufig geschieht, daß Wagen, Pferde und Menschen in den überdieß noch durch Buden verengten Straßen einen undurchdringlichen, sich massenhaft vor- und rückwärts schiebenden Knäuel bilden, so ist es wirklich zu

verwundern, daß so selten durch Ueberfahren oder Zerquetschen ein Unglücksfall vorkommt. Die mehr beobachtende als persönlich einschreitende Polizei, die nur auf möglichste Erhaltung der Ruhe und Sicherheit ein Auge hat, mag hier wohl manches Unglück verhindern, das bei größerem Diensteifer kaum unterbleiben würde. — Unter den mancherlei Sehenswürdigkeiten, an denen diese Zeitabschnitte immer sehr reich sind, nenne ich zuvörderst die Industrieausstellung auf der deutschen Buchhändlerbörse. Hiesige Lokalblätter haben sich des Weiteren über dieselbe ausgesprochen und sich in Lobeserhebungen vollkommen erschöpft. Ich kann mich diesen gutmüthigen Patrioten nicht unbedingt anschließen, denn ich fand diese Ausstellung, unbeschadet der Vortrefflichkeit aller einzelnen Artikel, im Ganzen zu unbedeutend, zu dürftig, zu wenig das sächsische Vaterland würdig repräsentirend. Das anordnende Comité hätte bedenken sollen, daß nach so riesenhaften Anstrengungen, wie sie Preußen gemacht hatte, um eine früher nie gesehene Industrieausstellung zu Stande zu bringen, auch der beste Wille, wenn ihm nicht gleich große Mittel zu Gebote standen, an einem ähnlichen Unternehmen scheitern mußte. Daher blieb die hiesige Industrieausstellung bei aller Vorzüglichkeit der einzelnen Gegenstände doch kleinartig und gewährte durchaus keine Befriedigung. Bessere Wirkung machte, weil sie wenig beanspruchte und nichts Bedeutendes verhieß, eine Blumenausstellung. Sie war mit vielem Geschick und Geschmack angeordnet und machte durch schöne Gruppirung seltener Pflanzen einen sehr gefälligen Eindruck. Im Uebrigen brachte die Messe das Herkömmliche: Seiltänzer, wilde Thiere, Wachskabinette, Bereiter, Taschenspieler und eine Unzahl schlechter Musikanten, die sich auf Kosten unserer Ohren Brod und Holz für den Winter mühsam genug zusammenfiedeln, flöten, trompeten und baßposaunen. Unglaublichen Zulauf hatte der König unter den jetzt lebenden Taschenspielern, Bartolomeo Bosco. Da er es an ruhmredigen Ankündigungen nicht fehlen ließ und durch überraschendes Escamotiren an der Tafel eines viel besuchten Hotels, wo er wohnte, die Aufmerksamkeit aller daselbst verkehrenden Fremden auf sich zu ziehen wußte, stieg sein Ruhm bald zu den Sternen. Sein Zaubertheater war allabendlich überfüllt. Manche liefen mehrmals in diese „Darstellungen der egyptischen Magie," wie Bosco seine Taschenspielereien nennt, weil er stets fünf-und-zwanzig ganz neue Piecen verhieß. Man sah aber sehr häufig dieselben Kunststücke. Was mich betrifft, so muß ich unumwunden bekennen, daß Bosco's Ruhm größer ist als seine Kunst. Bedeutend und überraschend ist er bloß im Verschwindenlassen. Diese Kunst übt er mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und liebenswürdiger Grazie; alles Andere aber fesselt weder durch Neuheit noch durch Ungewöhnlichkeit. Er bringt bloß Altes, hundertmal Gesehenes, das Andere, wie z. B. Prof. Döbler und der Franzose Philipp, weit besser machen. Dennoch hatte ihn das liebe Publikum so sehr in sein Herz geschlossen, daß es ihn bei der Abschiedsvorstellung durch ein junges Mädchen bekränzen ließ, ihn mit Gedichten fast wund warf und zum Ueberfluß in blumenbekränztem Wagen in sein Hotel heimzog. Das sind heutzutage die Triumphe anmuthiger Gaukelei, die man noch vor zwanzig Jahren mit dem Ekelnamen „brodlose Kunst" belegte! Zu wundern ist es freilich nicht, wenn die unverständige Menge den Einflüsterungen des Augenblicks folgt, da sogar ein hiesiger Poet oder vielmehr ein Mann, der ehedem unter den Poeten mit lief, einen Lobgesang auf den Turiner Zauberer dichtete und ihn in einigen Blättern abdrucken ließ.

(Fortsetzung folgt.)

London, Oktober.

(Schluß.)

Waschhäuser für das Volk.

Den gefaßten Beschlüssen zufolge sollen vier Anstalten der erwähnten Art errichtet werden, drei auf der Middlesex-Seite oder dem linken Themseufer, eine auf der Surrey-Seite, on the other side of the water, wie man hier sagt. Statt allgemeiner Badebassins hat man sich für abgesonderte Zellen entschieden und den Preis einer solchen, nebst erforderlichen Handtüchern, für die Stunde auf zwei Pence (sechs Kreuzer oder sechzehn Pfennige) bestimmt. Für kaltes und heißes Wasser und sämmtliches benöthigtes Geschirr zum Reinigen von Wäsche und Kleidungsstücken soll eine Frau für sechs Stunden einen Penny bezahlen, also drei Kreuzer oder acht Pfennige, und dafür überdieß des Trockenzimmers sich bedienen dürfen. Daß solche Preise nur einen kleinen Beitrag zu den Unterhaltungskosten gewähren, begreift sich ohne Rechnung. Indessen bringen sie doch etwas ein, und außerdem machte sich die Meinung geltend, daß die Verbindlichkeit zu einiger Bezahlung der völligen Unentgeldlichkeit vorzuziehen sey. Beim Schluß der Verhandlung erklärten die zwei bestellten Kassiere, die, wie alle Chargen, ihr Geschäft umsonst versehen, sich bereit, Subscriptionen anzunehmen. Da gingen sofort eine Menge Papierchen ein, gute Anweisungen, in ausgerufenen Summen von zehn, zwanzig und dreißig Guineen, und zuletzt beliefen sich die Zeichnungen auf einige tausend Pfund. Ein solcher Anfang sichert im Voraus die Ausführung, denn hier wie anderwärts wollen Viele, ehe sie den Beutel ziehen, sehen, wie das Unternehmen sich gestaltet. Die Beiträge dürften aber um so reichlicher fließen, je weniger dieses Jahr von der Noth unter den Armen verlautet, und je weniger daher wahrscheinlich die Wohlthätigkeit zu andern Zwecken stark in Anspruch genommen werden wird. Handel und Gewerbe sind in dem blühendsten Zustande; wer arbeiten will, findet Arbeit und Verdienst. Die im vorigen Winter für die Armen gesammelten Gaben sind zum Theil unverbraucht geblieben und noch hat kein Hülfscomité die Nothwendigkeit neuer Sammlungen angezeigt. Brod und Kohlen, diese zwei unentbehrlichen und oft unerschwinglichen Bedürfnisse, haben einen seit Jahren unerhört niedrigen Preis, Kartoffeln deßgleichen, und so sieht London dieses Jahr dem kommenden Winter unbesorgt entgegen. Auch weisen die neuesten statistischen Tabellen eine progressive Minderung des Hauptübels in den niedern Ständen, des Lasters der Trunkenheit, nach. Die Zahl der deßhalb verhafteten Personen belief sich 1831 auf 31,352, und im folgenden Jahre auf 32,636. Die Bevölkerung hat sich seitdem um eine halbe Million vermehrt und der Polizeidistrikt beträchtlich vergrößert; jene Ziffer aber ist nach und nach (1845) auf 10,890 herabgekommen. Das Verhältniß der Geschlechter ist beinahe dasselbe geblieben. Aus 19,748 betrunkenen Männern sind 6752, aus 11,605 betrunkenen Weibern 4138 geworden. Anscheinend ergibt sich kein so günstiges Resultat im Kapitel disorderly conduct, zu deutsch Liederlichkeit. 1831 sind deßhalb 10,385, 1834 11,660, 1845 14,855 Personen eingezogen worden. Doch abgesehen von der Vergrößerung der Volkszahl und des Polizeidistrikts ist auch die Polizei jetzt strenger als vor zehn Jahren, und erklärt jetzt für Liederlichkeit, was ihr damals oft harmlose Schäkerei dünkte. Mithin kann der Schein trügen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. November 1844.

Falstaff. — A true face, and good conscience — both I have had, but their date is out, and therefore I'll hide me.

Shakespeare.

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

Draußen vor der Kanzleistube summte und wogte an solchen Feiertagen das fröhliche Volk vorbei. Ich erkannte die Stimmen meiner Spielkameraden und mußte hören, wie sie lustig davon zogen, wahrscheinlich vor das Thor, auf eine grüne duftige Wiese, unsern gewöhnlichen Spielplatz. Wie roch ich in Gedanken den Duft des Grases, wie hörte ich über meinem Haupt die Bäume rauschen, während ich im Staub vergilbter Akten saß und sich über meinem Haupte nur je zuweilen im Luftzuge ein alter zerrissener kattunener Vorhang bewegte, eine Unzahl Motten aus ihrer beschaulichen Ruhe aufstörend.

Dergleichen Gedanken und Erinnerungen quälten mich, wie gesagt, auf der alten Matratze beim Doktor Burbus, und wenn ich mich auch mit Schaudern jener Zeit beim Vormund erinnerte, so kam sie mir doch wie ein holder Maitag gegen das Sturmwetter vor, das sich nach den schweren Ereignissen von gestern Abend gegen mich zusammenzog.

Weh mir! meine Großmutter, meine Tante, der Vormund, Philipp auf der Polizei — das Alles machte mich so entsetzlich unruhig, daß ich in meiner Angst anfing, den Doktor aufzuwecken, ein Geschäft, das mir erst nach vielen fruchtlosen Bemühungen gelang. Endlich hob er sein schweres Haupt aus den zerrissenen Kissen in die Höhe, um mich anzuschauen. Dazu blinzelte er mit den Augen und bot mir laut gähnend einen guten Morgen.

„Ach, lieber Herr Doktor," sagte ich, „mich haben die Vorfälle von gestern Abend gar nicht schlafen lassen. Sie erinnern sich doch der Sache? Wissen Sie, wo Philipp ist?" — „O ja," entgegnete der Doktor Burbus mit einer sehr heisern und trockenen Stimme, „freilich erinnere ich mich. Hahaha! Philipp, der Edle, hat das Asyl treuer Liebe mit einem Quartier in Numero Sicher vertauscht." — „Ja, aber, lieber Herr Doktor," entgegnete ich, „Sie sagten gestern vor dem Einschlafen, Philipp könnte uns angeben, und dann —" — „Ganz recht, Verehrtester," antwortete der Doktor, indem er sich aufrecht in's Bett setzte, so daß seine beiden Füße den Boden berührten, wo er nach ein paar alten gelben Pantoffeln angelte, „wenn uns Philipp verdächtigt — und das trau' ich ihm gar sehr zu — so werden wir vor das Friedensgericht citirt. Kennen Sie dieses Institut?" — „O Gott, nein!" jammerte ich, und es war mir gerade, als habe mich schon einer mit rothem Kragen und blauem Rock gefaßt und schleppe mich, ein armes, wehrloses Opfer, durch die Straße.

„Sehen Sie," fuhr der Doktor gähnend fort, indem er in seinen alten grünen Sämmtling schlüpfte und einen entsetzlich nüchternen, trostlosen Blick an den grau überzogenen Himmel warf, „Friedensgericht ist für diese wohlthätige Anstalt eine sehr sonderbare Benennung. Da werden zwei Parteien, die uneins sind, mit Gewalt hincitirt, vor einen alten Herrn, der sitzt in einem großen Lehnstuhl und hat grausame Langeweile. Er hört die Leute ruhig an, und nachdem sie sich tüchtig ausgeschrieen haben, versucht er einen Vergleich zwischen ihnen zu Stande zu bringen. Aber das gelingt ihm höchst selten, ist ihm aber im Grund auch gleichgültig, und wenn die Leute auch vor dem Friedensgericht thun, als haben sie sich wirklich verständigt, so rennen sie, wenn sie kaum aus der Thür sind, zu zwei verschiedenen Advokaten und machen die Sache beim Landgericht anhängig. Aber da fällt mir eben ein, daß die Sache mit Philipp wohl vor das Polizeigericht kommen wird, eine andere, nicht minder wohlthätige Anstalt." — „Und was geschieht da, lieber Herr Doktor?" fragte ich kleinlaut. — „Ja da," entgegnete der Doktor, „wird mit dem ehrwürdigen Philipp ziemlich kurzer Prozeß gemacht. Der betreffende Polizist betheuert bei seinem Diensteid, er habe den Inkulpaten im Augenblicke erwischt, wo er höchlichst an einer königlichen Straßenlaterne gefrevelt, und dann ist's wie eins, zwei, drei. Der Polizeidirektor sagt: So! schlägt das Polizeistrafgesetzbuch auf und decretirt: ergo conclusum — drei Tage in Arrest nebst Schadenersatz." — „Aber um Gotteswillen!" rief ich, „Philipp ist ja unschuldig! — „Das thut nichts, Verehrtester, Alles, Ort und Umstände, wie er attrapirt worden, zeugt gegen ihn, und er mag nur Gott danken, daß auf das Verbrechen, eine Straßenlaterne zertrümmert zu haben, nicht Todesstrafe steht, indem er alsdann unfehlbar gehängt würde." — „Nein, lieber Herr Doktor," erwiderte ich, „das dürfen wir eigentlich nicht zugeben; ich, oder vielmehr Sie, der die Sache besser kennt, sollte auf die Polizei gehen und dort erklären, daß Philipp unschuldig ist. Sie brauchen ja nicht zu sagen," setzte ich hinzu, „daß wir betheiligt sind; wir haben es nur zufällig mit angesehen und können für seine Unschuld zeugen."

„Junger Mensch," sprach der Doktor sehr ernst, indem er ein blechernes Gefäß hervor suchte, worin er seinen Kaffee zu bereiten pflegte, „du sprichst ein großes Wort gelassen aus. Aber nehmen Sie mir's nicht übel, davon verstehen Sie gar nichts, und ich desto mehr. Sehen Sie, wenn ich mich in einer so zweideutigen Angelegenheit auf der Polizei sehen lasse, so begnügen sich die charmanten Leute dort nicht mit meinem Zeugniß; sie gehen in ihrer unendlichen Wißbegierde so weit, mich um Paß, Heimatschein, Aufenthaltskarte rc. zu fragen, und würden sich am Ende noch angelegentlichst erkundigen, wovon ich denn eigentlich in hiesiger Stadt meinen Unterhalt bestreite? Fragen, auf welche ich wahrhaftig keinen Bescheid zu geben wüßte."

„Ja, aber, lieber Herr Doktor, wenn Sie mir erlauben, unbescheiden zu fragen, Sie müssen doch ein gewisses Vermögen haben, von dem Sie die Leute bezahlen, denen Sie etwas schuldig sind." — „Ja freilich," erwiderte Burbus — „Schulden bezahlen — ja wohl, ja wohl! — Es gab eine Zeit," fuhr er fort, indem er eine Spirituslampe anzündete, „eine Zeit, wo ich nicht schlafen konnte, wenn ich Gott mein Nachtgebet schuldig geblieben war; aber das ist schon lange her, und seit jenen Tagen unschuldiger Kindheit habe ich es gänzlich verlernt, meine Schulden zu bezahlen."

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus München.

(Fortsetzung.)

Es gibt genug Städte in Deutschland, in denen man den Materialismus, selbst in seiner krassesten Form, und nebenbei den Pauperismus, andere, in denen man Industrie und alle Arten des kaufmännischen Calculs, oder Beamten- und Militärwesen, oder vorzugsweise Philosophie und alle Richtungen und Zweige der Wissenschaft studiren kann; warum sollte man nicht München als eine allgemein deutsche Uebungs- und Lehranstalt für das Kunstschöne betrachten dürfen? Hierauf weist schon die fast systemartige Ausbildung aller Baustyle hin, welche hier bei den öffentlichen Bauten nach und nach zur Anwendung gekommen sind. Endlich kann hier nur angedeutet werden, welchen großen und heilsamen Einfluß die häufig als zu ausschließlich gescholtene Pflege, die man in München der Kunst angedeihen läßt, auch auf alle Arten der Technik, welche die verschiedenen Künste in Anspruch nehmen, geäußert hat und noch äußert. In so fern hat die hiesige Kunstübung auch jene praktische Seite, welche in unserer Zeit bei der Abschätzung aller Dinge vorzugsweise als Maßstab dient.

Außerordentlich ist, wie immer, auch jezt noch die künstlerische Produktivität in München, und mit erstaunlicher Geschwindigkeit streben die bereits begonnenen Bauten ihrer Vollendung entgegen. Unter ihnen nenne ich besonders den Wittelsbacher Palast, der nach Gärtners Planen in der Türkenstraße erbaut wird und zur Wohnung des Kronprinzen bestimmt ist. Durch die gewaltigen Eckthürme erhält dieser Bau einen ganz eigenthümlichen und frappanten, ritterlichen und burgähnlichen

Charakter. Doch möchte man bedauern, daß dieses höchst imposante Gebäude mit vielen schönen Neubauten Münchens den Nachtheil gemein hat, in die Fronte einer Straße hineingebaut zu seyn und so an Wirkung zu verlieren. Uebrigens macht sich auch an Privatgebäuden der Drang nach etwas Neuem und Originellem immer mehr Luft, und man wendet zu diesem Zwecke, wie z. B. der sinnreiche Prof. Eduard Metzger, bald die Polychromie, bald thurm- und erkerähnliche Ausbaue an. Solche burgähnliche Gebäude, äußerte ein Münchner bezeichnend, erscheinen in einer langen uniformen Front moderner glatter Häuser etwa wie ein einzelner, mit schwerem Ritterpanzer bekleideter Mann in der Front modern uniformirter Gardesoldaten.

Das Ausstellungs- und Industriegebäude ist äußerlich bereits vollendet und dient mit seiner schlanken korinthischen Säulenstellung dazu, die Wirkung der gegenüberliegenden Glyptothek noch zu erhöhen. Jenes erhebt sich imposanter, doch tragen die glatten Wände desselben, während die Außenwand der Glyptothek durch Nischen mit Statuen unterbrochen ist, einen gewissen Charakter der Nüchternheit. An dem Gebäude der neuen Glasmalereianstalt, an dem Siegesthor, welches am nördlichen Eingange der Ludwigsstraße ganz aus Marmor errichtet wird, an der Ruhmeshalle auf der Sendlinger Anhöhe, an dem neuen Anbau der Akademie der Künste, an den Bogengängen, welche den neuen Friedhof nach Art des Campo santo in Pisa einfassen sollen, wird unterdeß rüstig fortgearbeitet. Weniger verlautet von künftig auszuführenden Bauplänen, mit Ausnahme einer neuen Pinakothek, worin Gemälde neuerer Künstler, deren bereits eine ansehnliche Menge in Schleißheim verwahrt werden, zu einer stehenden, dem Publikum geöffneten Galerie vereinigt werden sollen. Der Gedanke hiezu ist gewiß in hohem Grade löblich, doch findet man es im Publikum nicht ganz zweckgemäß, daß man, wie verlautet, das dafür beabsichtigte Gebäude auf dem Gasteigberg jenseits der Isar errichten will. Prächtig würde sich ein Gebäude griechischen Styls auf dieser Anhöhe allerdings ausnehmen, aber praktischer scheint es jedenfalls, die neue Pinakothek in die Nähe der alten, der Glyptothek und der übrigen Kunstanstalten und Kunstsammlungen zu verlegen.

Die ungemeine Schnelligkeit und Energie, womit die Bauten hier betrieben werden, möchte übrigens fast darauf hindeuten, als vermuthe man in nächster Zeit ein so überwältigendes Ueberhandnehmen der bloß praktischen und nützlichen Tendenzen, daß alle Unternehmungen, welche auf Förderung bloßer Kunstzwecke hinauslaufen, wenigstens für längere Zeit, von selbst sich verbieten würden. Die Utilitätsrichtung der Zeit hat eine so gewaltsame, alle Verhältnisse und Stände beherrschende Strömung, daß ihr zuletzt auch die widerstrebendsten Geister und Richtungen folgen und nachgeben müssen. Doch wird auch diese einseitige Nützlichkeitssucht vorübergehen, und gern werden unsere Nachkommen sich an dem Duft der poetischen Blüthen erquicken, welche in unserer Zeit trotz der ungünstigen Atmosphäre zur Reife kommen und bewundernd vor den Kunstgebilden stillstehen, für welche unsere Generation, trotz Eisenbahnen, Dampfschifffahrt und Aktienspekulationen, noch Muße, Kapitalien und Talent genug übrig hatte.

Oft freilich stand ich vor dem schönen Neubau der Feldherrnhalle und dachte darüber nach, was das künftige Deutschand zu diesem Tilly sagen wird, dessen Erzbild sich in einer der Seitenwölbungen erhebt? Scheint nicht aller Bruderzwist, der bisher die Deutschen gespalten, zerrissen, zerfleischt hat, mit ihm in Erz verewigt zu seyn? Protestantische neuere Geschichtschreiber haben zwar zu beweisen gesucht, und die katholischen Schriftsteller greifen diesen Beweis begierig auf, daß Tilly, der nicht einmal von Geburt ein Deutscher war, den Brand und das Blutbad von Magdeburg nicht veranlaßt habe. Doch darf man zweifeln, ob die gräuliche Zerstörung dieser Stadt der katholischen Hälfte der Christenheit damals großen Kummer gemacht und wirkliche mitleidvolle Theilnahme eingeflößt hat. Allerdings möchte man glauben, daß einem tüchtigen Feldherrn wie Tilly eine mit den reichsten Hülfsmitteln versehene Stadt erwünschter seyn mußte als ein öder Aschen- und Schutthaufen; eben so erwiesen scheint es aber auch, daß Tilly, vielleicht von dem Dämon der grausenhaften Stunde erfaßt und vom allgemeinen Wirbel der Leidenschaften betäubt und fortgerissen, sich nicht sehr bemüht hat, den über die Stadt losgelassenen Furien Einhalt zu thun. Jedenfalls wird man es keinem Protestanten verdenken können, wenn er, vor Tillys Standbild in München tretend, auch der dreißigtausend Magdeburger, hierunter der vielen gewiß an Allem unschuldigen Weiber, Säuglinge und Greise gedenkt, welche Tillys entbrannter Soldateska in der brennenden Stadt zum Opfer fielen. Gewiß eine zu harte und unväterliche Züchtigung dafür, daß die Magdeburger Tillys „väterlichem“ Rathe nicht folgen wollten!

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Fortsetzung.)

Theater. — Prutz's Moritz von Sachsen.

Die große Anzahl der Meßkünstler fügt unserem Theater nicht geringen Schaden zu, da gerade die besseren nur des Abends Vorstellungen geben und ihre Preise selbst den Meßpreisen des Theaters meistentheils adäquat sind.

Unter der frühern Direktion mußten solche herumziehende Künstler, wenn sie während der Theaterzeit Vorstellungen geben wollten, zehn Prozent von der Bruttoeinnahme als Entschädigung an das Theater zahlen. Dieß ist neuerdings weggefallen, da vielfache Stimmen laut wurden, die eine solche Abgabe hart fanden. Allerdings läßt sich annehmen, daß die meisten der die Messe beziehenden Kunstgesellschaften bei den vielen anderweitigen Abgaben, zu denen namentlich die enormen Summen für die Bretterbuden zu rechnen sind, selten auf ihre Kosten kommen; allein, ob es billig ist, daß man eine städtische Anstalt zum Besten herumziehender Künstler beeinträchtigt, möchte ich doch bezweifeln. Es wäre eher zu wünschen, daß die Stadt dem Theater jährlich einige tausend Thaler zufließen ließe, um der Direktion behülflich zu seyn, eine Anstalt, welche der Stadt zum Ruhme gereichen soll, auf eine möglichst zeitgemäße Höhe zu erheben und sie, was sie noch lange nicht ist und auch nicht seyn kann, zu einer wahren Kunstanstalt zu machen. So lange ein hiesiger Theaterdirektor einzig und allein auf sich angewiesen bleibt, ist er früher oder später genöthigt, im Fall er Geschäfte machen will und kein Vermögen zuzusetzen hat, die höheren Rücksichten der Kunst der niederen des Gelderwerbs nachzusetzen. Ich will wünschen, daß die neue Direktion, deren guter Wille allen Dank und alle nur mögliche Aufmunterung verdient, nicht auch den Verhältnissen sich fügen muß. Unser Publikum von heut ist lau, mißmuthig, tadelsüchtig und großentheils geschmacklos. Es will im Theater bloß die momentane Unterhaltung, das rohe Amusement, und findet es dieß, so übersieht es auch die größten Fadheiten. Das gilt nicht bloß von dem hiesigen Publikum, das gilt von dem Publikum des gesammten Deutschlands, vielleicht der ganzen Welt. Am allerschlimmsten aber ist es, daß unser Publikum — ich meine das deutsche — sich nicht mehr enthusiasmiren kann. Mangel an Enthusiasmus ruinirt Dichter und Schauspieler, und muß Drama und dramatische Kunst ohne Erbarmen herunterbringen. Leider aber zeigt sich zuweilen der Ueberrest des nach und nach ganz aussterbenden Enthusiasmus gerade bei solchen dramatischen Produktionen, die ihn am wenigsten verdienen. Dieß war z. B. der Fall bei dem Trauerspiel „Moritz von Sachsen“ von Prutz. Hier schwamm das Publikum in Seligkeit und schrie sich fast die Lunge wund vor Entzücken — über die Dichtung? — nein! bloß über den modernen Liberalismus, den Hr. Prutz durch den Mund seiner Personen dem Volke predigen ließ. Ein liberaler Karl V. — können Sie sich eine größere poetische Verirrung denken? Aber gerade, weil die alten Eisenfresser von Luthers Zeit her sich geberdeten, wie die beliebtesten Volksredner einer zweiten Kammer der neuesten Zeit, gerade deßhalb schwärmte die Menge für das Stück und brach sich vor Schau- und Hörlust fast die Rippen. Ich war erschrocken, daß im Herzen des Volks so wenig Sinn für Poesie noch lebt, daß es die innere geschichtliche Wahrheit sich so ganz und ohne die geringste Widerrede entreißen läßt, weil ihm dafür das Katzengold der politischen Phrase, der trostleere Klang geboten wird, den die in heftigen Schwung gesezte große Glocke des modernen Liberalismus von sich gibt. Man sey Partei, man predige und hebe die Partei im politischen Leben, so viel man wolle, ich habe nichts dagegen; man unterlasse es aber, diese Parteiwuth auf Kosten der Poesie zu unterstützen. Prutz hätte für seine Ideen, die ganz gut und schön sind, hundert andere Personen gefunden, er brauchte sie nicht in den ersten Jahrzehnten nach der Reformation zu suchen, wo sie am allerwenigsten zu finden waren. Daß er es dennoch gethan, ist nur ein Beweis von der kolossalen Taktlosigkeit, in welche die politischen Dichter so häufig verfallen. „Der Dichter steht auf einer höhern Warte, als auf der Zinne der Partei,“ bleibt, ungeachtet Freiligrath neuerdings selbst zur Fahne der Partei geschworen hat, nichts destoweniger ein unbestreitbar wahres Wort. Mir hat diese parteiische, unwahre Zerarbeitung der Geschichte den Geschmack am ganzen Stück verdorben, dessen einzelne Schönheiten und wirksame Stellen ich willig anerkenne. Prutz macht hübsche, fließende Verse, und da das dritte Wort ein Stichwort ist, das Sympathien findet, so konnte der größte Applaus nicht fehlen. Bei solchen Scheinvorzügen sieht die Masse über alle übrigen Mängel hinweg, deren das Stück so viele hat, daß ich Seiten ausfüllen müßte, wollte ich sie alle darlegen. Es war dem Autor bloß darum zu thun, sein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen, und diesem zu Gefallen mußte die Kunst geduldig den Esel machen. — Die Darstellung — es sind deren bis jezt sechs erfolgt bei immer vollem Hause — war keine gelungene, wenn auch einzelne Rollen in guten Händen waren. Marr, der, dem die Titelrolle zugefallen war, scheint sich durchaus für einen Meister in der Schauspielkunst zu halten, da er keinen seiner vielen Fehler abzulegen sich bemüht. Ungelenke Bewegungen und Fechten mit den Armen sind kein Spiel, Schreien und polterndes Stöhnen keine dramatische Deklamation. Sein Sprechen klingt immer, als rolle man Steine. Wer nicht sehr aufpaßt, kann nicht die Hälfte dessen, was er sagt, verstehen. Marr gab Karl V. genau so wie Philipp II., mit einer Ruhe, die an Schläfrigkeit grenzt. Für solche Auffassung königlicher Rollen habe ich gar kein Organ; ich kann sie nicht schlecht nennen, aber ich halte sie durchweg für falsch. Marr's Kaiser und Könige sind immer schlichte Bürgersleute, die im Lehnstuhle am geeignetsten ihren Platz finden. Kurfürst Johann Friedrich fand in Ulram einen recht wackern Darsteller, doch glaube ich, daß es besser wäre, wenn er diesen frommen Fürsten etwas sanfter auffaßte und weniger fulminirte. Seine Gemahlin, Sibylle von Cleve, gab Fr. Dessoir mit warmer Innigkeit. Die kleine Rolle der Anna, Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen und Gemahlin Moritzens, war Frl. Bernhard zugefallen und wurde naturwahr und wirksam von ihr gespielt. Diese junge, talentvolle Schauspielerin, der mehr Beschäftigung zu gönnen wäre, damit sie ihre Gaben üben und entfalten könnte, muß sich immer noch mehr Mühe geben, ihre gekünstelte Aussprache ganz abzulegen. Sie hat sich zwar schon um Vieles gebessert, doch klingen noch häufig die vollen Gaumenlaute unangenehm durch, die ihr zur Gewohnheit geworden sind. Hat Frl. Bernhard erst diese störenden Angewohnheiten beseitigt, so wird ihrem schönen Talente nichts mehr im Wege stehen, sich siegdhaft Bahn zu einer erfreulichen Wirksamkeit zu brechen. Ihre Anna würde noch mehr ergriffen haben, wenn sie mehr Wärme des Gefühls, mehr Schmelz der Neigung, mehr Zorn des Schmerzes in die Darstellung gelegt hätte. Die Mittel dazu sind ihr gegeben, es hängt daher bloß von ihr selbst ab, sie genügend zu gebrauchen. Die übrigen mehr oder minder kleinen Rollen waren in leidlich guten Händen, so Philipp (Stürmer), Granvella (Paulmann), Solben, des Kaisers Rath (Bergmann), Lukas Kranach (Saalbach), Koslowitz (Bickert), Kunz von Rosenberg (Meixner), Elisabeth von Rochlitz (Fr. Sattler) u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. November 1844.

Pulcherrimæ in animis effigies, et mansuræ.
Tacitus.

Briefe aus München.

(Fortsetzung.)

Schönere Erinnerungen knüpfen sich an Wrede, der zwar, freilich ohne seine Schuld, in den ersten Stadien seiner Feldherrnlaufbahn ebenfalls an eine unglückliche Zeit des deutschen Vaterlandes erinnert, aber auch durch seine Schlacht bei Hanau wie durch seine höchst ruhmvolle Theilnahme an den entscheidenden Kämpfen auf französischem Grund und Boden sich den wackersten Helden, welche für Deutschlands Unabhängigkeit kämpften, angereiht hat. Möge jeder Deutsche, welcher vor Wredes und Tillys Standbild tritt, sich die mancherlei warnenden Mahnungen nicht entgehen lassen, die mit ihrem Andenken verknüpft sind! Vielleicht ist das Erzbild Tillys zu München nur eine Antwort und ein feines Gegencompliment auf die Statue des Schwedenkönigs bei Lützen, bei deren Anblick das Herz des Deutschen doch wahrlich auch nicht in der Empfindung nationalen Stolzes aufwallen kann; im Gegentheil erinnert auch sie uns auf's Bitterste an unsere Schwäche, Rathlosigkeit und religiöse und politische Zerrissenheit, und es mögen dem patriotischen durchgebildeten Ausländer bei dem Anblick solcher Monumente mancherlei seltsame Gedanken über die brüderliche Verträglichkeit und den politischen Takt der Deutschen aufsteigen.

Was die Statuen selbst betrifft, so gewährt namentlich Tilly in seiner malerischen Tracht und mit seinem scharf ausgeprägten Antlitz ein charakteristisches Bild; dagegen drückt sich in Wrede die ihm eigenthümliche Milde, Biederherzigkeit und mannhafte Ruhe aus. Doch schadet ihm die für malerisch statuarische Behandlung ungünstige Drapirung, welche Schwantaler, der sonst mit unerschöpflicher Produktivität und vielgestaltigem Talent Begabte, in modernen Porträtstatuen überhaupt etwas breit und herkömmlich zu halten pflegt, wie auch bereits anderswo bezüglich der Goethestatue bemerkt worden ist. In den Wölbungen der Halle, die freilich mehr als eine prächtige bloße Dekoration erscheint, offenbart sich ganz der Schwung und die Grazie, welche dem von Herrn von Gärtner bevorzugten und meist mit großem Geschick benutzten Rundbogenstyl, wie Orcagna ihn ausbildete, eigen ist.

In einem folgenden Briefe werde ich Ihnen über einige interessante Besuche in Ateliers Mittheilungen machen können; für jezt nur noch die allgemeine Bemerkung, daß, so viel Großes und Schönes hier auch geleistet wird, doch die größten und schönsten Erinnerungen sich immer noch an den Namen Cornelius knüpfen. Der

eigentliche befruchtende und zusammenhaltende Genius ist mit ihm von München geschieden. Andere mögen besser zu koloriren, ihren Figuren mehr Fleisch und sinnliche Fülle zu geben und in anmuthigerer Form dem sogenannten modernen Bewußtseyn zu schmeicheln wissen, aber in geringerem Grade besitzen sie jenen belebenden Einfluß, welcher wesentlich auf einer tüchtigen, gedrungenen Charakterbildung und auf einer großsinnigen allgemeinen Anschauung der Dinge, wie auf dem Bewußtseyn beruht, ein lange brachgelegenes Feld wieder angebaut zu haben, mögen auch später einzelne davon auslaufende Richtungen mit größerer Virtuosität und glänzenderer Technik ausgebildet worden seyn. Cornelius hat eine Geschichte, wie sie nur wenige Maler der Gegenwart haben, und nicht bloß seine in Rom und München ausgeführten großen Fresken waren epochemachend, selbst seine kleineren Entwürfe, wie die zum Faust und zu den Nibelungen, wurden fast stereotype Vorbilder für die Münchner und Düsseldorfer und auf's Mannigfaltigste variirt.

Die neuere Kritik ignorirt dieses Schöpferische in Cornelius absichtlich, auch kümmert sie sich überhaupt nicht viel um historische Vordersätze und Vermittelungs- und Verbindungsstufen. Es ist unglaublich, welch belebenden Einfluß ein Geist wie Cornelius auf den jüngeren Nachwuchs übt; die Künstler, die zu seiner Zeit sich in Rom oder München entwickelten, wissen davon zu erzählen, wenn sie Jetzt mit Sonst vergleichen, und klagen, daß dem hiesigen Künstlerleben jetzt doch der Mittelpunkt einer gewissermaßen historisch gewordenen Persönlichkeit fehle. Cornelius war aber auch mit Rom und München verwachsen, während der Gesammtcharakter Berlins ihn von selbst dazu nöthigen wird, mehr nach außen zu leben. Bei aller Hochachtung vor Kaulbachs großartigem Talent kann man doch fragen, mit welchem Recht es guter Ton geworden zu seyn scheint, Kaulbach über seinen Lehrer Cornelius und die Hunnenschlacht über die mächtigen Fresken in der Glyptothek und der Ludwigskirche zu stellen. Unsere Zeit muß einmal ihre Lieblinge haben, die sie jedoch, wie eine ächte Kokette, jeden Augenblick gegen einen andern Liebling umzutauschen bereit ist. Gegenwärtig zieht Schorn aus Berlin, der an einer umfassenden Composition aus der halb phantastischen Emeute der Wiedertäufer malt, die Aufmerksamkeit des immer nach Neuem begierigen Publikums in hohem Grade auf sich.

(Schluß des ersten Briefs.)

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

Unterdessen war ich an's Fenster getreten und schaute zum Himmel empor, wo schmutzig graue Wolken von einem kalten Winde eilfertig, und ihre Gestalt beständig ändernd, hinweggeführt wurden. Auf der Straße war es naß und kothig und wenige Schritte vor dem Reißmehlschen Hause lag auf der Erde ein ganzer Trümmerhaufen von Stricken, Glas, kurz allen Bestandtheilen, woraus eine ordentliche Straßenlaterne gefertigt ist. Drüben im Hause meines ehemaligen Prinzipals war noch Alles still und ruhig, nur das Fenster meines Zimmers war geöffnet und der Wind fuhr hinein und spielte mit dem bunten Kattunvorhang, der mein früheres Bett umgab. Es war ein häßlicher, unfreundlicher Morgen, und ich befand mich in derselben Stimmung wie damals, als ich nach dem zu viel genossenen Punsch bei Doktor Burbus in meinem Bett drüben erwachte. Doch war mein Katzenjammer am heutigen Morgen ein weit schlimmerer, ein durchaus moralischer, und Philipp hätte ihn nicht wie damals durch eine Handvoll Sauerkraut vertreiben können.

Während ich im Fenster lag, braute der Doktor seinen Kaffee, dessen ganzer Geruch und Ansehen mir keinen großen Appetit machte, zumal als ich sah, daß seine Filtrirmaschine aus dem untern Theile eines Strumpfes bestand, den er über einen eisernen Ring befestigt hatte. Ich konnte es aber nicht verhindern, daß er mir eine Tasse eingoß, und dann nöthigte mich die Kälte des Morgens, einen Schluck vom warmen Gebräu zu nehmen. Der Doktor rauchte aus einer langen Pfeife und ließ sich auf sein Bett nieder, indem er die unendliche Unsauberkeit und Unordnung in seinem Zimmer mit einem wohlgefälligen Blick zu betrachten schien. Ich dagegen konnte mich eines geheimen Ekels nicht erwehren, und wenn es mir Spaß gemacht hatte, ein paar Stunden lang diese zerfetzten Möbel, den grotesken Herentanz an der Wand und den Schlafkameraden Todtenbein anzusehen, so fing ich jezt fast an, ein geheimes Grauen vor dem Doktor zu fühlen, der sich beständig in dieser schauderhaften Umgebung befand und sich darin gefiel. Indessen wurde der Blick des Doktors, je länger er um sich schaute und mit den Fingern durch das verwirrte Kopf- und Barthaar fuhr, immer weniger lustig, und nahm zulezt einen ernsten, ich möchte sagen traurigen Ausdruck an, den ich früher nie an ihm bemerkt hatte. Mit seinen Beinen klopfte er taktmäßig gegen das Bett, und nachdem er einen Augenblick zum Fenster hinausgeschaut, von dem jezt ein feiner kalter Regen

herab rieselte, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und stieß einen tiefen Seufzer aus. Dann betrachtete er mich und sagte: „Wenn man Sie auch drüben aus dem Hause weggeschickt hat und Sie von Ihrer Familie bedeutende Unannehmlichkeiten zu erwarten haben, so sind Sie doch, bei Gott! gegen mich ein ganz glücklicher Mensch. Auf mein Wort versichere ich Sie, ich fühle mich oft einer der miserabelsten Sterblichen, die es gibt. Wer, wie ich, so allein steht, ach, so entsetzlich allein steht, und weder Mittel hat, wovon er anständig leben kann, noch etwas gelernt hat, um diese Mittel zu erwerben, ist wahrlich schlimmer daran, als der Tagelöhner und Lastträger, der mit saurer Arbeit sein mageres Stück Brod verdient. Glauben Sie mir, Theuerster, unter allen dummen Streichen, die ich in meinem Leben gemacht — und deren Zahl ist Legion — ist der der unverantwortlichste und größte, daß ich während meines achtjährigen Studentenlebens von allen Wissenschaften und Künsten, die sich auf Gottes Erdboden breit machen, auch nicht die Idee profitirt habe."

„Aber," entgegnete ich hastig, „Sie haben ja lange Zeit die Universität besucht und studirt?" — „Freilich," antwortete der Doktor, „habe ich die Universität besucht, aber das Bischen Vermögen, das mir von meinen Eltern hinterlassen wurde, mit leichter Mühe verthan; es war gar zu unbedentend, so unbedeutend, daß ich Hunger und Kummer dabei ausstehen mußte; denn wenn Sie etwas Unbedeutendes auf sechzehn Semester vertheilen, so können die Rationen nicht groß werden. Dann habe ich mich, wie schon gesagt, wohl des Studirens halber auf der Universität aufgehalten, jedoch ohne mich dem sauern Geschäft des Lernens zu unterwerfen. Und so, junger Mensch," fuhr der Doktor ernster fort, „sehen Sie einen jungen Kerl von zwei-und-dreißig Jahren vor sich, der nichts versteht, als einem Biercommers glanzvoll vorsitzen, das Rappier gut führen und auf der Guitarre drei und einen halben Akkord anschlagen."

Hastig war der Doktor bei diesen lezten Worten aufgestanden und lief im Zimmer auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt. „Wenn Sie," fuhr er fort, „den Zorn Ihrer Familie wegen Ihrer Entfernung aus Reißmehl und Comp. hinabgeschluckt haben, so lassen Sie sich in Gottes Namen in einen andern Spezereiladen stecken und — nehmen Sie mir's nicht übel — führen sich dort solider auf, als bis jezt. Hoffentlich wird dort kein Doktor Burbus in der Nähe seyn, denn dergleichen Leute wie ich sind euch jungen Burschen ungemein gefährlich. Apropos, ich erinnere mich, Ihnen an einem schönen Abend gesagt zu haben, daß es für Sie weit besser wäre, wenn Sie Ihre kaufmännische Carriere verließen und sich ebenfalls auf's Studiren verlegten; aber im gegenwärtigen Augenblicke, wo ich nicht in Phantasien umher taumle, beschwöre ich Sie, bleiben Sie bei dem, was Sie ergriffen. Ihre Familie scheint mir auch nicht im Stande, Sie durch große Geldzuschüsse oder später durch Einfluß zu unterstützen; sie ist aber vielleicht wohlhabend genug, um Ihnen einmal einen kleinen Kramladen einzurichten, in welchem Sie, ein zweiter Reißmehl, thronen und regieren können. — Hätte ich in meiner Jugend," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, während er abermals seine Stirn mit der Hand wischte und sie dann umgekehrt vor den Augen vorbeifahren ließ, „hätte ich Jemand gehabt, der mir die Sache vernünftig auseinandergesezt hätte, statt daß meine Mutter durchaus einen gelehrten Herrn aus mir machen wollte, so wäre ich bei meinem Vater geblieben, der Gott weiß von wie viel Generationen her eine alte Mühle in Pacht hatte. Ich hätte dieses edle Geschäft ebenfalls erlernt und könnte jezt vielleicht im weißen bemehlten Camisol ein ruhiges glückliches Leben führen. Aber das ist Alles, Alles unwiderbringlich dahin. Mein Vater ist todt, meine Mutter ist todt, ehe sie in ihrem Herrn Sohn einen Gelehrten erblickt, die Mühle ist in andere Hände übergegangen, und ich bin auf Gottes weitem Erdboden gar nichts, als ein miserabler Kerl, ein elender Lump."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, November.

Eisenbahnen. — Das neue Stadtviertel.

Der Winter bricht ein, aber er lähmt die rüstigen Arme nicht, die an unserem Eisenbahnwerk und an dem neuen Residenzquartier bauen. Nach reiflichem Ueberlegen steht der Plan dieser Bauten nun so ziemlich fest. Der Centralbahnhof führt östlich die Bahn nach Braunschweig hinaus, von deren Kreuzpunkt, Lehrte, die Bahnen nördlich nach Hamburg, südlich nach Hildesheim und weiter laufen. Westwärts geht von diesem Bahnhof die Bahn nach Pr. Minden und nordwestlich die nach Bremen. Der ganze Verkehr wird also in diesen Mittelpunkt gezogen; nur was von Hamburg nach Braunschweig, oder umgekehrt geht, kann unsere Hauptstadt links liegen lassen, obwohl Reisende doch in der Regel vorziehen werden, die geringe Strecke von Lehrte, auf der Eisenbahn kaum eine halbe Stunde, nicht zu scheuen, um in unsern Mauern zu stationiren. Kommt später die Bahn von Uelzen auf Magdeburg zu Stande, so wird der Hauptstadt freilich der Verkehr zwischen Hamburg und Berlin gänzlich entzogen, aber das Land und das ganze Eisenbahnunternehmen entgeht dafür der Gefahr, welche die Bahn auf dem rechten Elbufer mit sich führen würde. Durch eine Mauer wird der Bahnhof umzogen und nach jener Seite hin die Stadt abgeschlossen. Kaum hundert Schritt diesseits des

Bahnhofs ebnet man jezt den Plaz für das neue Schauspielhaus, das, öffentlichen Berichten zufolge, an Pracht und Glanz mit dem Dresdener wetteifern soll, aber, wie ich Ihnen versichern kann, mit möglichster Oekonomie gebaut werden wird. Es muß natürlich den Ansprüchen der Zeit genügen und wird so reich und geschmackvoll werden, wie es sein Zweck erfordert und wie es einer Stadt vom Rang Hannovers zukommt, aber aller überflüssige Luxus bleibt vermieden. Ein ziemlich großer freier Raum trennt rings das Schauspielhaus von den Straßen der Stadt, die ostwärts in kolossaler Länge und Breite auf ein neues Thor zulaufen und den Haupttheil des neuen Stadtviertels bilden werden. Jezt ist jener Theil der Stadt, fast nur von den höhern und reichern Klassen bewohnt, einer der stillsten, aber er wird binnen wenigen Jahren ohne Zweifel der volkreichste und belebteste werden. Der Centralbahnhof verlangt, daß in seiner Nähe Hotels jeder Art angelegt werden, daß Kaufleute, Handwerker, Gewerbtreibende sich dort ansiedeln. Das Schauspielhaus oder vielmehr das Theater zieht nicht minder viele Menschen in jene Gegend, und wenn die Häuser des neuen Stadtviertels bis jezt nur im großartigen, sogenannten herrschaftlichen Style gebaut werden, so wird sich doch bald genug die Nothwendigkeit zeigen, auch kleinere Häuser anzulegen, oder demnächst die Salons den Kramläden und Werkstätten einzuräumen. Die Bauten, unter denen namentlich die großen und bedeutenden Kanalbauten viel Schwierigkeiten machen, werden mit lobenswerthem Eifer gefördert und betrieben. Bis Ende Juni nächsten Jahrs wird die Bahnstrecke nach Celle fertig seyn, eben so eifrig baut man von Harburg auf Lüneburg zu, und im Sommer 1846 soll und muß die ganze Bahn von hier bis Harburg vollendet seyn, auf der man alsdann die 22 Meilen lange Strecke und die Ueberfahrt nach Hamburg bequem in sechs Stunden zurücklegen wird. Nicht minder ist endlich mit dem Bremer Senate das Nöthige wegen der Bremer Bahn in's Reine gebracht, und auch dieser Kunstweg wird bis zur Mitte des Jahres 1846 jedenfalls fertig werden, vielleicht früher schon, da Bremen, nun es einmal seine Beschlüsse definitiv gefaßt hat, die Sache ohne Zweifel sehr eifrig betreiben wird. Mit diesen Fortschritten des Handels, Verkehrs und der Industrie, mit Einem Wort der materiellen Interessen, wünschten wir aber, daß nun auch die geistigen nicht vergessen würden.

(Fortsezung folgt.)

Leipzig, November.

(Fortsezung.)

Theater. — Ein Lustspiel von L. Mühlbach.

Im Lauf der Messe kamen noch einige neue Stücke auf die Bühne, darunter zwei Bearbeitungen französischer Originale, die Hr. Marr besorgt hatte. Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, von Uebersezungen nicht zu sprechen, da bei uns Deutschen von dem Ausländischen ohnehin mehr geredet wird, als uns gut ist. Darum sey hier bloß angeführt, daß „Minister und Seidenhändler, oder die Kunst, Verschwörungen zu leiten," nach Scribe, gefiel. Die beiden Titelrollen wurden von Marr und Ulram trefflich gegeben. Das zweite Stück, „Zeit und Stunde," machte kein Glück. Als deutsches Originalschauspiel ward aufgeführt: „die Söhne, oder die Handwerker," es ergab sich aber bald, daß sich der Autor mit fremden Federn geschmückt hatte. Endlich vor wenigen Tagen kam ein dreiaktiges Lustspiel der vielschreibenden L. Mühlbach: „Lady Ellen, oder Uebermuth und Buße," auf die Bühne. Ueber diese Arbeit kann ich nicht umhin, Ihnen einige Bemerkungen zufließen zu lassen, und es thut mir leid, daß ich dabei die Galanterie gegen Dame Mühlbach aus den Augen sezen muß. Genannte Schriftstellerin liebt, wie Ihnen bekannt ist, in ihren Schriften das Uebertriebene, Grasse, Unwahre bis zur Leidenschaft; sie verschmäht es nicht, Stoffe zu wählen, die außerhalb der Grenzen aller Aesthetik liegen, und hat dabei die Caprice, George Sand nachahmen zu wollen. Wenn sich aber auch ein Sperling für eine Nachtigall hält, wie diese singen wird er doch niemals. L. Mühlbach, Unwahrscheinlichkeiten für geniale Erfindungen haltend, basirt denn auch ihr roh gezimmertes Lustspiel auf die unglaublichsten Dinge. Lady Ellen, ein übermüthiges, reiches Mädchen und nebenbei ein Wesen, das einige auffallende Züge von Shakespeares „Widerspenstiger" hat, verschwendet ihr Vermögen, bis sie tief in Schulden sinkt. Um die Zeit, wo die Noth bereits den höchsten Gipfel erstiegen hat, kommt ein junger Lord, den ihr verstorbener Vater der Lady zum Manne bestimmt hat, zurück, erfährt die Lage der Geliebten und will sie retten. Die stolze Dame weist sein Anerbieten zurück, läßt zum Ueberflusse, um ihre Unabhängigkeit darzuthun, ihr schönstes Pferd, das 10,000 Pf. gekostet, erschießen, und gibt dem Geliebten mit unklaren Worten einen Korb. Ein anderer Lord, eingebildet und ein Gimpel, fest überzeugt, daß die Lady ihn lieben müsse, erhält einen sehr entschiedenen Korb und geräth darüber in den höchsten Zorn. Der Zufall will es, daß dem Schimpfenden gerade einige Gläubiger Lady Ellens mit dem Gerichtsdiener in die Hände laufen. Er kauft diesen die Schuld Ellens ab und läßt sie aus Rache selbst verhaften, unter dem Scheine, ihr früherer Geliebter sey Schuld daran. Ellen geht nun nach Kingsbench. Hier wird ihr aber die Zeit entsezlich lange. Ihr jeziger Gläubiger besucht sie und ist dumm genug, sich als den Schändlichen zu nennen, der so erbärmliche Rache für den erhaltenen Korb genommen hat. Er verspricht ihr die Freiheit um den Preis ihrer Hand; Lady Ellen weist ihn mit Verachtung ab, da sie von der Unschuld ihres Geliebten, zu dem jezt ihre Neigung wahrhaft erwacht, überzeugt ist, und wettet mit dem Gimpel, daß sie noch vor Abend Kingsbench verlassen werde. Eine Stelle in dem englischen Gesezbuche gibt ihr den gewünschten Fingerzeig. Nach ihr muß der Mann die Schulden der Frau bezahlen. Es fehlt also bloß an einem Manne. Das Glück, den Thoren immer günstig, schafft einen solchen auch sogleich herbei in der Person des Friseurs Zopfband. Obwohl dieser Mann der Sprößling eines Lords ist, besizt er doch nicht die geringste Bildung, ist ein Simpel, und so ganz Friseur, daß alle seine Reden mit Pomade und Haaröl widerlich gewürzt sind. Diesem Tölpel reicht Lady Ellen ihre Hand; doch trifft der Richter in Kingsbench, der die Absicht der Dame merkt, Anstalten, die Ehe ungültig zu machen, indem er den Doktor des Gefängnisses als Geistlichen fungiren läßt. Auf diesem mit Bewilligung eines Richters begangenen Verbrechen ruht Verwickelung und Wendung des Lustspiels!

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 46.

Sonnabend, 16. November 1844.

Die Completirung von] Schiller's Werken in 10 Bänden gr. 8. betreffend.

Heute versenden wir:

Den siebenten und achten Band von

Schiller's sämmtlichen Werken

gr. 8. in 10 Bänden
auf feinem Velinpapier
geschmückt mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich.
in Umschlag brochirt. Preis jeden Bandes 1 fl. oder 16 gGr.

Der 9te und 10te Band mit dem meisterhaft gelungenen Portrait Schiller's kommen unfehlbar am 18. November gleichfalls zur Versendung, so daß das vollständige Werk überall noch vor Weihnachten in den Händen der Herren Subscribenten seyn wird. Da diese schöne Ausgabe sich ganz vorzüglich zu Festgeschenken eignet, so widmen wir diese Anzeige hauptsächlich allen Verehrern Schiller's, welche dieselbe zu jenem Zeitpunkte noch zu erhalten wünschen, deßfalls aber noch keine Bestellung bei den ihnen zunächst gelegenen Sortimentshandlungen gemacht haben sollten. Der Preis aller 10 Bände ist 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 gGr.

Stuttgart und Tübingen, 7. Nov. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In demselben Verlag sind erschienen und gleichfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zehn Stahlstiche
zu Schiller's Werken. Oktav-Ausgabe in Zehn Bänden.

Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Inhalt: Rudolph von Habsburg. — Die Braut von Messina. — Die Räuber. — Wallensteins Lager. — Wilhelm Tell. — Jungfrau von Orleans. — Fiesco. — Maria Stuart. — Don Carlos. — Turandot.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[486] In Augsburg bei Rieger — Stuttgart bei Neff — München bei Lindauer — Berlin bei Mittler (und in allen Buchhandlungen) ist zu haben:

Gratulationsbuch, oder **(236)** Neujahrs-, Geburts- und Namenswünsche an Eltern, Großeltern und Lehrer. — Zweite verbesserte Auflage. 8 gGr. oder 36 kr.

Hausarzneimittel (500) gegen alle Krankheiten der Menschen, — die Kunst, ein langes Leben zu erhalten, — den Magen zu stärken, — die Wunderkräfte des kalten Wassers und Hufelands Haus- und Reise-Apotheke. — Siebente verbesserte Auflage. — Dieses Buch erfreut sich eines sehr raschen Absatzes. 12 gGr. od. 54 kr.

Montag, J. B., vollständiges Taschen-Reisebuch für Alle, welche zur Belehrung und in Geschäften mit Nutzen reisen wollen. 1 Thlr. 4 gGr.

Original-Liebesbriefe, oder die Kunst, in kurzer Zeit Liebesbriefe schreiben zu lernen. — Ein wahrer Schatz und eine unerschöpfliche Quelle eleganter Wendungen, schöne Redensarten und überraschende Gedanken. (Sehr schön ausgestattet.) 9 gGr. oder 50 kr.

(Quedlinburg, Ernst'sche Buchhandlung.)

Auch in Prag bei Haase Söhne — Wien bei Gerold — Triest in der Favarger'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[496] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dingler's
Polytechnisches Journal.

Erstes Septemberheft 1844.

Inhalt. Tournefort, convergirende Achsen für Lokomotiven und Waggons. Mit Abbildungen. — Neues Si-

cherheitsventil für Röhrendampfkessel, von Boulton, Watt u. Como. Mit Abbild. — Verbesserte Construktion der Compensationsunruhen für Chronometer, von J. R. Lund, Chronometerfabrikant zu London. Mit Abbild. — Verfertigung röhrenförmig zusammengewundener Metallstreifen als Surrogat des Fischbeins, von J. G. Davidge. Mit Abbild. — Verbesserung in der Fabrikation der Pillen, von W. Palmer zu London. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Bearbeitung und Zubereitung des Kautschuks und an den hiezu erforderlichen Maschinen und Apparaten, von W. Hancock. Mit Abbild. — Verbesserter Apparat zum Darren des Malzes, von Alfred Poole. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Construktion von Kaminen, Feuerröhren und Schornsteinen, von W. Denley. Mit Abbild. — Apparat zur Erzeugung eines Signallichtes mittelst Percussion, von W. J. Hay. Mit Abbild. — Betrachtungen über die Kraft und chemische Natur des Schießpulvers, von L. v. Breithaupt, Oberstlieutenant in der königl. württ. Artillerie etc. — Ueber den Entbindungsmoment des Wasserdampfs und der elastischen Flüssigkeiten überhaupt. — Ueber das Parietin, einen gelben Farbstoff, und die unorganischen Bestandtheile der Flechten, von D. Robert Thomson. — Ueber die Absonderung von Catechusäure beim Gerben mit Catechu, von John Cooper. — Verbesserung in der Fabrikation des Mehls aus Kartoffeln, von W. Snell. — Resultate einiger Versuche über Unverbrennlichmachung von Zeugen, von Karmarsch. — Verfahren, Seife mit Zusaz von Kartoffelstärke oder Kartoffelfaser zu fabriciren, von Ed. Snell. — Verbesserungen in der Eisenfabrikation (Anwendung der Elektricität dabei), von Arthur Wall. — Ueber die Bildung einer antiken grünen Patina auf Bronzestatuen etc. ohne Ueberstreichen derselben mit Salzlösungen von Dr. L. Elsner. — Miscellen. Englische Patente. — Merkwürdige Veränderung des Molecularzustandes des Silbers. — Verfahren zur Bläuung des Papiers mit Nürnberger Ultramarin. — Ueber die Reinigung des Steinkohlengases mittelst Schwefelsäure, und die Anwendung des schwefelsauren Ammoniaks als Dünger. — Ueber Steinkohlenöl. — Bereitung eines Wasserfirnisses aus Gummilak für Hutmacher, zum Conserviren des Tapetenpapiers etc. — Prüfung des schwarzen Tusches auf die Aechtheit seiner Farbe. — Ueber den Weinsteingehalt der reinen Weine und Weinessige. — Nordamerikanische Sturmwolle.

Zweites Septemberheft.

Rowan's patentirte Antifrictionsachsen für Eisenbahnwagen. Mit Abbildungen. — Bemerkungen über die Fabrikation von Schienen, Stählen und Rädern für Eisenbahnwagen bei Maw, Rodgers u. Comp. in Liverpool, von H. D. Merbach. Mit Abbild. — Verbesserte Dampf-Baggermaschine, von John Duncan. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Calla über die transportabeln Handmühlen des Hrn. Bouchon. Mit Abbild. Beschreibung der tragbaren Handmühle des Hrn. Bouchon. — Tragbares Nivellir-Instrument, von David Stephenson. Mit Abbild. — Apparat zum Horizontalstellen kleiner Theodolite, von John Sang. Mit Abbild. — Verbesserungen an Maschinen zum Weben gemusterter Fabrikate, von Thomas Thompson. Mit Abbild. — Benjamin Fowlers Warmwasser-Circulation für Gartenkultur und ähnliche Zwecke. Mit Abbild. — Middletons sich selbst reinigende Schornsteinkappe. Mit Abbild. — Die indirekte aber höchste Nuzung der rohen Brennmaterialien, oder Umwandlung derselben in Gas und Nuzung dieses Gases zu Feuerungen jeder Art, namentlich zu metallurgischen Zweken; vom Hüttenmeister Bischof. Mit Abbild. — Ueber die in Belgien üblichen Methoden des Puddelns, von Valerius. — Ueber das Tiegelschmelzen in Belgien, von Valerius. — Verfahren bei der Verfertigung des Weißblechs in England. — Ueber die chemische Zusammensezung des rheinischen Cements (Traß, Duckstein), von Dr. L. Elsner. — Ueber die Darstellung einer auf die einfachste Weise gereinigten braunen Schellak-Auflösung von Dr. L. Elsner. — Ueber Barreswils Verfahren, den Gehalt des Rohzukers, Runkelrübenzukersaftes etc. an krystallisirbarem Zukerstoff zu bestimmen. Ein der Société d'Encouragement von Hrn. Eugen Péligot erstatteter Bericht. — Darstellung der Lebkuchenbäckerei. — Verfahrungsarten, um Lederfelle wasserdicht, biegsamer und dauerhafter zu machen, von W. Wright. — Verfahren, gewisse Materialien für Bauten oder ähnliche Zwecke zusammen zu leimen oder zu kitten, von H. Austin. — Verfahren, die Daguerre'schen Lichtbilder zu äzen, so daß davon wie von gestochenen Kupferplatten Abdrücke gemacht werden können, von Claudet zu London. — Untersuchungen über den Einfluß des Wassers auf das Wachsthum der Wälder, von E. Chevandier. — Ueber den Einfluß der ammoniakalischen Dünger auf die Vegetation und eine vortheilhafte Benuzung der Menschenexcremente als Dünger. Miscellen. Ueber die Leistungen der Dampfmahlmühle in Triest. — Ueber die französischen Baumwollspinnereien. — Phosphor im Leberthran des Rochens und des Stockfisches. — Ueber das Vorkommen von phosphorsaurem Kalk in den Weinen. — Ueber die Entdeckung des Zukers im diabetischen Harn. — Verkauf von Stärkmehlzucker statt Honigs. — Ueber die giftige Wirkung des Mutterkorns. — Ueber das Kalken des Getreides und die Vermeidung des Arseniks dabei. — Anleitung zum Gebrauch des Guano's. — Vorkommen von Xanthicoxyd im Guano.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Entwerfung einer neuen Karte von China. — Atbara. Eindruck von Türkisch-Belgrad. — Die Geschichte Abdel Dschelils. — Die Colonial Gazette in England. — Javathee. — Die Folgen der Juliusrevolution in Martinique. — Corsica. Nach Blanqui. — Forschungen über die russischen Städte. Europäischer Einfluß. a) griechisch-römische Städte. — Der Torfmoor von Allen in Irland. — Der Sklavenhandel auf der Ostküste von Afrika. — Die Schifffahrt auf dem Amazonenstrom. — Smyths Reise von Lima nach Para. 1. Fahrt auf dem Huallaga. 2. Aufenthalt in Sarayacu. — Die Beschränkung der Papiercirkulation in England. — Schwedische Zustände. — Etwas über Pirano. — Assuan.

Chronik der Reisen.

Reise eines russischen Offiziers um die Welt. 4. Fahrt von Manilla nach Kamtschatka und Aufenthalt daselbst.

Kleinere Mittheilungen.

Kaffee-Erzeugung. — Beamtenzahl in Spanien. — Der Reisende Delamarche. — Einrichtung von Seebädern in Paris. — Eishandel der Nordamerikaner. — Atmosphärische Eisenbahnen in England. — Evacostüm. — Garella über den Isthmus von Panama. — Weißer Menschenhandel in Brasilien. — Der Moa oder Riesenvogel auf Neuseeland. — Die Motalawerkstätte in Schweden. — Nasmyths Kriegsdampfboot. — Ein Hippodrom in Paris. — Neues Rettungsboot. — Der Handel von El Golcah. — Kohlengewinnung in England und Frankreich. — Der Handel von Marokko mit dem innern Afrika. — Ein dreiflügeliger Vogel. — Culturgeschichte Litthauens. — Zustand der Städte in England. — Eine syroägyptische Gesellschaft in London. — Der Reisende Delegorgue. — Die Siegel der Könige von Frankreich. — Notizen über den Schah von Persien. — Besuch der größten Comoro-Insel. — Bau von Kriegsschiffen in England. — Betrieb des Sklavenhandels in Brasilien. — Katholische Mission nach Guatimala. — Der Negerjargon auf Sta. Lucia. — Der Themsetunnel als Spekulation. — Eisenbahnausgaben und Einnahmen in England. — Ein Heuschreckensturm. — Eine Nähmaschine. — Neue Filtrirmaschine. — Maschine zum Setzen und Ablegen der Buchstaben. — Die Bewohner der Comoro-Inseln. — Bevölkerung von Südaustralien. — Seidenbau in Frankreich. — Der Reisende Dr. Schwaner. — Verhältniß der Engländer und Holländer auf Borneo. — Die römische Wasserleitung zu Nimes. — Das Schlammbad von Sak.

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Anleitung

zum Waldwegbau

von

H. Karl,

Fürstl. Sigmaringen'schem Oberforstmeister.

Mit Tabellen und Figurentafeln.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 21 gGr.

Daß der geregelte Waldwegbau von großem Einfluß auf Herstellung und Erhaltung des bessern Waldzustandes, sowie auf Erhöhung des Geldertrags der Forste sey, wird von Niemand in Abrede gestellt werden wollen. Gleichwohl ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Waldwege im Allgemeinen eine sehr mangelhafte und unvollkommene zu nennen. Namentlich tritt der gerügte Mangel in kleinern und gesonderten Waldungen und am auffallendsten in Gebirgsforsten hervor, wo die nöthigen Wege oft ganz abgehen oder in so trauriger Beschaffenheit vorhanden sind, daß sie kaum gebraucht werden können. Die Ursache dieses Uebelstandes ist hauptsächlich in der unverdienten Geringachtung und oberflächlichen Behandlung zu suchen, welche der wichtige Gegenstand des Waldwegbaues gewöhnlich in den Forstschulen, so wie in den Kompendien der Forstwissenschaft findet. Es dürfte daher gegenwärtige Schrift, deren Zweck es ist, dem Forstpersonale eine Anleitung zu geben, sich mit der Wichtigkeit und der grundsätzlichen Behandlung des Waldwegbaues vertraut zu machen, ein um so willkommenerer Beitrag zu nennen seyn, als dieselbe auch eine gewiß von jedem Forstmanne erkannte Lücke in der Forstliteratur ausfüllt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der praktische Bäcker,

oder

vollständige und faßliche Anweisung,

schmackhaftes und nahrhaftes Brod

aus

jeder Fruchtgattung und mit jedem üblichen Gährungsmittel

zu erzeugen.

Ein Hülfsbuch

für

Bäcker und Haushaltungen.

Nebst einem Aufsatze über Gemeindebäckereien und einigen geschichtlichen Bemerkungen.

Von

S. Th. Frank,

gewesenem Bäckermeister in Wien.

Erfahrung ist nicht vieler Jahre, sondern vieler Beobachtungen Frucht.

Mit einer Lithographie und einer Scala der österreichischen Brodtaxe.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Einleitung. I. Von den Stoffen aus welchen das Brod erzeugt wird. II. Von der Gährung und Bildung des Brodteiges. III. Vom Backen des Brodes. IV. Von dem Baue der Backöfen, von der Bäckerwerkstätte und den Bäckerwerkzeugen. Anhang: Ueber Gemeindebäckereien, als ein Mittel, wodurch der Erzeugung eines schlechten und ungesunden Brodes auf dem Lande vorgebeugt werden könnte.

Der Verfasser, ein eben so verständiger als thätiger Techniker, hat in diesem Werke erprobte Thatsachen, Regeln und Anleitungen gegeben, die nicht bloß dem Mann vom Fache sehr willkommen und belehrend, sondern auch bei der Wichtigkeit des Gegenstandes dem Laien überaus schätzbar seyn werden.

Es ist keine Kunst, aus den besten Materialien und bei den vollkommensten Arbeits-Vorrichtungen, ein gesundes und schmackhaftes Brod herzustellen; es erfordert aber gründliche Kenntnisse und Umsicht, bei schlechten oder minder guten Materialien und bei unvollkommenen Back-Einrichtungen, das erste und wichtigste aller Nahrungsmittel wohlschmeckend, gesund und kräftig zu bereiten.

In dieser, für den Bäcker wie für das gemeine Beste, gleich redlichen Absicht, hat der Verfasser noch am Abende seines Lebens seine durchdachten Beobachtungen und Erfahrungen der Veröffentlichung übergeben, und damit sich ein wesentliches Verdienst erworben, weßhalb wir sein Werk allgemein empfehlen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. November 1844.

— Animâ caluerunt mollia saxa.
Juvenal:

Gedichte von F. Bodenstedt.

Auf Wanderungen im Kaukasus geschrieben. *

Der Kasbek.

Abend ward's. Am Fuße stand ich
Des Kasbek; des mächtigen,
Staunend auf die Blicke wandt' ich
Zu des Berges weißen Höhn;

Sah den Wind die Wolken jagen,
Die sich auf den Gipfeln wiegten;
Sah die nackten Felsen ragen,
Die des Berges Leib umschmiegten.

Sah des Tereks Fluthen brausen
Unter tollem Schaumgeleck —
Und verwundert und voll Grausen
Sprach ich also zum Kasbek:

„Hoher Berg! bis in die Himmel
Hebst du dein unsterblich Aug',
Ferne von der Welt Getümmel,
Fern von ihren Sorgen auch.

Sieh, dich trifft der Sonne lezter
Und der Sonne erster Gruß,
Und auf deine Höhen sezt der
Adler nur den kühnen Fuß.

Schätze füllen deine Speicher,
Geister dienen deiner Macht;
Und so stehst du da in reicher
Angestaunter Wunderpracht.

Prangst in schimmerndem Geschmeide,
Von Demant ist deine Kron;
Schaust mit stolzer Vaterfreude
Terek, deinen wilden Sohn,

Der in's Thal fliegt, wellbefiedert,
Dir stets fern und doch stets nah,
Mit dem Meere dich verbrüdert,
Das du nie, das dich nie sah.

Schon Jahrtausende, unbeugsam
Herrschest du ob deinem Reich,
Unerreicht und unerreichsam,
Einem ew'gen Gotte gleich.

* Die mitunter nicht ganz glatte Form dieser Gedichte wird der Leser in Betracht ihrer wilden Heimath und Wiege und ihres innern Gehaltes freundlich übersehen. A. d. Red.

Deines Haupts ein leises Schütteln
Dröhnt tief in der Erde Schooß,
Macht die starren Felsen rütteln,
Reißt die Schneelawine los,

Daß sie unter Sturmesdonnern
Wild von Fels zu Felsen springt,
Den erschreckten Thalbewohnern
Wehe und Verderben bringt."

Und ich schwieg; mir selber graute
Ob dem Worte, das ich sprach;
Schutzes los, wohin ich schaute,
Sah ich Graus und Unglück wach.

Auf der Firn im Schneegeglimme
Spielte scheidend noch der Tag;
Sieh, da klang's wie eine Stimme,
Die herab vom Berge sprach:

„Kleiner Mensch! mit deinen kleinen
Sorgen und der großen Angst!
Der du staunst ob meinen Steinen
Und vor meinem Schnee erbangst!

Diese Angst laß von dir weichen,
Blind im Schreck, der dich bewegt:
Gegen dich und deines Gleichen
Hab' ich niemals Zorn gehegt!

Doch Jahrtausende schon steh' ich
Gleich den andern Himmelssäulen,
Ringsum Glück und Freude seh' ich,
Ich allein muß einsam weilen!

Wohl zuerst, zuletzt mir kehret
Sich die Sonne zu, die heiße,
Doch nur mich allein nicht nähret
Ihre Strahlenmilch, die weiße!

Kalt ist mir's; die Strahlen prallen
Ab von meinem Eiseskleide,
Die in's Thal hinunter wallen,
Euch zum Segen, euch zur Freude.

Unten seh' ich Mandeln blühen,
Blumen lächeln, Reben stehn,
Lechzend will mich's niederziehen,
Möchte gern, doch kann nicht gehn.

Und zuweilen, unaufhaltsam
Faßt mich Zorn ob dem Geschicke,
Das mich festgebannt, gewaltsam
Einengt in die Eisesdicke.

Und dann rüttl' ich meine Glieder,
Reiße meinen Panzer los,
Schleudre Schnee und Felsen nieder
In des Thales grünen Schooß;

Krachend rollen die Lawinen
Ihren Schreckenspfad hinab,
Machen Häuser zu Ruinen,
Werden Tausenden zum Grab.

Aber ich in froher Blöße
Freue mich voll grimmer Lust;
Labe gierig meine Größe
An der heißen Himmelsbrust.

Wenn ich dann voll neuem Leben
Niederschau' aus meiner Höh',
Und die Mandeln und die Reben
Und die Blumen nicht mehr seh,

Seh nur Trümmer aufgeschichtet,
Rings Verderben, fern und nah,
Das ich selber angerichtet,
Grausig, grausig wird mir's da!

Reuig bittre Thränen brechen
Aus dem Aug', dem wehmuthvollen,
Die gleich hellen Bergesbächen
Nieder in die Tiefe rollen."

Also sprach Kasbek, der mächt'ge,
Und ich stand in tiefem Sinnen;
Durch das öde Graun, das nächt'ge,
Hört' ich's einem Strom gleich rinnen.

Immer dunkler von den Gletschern,
Von den hohen, rauscht und schwoll es,
Und in laut und lautrem Plätschern
Schäumend mir zu Füßen quoll es.

Wirr schaut' ich das Bild, das neue —
Schaurig ist es, aber schön,
Solch ein Steinesherz voll Reue,
Erdengötter weinen sehn!

Seltsam wilde Regung fühlt' ich,
Als ich stumm von dannen schlich.
Schöner Terek! nimmer hielt ich
Für ein Kind des Schmerzes dich!

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

Bei diesen lezten Worten warf sich der Doktor so stürmisch auf sein Bett, daß es in allen Fugen krachte. Darauf schien es, als wolle er mit Gewalt diese finstern Gedanken von seiner Seele wälzen, und er begann aus voller Brust ein bekanntes Lied:

„Das Jahr ist gut, braun Bier ist gerathen."

Er sang mehrere Strophen desselben in Einem Athem fort, während ich da saß, ob dem sonderbaren Menschen auf's Tiefste erschüttert. Endlich sprang er wieder auf, faßte mich bei den Schultern und sagte so lustig wie möglich: „Jezt, theuerster Erladenjüngling, fliehen Sie heim gen Zion und halten Sie sich in den ersten Tagen still in Ihrem Kämmerlein verborgen. Ich habe stets einen guten Löffel geführt und werde wahrscheinlich auch Ihren Theil an der garstigen Polizeisuppe verspeisen Jezt gehen Sie, es ist acht Uhr, und überlassen Sie mich meinem Schicksal. Doch eh ich dieser sündhaften Stadt den Rücken kehre, was vielleicht bald geschehen wird, werde ich Sie in aller Stille aufsuchen, um mich zu beurlauben. Leben Sie wohl, junger halbverlorener Sohn."

Er öffnete die Thür, schüttelte mir die Hand und ich stieg nachdenkend die Treppen hinab. Von oben schallte mir des Doktors Stimme nach, der das begonnene Lied zu Ende brachte, und unten hörte ich noch deutlich, wie er den Vers sang:

„Und wenn ich einst sterbe, so laßt mich begraben,
Nicht unter den Kirchhof, nicht über den Schragen,
Nein, tief in den Keller, wohl unter das Faß;
Lieg' gar nicht gern trocken, lieg' allweil gern naß."

Mir war zu Muth, als sollte mir das Herz in der Brust zerspringen. Rasch eilte ich auf die Straße und der herabfallende eisige Regen that mir gar nicht wohl; auch fühlte ich in meinen Stiefeln einige verdächtige Oeffnungen. Obgleich ich aber unter diesen Umständen zu eilen hatte, wieder unter Obdach zu kommen, hielt es mich doch einen Augenblick vor dem Reißmehlschen Hause fest, wo der alte steinerne Soldat mit der langen Nase stand. Ihn verließ ich ungern und nickte ihm freundlich zu. Ach, vielleicht war er der Einzige vom ganzen Hause, der mich ungern scheiden sah, wenigstens bildete ich es mir ein, und wer wird es mir übel nehmen, wenn ich in meinem gedrückten Gemüthszustande das Wasser, welches an der großen Nase des steinernen Kriegsmannes herablief, für mitleidige Abschiedsthränen hielt?

III.

Heimkehr. O weh!

Obgleich es vom Reißmehlschen Hause zu meiner Großmutter nicht weit war und ich meine Tour dahin mit schnellen Schritten begonnen hatte, so kam ich doch nicht so bald hin. Je mehr ich mich dem Ziele näherte, desto höher wuchs meine Angst und desto langsamer wurde mein Schritt. Die gute Großmutter hatte gewiß noch keine Ahnung von den neuen Ereignissen, und wenn sie auch aus meinem Gespräch gestern Abend wohl ersehen, daß ich mit meiner Condition sehr unzufrieden war, wenn sie auch zu meiner Entfernung aus dem Geschäft ihre Zustimmung gegeben, so stand ja im Hintergrunde der Willen des Vormunds, an dem, wie an einem mächtigen Felsen, unsere Beschlüsse zersplittern konnten. Doch so klein ich auch meine Schritte machte, so zögernd ich vorwärts ging, ich kam doch endlich in die Straße, wo das Haus meiner Tante lag, und schon sah ich es vor mir, sah das Fenster des Ladens und daneben das des Zimmers meiner Großmutter, wo die gute Frau wahrscheinlich ihren Kaffee trank, nachdem sie vorher in einem geistlichen Morgen- und Abendopfer ein Kapitel gelesen.

Ich wußte, wie ruhig und friedlich es namentlich in den Morgenstunden in diesem Zimmer aussah. Zu dieser Zeit war die Großmutter des besten Humors, und wenn sie ihren Kaffee getrunken, nahm sie meistens ein altes Paket Briefe zur Hand, das, mit einer grünseidenen Schnur umwickelt, beständig im Tischschoße vor ihr lag. Dieses Briefpaket war ihr Heiligthum, ihr Archiv. Wie oft hatte sie der Tante und mir Auszüge davon mitgetheilt, und ich erinnere mich ganz genau, daß der erste Brief, der obenauf lag, ein Schreiben meines seligen Großvaters war, worin er der guten Großmutter die ersten schüchternen Geständnisse seiner Liebe ablegte. Dieser Brief begann mit der Ueberschrift: „Achtungswerthe, höchst zu verehrende Jungfer!" Dahinter kamen noch mehrere Schreiben in ähnlichem Genre, dann folgte der Copulationsschein, und dann, ein Jahr später datirt, der Taufschein meiner Mutter, als ihrer ältesten Tochter. Bald aber wurde das Archiv traurigeren Inhalts; es kam ein Schreiben von sehr weit her, daß ein Bruder der Großmutter in der Fremde und im Elend gestorben. So folgten die Schreiben in bunter Reihe auf einander, mit Haarlocken, vertrockneten Blumen und vergilbten Stammbuchblättern untermischt. Da hatte mein Vater freudig geschrieben, daß ihm der erste Sohn geboren sey, und gleich daneben lag ein Brief mit schwarzem Siegel, in dem zu lesen stand, daß meine Mutter wenige Tage darauf gestorben. Den Brief hatte mir meine Großmutter oft gezeigt und

immer dazu gesagt: „Siehst du, Junge, mit dem Brief ist der Segen von eurem Haus gewichen; du bist nach und nach verwildert und ein Taugenichts geworden."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, November.

(Fortsetzung.)

Verfassungsangelegenheiten. — Censur. — Literatur.

Die Landesrepräsentation, die zwar nicht direkt, aber doch mittelbar auch für den geistigen Fortschritt sorgen kann und soll, hat während ihrer jezt beendeten Diät sich ganz allein und lediglich nur mit den materiellen Dingen beschäftigt, darin allerdings viel Gutes und Nützliches gethan, geschaffen und vorbereitet, aber auch an Dinge anderer Art nicht mit einem Gedanken gedacht, man müßte denn das Volksschulgesez nennen, das aber, unserer Gewohnheit, recht behutsam weiter zu gehen, entsprechend, vor der Hand noch viel zu wenig für bessere Stellung des Lehrerstandes thut, dagegen dem Adel Exemtionen von Schullasten gesezlich einräumt, daß man wünschen muß, es wäre lieber gar nichts aus dem Gesez geworden, und die armen Lehrer, denen mit 10,000 Thaler Zulage (für das ganze Königreich) doch blutwenig geholfen seyn wird, hätten nur muthig noch eine kurze Weile fortgehungert. Uebrigens haben sich Stände und Regierung diesmal vortrefflich vertragen, so daß wenigstens viel beschickt und Manches abgethan werden konnte, was doch einmal abgethan werden mußte. Mit dem Aufräumen wird die Lebensdauer dieses Landtags denn auch hingehen, dem nur noch Eine Wiederkehr bestimmt ist. Neue Wahlen werden dann, so Gott will, frisches und kräftiges Blut in die Versammlung bringen und bewirken, daß das ständische Institut auch in seiner jezigen gekappten Gestalt den höhern, geistigen Interessen dienen könne. Es gibt bei uns Leute, die von einer solchen Kappung unseres landständischen Stamms nichts wissen wollen, und die da behaupten, daß das jezige Verfassungsgesez vermöge des Schazkollegs mehr böte, als das Grundgesez geboten habe, dessen vielgerühmte Freiheiten doch keinen praktischen Werth gehabt hätten. Freilich ist das Schazkolleg ein gutes und wünschenswerthes Institut, und wenn man unbeschränkte Oeffentlichkeit des Landtags, Freiheit der Presse, Initiative der Stände bei der Gesezgebung, Vernichtung aller Exemtionen, Verantwortlichkeit der Minister und Anklagerecht der Kammern (welches alles und manches Andere noch das Grundgesez einräumte) für unpraktische Dinge halten will, so haben die Lobredner der Verfassung von 1840 auch darin Recht. Zu diesen Lobrednern gehört der bekannte Publicist Zimmermann, der aber, ich weiß nicht, ob ich sagen soll naiv oder ehrlich genug ist, einzugestehen, daß der jezige Verfassungszustand wider den Willen seines Schöpfers so geworden sey wie er ist. Dieß deutet er in einem Nekrolog des kürzlich verstorbenen Ministers v. Scheele unzweideutig an, indem er nicht untersuchen will, ob Scheele Alles erreicht habe, was er habe erreichen wollen. Dieser Nekrolog, der sich weit weniger mit der eigentlichen Lebensgeschichte, als mit der politischen Wirksamkeit und der Eigenart Scheeles beschäftigt, ist nicht so gut geschrieben wie die frühern Arbeiten Zimmermanns und auch seinem Inhalte nach nicht bedeutend; aber interessant ist daran für hiesige Verhältnisse immerhin, daß es einem königlichen Diener erlaubt war, seinen Chef, den höchst gestellten Staatsbeamten, in einer öffentlich unter seinem Namen erschienenen Druckschrift zu recensiren. Denn sonst liebt man hier die Oeffentlichkeit nicht mehr, wie in den Jahren 1833 bis 1837, und am wenigsten gern sieht man es, wenn Beamte sich in andere Schriftstellerei als die ihres Bureaus mischen und einlassen. Die übeln Folgen, welche Dr. Fabers politische Feldzüge gegen Preußen und den Zollverband dem Cabinet bereitet haben, konnten die Regierung in dieser Abneigung gegen das öffentliche Schreiben nur bestärken. Im Ganzen war man übrigens seither gegen die Presse überhaupt nicht härter, als in den meisten deutschen Staaten, bis Jemand auf den Einfall kam, eine Censur für Leihbibliotheken und Lesevereine in Anregung zu bringen, die seit Anfang dieses Jahrs auch wirklich besteht und, wie es bei Unterbehörden in der Regel geschieht, in ihrem Eifer leider viel weiter geht, als offenbar in der Absicht der höhern Behörden liegt. Sie schafft in der Stille Bücher und Journale bei Seite, die allenfalls einen unschuldigen Wiz auf eine hannoversche Behörde oder Persönlichkeit enthalten, in ihrer Wirkung auf das Publikum aber weit weniger gefährlich seyn würden als manches Gift, das unter unverdächtigem Gewande sich gerade in den Leihbibliotheken Eingang schafft.

Die Pressen unserer hiesigen Verleger sind ziemlich rüstig im Gange. Hahn bringt die sämmtlichen Gedichte von Karl Simrock in einem starken und schönen Bande, und hat damit die Galerie der deutschen Gedichtsammlungen um ein treffliches Stück bereichert. Dieselbe Handlung hat eben Probeblätter einer „Morgenzeitung," eines neuen belletristischen Journals, ausgegeben, die Gedichte von Emanuel Geibel und Karl Simrock, Novellenanfänge von Sternberg und Victor Strauß, Korrespondenzen und Kritiken enthalten, und regelmäßige Beiträge von den besten jezt lebenden Autoren, deren eine ziemliche Reihe namhaft gemacht wird, versprechen. Kius, der neue Verleger, sezt das zweimal bei Otto Wigand erschienene literarhistorische Taschenbuch von Prutz fort, und hat eben den dritten Jahrgang desselben ausgegeben, der in einem starken und stattlichen Bande recht gute Aufsäze enthält. Daselbst ist von Th. Mügge die Fortsezung seiner skandinavischen Reise erschienen, zwei Bände über Schweden, die sich fast ausschließlich mit der politischen Gestaltung und den national-ökonomischen Einrichtungen und Interessen dieses Landes beschäftigen, nicht in gleichem Maße wie die Bilder aus Norwegen ansprechen, aber doch gerade jezt, wo die Blicke von Schweden nicht gleichgültig abgewandt sind, Interesse gewähren. Das endliche Erscheinen des ersten Bandes von Prutz's Geschichte des deutschen Journalismus kündigt diese Verlagshandlung jezt als bevorstehend an. Doch glaube ich noch nicht an das „baldige" Erscheinen. Prutz freut sich der Erfolge, die er auf der deutschen Bühne erringt, er arbeitet mit Eifer dafür fort und scheint seine kritische und journalistische Thätigkeit, wenn nicht aufgegeben, doch unterbrochen zu haben. Emanuel Geibel war einige Tage zum Besuch hier; wenn er die vierte Auflage seiner Gedichte bringt, so wird sie, glaube ich, um schöne Poesien reicher seyn.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 19. November 1844.

— Allhier erscheint zur Schau,
Massiv genug, ein alter Tempelbau.
Goethe.

Briefe über die Auvergne.

8. An die Frau Geheimeräthin T. zu Z.

Clermont, den 18. Juli.

Meinen lezten Brief, hochverehrte Frau, schloß ich mit der Erwähnung eines der bedeutendsten kirchlichen Baumonumente der Auvergne. Meine heutige Mittheilung gilt einem ähnlichen Gegenstande.

Die gothische Baukunst ist in der Auvergne nie recht einheimisch geworden, und daß sie in vollem Glanze, in aller Reinheit ihrer Form plötzlich auftritt und wieder verschwindet, ohne Spuren allmähliger Entwicklung und eben solchen Verfalls, beweist hinreichend, daß sie hier ein auf fremdem Boden gereiftes, erst nach seiner Vollendung eingeführtes Produkt ist. Notre Dame du Port zu Clermont ist, im Gegensatze zur Cathedrale dieser Stadt, der Typus der in der Auvergne wahrhaft national gewesenen kirchlichen Baukunst, ein Muster des byzantinischen Styls mit den ihn hier begleitenden charakteristischen Zusätzen.

Ich weiß mir selbst kaum Rechenschaft vom sonderbaren Eindrucke zu geben, welchen dieses Gebäude das erstemal auf mich machte; der Uebergang von der Befremdung zur Befreundung mit seiner Eigenthümlichkeit erregte in mir ein gemischtes, unklares Gefühl des Wohlgefallens, und mein Interesse steigerte sich dadurch, daß sich mir hier mehr als jemals die Größe des Einflusses aufdrängte, welchen Natur und Klima eines Landes auf dessen Kunst ausüben.

Die Auvergne ist ein mit Vulkanen und den vielfarbigen Erzeugnissen derselben bedeckter Boden. Dieser Umstand hat offenbar die Verzierung der religiösen Monumente mit einer Mosaik aus den rothen, gelben, weißen und schwarzen Schlacken und Laven des Landes veranlaßt. Die aus diesem Material gebildeten bunten Sterne, Kreise, verschobenen und rechtwinkligen Vierecke, Linien und Zickzacks bedecken als Einfassung der Bögen die Außenseite der byzantinischen Kirchen, namentlich den den Chor einschließenden runden Theil, die aus diesem heraustretenden kleinen Seitenkapellen, so wie die Giebelfelder, Thürme u. s. w. — So seltsam diese Verzierung Anfangs erscheint, so gewöhnt man sich doch bald daran, um sie endlich sogar angenehm zu finden. Wenn so auf der einen Seite die Beschaffenheit des Bodens unmittelbar in die Architektur eingegriffen hat, so glaube ich, daß auf der andern die Extreme, in welchen das Klima hier auftritt, der Festigkeit der schweren byzantinischen Gewölbe, den niedern Thürmen und den eine gleichmäßigere Temperatur erzielenden dicken Mauern und kleinen Fenstern den dauernden Vorzug gegeben

haben. Plötzlich hereinbrechende Stürme und Gewitter von furchtbarer Gewalt, vernichtende Hagelschauer, versengende Hitze, die an demselben Tage mit empfindlicher Frische abwechselt, sind gewöhnliche Witterungserscheinungen in diesem Lande. Vielleicht hat auch der etwas derbe, materielle, am Hergebrachten klebende und mit aller Verfeinerung des Kunstgefühls im entschiedensten Gegensatz stehende Geschmack der Auvergnaten nicht wenig dazu beigetragen, daß hier zu Lande die schwerern, ja plumpen Formen der romantischen Architektur über die leichtern des gothischen Styls fortwährend den Sieg davon trugen.

Was nächst der erwähnten äußern Verzierung an Notre Dame du Port besonders auffällt, ist die gänzliche Abwesenheit von Statuen und Skulpturen an der Façade, welche im strengsten Sinne des Worts ohne alle Bedeutung ist. Ich habe diesen Mangel bei allen byzantinischen Kirchen der Auvergne, die ich später gesehen, ebenfalls wahrgenommen, und ich würde daraus auf eine allgemeine, diese Art des Schmucks ausschließende Regel für die hier eingebürgerte byzantinische Bauart geschlossen haben, wenn nicht die Thür der Südseite von Notre Dame du Port durch große Basreliefs und einige Statuen das Gegentheil bewiese, und wenn nicht andererseits schriftliche Nachrichten darthäten, daß die größere Zahl der Kirchen mit nackten Façaden nicht ausgebaut, oder später zerstört und unvollständig wieder hergestellt worden.

Notre Dame bildet ein lateinisches Kreuz. Beim ersten Schritte durch die Hauptthür in das Innere befindet man sich unter den Tribünen, welche das westliche Ende des Schiffs aller byzantinischen Kirchen der Auvergne einnehmen und auf einer Reihe von niedrigen massiven Bogen ruhen. Das Rundbogengewölbe des Schiffs wird durch viereckige Pfeiler getragen, in welche auf drei Seiten dünne Säulen bis zur Hälfte ihres Durchmessers eingelassen sind, wobei die dem Schiffe der Kirche zugewendete vierte Seite der Pfeiler frei bleibt. Diese sonderbare Einrichtung, welche das gewöhnlich vorzugsweise verzierte Schiff in dieser Beziehung ärmer erscheinen läßt, als die übrigen Theile des Gebäudes, findet man in allen byzantinischen Kirchen der Auvergne wieder. Ich vermuthe, daß die Baumeister dadurch dem mittlern Theile ihrer Kirchen eine größere Breite geben wollten; um so auffallender sind, bei solcher Annahme, die beiden einzigen runden Pfeiler, welche, auf allen vier Seiten von dünnen Säulen begleitet, zwischen jenen viereckigen mitten inne stehen.

Rechts und links vom Schiff läuft ein Nebengang hin, der mit dem Innern der Kirche durch die mittelst Rundbogen geschlossenen Zwischenräume zwischen den Pfeilern in Verbindung steht und dessen Decke durch ein Kreuzgewölbe, ohne vortretende Ribben, gebildet wird. Durch diese Nebengänge fällt das Licht mittelst kleiner, abermals durch die Rundbogenform charakterisirter und von dünnen Säulchen eingeschlossener Fenster in das Innere der Kirche. Ueber den Seitengängen befinden sich Galerien, deren Gewölbe die Form eines Viertelkreises zeigt und so zur Stütze der hohen Wände des Schiffs wird. Wahrscheinlich ist aus dieser die Festigkeit des Gebäudes vermehrenden Construktion das System von Strebepfeilern und Bogen hervorgegangen, welche die langen Seiten der gothischen Kirchen von außen begleiten. Diese in den obern Galerien angewendete Gewölbeform wiederholt sich im Querbalken des Kreuzes; hier unterstüzt das Viertelkreisbogengewölbe, indem es mit seinem untern Ende auf den äußern Wänden aufsteht, eine Kuppel und den sich auf derselben erhebenden niedrigen Glockenthurm.

(Fortsetzung folgt.)

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

So stand ich an der Straßenecke, mitten im Regen, und träumte mit wachen Augen; als ich aber an die Stelle kam, wo meine Großmutter mich einen Taugenichts nannte, kam ich wieder zu mir und wollte nach Hause eilen, als eine Figur auf der Straße, die dasselbe Ziel wie ich zu haben schien, meinen Schritt auf's Neue hemmte. Obgleich ich von der Gestalt nichts sah, als oben einen brennendrothen Regenschirm, unten den Zipfel eines braunen Rocks, weiße Strümpfe und Schuhe mit Stahlschnallen, so erkannte ich doch augenblicklich den Herrn Reißmehl. Jezt war er in die Hausthür getreten, machte den Regenschirm zu, öffnete und schloß ihn einigemal nach einander, um den daran hängenden Regen abzuschütteln. Dann blickte er an den grauen Himmel hinauf, ob sich nicht irgendwo ein blaues Fleckchen zeige, sah dann an seine weißen Strümpfe hinunter, ob sich da nicht ein graues dito angesezt habe, und verschwand mit einem großen Schritte im Hausgang.

Mir war die Kehle wie zugeschnürt, und wenn es mir auch auf der einen Seite nicht unlieb war, daß ich am Prinzipal einen Vorläufer hatte, der meine Missethaten kund machte, so wäre ich doch andererseits um keinen Preis jezt nach Hause zurückgekehrt. Was sollte ich thun? Hier im Regen stehen bleiben, der mir schon durch das dünne Röckchen auf den Körper drang und mich so durchkältete, daß mir die Zähne klapperten, das konnte ich nicht aushalten. Bekannte hatte ich auch

nicht, und so fiel mir denn glücklicherweise die Domkirche ein, die nicht weit weg lag und deren weite hohe Hallen uns schon oft zum Spielplatze gedient. Dorthin ging ich, und die leichte Wärme, die im großen Gebäude, im Gegensatz zu der naßkalten Straße herrschte, that mir unendlich wohl. Ich schlich in eine Seitenkapelle und sezte mich dort in einen alten braunen geschnitzten Chorstuhl, der einem Muttergottesbild, das den kleinen Christus auf dem Arm trug, gegenüber stand.

Ich hatte hier noch nicht lange gesessen, als statt der Kälte, die mich eben geschüttelt, eine starke Hitze durch meinen Körper fuhr und ich zugleich einen Druck auf meinen Kopf fühlte, der mich nöthigte, die Augen zu schließen, worauf ich alsbald einschlief. Während dieses Schlummers hatte ich ganz sonderbare Träume; Alles, was mir in den lezten Tagen im Reißmeblschen Hause begegnet war, tummelte sich in den wildesten, schreckhaftesten Gestalten vor meinem Innern vorbei. Jezt kam es mir vor, als stoße mich Jungfer Barbara in ein tiefes Eismeer, wo ich vor Kälte umkommen sollte; wenn aber meine Glieder kaum vor Frost zu zittern anfingen, so wurde das Eis glühend und mich durchströmte die rasendste Hitze. Zuweilen erwachte ich halb aus dem Schlaf, und da lag die weite Kirche leer vor mir und mein matter Blick konnte nichts unterscheiden, als die freundliche Mutter Gottes mit dem Kind auf dem Arm. Wie lange ich eigentlich so halb schlafend im Fiebertraum gelegen, weiß ich nicht. Endlich aber fühlte ich, daß ein starker köstlicher Geruch in meine Nase stieg, und als ich die Augen aufschlug und um mich schaute, meinte ich Anfangs nicht anders, als die Mutter Gottes sey herabgestiegen und stehe mit dem Kind an der Hand vor meinem Stuhl. Sie, die sich da halb über mich beugte und mir ein kleines Fläschchen an die Nase hielt, hatte ein so anmuthiges liebes Gesicht, so schön und freundlich, wie ich nie etwas gesehen, und da ich sie für ein überirdisches Wesen hielt, so wollte ich schon meine Augen wieder schließen, um mich blindlings ihrem Schutz anzuvertrauen. Aber das Kind an ihrer Hand, ein junges Mädchen, das eben so lieb und freundlich aussah, wie sie, sagte: „Ach, Mama, das arme Kind wird doch nicht sterben?" eine Aeußerung, die mich zu mir selbst brachte, so daß ich die Augen wieder öffnete und mich langsam im Stuhle erhob.

Da sah ich denn wohl, daß es nicht die Mutter Gottes war, die vor mir stand, sondern eine sehr schöne, mir gänzlich fremde Dame, so fein und prächtig gekleidet, wie ich nie etwas gesehen. Das kleine Mädchen an ihrer Hand schien ihre Tochter zu seyn, denn sie sah ihr sehr ähnlich, nur daß die Mutter schwarzes Haar und das Kind dichte blonde Locken hatte. Hinter den Beiden stand ein Mann in einem langen blauen Ueberrock mit goldenen Knöpfen, der hatte ein paar Regenschirme unter dem Arm.

„Aber wer bist du, mein Kind?" fragte mich die Dame, „und wie kommst du mit so nassen Kleidern hieher in die Kirche? Warum gehst du nicht nach Hause, wenn du krank bist?" Die Dame hatte eigentlich gut fragen und ich schlecht antworten. Ich hätte ihr viel zu erzählen gehabt, um ihr begreiflich zu machen, warum ich in den nassen Kleidern hieher gekommen; dazu konnte ich mich aber nicht entschließen. Auch fühlte ich, daß die Dame Recht hatte, daß ich krank war; denn als ich aufstand, wobei ich versicherte, daß ich jezt nach Hause gehen wolle, konnte ich nicht auf meinen Beinen stehen. Die Säulen der Kirche, die bunten Fenster, Alles lief im Kreise mit mir herum. Ich hörte nur, wie die Dame weiter fragte: „Aber um Gotteswillen, wo wohnst du denn, mein Kind?" und ich erinnerte mich nachher dunkel, daß ich ihr den Namen unserer Straße, sowie das Haus meiner Tante angegeben. Was nun weiter geschah, ist mir wie ein Traum. Ich glaube, der Mann mit dem Regenschirm nahm mich auf den Arm und sezte mich in eine Kutsche. Auch die Dame mit dem kleinen hübschen Mädchen stieg hinein und lezteres hielt mir zuweilen das Glas mit dem Wohlgeruch unter die Nase. Dann rollten wir durch ein paar Straßen und plötzlich sah ich meine Tante, so wie die alte Großmutter, die gewaltige Knixe machten, worauf ich in tiefen Schlaf verfiel.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Fortsezung.)

Theater. — Litteratur.

Sobald die Lady getraut ist, verläßt sie das Gefängniß, und Zopfband, der Betrogene, dem sie außerdem noch sehr wunderliche Bedingungen in den Ehekontrakt sezt, muß an ihrer Statt sitzen bleiben um — ihre Schulden zu bezahlen! Da fällt das Glück wieder wie eine Sternschnuppe vom Himmel. Der Bruder des Friseurs, Lord so und so, stirbt und Zopfband wird Lord, eine unbezahlbare Wendung. Er bezahlt demnach die Schulden seiner Gemahlin und hat nichts Eiligeres zu thun, als diese aufzusuchen und nunmehr seine Rechte geltend zu machen. Dieß thut er, so albern er auch ist, mit solchem Nachdruck, daß er sie wie ein Tyrann beherrscht und sie für ihren Uebermuth züchtigt. Erst als sie ganz darniedergebeugt ist, kommt der ehemalige Geliebte wieder zu Hülfe, beweist durch des Richters in Kingsbench Vermittlung, daß Zopfbands Ehe mit Ellen eine bloße Scheinehe gewesen sey, die keine Gültigkeit habe, bringt außerdem ein früheres Eheversprechen des ehemaligen Friseurs hervor, das er einem Kammermädchen gegeben hat, und da Ellen ihrem Geliebten die Hand reicht, Zopfband also betrogen ist, so entschließt er sich, die Zofe zu heirathen, und der ganze Unsinn löst sich in Wohlgefallen auf. — Das Publikum fand aber keinen Wohlgefallen an diesem Brei, es gab sogar am Schlusse sein Mißfallen sehr hörbar zu erkennen. Gespielt

kann dieß Stück eigentlich gar nicht gut werden, da es bloß zwei Rollen hat, die Wirkung machen, Lady Ellen und Zopfband. Jene wurde von Frl. Baumeister möglichst lebendig gegeben, doch glaube ich nicht, daß das Naturell dieser Dame, das sowohl heitere, wie gemilderte tragische Rollen sehr anmuthig darzustellen versteht, für so forcirte leidenschaftliche und capriciöse Charaktere den geeigneten Fonds besizt. Den Friseur spielte natürlich Marr mit größter Virtuosität, denn für intriguante bürgerliche und Charakterrollen möchten wenige Schauspieler ein ergiebigeres Talent haben, als Marr. Ich fürchte nur zuweilen, die Liebhaberei, in derartigen Rollen vor dem Publikum zu glänzen, bringt unverdienterweise manches Stück durch Marrs Vermittlung auf die Bühne, das ohnedem vielleicht das Glück nicht haben würde. Bei „Lady Ellen" kann ich mich wenigstens dieses Gedankens nicht entschlagen. Ohne einen guten Darsteller des Zopfband ist das Stück nicht zum Aushalten, und doch haben wir gesehen, daß auch der geschickteste Schauspieler den Nonsens nicht halten kann. Der Direktion wie der Regie mußten diese Schwächen des Stücks doch schon beim Durchlesen in die Augen springen und sie dabei die Ueberzeugung gewinnen, daß kaum eine mehrmalige Aufführung zu wagen seyn werde. Weßhalb aber Stücke ohne irgend einen Werth auf die Bühne bringen, wenn bloß ein oder zwei Darsteller darin excelliren können? Mich dünkt, die Direktion wird, sollte sich dergleichen noch häufig wiederholen, die Folgen davon schmerzlich empfinden, und dieß wäre bei dem redlichen Streben, das sie beseelt, wahrhaft zu beklagen.

Zu unserer schon überaus großen Anzahl Zeitschriften ist mit Anfang Oktober noch ein neues politisches Blatt gekommen. Es führt den Titel: „der Herold," erscheint als Wochenschrift und will vorzugsweise Politik und öffentliches Leben besprechen. Einen laufenden, unstreitig höchst interessanten Artikel bilden die Mittheilungen aus den öffentlichen Gerichtsverhandlungen, wie sie am Rhein gehalten werden. Den übrigen Raum des Blattes, das in sehr großem Format, nach Art der französischen Zeitungen, erscheint, füllen theils leitende Artikel, theils ein Feuilleton, das auch für belehrende Unterhaltung sorgt. Herausgeber dieser neuen Zeitung ist Prof. Biedermann, bekannt durch seine mit zeitgemäßem Takt redigirte „Monatsschrift." Sonst ist hier am Orte in neuester Zeit gerade nichts Hervorragendes erschienen. Manches wäre vielleicht geeignet, bedeutendes, wenn schon nicht gerade wohlthuendes Aufsehen zu machen, wenn nicht bei Zeiten für dessen Beseitigung Sorge getragen würde. Dieß glaube ich z. B. von dem Buche „der Einzige und sein Eigenthum," das kürzlich bei Otto Wigand erschienen ist, wie sich von selbst versteht, ohne Censur. Es hält über 30 Bogen und soll — ich selbst habe es nicht einmal gesehen — den krassesten Communismus, Abschaffung der Religion und ähnliche Herrlichkeiten predigen. Nicht geringen Lärm machten und machen zum Theil noch Freiligraths „Glaubensbekenntniß" und H. Heines „Neue Gedichte." Die Mehrzahl ist aber doch geneigt, dem Satyr und Faun Heine seine poetischen, in Morgenroth und glänzendes Gold eingewickelten Unflätherein noch eher zu vergeben, als dem ehrlichen Freiligrath seinen Uebertritt zur Opposition, der gar schlecht motivirt wird. Uebrigens sind beide Sammlungen vor einigen Tagen ebenfalls mit Beschlag belegt worden. Ein Glück für die Dichter! Je mehr die Preßpolizei confiscirt oder confisciren will — denn meistentheils kommt sie ein wenig zu spät — desto besser gehen die Bücher, denen ein so beneidenswerthes Schicksal zu Theil wird.

(Schluß folgt.)

Hannover, November.

(Schluß.)

Miscellen. — Theater.

Julius Mosen hat seine Thätigkeit in dem benachbarten Oldenburg mit Aufführung seines Trauerspiels Otto III. begonnen; man verspricht sich viel von seiner Leitung des dortigen Theaters. Schade nur, daß Mosens Terrain so klein ist. Von Oldenburg kann die Regeneration der deutschen Bühne nicht ausgehen, und wenn man dort Trauer-, Schau- und Lustspiele besser gäbe wie in der ganzen Welt. Immermanns Thätigkeit in Düsseldorf war doch gewiß durch die besten Erfolge gekrönt, und hat dennoch nicht die leiseste Nachwirkung weder auf Düsseldorf selbst, noch auf die deutsche Bühne überhaupt gehabt. Im Gegentheil, in Berlin verzettelt man mehr als je Zeit und Kräfte in unnützen Versuchen und Spielereien. Dennoch ist es gut, daß Mosen die Stelle in Oldenburg bekleidet, sie wird ihm Gelegenheit geben, die dramatische Kunst praktisch zu studiren, und vom günstigsten Einfluß auf seine künftigen dramatischen Dichtungen seyn. — Von Eckermann, der schon seit mehreren Monaten hier ist und in der größten Einsamkeit in der kleinen Vorstadt Linden wohnt, hört und sieht man nichts; er soll aber fleißig arbeiten. Ad. Stahr, der nur einige Tage hier war, ging unbemerkt vorüber. Er hielt sich bei seinem Freunde Döring, dem Schauspieler, auf, welcher leztere, seit ihm vor drei Wochen zum drittenmal die gewünschte Entlassung verweigert ward, krank ist und nicht spielt. Wenn er fortfährt, sich hier so unheimisch zu fühlen, so wird man am Ende am besten thun, ihn fahren zu lassen. So wenig Stuttgart ihn fesseln konnte, so wenig wird es Hannover vermögen, das ihm die Mittel geboten hat, gegenwärtig sich jährlich auf 3000 Thaler zu stehen, und das ihn doch nicht befriedigt. Können aber so reiche materielle Vortheile den Herrn nicht festhalten, so liegt darin wohl der beste Beweis, daß Hannover sein Platz nicht ist, wie denn freilich seine Heimath nirgends zu seyn scheint. Marschner hat seine neue Oper, Adolf von Nassau, fertig. Daß er sie hier zuerst geben werde, glaube ich nicht, denn unsere Oper ist in zu trostlosem Zustand, um ihr gewissermaßen das Schicksal eines großen Werks anzuvertrauen. Möglich und wahrscheinlich, daß er damit zuerst nach Leipzig geht, wo seine Compositionen von jeher den meisten Anklang fanden. Jener eben erwähnte trostlose Zustand ist überhaupt und ganz vorzüglich im gegenwärtigen Augenblick über unser ganzes Theater verbreitet, troz der enormen Mittel, die darauf verwendet werden. Es hat keinen Chef mit durchgreifendem Willen und kann einen solchen nicht haben, weil es sich zu sehr nach höhern Launen und Neigungen richten muß. Man spielt jezt fünfs, statt der frühern viermal, was keinen andern Vortheil bringt, als daß man allsonntäglich ein schlechtes Spektakelstück, ein Kinderballet, eine Laterna magica unter dem stolzern Titel optische Nebelbilder, einen Gymnastiker oder was eben hier durchzieht, mehr sehen muß, wenn man eben Sonntags in's Theater gehen will. Es ist keine Zucht und keine Ordnung, geschweige ein höher zielendes Streben in dem ganzen Wesen. Die Schauspieler geben sich selbst Urlaub, wenn sie keinen haben, und um sie nachher nicht vollends halsstarrig zu machen, muß man über die größte Eigenmächtigkeit die Augen zudrücken. So klagt Hamburg, so Frankfurt, so Berlin, so theilweise selbst Wien über den Verfall seiner Bühne. Das Genie, das die deutsche Bühne wieder emporbringt, muß, scheint es, noch geboren werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. November 1844.

They have here propertied me, keep me in darkness, and do all they can to face me out of my wits.

Shakespeare.

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

IV.

Geheimnisse

(nicht übersezt.)

Während sich das Alles mit mir begab, war es dem unglücklichen Philipp am Abend nach der Entkerkerung der Fanny noch weit schlimmer ergangen. Daß er beim Anblick der heiligen Hermandad der Meißnerischen Pforte zuflob, ist bereits gemeldet, wie auch, daß der Jammervolle, troß allen Betheurens seiner Unschuld, beim Kragen genommen und hinweggeschleppt wurde. Glücklicherweise war Philipp von allen schrecklichen Ereignissen des Abends so zusammengedonnert, daß er, als nun jene Katastrophe eintrat, nach den ersten unmächtigen Versuchen, sich zu vertheidigen, in völlige Apathie versank und sich wie das Lamm zur Schlachtbank ruhig fortschleppen ließ.

Es waren zwei handfeste Polizeisoldaten, die ihn im wahren Sinne des Worts durch die Straßen schleiften. Philipps Knie waren eingesunken und seine unendlich langen Arme und sein Kopf hingen schlaff hernieder. Obendrein hatte er seine Pantoffeln verloren — es waren ein paar abgeschnittene Stiefeln, die er in den Feierstunden an den Füßen trug — und während das Wasser von unten seine Beine benezte, drang der Regen von oben in sein herabhängendes Haar und näßte seine bunte Kattunjacke. Hiezu kam noch, daß durch das kräftige Anfassen der Häscher Philipps Hemdkragen auf der einen Seite gewaltig in die Höhe gezogen wurde. Alle diese Umstände trugen nicht wenig dazu bei, daß der Schließer des Polizeigefängnisses, wo man nun anlangte, den unschuldigen Philipp mißtrauisch anschaute und sein Aussehen für sehr verdächtig erklärte.

Philipp kannte das Polizeigefängniß nur dem Namen nach, und oft, wenn er in Aufträgen seines Prinzipals an diesen hohen grauen Mauern vorbeigegangen war, hatte er mit Entsetzen die festen verschlossenen Thüren, die stark vergitterten Fenster angeschaut, und wenn sich an lezteren hie und da ein mageres Gesicht mit langem struppigtem Bart zeigte, hatte der menschenfreundliche junge Mensch geseufzt und bei sich gesprochen: „Man sollte selbst einen Mörder nicht unmenschlich halten!" Und jezt, jezt stand er selbst in der Vorhalle dieses schrecklichen Gebäudes und vor ihm saß der diensthabende Polizeiwachtmeister, einige Fragen nach seinem Namen, Stand ꝛc. an ihn richtend.

Wenn gleich Philipp diese auf's Wahrhaftigste beantwortete, schüttelte doch der Polizeimann ungläubig den Kopf und entgegnete: „Ist Alles erlogen, Alles

erlogen; kenne wohl den Herrn Reißmehl; ein sehr ordentlicher Geschäftsmann und ruhiger Bürger, hat in seinem Laden zwei Subjekte, eines, das schon ein paar Jahre dort ist und sich beständig gut aufgeführt hat, von dem auch die Polizei nichts Schlimmes weiß —" — „Bitte recht sehr, verehrtester Herr Commissär, aber der bin ich ja selber." — „Er?" entgegnete der Commissär mit einem sehr verächtlichen Blick, „halt Er das Maul mit seinen Lügen, oder ich will Ihm —" — Der arme Philipp, den das gräßliche Lokal, wo er sich befand, kaum wieder etwas zu sich selber gebracht hatte, war im Begriff, den Verstand zu verlieren, als er hörte, daß man ihm beweisen wollte, er sey nicht er selber.

„Märtens!" rief der Wachtmeister in eine kleine räucherige Nebenstube hinein, wo man beim Schein einer trüben Oellampe mehrere bewaffnete Leute erblickte, die auf einer Pritsche zu schlafen schienen; „Märtens, komm Er heraus und seh' Er diesen Burschen genau an. Er treibt sich ja in dem Stadtviertel, wo Herr Reißmehl wohnt, beständig umher und sollte dessen Leute wohl kennen." — „Kenn' sie auch," antwortete drinnen eine sehr heisere Stimme, und ein alter Polizeisoldat erschien in der Thür, der gähnend und sich reckend näher schlich; „kenn' sie alle, Herr Wachtmeister."

Dann ist's gut, dachte Philipp bei sich, man wird gleich sehen, woran man ist, und freudig durchzuckte ihn ein kleiner Hoffnungsstrahl. Er wandte seinen Kopf gegen den Polizeisoldaten, der ihn einen Augenblick gleichgültig ansah und darauf seinem Vorgesetzten eben so gleichgültig meldete: den Menschen kenne er nicht. — Auf diesen schrecklichen Ausspruch hin fing es an in Philipps Kopfe ernstlich umzugehen; es sauste ihm vor den Ohren und er begann an sich selbst zu zweifeln. Sein erster Gedanke war, wenn er nur einen Spiegel hätte, in dem er sich betrachten könnte, um in's Reine zu kommen, ob er es denn wirklich sey. Doch dauerten diese leichten, aber schrecklichen Anfälle nicht lange; denn Philipp war moralisch und physisch zu sehr von sich selber überzeugt. Gerechter Gott! dieß waren ja seine langen dürren Beine, dieß waren seine magern Finger, und wenn sein Haar, in welchem er jezt verzweiflungsvoll umher fuhr, nicht so strohdachähnlich geordnet wie sonst herunter hing, so war es doch immer das alte, lang, fahl, blond und struppig.

„Sieht Er, junger Landstreicher," fuhr der Wachtmeister fort, „sieht Er, daß man vor hoher Polizei mit dem Lügen nicht weit kommt? Doch wird sich seine Sache morgen früh beim Verhör schon aufklären. Wir wollen unterdessen sein Nationale aufnehmen und ihn in Nr. 4 unterbringen, da wird er gut aufgehoben seyn." — Philipp stellte sich ein ehrsames Polizeigefängniß ungefähr so vor, wie er in alten Ritterbüchern von den Verließen gelesen hatte: tiefe, feuchte, haarsträubende Löcher, bevölkert von Ratten, Eidechsen und Fledermäusen — ach! und leztere fürchtete Philipp entsezlich; tief im Grund modern einige Skelette, an den Wänden herab fließt trübe Feuchtigkeit, dumpfes Kettengerassel, und nur oben durch wankendes Gesträuch fällt ein einziger Mondstrahl in den schauerlichen Raum. Das Alles schwebte vor Philipps Phantasie, und er machte noch einen lezten, aber eben so fruchtlosen Versuch, den Polizeimann von der Identität seiner Person zu überzeugen. Vergebens; es war eilf Uhr, der Schließer sehnte sich nach Ruhe, die That der Laternenzertrümmerung war so gut wie bewiesen und Märtens, der schon wieder auf seine Pritsche hinaufgekrochen war, betheuerte nochmals schon halb im Schlaf mit schwerer Zunge: den Herrn Philipp beim Herrn Reißmehl, den kenne er ganz genau, das sey ein charmanter junger Mensch, und er wolle sich morgen früh einen Gang nicht gereuen lassen, um ihm zu erzählen, daß sich dieses polizeiwidrige Subjekt für ihn ausgegeben.

Wie dem Unglücklichen, der dem Schließer durch einen Hof eine steinerne Wendeltreppe hinauf folgte, zu Muthe war, kann man sich leicht denken, und obgleich ihm der Polizeimann versicherte, daß er ihn aus Gnade und Barmherzigkeit in Nr. 4, eines der bessern Lokale, bringe, wo er anständige Gesellschaft finden werde, so konnte sich doch Philipp eines neuen Schauders nicht erwehren, als die Thür zu Nr. 4 vor ihm geöffnet war und er in ein Gemach schaute, aus dem ihm ein warmer, unangenehmer Duft entgegen drang, und das, von einem einzigen fast erlöschenden Oellicht erhellt, ein sehr trostloses Aussehen hatte. Philipp wurde hineingeschoben, die Thür hinter ihm verschlossen, und so stand er, von der ganzen civilisirten Welt getrennt, in Mitten einer Rotte Gefangener, von denen, wie der Unglückliche glaubte, wohl jeder ein Mörder seyn konnte.

(Fortsezung folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortsezung.)

Der Chor ist um einige Stufen über der Sohle des Schiffes erhaben und von dem ihn umgebenden Gange durch eine Arkade abgesondert, deren sehr erhöhte Rundbogen auf dünnen runden Säulen ruhen. Ich möchte diese hohen, schmalen Arkaden mit hoch hinauf gezogenen Bandschleifen vergleichen, und das Ensemble des Chors erhält durch seine fast gebrechlichen langen Säulen, durch

seine engen, hochgespannten Wölbungen und durch das Wegfallen der obern Galerie einen Anstrich außerordentlicher Leichtigkeit. Es sind mir überhaupt in den byzantinischen Kirchen der Auvergne, im Gegensatze zu denen des nördlichen und mittäglichen Frankreichs, als charakteristische Unterschiede die Schwäche und Höhe der Säulen und Pfeiler, die Verengerung des Schiffes und der Nebengänge und die Erhöhung der Arkaden aufgefallen, was die kirchlichen Monumente in jener Provinz bei weitem weniger schwerfällig erscheinen läßt. Die Vortrefflichkeit des aus Granit und Lava bestehenden Baumaterials der Auvergne mag eine Construktion veranlaßt haben, bei der die Festigkeit keineswegs durch die Leichtigkeit ausgeschlossen wird.

Um den Chor herum befinden sich in der Kirche du Port, wie in allen byzantinischen Kirchen der Auvergne, Kapellen. Die Verzierung des Innern dieser Kirchen besteht lediglich in den Skulpturen der Kapitäle. Diese sind theils mit Blätterwerk, theils mit historischen und symbolischen Scenen geschmückt; die leztern scheinen, ihrer Verbreitung nach zu urtheilen, beliebter gewesen zu seyn, als jene. Notre Dame du Port ist, namentlich im Chor, so reich an solcher Bildnerei, wie irgend eine Kirche der Auvergne. Ich habe in diesen Arbeiten hier, wie in allen andern Kirchen des Landes, die ich besucht, nur die Kindheit der Kunst gesehen, plumpe Composition, fehlerhafte Zeichnung, ungeschickte Behandlung des Materials. Ich bedaure um so mehr, die Cathedrale St. Julien zu Brioude nicht gesehen zu haben, wo die Skulpturen der Kapitäle sich durch ihre Vollkommenheit der Antike nähern sollen. Diese Art der Verzierung fängt in der Auvergne mit dem eilften Jahrhundert an und widerlegt häufig das ältere Datum der Erbauung, welches den meisten Kirchen des Landes beigelegt wird. Unter dem Chor befindet sich eine kleine Kirche, welche ihrer Eintheilung nach die treue Wiederholung des erstern ist. Runde Säulen, hier ohne Kapitäle, welche der Zahl und Stellung nach mit denen im Chor korrespondiren, aber unförmlich dick sind, tragen ein niedriges Kreuzgewölbe. In der Mitte dieses unterirdischen Tempels stehen, wahrscheinlich als Stütze des über ihnen befindlichen Hauptaltars im Chor, vier Pfeiler; eine viereckige, mit einer Steinplatte bedeckte Oeffnung im Gewölbe zwischen diesen Pfeilern hat vielleicht einst zu Zwecken des Cultus gedient.

Ich fürchte, ich bin selbst für Ihre Nachsicht zu ausführlich geworden; aber der Umstand, daß die Beschreibung dieser Kirche im Wesentlichen die der ganzen kirchlichen Architektur in der Auvergne enthält, mag meine Entschuldigung seyn. Die byzantinischen Kirchen dieses Landes (und sie bilden, wie schon erwähnt, die große Mehrzahl) haben eine Familienähnlichkeit, welche nur in einzelnen wenigen Zügen sich verleugnet, und sollte ich Sie auf meinen spätern Wanderungen vielleicht noch in die eine oder andere Kirche führen, so werde ich Sie nur auf kleine Abweichungen von Notre Dame du Port aufmerksam zu machen haben.

Ich wünschte Sie nach der vorstehenden trockenen Abhandlung zum artigen Springbrunnen auf dem Platze Delille geleiten zu können, damit Sie dort in der Betrachtung dieses kleinen Meisterwerks des guten Geschmacks, dieser gelungensten Mischung der Formen des gothischen Styls und der Renaissance, von der Strapatze dieses Briefes sich erholen könnten. Fürchten Sie indessen keine zweite Beschreibung; das Werk, dessen ich hier erwähne, ist zu reich an Details, an Arabesken und Bildhauerarbeit von der gelungensten Ausführung und anmuthigsten Composition, als daß es möglich wäre, erzählend einen klaren Begriff davon zu geben; ich behalte mir daher vor, Ihnen eine Zeichnung zu übersenden. Nur so viel schicke ich derselben als Einleitung voraus, daß dieses merkwürdige Monument im Jahr 1515 unter dem Bischof Jacques d'Amboise von einem unbekannten fremden Künstler ausgeführt wurde. Ich finde an diesem Springbrunnen abermals jene Spielerei mit dem Obscönen, welche so häufig die Kunstwerke des Mittelalters entstellt. Ich habe mir oft, aber immer vergebens, diese Zusammenstellung des Schönen, ja sogar des Heiligen mit dem das ästhetische Gefühl beleidigenden Fratzenhaften und Unsittlichen zu erklären gesucht. Ich begreife, daß eine im Entstehen begriffene Cultur eben so unentwickelt in ihrem sittlichen Gefühle, als unfähig ist, für die Sache einen andern, als den unverhüllten Ausdruck zu finden. Wie verträgt sich aber dieselbe Erscheinung mit einer so bedeutenden Stufe der Kunstentwicklung? — Die Sittenlosigkeit der Zeiten, aus welchen solche Monumente herrühren, scheint mir eine mangelhafte Erklärung.

(Schluß des achten Briefs.)

Eine Notiz aus Schillers Studienjahren.

Die Jugendgeschichte Schillers, wie sie in den zahlreichen Lebensbeschreibungen desselben erzählt wird, gründet sich größtentheils auf die Mittheilungen seiner Freunde und Altersgenossen, welche vor dreißig und etlichen Jahren in diesen Blättern niedergelegt worden sind. Auch seitdem konnte das Morgenblatt hin und wieder einen größern oder kleinern Beitrag zur Biographie des Dichters geben. Selbst für die kleinste Notiz, welche dem Lebensbilde eines solchen Mannes einen Zug beifügt, dürfen wir bei Vielen auf Dank rechnen,

und so geben wir auch folgenden, uns von zuverlässiger Hand zugekommenen Auszug aus den Akten der hohen Karlsschule zu Stuttgart.

Auszug eines Schreibens an den Obrist Seeger, Intendanten der hohen Karlsschule, dd. 13. November 1779.

— — auch die (Dissertation) von Schiller (soll) nicht (gedruckt werden), obschon viel schönes darin steht und mit Feuer gesagt ist. Aber eben deßwegen wird gut seyn, wenn der Schiller noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo es indessen gedämpft werden kann, so daß er hernach bei continuirendem Fleiß einst ein großes Subject werden kann.

Schreiben an den Geh. Legationsrath v. Mosheim, dd. 19. November 1779.

Ich gebe mir das Vergnügen, dem ꝛc. eine von dem Elève Schiller in meiner Herzogl. Militär-Akademie verfertigte Streitschrift zur Einsicht, obwohl in der Stille, mitzutheilen, weil ich Anstand nehme, sie vor der Zeit bekannt werden zu lassen, und wird der ꝛc. das vorzügliche Genie dieses jungen Menschen daraus wahrnehmen. Ich bin ꝛc.

Wir bemerken dazu Folgendes. Zu der medizinischen Prüfung im Jahr 1778 lieferte Schiller eine Probearbeit „über die Philosophie der Physiologie;" dieser wahrscheinlich erste wissenschaftliche Versuch desselben ist verloren gegangen. Das Lob des fürstlichen Erziehers bezieht sich aber Allem nach weder auf diese Abhandlung, noch auf die i. J. 1780 verfaßte und im December d. J. gedruckte Dissertation „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen," sondern auf einen zur Herbstprüfung d. J. 1779 von Schiller verfaßten Aufsatz, von dem übrigens seine Biographen nichts wissen. Aus den Programmen der Akademie ist nur zu ersehen, daß Schiller am neunten Jahrestag derselben, am 14. December 1779, drei Preise erhalten hat, in der praktischen Medizin, in der materia medica und in der Chirurgie. (s. Schillers Leben von G. Schwab, 2ter Druck, S. 54.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Schluß.)

Blum. — Trinck. — Feier der Leipziger Schlacht. — Conzerte.

Robert Blum, Sekretär am hiesigen Theater und ein fleißiger Mitarbeiter an den „sächsischen Vaterlandsblättern," bekanntlich dem freisinnigsten politischen Blatte, das es in Sachsen gibt, wenn wir die zuweilen allzustarke Parteifarbe, die es geflissentlich zur Schau trägt, für schlechthin empfehlenswerthe Freisinnigkeit gelten lassen wollen, ist in Folge eines Aufsatzes in den genannten Blättern zu einer vierwöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Das erste Urtheil lautete noch härter, irre ich nicht, auf zwei Monate Gefängniß, die nunmehr auf einen Monat reducirt worden, welche der Verurtheilte seltsamerweise ohne Unterbrechung abzusitzen gehalten wird, obwohl man mehrfach nachgewiesen hat, daß seine persönliche Gegenwart im Theater wenigstens einige Tage der Woche nicht wohl zu entbehren sey. Das Gericht beliebte durchaus keine Notiz davon zu nehmen. — Einen ihrer intelligentesten und wissenschaftlich gebildetsten Mitarbeiter verloren kürzlich die „Vaterlandsblätter" durch den Tod Julius Trincks. Von Haus aus eigentlich Philolog, widmete der junge Mann seine Kräfte seit Jahren fast ausschließlich der politischen Tagespresse, die ihm viele tüchtige Artikel verdankt. Seit langer Zeit an unheilbarer Krankheit leidend, verlor er doch keinen Augenblick das Ziel seiner Thätigkeit aus den Augen. Der Tod überraschte ihn bei der Ausarbeitung eines größeren Werkes über Jordan. Wie ich höre, ist dasselbe bereits im Druck und wird als nachgelassene Schrift des früh Geschiedenen in einiger Zeit erscheinen.

Nach langem, langem Schweigen fängt man endlich wieder einmal an, der Befreiung Deutschlands durch die dreitägige Schlacht bei Leipzig zu gedenken. Es geschieht dieß bei uns regelmäßig durch ein solennes Festessen, weil man es schon seit geraumer Zeit liebt, den Magen als Vermittler des Gehirns und seiner Ausgeburten auftreten zu lassen. Am 19. Okt. versammelte sich ein gemischtes Publikum, unter dem die hochgestelltesten Männer der Stadt waren, im Schützenhause, und empfahlen bei Toasten und zweckmäßigen Reden das Vaterland und sein Gedeihen den Segnungen des Himmels. Es sollen viele ansprechende Reden bei diesem patriotischen „Zweckessen" gehalten worden seyn; dennoch war die politische Besonnenheit nicht besonnen genug, um den Hanswurst ganz fern halten zu können. Dieser hielt es denn für höchst angemessen, bei der Festfeier des 18ten Oktobers ein Glas auf Napoleon unter salbungsvollem Toast zu leeren. Sogar Bosco soll nicht ganz leer dabei ausgegangen seyn. Daraus können Sie ersehen, daß sich das Heterogenste vortrefflich mit einander verträgt und daß die ächte Humanität mit dem Erwachen politischen Bewußtseyns ungeheure Fortschritte macht.

Die großen Winterconzerte im Saale des Gewandhauses haben auch wieder begonnen. Gade, ein Däne von Geburt, der sich durch seine Compositionen schnell einen Namen erworben, hat für diesen Winter die Leitung des Orchesters übernommen. Gewöhnlich ist der Winter für die Nichtmusiker eine Zeit der Leiden, indem „Musik mit ihrem Silberklang" die Luft in und über den Häusern dergestalt erfüllt, daß sie bei Vielen ein unangenehmes Ohrenbrausen erzeugt. Ob wir diese Leidensstationen auch dießmal wieder werden durchwandern müssen, steht dahin. Gegenwärtig ist meines Wissens die Ankunft noch keines conzertgebenden Virtuosen annoncirt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 47.

Mittwoch, 20. November 1844.

[507] Bei Carl Focke in Leipzig erschien so eben:

Lilien.

Taschenbuch
historisch-romantischer Erzählungen für 1845,
von E. v. Wachsmann.
Achter Jahrgang, mit 6 Stahlstichen, höchst elegant und prachtvoll gebunden.
Preis 2⅓ Thlr. = 3 fl. 30 kr. C.-Mze.

---

[506] Bei G. A. Reyher in Mitau erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dede, Dr. J., Der Handel des Russischen Reichs. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 12 gGr.

---

[521] Bei **Trautwein & Comp.** in Berlin erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beweisführung,

dass die Lehre der neueren Physiker vom Drucke des Wassers und der Luft falsch ist, nebst einem Versuche, die Erscheinungen an flüssigen Körpern ohne atmosphärischen Luftdruck zu erklären und einer als Anhang beigefügten Antikritik. Von Friedrich von Drieberg. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Dritte vermehrte Auflage. gr. 8. broch. 15 Sgr.

Der Standpunkt, auf welchem des Verfassers Beweisführung gegenwärtig bei Erscheinen der nöthig gewordenen dritten Auflage seiner Schrift sich befindet, ist am besten daraus zu erkennen, dass, da laut Vorrede p. XIV bisher eine auf mathematische Gegenbeweise oder augenfällige Experimente gegründete Widerlegung keineswegs erfolgt ist, er sich veranlasst gefunden hat, den früher ausgesetzten Preis von 1000 Dukaten auf 2000 zu erhöhen.

---

[484] In Augsburg bei Rieger — Stuttgart bei Neff — München bei Lindauer — Berlin bei Mittler (und in allen Buchhandlungen) ist zu haben:

Albrecht, Dr., der Mensch und sein Geschlecht. Ein nützliches Buch zur Erzeugung gesunder Kinder und Beibehaltung der Kräfte und Gesundheit. Vierte verb. Aufl. Preis 12 Gr. oder 54 kr.

Berg, Dr., die radikale Heilung der Muttermale, — der Sommerflecken, — des Kupferhandels, — der Finnen, — der Mitesser und der Leberflecken. — Neue Ausgabe. (Von diesem Buche nun 3000 Ex. abgesetzt.) 12 Gr. oder 54 kr.

Bosco, Zauberkabinet, oder das Ganze der Taschenspielerkunst. — Enthaltend Wunder erregende Kunststücke mit Karten, Würfeln, Ringen, Kugeln und Geldstücken. Herausgegeben von Professor Kerndörffer. Vierte Aufl. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Chaulant, L. Dr., die Vorwelt der organischen Wesen auf der Erde, oder von der Entstehung der organischen Wesen, — von der Schöpfung, — der Sündfluth und der Zukunft der Erde. — Br. 6 Gr. oder 27 kr.
(Quedlinburg, Ernst'sche Buchhandlung.)

Auch in Prag bei Haase Söhne — Wien bei Gerold — Triest in der Favarger'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[518] **Probenummer in allen Buchhandlungen vorräthig.**

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint für 1845 im 4ten Jahrgange:

Die Grenzboten.

Eine deutsche Revue
für
Politik, Literatur und öffentliches Leben,
redigirt von
J. Kuranda.

In wöchentlichen Lieferungen à 3 Bogen. Preis des Jahrgangs 10 Thlr.

Diese Probenummer empfehle ich allen Privatleuten, Privatgesellschaften und Journalzirkeln zur geneigten Ansicht. Ueber das Journal selbst enthalte ich mich jeder Anpreisung, da das dem Hefte beiliegende ausführliche Inhaltsverzeichniß der ersten drei Jahrgänge Tendenz und Inhalt, sowie die fortwährende Erweiterung am klarsten darlegt.

Auf den 4ten Jahrgang (1845) nehmen alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen an und bitte ich um gefällige Berücksichtigung für dieß Journal bestens.

Leipzig, im Nov. 1844.

Fr. L. Herbig.

---

[510] In unterzeichnetem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte
der eidgenössischen Freischießen

von
M. A. Feierabend.
Zweite durch die Beschreibung des Basler Schießens vermehrte Auflage.
Schön brochirt mit Titelvignette in Farbendruck.
8. Preis 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 21 kr.

Auch ist einzeln zu haben:

Schilderung
des Basler Freischießens 1844.

8. schön brochirt 22½ Gr. oder 1 fl. 39 kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

[504] In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Gedichte

von

Anastasius Grün.

Fünfte vermehrte Auflage.

gr. 12. broch. Preis 2 Rthlr.

Leipzig, Okt. 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[517] Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Weihnachtsgabe. Taschenbuch für 1845. Von Oswald Marbach. Auf ausgezeichnet schönem Papier und in englischem Leinwandband. Preis 5/6 Thlr.

Allen Freunden wahrer Poesie und geistreicher Unterhaltung wird dieses vorzüglich Novellen und poetische Erzählungen enthaltende Taschenbuch des rühmlich bekannten Verfassers als elegantes Weihnachtsgeschenk bestens empfohlen.

Voigt & Fernau in Leipzig.

---

[502] Im Verlage der **Gebrüder Bornträger** in **Königsberg** erschien so eben:

Rosenkranz, K., Rede zur Säcularfeier Herders gehalten. geh. Preis 7½ Sgr.

Königsberger naturwissenschaftliche Unterhaltungen. 1s Heft mit einer Lithographie. geh. Preis 25 Sgr.

Daraus einzeln:

Dulk, H. Ph., Ueber Ernährung und Erwärmung des menschlichen Körpers. geh. 7½ Sgr.

Grube, A. E., Ueber Entwicklung des thierischen Körpers aus dem Ei. geh. 10 Sgr.

Meyer, E., Die Entwicklung der Botanik in ihren Hauptmomenten. geh. 7½ Sgr.

Außer diesen drei Abhandlungen enthält dieß erste Heft noch: C. Burdach über Cranioscopie, von Madeweis über Bildung der Steinkohle, und Ohlert über Verbreitung und das Wachsthum der Georginen.

Taso Aminta, Fabula pastoril, tratucida por D. Juan de Jâuréqui. Zum erstenmale in Deutschland herausgegeben und mit einer literarhistorischen Einleitung, nebst grammatischen Excursen herausgegeben von Dr. L. Th. Herbst. geh. 25 Sgr.

Rosenkranz, K., Psychologie, oder die Wissenschaft vom subjektiven Geist. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 2 Rthlr. 7½ Sgr.

---

[520] Bei **Perthes, Besser & Mauke** in **Hamburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erkenntnisse und Entscheidungsgründe des Ober-Appellations-Gerichts in Lübeck in Hamburgischen Rechtssachen. 1. Band 1stes Heft. gr. 8. geh. 1 Rthlr.

Grisson, Dr. W., Beiträge zur Charakteristik der Vereinigten Staaten von Nordamerika. gr. 8. geh. 2 Rthlr.

Handbuch der Schifffahrtskunde mit einer Sammlung von Seemanns-Tafeln, einer Seekarte und einer magnetischen Karte. Im Auftrage der Hamburgischen Gesellschaft zu Verbreitung mathematischer Kenntnisse von C. Rümcker. 4te Aufl. gr. 8. in Leder gebunden. 5 Rthlr.

Hetsch, Forlegninger for Handvaerkere. Lief. XII. Folio. 1 Rthlr. 12 gGr.

Mit dieser Lieferung ist das Werk geschlossen und ist der Preis des completen Exemplars 18 Rthlr.

Höpfner, J., Ueber den Anklageprozeß und das Geschwornengericht. gr. 8. 2 Rthlr.

Rümcker, C., Mittlere Oerter von 12,000 Fixsternen für den Anfang von 1836 abgeleitet aus den Beobachtungen auf der Hamburger Sternwarte. 2te Abthl. 6te bis 12te Stunde. 4. 3 Rthlr.

Sannoer, Die Staatserbfolge der Herzogthümer Schleswig-Holstein und zugehörigen Lande. Ein staatsrechtlicher Versuch. gr. 8. geh. 2 Rthlr. 4 gGr.

---

[508] In meinem Verlage erschienen so eben:

Danzel, W., Ueber die Aesthetik der Hegel'schen Philosophie. 8. geh. 12 gGr.

Ovid's Heroiden. Erster bis fünfzehnter Brief, metrisch übertragen von Jul. Henning. 8. geh. 12 gGr.

Hamburg, im Okt. 1844.

Joh. Aug. Meißner.

---

[500] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Boehmer, Joh. Friedr., Regesta Imperii inde ab anno MCCXLVI usque ad annum MCCCXIII. Die Regesten des Kaiserreichs unter Heinrich Raspe, Wilhelm, Richard, Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII. 1246—1313. Neu bearbeitet. X und 380 Seiten in 8vo. Auf Schreibpap. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Dieses Werk ist keine zweite Auflage des betreffenden Abschnittes der früher erschienenen Kaiserregesten, sondern eine ganz neue Arbeit. Es enthält die bisher auffindbar gewesenen 3118 Urkunden und Briefe der im Titel genannten Regenten in so vollständigen Auszügen, daß solche für den geschichtlichen Gebrauch in der Regel auch ohne Einsicht des vollständigen Textes genügen. Sehr viele derselben waren bisher ungedruckt, und werden hier zum erstenmal bekannt gemacht. Einleitungen über die Erwählung, die Persönlichkeit, die Thaten, das Kanzleiwesen und die Geschichtsquellen der einzelnen Könige sind den Auszügen ihrer Urkunden vorgesetzt. Die Nachweisung der Hauptthatsachen aus den gleichzeitigen Chroniken, dann kritische Erörterungen und einzelne Bemerkungen sind an dazu schicklichen Orten eingereiht. Ein Anhang enthält die Auszüge der päpstlichen Briefe und vermischten Urkunden, welche für die Geschichte des deutschen Reichs vorzüglich wichtig sind. Es war die Absicht des Verfassers für die betreffende Periode der Kaisergeschichte eine urkundliche Grundlage von bleibender Brauchbarkeit zu gewähren, wie es denn auch keine Bearbeitung dieser Periode gibt, welche nicht aus dem hier neu gewonnenen Stoffe berichtigt und ergänzt werden könnte.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Moden und Trachten.

Fragmente zur Geschichte des Costüms

von

H. Hauff.

8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Die Hauptgedanken, durch welche diese Fragmente zusammengehalten werden, sind, einmal, die Entwicklungen der europäischen Tracht in ihrer historischen Bedeutung und ihrem Zusammenhang mit dem Geist der

verschiedenen Zeitalter aufzufassen, sodann, in den Bewegungen der Tracht das Naturgesetzliche, der Laune sich beständig Entziehende nachzuweisen, und so die Begriffe Mode und Tracht streng auseinander zu halten. Nach diesen Ideen werden die Haupttypen, in welche die allgemeine Tracht seit dem Alterthum zerfällt, mit einander verglichen; einzelne Stücke der Bekleidung werden durch verschiedene Perioden verfolgt; es wird nachgewiesen, wie der jetzige Habitus in dem früherer Jahrhunderte wurzelt, und durch zahlreiche Beispiele gezeigt, was die Mode vermag, und was sie, der Tracht gegenüber, nicht vermag. Es sind Beiträge zur Philosophie des Costüms, skizzenhaft in einer Form gehalten, welche dem Leser, der sich nur unterhalten will, die Belehrung nicht aufdringt. In einem Kapitel vergleicht der Verfasser die heutige Männerwelt, in ihrem allgemeinen äußern Charakter, mit der des vorigen Jahrhunderts; in einem andern theilt er nach naturwissenschaftlicher Methode das Geschlecht der Eleganten in Arten und Spielarten; in einem dritten knüpft er Gedanken über weibliche Erziehung an die Betrachtung des antiken Costüms. — Das Inhaltsverzeichniß ist folgendes: 1) Vor und nach der Revolution. 2) Die männliche Tracht. 3) Physiognomie der männlichen Welt sonst und jetzt. — Eleganz. 4) Zoologisches Fragment. 5) Volkstracht und Modetracht. 6) Weibliche Eleganz. 7) Der deutsche Pariser. 8) Typen der Trachten. 9) Antike Tracht und weibliche historische Bildung. 10) Verfeinerung. 11) Der Hut. 12) Der männliche Haarputz.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[495] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch und Wegweiser
für
Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika

Mit einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

Francis J. Grund.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Dieses Buch gibt den Auswanderern die ausführlichste Belehrung über alle jene Dinge und Verhältnisse von Amerika, welche sie vor Allem zu wissen nöthig haben, und wird sie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, welchen unsere Landsleute in jenem Welttheile so vielfach ausgesetzt sind.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die christliche Lehre

nach dem

kleinen Katechismus Luthers.

Zur Unterweisung geordnet

von

G. Mehring,

Decan zu Langenburg.

8. Velinp. broch. Preis 20 kr. oder 6 gGr.

Des Verfassers Streben war es, die christliche Lehre in ihrer Begriffs-Einheit aufzufassen und darzustellen, zugleich zu zeigen, wie sich diese Darstellung am Luther'schen Katechismus, der auch als evangelische Bekenntnißschrift so große Bedeutung hat, durchführen läßt, indem gerade er für eine methodische Entwicklung des Religionsbegriffs die Hülfe bietet, die bei manchem andern Katechismus aus dem Reformations-Zeitalter vermißt wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die fünfzig Tage

oder die Geschichte der Gründung der christlichen Kirche.

Eine Festgabe

für Christen aller Confessionen

von

G. C. J. Hoffmann,

Lehrer an der wissenschaftl. Bildungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Inhalt: 1) Die frohe Botschaft. 2) Das Wiedersehen. 3) Der erste Sonntag. 4) Das Amt der Apostel. 5) Das Reich Gottes oder die Kirche. 6) Der Abschied. 7) Die Vollendung. — Schlußwort.

Möge dieser interessante Beitrag zur Eröffnung der heiligen Geschichte für das größere Publikum, den Sinn für die Einheit und Wahrheit unserer christlichen Kirche mit erwecken helfen!

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[292] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Geschichte
der Glasmalerei

in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien, von ihrem Ursprung bis auf die neueste Zeit.

Von

M. A. Gessert.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Diese Geschichte der Glasmalerei ist die erste selbstständige und erschöpfende Bearbeitung dieses kunstgeschichtlichen Stoffs, denn das Wenige, was Levicil in seiner Art de la peinture sur verre über deren Geschichtliches schrieb, betrifft lediglich Frankreich und die Niederlande, erstreckt sich kaum auf die drei älteren Perioden dieser Kunst, und ist, wie mehr oder minder alles seither über Glasmalerei geschriebene, seiner historischen, technischen und sonstigen Irrthümer oder Entstellungen wegen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Gegenwärtige geschichtliche Darstellung hingegen erfaßt auch die Glasmalerei in Deutschland, England, der Schweiz, Italien und Spanien, kurz allen Ländern, wo sie je Pflege gefunden, und ist um eine Periode, gerade die wichtigste, die ihres neuerlichen Aufschwungs, reicher. Wie weit aber der Herr Verfasser, indem er dem Bekannten neues hinzugefügt, jenes gesichtet, zurechtgesetzt und verständlicht, dieses aber in gebührenden Zusammenhang mit jenem gebracht, kurz das erreicht, was zu erreichen galt, wird der Leser auch ohne Fürwort, welchem der Erfahrene ohnehin nicht zu viel traut, ermessen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. November 1844.

— Immer scheint in diesen Einsamkeiten
Ein neues Wunder ihm sich zu bereiten.
Tasso.

Gedichte von F. Bodenstedt.

Auf Wanderungen im Kaukasus geschrieben.

Der Gebirgspaß beim Teufelsthale.

Hoch durch die Gebirge des Kaukasus
Führt ein wolkenanragender Steg;
Mit Zittern und Grauen betritt ihn der Fuß,
Bang wendet das Auge sich weg,
— Als ob es die Hölle zu schauen wähnt' —
Von dem grausigen Schlunde, der unter ihm gähnt.

An die Felswand drückt der Wanderer sich,
Und er wagt nicht hinunter zu schau'n —
In den klaffenden Schluchten ist's schauerlich,
Und Schrecken wohnt dort und Grau'n;
Dort unten, da tönt kein anderer Schall
Als Rabengekrächz und des Bergstroms Fall.

In mondheller Nacht, auf sicherem Roß
Ritt ich langsam den Bergpfad hinan;
Sieh, da bäumt sich mein Thier, mit Gepäck und Geschoß
Lag am Weg ein erfrorener Mann.
Und selbst eiskalt überlief es mich da,
Als im Schnee die erstarrte Leiche ich sah.

Es hackten die Raben das kalte Fleisch,
Schon war Auge und Antlitz zerpickt;
Sie schwangen die Flügel mit wildem Gekreisch,
Als sie mich und mein Reitthier erblickt,
Und kreisten zum Haupt mir mit gierigem Späh'n,
Als hoffend, ich werde bald weitergeh'n.

Doch ich stand noch sinnend und schaute still
Auf die Leiche zerhackt und zerzaust —
Da rauscht' es, da scholl es von Tönen schrill,
Hoch kamen zwei Geier gesaust;
Sie peitschten die Lüfte und schwangen sich fort,
Und riefen im Fliegen den Raben das Wort:

„Kommt mit uns, kommt mit uns zum Festesmahl!
Uns ladet zu Gaste der Tod!
Eine Schlacht ist geschlagen im Felsenthal,
Dort raucht es vom Blute roth!
Dort liegen der Mannen und Rosse viel,
Zerstampft und zerschossen im Kampfgewühl!"

Und folgend dem Ruf, mit den Geiern fort
Flog die schwarzgefiederte Schaar.
Wie festgebannt blieb ich am Schreckensort,
Wohl schaurig um's Herz mir war;
Ich machte aus Schnee einen Todtenschrein
Und sargte die kalte Leiche hinein.

Und wieder bestieg ich mein gutes Roß,
Ritt weiter in sicherem Trab,
Da bricht oben der Wind ein Felsstück los
Und donnernd stürzt es herab,
Und rollt mir zu Haupte — beschwingt durch die Noth
Enttrug mich mein Rapp' kaum dem drohenden Tod.

Ich höre, wie's hinter mir poltert und kracht;
Bang schau' ich ihm nach aus der Höh':
Schnell wälzt sich's hinab in des Schlundes Nacht,
Und verlor sich im hüllenden Schnee;
Und wie noch mein Blick in die Tiefe schaut,
Ward unten ein seltsam Gemurmel laut.

All geisterhaft ragt' aus dem Schnee empor
Viel weißnacktes Todtengebein;
Das reihte sich singend zu tanzendem Chor
Und schwang sich in lustigem Reihn;
Wohl gellend und schrillend erscholl der Gesang,
Und kraus ward der Tanz — doch ward mir nicht bang.

Sie sangen: „Uns weckt des Mondes Schein,
Es scheucht uns der Tag und sein Licht;
Wir tanzen beim Mondlicht den nächtlichen Reih'n,
Wir fliehn, wie der Morgen anbricht.
Ruh ist Nachts und im Tod, doch grausig ist
Der Tag und des Lebens folternde Frist!"

Ich stand und horchte dem wilden Gesang,
Es durchdrang mich der schrillende Schall;
Und wundersam zog mich's mit heftigem Drang
Hinab zu den Geistern im Thal . . .
Sprach: Ruh ist im Tode, doch grausig ist,
Der Tag und des Lebens folternde Frist!

Ein einziger Sprung und es ist vorbei!
Es bittet der Tod mich zu Gast,
Was nützt es auch, daß ich am Leben sey,
Mir selbst und den Menschen zur Last?
Ob früher, ob später: muß schleppen mein Leid
Bis zur Schwelle der harrenden Ewigkeit.

Hier drohet des Winters eisige Hand,
Dort ein brechendes Felsenstück;
Gefährlich ist's an des Abgrunds Rand,
Allüberall droht das Geschick!
Was wahr' ich mich selbst noch und fliehe vor dem,
Was das Schicksal will, was dem Herzen genehm! —

Und ich stand dem klaffenden Schlund zugewandt
Und sagte der Welt Lebewohl;
Sieh', da hielt mich's unsichtbar mit mächtiger Hand
Und der Klang einer Stimme erscholl:

„Halt ein, Verwegner!" und vor mir stand
Ein Jüngling in blendendem, weißem Gewand.

Und ein Zittern ergriff mich von Kopf bis zu Fuß:
Wer bist du? Was hältst du mich?
„Ich bin, so sprach er, dein Genius,
Und hüt' und beschütze dich;
Ich weiß deine Liebe, ich weiß dein Leid,
Doch du bist noch nicht reif für die Ewigkeit!

Bis Gott's des Allmächtigen Stimme dich ruft,
Sollst du deine Pfade gehn,
Sonst wird aus der selbst gegrabenen Gruft
Dir ew'ges Verderben ersteh'n.
Wohl Glück bringt und Ruhe die Todesnacht,
Doch dem nur, der treu seine Wege vollbracht.

Schau um dich: es gehet des Stromes Lauf
Zum Meere nach ew'gem Beschluß;
Halt die Wellen vor ihrem Ziele auf,
So tritt über's Ufer der Fluß,
Zerstörend der Felder und Gärten Pracht,
Wo er früher befruchtend nur Segen gebracht.

Sieh die Frucht, deren Saft dich erfrischt und erquickt,
Wenn sie ruhig zur Reife gediehn,
Sie wird dir zum Gifte, wenn du sie gepflückt,
So lang sie noch unreif und grün;
Nur des erfahrenen Arztes Verstand
Kann sie brechen, bereiten mit kundiger Hand."

Also sprach die Gestalt, und verschwand wie sie kam,
Unbemerkbar dem spähenden Blick,
Und es ward eine Helle wundersam,
Scheu wichen die Nebel zurück,
Die die Gegend verhüllt, und im Morgenstrahl
Erschaut' ich von ferne ein blühendes Thal.

Dort sah ich viel hohe Bäume stehn,
Ein Strom hüpft durch schattiges Grün,
Schöne Menschen in bunten Gewändern gehn,
Und Reihen von Häusern sich ziehn;
Und mit leichterem Herzen und leichterem Sinn
Eilt' ich fürbaß zum blühenden Thale hin.

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

Das Gemach mochte einige vierzig Schuh in der Länge und Breite haben, die Decke wurde von zwei

hölzernen Pfeilern getragen und drei vergitterte Löcher, die sich oben an der Wand befanden, stellten die Fenster vor. Rings herum liefen hölzerne Pritschen, auf denen die Bewohner von Nr. 4 zum Schlafen ausgestreckt lagen. Es waren ihrer sechs, von denen aber nur zwei der Schlummer wirklich in die Arme genommen, was sich durch ein unheimliches Schnarchen und Schnauben verrieth. Von den übrigen hatten sich drei um einen vierten gelagert, der oben auf der Pritsche zusammengekauert saß. Lezterer hatte die Beine kreuzweis übereinander geschlagen, wie es die Schneider zu machen pflegen, und schien vor dem Eintritt Philipps gesprochen zu haben, hörte aber jezt auf, und die vier schauten den Unglücklichen an, der entsezt und verwirrt an der Thür stehen blieb und keinen Schritt vorwärts wagte.

Wenn Philipp schon durch sein Bewußtseyn, sich im Kerker zu befinden, moralisch niedergedrückt war, so wirkte der sonderbare Duft, der im Gemach herrschte und in welchem der Zwiebelgeruch die Oberhand hatte, physisch so vernichtend auf ihn, daß ihm der helle Schweiß von der Stirne troff und er sich an der mit Eisen beschlagenen Thür festhielt, um nicht umzufallen. Aengstlich sah er hinter sich, ob er nicht einen Siz gewahr würde, auf dem er sich niederlassen könnte, und wirklich bemerkte er neben der Thür eine kleine hölzerne Bank, auf die er sich, nachdem er sie vorher mit den Händen betastet, langsam und geräuschlos niedersezte. Doch wie ward ihm, als er hiebei mit dem Fuße an etwas stieß, das er alsbald als eine schwere eiserne Kette erkannte, die an einem Balken befestigt war und deren leerer offener Schlußring ihn freundlich einzuladen schien, sich seiner zu bedienen.

Von den Vieren auf der Pritsche, die den Bewegungen Philipps aufmerksam zugeschaut, wandte sich einer an den, der etwas erhöht saß, und sagte ihm leise: „Der scheint mir auch noch nicht oft hier gewesen zu seyn." — „Jott!" antwortete Jener, der durch den Dialekt alsbald seine Landsmannschaft verrieth, „Jott, wie er sich retiré hält! Ich globe, daß er Angst hat, oder es sieht in seinem Kopfe hochmüthig aus. Man kann das nicht immer wissen, Männeken." — „Ach was, hochmüthig!" meinte der Andere, „daß der Angst hat, kann Jeder sehen. Habt ihr nicht bemerkt, wie er zusammenfuhr, als er an die Kette unter der Bank stieß?" — „Wir wollen schon dahinter kommen," sagte der Sitzende. „Ich will ihn anreden und bald erfahren, wie es egentlich mit ihm aussieht."

Bei diesen Worten reckte er sich so hoch wie möglich empor und rief laut: „He, Sie dort hinten an der Thür! Wissen Sie denn gar nicht, was sich schickt, wenn man in eine anständige Gesellschaft hineinkommt, und daß man den Leuten, die schon beisammen sind, einen juten Abend wünscht? Das ist Ton in der ganzen Welt." Philipp, der die Bewegungen der Vier nicht außer Acht gelassen, bemerkte kaum, daß er mit dieser Anrede gemeint sey, als er sich rasch erhob, eine Verbeugung machte und in der Angst die Worte stotterte: er wünsche guten Abend, und es sey ihm nicht in den Sinn gekommen, gegen irgend Jemand unhöflich zu seyn; vielmehr habe er geglaubt, den Schlaf der Herrn zu stören, und sey deßhalb — „Seht Ihr wohl?" sagte einer der Drei. „Was Hochmuth! Angst war es. Mach' ihn kouragirt, Schneider! Wir wollen doch erfahren, wer es eigentlich ist."

Der Schneider veränderte die Lage seiner Beine etwas, nickte mit dem Kopfe und wandte sich, jezt in Ton und Worten viel höflicher, an Philipp, indem er ihn bat, näher zu kommen und an der Unterhaltung Theil zu nehmen, was derselbe denn auch that, indem er seine Kettenbank verließ und sich auf den äußersten Rand der Pritsche niedersezte.

„So," sagte der Schneider in sehr herablassendem Tone, „hier befinden Sie sich weit besser. Wie ich nach Ihrem Aussehen schließe, ohne Ihnen Complimente machen zu wollen, scheinen Sie mir zur juten Gesellschaft zu gehören und nicht auf die Bank dorten zu passen, allwo ein sehr verdächtiger Plaz ist." — „Ja, das mein' ich auch," nahm ein Anderer das Wort, „hab's vorhin gleich gesagt, daß Sie noch nicht oft hier waren, und gewiß auch nicht mit der Polizei in schwere Geschichten verwickelt sind." — „Hat vielleicht gefochten, wie ich," meinte ein dritter — „Hat man Sie auf dem Fechten attrapirt, junger Mensch?" lachte der Schneider. „Ja, sehen Sie, es gibt im Menschenleben Augenblicke, sagte der unsterbliche Schiller, ehe sie ihm zu Stuttgart eine Bildsäule gesezt." — „Also gefochten? Das kostet höchstens drei Tage, dann werden Sie auf den Schub gesezt und kommen unentgeldlich nach Hause." — „Aber, meine Herrn," entgegnete Philipp kleinlaut, „ich verstehe Sie in der That nicht. Ich bin sehr friedfertiger Natur, habe nie in meinem Leben gefochten, mag überhaupt die spitzen und scharfen Waffen nicht leiden."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Barthélemy. — Haydns Schöpfung im großen Opernhause.

In der politisch-literarischen Welt hat sich eine kleine Begebenheit zugetragen, welche zu einer andern Zeit vielleicht einiges Aufsehen erregt hätte, jezt aber kaum bemerkt worden ist. Der Dichter **Barthélemy**, welcher sich während der Restauration durch seine Satiren wider den Minister

Villèle bekannt gemacht hatte, und zwar in Verbindung mit einem andern, aus Südfrankreich gebürtigen Dichter Namens Méry, war auch nach der Julirevolution eine Zeit lang in der Opposition geblieben; einige Jahre später aber war er mit seinen Waffen, das heißt mit seiner Feder, in's ministerielle Lager übergegangen. Die böse Welt behauptete, diese Metamorphose sey dadurch bewirkt worden, daß die Minister vermittelst der fonds secrets seine Schulden getilgt hätten; ja man behauptete, dieser Uebergang von einem Lager in's andere habe die Staatskasse 50.000 Fr. gekostet, was offenbar sehr übertrieben war. So viel ist gewiß, daß Barthélemy von jener Zeit an zu Gunsten der damaligen Ministerpolitik dichtete. Dieß scheint eine schlimme Aufgabe für den Dichter gewesen zu seyn; denn es wollte mit seinen Dichtungen nicht mehr gehen, man las dieselben wenig. Sein vormaliger Mitarbeiter, Méry, war so schlau gewesen, Barthélemy allein überlaufen zu lassen, sich ganz von der Politik und sogar aus Paris zurückzuziehen, und zu Marseille, seiner Vaterstadt, Bibliothekar zu werden. Barthélemy scheint seine neue Stellung bald etwas albern vorgekommen zu seyn, und er hat sich, vielleicht nach langer Ueberlegung, zu einem zweiten Uebertritt entschlossen, den er denn vor einigen Tagen durch ein satirisches Gedicht im Oppositionsblatte le Siècle der ganzen Welt verkündet hat. Dieses Produkt zeigt zwar noch Spuren seiner alten poetischen Galle, aber nur Ein Vers ist kräftig und witzig, der, welcher vom vorgeblichen guten Einverständniß zwischen Frankreich und England sagt:

Le noeud qui nous unit, est une jarretière.

Dergleichen Ueberläufer wissen nicht, wie sehr sie ihrem Rufe schaden; was soll die Nation von Schriftstellern halten, welche heute für falsch erklären, was sie gestern behauptet haben, und morgen wieder ihre lezte Erklärung widerrufen? Der berühmte Lamartine hat zu Anfang der dießjährigen Session der Deputirtenkammer auch seinen zweiten Uebertritt feierlich verkündet und versprochen, künftig wieder mit der Opposition zu stimmen. Man hat aber diese Erklärung nicht sehr ernstlich genommen; auch ist er derselben bereits nicht ganz treu geblieben. Bei Lamartine hat das Uebergehen nicht viel zu bedeuten, und ich glaube nicht, daß irgend eine politische Partei viel auf ihn rechnet, obgleich er nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein ausgezeichneter politischer Redner ist. Lamartine hat seinen eigenen Gang, es ist nicht seine Sache, mit Andern in Reih und Glied zum Kampfe auszurücken; lieber läßt er sich in einen Zweikampf mit Schild und Lanze ein. Ueberhaupt aber sind die Dichter selten gute Politiker, und so viel sich auch Chateaubriand auf seine politische Wirksamkeit einbilden mag, so ist sie doch gerade seine schwächste Seite, und seine politischen Schriften werden nur wenig gelesen.

Der jezige Monat hat mit einem musikalischen Feste begonnen, welches in den Augen der Pariser gleichsam eine Probe des Werthes eines Haydnschen Oratoriums war. Der Verein der Tonkünstler wollte zum Besten der Hülfskasse, welche von diesem Vereine vor einigen Jahren gestiftet worden ist, die Schöpfung aufführen; zu diesem Zwecke hatten sich 500 Tonkünstler und Musikliebhaber vereinigt, und da es an einem großen Conzertsaale hier fehlt, den Opernsaal zu dieser Festlichkeit einrichten lassen. Die Oratorien haben in Paris selten viel Beifall gefunden, und seit der ersten Aufführung der Schöpfung zu Anfang dieses Jahrhunderts hat Paris keine große Lust bezeugt, diese großartige Composition wieder zu hören. Berlioz behauptet im Journal des Débats, Oratorien gehören nur in die Kirche oder in Conzertsäle, und ein Theater müsse diesen ernsten Werken nothwendig schaden. Ueberhaupt aber liebt der Pariser keine allzulangen ernsten musikalischen Werke, zumal wenn dieselben Empfindungen der Andacht, der Bewunderung, der Dankbarkeit allzu sehr wiederholt werden, wie dieß in Haydns Oratorium, so wie in manchen andern der Fall ist. Der Opernsaal war nichts destoweniger gedrängt voll, obgleich die Preise ziemlich hoch standen, jedoch nicht so hoch wie bei manchen Balletten und Opern. Man konnte dießmal doch eine Loge von vier Plätzen für 40 Fr. bekommen, wogegen bei einer außerordentlichen Vorstellung eine solche Opernloge zuweilen auf 80 und 100 Fr. gesteigert wird. Das Orchester war vortrefflich, aber der Gesang ließ viel zu wünschen übrig. Da die Pariser Welt, wenn sie in's Schauspiel oder in's Conzert geht, einen vollen Abend dort zubringen will, so dauerte das Oratorium nicht lang genug; wahrscheinlich hatte man auch, um Langeweile zu vermeiden, einige Gesangstücke weggeschnitten, und dafür der hier so beliebten Mannigfaltigkeit halber die Ouverture aus Webers Oberon und Händels Judas Maccabäus hinzugefügt. Sonderbar, daß vom Haydnschen Oratorium keine Nummer zum zweitenmal verlangt wurde, die beiden lezten Stücke dagegen zum zweitenmal vorgetragen werden mußten, so daß Weber und Händel eigentlich den Sieg davon trugen, obschon Haydn die Hauptfigur gewesen war. Es war schon über Mitternacht, als das Conzert zu Ende ging. Schwerlich wird man die Schöpfung sobald wieder dem hiesigen Publikum vorführen; aber die glänzende Versammlung, die sich zu dieser Festlichkeit zusammengefunden, gewährte einen herrlichen Anblick. Derselbe hatte für manche Personen mehr Reiz, als Haydns Oratorium. Dieses interessante Conzert hat nun zwar 12,000 Fr. eingebracht, aber Berlioz berechnet, daß der Hülfskasse der Tonkünstler nur $^{1}/_{23}$tel, also 500 Fr. zu gute kommen. An Kosten waren nämlich 10,000 Fr. darauf gegangen und die Armensteuer beträgt 1500 Fr. Berlioz ereifert sich wider die Verordnung, nach welcher von allen Einnahmen der Art gewisse Prozente zum Besten der Armen abgezogen werden. Aber wie man sieht, haben die Kosten das Meiste verschlungen, obgleich Tonkünstler und Sänger unentgeldlich mitwirkten. Dieß ist leider bei den meisten glänzenden Vorstellungen und Belustigungen der Fall, welche hier zu wohlthätigen Zwecken gegeben werden. Man liest hernach in den Zeitungen, sie haben 6, 10 bis 15.000 Fr. eingebracht; man erfährt aber selten, wie viel für Unkosten darauf gegangen ist und wie wenig für die Armen übrig bleibt. Um den vorgesezten Zweck zu erreichen, muß man vor Allem die Reichen herbeiziehen. Diese sind aber an großen Luxus gewöhnt und wollen denselben überall wieder finden. Das Festlokal muß also kostbar geschmückt und beleuchtet seyn, das Fest muß oft und überall angekündigt werden, ein zahlreiches Dienstpersonal ist nöthig, um Ordnung zu erhalten und den Reichen alle mögliche Bequemlichkeit zu verschaffen. Durch dieses und so vieles Andere wird denn ein großer Theil der beträchtlichen Einnahme aufgezehrt. Es kommt zwar Manchen zu gute, nur nicht denen welchen die Einnahme eigentlich zugedacht war. — Während Haydn in der Oper aufgeführt wurde, brachte das Odeon gleichsam zum Spasse die Aristophanischen Wolken auf die Bühne. Das Publikum ging aus Neugierde hin und wunderte sich nicht wenig über die griechische Komödie. Das Odeon wird aber wohl thun, die Wolken bald wieder bei Seite zu legen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. November 1844.

Simiarum genera hominis figuræ proxima caudis inter se distinguuntur.
Plinius.

Naturhistorisch-antiquarische Streifereien.

I.

Eine frühere skeptische Kritik hat manche Pflanzen und Thiere, welche die Alten, worunter wir vornehmlich die Hebräer, Griechen und Römer verstehen, erwähnt und beschrieben haben, und die man längere Zeit mit den gegenwärtig bekannten für identisch hielt, nicht mehr für solche erkennen wollen; sie hat entweder verschiedene Arten oder ganz verschiedene Geschlechter in den von ihnen erwähnten oder beschriebenen gefunden, ja eines und das andere Geschöpf für einen Fremdling oder Einwanderer aus der neuen Welt angesehen, das also den Alten unmöglich hätte bekannt seyn können.

Man erlaube mir, einen Streifzug auf dem Gebiete der Naturgeschichte vorzunehmen und mehrere dieser Geschöpfe aus dem Thierreich, in Bezug auf die Nachrichten bei den Alten, kurz zu besprechen, überhaupt manche Erläuterungen und Bemerkungen beizubringen, wie sie sich aus einer solchen Besprechung ergeben, wobei denn allgemein Wohlbekanntes mit weniger, wohl auch gar nicht Bekanntem, Ausgemachtes mit Ungewissem und Zweifelhaftem in bunter Reihe vorkommen wird.

Wir beginnen mit der Menschencarrikatur, dem Affen. — Man hat früher behauptet, die geschwänzten Affen, oder sogenannten Meerkatzen seyen bloß in Amerika zu Hause, mithin hätten sie die Alten nicht gekannt. Allein dieß widerspricht dem ausdrücklichen Zeugniß derselben. Besonders mit dem Namen kebos oder kephos wurden sie von ihnen bezeichnet; auch ausdrücklich Kerkopitheken, d. h. Schweifaffen genannt, wohin auch wohl die von Ovid in seinen „Verwandlungen" beschriebenen Kerkopen gehören. — Die neueste genauere Naturgeschichte unterscheidet amerikanische Affen oder Sapajus, welchen sie den erwähnten Namen cebi beilegt, und Affen der alten Welt, simiæ vorzugsweise, zu denen aber auch mehrere Meerkatzen oder geschwänzte Affen, insbesondere der im Innern von Afrika einheimische Makakko gehören.

Auch bei den Alten, wie bei uns, war am bekanntesten der bloß in Nordafrika einheimische sogenannte türkische Affe, der simia sylvanus des Linné. Die Griechen nannten ihn vorzugsweise pithekos. Galen hat uns eine Anatomie von ihm geliefert, wiewohl Camper meint, sie sey vom Orang-Utang. — Der graue Pavian soll, nach der Annahme Mancher, im alten Testament unter dem Namen koph, welcher übrigens auffallend an das griechische kephos erinnert, vorkommen; er sey der Hundskopf der Egypter, der Griechen und des Plinius. Aristoteles in seiner „Thiergeschichte," die noch immer, als der erste Versuch dieser Art, unsere vorzügliche Aufmerksamkeit

verdient, unterscheidet pitheki, kebi und kynokephali (d. i. Hundsköpfe).

Manche meinen, die alten Griechen haben unsere Hauskatze nicht gekannt, sie wenigstens nicht zum Mäusefangen benuzt; statt ihrer haben sie sich, wie's noch gegenwärtig in Egypten geschehe, des Wiesels bedient, das immer unter dem griechischen gale zu verstehen sey. Allein mehrere Stellen ihrer Schriftsteller bezeugen, daß sie nicht bloß unter æluros, sondern auch unter gale die Katze verstanden. In einer Stelle beim Theokrit ist von ihrer Liebe zum weichen Ruhen, in einer andern beim Aristophanes (im „Frieden") von ihrer Naschhaftigkeit die Rede. — Uebrigens kommt das lateinische catus oder cattus, wovon unser Katze, so wie das neugriechische gata, das italienische gatto, das französische chat u. s. w. herstammen, erst beim Paladius und andern Späteren vor. — Eine neuere Behauptung, die besonders Brehm aufstellte, nach welcher die zahme Katze nicht von der wilden abstamme, wollen wir nicht bestreiten, auch nicht in Abrede stellen, daß unsere Hauskatze aus Egypten eingeführt worden sey, wo sie bekanntlich in so großen Ehren gehalten wurde, wie unter andern ihre Abbildungen auf alten Monumenten und ihre Mumien darthun. — Den Löwen erwähnen wir hier deßwegen, weil namhafte griechische Schriftsteller berichtet haben, daß Löwen einst auch in Griechenland, oder an der Grenze desselben gefunden worden sind. So erzählt Herodot, wo vom Zuge des persischen Königs Xerxes durch Päonien und Chrestonika zum Flusse Echeidoros die Rede ist, daß in dieser Gegend die Kameele, welche auf dem Zuge den Proviant trugen, und zwar bloß die Kameele, zur Nachtzeit häufig von Löwen angefallen worden seyen. Weiterhin bemerkt er, es befinden sich außer wilden Ochsen viele Löwen in diesen Gegenden. Begrenzt sey der Ort ihres Aufenthaltes durch den Fluß Nestos, der durch Abdera, und durch den Acheolus, der durch Akarnanien fließe; weder im Osten vom Nestos treffe man irgendwo in ganz Vordereuropa, noch westlich vom Achelous auf dem übrigen Festlande Löwen an. Fast dasselbe berichtet Aristoteles; der spätere Pausanias bemerkt, daß auch das waldige Gebirg des Olympos Löwen beherbergt habe. — Man hat diese Angaben früher bezweifelt, aus dem Grunde, weil keine Löwen mehr in Griechenland gefunden werden; allein mit eben dem Recht müßte man leugnen, daß es Löwen in Palästina und Syrien gegeben habe, weil sie gegenwärtig nicht mehr dort zu finden, oder Wölfe in Großbritannien, weil sie jezt dort gänzlich ausgerottet sind.

Den Tiger scheint Aristoteles nicht recht gekannt zu haben; was er über ihn vorbringt, ist ziemlich seltsam und unrichtig. Auch verwechselten zuweilen die Alten den Panther und den Leopard mit ihm. Die ersten Tiger sahen die Römer bei der Einweihung des Marcellischen Theaters, unter Kaiser August; sie waren diesem, wie Plinius berichtet, aus Ostindien nebst andern Geschenken zugeschickt worden. — Der Name Leopardus wurde erst im dritten Jahrhundert von Vopiscus, Lampridius, Julius Capitolinus u. a. gebraucht. Man träumte damals, das Thier sey ein Bastard von einem Pardel und einer Löwin. — Weit frühere Notizen hat man von diesem Pardel und dem Pantherthier. Pardos kommt in Aelian's Thiergeschichte vor. Aristoteles braucht pardalis und panther ohne Unterschied, während die Lateiner häufig beide durch panthera wiedergeben. Plinius gibt pardus als das männliche Thier zu panthera an. Manche Neuere wollen im griechischen Panther die felis uncia, die Once des Büffon oder das „kleine Pantherthier" finden, das bekanntlich im Orient zur Gazellenjagd gebraucht wird. — Nach Cuviers Vorgang nennt man neuerlich die erwähnten Thiere Parder, wenn sie größere Flecken in wenigen Querreihen haben, Leoparden dagegen, wenn sie kleinere Flecken, aber in mehr Querreihen zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

Ob dieser Aeußerung lachte der Schneider übermäßig, und nachdem er sich vergeblich bei Philipp erkundigt, welches Zeichens er sey, da der Ladendiener auch diesen Ausdruck nicht kannte, sezte er ihm auseinander, daß Fechten in der Handwerkssprache so viel bedeute, als an irgend einer geöffneten Hausthür oder auf der Landstraße an einem vorbeirollenden Wagen um eine kleine Anleihe zu bitten. — Durch diese freundschaftlichen Lehren aufgemuntert, ließ der unschuldige Arrestant sich nicht lange nöthigen und erzählte, durch welche Tücke des Schicksals er hieher gebracht worden sey, eine Geschichte, welche die vier nicht wenig ergözte; namentlich schienen sie, jedoch zum großen Mißvergnügen Philipps, am Doktor Burbus viel Geschmack zu finden, und einer der Bursche meinte, das sey ein Kapitalkerl. Der Schneider aber ließ nach einer Weile wehmüthig sein Haupt sinken und sagte in traurigem Tone: „Ach Jott, mit solchen Verwechslungen — das kann sehr unangenehme Ausläufe nach sich ziehen, ja, ich versichere euch, sehr unangenehme Ausläufe." — „Hast du hierin ebenfalls unangenehme Erfahrungen gemacht, Schneider?" fragte einer lachend, worauf der Schneider sein Haupt noch tiefer auf die

Brust senkte und zur Antwort gab: „O Jott, Bruder Danziger, dieses war der schrecklichste Augenblick meines Lebens!" — „Das soll er uns erzählen," riefen die Andern, und der Bruder Danziger sezte hinzu: „Ja, Bruder Schneider, erzähle, es wird dein armes Herz erleichtern."

Der Kleiderkünstler richtete sich auf bei dieser Anrede, geschmeichelt durch das allgemeine Verlangen, seine Geschichte zu hören, und zog seine Beine fester an sich, wie er es jedesmal machte, wenn er ein Hauptstück Arbeit begann, fädelte sein Gedächtniß in die spitze Zunge und begann, nachdem er vorher drei tiefe Seufzer gethan: „Wenn es auch in meiner zarten Jugend gerade nicht mein Wille war, das Schneiderhandwerk zu erlernen, so mußte ich doch hierin meinem Papa seliger folgen, der seines Zeichens ein Küster war und beständig behauptete, bei meinem schwächlichen Körperbau sey das Schneiderhandwerk das einzige, wozu mich Gott mit den natürlichen Anlagen versehen. Das muß wahr seyn, ich war beständig sehr friedfertiger und stiller Natur. Wenn sich die andern Knaben herumbalgten, saß ich entfernt und schaute zu. Wißt ihr, es war damals schon so etwas Sinniges, Sentimentales in mir." — „Verstehe, verstehe," sagte der Bruder Danziger, der Schlosser, und brachte sein breites, rothes Haupt in eine bequeme Lage, indem er ein paar kräftige Fäuste darunter stützte.

„Von allen Spielen," fuhr der Schneider fort, „wobei es galt, Gefahren zu bestehen, oder körperliche Kraft zu entfalten, hielt ich mich, wie gesagt, fern, und mußte deßhalb viel von meinen Kameraden erleiden. Wie oft schlichen sie in die Kirche, wenn mein Herr Papa seliger zur Vesper die Glocken anzog, und faßten alsdann, wenn er fort war, die Seile, um sich durch die noch hin und her schwingenden Glocken hoch gegen die Decke schleudern zu lassen; ein schreckliches Vergnügen, das mir jedesmal Haarsträuben machte. Da ich auf diese Art so gar nicht mit meinen Kameraden harmonirte, wurde es mir nicht schwer, die Heimath zu verlassen, um in der benachbarten Stadt die Schneiderei zu erlernen. Auch war mein schwärmerischer und sinniger Charakter Schuld, daß ich mir die zarteste Branche des Geschäfts erkor. Ich bildete mich zum Damenkleidermacher aus. Ich weiß nicht, für mich lag in dem Worte Damenkleidermacher so etwas Zartes, Gefühlvolles, und wenn ich in meinen Freistunden schöne, lehrreiche Bücher las, worin die Geliebte zu ihrem Geliebten sagt: „O Ritter vom halben Mond, wie liebe ich dich!" da dachte ich — es war vielleicht Schwachheit — wie viel schöner es klingen würde, wenn sie spräche: „Ach, Damenkleidermacher, wie liebe ich dich!"

„Aha," lachte der Schlosser, „bei den Gedanken wird's lange Stiche in den Kleidern und lange Striche auf deinen Rücken gegeben haben." — „O du irrst, Danziger. Ich kann es mir zum Ruhme nachsagen, daß ich einer der fleißigsten und geschicktesten Arbeiter war. Dafür schenkte mir auch der Meister sein Zutrauen, und es dauerte nicht lange, so wurde mir das Maaß anvertraut und ich durfte hie und da zu den Kunden gehen, um sie zu bedienen. Ach, das waren süße Stunden für mich, Stunden, von denen du, Bruder Schlosser, bei deinem schwarzen, sauren Geschäft und ihr Andern bei eurer Hobelbank keine Ahnung habt. Seht ihr, das Maaß anlegen zu dürfen um die Taille irgend eines hübschen Mädchens, darauf den Querschnitt von der rechten Hüfte über die linke Brust bis auf die Achsel hinauf messen zu dürfen — ach! und die Fragen, die mir erlaubt waren!" — „Hm, hm!" schmunzelte der Schlosser und die beiden Schreiner leckten sich augenscheinlich an den Lippen; selbst über Philipps Gesicht fuhr eine gelinde Röthe.

„Der Schneider und der Doktor," fuhr der Erzähler fort, „der Doktor und der Schneider, vor diesen beiden Geschäften geniren sich die Weiber am allerwenigsten. Ich sage euch, Leute, ich muß meine Erinnerungen gewaltsam unterdrücken; dieses Arrestlokal und jene süßen Andenken — schauderhaft! — So war ich bei meinem Meister in der Stadt von meinem sechzehnten bis zu meinem zwanzigsten Jahre, und was mich bei den Gefahren, die meine Moral rings umgaben, allein erhielt, das war, ach Jott! eine ehrerbietige reine Liebe, die ich zur Tochter meines Meisters — sie hieß Rosine — in meinem Herzen nährte. — Rosine — Damenkleidermacherin — das waren Worte, die mir, mit süßen Bildern umgeben, im Traum und Wachen vorschwebten. Ihr hättet sie aber auch sehen sollen, Leute. Zum Maß ihrer Taille höchstens Nr. 23 oder 24, dagegen der Querschnitt, o Jott! zwischen 50 und 60! Dabei hatte sie schwarze feurige Augen, schönes Haar, rothe Backen und schneeweiße Zähne." — Bei dieser Beschreibung machte Bruder Danziger, der Schlosser, eine kleine Bewegung und legte sich auf die Seite.

„Wie ihr es mir jezt noch ansehr," fuhr der Schneider fort, „kann man von mir nicht sagen, daß ich sehr robüst und von starkem Körperbau sey. Damals, das sind nun schon vier Jahre, war ich noch etwas schmächtiger, wonach ihr euch leicht vorstellen könnt, daß ich wie ein Kind neben der Jungfer Rosine stand. Doch schreckte mich das nicht ab, vielmehr dachte ich an den unsterblichen Schiller, wenn er sagt, daß nur das Ungleiche einen guten Klang gibt und daß sich das Harte stets mit dem Weichen verbinden müsse."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

Prutz's Moritz von Sachsen.

Die bedeutendste Neuigkeit auf unserer Bühne war in der jüngsten Zeit das historische Trauerspiel von **Prutz**: „Moritz von Sachsen," welches hier etwas, aber doch nicht in dem Maße, als man auswärts glauben machen will, verstümmelt auf die Bühne gebracht worden ist; auch hat der Dichter die nöthigen Aenderungen und Accomodationen nicht bloß genehmigt, sondern, so viel ich weiß, selbst vorgenommen. Dieß Trauerspiel ist ein Experiment, ein Versuch, aber doch immerhin ein nobler Versuch, welcher manche lobenswürdige Seiten bietet. Namentlich gehört hierher die fließende, stellenweise selbst von Inspiration zeugende, im Allgemeinen freilich mehr lyrisch deklamatorische, als wirklich dramatische Jambensprache. Die Exposition im ersten Akte ist vortrefflich; aber gleich vom zweiten Akte an sinkt das Stück, und jeder folgende bleibt von da an gradweise hinter den Erwartungen zurück, welche jeder vorangehende anregte, so daß es den reichlich angewandten modernen Schlagwörtern und Freiheitsausbrüchen nicht gelingt, im weitern Verlaufe des Stücks die mehr und mehr erschlafften Nerven der Zuschauer zu erhöhterer Thätigkeit aufzustacheln. Es ist dieß überhaupt ein Fehler der neuern Dramendichter; selbst in des scharfsinnigen Gutzkow Stücken steigert sich das Interesse bis höchstens zum dritten Akte, um von da an zu sinken. Eine ganz andere Praxis befolgten die ältern Theaterdichter, z. B. Iffland, welcher absichtlich dem ersten Akt stets eine sehr leblose und wenig versprechende Haltung gab, um dann mit kunstmäßiger Berechnung von Akt zu Akt das Interesse zu steigern. Ich spreche hier nur von der Bühnenpraxis, da es mir nicht in den Sinn kommt, in den wesentlicheren Dingen Iffland irgendwie zur Nachahmung zu empfehlen. — Die Intrigue des Stücks ist im Ganzen äußerst schwach; dieß möchte dem Dichter jedoch hingehen, wenn er uns für diesen Mangel nur durch wirkliches geschichtliches Mark entschädigte, wie Shakespeare in seinen historischen Stücken, in denen auch die eigentlich dramatische Intrigue häufig der Uebermacht des geschichtlichen Stoffes erliegt. Vielleicht werde ich gegen den neuern Dichter ungerecht, indem ich einen zu hohen Maßstab anlege und mich auf Shakespeare beziehe; indeß geschieht dieß mit Absicht, da es unter den jüngern dramatischen Dichtern, welchen freilich die Erinnerung an einen so kolossalen Geist unbequem seyn mag, fast verabredet und Brauch zu seyn scheint, ihn respektvollst bei Seite zu schieben. Hierin stimmt man mit der großen Mehrheit der Schauspieler und des Publikums überein. Stets aber war die dramatische Poesie der Deutschen in der Steigerung begriffen, wenn sie nacheifernd auf dieses erhabene Muster blickte, stets im Abnehmen oder gar in Verirrung und Verweichlichung befangen, wenn sie sich auf geringere Modelle verließ oder Shakespeare an Originalität gar überbieten wollte. Wenigstens wird der Hinblick auf Shakespeares mächtiges Vorbild vor gewissen Schwächen bewahren können, welche die dramatische Poesie der Deutschen häufig verunstaltet haben, und unter den auf der einen Seite jambische Schönrednerei und weichliche Sentimentalität, auf der andern Seite die Fratzen der Schicksalsdramatik und die Monstrositäten der Ahnfrau obenan stehen. Prutz hat sich dagegen mehr an Schillers enthusiastische Rhetorik gehalten, mit Ausnahme des Narren, welcher wiederum als eine zu absichtliche und ängstliche Copie des Narren im Lear erscheint, und durch den grellen Abstich gegen das übrige, unverhältnißmäßig sanftere Colorit des Stücks durchaus fremdartig und abstoßend erscheint. Doch zeichnet sich dieser Narr vor dem Shakespeareschen Narren durch die sehr zweifelhafte Tugend aus, daß in ihm nicht, wie in diesem, eine allgemein menschliche Idee, sondern nur ein einseitig politischer Gedanke durchgeführt ist. Wie aber der Narr in Shakespearescher Weise, so halten auch alle übrigen Personen des Stücks in Schillerscher Weise politische Predigten im modernsten Geschmack, so daß die Dichtung durchweg als ein Tendenztrauerspiel zu bezeichnen ist. Selbst die blinde Elisabeth von Rochlitz kann von ihrer Blindheit nicht sprechen, ohne darauf hinzudeuten, wie schrecklich es seyn müßte, wenn die Menschheit in religiöser und politischer Hinsicht mit Blindheit geschlagen wäre; lieber Flammen, sagt sie, als Nacht. Diese Wendung läßt man sich noch gefallen; sie erscheint natürlich und ungezwungen, sie macht Eindruck. Wie aber, wenn Kaiser Karl V., der sich in der Wirklichkeit in ein Kloster und in die Ascetik vergrub, bei Prutz die Regenten der Zukunft beschwört, ihren Völkern die Freiheit zu geben? wenn der Kurfürst Moritz aller Orten als der schwächliche, hin und her gerissene, raisonnirfertige Held des allgemeinsten modernen Liberalismus erscheint? Wie sind wir plötzlich aus dem geschichtlichen Centrum in die Peripherie des modernen journalistischen Raisonnements versezt! Man berufe sich nicht auf Schillers Marquis Posa und Philipp den Zweiten; durch Berufung läßt sich zulezt Alles entschuldigen; und wie eisern erscheint Philipp, wie consequent Posa bei Schiller, wie schwächlich und wortreich Karl, wie haltungs- und fassungslos Kurfürst Moritz bei Prutz! Beide sind nur Schattenbilder gegen die festen plastischen Charakterzeichnungen Schillers. Viel kräftiger hätte Prutz für den Liberalismus gewirkt, wenn er diese und die übrigen Charaktere mit unverbrüchlicher und unbeugsamer historischer Strenge aufgefaßt hätte, wie auch der treffliche erste Akt hoffen ließ. Aber der Verfasser besaß den Muth nicht, der Historie, wie Shakespeare gethan, keck und dreist in das Gesicht zu sehen, gleich als fürchte er, sie werde ihm schreckend wie ein Medusenhaupt entgegentreten und seine Phantasie in Stein verwandeln. Da hilft es uns freilich nichts, wenn Kunz von Rosenberg bei Prutz dem Kaiser in ziemlich ungeschlachten Worten rund heraus erklärt: „die Welt habe sich am Kinderbrei der Häuslichkeit übergessen und hungere nach den Fleischtöpfen der Historie." Der philosophischen Schule getreu, der er angehört, thut der Dichter vielmehr Alles, den historischen Stoff in die Gase des vagsten Freiheitsbegriffes und der bloß lyrischen Exaltation aufzulösen. Aber die tendenziöse Abzehrung möchte doch wohl eine der gefährlichsten Krankheiten seyn, von welcher die Poesie, namentlich die dramatische, ergriffen werden kann, da historische Personen, denen Zeitdeklamationen in den Mund gelegt werden, unsern Glauben an ihre Wahrheit und Wesenheit unbedingt verlieren müssen. Des Dichters selbst wegen, der so manche hoffnungerweckende Spuren des Talents in seinem Drama wahrnehmen läßt, ist es zu wünschen, daß er sich von dem wohlfeilen Beifall, den die Menge volltönenden liberalen Deklamationen zu spenden liebt, nicht verführen lasse, auf diesem einseitigen, der Poesie und Geschichte zugleich Gefahr drohenden Wege fortzuschreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. November 1844.

Was deutsche Kraft in dieser Zeit erreichte,
Gehört dir an und neigt sich deinem Bilde.
Platen
an Schelling.

An Schelling.

Wo der gewöhnliche Blick Jeztlebender Dornen gewahrt nur,
Schaust du Rosen im Schmuck farbigen Glanzes erblüht.
Schaffend eröffnest du selbst, wie ein Fernhintreffer Apollon,
Zukunftfreudigen Tags sonnig erwachendes Roth.
Frieden erklärst du der Welt, nicht Brand, nicht arge Zerstörung,
Keines vertilgenden Kriegs nächtliges Donnergewölk.
Heiter und froh ausstreust du die Saat, wie der ruhige Landmann,
Welcher mit frommem Vertraun hebet die Hände zu Gott.
Unkraut wächst in den Furchen und zeigt oft gleißende Schminke,
Scheinvoll drängt es sogar zwischen den Aehren empor.
Also verfolgt das Geschwätz dein Wort und umwuchert es eilig,
Wähnend, es dämme das Gold reifender Halme zurück.
Sollst du das Feld ausreuden? Wie fruchtlos wäre die Mühsal!
Mächtiger Wahrheit Korn füllet die Scheuer zulezt.
Sprudelt im Erdreich doch unerschöpfliche nährende Fülle,
Regen und blitzenden Thau sendet der Aether herab
Ueber das weite Gefild. Sanft lächelt der Weise dem Unkraut:
Wachse, so spricht er; zum Mahl dienst du dem knechtischen Thier.
Also bestreust du getrost, voll Ruhe, den mächtigen Acker:
Lieblicher Blumen Gebiet breitest du Jeglichem aus;
Welcher in dein Reich kommt, harmlos, jungfräulich ist Sehnsucht.
Während ein Zweifler des Seyns gordischen Knoten zerhaut,
Lösest das ewige Räthsel du mild durch himmlischen Glauben:
Was der Verstand nicht greift, lehrt die gesunde Vernunft.
Wäre der Glauben umsonst, der doch von dem Himmel herabsieht?
Der in den Himmel hinauf lenket den menschlichen Blick?
Als ich ein Jüngling war, als meine Gedanken erwachten,
Staunt' ich des Himmels Gezelt an, das unendliche Haus;
Staunt' ich des Lichts Herberge, die Sonne, den Mond und die Sterne,
Welche die Heiden getrost göttlich bewunderten, an:
Nicht mehr stand ich in Zweifel, die Welt sey Gottes, und schaute
Höheren Fingers Gewalt über der Menschen Geschick.
Klein mir deuchte der Raum, den sterbliche Wesen bewohnen,
Kleiner die Zeit mir noch, welche zu wohnen vergönnt.
Drum zu dem Himmel empor stets flattert die Taube des Glaubens,
Welche das Oelblatt trägt wieder dem Menschen herab.
Muthig hinaus darf steuern der Kahn in den Wogen der Sündfluth,

Endlich erreichen wir doch Alle das rettende Land.
Gleichwie Colomb vormals nicht ließ von dem stärkenden Glauben,
Bis er die Schwachen beschämt, kreuze die Wellen der Mensch!
Während dich Zweifel umtanzt, einäugig in nichtiger Blindheit,
Wachsen um dich als Schild edle Gesänge heran.
Was du mit Klarheit siehst und verkündigest, ahnet der Dichter
Dunkel, indeß dein Werk rühmt er, ein lichter Prophet.
Quell der Begeistrung ist's! Nicht acht' ich der eigenen Sorgen,
Die das Gemüth oftmals suchen bewältigend heim.

Johannes Minckwitz.

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

„Ob Jungfer Rosine," fuhr der Schneider fort, „von meiner Liebe damals eine Ahnung hatte oder nicht, wer weiß es? Daß sie mich nicht zärtlich wieder liebte, das konnte ich allenfalls wohl sehen, doch glaubte ich deßwegen nichts von den Sticheleien meiner Kameraden, wenn sie einander ziemlich laut in's Ohr raunten, daß Jungfer Rosine eine ernstliche Liebschaft mit einem gewissen Uhlanenwachtmeister habe, den auch ich sehr wohl kannte. Daß sie zufälligerweise gewöhnlich am Fenster war, wenn die Schwadron vorbei ritt, und daß sie dem Wachtmeister zulächelte, wenn er eine kleine Bewegung mit dem Säbel gegen sie machte, hatte schon seine Richtigkeit. Aber, mein Jott! was konnte ich daraus Arges abnehmen? Er kannte den Meister von früher her, kam auch hie und da in's Haus, kurz, ich sah nichts Böses dahinter. Da eines Tags schickte mich der Meister zu Jungfer Rosine hinauf, um ihr einen neuen Ueberrock anzumessen, den ich die Ehre haben sollte, zuzuschneiden. Ich maß, o Jott! ich maß, und wenn ich auch zehnmal zuschaute, ob ich nicht ein falsches Maß erwischt habe, und wenn ich das Leder auch noch so stark anzog, es blieb nicht mehr bei den vier-und-zwanzigen."

„Oho!" lachte Bruder Danziger, „das hab' ich mir gedacht!" — „Ich dachte aber nichts dabei," sagte der Schneider schwermüthig; „ich maß in meiner Unschuld ruhig fort, und nicht einmal das Lachen meiner Collegen unten, als ich die Zahlen in das Maßbuch eintrug, vermochte argwöhnische Gedanken in mir zu erregen. Jungfer Rosine war zur damaligen Zeit freundlicher gegen mich als gewöhnlich, und ich nährte die Hoffnung, endlich ihr jungfräuliches Herz erweichen zu können. Mit keinem sprach sie so freundlich, und stets war eines ihrer theuern Kleidungsstücke bei mir in der Werkstätte, um es auszubessern. Daß ich für diese kleinen Aufmerksamkeiten nicht unempfindlich war, könnt ihr euch denken. Bruder Danziger, hast du eine Idee davon, was Schmachten heißt?"

„Ja wohl, ja wohl," rief der Schlosser, „wenn ich auf der Reise kein Geld mehr hatte und das Fechten nicht gelingen wollte, da hab' ich geschmachtet." — „O Bruder," erwiderte der Schneider sanft, „du bist entsetzlich prosaisch! Nein, schmachten mit der Geliebten ist was ganz anderes. Du kommst Abends aus dem Bierhause heim, wo du nur an sie gedacht, es ist spät in der Nacht, du bist weich gestimmt, dein Herz singt:

„Es regnet und es schneit,
Es geht ein kuhler Wind,
Es schlafen alle Leut
Und alle Burgerskind."

Der Schneider schwieg und ließ das Haupt auf die Brust sinken. Nach einer Weile fragte einer der Andern: „Nun, wie ging's weiter?" — „Eines Abends spät," fuhr jener fort, „kam ich aus dem Bierhause —" Er schüttelte wehmüthig den Kopf. „Nein, erlaßt mir die Geschichte der schrecklichsten Nacht meines Lebens — für jetzt wenigstens; die Erinnerung ist mir gar zu schwer und ich bin entsetzlich müde. Morgen sollt ihr hören, wie meine Liebe zu Grabe ging."

Es war allermittelst sehr spät geworden; die Oellampe auf dem Gesims zuckte sterbend zusammen. Der Schneider sprang von der Pritsche auf und präparirte sich zum Schlafen, wie er es nannte, indem er ein kattunenes Schnupftuch um den Kopf wickelte, den Rock auszog und ihn, so gut es ging, über seinen Körper deckte.

Philipp hatte sich über der Erzählung des Schneiders eine Weile selbst vergessen; jezt aber saß er wieder trostlos auf der Ecke der Pritsche und konnte sich nicht entschließen, seine Glieder auf das harte Holz auszustrecken. Er hätte auch wahrscheinlich die ganze Nacht so sitzend zugebracht, wenn ihm der Schneider nicht Muth eingesprochen: eine einzige Nacht könne man es auf der Pritsche wohl aushalten, man müsse Alles im Leben lernen, und mit einem ruhigen Gewissen schlafe man überall gut. Was das leztere betraf, so konnte sich Philipp dessen rühmen, und als er, den Ermahnungen des Schneiders folgend, seinen armen Körper auf der harten Pritsche in die beste Lage gebracht, fiel er nach all den Mühseligkeiten des Tages in einen festen Schlaf, der bis an den hellen Morgen dauerte.

Um diese Zeit wiegte er sich gerade in angenehmen Träumen. Er war mit Jungfer Barbara im ersten Stock, lehnte vertraulich mit ihr an einem Fenster, das in Hof und Garten hinaus ging, und freute sich an dem herrlichen

Gottessegen, der dort gedieh. „Das ist Alles dein," sprach eine weiche schmelzende Stimme, die er wohl kannte; „das ist Alles dein, und drunten die Hühner im Hofe sind dein, und das Spezereigeschäft Reißmehl und Comp. ist dein und heißt jezt Reißmehl und Philipp." Es war dem guten Philipp im Traum nicht anders, als wäre Alles schon sein; die Blüthen nickten ihm ordentlich zu; die Hühner drunten schienen die tiefsten Reverenzen zu machen, und aus der Küche strömte ein Duft empor, wie von frisch gebackenen Hochzeitkuchen. Da krähte der Hahn und Philipp fuhr erschrocken von der Pritsche in die Höhe. Verschwunden war sein süßer Traum, aber der Hahn hatte wirklich gekräht und krähte zum zweiten- und zum drittenmale, und als sich Philipp erstaunt nach dem Thier umschaute, sah er, daß es der Damenkleidermacher war, der wieder wie gestern hoch auf der Pritsche saß und lustig krähte, wobei er seine Morgentoilette machte. Bruder Danziger wälzte sich ihm zu Füßen, unmuthige Worte zwischen den Zähnen murmelnd, und die beiden Schreinergesellen hatten sich zärtlich umarmt und schnarchten auf's Eifrigste Brust an Brust und Nase an Nase. Gott! er war nicht im ersten Stock bei Jungfer Barbara, er roch nicht den Duft der ihm zu Ehren gebackenen Hochzeitkuchen; er war im Arrest, im Gefängniß, im Kerker. Jezt stand der gestrige Abend wieder klar vor ihm, er hörte die unglückliche Fanny heulen, er sah die Laterne zertrümmert am Boden liegen, und seine Glieder zitterten auf's Neue vor Schreck, als er daran dachte, wie er gestern Abend von den Schergen fortgeschleppt worden war. Diese Betrachtungen waren so schmerzlich, daß sie den Unglücklichen auf's Neue niederdrückten, und er saß da auf der Pritsche trost- und hoffnungslos, die Hände gefaltet und den Kopf tief auf die Brust hinabgesenkt.

(Fortsetzung folgt.)

Naturhistorisch-antiquarische Streiferrien.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich bezeichneten die Alten durch „Mäuse" auch noch andere kleinere Säugethiere, besonders nagende. Unter andern sprechen sie von einer pontischen Maus, worunter Neuere unsern Hermelin verstehen wollen, so wie unter der wohlriechenden Maus, deren der Kirchenvater Hieronymus gedenkt, die Bisamratte, die neuerlich myogale (Mauswiesel) moschata getauft wurde. Was ist aber unter den „afrikanischen Mäusen" des Plautus zu verstehen? Im „Pönulus" dieses Lustspieldichters spricht der Karthager Hanno in punischer Sprache unter andern die Worte: muphursa und mioulechianna, und der dollmetschende Milvio erklärt sie so: der Karthager wolle damit sagen, daß er für die römischen Aedilen „afrikanische Mäuse" zu den feierlichen Aufzügen bei den öffentlichen Spielen hergeben wolle. Da meint denn der Philolog Lipsius, es seyen Pantherthiere darunter zu verstehen; allein dieß ist wohl schwerlich anzunehmen; vielleicht eher Springmäuse, afrikanische Eichhörnchen u. dgl.

Daß es Bären noch jezt in Palästina gibt, also auch früher hat dort geben können — was aber von manchen Exegeten bei Erklärung jener biblischen Geschichte, die sich mit dem kahlköpfigen Propheten Elisa und den spottenden Knaben zutrug, geläugnet worden ist — hat neuerlich der um die Naturforschung so hoch verdiente Ehrenberg dadurch bewiesen, daß er dort selber einen erlegt hat. — In den „Füchsen" des Simson und den „kleinen Füchsen" im Hohenliede hat man schon früher Schakale gefunden. Auch die thoes in Theokrits erster Idylle erkennt Schreber für solche, während Andere widersprechen, weil es keine Schakals auf Sicilien gebe. Allein es gibt auch keine Löwen dort, und doch werden sie vom Dichter in demselben Verse aufgeführt: er läßt beide das Schicksal des sterbenden Daphnis beklagen. Thos ist der allgemeine griechische Name. Beim Oppian, der unter Marc Aurel lebte, und dem wir ein Gedicht über „den Fischfang" und ein zweites „über die Jagd" verdanken — wenn anders das leztere nicht einem spätern Oppian zugehört — kommt der Schakal als goldener Wolf vor. Uebrigens ist Schakal, oder eigentlich scagalo oder sciagal, ein persisches Wort. Schakale gab es vor Alters im europäischen Griechenland, wie in Kleinasien, und so noch heutiges Tags; besonders seit der französischen Expedition in Morea, und namentlich durch Isaak Geoffroy sind wir mit diesen bekannter geworden. An die Füchse Simsons erinnert übrigens jener carseolanische Fuchs in Ovids „Festkalender" und der von ihm abgeleitete Gebrauch der Römer, am Feste der Cerealien einen Fuchs mit brennenden, an seinem Rücken angebundenen Fackeln im Circus loszulassen.

Wölfe — nicht bloß in Schafskleidern — findet man fast allenthalben in der alten Welt, in Europa etwa Großbritannien und Irland und einige Striche Deutschlands ausgenommen. Ihre Raub- und Freßbegierde ist schon frühzeitig sprichwörtlich geworden. Uebrigens spielen sie in den skandinavischen Götter- und Heldensagen eine große Rolle; auch in den egyptisch-griechischen treten sie als bedeutende, ja ehrenwerthe Wesen auf. So erschienen sie einst den Egyptern, als sie von den hereinbrechenden Aethiopern bedrängt wurden, als hülfreiche Verbündete; ja Osiris selbst erschien zuweilen in Wolfsgestalt.

Unter dem „Hirschwolf" des Plinius ist wohl der zur Katzensippschaft gehörige und schon frühe wegen seines scharfen Gesichts bekannte Luchs zu verstehen, der wirklich ein großer Liebhaber von Rothwildpret ist, und

den auch die Franzosen loup cervier nennen, während ihn die Engländer richtiger durch Bergkatze bezeichnen. Der deutsche Name, welcher wohl eher von lugen, d. h. schauen (daher: Lug' in's Land, ein Ort der Fernsicht), als vom alten: lagen, d. i. nachstellen, oder vom alten: lee, lau, d. i. falsch (noch in Leg- oder Laugold, falsches Gold, gebräuchlich) herstammen mag, erinnert überraschend an das griechische lynx.

Schon die Alten kannten verschiedene Hunderacen, denen sie je nach den Qualitäten oder der Heimath angemessene Namen beilegten, besonders den Jagdhunden. Liebhaber des edeln Waidwerks können dergleichen im dritten Buch der Verwandlungen des Ovid finden, wo der Dichter, nach seiner Gewohnheit, bei Kleinigkeiten gern zu verweilen und nicht immer zur rechten Zeit aufzuhören, eine ganze Meute von Jagdhunden mit ihren Namen, einige auch mit näherer Bezeichnung ihrer Eigenschaften und Tugenden, uns vorführt. Interessant möchte vielleicht für Manche die Notiz seyn, daß man früher den Namen Pudel oder Budel vom phrygischen Wort bedy, d. i. Wasser, wovon auch das deutsche „baden" herstamme, abgeleitet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Fortsetzung.)

Prutz's Moritz von Sachsen.

Hier ein Beispiel von der Besinnungslosigkeit des Cliquenbeifalls. Kurfürst Moritz verspricht, an Frankreich für dessen zugesicherten Beistand Toul, Verdun und Metz abzutreten, und bedient sich bei dieser Gelegenheit der unbedachten Phrase: „Mehr ist Freiheit als ein Fetzen Land." Diese Stelle ist fast überall mit lebhaftem Beifall beklatscht worden, und doch ist sie ganz dieselbe Phrase, womit eine gewisse liberale Zeitungspartei in neuerer Zeit die Nachbarn von jenseits des Rheins förmlich auf Eroberung des linken Rheinufers zu Gaste und zum Niedersitzen in Deutschland einlud und ihnen für eine Dosis ihrer Freiheit einen „Fetzen" deutschen Landes in Aussicht stellte, ohne zu bedenken, daß die ersehnte Freiheit wohl auf dem Wege der friedlichen Entwickelung und des ruhigen geistigen Fortschritts erworben werden kann, während Ströme von Blut vielleicht nicht hinreichen würden, den für die Freiheit in Versatz gegebenen „Fetzen" Landes wieder zurück zu erobern. Freilich entschuldigt sich der Kurfürst bei Prutz damit: er brauche die genannten Städte doch wohl nur auf dem Papier abzutreten; diese leichtfertige Selbstentschuldigung macht jedoch die Sache nur schlimmer, statt besser, und beweist, wie durchaus unpolitisch und jungmännisch leichtsinnig der Dichter den, wie die Geschichte lehrt, stets sicher berechnenden Kurfürsten aufgefaßt hat. In gleichem Maße beweist der Beifall, den ein großer Theil des deutschen Publikums unbesonnenen Phrasen dieser Art spendet, daß es sich noch im Allgemeinen in einem ziemlich kindlichen und politisch unfertigen Zustande befindet. Möge der Dichter bedenken, daß Schiller auf seinen enthusiastischen Marquis Posa, der übrigens mit seinem glühenden, die höchsten Interessen der Menschheit umfassenden Weltpatriotismus den modern liberalen Parteischwärmer Moritz bei weitem überragt, einen vom Mark der Geschichte selbst erfüllten Wallenstein folgen ließ. — Uebrigens hat dieses Drama mehr als jedes andere die Frage wegen der Nationalisirung der deutschen Bühne durch Bearbeitung vaterländischer Stoffe angeregt. Ueberhaupt ist der so oft rathlose Deutsche mit Rath äußerst freigebig, und bei aller kosmopolitischen Vielseitigkeit doch häufig einseitiger als der Engländer und Franzose, d. h. nur in der Theorie, während die Praxis seine theoretische Einseitigkeit immer Lügen straft. Weder die britische noch die französische Nation verlangen von ihren dramatischen Dichtern, daß sie sich einseitig auf einheimische Stoffe beschränken, aber um so mehr verlangen sie, daß französischer oder britischer Geist in der Behandlung sichtbar sey. Unter den Engländern haben noch in neuerer Zeit Sheridan Knowles, Talfourd, Bulwer, Taylor u. A. vielfach im höhern Drama nicht einheimisch britische, sondern ausländische und fernzeitige Stoffe behandelt, und Ponsards Lucrezia feierte trotz ihres römischen Costüms glänzende Triumphe in Paris. Jene Einseitigkeit in unsern theoretischen Forderungen hat unsere dramatischen Dichter bereits fast vollständig um das Privilegium gebracht, dem Publikum antike Stoffe vorführen zu dürfen, und dieß ist sehr zu bedauern, theils weil die antike Welt an wahrhaft tragischen Stoffen überreich ist, theils weil seit der Verdrängung der antiken Stoffe von unserer Bühne an den deutschen Schauspielern ein großer Mangel an wahrhafter Würde in der Haltung und an Schönheit und Plastik in den Bewegungen sichtbar geworden ist. Das kann hier nur angedeutet werden, verdient aber wirklich einmal eine gründlichere Beleuchtung. Man erwäge übrigens, daß an solchen Stoffen, welche sich für die gegenwärtige Bühne eignen, in der deutschen Geschichte kein großer Vorrath, und daß der Dichter in der freien Wahl und Behandlung deutscher Stoffe durch mancherlei gebietende Umstände äußerst beschränkt und mit kurzer Fessel an die drückendsten Rücksichten gebunden ist. Schiller übrigens beweist, wie man seine dramatischen Stoffe in aller Herren Länder suchen und doch dabei treu und innig deutsch und ein Liebling der deutschen Nation bleiben kann. — Jüngst gastirte hier eine nicht talentlose Anfängerin, Laura Ernst aus Berlin, als Clara in Töpfers „Zurücksetzung." Einem so thränenreichen, sentimentalen, breit getretenen Stücke gegenüber gewinnt freilich das Trauerspiel von Prutz außerordentlich. Das hiesige Publikum betrug sich gegen die Gastspielerin etwas unzart und nicht gerade wohlwollend und schüchterte sie durch manche Aeußerungen des Mißfallens gleich Anfangs ein. Freilich ist man hier an die meisterhafte Darstellung derselben Rolle durch Dlle. Denker gewöhnt. Uebrigens beweist sich an Laura Ernst wie an so mancher jungen Anfängerin der höchst verderbliche, talentmörderische und verbildende Einfluß der jetzt so beliebten sentimentalen Rollen voll erkünstelter Empfindung. Hohles und tobsüchtiges Pathos erscheint höchstens lächerlich, aber mühsam erkünsteltes, zum Weinerlichen angeschraubtes Gefühl erscheint als Carricatur aller wahren Empfindung und wirkt peinigend und widerlich.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 48.

Sonnabend, 23. November 1844.

[485] In Augsburg bei Rieger — Stuttgart bei Neff — München bei Lindauer — Berlin bei Mittler (und in allen Buchhandlungen) ist zu haben:

Einmachekunst des Obstes und der Gartenfrüchte, das Trocknen und Aufbewahren derselben, die Besorgung des Kellers und der Vorrathskammer und die Bereitung warmer und kalter Getränke in (212) gründlichen Anweisungen. — Zweite vermehrte Auflage. 10 Gr. oder 45 kr.

Euther, G. U., neues Spruch- und Devisenbuch, oder (1300) Devisen auf Liebe, Freundschaft, Erinnerung, auf Neujahrs-, Tauf- und Hochzeitstage und Festgeschenke. — Für Conditoren, — Gold- und Silberarbeiter, — Künstler und Handwerker. 12 Gr. oder 54 kr.

Funk, Werner, der **Seelenfriede** auf Religion und Vernunft begründet. Zur Beförderung der wahren Religion. (Ein in jeder Hinsicht empfehlungswerthes Buch, was sich durch Inhalt und Ausstattung auszeichnet.) 195 Seiten. 12 Gr. oder 54 kr.

(Quedlinburg, Ernst'sche Buchhandlung.)

Auch in **Prag** bei Haase Söhne — **Wien** bei Gerold — Triest in der Favarger'schen Buchhandlung vorräthig.

---

[516] So eben erschien bei uns:

Hippolytos. Tragödie nach Euripides von Oswald Marbach. broch. Preis 1/4 Thlr.

Euripides, Racine und Schiller haben bekanntlich die Fabel von der Liebe der Phädra zu ihrem Stiefsohn Hippolyt dramatisch bearbeitet. Marbach hat es unternommen die alte Tragödie den künstlerischen und psychologischen Anforderungen der Gegenwart gemäß nach- und theilweise umzudichten, und ihr eine bühnengerechte Gestalt zu geben.

Avigt & Fernau in Leipzig.

---

[524] Auf nachfolgende Werke die in unserem Verlage erschienen und um die beigesetzten Preise durch alle Buchhandlungen zu erhalten sind, erlauben wir uns aufmerksam zu machen:

Schubert, Dr. G. H. v., Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837. Drei Bände. Neue Auflage. Mit einer Karte und dem Grundrisse von Jerusalem. gr. 8. geh. 7 Rthlr. 16 gGr. oder 12 fl. 21 kr.

— — Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tirol und der Lombardei. Zweite Ausgabe, mit der Reise über das Wormser Joch nach Venedig. gr. 12. geh. 1 Rthlr. 12 gGr. od. 2 fl. 24 kr.

— — Reise durch das südliche Frankreich und durch Italien. Zwei Bände. gr. 8. geh. Ausgabe auf milchweißem Druckp. 4 Rthlr. 8 gGr. oder 6 fl. 48 kr. Gute Ausgabe auf fein Velindruckp. 5 Rthlr. 8 gGr. oder 8 fl. 24 kr.

— — Erzählungen. Drei Bände. gr. 8. geh. Velinp. 4 Rthlr. 14 gGr. oder 7 fl. 15 kr.

Erlangen, im Nov. 1844.

J. J. Palm & Ernst Enke.

---

[525] Im Verlage von **Carl Gerold**, Buchhändler in **Wien**, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Jahrbücher der Literatur.

Hundert siebenter Band. 1844.

Juli, August, September.

Inhalt des 107. Bandes. Art. I. Neun Ostindien betreffende englische und französische Werke von James Burnes, G. T. Vigne, W. Moorcroft und G. Trebeck, N. Perrin, Alex. Burnes, J. Atkinson, V. Eyre, Lady Sale. II. Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates, vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahrhunderte. In treuen Abbildungen mit biographisch-historischen Notizen, von Joseph Bergmann. Erster Band. Wien 1844. III. Le livre des rois par Abou'l Kasim Firdousi, publié, traduit et commenté par M. *Jules Mohl*. Paris 1842. Zweiter Band. IV. Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. Zwei Bände. Breslau 1841. V. Geschichte des großen deutschen Krieges, vom Tode Gustav Adolphs an, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, verfaßt von Barthold. Zwei Theile. Stuttgart 1842 und 1843. (Fortsetzung.) VI. Fragmenta Historicorum Graecorum. — Hecataei, Antiochi Philisti, Timaei Ephori, Theopompi, Phylarchi, Clitodemi, Phanodemi, Androtionis, Demonis, Philochori, Istri — ediderunt Car. et Theod. Mulleri. Parisiis 1841. (Zweiter Artikel.) VII. Geschichte der italienischen Poesie, von Dr. E. Ruth. Erster Theil. Leipzig 1844. VIII. Essai historique sur l'origine des Hongrois, par *A. de Gérando*. Paris 1844. IX. 1) Judith, eine Tragödie in fünf Akten von Friedr. Hebbel. Hamburg 1841. 2) Genoveva, eine Tragödie in fünf Akten von Friedr. Hebbel. Hamburg 1843. X. Topographie Athens von W. Martin Leake. Zweite Ausgabe. Uebersetzt von J. G. Baiter und H. Sauppe. Zürich 1844. XI. Hesperus. Gedicht in drei Gesängen, von Theodor Stamm. Wien 1844.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. CVII.

Untersuchungen über die freien Walser in Graubünden und Vorarlberg. Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen. Von Joseph Bergmann. II. Die freien Walser in Vorarlberg. (Fortsetzung.)

Skizzen aus dem Leben und der Natur.

Vermischte Schriften

von

H. Hauff.

Zwei Bände.

gr. 3. broch. Preis 6 fl. 27 kr. oder 4 Rthlr.

Nachdem der Verfasser seit einer Reihe von Jahren im Morgenblatt, dessen Redakteur er ist, und in andern Zeitschriften Aufsätze verschiedenen Inhalts anonym niedergelegt, hat er sich entschlossen, eine Auswahl derselben

in einer Sammlung dem Publikum vorzulegen. Die beiden Bände enthalten Erzählungen, Satiren, heitere Kritiken unserer gesellschaftlichen und literarischen Zustände und populäre Naturbetrachtungen. — Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender: 1) Madelon. 2) Postdiluvianische Kritik. 3) Indiscretion. 4) Vom Theater. 5) Rheinfahrt. 6) Vom Mond. 7) Gedanken über die natürliche Verschiedenheit und die Urzeit des Menschengeschlechts. 8) Miß Dieck. Zur Geschichte des Elephanten. 9) Die große Wasserschlange.

Der zweite Band enthält: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Literarische Grillen: 1) Das Jahr 1740. 2) Schalksnarren. 3) Der deutsche und der französische Feuilletonist. 4) Ueber deutsche Dramatik, besonders über das Lustspiel. 5) Der Holzschnitt als typographischer Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geisterglauben. — Geologische Briefe: 1. Das Verhältniß der Geologie zu unserer Zeit. 2. Orientirung. 3. Aeltere Ansichten. 4. Werner. 5. James Hutton. Leopold von Buch. 6. Elie de Beaumont. 7. Neueste Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[527] In der liter. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Evangelisches Choralbuch.

Eine Auswahl der vorzüglichsten Kirchen-Melodien älterer und neuer Zeit in den ursprünglichen Themen und Rhythmen für den kirchlichen und Privatgebrauch, zunächst aber als Beitrag zu der im Königreich Bayern bevorstehenden Choralbuchs- und Gesangbuchs-Reform.

In Verbindung mit

J. Zahn, Predigtamts-Candidat, G. Herzog, Stadt-Organist, Fr. Güll, Lehrer,

bearbeitet und herausgegeben von

W. Ortloph,

Stadt-Cantor an der protestantischen Kirche in München.

Quer 4. geheftet. Preis 1 fl. 36 kr. rhn. oder 1 Rthlr.

Dieses Choralbuch enthält in strenger Auswahl die **besten Choral-Melodien** der evangelischen Kirche in einer einfachen, populären und doch zugleich kirchlich würdevollen vierstimmigen Harmonisirung, und unterscheidet sich außerdem von allen bisher üblichen Choralbüchern besonders dadurch, **daß den Melodien ihre ursprünglichen Töne und Rhythmen wiedergegeben sind**, wobei jedoch auf das Bedürfniß und die Fähigkeit der jetzigen evangelischen Gemeinden beständig Rücksicht genommen und deßhalb alles vermieden ist, was dem jetzigen rhythmischen oder musikalischen Gefühl widerstrebt, oder die musikalische Festigkeit einer Gemeinde übersteigt.

Wir glauben daher, daß das Buch, welches sich überdieß durch einen schönen Noten-Typendruck auszeichnet, jedem Freund des evangelischen Kirchenliedes für **die häusliche Andacht** eine willkommene Gabe seyn werde; insbesondere aber verdient es wohl **von den Männern beachtet zu werden**, welche von dem Verfalle des evangelischen Kirchengesangs überzeugt sind und sich **durch ihre Stellung oder Befähigung dazu berufen fühlen, eine Reform desselben herbeizuführen.**

Agende für die evangelischen Kirchen.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

München 1844.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Bei der Herausgabe der ersten Auflage dieser Agende bemerkten die HH. Herausgeber (sämmtlich Mitglieder des protestantischen Stadt-Pfarramts München): „Von der wohlbegründeten Ueberzeugung durchdrungen, daß der Grundtypus einer rechten evangelischen Agende nach Inhalt und Ausdrucksweise in den ältern Agenden gegeben sey, haben wir diese bei unserem Werke vorzugsweise benützt, und zwar in der Art, daß wir Einiges aus ihnen ohne irgend eine Veränderung vollständig aufnahmen; Anderes aber, was wir in einigen Theilen abändern oder ganz überarbeiten zu müssen glaubten, so behandelten, daß wir die Weise der ältern Agenden festhielten und in ihrem eigenthümlichen, eben so würdevollen als kräftigen Styl — dem eigentlichen und wahren Agendenstyl — zu arbeiten bemüht waren. Dasselbe Ziel suchten wir aber auch da vor Augen zu behalten, wo wir entweder einige der neuern Agenden und der hie und da zerstreut vorkommenden vorzüglichen Privatarbeiten benützten, oder uns in Ermangelung passender Vorarbeiten gedrungen sahen, Neues anzufertigen.

Formenlehre der lateinischen Sprache,

von Dr. G. M. Thomas.

Gr. 8. Preis 48 kr. rhn. oder 12 gGr.

Mit diesem Buche wünschte der Hr. Verfasser ein willkommenes Lehrmittel denjenigen Schulen zu liefern, deren Plan gemäß dem Unterricht in der lateinischen Sprache nur wenige Stunden gewidmet werden können. Er spricht sich darüber in der Vorrede aus wie folgt: „die vorliegende Formenlehre der lateinischen Sprache ist zwar mit besonderer Rücksicht auf den Lehrzweck der königl. bayerischen Cadettencorps ausgearbeitet worden; dennoch hofft der Verfasser auch weiterhin dem Elementarunterricht einen Vorschub geleistet zu haben, so daß sich an diese nach leicht und faßlich erworbenen Vorkenntnissen jede weitere Beschäftigung mit der Sprache sicher und gedeihlich wird anschließen lassen."

Rückert's Makamen des Hariri.

Dritte Auflage.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Verwandlungen

des

Abu Seid von Serug

oder die

Makamen des Hariri.

In freier Nachbildung

von

Friedrich Rückert.

Dritte Auflage.

2 Theile. gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr.

Dieses Werk des als Orientalist und Dichter gleich großen Verfassers, das schon bei seiner ersten Erscheinung vor achtzehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier zum dritten Male in erneuter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größeren Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch mehr und mehr den verdienten allgemeinen Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Geschichte Rußlands

von

N. Ustrialow.

Aus dem Russischen übersetzt

von

E. W.

Zwei Bände. gr. 8.

Preis 6 fl. 54 kr. oder 4 Rthlr. 12 gGr.

Die Geschichte des östlichen Europas, namentlich der verwickelten Verhältnisse zwischen Rußland und Polen sind uns dem Wesen nach bis jetzt hauptsächlich durch polnische Schriftsteller bekannt, was auf die Beurtheilung derselben nothwendig einen einseitigen Einfluß haben mußte. Länger als man gewöhnlich glaubte, dauerte der Antagonismus zwischen Polen und Rußland, und vor 200 Jahren war Polen nahe daran, in Rußland dieselbe Rolle zu spielen, wie jetzt Rußland in Polen. Zur unparteiischen Würdigung der Geschichte ist darum die Kenntniß russischer Werke unerläßlich, und zur richtigen Beurtheilung selbst der neuesten Geschichte durchaus unentbehrlich. Karamsins glänzendes, aber vielfach der Kritik ermangelndes Werk wirkte hiezu vergleichungsweise wenig, und nach ihm ist manches für Kenntniß der russischen Geschichte geschehen, was gar nicht, oder nur sehr fragmentarisch zur Kenntniß der deutschen Lesewelt kam. Ustrialow hat das unbestrittene Verdienst, die mannigfachen Vorarbeiten seiner Landsleute fleißig benutzt zu haben, und sein Werk ist darum das Resultat der neuen Geschichtsforschung Rußlands. Schon in diesem Sinne ist es höchst lehrreich, und kein gleichgültiger Umstand ist es, daß der russische Minister des öffentlichen Unterrichts dasselbe zum Handbuch der höhern Unterrichtsanstalten bestimmte. So wird es durch den Einfluß des Geistes, in dem es geschrieben ist, selbst wieder zu einem nicht unbedeutenden historischen Moment, und verdient nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[522] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dingler's Polytechnisches Journal.

Erstes Oktoberheft 1844.

Inhalt. Die atmosphärische Eisenbahn und die Eisenbahnen mit Seilzug. Nachtrag zu Stephensons Bericht über die atmosphärische Eisenbahn (polyt. Journ. Bd. XCIII.), von Hrn. Bidder. — Verbesserung in der Construktion der Büchsen für Lokomotiven und andere Wagenachsen, so wie der Zapfenlager überhaupt, ferner der Methode, dieselben zu ölen oder zu schmieren, von W. E. Newton. Mit Abbildungen. — Hoskins rauchverzehrender Dampfkessel-Ofen. Mit Abbild. — Verbesserte Maschinen zum Einrammen der Pfähle mittelst Dampfkraft, so wie auch zum Schmieden und Prägen des Metalls, von James Naswith, Ingenieur. Mit Abbild. — Verbesserungen an flachen Taschenuhren, von Edward Mylne. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Fabrikation holzgenagelter Schuhe, so wie in der Verfertigung lederner Schläuche und Eimer, von R. N. Elwen. Mit Abbild. — Ueber die Eigenschaften und Anwendung des Jeffery'schen Marine- oder Schiffleims. Mit Abbild. — Versuche, welche auf dem Frankfurter Bahnhofe der Taunus-Eisenbahn mit dem Jeffery'schen Marineleim angestellt wurden. — Verfahren, junge Weine und andere gegohrene Flüssigkeiten mittelst eines elektrischen Stroms zu verbessern, von G. Hull, Med. Dr. zu London. — Verfahrungsarten und Apparate, um gefilzte und andere Fabrikate auf galvanischem Wege mit Kupfer zu überziehen, von J. Schottländer. Mit Abbild. — Verfahrungsarten und Apparate zur Fabrikation von Ammoniaksalzen, von W. Watson. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Construktion und Anordnung der Flammöfen, insbesondere der Raffinir- und Puddelöfen, von J. A. Detmold zu London. Mit Abbild. — Ueber mehrere das Eisenhüttenwesen und Benützung der gasförmigen Brennstoffe betreffende Abhandlungen des Hrn. Ebelmen; ein der franz. Akademie der Wissenschaften von Hrn. Chevreul erstatteter Bericht. I. Ueber die Anwendung der Gase von mit Holzkohlen betriebenen Hohöfen und die Theorie der Reduktion des Eisenerzes. II. Ueber die Zusammensetzung und Anwendung der aus den Frischherden sich entwickenden Gase und die Theorie des Roheisenfrischens mittelst Holzkohlen. III. Ueber die Zusammensetzung und Anwendung der Gase von mit Kohks betriebenen Hohöfen. IV. Ueber die Anwendung der Gase von mit Steinkohlen betriebenen Puddelöfen und Schweißöfen. V. Ueber die Anwendung der mit festen Brennmaterialien von geringem Werth erzeugten Gase. Theorie der gewöhnlichen Holzverkohlung in Meilern. — Ueber die Anwendung des Messings als Dachbedeckungsmittel und seine Vorzüge vor dem Kupfer, von Jos. Dellacher. — Miscellen. Englische Patente. — Verfahrungsarten, um zu verhindern, daß Briefe geöffnet werden können, ohne daß man es entdeckt. — Ueber die Adhäsion zwischen Leim und Holz. — Neues Verfahren, die Glasflaschen mit Reibstöpseln zu öffnen. — Ueber das Erkennen der baumwollenen Fäden bei leinenen Geweben, von C. H. Binder. — Erprobte Wollwäsche. — Ueber Benutzung der Tannensamenflügel zur Füllung von Bettschläuchen. — Sirets Verfahren, die Gossen mittelst eines desinficirenden Pulvers zu behandeln.

Zweites Oktoberheft.

Lipscombe's patentirter Apparat zur Verminderung der Vibration und des Gerassels der Eisenbahnräder. Mit Abbildungen. — Neue Verkuppelung der Triebräder mit den Vorderrädern bei Lokomotiven, von J. Lausmann. Mit Abbild. — Ueber die Transportkosten auf Eisenbahnen, mit Berücksichtigung der Abnutzung der Schienen, vom Ingenieur C. Etzel jun. — Verbesserungen an den Oefen für Dampfkessel, von G. Holmes. Mit Abbild. — Ueber eine doppeltwirkende Turbine, von den HHrn. André Köchlin u. Comp. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. A. Rieder über die doppeltwirkende Turbine der HHrn. André Köchlin u. Comp., und über die Versuche mit dem Prony'schen Zaume, welche an einer dieser Turbinen zu Aspach-le-pont angestellt wurden. Mit Abbild. — Einfaches Meridian-Instrument, genannt Dipleidoskop, von Dent. Mit Abbild. — Vorrichtung zum Abdrehen langer, dünner, runder (Metall-) Stäbe, von Hrn. Mahlmann. Mit Abbild. — Verbesserte Maschinen zum Schlagen und Reinigen der Wolle, Baumwolle 2c., zum

Dreschen und Schwingen des Getreides und zum Zerquetschen von Hafer, Malz ꝛc., von G. Parsons und R. Cyburn. Mit Abbild. — Vorschläge zur zweckmäßigen Einrichtung der Keller mittelst Anwendung des grauen Torfes und über die Benützung dieses Torfes zu verschiedenen andern Zwecken in baulicher Hinsicht. Mit Abbild. — Ueber die Reinigung des Trinkwassers, von Hrn. Bouchardat. — Vergleichende Versuche über das Gerben von Kalbfellen mit Eichenlohe, Dividivi, Catechu und Ellenrinde, von Kampffmeyer. — Anstellung der Indigo-Waidküpe mit Runkelrübenzuckersyrup statt des Krapps, von B. Neumann. — Miscellen. Die Schwimmschuhe des Norwegers Tönnes Balchen und des Schweden Robert Kjellberg. — Ueber die Ursachen der häufigen Explosionen bei der Fabrikation des Stück- und Jagdpulvers. — Prof. Schönbeins Untersuchungen über das Ozon und den Stickstoff. — Turners Verfahren, salzsaures und schwefelsaures Ammoniak, ferner Blutlaugensalz und Berlinerblau mittelst Guano zu fabriciren. — Bowers Verfahren, kohlensaures Natron aus Glaubersalz zu bereiten. — Verfahren, das Eisen und einige andere Metalle in vollkommen reinem Zustande darzustellen. — Ueber die Zersetzung des Cyansilbers bei der galvanischen Versilberung. — Ueber das Bleichen des gelben Wachses. — Fäden aus Aalhaut. — Verfahren, Möbels spiegelblank zu machen. — Verhältniß zwischen der Futtermenge und dem Milchertrag beim Rindvieh.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Real-Index

zu Dr. Dinglers

polytechnischem Journal.

Von Band 1 bis LXXVIII.

Von

Dr. Michael Stecker,

k. k. Universitäts-Professor und Sekretär der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ueber den Einfluß

der

Vertheilung des Grundeigenthums

auf das

Volks- und Staatsleben.

Von

Dr. Carl Wolfgang Christoph Schütz,

Privatdocent an der staatswirthschaftlichen Facultät zu Tübingen.

gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt: Einleitung. Geschichtliche Notizen über die Vertheilung des Grundeigenthums bei den Egyptiern, Juden, Griechen, Römern, alten Deutschen. Die Entwicklung der europ. Grundeigenthumsverhältnisse bis zur französischen Revolution. Die Gestalt derselben seit dieser Zeit. Literatur. Einfluß der Vertheilung des Bodens auf das Volks- und Staatsleben. Große Güter. Der Einfluß derselben auf die materielle Seite des Volkslebens. Einfluß auf Landwirthschaft, Forstwirthschaft, Gewerbe und Handel; auf die Bevölkerung und die Vertheilung des Vermögens und Einkommens unter dieselbe. Gestaltung der Volkswirthschaft. Einfluß auf die geistige Seite des Volkslebens. Intelligenz. Moralität und Religiosität. Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat. Privat- und öffentliche Rechtsverhältnisse. Gemeinde- und Staatsverfassung und Verwaltung. Finanzen. Staatskraft. Mittlere Güter. Kleine Güter. Einfluß auf die materielle Seite des Volkslebens. Einfluß auf die geistige Seite des Volkslebens. Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat. Privatrechtsverhältnisse. Gemeindeverfassung und Gemeindeverwaltung und öffentliche Rechtsverhältnisse. Finanzen. Staatskraft. Ganz kleine Güter. Von dem Einfluß des Staats auf die Vertheilung des Grundeigenthums. Anhang: Statistik der Vertheilung des Grundeigenthums in England, Spanien, Griechenland, in der Türkei, Oestreich, Preußen, Frankreich, Württemberg.

In Absicht auf die Vertheilung des Grundeigenthums gelten in den Gesetzgebungen der wichtigsten europäischen Staaten verschiedene einander geradezu entgegenstehende Grundsätze.

Bald wird es aus wirthschaftlichen und politischen Gründen für gerathener gehalten, die Untheilbarkeit größerer Landgüter aufrecht zu erhalten, bald wird die freie Theilbarkeit des Bodens als ein Mittel zu hoher Entwickelung des öffentlichen Wohls angesehen. In der neueren Zeit aber ist namentlich in Deutschland sowohl von Staatsmännern und von Volks-Kammern, als in der Literatur der unbedingte Werth einer grenzenlosen Theilbarkeit und Verkleinerung des Grundbesitzes vielfach in Zweifel gezogen worden.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, diesen Gegenstand, der bei der Berathung der neuen Agrikultur-Gesetzgebung eine wichtige Rolle spielen muß, nach allen seinen Seiten mit Rücksicht auf die über den Gegenstand früher erschienene Literatur, und auf den Grund eigener gelegentlich einer wissenschaftlichen Reise gesammelter Erfahrungen einer neuen gründlichen Untersuchung zu unterwerfen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hebel's, (Dr. J. P.), allemanische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Aus der allemanischen Mundart übersetzt von Adrian. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

— — **biblische Geschichten.** Für die Jugend bearbeitet. Neue unveränderte Auflage. Zwei Bände. 8. Schreibpapier 12 gGr. oder 48 kr. Druckpapier 8 gGr. oder 36 kr.

— — **biblische Geschichten.** Für die katholische Jugend eingerichtet von einem katholischen Geistlichen. 2 Theile. 8. Preis 8 gGr. oder 36 kr.

— — **Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes.** Neue Auflage. gr. 8. 18 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 25. November 1844.

— Be content!
This practice hath most shrewdly pass'd upon thee;
But, when we know the grounds and authors of it —!
Shakespeare.

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

Da wurden draußen vor Nr. 4 die Riegel weggeschoben, die Thüre ging auf und mit dem hellen Morgenlichte, das herein drang, hörte sich Philipp rufen und vernahm die Worte: „der Gehülfe des Herrn Reißmehl soll heraus kommen." Er nahm sich nicht die Zeit, zärtlichen Abschied von dem Schneider und den andern Handwerksburschen zu nehmen, er begnügte sich damit, ihnen flüchtig ein Lebewohl zuzurufen, wobei er die Hoffnung aussprach, sie einstens wieder zu sehen. Dann folgte er dem Schließer in dasselbe Zimmer, wo er gestern Abend verhört worden, und er traute vor Freude und Seligkeit seinen Augen kaum, als er hier den Herrn Reißmehl erblickte, dessen Gesicht gegen seine Gewohnheit zärtlich bewegt aussah und der ihm mit offenen Armen entgegen kam. Der Schließer stand ziemlich verblüfft dabei und aus der Thür des kleinen Nebenzimmers lugte die kupferige Nase des Polizeisoldaten Märtens, der durch falsches Zeugniß den armen Ladendiener in dieses Unglück gestürzt hatte.

„Aber um Gotteswillen, wie seht Ihr aus!" sagte Herr Reißmehl; „ohne Mütze, in der Kattunjacke, nur Strümpfe an den Füßen!" — Statt aller Antwort senkte das Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit sein Haupt und schwieg. „Hat denn dieser junge Mann," fuhr Herr Reißmehl fort und wandte sich an den Wachtmeister, „hat er denn gestern Abend nicht angegeben, daß er bei mir servire und was er mit der Straßenlaterne eigentlich zu schaffen gehabt?" — „Ja wohl," erwiderte jener, „das hat er freilich gethan, aber Sie werden einsehen, daß man nicht Jedem glauben kann. Auf der That ertappt, eine Laterne herabgelassen und zertrümmert zu haben, wurde er mitgenommen. Durch seinen Anzug, sein Aussehen," sezte der Polizeimann achselzuckend hinzu, da Philipp bei diesen Worten schmerzlich zusammenfuhr, „sehr der Landstreicherei verdächtig, wurde er die Nacht über festgehalten." — „Hat er sich nicht auf mich berufen?" fragte Herr Reißmehl. — „Das wohl, und wenn freilich," hiemit wandte sich der Wachtmeister zornig gegen die Nebenstube, „die Leute immer bei klarem Bewußtseyn wären — He, Märtens, komm Er heraus!"

Der Gerufene erschien, wie gestern, in der Thür, und wenn auch sein Schritt nicht so wankend und sein Gesicht nicht so brennend roth war wie in der vergangenen Nacht, so leuchtete doch seine Nase weithin und seine Augen starrten mit einer gewissen matten Unsicherheit seinen würdigen Chef an. Dieser fuhr zornig fort: „Was hat Er gestern Abend wieder in Betreff dieses

jungen Mannes gefaselt? Es wird noch einmal ein schlechtes Ende mit ihm nehmen!" — „Ja, Herr Wachtmeister," erwiderte Märtens, „'s war gestern Nacht hier so neblig, so dunkel; wohl hab' ich den Herrn Philipp im Laden des Herrn Reißmehl oft gesehen, aber der junge Herr sahen so zerfezt aus, daß ich ihn nicht erkannte." — „Ja freilich, ja freilich," seufzte Philipp und sah an sich hinunter, und Herr Reißmehl, nachdem er seinem Gehülfen nochmals die Hand gedrückt, sagte, er wolle eilig nach Hause gehen und ihm ordentliche Kleider hieher schicken. Was die Geschichte mit der Straßenlaterne betreffe, so bürge er für den jungen Mann und man könne in Gottes Namen eine Untersuchung deßhalb einleiten.

„Haben Sie vielleicht einen Feind in der Nachbarschaft?" fragte der Wachtmeister, „Jemand, den Sie für fähig halten, Ihnen den Streich gespielt zu haben?" Bei diesen Worten zuckte Philipp merklich zusammen und sein Nachbar, der Doktor Burbus, erschien in voller Schrecklichkeit vor seiner Seele. Ihm fiel all die Unbill ein, die derselbe ihm in seinem geliebten zweiten Ich angethan. „O Barbar'! —" seufzte er, und als der Prinzipal nachdenkend still schwieg, sagte er: „Wenn es mir auch schwer wird, einen Menschen ohne Beweise anzuklagen, so bin ich doch überzeugt, daß der Doktor Burbus die Hand im Spiele gehabt."

„Doktor Burbus?" sprach der Wachtmeister, „Doktor Burbus? Mir klingt der Name, als hätte ich ihn schon unter meiner Feder gehabt. Märtens! kennt Er einen gewissen Doktor Burbus?" — „Ja wohl, Herr Wachtmeister. Der Doktor Burbus, das sind derselbe, der vor einem Vierteljahr wegen Fenstereinwerfens in der blauen Straße vor das Polizeigericht geladen wurde. Da er aber nicht erschien, wurde er in contumaciam zu acht Tagen Arrest und in die Kosten verurtheilt." — „Hat aber nicht gesessen?" — „Nein, denn der Doktor brachte ein ärztliches Zeugniß bei, daß er an der Schwindsucht leide, weßhalb ihm ein achttägiger Arrest sehr gefährlich werden könnte. Wegen der Kosten wurde die Pfändung gegen ihn erkannt, aber bis jezt nicht in Ausführung gebracht."

Als Philipp solches hörte, konnte er sich nicht entbrechen, auszurufen: „Der Doktor Burbus die Schwindsucht! O Gott! das Ungethüm hat eine Gesundheit, die uns Alle überdauern wird!" — „Ja wohl," sprach jezt auch Herr Reißmehl, „ohne Jemand etwas Böses nachsagen zu wollen, möchte ich auch fast glauben, daß der Doktor Burbus nicht krank, wohl aber an der Laternengeschichte betheiligt ist." — „Wollen sehen, wollen sehen," sagte der Wachtmeister. „Erkundige Er sich, Märtens!"

Ich brauche nicht zu sagen, daß Herr Reißmehl nun schleunig nach Hause eilte und seinen wiedergefundenen Ladendiener mit den nöthigen Kleidungsstücken versehen ließ. Auch wird jeder, der ein fühlendes Herz in der Brust trägt, sich die Scene ausmalen können, die in dem Reißmehlschen Hause vor sich ging, als Philipp nach dieser schrecklichen Nacht vor Jungfer Barbara trat.

(Schluß des vierten Kapitels.)

Naturhistorisch-antiquarische Streifereien.

(Fortsetzung.)

Zweifelhaft ist es, ob Aristoteles in dem von ihm angeführten trochos (d. h. der Laufer) wirklich den Dachs verstanden habe, wie Mehrere annehmen. Einige finden ihn in dem meles des Plinius, daher der Name auch in's System kam, während Andere wieder den Marder darunter verstehen, wobei ich beiläufig bemerke, daß neuere Naturgeschichtschreiber den früher zu den bärenartigen Thieren gezählten Dachs wirklich zu den Mustelinen oder marderartigen Thieren rechnen. — Daß die Alten ein Thier, das in Europa und Asien, bis nach China hinein, zu Hause ist, nicht gekannt haben sollten, ich wohl nicht anzunehmen. — Der barbarisch-lateinische Name taxus, wovon taisson, tasso u. s. w., kommt zuerst im siebten oder achten Jahrhundert vor, vielleicht vom gallischen taxea, was nach Isidor Speck bedeutet, weil wirklich der Dachs viel Fett anlegt und daher leicht das in Lukanien häufige Thier seyn kann, von welchem Galen sagt, daß es zwischen Schwein und Bär das Mittel halte.

Ob aber die Alten den Vielfraß, der bloß in den nördlichsten Gegenden der alten Welt einheimisch ist, gekannt und mit dem Namen hyæna bezeichnet haben, ist eine Frage, die wir mit Nein beantworten. — Dagegen kannten sie den Biber desto besser, der erst beim Claudian diesen Namen führt, während ihn der weit frühere Varro und Plinius durch fiber bezeichnen. Der gewöhnliche Name ist castor bei Griechen und Römern. Von erstern wird er auch der „pontische Hund" genannt, weil er früher besonders am schwarzen Meer gefunden wurde, wo er heutzutage nicht mehr zu sehen ist. Uebrigens hat er mit einem Hunde so viel und so wenig Aehnlichkeit, als die Fischotter, die von den Griechen auch Wasser- oder Flußhund genannt wurde — die lutra der Römer — oder als die Seehunde, die phokæ der Alten, die bereits bei Homer, als Heerden des Meergottes Proteus, vorkommen. Hierzu ist zu bemerken, das man die kastores und die kastoriden der Griechen nicht mit einander verwechseln darf. Leztere sind wohl nichts anderes als die eben erwähnten Phoken. Oppian berichtet von ihnen, daß ihr klägliches Geheul, das sie an dem Ufer ausstoßen,

für die Menschen verderblich sey. Wer diese traurige Stimme, dieses verhaßte Geheul vernehme, der sey nicht weit vom Tode entfernt; jene Stimme verkünde ihm das nahe Verderben. Fast dasselbe berichtet auch Aelian. Vielleicht sind unter den Kastoriden auch die Seekühe, die sogenannten „Frauenfische" der Portugiesen und die „behändeten Thiere" (manati) der Spanier zu verstehen, welche von den Franzosen die „Lamentirer" (lamentius) genannt werden, wegen der kläglichen Stimme, die man von ihnen zu vernehmen meinte. Sie leben nicht bloß an den Flüssen und Küsten der wärmeren Länder von Amerika, und scheinen, wie Blumenbach bemerkt, zu manchen Sagen von Sirenen und Meerjungfern Anlaß gegeben zu haben.

Den in früherer Zeit so genannten „indianischen Wolf," der ordentlich aus Hund oder Schakal, aus Katze und Schwein — von welchen lezteren der griechische Name hyæna herrührt — componirt zu seyn scheint, kannten die Alten gut, die mancherlei von ihm in Bezug auf Zeugung, Verwandlung, Gemüthsart, Stimme u. s. w. fabelten, wie noch jezt die Orientalen. In neuester Zeit hat Cuvier die Hyäne zu den Katzen zählen wollen; allein Wiegmann und Andere haben ihr die Verwandtschaft mit dem Hunde vindicirt. Aristoteles bemerkt bereits, daß sie gern Gräber aufwühle, als ein nach Menschenfleisch begieriges Thier. Die Araber nennen sie deßwegen die „Mutter der Gräber." Gebeine von ihr wurden vor Alters auch zu Zaubereien verwendet, wie man aus dem Dichter Lucan ersehen kann, welcher erzählt, wie eine thessalische Zauberin, Namens Erichtho, um durch die Kraft der Nekromantie den Geist eines römischen Kriegers aus der Unterwelt hervorzurufen, allerhand Zaubermittel, wie sie kaum in der Hexenküche beim Shakespeare im „Macbeth" unheimlicher und gräulicher vorkommen, zusammengemischt habe. „Denn da fehlte nicht der Schaum des wasserscheuen Hundes, die Eingeweide des Luchses, Wirbelbeine der Hyäne, das Mark vom Hirsch, der von Schlangen sich nährte, nicht der Fisch Echeneis, der die segelnden Schiffe aufhält, nicht das Auge des Drachen, nicht der Adlerstein, geflügelte Schlangen, Vipern vom rothen Meer, die Haut von der afrikanischen Hornschlange und die Asche des Phönix." — In der „hyaena odorifera" der Alten fanden Neuere die katzenschwänzige und am Kopfe mehr einem Fuchse ähnelnde Zibethkatze, die zu den Viverren gehört und von welcher man gegenwärtig zwei Arten unterscheidet: die afrikanische und die edle, in Ostindien einheimische, die ehemals von da aus, wegen der bekannten starkriechenden Substanz, durch Malaien und Araber weit verführt wurde.

In den „Acharnern" des Aristophanes bringt der Böotier allerhand Gethier, eßbares und nicht eßbares, unter andern auch Maulwürfe und eine Art Thiere, die er Iktis nennt, auf den Markt. Man übersezt es gewöhnlich durch Wiesel. Aristoteles berichtet von ihm, daß es von der Größe eines Schooßhundes, aber nach Behaarung, Aussehen, Farbe u. s. w. einem Wiesel ähnlich sey. Es werde leicht zahm und gehe dem Honig nach. Cetti, und nach ihm Karl Bonaparte wollen in dieser Iktis das sardinische Boccamele erkennen, das wirklich leicht zähmbar sey, seinen Herrn kenne und ihm liebkose, und auch großen Appetit nach Honig zeige. Andere halten es für das Frettchen, welches das „wilde Wiesel," auch das „libysche" von den Griechen genannt wurde, aber nach Blumenbach und Cuvier nur eine Varietät vom Iltis wäre. Es stammt ursprünglich aus Afrika — der Berberei, nach Shaw — und wurde, wie Strabo berichtet, nach Spanien hinübergebracht, um dort zum Fang der Kaninchen gebraucht zu werden, woran das Land so reich ist, ja dem es selbst seinen, ursprünglich phönizischen Namen zu verdanken hat. Auch Plinius erzählt, wie die spanischen Balearen das Thier, welches er Viverra nennt, zum Kaninchenfang benüzten.

Den Hamster — wohl von: hamsen, einheimsen, so genannt, da er ein wahrer Kornwucherer ist — scheinen die Alten nicht gekannt zu haben; wenigstens ist er nicht, wie Etliche meinen, unter ihrer „Bärmaus," arktomys, zu verstehen, die eher unser Murmelthier seyn mochte, das wirklich Manches von Maus und Bär an sich hat. Plinius führt diese Marmotten unter der Bezeichnung „Alpenmäuse" auf, welche auf zwei Füßen gehen (bipedes ambulant). Woher der systematische Name des Hamsters: cricetus, rühre, habe ich bis jezt nicht ausfindig machen können.

Einige Neuere meinen, unsere gemeine oder Hausratte sey im Alterthum nicht bekannt gewesen; sie sey erst bei uns eingewandert, am wahrscheinlichsten aus Amerika durch die Schifffahrt zu uns gekommen. Auch sey sie wieder durch die später eingedrungene Wanderratte (mus decumanus, der Surmulot des Buffon) in vielen Gegenden ganz ausgerottet, so in München, Edinburgh u. s. w. Indeß scheinen doch die Alten unsere Hausratte unter dem Namen „die größere Maus" gekannt zu haben. Der hyrax (das Schweinchen) beim Nikander aber scheint unsere Spitzmaus zu seyn; der Name paßt ganz zur rüsselförmigen Schnauze. Sie heißt bei den Griechen auch „Mauswiesel." — Beiläufig erwähne ich noch, daß es in Augsburg keine Ratten geben soll, weil sie der h. Ulrich daraus vertrieben habe, nach welchem noch jezt ein Pulver „das Ulrich-Pulver" genannt wird. Freilich so kräftig ist es nicht, als die Zaubertöne des Rattenfängers von Hameln oder der kleine Dämon und die Zaubersprüche, mit welchen, nach einer französischen Sage, im dreizehnten Jahrhundert der Kapuziner Angionink

Legionen von Ratten und Mäusen aus dem Dorfe Drancy-les-Nouis bei Paris vertrieben hat. Auch er ist mit Undank belohnt worden und hat aus Rache, mit dem Tone seines Hornes, wenn auch nicht Mädchen und Buben, doch Kühe, Schweine, Hämmel, Gänse u. s. w. an sich gelockt und mit sich fortgeführt.

Die zweibeinigte Maus des Aristoteles, von welcher sich auch eine Abbildung auf einer Medaille von Cyrene findet, ist die wegen ihrer Sprünge merkwürdige, häufig in der arabischen Wüste vorkommende zweibeinigte Bergmaus (Jaculus jerboa, nach Blumenbach, nach Neueren Dipus ægyptius). — Unter den egyptischen Mumien kommen zwei Arten von Spitzmäusen vor, von denen die eine, die Mumienspitzmaus, noch jezt vorhanden ist, die andere aber, welche J. Geoffroy sorex religiosus genannt hat, unter den in Egypten lebenden nicht mehr gefunden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Schluß.)

Ausstellung des Kunstvereins.

Nicht uninteressant dürfte es für die Leser seyn, über die besseren Bilder, welche während des Laufes einiger Monate auf der permanenten Ausstellung im Lokal des hiesigen Kunstvereins zu sehen waren, einige Mittheilungen zu erhalten, da man sonst über die hiesigen großartigen monumentalen Leistungen die Oelgemälde der hiesigen Künstler, gleichsam die fliegenden Blätter der Kunst, leicht vergißt. Auf Vollständigkeit der Aufzählung macht übrigens mein Bericht keinen Anspruch; ich greife nur einige Bilder heraus, von denen sich mein Gemüth vorzugsweise angesprochen fühlte. Besonders bewiesen viele Landschaftsgemälde, daß man in München auch in Oel und nicht bloß al fresco zu malen versteht. Eine sehr schöne, effektvolle Landschaft von Albrecht Zimmermann, eine andere von dem als Landschaftsmaler rühmlich bekannten Ezdorff, und die durch ihre vortreffliche Stimmung ausgezeichnete Darstellung einer öden Gegend aus dem Elsaß von Morgenstern dürften auf diesem Gebiete vorzugsweise zu nennen seyn. Lobenswürdiges leistete im Gebiete der Landschaft auch der nun bereits verstorbene Mohr, ferner Habenschaden, Schleich u. A., obschon manchen Jüngeren eine etwas zu flüchtige Behandlung zum Vorwurf gemacht werden kann. Deutsche Kunst, Poesie und Musik haben stets nur auf dem Wege der durchdachtesten und sorgfältigsten Ausführung ihr Eigenthümlichstes und Höchstes erreicht. Das Genie, sagt schon Schiller, ist der Fleiß; um wie viel mehr das deutsche Genie, das durch Flüchtigkeit gegen sich und gegen den Geist des deutschen Volkes ein Majestätsverbrechen begehen würde. Unter den Architekturstücken zeichnete sich besonders eine Partie aus der Westminsterabtei von Ainmüller aus. Das Trefflichste wurde im Gebiete der Genremalerei geleistet. Zuvörderst nenne ich Flüggen, welcher rührende oder ergreifende Scenen aus dem bürgerlichen Leben mit tiefem Gefühl darzustellen weiß. In jüngster Zeit erregte ein junger, bis dahin wenig genannter Künstler, Kreling, durch ein kaum den Genrebildern beizuzählendes, höchst poetisch aufgefaßtes Gemälde, das „Maifest der Elfen" darstellend, die allgemeine Aufmerksamkeit. Im tiefen, üppigen Waldesdunkel feiern männliche Elfen in Gesellschaft zart weiblicher Gestalten ein lustiges Bacchanal, indem sie sich im Maitrank berauschen, welchen sie dem Stamm einer Birke entzapfen und aus Blumenkelchen schlürfen; daß es hierbei sehr ergötzlich hergeht, läßt sich denken. Auch das Landschaftliche erscheint auf diesem lieblichen Bilde zum Verwundern gut gelungen. Auf einem Gemälde von dem phantasiereichen Schwind, welches eine bekannte Sage von dem Ritter von Falkenstein darstellt, spielte ebenfalls ein ergötzliches Gesindel von Gnomen die Hauptrolle; in der Ausführung stand es jedoch hinter Krelings trefflichem Bilde zurück. Theils durch Gemüthlichkeit, theils durch Laune sprachen die Genrebilder von Kaltenmoser, Dyck, Geyer in Augsburg u. A. an, während Wyttenbach sowohl in der Thier- als Genremalerei nette Proben seines hübschen Talents ablegte. Eine kriegerische Scene von Schelver erregt gegenwärtig um so mehr Interesse, da der talentvolle Künstler im Laufe des Oktobers der Kunst durch den Tod entrissen wurde. Von Simonsen, einem Dänen, dem Marryat unter den Münchner Malern, sah man abermals ein Stück See- und Schiffsleben; von Foltz geistreiche Darstellungen nach Uhlands Ballade „des Sängers Fluch;" von Diez eine wirkungsreiche Scene aus einem Roman von James, für einen englischen Kunstfreund gemalt. Genelli brachte einen Abraham mit den drei Engeln zur Ausstellung; leider weiß aber der geistreiche Künstler mit den Farben wenig umzugehen, und so wandte man sich lieber von diesem Farbenversuch ab, um seinen Scenen aus dem Leben einer jungen Hexe, nach seinen Zeichnungen von Merz in Kupfer gestochen, die aufrichtige Bewunderung zu zollen, die seine im Grunde geniale Auffassungsweise verdient. Eine dieser Scenen konnte man fast mephistophelisch gemein nennen, und doch erschien sie mit so vieler Grazie aufgefaßt, daß man über die Schönheit der Composition die lüsterne Tendenz vergaß. Religiöse Gegenstände eignen sich wenig für Gemäldeausstellungen, deren Charakter gemischte Buntheit und Zufälligkeit ist; sonst würde man einem Apostel von dem ernst und redlich strebenden Palme und einer schönen Madonna mit dem Christkinde von Hanson gerechte Anerkennung gewidmet haben. Bilder von so strenger Art und Richtung muß man an dem geweihten Orte sehen, für welchen sie bestimmt sind. Eher gehörte eine schön gezeichnete und gemalte h. Cäcilia vom Prof. Cl. Zimmermann hierher, da die Heilige in ihrer schönen Fülle und mit ihren prächtigen Augen gerade keinen ascetischen Anblick gewährt. In lezter Zeit sind auch eine ziemliche Anzahl von Porträtstatuetten zur Ausstellung gekommen, hierunter die Statuetten zweier brandenburgischer Kurfürsten, von Stürmer, einem Schüler Schwanthalers, dessen Manier sich auch auf's deutlichste darin erkennen läßt, und eine Statuette des regierenden Königs von Bayern, von Hornberger.

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 26. November 1844.

Venimus ad summum fortunæ: pingimus atque
Psallimus, et luctamur Achivis doctius unctis.
Horat:

Die französischen Romantiker.

Was wir hier mittheilen, schließt sich an die Aufsätze über die französische Bühne an, die wir früher (1843. 211. 212. — 214—216. — 219—222. 273—276. — 280—282. — 1844. 38—42) mitgetheilt haben; es kann aber auch als eine selbstständige Arbeit gelten. Wir erinnern daran, daß der Verfasser ein Franzose ist, und daß seine Arbeit nicht übersezt, sondern von ihm deutsch verfaßt ist. Dem aufmerksamen Leser kann dieß übrigens nicht entgehen. Daß diese Aufsätze überhaupt französische Wendungen enthalten, dieß spräche an sich freilich keineswegs gegen die Vermuthung, daß einer unserer Landsleute die französischen Gedanken in's Deutsche umgegossen; wir achten ja unsere Sprache so wenig, daß wir Uebersetzungen machen und ertragen, an denen man die Idiotismen aller europäischen Sprachen studiren kann. Man wird aber leicht bemerken, daß die Gallicismen, welche unserem Franzosen entschlüpfen, von ganz anderem Charakter sind, so zu sagen aus einer ganz andern Tonart gehen als diejenigen, welche sich ein fauler deutscher Uebersetzer aufdrängen läßt. So viel von der Form. Was den Inhalt betrifft, so scheint es uns, daß der Franzose Manches vorbringt, was unsern Schriftstellern, welche für die Erneuerung der deutschen Bühne wirken, zu denken geben kann. Zu schämen brauchten sie sich einer solchen Anregung nicht, wenn auch unser Theater nicht zu zwei Drittheilen von dem der Franzosen lebte.

I.

Wenn man von der Umwälzung spricht, welche die französische Literatur durch die Romantiker erlitten, so scheint man immer anzunehmen, daß der Umschwung fast unvorbereitet, ja sogar unvorhergesehen stattgefunden, und daß das barsche Auftreten einiger von Shakespeare begeisterten Brauseköpfe ohne alle Uebergänge plötzlich die literarische Ordnung der Dinge umgestaltet habe. — Wohl übte Shakespeare auf das Aufkommen des romantischen Dramas einen mächtigen Einfluß aus, so ungefähr wie die Sonne auf das Ausbrechen der Puppe. Der Schmetterling aber, so glänzend er auch seyn mag, stammt doch zunächst von der Raupe, und keineswegs von der Sonne her; sonst wäre er auch ein Stern, während er nur ein Schmetterling ist, und dabei vielleicht eine graue haarigte Nachtsphinx.

Der kleine Irrthum über den Ursprung des romantischen Theaters ist uns jezt, nach zwanzig verflossenen Jahren, um so mehr zu verzeihen, als die Romantiker selbst sich befleißigten, ihre eigentlichen Vorgänger zu ignoriren und vergessen zu machen, und mit aller Gewalt

Shakespeare, Schiller, Milton, Dante, Calderon und andere für ihre unmittelbaren Stammväter ausgaben. Mittelst einer so ehrwürdigen Genealogie hofften sie wahrscheinlich die Kämpen des Classicismus zum Stillschweigen zu bringen, welche nach altem Brauch die hocharistokratischen Namen Racine, Corneille, Sophokles, Euripides als die einzigen Sterne des Heils verkündeten, und kraft dieser Namen jeden Neuerer zurückdrängen wollten. Mag nun wer will die Kriegslist gut erfunden oder sogar gut begründet finden; aber gewiß ist es, daß dieselbe eine so unbändige Verwirrung in den Kampf brachte, daß bald Gegner und Freunde einander nicht mehr kannten und oft nicht mehr wußten, wofür oder wogegen sie stritten.

Es ist besonders merkwürdig, was man nicht Alles als von Shakespeare angriff oder anpries, und indem die Romantiker sich für die ehelichen Söhne, die Brüder, ja sogar Meister Shakespeares ausgaben, weiß Gott welche wunderliche Vorstellung wir uns im Allgemeinen vom guten Britten machten. Es ging so weit, daß ich behaupten möchte, diejenigen, welche unter Voltaires Herrschaft und mit ihm Shakespeare verspotteten, faßten ihn richtiger auf als die Romantiker, die ihn so übermäßig lobten. Die Romantiker, und Hugo vor allen, haben in Shakespeare nur sich selbst erblickt und gelobhudelt. Zwischen ihm und sich selbst wollten sie nur einen Zeitunterschied gelten lassen; in unsern Tagen, sagten sie, würde Shakespeare nicht anders dichten als wie Hugo! Ob sie noch immerfort in so schmeichelhaftem Wahn befangen sind, weiß ich nicht; die Nation aber scheint einzusehen, daß Shakespeare, Schiller, Calderon und Alle, in deren Glanz sie sich hüllten, noch viel weniger die Stammväter der Romantiker sind, als die Griechen die der Classiker.

Und so ist es auch. Nicht in diesen Männern, mit deren Namen man uns betäubte und irre führte, sondern in unserer eigenen, und zwar zunächst in der wenigstens der Absicht nach noch streng classischen Literatur müssen wir die Raupe des romantischen Schmetterlings suchen; und weiter, nicht sowohl in der Kenntniß von Shakespeares Dichtungen als in den Umständen der Zeit, in einem gewissen Moment unseres Nationallebens werden wir die Gelegenheit und die Nothwendigkeit seines Erscheinens finden. Sehen wir im Verlauf recht ein, was die besten französischen Kritiker schon vielfach ausgesprochen, daß das moderne Drama hauptsächlich physiologisch und nicht psychologisch, daß es wörtlich ein Schauspiel und nicht ein Spiel für Herz und Geist ist, so werden wir klarer seinen wirklichen Ursprung erkennen, seine wahre Entwicklung verfolgen können.

Die ersten Regungen des Romantismus oder, beim schon gebrauchten Bild zu bleiben, seine Raupe erblicke ich zuerst in Voltaires Versuchen mit dem Schauspiel. Er ist es, der bei seiner Rückkehr aus England, wo er Shakespeare kennen lernte, in unserer frostigen Tragödie, zu ihrer letzten Vollkommenheit, etwas mehr Leben und Schauspiel (un peu plus de mouvement et de spectacle) verlangte. Sonst war bekanntlich Voltaire mit dem französischen dramatischen Verfahren ganz wohl zufrieden; daher entsprang sein Verlangen keineswegs aus einer richtigeren Erkenntniß des Wesens der Kunst, die von ihm anempfohlene Reform war rein äußerlich, eine eitle Zugabe, nichts als Flittergold und Federbusch, um schlechte Nähte zu verbergen, einen abgeschabten Hut zu putzen. Wer unter anderm die Volksscenen in Julius Cäsar und das Erscheinen des Geistes in Hamlet so beurtheilt und nachahmt, wie Voltaire es that, begreift entweder Shakespeare nicht, oder sucht ihn lächerlich zu machen. Von Voltaire an sehen wir auch, wie die Classiker, indem sie sich überdieß erinnern, was die Griechen oft für prächtige Schauspiele dem Auge boten, sich bemühen, mit allerlei Scenerie ihre Bühne zu beleben. Sie sind schon längst nicht mehr im Stande, wie Corneille den Geist, wie Racine das Herz gehörig zu beschäftigen, und so nehmen sie zum äußern Prunk und zu coups de théâtre ihre Zuflucht. Daß aber jede Scenerie so wie jede Bewegung des Herzens dramatisch, daß jede äußerliche Zierde mit der innern geistigen Thätigkeit Hand in Hand gehen soll, das erkennen sie nicht, oder sie wissen es nicht in's Werk zu setzen; und so ist bei ihnen das Schauspiel entweder mit dem, was sie für tragisch halten, nicht wesentlich verbunden, oder es ist ein leeres Schaustück, also fast immer ein willkührliches läppisches Puppenspiel, höchstens ein Melodram.

(Fortsetzung folgt.)

Naturhistorisch-antiquarische Streifereien.

(Fortsetzung.)

Herodot erwähnt im 192ten Kapitel des 4ten Buchs seiner Geschichten, das überhaupt wegen der Thiergeschichte von Afrika sehr merkwürdig ist, unter andern auch der Echinen oder der Stachelmäuse, die später Aristoteles und Aelian als Thiere aufführen, die in Egypten und Libyen sich aufhalten. Aber sie waren bis in die neuere Zeit dort nicht mehr bemerkt worden. Erst durch die französische Expedition in Egypten wurden sie wieder aufgefunden, somit die bezweifelte Glaubwürdigkeit jener Angaben gerettet.

Die Dachratte, italienisch topo tettojolo, so genannt, weil sie sich gewöhnlich im obern Theil der Gebäude aufhält, die nach Savi und K. Bonaparte im mittleren und südlichen Italien einheimisch ist, soll dem Alterthum unbekannt gewesen seyn. Vielleicht ist sie mit der „alexandrinischen Maus“ identisch, mithin aus Egypten eingewandert.

Beim Aelian finden wir die Beschreibung eines seltsamen Thieres, einer Art von Schwein mit zwei Hörnern u. s. w., welches später und bis auf die neuern Zeiten für fabelhaft gehalten wurde. Da entdeckte man in Ostindien jenes, von den Naturbeschreibern zu den Schweinen gerechnete Thier, welches im Malaiischen Babirussa, d. i. Schweinhirsch, genannt wird, und sich durch seine fast kreisförmigen ungeheuern Eckzähne im Oberkiefer auszeichnet. Doch schon beim egyptischen Mönche Kosmas, der um die Mitte des sechsten Jahrhunderts blühte und der die ostindische Flora und Fauna auf seinen Reisen kennen lernte, kommt der griechische Name choerelaphos, d. i. Schweinhirsch, vor.

Was die zahlreiche Sippschaft des Rindes anbelangt, so kannten die Alten den Ur- oder Auerochs nicht bloß dem Namen nach, der im Griechischen und Lateinischen uros und urus heißt. Macrobius in seinen Saturnalien bemerkt, urus sey das gallische Wort, womit man wilde Ochsen bezeichne. Nun wissen wir aber, daß Römer und Griechen häufig keltisch und gallisch setzen, wo eigentlich germanisch stehen sollte. Ur bedeutet eben so wohl „wild,“ was wieder mit Wald verwandt ist, als „anfänglich,“ welche beide Begriffe oft zusammenfallen. — Urkatte und Urgaas heißen in älterer Sprache wilde Katze und Gans. Nach Tacitus (Annal. B. 4.) mußten die Friesen einen jährlichen Tribut von Ochsenhäuten, später von Häuten der Ure an die Römer abliefern. — Auch der Büffel, der ursprünglich in Tibet zu Hause ist, aber auch in Europa, namentlich in Italien und Ungarn als nützliches Hausthier gehalten wird, war den Alten bekannt. Ja das deutsche Wort ist bloß aus dem italienischen buffalo, wie dieses wieder aus dem griechischen bubalos corrumpirt, was früher aber nicht den Büffel, sondern ein in Afrika einheimisches hirschartiges Thier, vielleicht eine Gazelle, bedeutet hat. So finden wir es bei den 70 Dollmetschern.

Zottige oder mähnige Bisons nennt Seneca in seinem „Hippolytus,“ neben dem Ur, unter den Thieren, welche von der jagdliebenden Diana bezwungen wurden. Auch das romanisirte bison ist deutschen Ursprungs, wohl von Einer Wurzel mit dem altnordischen visundr, dem althochdeutschen wisunt (Wisent im Nibelungenlied); etwa vom alten bisen, d. h. wüthen, beißen, oder auch, nach J. Grimm, vom alten wisan, zeigen, weisen; davon wisel, Weisel, Anführer, König, (rex boum). So heißt auch die Bienenkönigin Weisel. Auch den Yak, oder den Büffel mit dem Pferdeschweif, wie ihn Pallas nennt, der, kleiner als unser Rind, in Tibet zu Hause und besonders in Ostindien ein geschätztes Hausthier ist, zottiges Haar hat, wie die Ziege, und eine grunzende Stimme, wie das Schwein, haben schon die Griechen gekannt, namentlich Aelian, der auch des uralten Brauchs gedenkt, die Schweife als Fliegenwedel zu benützen, wie noch jezt in Ostindien geschieht. — Ob aber auch die von den Hindus heilig gehaltene Buckelkuh oder der Zebu, welcher von den Arabern erst nach Egypten verpflanzt zu seyn scheint, den Alten bekannt gewesen, ist zweifelhaft. Das Rind war übrigens bei ihnen gewissermaßen ein Normalthier, nach welchem man andere, größere Thiere abmaß und benannte. So heißt beim Pausanias das Rhinoceros der äthiopische Ochs; so hießen lukanische Ochsen früher bei den Römern die Elephanten. — „Eher wird eine Heuschrecke einen Lukas-Ochsen gebären,“ sagt ein römisches Sprichwort, um Unmögliches zu bezeichnen. — Ein ähnliches Thier ist für die Insulaner der Südsee ihr Schwein, das größte ihrer Landthiere vor der Ankunft der Europäer. So nannten die Bewohner der Gambierinsel das erste Pferd, das sie sahen, „das menschentragende Schwein.“ Auch von den Bewohnern des paradiesischen Tahiti, des jetzigen Zankapfels für Engländer und Franzosen, wird dasselbe erwähnt.

Wir kommen zu den Hirschen, zu deren Geschlechte bekanntlich auch die Elenn- und die Rennthiere gehören. Beide kannten die Alten. Schon der angelsächsische, englische und mittelhochdeutsche Name des erstern Thiers: „Elch und Elk“ (der aus dem Nibelungenlied bekannt ist) tönt uns aus dem griechischen alke und dem alce und alcis des Cäsar und Plinius entgegen. Nach Pausanias war die alke ein Mittelding zwischen Hirsch und Kameel, und Cäsar berichtet, daß dieses rehartige Thier, nur etwas größer als das Reh, Beine ohne Knoten und Gelenke habe. Es lege sich, wenn es ruhen wolle, nicht nieder, weil es, einmal niedergesunken, sich nicht wieder aufrichten könne; es lehne sich deßhalb an Bäume. Und Plinius sagt, die fast einem Rinde ähnliche alce sey nicht sehr verschieden von der achlis, die auf der Insel Scandinavia einheimisch sey, und die nicht, wie jenes Thier, den Hinterbug biegen könne. Deßhalb könne das Thier nicht liegen; es lehne sich daher an Bäume und werde dadurch, daß man diese durchsäge, gefangen. Es sey von allbekannter Behendigkeit; seine Oberlippe sey sehr groß, daher gehe es beim Weiden rückwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Der Triumph der Industrie.

Eine Dame aus den höhern Ständen kam neulich von einem der kleinen Feste, welche zur Feier der anwesenden Industriellen gegeben wurden. Industrielle in unsern bureaukratischen und aristokratischen Gesellschaftskreisen sind eine ganz neue Erscheinung. Sie war vergnügt. Worüber? Ueber die vergnügten Gesichter der neuen Gäste, über ihre lebhaften Gespräche, über ihre heitere, weltmännische Anschauung der Dinge. „So ganz anders war es, als wenn man unsere Künstler und Gelehrten sieht!“ Runde, volle Mienen, nicht lang gezogene Gesichter; keine ängstlichen Rücksichten und doch der natürliche Anstand des Wohlbehaglichen. Ja unsere Künstler sind unzufrieden — worüber nicht alles! über die Kritik, über Nichtanerkennung, über Bevorzugung des Eitlen, Frivolen; und unsere Gelehrten — wer wollte alle Blätter in dem dicken Buche ihrer Unzufriedenheit nachschlagen! Ehemals war die Gelehrsamkeit in Deutschland oben auf; wie thronte sie in ihrer Wolkenperücke, ihr ideales Reich sich construirend, das keine Berührung hatte mit den Quälereien und Disharmonien der Wirklichkeit. Was tief unten im Leben geschah, sah sie nicht, sie hörte nichts davon auf ihrem lateinischen Throne. Dann kam die Dichtung, scheel angesehen von ihr; wie bald aber überflügelte sie den altväterischen Gelehrtenkram in der öffentlichen Meinung! Auch die Dichtung glaubte vom Leben abstrahiren zu können, sie flog auf dem Pegasus zu Zeus, als die Erde vertheilt war; ihr folgte die Kunst. Als die Poesie anfing zu fühlen, daß der Platz oben ohne gutes Fundament unten nicht mehr recht haltbar sey, und sie in die Disharmonien der lebendigen Geschlechter sich mischte, da sah man, nämlich immer in Deutschland, die Künstler für die reiner zum Idealen strebenden Geister an. Sie mischten sich nicht in das Gewühl und Geschrei des Marktes. Es war eine schöne Zeit, die Zeit der Madonnen und Königinnen und schönen Frauen und der in Nebelduft schwimmenden Landschaften. Der Künstler, man muß es ihm lassen, blieb länger im Zustande der Reinheit, er wehrt sich noch jezt mit allen Kräften gegen die Vermählung mit den Forderungen des Lebens. Aber die goldene Zeit ist doch hin. Die Industrie ist auf den Thron erhoben, plözlich, über alles Erwarten unerwartet; die Dampfkessel haben einen zu mächtigen Impuls gegeben. Und wer verargt es den Künstlern, den Gelehrten, den Dichtern, die mit Parteien, Kritik, Publikum, mit sich und mit der Zeit kämpfen, wenn sie nicht heiter in den Jubel der Gegenwart schauen? Stehen sie nicht als Genien mit gesenkter Fackel auf dem Grabe einer schönen Vergangenheit? Sehen sie nicht auch den Markt, der ihrer war, sich entrissen, haben sie nicht auch Kämpfe anderer, sehr prosaischer Art zu bestehen, während die rundglänzenden Wangen und behaglichen Körperdimensionen der Gewerbsmänner zwar nicht das alte Sprichwort wahr machen: „Handwerk hat goldenen Boden,“ doch die Wahrheit bezeugen, daß der Geist der Erfindung, wenn er die Materie grosartig erfaßt, auch Groses, Staunenswürdiges, die Welt Bewegendes in's Leben ruft. Die Dame hatte Recht. Wir Andern kämpfen entweder mit der Zerrissenheit, oder wie man die zerrissenen Träume mit dem Lebendigen flicke; die Industrie schafft im Vollen, mit voller Anerkennung, Gebieterin des Marktes, Herrin der Zukunft.

Vor dieser Zukunft haben Viele Besorgniß. Nicht die meine ich, die das schöne untergegangene Reich der Träume beklagen; diese finden sich entweder seufzend in das Unvermeidliche, oder sie verwünschen die Anbetung des Werkeltagsgottes als eine Verirrung des Geistes; es ist ihr Gottesdienst, die neue Zeit zu hassen. Aber von den Männern der Gegenwart selbst sehen Einige diese plözliche Verklärung und Krönung der Industrie, diese Erhebung des Gewerbfleißes auf den Thron als ein Zuviel an. Das Schaffen für das Nothwendige, für das Bedürfniß, so lange in den Höfen, den Winkeln und engen Gassen versteckt, unbeachtet von der Mode, sey mit einemmale mit Trompetenstößen empfangen, in theatralischem Glanze dem Publikum vorgeführt. Wozu das? Recht gut, damit die alten Mächte fühlen, daß in der Stille eine neue Macht anwuchs, welche sie alle überflügeln wird. Insofern sey die moralische Wirkung gut, ein Dämpfer auf einen hohlen Stolz. So möchten die exclusiven Stände in Berlin kennen lernen, was mehr gilt als ihre alten Ansprüche, die ihr Fundament verloren haben. Die Regierung, der König selbst haben dem produzirenden Tiersétat gehuldigt; mögen die consumirenden Stände diese Bedeutung des Festes auffassen, und in sich gehen, daß sie hier nicht vor Untergeordneten, sondern vor Gleichen, vor einer Macht stehen, welche sich schwer rächen dürfte, wenn man sie, wie bisher, mit gnädiger Herablassung über die Schultern ansieht. Aber was helfe es der Industrie selbst, daß man sie theatralisch ausstellt, daß man sie aus ihrer stillen Werkthätigkeit herausreißt, um pomphafte Triumphzüge mit ihr zu halten? Werde das ihre innere Kraft stärken? Nur eine Aufforderung sey es, zu glänzen. Die Nothwendigkeit, das Bedürfniß sey die beste Mutter der Erfindung zu aller Zeit gewesen; Schaustellungen, Prämien, Ehrenmedaillen, hohe Mäcene fördern nur eitles Streben. Was seyen Eisenbahnen ohne Vicinalwege, was Porzellanfabriken ohne gute Töpfer! Es sey wie in einem Staate, wo man Universitäten errichte, aber die Schulen vorher vergessen habe. — Wir glauben, diese Besorgniß ist übertrieben. Wir sind freilich nicht England, wo die Industrie historisch zu ihrer heutigen Bedeutung sich heraufgearbeitet hat; es ist bei uns ein scheinbarer Sprung von der zurückgesezten Werkeltagsthätigkeit zu den Hoffesten; aber die Thätigkeit hatte sich doch schon lange geltend gemacht, sie war so consolidirt, so bedeutend geworden, daß der Akt der öffentlichen Anerkennung, das vornehme Fahnenschwenken, nur das offizielle Siegel ist, welches darauf gedrückt wird. Frankreich, das moderne Frankreich ging uns voran. Wir haben es nachgeahmt, aber freiwillig. Ist das ein Unglück? Ich rechne es als einen Fortschritt, in einem Augenblick, wo wir nur national seyn wollen, und bei diesem löblichen Bestreben so leicht in einen entgegengesezten Fehler verfallen. Ein groser Umschwung ist schon dadurch in unsern socialen Verhältnissen bewirkt, daß die Söhne der sogenannten gebildeten Familien nicht mehr durchaus nur studiren wollen und sollen, sondern es nicht mehr für ein Herabsteigen betrachten, wenn sie zur industriellen Thätigkeit sich anschicken. Wenn der Sohn eines Geheimenraths vor zwanzig Jahren sich einfallen lassen, in einer Maschinenbauanstalt in die Lehre zu gehen, hätte die Familie Zeter und Wehe geschrieen und er wäre nicht viel anders betrachtet worden, als ein verlorener Sohn. Daß es heut anders ist und diese Fälle nicht mehr Seltenheiten sind, spricht deutlich genug von einer schon ganz veränderten Lage der Dinge.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. November 1844.

> Asperrima fera monoceros, reliquo corpore equo similis, capite cervo, pedibus elephanto, cauda apro, mugitu gravi, uno cornu nigro media fronte cubitorum duum eminente.
>
> Plinius.

Naturhistorisch-antiquarische Streifereien.

(Fortsetzung.)

Neuere Nachrichten haben bestätigt, daß wirklich das Elen zuweilen auf der Flucht niederfällt und nicht leicht wieder aufsteht. Da glaubte man denn früher, es sey mit der fallenden Sucht behaftet, die bekanntlich auch das Elend heißt, und davon habe eigentlich das Thier seinen Namen. Letzteres ist aber eben so wenig der Fall, als daß es ausländisches, fremdes Thier bedeutet (von Elende, Ausland, Verbannung). Das germanische Wort kommt vielmehr vom altdeutschen ellen (gothisch ailan), d. i. Stärke, Kraft her (wer erinnert sich nicht an ellens=rich, ellen=haft im Nibelungenlied?) So stimmte denn ellen ganz zu dem griechischen alke, d. i. Stärke. Wirklich ist das Elen ein sehr starkes Thier, das mit einem Schlage seines Hufes selbst Wölfe tödten kann, wie schon Olaus der Große berichtet; dabei ist es sehr behend und schnell, und wurde auch schon zum Ziehen gebraucht. So erzählt Ihre nach Arkenholz „im Leben der Königin Christine," daß diese seltsam gelaunte Königin auf einem von Elenthieren gezogenen Schlitten über zugefrorene Seen gefahren sey.

Das Rennthier kannten die Alten gleichfalls. Schon bei Aristoteles kommt tarandos vor. Beim Aelian heißt tarandos ein scythisches Thier, dem Rücken und der Größe nach einem Stier ähnlich, dessen Haut so hart sey, daß kein Wurfspieß sie durchdringen könne. Doch der Holländer Merran will darin eher unser Elenthier erblicken. Bekanntlich ist die Haut desselben so stark, daß man sie im Mittelalter und bis in den dreißigjährigen Krieg hinein zu Kriegskollern gebrauchte. — Sind die rhenones bei Cäsar, Sallustius und Tacitus Felle von Rennthieren? Das Wort rheno hält schon Varro für ein fremdes, gallisches, der spätere Isidorus für ein deutsches.

Das Rhinoceros, das dem Aristoteles noch unbekannt war und in Deutschland zuerst 1513 erschien — Albr. Dürer gab damals ein Bild davon — kommt einmal beim Martial als Thier mit doppeltem Horn vor, was denn die Ausleger, die nicht wußten, daß es wirklich Nashornthiere mit zwei Hörnern gibt, in große Verlegenheit setzte. — Das Rhinoceros scheinen zuweilen die Alten unter ihrem Einhorn verstanden zu haben.

Wir besprechen nun auch dieses schon viel besprochene Einhorn oder Monoceros, welches im alten Testamente Reem heißt und dort wegen seiner Munterkeit, Stärke, ja Gefährlichkeit, so wie wegen seines großen Horns erwähnt wird, und von welchem auch die Griechen und

Römer mancherlei ziemlich Fabelhaftes zu sagen wußten. Bochard erkennt aber in dem Reem nicht das Einhorn. Plinius berichtet von diesem als einem sehr wilden Thiere, welches am Haupt einem Hirsche, an den Füßen einem Elephanten, am Schwanz einem Eber und am übrigen Körper einem Pferde ähnlich sey; es brülle stark und sey mit einem schwarzen Horn versehen, welches zwei Ellen über der Mitte der Stirne hervorrage. Lebendig könne es, wie man behaupte, nicht gefangen werden. — In frühern Zeiten hat man das ganze Thier in die Reihe der fabelhaften gesetzt, bis man in neuerer Zeit wieder anfing, an seine Existenz zu glauben. Schon Thomas Bartholinus nimmt sie an, und Kant bemerkt, auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung zweifle Niemand daran. — Zwischen dem Tafelberge und dem Seekuhflusse sey in den achtziger Jahren ein Einhorn aus einer ganzen Heerde, die von einem Bastardhottentotten, Namens Slinger und seinen Gefährten gesehen wurde, geschossen worden. Nach Slingers Beschreibung glich es einem Pferde. Gerade vor dem Kopfe hatte es ein Horn von der Länge eines Arms und an der Basis von der Dicke eines solchen u. s. w. Der Kopf ähnelte dem eines Pferdes; es hatte Ohren wie ein Ochs, einen langen Schwanz, der in der Ferne wie ein Pferdeschweif aussah, und Hufe, so rund wie Pferdehufen. — Der kritische Kant meint, die Unmöglichkeit der Existenz eines solchen Thiers sey nicht einzusehen. Sein Aufenthalt möge aber sehr beschränkt und es selbst bei großer Verfolgung der Ausrottung nahe seyn. — Dem Vaillant kam keines vor; dagegen will Sparmann Spuren seines Daseyns bemerkt haben. — Wir irren vielleicht nicht, wenn wir in diesem Thiere eine Art von Antilopen erblicken, deren Geschlecht ja im Innern von Afrika so zahlreich ist, und an Gestalt theils dem Hirsche, theils dem Ochsen, theils der Ziege ähnelt. Vielleicht ist es eine Gnuantilope, welche fast die Größe eines Pferdes und mondförmige vorhängende Hörner hat, oder die wegen ihrer Hörner merkwürdige Sassabyantilope, acronotus lunata.

Ueber diese und andere Arten von Antilopen, so wie über anderweitige merkwürdige südafrikanische Thiere, z. B. die Elengazelle, deren Fleisch köstlich schmecken soll, über Springböcke, Klippspringer, Nashornthiere, Flußpferde, Giraffen u. s. w., die sich im Lande der Kaffern und Hottentotten am Fuß der Schneegebirge und weiterhin mehr oder minder zahlreich vorfinden, hat uns in neuester Zeit der englisch-ostindische Kapitän William Harris interessante Nachrichten mitgetheilt; ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, dem die Tigerjagden in Ostindien nicht mehr genügten und der nun in den erwähnten Gegenden ein wahres Jägerparadies fand.

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Romantiker.

(Fortsetzung.)

Dieß ist einer der verachteten und wohl auch verächtlichen Pfade, die uns zum modernen Drama führen; als einen zweiten sehe ich folgenden an. Die classische Tragödie wurde eben durch diese Zugabe der Bühnenpracht, welche ihr in Voltaires Meinung die höchste Vollkommenheit verschaffen sollte, täglich an Gedanken und Gefühlen um so ärmer und die Sprache um so hohler, so daß die tödtlichste Langeweile die Schleppe ihres pretentiösen Kleides allein trug. Unter diesen Umständen ertheilte Diderot dem bürgerlichen Drama das Bürgerrecht. Die Gründe, die ihn hiezu bewogen, mögen freilich triftiger als die Voltaires gewesen seyn; schätzen wir aber dieselben jezt nach ihren Folgen, so sind wir berechtigt zu sagen, daß auch sie einseitig und äußerlich waren. In der That besagen sie wohl nichts anderes, als: bisher haben wir mehr als zuviel Könige und Staatsereignisse als Gegenstand der Tragödie ausschließlich gebraucht, und doch ist auch das Privatleben tragisch; Zeit ist es also, auf die bürgerlichen Stände und die Familienangelegenheiten unser Augenmerk zu richten.

So lobenswerth nun die Absicht scheinen mag, so kann man doch nicht leugnen, daß sie für die Kunst die schlimmsten Folgen hatte. Die Ansicht wäre wohl an sich heilsam gewesen, hätte nur Diderot auf den Dichter gewartet; aber er, ein reiner Denker und Kritiker, der die Kunst so wenig zu schätzen wußte, daß er das Handwerk höher stellte, wollte auch durch eigene Versuche die Behauptung beweisen, und wie Voltaires außerordentlicher Prunk, indem er mit der Seele nichts zu schaffen hat, uns allmählig von der Poesie abführte, so beraubte uns mit der Zeit Diderots Reform aller Größe und Würde, und Gedanken und Gesinnungen sanken wie die Sprache selbst zur Prosa, ja oft zur gröbsten Gemeinheit und widerwärtigsten Plattheit herab. Der alte classische Vers, ohne welchen wir uns keine Poesie denken konnten, war freilich so hohl geworden, die hohen Personen, die man auf die Bühne brachte, verleiteten zu einer so hochtrabenden, so konventionellen Sprache, daß Diderot, einer der ächtesten Vertreter seiner Zeit, der durchaus gehaltvolle Worte verlangte, sich unmöglich damit befriedigen konnte. Aber hohl oder platt, schlechtes Zeug ist doch immer schlechtes Zeug, und so haben wir dabei nichts gewonnen.

Aus beiden Elementen nun, aus dem Schaugepränge und der Bürgerlichkeit, entstand das Melodram. Hier müssen wir jenen oben erwähnten

Moment des Nationallebens näher betrachten. — Die Zeit ging endlich vorüber, wo man ausschließlich für „la cour et la ville" dichtete; nicht mehr aus einigen Gebildeten, sondern aus der ganzen Nation sollte das Theaterpublikum bestehen, und natürlich mußte das Theater seinem erweiterten Publikum Genüge leisten. Vorbei war also die Zeit der antiken oder aus den Geschichten und Mythologien aller Länder erborgten Stoffe, die wir nur aus unsern Schuljahren kennen; und diese Schuljahre bilden überdieß nur bei einem sehr geringen Theil der Nation einen Moment des Lebens, und die Nation im Allgemeinen bleibt dem Alterthum fremd. Das gegenwärtige Publikum ist also ein solches, das in's Theater nur sein Herz und seine Lebenserfahrung, nebst sehr wenig Bücherwitz mitbringt. Deßwegen muß der Dichter entweder solche Gegenstände wählen, die uns durch ihr Nationalinteresse fesseln, oder allgemein menschliche Stoffe, die wir leicht mittelst unseres Herzens und gemeinen Verstandes auslegen können. Thaten, die sich nur auf längst verlassenem religiösen und philosophischen Standpunkt erklären, eignen sich unmöglich für ein Nationaltheater, soll nicht das Theater ein Institut seyn, um uns vor allem über Religion und Philosophie der Alten zu belehren. Aber kein Theater ist eine Schule der Vergangenheit, sondern ein Licht und Wiederschein der Gegenwart, und wie in Hinsicht des Gefühls, schafft sich hinsichtlich des Wissens der Dichter sein Publikum nicht, sondern nimmt es, wie es ist, und richtet sich darnach. Also hauptsächlich national und durchaus christlich-menschlich mußten von nun an die Stoffe, wie die Auffassung seyn. Das Théâtre français aber, das Schauspielhaus, das in der Meinung eigentlich unser Theater vertritt, blieb immerfort im alten Verfahren stecken oder mußte doch nie recht sich in das Neue zu fügen.

Die Stücke, die auf der Bühne des Théâtre français sofort zur Aufführung kamen und zufällig gefielen, verdankten ihren Erfolg nicht sowohl der Kunst, als vielmehr den politischen Anspielungen oder philosophischen Brocken, die mit den Tagesinteressen im Einklange waren. Gleiche und noch größere Erfolge gebührten den Vaudevilles und den Journalen, und mit noch mehr Recht. Gefiel darin sonst etwas, so war es hauptsächlich dieser und jener Schauspieler, der, namentlich bei den alten Stücken, noch allein im Stande war, das Publikum in das verlassene Haus zu locken. Die gebildete Welt aber, die, welche seit so langer Zeit in der Literatur Gesetze gegeben, richtete fortwährend nur auf dieses Theater ihre Aufmerksamkeit, und alle die untergeordneten Bühnen, besonders die der Boulevards, blieben unbeachtet, indem man ihnen keine literarische Bedeutung zuerkannte. Indessen gerade auf diesen verachteten Volkstheatern, die so tief unter der hocharistokratischen Bühne zu liegen scheinen, gährten und verarbeiteten sich die eigentlichen Elemente der dramatischen Revolution, die bald laut und am hellen Tag ausbrechen sollte.

Zu diesen Theatern müssen wir uns wenden, um den Fortgang der Kunst zu verfolgen, die von ihrem früheren Sitz herabgestiegen ist. Nur hier werden noch, unter dem Titel Melodram, Tragödien aufgeführt, woran das Volk sich nicht wegen des politischen oder philosophischen, sondern lediglich wegen des, wenn auch noch so verschrobenen tragischen Gehaltes erfreut. Dieses Volkstheater faßt die ganze Welt, vom Bettler zum König, vom Soldaten zum Mönch; hier sind alle möglichen Schauspiele, von der Tavernrauferei bis zum Krönungszug, von der Schlacht zur Richterversammlung zu sehen. Zwar vertritt hier Sentimentalität die Stelle des Gefühls; als Kraft und Größe müssen Verfluchungen und Bombast, als tragisch muß der Greuel gelten. Aber ein belebtes und mannigfaltiges Schauspiel ist es doch; so unterhaltend und prächtig, wie nur Voltaire, so umfassend und dem Leben abkonterfeit, wie nur Diderot es wünschen konnte. Das Volk hat sein größtes Gefallen daran und begrüßt besonders stürmisch den Namen Guilbert de Pixerecourt. Die vornehme Bühne wird immer mehr verlassen, höchstens bewirkt die Hartnäckigkeit der rhetorischen Welt noch hie und da un succès d'estime. Das Lustspiel und das Vaudeville blühen zwar immerfort, sie allein aber können unmöglich eine Nation zufrieden stellen, die in Folge der stürmischen Jahre, die sie durchlebt, so viel an Ernst gewonnen hat und nach tiefen tragischen Eindrücken dürstet. Heimlich schleicht mancher, als schäme er sich, die niedrigen Volksbelustigungsorte zu besuchen, nach den Boulevardstheatern, Anfangs aus bloßer Neugierde, doch einmal das zu sehen, was dem Volk so gut gefällt; und er bleibt, weil es ihn packt, zwar mit bluttriefenden Zangen, aber doch so am Herzen, daß er bleiben muß, und zwar gern bleibt und gern wieder kommt. Seine gebildete Bühne ist alles Tragischen so baar, daß er glaubt, weil hier sein Herz so erschüttert pocht, hier habe er das Tragische gefunden. Doch halt! vielleicht denkt er, fühlt er so etwas; aber er hütet sich wohl, es bestimmt auszusprechen. Daß das, was er hier sieht, ein Erzeugniß der Kunst sey, wenn auch einer rohen Kunst, die sich bilden kann, das will er noch nicht gestehen. — Wären diese Stücke auf dem Théâtre français aufgeführt, nun dann freilich würde er sich besinnen und sie seines Applauses oder eines Verdammungsurtheils würdigen; auf diesen gemeinen Theatern aber, unter dem Bastardtitel Melodram, und in einer Sprache, die von Vers und Reim nichts weiß, kann es unmöglich etwas von literarischem Belang geben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsezung.)

Die Industrieausstellung. — Kunstausstellung.

Die Ausstellung ist geschossen. Der Erfolg war in jeder Hinsicht über Erwarten. Wer hätte denken sollen, daß 80,000 Thaler allein für Loose würden eingenommen werden! Am Staube, der Nachmittags beim Schluß die ausgestellten Möbel bedeckte, konnte man auf den Besuch am Tage schließen. Für die Mehrzahl der Besuchenden war es gewiß nur eine große Schaustellung, welche gesehen zu haben die Mode zwang; wie sollte es auch anders seyn, da Niemand fordern wird, daß plözlich, mit der Anerkennung des Werthes und der Bedeutung der Industrie, auch Jeder in ihr Wirken und ihre Mysterien eingeweiht seyn sollte! Daß aber auch eben so viel Kenner, Lern- und Wißbegierige und kritische Beobachter die gedrängten Gänge füllten, und daß Anregung in Menge geboten wurde, ist nicht zu bezweifeln. Ueberdem war so viel da, daß Jeder doch etwas fand, was ihn interessirte. Waren es nicht die Teppiche, Seidenstoffe, die Lokomotive, oder das Brautkleid (das unsere Schönen sehr interessirte), so doch die crystallisirten Präparate der chemischen Fabriken, oder wenigstens die großen Pfefferkuchen. Unsere Pfefferküchler sind Dichter und Wizlinge, wie man auch sonst weiß. Keines ihrer Produkte aber übertraf einen Gulliver, der, etwa 5 Fuß lang, auf der Erde liegt und schläft, während die Liliputer um ihn her spazieren. Einen jungen Mann hörte ich seiner Braut die Erklärung geben: es sey ein deutscher Schriftsteller, der auf dem Felde schlafe, ob er Goethe heiße oder Schiller, lasse er dahin gestellt, aber während er schlafe, kämen die bösen Geister als Zwerge und weckten ihn. Die Braut hatte nur dagegen einzuwenden, daß es keine bösen Geister seyn könnten, da Dragoner darunter seyen. Die große Lotterie der eingekauften Gegenstände beginnt erst im December und soll bis in's neue Jahr dauern: dieß wird von vielen Damen schmerzlich empfunden. Man hat seine Rechnung daran geknüpft, wie an die Prämien der Droschken. Kein Ernst, der nicht ein Spiel bei uns abwirft, und kein Ernst, der durchdringt, wenn er nicht zugleich eine gefällige Seite entfaltet.

Man erfährt erst jezt, daß die Mehrzahl der ausgestellten Fabrikwaaren, und zum Theil im Detail käuflich waren. Die, welche gekauft haben, sollen sehr gut gefahren seyn; nur kostete es einige Mühe, bis man durch Kanzleien und Registraturen bis zur Preisbestimmung kam, und auch dann noch wurde der Kauf zu Protokoll genommen. Umständlichkeiten, welche die Meisten abschreckten. Die Kaufleute sagen: mit Recht; denn was sollte aus dem Detailhandel werden, wenn die Fabrikanten ihre Waaren zum Fabrikpreis für das Publikum ausstellten! Und hier um so bedenklicher, da die Aussteller nicht einmal die Transportkosten in Anrechnung zu bringen brauchten. Diese Ausstellungen würden auf die Dauer den Handel ruiniren. An diese Kehrseite des industriellen Sieges erinnert auch die Ausstellung der schlesischen Leinwand. Bekanntlich wurden von einem Comité Gelder gesammelt für die schlesischen Weber, für die man Leinwand nach beliebiger Auswahl erhalten sollte. Diese Leinwand ist jezt angekommen und gefällt, was Preise und Qualität anlangt, dem Publikum so, daß der ganze Vorrath bereits aufgeräumt ist und neue Bestellungen gemacht und angenommen werden. Da zu diesen Preisen kein Kaufmann dieselben Waaren liefert oder wenigstens bisher geliefert hat, so läßt sich voraussehen, daß diese wohlthätigen Leinwandverkäufe dauernde, gute Geschäfte machen werden. Was aber soll aus den Leinwandhändlern werden? Ist dies Genus überflüssig, so streiche man es aus unserer Naturgeschichte; ich zweifle nur, daß der Leinwandhandel auf die Dauer ohne Leinwandhändler bestehen kann, eben so wie die Industrie ohne Vertrieb durch den Detailhandel keinen Vortheil ziehen würde. — Damit sey nicht bestritten, daß in der Idee dieser großen Industrieausstellung nicht eine andere Vermittlung liege zwischen Werth und Preis, als die wir bisher kannten. Daß wir ein großes Theil Elend und Förderung des Pauperismus den vielen Zwischenverkäufern im Produktenhandel verdanken, ist gewiß. Nur war der Druck zunächst bei den Lebensmitteln fühlbar, weniger bei Fabrikwaaren.

Das sind Fragen an die ferne Zukunft; an die nächste ist eine ganz andere ergangen durch die Stiftung des Vereins für das Arbeiterwohl. Das ist ein Wurf, der sein Ziel in's Auge faßte; möchte er es getroffen haben, möchte dieser wahrhafte Schwanenorden eine bessere Lösung finden, als der andere, über dessen Statuten man noch nicht soll in's Reine gekommen seyn! An gutem, ernsten Willen gebricht es den Männern, die ihn gestiftet, gewiß nicht; auch ist schon eine glückliche Vereinigung divergirender Ansichten über die Richtungen bewirkt worden, und hoffentlich wird hier am wenigsten der alte Spuckteufel der Nationeifersucht sein Wesen treiben.

Die armen Künstler sind wirklich mehr, als wir erwarteten, durch die Industrieausstellung zu kurz gekommen. Schon das Resultat der Entréeeinnahme wird es darthun. Noch weiß man nicht, wie viel unter dem gewöhnlichen Saze von 14–16,000 Thlr. eingekommen ist; aber daß bei der Industrieausstellung, troz der vielen Freibillets, schon das Duplum, über 30,000 Thlr., einkam, spricht deutlich, entweder wie viel höher das Publikum den Gewerbsfleiß als die Kunst achtet, oder — und dieß ist wahrscheinlicher — wie jede neue Erscheinung mehr anzieht, als eine gewohnte alte. Ihr Kunstblatt wird genügende Berichte über die Gemälde liefern, und ich will weder dem dortigen Referenten vorgreifen, noch Sie der Belästigung aussezen, ein doppeltes Referat Ihren Lesern zu bringen. Das Resultat in der allgemeinen Stimmung hält sich in der Mitte. Man findet quantitativ zu viel und qualitativ nichts Eminentes, dafür aber viel Gutes, mehr aber Anziehendes und Wohlgefälliges. Ueber Einzelnes spreche ich wohl noch gelegentlich. — Auch die vollendeten Fresken, Schinkels Nachlaß an Berlin, sind zu einer ungünstigen Zeit enthüllt worden. Ich meine nicht die Nacht und die bengalische Beleuchtung, unter der sie zuerst gezeigt worden, sondern unsere mit andern Dingen erfüllte Stimmung. Zu einer Zeit, wo die Kunst obenauf war, hätten die ersten Freskenbilder, welche an einer dem Publikum ganz zugänglichen und freien Stelle eröffnet wurden, großes Aufsehen machen müssen. Es war etwas ganz Neues für unsere nördliche Stadt, und die Debatten pro und contra hätten sich bei uns so gut als im englischen Parlamente erhoben, ob Fresken für unser Clima, für unsere Nationalität sich eignen. Jezt hört man nur einzelne, verlorene Stimmen; aber auch diese sind zu beachten.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. November 1844.

An diesem, an jenem, am Besten gebricht's,
Sie mühen und zwängen und kommen zu nichts.
Goethe.

Die französischen Romantiker.

(Fortsetzung.)

Auf einmal aber kleidet sich das Unding in Verse und Reime ein, und das ungeschlachte Melodram springt vom Boulevard auf das Théâtre français und tritt frech unter dem Namen romantisches Drama auf. — Romantisches Drama! Die ganze Welt schreit, es zuckt ihr in allen Gliedern und sie fragt, was das sey? Die Romantiker wußten es wohl. Es ist der Volksbär, den sie etwas geleckt und gepuzt, um ihn mit einigem Anstand der gebildeten Welt vorzustellen. Hernani und Christine von Schweden sind nichts anderes; nur waren wir getäuscht, weil die beiden Dichter mit den alten Traditionen noch nicht völlig gebrochen hatten. Die Bestgesinnten hofften ein ächtes Theater daraus entstehen zu sehen und sezten sich über die Fehler leicht hinweg. Aber eben die Fehler waren das Wesentliche. Schon bei diesen beiden ersten Stücken können wir jezt erkennen, daß dieses Theater keinen geistigen Bildungskeim besizt; schon hier verkünden die Behandlung der Ereignisse und die Charaktere einen unwiderstehlichen Hang zur platten, materiellen Wirklichkeit, zum Falschen, Verschrobenen, Unmenschlichen. Das Aeußere ist es, was uns bestach; die Shakespeareschen und sonstigen ausländischen Fetzen, die anspruchsvolle Ausstaffirung, das freche Benehmen, das ist es, wodurch der Emporkömmling seine gemeine Herkunft Anfangs verbarg und fast vergessen ließ. Mit der Zeit aber zerlumpte sich der Putz und vor unsern Augen stand das nackte Melodram.

Zwei Dichter, die beiden, die ich eben angedeutet, Hugo und Dumas, nahmen sich ganz besonders desselben an. Lezterer, ein in Betreff der Intrigue und der Ausbeutung der Handlung höchst geschickter Mann, gab ihm eine bisher nicht gekannte Behändigkeit, die der des Figaro fast gleich kommt; jener, ein lyrischer Dichter und der größte Wortschmied, stopfte ihm das Maul mit hochschallenden Reden voll. Beide aber gaben ihm den schwärmerischen, verrückten Anstrich, der ihnen selbst in der verdorbenen Luft der Zeit angeflogen ist. Und so wurde das Melodram eigentlich nur schlimmer. In der Volkslust, in welcher es aufgewachsen, war es freilich roh, aber gesund; in der höheren Sphäre nahm es alle Untugenden der höhern Welt an, und in der Byron-Wertherschen Gesellschaft ward es ein Anthony, Hernani, Triboulet, Gott weiß was alles! kurz und gut ein Affe, oder eine Bestie, und dabei ansteckend.

Auf diese Weise verdrängten die Romantiker die classische Form und glaubten dadurch Alles gewonnen zu haben. Nun, dadurch war freilich viel gewonnen, aber

doch lange noch nicht Alles, ja noch lange nicht so viel, als wir von einer so lärmenden Umwälzung erwarten durften. Heut stehen wir noch am alten Fleck; denn heut sehen wir es klar ein, daß die literarische Revolution viel mehr negativ, vernichtend, als positiv, gründend war, und daß das Höchste, was wir ihr verdanken, das ist, daß sie das Feld räumte und allen künftigen Versuchen die Freiheit verschaffte. Das ist nun freilich viel, diese Freiheit, mögen auch meine deutschen Leser darüber lächeln, die vielleicht nicht wissen, welche Hindernisse jedem Neuerer in Frankreich, besonders auf dem literarischen Feld, entgegen treten. Ja, diese Freiheit ist viel, unendlich viel, aber, wie gesagt, noch lange nicht genug.

Der erste Mißgriff der Romantiker war der, daß sie sich ihres zwar plebejischen, aber doch nationalen Ursprungs schämten. Hätten sie nur keck gesagt: da unten im Dunkel bildete sich allmählig eine Art Schauspiel, das dem Volk, dem jetzigen Publikum gefällt; da nun die classische Tragödie uns nicht mehr genügt, wollten wir jenes Schauspiel zu einem Nationaldrama erheben. Aber weit davon entfernt, beeilten sie sich, dem Volksdrama ein fremdes Aussehen zu geben. Ihre Versuche sollten nicht als Versuche, sondern als fertige Meisterwerke angesehen werden, die mit jedem um den Preis ringen durften. Jeden Unfug wußten sie mit dem Namen Shakespeare oder sonst einem zu bemänteln. Shakespeare verdrängte Sophokles, eine Nachahmung die andere; die größte Verwirrung der Ideen brach ein, und die nächste Strafe dafür war, daß alte und junge Dichter, alte und junge Nachahmer, die eigentlichen Bedürfnisse des Landes so wenig als die Bedingungen der Kunst mehr zu erkennen wußten.

Ein zweiter Mißgriff war es, daß die Romantiker die Beschaffenheit des neuen Publikums nicht faßten, daß sie so gar nicht einsahen, wie ganz die Zeit des Hofes und der Etikette vorüber war, daß sie nicht begriffen, was wir oben bemerkten, daß in Folge der Revolution das jetzige Publikum aus der ganzen Nation besteht. Dadurch hätten sie den unnützen Krieg mit der alten Hofpartei, den Classikern vermieden; die Romantiker hätten diese Verknöcherten in ihrer Andacht für die alten Götzen nicht stören, sie im ruhigen Besitz ihrer Reliquien lassen, sich um ihr Urtheil nicht kümmern sollen. Mit dem Volk, mit der Gegenwart mußten sie es halten und sich genau Rechenschaft darüber geben, warum das im Dunkeln erwachsene Melodram das Volk so sehr ansprach. So wären sie leichter darauf gekommen, warum die classische Tragödie der Nation durchaus nicht mehr genügt; so hätten sie leichter die Mittel gefunden, das Melodram zu läutern und zu veredeln. Daß die Zeit der classischen Tragödie aus sey, wußten sie freilich ganz gut, aber nicht warum. Sie dachten, bloß weil wir das Ding satt haben und weil wir etwas Neues wollen. Dumas sagt es einmal selbst ausdrücklich: „man wußte sehr gut, was man nicht mehr wollte, aber deßwegen doch nicht, was man wollte.“ Ja das Wort ist wahrer, als er glaubt, und so scheinen sie selbst heut noch nicht zu ahnen, daß wir ein bestimmtes Neues verlangen, und sie meinen, es sey alles gut, wenn sie uns mit etwas überhaupt Neuem abspeisen wie Kinder.

Als weitere Beweise dieser Unwissenheit in Betreff unserer Bedürfnisse dienen die classischen Reactionsversuche Delavignes, Soumets, Ponsards, kurz alle, welche durch die Rachel veranlaßt wurden. Wir sehen, daß die Frage stets als eine solche verhandelt wurde, die mit dem Leben und insbesondere mit dem Nationalleben nichts zu schaffen hat. Wird Shakespeare, wird Racine siegen? Sonst stand auf den Fahnen nichts geschrieben; vom Erwachen, von der Volljährigkeit der Nation, die sich so eben wiederholt laut genug verkündet hatte, war und ist noch dabei keine Rede.

(Fortsetzung folgt.)

Naturhistorisch-antiquarische Streifereien.

(Fortsetzung.)

Man nannte das Einhorn früher auch das Landeinhorn, zum Unterschied von Seeeinhorn, oder Narwhal, der, zu den Cetaceen gehörig, im nördlichen atlantischen Meere lebt, und dessen in der einen Kinnlade sich befindliche sehr große, oft über 18 Fuß lange, gerad vorstehende weiße, spiralförmig gewundene Zahn ehemals für das Horn des eben erwähnten Einhorns ausgegeben wurde. Nach andern Naturforschern besitzt er in jedem Oberkieferknochen einen Zahn; man finde sie aber bei dem erwachsenen Thiere selten beisammen; gewöhnlich sey der eine unentwickelt geblieben. Daher heißt das Thier Einzahn (Monodon). Weil man dem Zahne vormals geheime Kräfte, besonders gegen Gift, zuschrieb, so wurde er zuweilen mit mehr als 1000 Thalern bezahlt. Ja einige Venetianer haben im Jahr 1559 dem Markgrafen von Ansbach-Bayreuth, Georg Friedrich, für ein beträchtliches Narwhalhorn 30,000 Dukaten angeboten und dieser die Summe noch zu gering gefunden. — Doch die Geschichte dieses und noch anderer Einhörner, welche die brandenburgischen Markgrafen besaßen, verdient, daß wir noch etwas länger dabei verweilen.

Von ihrem hohen Werthe überzeugt, nahmen die Markgrafen Casimir von Bayreuth und Georg von Ansbach von Kaiser Karl V. ein Einhorn an Geldesstatt bei

einer großen Summe, die er ihnen schuldete. In der Hinterlassenschaft des Casimir befanden sich vier Einhörner, die in dem Archiv zu Plassenburg aufbewahrt wurden. Eines davon gebrauchten die beiden fürstlichen Familien gemeinschaftlich als Arznei. So oft ein Ring davon abgeschnitten werden sollte, wurden von beiden Seiten Deputirte abgeschickt, die alsdann das Horn in Gemeinschaft wieder versiegelten. Im Jahr 1550 wurde dieses angeschnittene Horn vertheilt; der damalige Markgraf von Bayreuth, Albrecht Alcibiades, bekam 3 Mark, 14 Loth, 4 Quint, der von Ansbach, der oben erwähnte Georg Friedrich, 4 Mark, 15 Loth, 3½ Quint. — Als unter Albrecht die Plassenburg von den Bundständischen erobert wurde, erbeutete ein gewisser Baron von Hassenstein eines von den Hörnern und beschenkte damit den Kaiser Ferdinand I. Für das größte, das noch vorhanden war, sollen Venetianer, wie schon erwähnt, dem Markgrafen Georg Friedrich 30,000 Dukaten geboten haben. Unter Christian Ernst wurde das einzige noch vorhandene nach Bayreuth gebracht, später von dem kunstliebenden Friedrich als Seltenheit in sein Naturalienkabinet aufgenommen, und so kam es denn in der Folge an die junge Universität Erlangen, die noch jezt im Besitze desselben ist und sich höchlich freuen würde, wenn sie solches auch nur um ein Viertel der Summe, welche die Venetianer angeboten, wieder verkaufen könnte.

Aus dem Arabischen stammt der Name Giraffe (Dschiraffe), eigentlich zeerapha; die Griechen nannten das kurzleibige Thier mit dem langen Halse und dem schöngefleckten Felle „Kameelparder." Nach Pallas ist das beim Aristoteles vorkommende Pferdpardel (hippardion) auch nichts Anderes als die Giraffe. — Mit schöner Umschreibung nennt Horaz die Giraffe, die zu seiner Zeit als große Seltenheit auf dem Theater den schaulustigen Römern gezeigt wurde, ein „aus Kameel und Panther gemischtes Thier." — Seltsam klingt, was man berichtet, daß die Araber diesem Thiere den Beinamen „Mutter Jesu" gegeben haben.

In neuerer Zeit hat man zu Palästrina, dem alten Präneste, einen Mosaikboden aufgefunden, der auf Kaiser Trajans Befehl ausgeführt worden ist. Darauf sind egyptische und äthiopische Thiere abgebildet, und zwar ist unter jedem sein Name aufgezeichnet. Man sieht hier den Ibis, das Krokodil, das Nilpferd sehr getreu vorgestellt, während namentlich das leztere Thier bei den römischen Naturforschern, die bloß dem Herodot nachschrieben, schlecht beschrieben ist. Auf dem obern Theile sieht man äthiopische Berge oder Anhöhen, und in denselben, außer Affen und verschiedenen Amphibien, die Giraffe abgebildet, hier Nabis genannt, welcher Name äthiopisch ist und auch schon beim Plinius vorkommt. — Dieses Mosaik erinnert übrigens, um es beiläufig zu bemerken, auffallend an mehrere, im J. 1833 im preußischen Regierungsbezirk Trier bei Fließen vorgefundene, musivisch zusammengesezte Zimmerböden. Besonders überraschen in dem größern Zimmer, unter den Arabesken, die Thierstücke: Löwe, Pferd, Tiger, Storch, Steinbock, Eule, Eichhorn. (S. Dr. Nöggerath: rheinische Provinzialblätter, Köln 1834.)

Der von Dio Cassius erwähnte Hippotigris (Pferdtiger) ist, nach G. Cuvier (recherches sur les ossemens etc.) und Andern, das zum Pferdegeschlecht gehörige und durch seine schöne Zeichnung ausgezeichnete Zebra. Als es zum erstenmale bei den Circusspielen in Rom gezeigt wurde, bewunderten die Römer gleich sehr die Flüchtigkeit und die Farbung des seltenen Thiers. Unrecht haben also die Lexikographen, wenn sie hier im Pferd die bekannte Verstärkungs- und Vergrößerungssylbe, dergleichen auch Ochs im Griechischen, gerade wie bei uns im Deutschen ist, erblicken und den Roßtiger des Dio Cassius durch eine Art großer Tiger wiedergeben.

Das nächstemal beschäftigen wir uns mit dem Bemerkenswerthesten aus dem Reiche der Vögel.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., November.

Eisenbahnen.

Die kaum vergangene Feier der Einweihung des Goethemonuments erweckt bei Manchen, ja bei Vielen unangenehme Erinnerungen, nachdem es ihnen klar geworden ist, daß man etwas gewollt, es schlecht vollbracht und sich dem bittern, aber gerechten Tadel Preis gegeben hat. Das ist aber nun nicht mehr zu ändern, und was das Beste ist, das Monument steht und prangt in unserer Stadt und zieht viele kunstsinnige Fremde an. „Das kann der Stadt nur Vortheil bringen," sagen laut und leise unsere kaufmännischen Genies. Allerdings ist Frankfurt und wird immer mehr das große Wirthshaus an der offenen Heerstraße. Mit Ungeduld sieht man dem Angriffe und der Ausführung der Eisenbahnen entgegen, deren Hauptknotenpunkt unsere Stadt werden soll. Zunächst wird die Main-Neckareisenbahn vollendet seyn, die uns in Zukunft, in Verbindung mit der badisch-oberrheinischen Bahn, in zwölf Stunden den helvetischen Boden betreten läßt. Man ist im Bau der Main-Neckarbahn so weit vorgeschritten, daß im nächsten Sommer die Strecke von hier, d. h. von dem linken Mainufer aus, bis nach Darmstadt wird befahren werden können. Eine für den Dienst auf der Main-Neckareisenbahn in England — und immer noch in England! — nach neuer Construktion erbaute Locomotive, die „Hassia," übt sich einstweilen auf der Taunuseisenbahn ein, was nicht möglich wäre, hätte man die breitere badische Spurweite auch bei dem Bau der Main-Neckareisenbahn angewendet. Der Bau der Bahnbrücke über den Main, unterhalb der Stadt, ist so weit vorgeschritten, als

ein so schwieriger, jezt besonders mit höherem Wasserstand kämpfender Bau in einem halben Jahre vorschreiten kann. Unter vier Jahren, von der Zeit des Beginnens an, wird der Brückenbau nicht vollendet seyn können. Noch eher als die Main-Neckarbahn wird die Bahn vollendet seyn, die uns mit dem benachbarten fabrikthätigen Hanau in nahe Verbindung bringen soll. Dieser Bahnbau beginnt zwar erst mit dem nächsten Frühjahre, wird aber in einem Jahre schon weit voranschreiten können, da alle Vorarbeiten getroffen sind, die Bahnlänge nur drei Stunden beträgt und sich keine Terrainschwierigkeiten, außer hie und da eine sumpfige Stelle, darbieten. Von Hanau aus berührt die Bahn zuerst das eine halbe Stunde von Hanau entfernte Wilhelmsbad, das früher, als man in Deutschland noch nichts von Eisenbahnen wußte und der Rhein und Wiesbaden uns noch nicht verlockend auf eine Stunde nahe gerückt waren, so stark von unserer Noblesse besucht war und im Fache des Hazardspiels Homburgs jezige Rolle spielte. Man hofft, die Eisenbahn werde Wilhelmsbad die Ungetreuen zum Theil wenigstens wieder zuführen. Zugleich mit der Frankfurt-Hanauer Bahn wird auch die Frankfurt-Offenbacher gebaut werden. Diese Bahn ist für Frankfurt die partie honteuse des Vertrags über den Bau der Main-Neckar Bahn. Die Bahn wird zwar nur eine Stunde lang, durchläuft aber fast nur Frankfurter Gebiet, das mit großen Geldopfern zu acquiriren ist, und bietet nur den Offenbachern eine bequeme Gelegenheit dar, nach Frankfurt rasch und billig zu gelangen. Die großherzoglich hessische Regierung machte den Bau dieser Lokalbahn zu einer unerläßlichen Bedingung und Frankfurt mußte Ja sagen. Eine uns allerdings nicht direkt, aber doch indirekt berührende Eisenbahn ist neulich auch in Angriff genommen worden, nämlich die von dem zwei Stunden von hier entfernten Höchst, oder vielmehr der Taunuseisenbahn nach dem im Sommer so stark von hier aus besuchten Bade Soden. Diese kleine Bahn wird nur eine Stunde lang und kann wahrscheinlich schon im nächsten Sommer befahren werden. Den Plan, auf dieser Bahn die Anwendung des atmosphärischen Prinzips zu versuchen, hat man aufgegeben und wird dafür Pferdekraft eintreten lassen. Noch in der Ferne liegt uns der Bau der Frankfurt-Kasseler und der Frankfurt-Bamberger (Leipziger) Eisenbahnen, welche beide Bahnen von großer Wichtigkeit für unsere Stadt werden müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Schinkels Fresken. — Der Wilhelmsplatz.

Friedrich Wilhelm III. hatte sich entschieden gegen die Ausführung der Schinkelschen Entwürfe erklärt. Es war dießmal nicht ein gewisser zaudernder Ersparungssinn, der ihn manche großartige Entwürfe, die zur Verschönerung Berlins in Schinkels genialem Kopfe entsprungen waren, in der Ausführung umändern, ja sogar verstümmeln ließ, was der glühenden, reinen Künstlerseele manchen bittern Verdruß erregt hat. Hier war es ein eingeborenes richtiges Gefühl, der moralische Takt des unvergeßlichen Monarchen, der ihn freilich nicht immer auf das richtige Ziel hinsteuern ließ, aber ihn vor manchen gefährlichen Klippen bewahrte. Die kolossalen, nackten, mythologischen Gestalten blank und frei, in warmer Färbung, gewissermaßen auf die Straße hinzustellen, widerstrebte seinem Anstandsgefühl. Und er hatte gewiß darin Recht, daß wir keine Griechen, Römer oder Italiener sind, daß es mannigfacher Vermittelungen bedürfte, um unserem Volke erst den Kunstsinn einzuimpfen, welcher in der Nacktheit nur die Weihe der reinen, göttlichen Schönheit sieht. Was, hört man unsere ehrbaren Bürger sagen, die, beiläufig bemerkt, die Aufhebung der öffentlichen Häuser mit Schrecken ansehen und vor der Demoralisation unserer Stadt deßhalb eine große Furcht haben, was, die . . . sollen eingehen und doch malt man uns solche große nackte Frauenzimmer an die Wand! — Andere hören wir die Heroen des Olymps in ihrer Art erklären: das bedeute Gott Vater, das Gott Sohn u. s. w. Charakteristisch genug! Friedrich Wilhelm III. kannte sein Volk.

Unser Wilhelmsplatz ist ein anmuthiger Garten geworden. Die Helden aus dem siebenjährigen Kriege stehen nach wie vor darauf, ohne sich anzusehen; sie kehren sich vielmehr gegenseitig den Rücken, Ziethen dem alten Dessauer und der alte Dessauer dem Ziethen, und machen vor dem Publikum Front; eine billige Rücksicht für das Publikum. Den alten Fritz, dessen Statue von Rauch jezt zum Abguß fertig ist, werden sie nicht in ihre Mitte bekommen, obgleich mancher Wunsch deßhalb jezt laut wird. Der Gedanke hat seine Rechtfertigung in sich, den alten Fritz inmitten seiner Paladine aufzustellen. Aber der alte Fritz war doch mehr als die Seele seiner Feldherrn und Generale, er war die Seele und, wenn man will, der Schöpfer seines Staates, der Lichtpunkt seines Volkes und seiner Zeit. Ihm gebührt deßhalb der glänzendste Standpunkt in dem glänzendsten Theile der Stadt, mitten unter seinen architektonischen Schöpfungen, die Berlin in die Reihe der großen und schönen Städte erhoben. Der Wilhelmsplatz ist, sage ich, ein schöner Garten geworden, aber mit der Anweisung, sogleich wieder zu versanden und zu verstauben; denn die Reitknechte reiten nach wie vor zwischen den Blumenbeeten und Rasenplätzen ihre Pferde ein. Es scheint unbegreiflich, daß man es duldet, aber man duldet es, troz der vielfachen Stimmen, die sich dagegen erhoben haben. Es gab allerdings eine Zeit, wo der Berliner Bürger nicht anders glaubte, als daß seine schönen großen Pläze in der Stadt, mit Palästen umgeben, zu keinem andern Zwecke da wären, als wilde Pferde einzureiten. Das waren aber die Zeiten, als man noch glaubte, unsere alten, rippenbrechenden Fahrposten seyen die äußerste Concession, welche der Staat dem Publikum, das vorwärts eilt, machen könne, und seitdem sind wir doch schon über die Schnellposten hinaus, und die Eisenbahnen gehen uns schon zu langsam. Hätte man wenigstens die beiden russischen Pferdebändiger, welche jezt die Schloßseite nach dem Lustgarten zieren sollen, auf den Wilhelmsplatz gestellt, als Symbol, daß hier nach der Schule zu reiten erlaubt ist. Jenen Rossebändigern hat der Volkswiz schon Namen gegeben. Den einen nennt er den Stillstand, den andern den Rückschritt. Der eine hält das schnaubende Roß, der andere reißt es zurück. Gegen die terrassirte Erhöhung des Erdreichs vor jener Schloßfronte erheben sich übrigens jezt viele Stimmen. Sie behaupten, das Ebenmaß der Linien in Schlüters Werk werde dadurch gestört.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 29. November 1844.

> — Ihn hält kein Schattenthal,
> Keine Blumen,
> Die ihm seine Knie' umschlingen,
> Ihm mit Liebesaugen schmeicheln;
> Nach der Ebne dringt sein Lauf
> Schlangenwandelnd.
>
> Goethe.

Gedichte von F. Bodenstedt.

Auf Wanderungen im Kaukasus geschrieben.

Der Terek.

Wie ein großer Gedanke sich losreißt aus
Dem Haupte des Genius,
Also springt aus des Kasbek steinernem Haus
Der brausende Terekfluß;
Reißt sich in sprudelnder Lust
Von der nährenden Bergesbrust;
Rauscht mit hellem Geplätscher
Ueber die eisigen Gletscher
Und die Steine und Felsen, die seinen Wellen
Sich trotzig hemmend entgegenstellen,
Und das Krüppelgewächs und die Klötze all':
Lachend überspringt er sie,
Oder stark zwingt er sie
Mit sich hinunter in's blühende Thal.
Was ihm widerstand, ist zerstoben,
Denn seine Gewalt kommt von oben!

Die Gemse, die, wie er, vom Felsen springt,
Sich labend, aus seiner Welle trinkt,
Der Wandrer, der lechzend am Berghang ruht,
Erquickt sich an seiner kühlen Fluth.
Es freu'n sich die Blumen, die am Ufer blüh'n,
Ob der tanzenden Wellen, die unten zieh'n,
Und die Bäume, die seine Wellen benetzen,
Nicken ihm zu in stillem Ergötzen.

Und nach unten gewandt,
Durchzieht er das Land
— Ein König im blitzenden Wellengeschmeide —
Den Fluren zum Segen, den Menschen zur Freude.
Und nichts hält seinen Lauf,
Den eilenden, auf.
Ohne Rast, ohne Ruh',
Eilt er dem Meere zu,
Und nimmer erschlafft
Seine sprudelnde Kraft;
Immer gewaltiger strömt
Er, wie er weiter kömmt:
Und das Meer, unter wildem Jubelgebraus
Nimmt ihn auf in seinem weiten Haus.

Doch wie er im Meer
Seine Wohnung genommen,
Weiß man nicht mehr,
Von wo er gekommen;
Man erkennt ihn nicht wieder
Aus der Zahl seiner Brüder,

Die wie er aus der Ferne herbeigeschwommen;
Aber namenlos auch, gleich den Andern, zum Lohne
Wird ihm des Himmels strahlende Krone,
Und wo er ruht, ruht auch die Sonne zur Nacht,
Die Tages verlangenden Blicks nach ihm späht,
Und, wenn sie die Weltenbahn vollbracht,
Zu ihm hinabsteigt in's Fluthenbett.

Die französischen Romantiker.

(Fortsetzung.)

Wäre übrigens auch hier weiter nichts im Spiel gewesen, als eine bloße, vom Leben unabhängige Kunstfrage, selbst dann hätten die Romantiker, wie die Folgen hinlänglich beweisen, durch ihr Verfahren nichts Festes erringen können. Der Form Racines sezten sie beständig die Shakespeares entgegen, und nie haben wir begriffen, was sie unter Form verstanden, was sie eigentlich damit bezweckten. Wie war dieß auch möglich? haben sie uns doch nie bestimmt gesagt, was ihrer Ansicht nach die dramatische Idee seyn soll, und so, meine ich, haben sie es auch nie gewußt. Haben sie es aber Anfangs dunkel geahnt, so verlernten sie es bald, und Hugos Burggrafen bewiesen neulich, daß ihr Hauptanführer endlich in die tiefste Finsterniß gerathen ist. Ich glaube, sie haben nicht einmal an das Vorhandenseyn einer Idee gedacht; bei ihnen handelte es sich nur um die Form, als könnte man in eine Form jede beliebige Idee, wie Wein oder Wasser in eine Kanne gießen. Deßwegen richten sich alle ihre Angriffe gegen die Aeußerlichkeiten des classischen Theaters, hauptsächlich gegen die Einheiten, die konventionelle Sprache und den akademischen (Delileschen) Vers. Je genauer ich alle diese Angriffe betrachte, desto weniger finde ich dieselben geeignet, die Anhänger des alten Systems zum neuen zu bekehren; und eben so wenig sind die unzähligen Theorien, die sie aufstellten, eben weil sie unzählig sind, im Stande, den jungen Adepten einen klaren Begriff davon zu geben, was man wollte und suchte, ja was man gefunden; das Eureka erschallte gar zu oft.

An kritischen und sehr umfangreichen Untersuchungen fehlte es wahrlich nicht. Es ist merkwürdig, was man seit Chateaubriand und Mad. Staël nicht alles auf dem Felde der Kritik trieb. — Kein Drama, kein Büchlein lyrischer Ergießungen oder Uebersetzungen erschien, das nicht durch eine endlose Vorrede in die literarische Welt eingeführt wurde, so daß die Vorrede eigentlich die Hauptsache, das Weitere eine milde Zugabe war. Indessen kamen die Verkünder des Lichtes nicht dazu, sich ein paar einfache Fragen zu stellen. Die classische Form, sagten sie, ist ganz und gar unfähig, die geforderte tragische Wirkung hervorzubringen, und sie fragten sich nicht, ob die Unfähigkeit der Form nicht etwa davon herrühre, daß man die Idee falsch aufgefaßt, und ob die wieder richtig aufgefaßte Idee nicht nothwendig von selbst die richtige Form schaffen würde. Form ist ja nur die sichtbare Aeußerung der Idee. Manches trafen sie zwar richtig, und das kann mich nicht wundern; nur das wundert mich, daß das Wenige, was sie hie und da richtig trafen, sie nicht zum wahren Ziele führte, und dieß erklärt sich nur dadurch, daß die Romantiker, obwohl sie bis zum Ueberdruß von der Würde und hohen Aufgabe der Kunst predigten, die eigentliche Würde und Aufgabe der Kunst und ihr Verhältniß zum Leben in der That wenig, ich möchte sagen gar nicht erkannten.

Der dramatische Geist konnte sich durch die Klemme der classischen Einheiten nicht bewegen; das Erste also, was sie verlangten, war die Freiheit des dramatischen Geistes. Diese Forderung war nur billig; die Worte klingen überdieß sehr schön, und sie zierten am besten eine aufrührerische Fahne. Nur möchte ich gern wissen, was alle die Enthusiasten, die unter dieser Fahne kämpften, am Ende erkämpft haben? Das Genie, riefen unsere Reformatoren, erkennt kein Gesetz! Und da sie sich gegenseitig oder gar mit eigener Posaune als Genies verkündeten, so war ihnen die Freiheit nichts mehr und nichts weniger als gesetzlose Willkühr. Oder wäre dem nicht so? Sie scheinen freilich viele wichtige Gesetze aufgestellt zu haben; aber das ist eben der größte Beweis von Gesetzlosigkeit, daß sie, blinde Erdengötter, den Gott im Himmel nachäffend, nur das Gesetz anerkennen, das sie selbst sich heute auferlegen und morgen wechseln. Ist der Knecht eigener unsteter Willkühr nicht gesetzlos? Ja, sie mögen noch so viele, noch so wichtige Gesetze anzuerkennen scheinen, ihr Spruch lautet im Grunde doch immer: es gibt kein Gesetz mehr. Damit wollten sie allerdings Anfangs bloß jene Gesetze abschaffen, denen die Classiker sich unterwarfen. Alle Fehler des classischen Theaters schrieben sie den Gesetzen zu, und somit warfen sie mit den Werken auch die Gesetze über den Haufen. Keinem aber fiel es ein, daß die Fehler der Werke die Folgen von einer Verfälschung der Gesetze seyen. Der bisher, freilich nur dem Namen nach, vergötterte Aristoteles ward nun, als der Urheber aller Gesetze und damit aller Fesseln, völlig abgesezt und verpönt. Ich meine aber, die Romantiker wußten von Aristoteles noch weniger als die Classiker, und jezt noch glauben sie schwerlich, daß der alte Philosoph ihnen den Ariadnefaden der Reform am sichersten in die Hand gegeben hätte.

Einen Hauptfehler der classischen Tragödie bezeichnete Hugo auf die ihm eigenthümliche Weise sehr richtig, indem er sagte: man sehe darin nur die Ellenbogen der

Handlung, während die Hände anderswo spielen. Beim ersten Anblick sollte man nun glauben, schon daraus allein hätte er die Bedingungen der Reform hinlänglich erkennen müssen. Das todte Theater sollte er durch ein lebendiges ersetzen, auf den wir nicht mehr bloß die Ellenbogen, die Triebfedern, alles wobei die Analyse so gern verweilt, sondern die Hände selbst, den ganzen Leib der Handlung sich bewegen sähen. Dieß thaten denn auch die Romantiker, und gewiß war es ein wesentlicher Schritt: das Leben selbst anstatt der Erzählung, die That anstatt der Rede, die unmittelbare kecke Darstellung statt der scheuen Auslegung, der Motivirung. Aber jeder Stoff, der sie ansprach, war ihnen recht; und wie konnten auch sie, die sich über den Begriff der Freiheit so grob getäuscht, eine Idee davon haben, was ein ächter und ein unächter, ein menschlicher oder ein unmenschlicher Stoff sey? Und so glaubten sie auch auf ziemlich einfältige Weise, der dramatische Geist werde sich von selbst bei jedem bühnengerechten Stück einfinden.

So unternahmen es die Romantiker, die Classiker zu verdrängen, sie durch Besseres zu ersetzen. Durch Besseres! Wenn man irgend etwas durch Besseres ersetzen will, so behält man wohl vor Allem das Gute, was jenes Frühere enthält, und richtet die Reform nur gegen das Falsche. Das Gute nun bei den Classikern ist ihre gesunde Kenntniß der menschlichen Natur; sie mögen sich über viele Kunstgesetze irren, sie mögen zum Beispiel glauben, die Tragödie solle Schrecken bewirken, so bewährt sich doch bei Corneille selten, und bei Racine nie das falsche Gesetz in der That. Die Moral ist bei ihnen zu fest gebildet, das Gefühl zu rein, als daß sie sich zu Unmenschlichkeiten verleiten ließen; und geschieht es, wie in Corneilles Rodogune, so bietet doch immer das Werk eine Masse gesunder Gedanken und Einzelnheiten, die das Falsche des Hauptmotivs mildern. — Dagegen das Falsche bei den Classikern ist im Grund nur künstlerisch; es besteht darin, daß sie nicht unmittelbar darstellen, daß wir bei ihren Geschöpfen nicht die göttliche, dem Menschen und dem Franzosen in so hohem Maße angeborene Thätigkeit wiederfinden. Dieses künstlerische Falsche (das analytische System) schwächt zwar auf der Bühne das Menschliche, verdirbt es aber in seinem Wesen nicht. In Folge dieses scheuen Systems haben zwar die Classiker und selbst Molière mit den Keim zu den einseitigen Bühnenwesen gelegt, zu der Abstraktion einer Leidenschaft, die alle andern mehr oder minder verdunkelt. Aber auch dieser Fehler ist bei ihnen mehr äußerlich; er rührt zunächst von der ungeschickten Nachahmung der Griechen her, von der einmal angenommenen und streng beobachteten engen Form. So weit sie den Fehler trieben, läßt er sich sogar psychologisch rechtfertigen. Er wuchs zwar auch bis zur Lähmung des Menschlichen, doch nicht bis zur Verkennung desselben. Die Romantiker dagegen haben, trotz ihrer unmittelbaren Darstellung, nicht allein dieselben einseitigen Wesen, dieselben Monomanen, sondern Figuren, wie sie kein Classiker erdacht hätte, einen Triboulet, eine Lukrezia Borgia.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Die neue Menagerie. — Literatur.

Die neue Menagerie in der ehemaligen Fasanerie hat beim Publikum mehr Theilnahme gefunden, als man erwartet hatte, und Professor Lichtenstein sieht sich für seine großen Anstrengungen deßhalb belohnt. Wirklich ist die Parkanlage in den ehemals dem Publikum verschlossenen Räumen eine der anmuthigsten und würde selbst einer Stadt zur Zierde gereichen, welche mehr Naturreize aufzuweisen hat. Die Thiere hausen unter uralten, dicht gedrängten Bäumen, wie sie der eigentliche Thiergarten nicht mehr aufweist, und der Raum ist so großartig, so verschlungene Partien umfassend, daß man sich verwundert fragt, wie das alles innerhalb des wohlbekannten alten Bretterzauns Platz gefunden, über den freilich die alten herrlichen Baumwipfel geheimnißvoll herüber rauschten. Die wilden Thiere verschwinden bis jezt in den schönen Anlagen und haben zum Theil auch noch sehr dürftige Wohnungen. Indeß ist Alles noch im Werden. Die Burg der Bären ist so fest und verpallisadirt, daß man kaum einen Einblick in ihren Zwinger hat. Der große Affenkäfig ist dagegen ein phantastisches Gebäude, das einem persischen Mährchen Ehre bringen würde. Im dichtesten Gestrüpp traf ich auf einen Fuchskasten. Diese armen Thiere, die freilich nicht weit her sind, nämlich nur aus der Mark, schienen mir ganz vernachlässigt und es schmerzlich zu empfinden, daß man den Adlern und Bären und Schakalen Paläste baut und sie in einem engen Kasten abseits vom Wege läßt. Durch ein klägliches, herzzerreißendes Geheul gaben sie denn auch ihre Empfindungen darüber an den Tag.

Unsere Presse scheint keinen großen Vorrath für die Winterlektüre producirt zu haben. Die Verfasserin von Godwie-Castle soll indeß einen neuen Roman fertig haben. Die Gräfin Hahn-Hahn lebt und docirt auf Reisen, was, besonders das leztere, ihren Verehrern und Verehrerinnen nicht ganz so behagen soll, als wenn sie geistreich aus der Gesellschaft ausplaudert. Herr v. Sternberg hat in seinem „Jena und Leipzig“ Vieles und sehr Pikantes aus der ältern Gesellschaft zum Besten gegeben; aber so eifrig es auch gelesen wird, wollen doch Viele den Dichter verdammen, daß er die frivole Lüsternheit der Zeit in so verführerisch brillantem Lichte vor die Lesewelt bringt, welche dergleichen ganz gern hinnimmt, aber unter einem Schleier, und, weil es der Anstand fordert, sich entrüstet zeigt, wo man es so offen gibt, wie es ist. Kann sich der Dichter damit entschuldigen, daß er darin kein Dichter war, sondern gab, wie es ihm gegeben wurde? Man will deßhalb seinem vorlezten Roman, Diane, vor diesem den Vorzug geben. Ich kann darin nicht einstimmen. Freilich ist jener mehr ein Ganzes, ein interessanter, begebenheitreicher Roman im alten Sinne, dieß mehr eine glänzende Phantasie von dem feinsten Gewebe,

aber eines von Sonnenstrahlen und Blüthenduft, wie es eben nur ein ächter Dichter so leicht, locker und verführerisch componirt. — Raupach hat seine Feder ganz niedergelegt; obgleich es wünschenswerth wäre, mag er auch der Bühne Valet gesagt haben, daß er wenigstens seine reichen Erfahrungen nicht untergehen ließe. Von einem scharfen Beobachter und einem logischen Denker wie er wären Mittheilungen über das innere Leben des russischen Kolosses, den er durch eigene Anschauung so lange Jahre hindurch kennen gelernt, eine schätzenswerthe Gabe. Von dem bekannten und phantasiereichen Schriftsteller Wilhelm Müller erschien als erster Theil eines größeren Werkes ein Buch unter dem Titel: Rußland und seine Völker. Auch Wilhelm Müller kennt das große russische Reich durch lange und schmerzliche Lebenserfahrungen, indem er gegen zwanzig Jahre dort verlebt; er kennt sehr genau das Volk, seine Sitten, Traditionen, seine guten und schlimmen Seiten, und, was mehr, er weiß durch seine blühende und hinreißende Diction die Vergangenheit wie die Gegenwart, Menschen wie Gegenden, die Wahnbilder des Glaubens wie die Schrecken der Natur auf's lebendigste und anschaulichste darzustellen. Es ist ein sehr interessantes Buch und zugleich ein belehrendes für den, der Rußland nicht kennt, was wohl der größere Theil unseres Publikums ist. Aber Raupach kennt nicht allein das Volk, seine Geschichte und Sagen, sondern auch seine Großen, und hat, wie man aus seinen mündlichen Mittheilungen weiß, von dem großartigen Intriguengewebe Kenntniß, welches dort den wunderbar kolossalen Bau täglich erschüttert und zugleich erhält. Wir kennen bisher Rußland nur durch geistreiche Touristen; es wäre wohl an der Zeit, wenn wir es auch kennen lernten durch solche, die seinen nationalen, socialen und Staatsbau miterlebend gründlich studirt haben. — Das Müllersche Buch ist vortrefflich, es gibt uns aber eben nur die eine Seite, das Volk und das Land. Die andere ist noch nicht geschrieben. — Von Fr. v. Raumer, der sehr glücklich von seinem Kreuzzug durch die Vereinigten Staaten zurückgekehrt ist, dürfen wir vielleicht noch im Lauf des Winters die Früchte seiner Studien erwarten.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., November.

(Schluß.)

Neubauten. — Handel.

Weit geringeres Gewicht, als auf die Eisenbahnverbindungen, legt Frankfurt auf die Maindampfschifffahrt, welche man von Seiten Bayerns — aber nicht mit erklecklichem Erfolge — nach allen Kräften zu heben sucht. Die Dampfschifffahrt auf dem Main hat zwar in diesem Jahre kaum eine Störung erfahren, allein die ungeheuern Krümmungen des Flusses machen die Fahrt nach Würzburg zu zeitraubend, und zwischen Frankfurt und Mainz ist die Concurrenz der Taunuseisenbahn zu nachtheilig für die Dampfschifffahrt. Tritt aber mit dem nächsten Jahre die Schleppdampfschifffahrt auf dem Main in's Leben, dann wird auch der Gütertransport den Dampfbooten entzogen werden. Trotz dieser Ungunst der Verhältnisse steht aber doch zu hoffen, daß die Dampfschifffahrt auf dem, freilich der Correktion noch sehr bedürftigen Main keine ephemere Erscheinung ist. — An der äußern Physiognomie unserer Stadt hat auch in diesem Jahre die noch immer rege Baulust Vieles verändert. Eine große Zahl neuer Häuser, oder besser gesagt Paläste, ist in diesem Sommer besonders außerhalb der Stadt entstanden, und innerhalb derselben hat sich namentlich unsere Hauptstraße, die Zeil, sehr zu ihrem Vortheile verändert. An die Stelle des ehemals berühmten Gasthofes „zum Weidenhof," in welchem ein Ahne Goethes gewirthschaftet, sind zwei schöne, das Haupt stolz emporhebende Häuser entstanden, von welchen das eine dem Fürsten von Thurn und Taxis gehört. An dem andern prangt seltsamerweise in großen Metallbuchstaben der Name „Mozart," aber aus keinem andern Grunde, als weil darin eine Musikalienhandlung ihren Sitz aufgeschlagen. Mit der Zunahme der neuen Häuser in der Stadt, namentlich auf der Zeil, mehrt sich die Zahl der elegant und deßhalb kostspielig eingerichteten Läden, die aber bereits das Bedürfniß übersteigen. Namentlich sind es die Mode und der Luxus, welche mit ihren tausend verführerischen Artikeln auf der Zeil in eleganter Form ihren Sitz aufgeschlagen haben. Eine Vertretung unserer Industrie ist in diesen Prachtbuden nicht zu finden, wie denn überhaupt unser Gewerbstand im Allgemeinen — denn einzelne rühmliche Ausnahmen gibt es allerdings — das der Industrie gestellte große Ziel noch nicht erkannt hat. Die wöchentlichen Versammlungen der Gewerbtreibenden und der Freunde des Gewerbstandes werden zwar auch für diesen Winter wieder beginnen, allein der praktische Nutzen derselben hat sich noch nicht gezeigt. Der Gewerbverein hat denn auch den Plan einer zu erneuernden Gewerbausstellung ganz aufgegeben, was der Gewerbstand leicht zu verschmerzen scheint. Um aber die Lehrlinge anzufeuern, hat der Gewerbverein begonnen, Ausstellungen von Lehrlingsarbeiten zu veranstalten. Unbegreiflich ist es, warum in unserer Stadt, in welche das Jahr über viele tausend Fremde kommen, nicht nach dem Beispiele der Stadt Mainz eine Industriehalle vom Gewerbstand errichtet wird. Man wird vielleicht die Verzögerung zu spät bereuen. Offenbach, das durch die Eisenbahn eine Vorstadt Frankfurts wird, soll bereits die Errichtung einer solchen Halle beschlossen haben. — Bietet das gewerbliche Leben in unserer Stadt keine oder doch nur wenig Glanzpunkte dar, so darf man nicht übersehen, daß Frankfurt eine Handelsstadt ist; und als solche nimmt sie immer eine ehrenvolle Stellung ein. Die Wichtigkeit als Geldmarkt, die günstige geographische Lage und die Umsicht und Rührigkeit unseres Handelsstandes bürgen auch dafür, daß Frankfurt als Handelsplatz bedeutend bleiben wird. Durch die unsere Stadt berührenden Eisenbahnen hoffen wir ein Wiederaufblühen unserer Messen. Bereits auf der letzten, gegen alle Erwartung günstig ausgefallenen Herbstmesse brachte uns die badische Eisenbahn viele neue Käufer aus dem Oberlande und dem angrenzenden Württemberg und Bayern, und der Furcht, daß unsere Messen zu Jahrmärkten herabsinken werden, ist man gewiß überhoben. Man darf überhaupt den Klagen unseres Handelsstandes über den Verfall des Handels und dem fast stereotyp gewordenen Jammern unserer Handwerker über Nahrungslosigkeit keinen vollen Glauben schenken. Nach wie vor herrscht hier großer Wohlstand, ja Reichthum, und nach wie vor überläßt sich der Frankfurter der ihm angeborenen Lebenslust. Noch hat der Winter nicht begonnen, und schon nehmen die sogenannten Bürgerbälle wieder ihren Anfang, und auch die niedern Klassen haben, wenn auch unter andern Namen, ihre „Reunions." Von *einer* Unterhaltung zieht sich aber hier das größere Publikum mehr und mehr zurück, vom Theater. Wir haben kein eigentliches Theaterpublikum mehr, wenn man die, auch im Theater mehr und mehr dominirenden Juden nicht als ein solches gelten lassen will. Unsere Bühne ist nach Personalstand und Repertoire in einen so kläglichen Zustand gekommen, daß selbst der minder gebildete Theil des Publikums ihn erkennt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 30. November 1844.

Es brennt im Hirn, vom Fieber angefacht,
Die magische Laterne. —
Green.

Handel und Wandel.

V.

Genesung.

Nach jenem Vor= und Unfalle in der Domkirche fiel ich, wie gesagt, in einen tiefen Schlaf, wobei die gespenstischen Träume, die mich vor dem Muttergottesbilde im Chorstuhle umwebt, sich fortspannen. Allmählig aber wurden sie lichter, ruhiger, und wenn ich hie und da die Augen öffnete, erschienen vor mir dickbauchige und langhalsige Medizinflaschen, die alsdann in meinen Phantasien Ruhe predigend und das wilde Volk besänftigend wieder vorkamen. Diese Flaschen mit ihrem dunkelbraunen, fast schwarzen Saft und mit der weißen Etikette am Halse erschienen mir wie würdige Pfarrherren, vor dem bösen wilden Volke predigend. Ich lag in der Stube bei meiner Tante, die ich auch vor meinem Eintritt in das Reißmehlische Haus bewohnt hatte, und nach und nach übten die wohlbekannten alten Geräthschaften eine wohlthätige Macht auf mich und führten mein Bewußtseyn allmählig zurück. Von meinem Bette aus konnte ich die beiden Fenster der Stube sehen, vor denen Vorhänge hingen, die mit wunderlichen Landschaften bemalt waren. Auf dem einen Bilde erhob sich hinten ein großer Fels, welcher ein stattliches Schloß mit hohen Mauern und Thürmen trug. Unten war ein breiter Fluß, auf welchem Leute in einem Nachen fuhren, und daneben zog sich zum Schlosse ein Hohlweg hinauf, auf dem eine Schaar Ritter und Reisige vollkommen geharnischt einherzog. Der andere Vorhang stellte einen anmuthigen Thalgrund vor, in welchem sich eine Mühle befand. Das Wasser sprühte über das Wehr hinab und das Rad der Mühle war so natürlich dargestellt, daß man glauben konnte, es drehe sich wirklich um. Im Fenster lag der Müller mit einer spitzen Mütze auf dem Kopf und rauchte aus einer kurzen Pfeife. Vor der Mühle war ein Garten, in welchem ein paar Kinder spielten, und diese stille Scene umzog dichter finsterer Hochwald, vor welchem hie und da ein Hirsch oder ein Reh stand.

Auf diesen Gemälden kannte ich jeden Stein und jeden Baum; ich wußte sogar mehr, als wirklich darauf zu sehen war. Dort wo sich nach dem Schlosse hinauf der Hohlweg hinter dem Berge verlor, sah ich im Geiste ganz deutlich die Fortsetzung desselben. Dort zogen schon andere Heerhaufen dem zurückkehrenden Ritter voran. Und wie ich mir die Aussicht von den Zinnen der Burg droben und das dahinter liegende Thal malte — etwas Schöneres konnte es auf der ganzen Erde nicht geben. Viel lieber aber war mir die Mühle; für sie hatte ich aus den Erzählungen meiner Tante einen reellen Anhaltspunkt, den ich nach Belieben ausmalen konnte.

Schon oft hatte sie nämlich von einem Vetter erzählt, der, einige Meilen von der Stadt entfernt, tief im Walde eine Mühle besaß. Meine Tante, die sich in ihrer Jugend dort zuweilen wochenlang aufgehalten hatte, wußte vom stillen Leben im Thale so viel Trauliches zu erzählen, daß meine Sehnsucht, die dunkeln Eichenwälder zu durchwandern und den Hirschen und Reben zuzuschauen, nicht gering war. Wenn ich den Vorhang mit der Mühle anschaute, so war es mir, als sey ich schon dort; ich durchwanderte das ganze Haus, setzte mich an das sprühende Mühlrad und konnte mit dem alten Müller dort im Fenster die vernünftigsten Gespräche führen. Schon bei einer frühern Krankheit waren diese beiden Vorhänge eine bedeutende Ressource für mich gewesen. Ich konnte mich bei der Ritterburg in romantische Träumereien einwiegen, mich in höhere Sphären versteigen, und stieg dann bei der Mühle wieder zur Wirklichkeit herab. Auch jezt, sobald ich mein Bewußtseyn wieder erlangt hatte, waren die beiden Landschaften das Einzige, womit ich mich unterhalten mochte. Den mich umgebenden Personen, obgleich ich sie wohl erkannte, schenkte ich wenig Aufmerksamkeit; ich war zu schwach und angegriffen dazu, und wenn ich einige Minuten lang in meinen Landschaften spazieren gegangen war, schloß ich die Augen und schlief sachte wieder ein.

Daß alle Mitglieder des Hauses meiner Tante, so wie alle Gevatterinnen und nächsten Bekannten an meinem Schicksal innigen Antheil nahmen, kann man sich vorstellen. Die Großmutter hatte, was wohl seit zehn Jahren nicht vorgekommen war, ihren Tisch und Stuhl mit dem kattunenen Kissen von ihrer Stelle rücken und zu mir herauf bringen lassen. Ja, sie war förmlich mit der silbernen Brille des französischen Generals und der kleinen Tabaksdose der seligen Gräfin ausgewandert, und nicht zu vergessen ihr Staatsarchiv, das sie unter dem Arme trug, hatte sie sich förmlich bei mir oben einquartiert. Es versteht sich von selbst, daß sie als Haupt des Hauses die ganze weibliche Einwohnerschaft nach sich zog und um sich versammelte. Durch diese ihre Aufopferung hatte meine Krankheit erst eine rechte Wichtigkeit bekommen. Die Schneiderswittwe, die zur Miethe im dritten Stock wohnte, so wie die Frau des Schusters, der im Hintergebäude sein Leder verklopfte, waren täglich da, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, zarte Aufmerksamkeiten, die neben meinem Leiden wohl dem guten Kaffee und den feinen Liqueurs galten, welche meine Tante bei solchen Veranlassungen freigebig spendete.

Wenn ich bis jezt bei diesen Krankenbesuchen der Jungfer Schmiedin nicht gedachte, so möge man es mir nicht als Undank gegen diese würdige Person auslegen, vielmehr muß ich ihrer aufopfernden Thätigkeit mit einigen Worten extra gedenken. Als ich sie nach meinem Delirium zum erstenmal wieder erkannte — ich hatte der Burg so wie der Mühle eben einen kleinen Besuch abgestattet — da stand die Schmiedin am Fußende des Bettes mit einer umfangreichen Medizinflasche in der einen und einem silbernen Löffel in der andern Hand, wobei sie mich stumm betrachtete. Mir schien, als habe sich die Jungfer Schmiedin sehr verändert; sie sah auffallend blaß aus und ihre Toilette, die, namentlich was Hauben anbetraf, immer äußerst sauber war, kam mir heute gar nicht so geordnet vor, wie sonst. Ach, ich wußte nicht, daß es Spuren der vergangenen Nacht waren, in welcher die Jungfer Schmiedin bei mir am Bette gewacht. Großmutter thronte am Tisch in stiller Majestät und wandte jezt den Kopf nach meinem Bette, wobei sie die Brille etwas zurecht schob.

„Aber, Schmiedin," sagte sie, „jedes Ding hat seine Zeit; jezt fehlt ja noch eine ganze Viertelstunde an drei Uhr." — „Ach, Frau Pastorin," antwortete jene, und ich konnte troz meiner halb geschlossenen Augen sehen, wie ihr Blick von Thränen feucht wurde, „lassen Sie mich doch! Die paar Minuten steh' ich gerne so, damit die Medizin genau zur rechten Zeit genommen wird, denn das hat der Herr Doktor ausdrücklich befohlen." — „Wem nicht zu rathen, dem ist nicht zu helfen," brummte die Großmutter, und ich schlief nach dieser Scene wieder ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Romantiker.

(Fortsetzung.)

Man sollte also meinen, es hätte nur ein Kinderspiel seyn müssen, die wenigen Bedingungen der Reform, die schon längst erwachten und endlich lautgewordenen Bedürfnisse der Nation klar zu fassen. Erstens mußten wir die menschliche Grundlage, welche die Classiker uns hinterlassen, beibehalten, zweitens die unmittelbare Darstellung einführen; und drittens unsere Stoffe vorzüglich aus nationalen Quellen holen. Und das ist die Bahn, die wir auch jezt noch einzuschlagen haben, und ich sehe keine weiteren Anforderungen, die nicht eine klare Folge dieser drei wären. — Diese Bedingungen nun haben die kritischen Romantiker nicht erkannt; und mit der Erkenntniß allein wäre freilich auch nicht viel gethan gewesen, so lange nicht das Genie selbst die Hand an's Werk gelegt hätte. Wenn es aber an Erkenntniß und an Genie zugleich fehlt, was ist da zu erwarten? So stand es aber mit den Romantikern. Wo war bei

ihnen das Genie? Das gewaltsame Wirthschaften einer verirrten, schrankenlosen Phantasie ist nur ein täuschender Schein von Genie. Was das Genie schafft, ist nicht allein, wenn auch noch so fehlerhaft, an sich lebensfähig, sondern auch fähig, denen, die nach ihm kommen, Leben einzuhauchen. Das romantische Drama aber ist uns jezt schon an sich fast unbegreiflich, geschweige daß es die Zukunft zu beleben im Stande wäre. Was man auch von Hugo halten mag, es hat sich bei der Reform kein Genie offenbart, und schon darum bleibt die Reform ein Werk der Zukunft. Dagegen haben Talente gewirkt, große, rüstige Talente. Aber man sieht wohl leicht ein, je größer die Talente, desto größer mußten beim Mangel an festen, klaren Grundsätzen die Verirrungen seyn, weil das Gebiet des Talents sich weit mehr auf die Mittel der Kunst erstreckt, als auf das Wesen derselben, wohin nur das Genie dringt. Dieß möchte ich im Folgenden beweisen.

Dumas ist der Erste, der sich hier der Untersuchung darbietet. Bei ihm hauptsächlich gilt der Saz: das dramatische Gedicht ist die unmittelbare Darstellung einer Handlung. Nur Schade, daß Dumas ganz und gar kein Dichter ist, aber wohl der größte Materialist. Er spricht zwar hie und da große Worte aus über Gott, Ideal u. s. w. Gleichviel, den Baum erkennt man an seinen Früchten, und darnach wird er geschäzt.

Bei Dumas besteht also die ganze Kunst in der Darstellung einer Handlung, und er glaubt, jede Handlung dürfe und könne dargestellt werden. So gerieth er auf die gräßlichsten Schauspiele, und er machte dieselben durch die Behandlung noch gräßlicher, als hätten die Schreckenstage der Revolution einen unlöschbaren Durst nach Blut und Greuel in uns erweckt. Schon das Melodram der Boulevards hatte in dieser Hinsicht Ungeheures geleistet. Dort mochte man es als Rohheit und Unwissenheit hinnehmen; hier aber ward es zur Norm, und die Romantiker nahmen sich vor, uns an alle den fbaren Herzensfoltern zu gewöhnen.

Und es konnte nicht wohl anders kommen, denn das tragische Element war schon durch die classische Theorie aus seiner eigentlichen Sphäre verrückt worden. Die Classiker, wie wir wissen, nehmen an, die Tragödie solle Schrecken erregen, und es ist eine noch tief eingewurzelte Ansicht, daß das Schreckliche, schon weil es schrecklich ist, tragisch sey, und diese Ansicht herrscht nicht allein bei uns, sondern überall; aller Orten nennt man jedes schreckliche Ereigniß, jede abscheuliche Unthat tragisch. Gewiß kann das Schreckliche tragisch seyn, aber nur in so fern wir das erblicken und zeigen können, was sich dabei Menschliches im Grunde verbirgt; sonst ist es bestialisch, teuflisch, und das Abscheuliche bloß um des Abscheulichen willen darstellen, kann auch nur abscheulich seyn. Wenn also Shylok dem Antonio mit dem Dolch in's Herz wühlt, wenn Ethelwood Scharfrichter wird, um seine untreue Gattin Catharina Howard selbst zu köpfen, wenn der alte Ruy da Sylva hartnäckig darauf besteht, daß Hernani das Gift trinke, dann sehe ich nicht mehr Menschen, nicht mehr meines Gleichen vor meinen Augen, sondern teuflische Bestien.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Schluß.)

Literatur. — Tschech. — J. Jacoby. — Theater. — Eisenbahnen.

Von Hubers Zeitung, zu der er sich durch eine Reise nach England vorbereiten zu wollen scheint, ist es noch still. Die Hindernisse, welche sich der Benary-Watkeschen in den Weg stellten, werden hier nicht zu erwarten seyn. Seine Vorlesung über Moretos desden non desden scheint, troz der Hizigschen Aufforderung in der Zeitung, nicht Anklang gefunden zu haben. Die Zeit der Theilnahme für die spanische Poesie ist vorüber; wächst uns doch selbst das Unbegreifliche der spanischen Politik so über den Kopf, daß wir es nicht mehr der Mühe für werth achten, uns darüber Kopfbrechen zu machen. — Nachdem Hizig in der auf Denunciation des Stadtgerichts gegen ihn eingeleiteten Untersuchung freigesprochen worden, hat jenes Gericht durch ein Aggravationsgesuch appellirt. Der Veteran, hier ganz auf seinem Felde, rüstet sich mit Lust zu seiner Vertheidigung, da es einen Kampf gilt, in welchem wichtige Prinzipfragen für die Presse entschieden werden dürften. — W. Alexis hat in diesem Jahre kein größeres Werk edirt. So viel uns bekannt, bereitet er eine schon besprochene historische Aufgabe vor aus der vaterländischen Geschichte, welche die Reformation in der Mark zum Hintergrund haben soll. Steffens scheint als Schriftsteller im Gebiete der schönen Literatur sich jezt allein auf die Fortsezung seiner Erlebnisse zu beschränken. Der Dichter Beck lebt jezt hier, und die Beschlagnahme seiner hier edirten Gedichte, so wie der Prozeß, welcher deßhalb vor dem Obercensurgericht geführt wird, hat einiges Aufsehen erregt. Es ist das erstemal, daß dieses Gericht, auf Denunciation des Staatsanwalts, über ein schon erschienenes Buch in der Art richtet, daß das Buch im Ganzen freigegeben, aber einzelne Gedichte daraus cassirt werden sollen, daß es aber auch zugleich das volle Recht des Verlegers, auf Schadloshaltung gegen den Fiscus zu klagen, anerkennt.

In der politischen Poesie haben die Freiligrathschen und die neuesten Heineschen Gedichte das Aufsehen zu machen nicht verfehlt, welches bei irgend bedeutenden literarischen Erscheinungen durch das Verbot unausbleiblich hervorgerufen wird. Daß beide Gedichtsammlungen, wie man auch über die Ansichten der Dichter und ihren ästhetischen Werth urtheile, bedeutende Erscheinungen sind und daß sie mit Herweghs zweitem Bande ein eigenes dichterisches Trifolium bilden, wird wohl von Niemanden bestritten werden. Man mag vom Standpunkt der Politik, der Aesthetik und der Sitte aus gegen die zwei Dichter ein Verdammungsurtheil

schleudern; verächtlich, wie Einige sich die Miene geben, über sie die Achseln zu zucken, und von schaaler Renommisterei, Ueberläuferei und gereizter Eitelkeit und Loslassen des frechsten, unheiligsten Witzes zu sprechen, damit ist die Sache nicht abgethan; ja ein solches Verfahren könnte sehr zum Uebeln ausschlagen. Beide Sammlungen sind bedeutende Symbole, sey es einer verkehrten Richtung, wenigstens einer, die nicht zum Heil, zum Besserwerden führt, aber Symbole von einer beachtenswerthen Entschiedenheit der Gesinnung und einer Prägnanz des Talents, wie es in Deutschland sich selten ausspricht. Man fragt: können solche Gedichte sich auf die Dauer halten? Das weiß Niemand; auch ist die Frage gleichgültig. Hier ist die Frage, ob sie für den Augenblick wirken? Die Antwort ist: sie wirken, wie Alles in Deutschland wirkt, nicht aufregend, nicht Feuer und Flamme weckend, sie wirken, wie Heine das deutsche Thun in den meisterhaften Legenden vom Kiffhäuser mit seiner sarkastischen Lauge schildert, langsam. Sie sind dem bedachtsamen Deutschen Aktenstücke einer Stimmung. Er muß viele Aktenstücke zusammen lesen, bis er ein Urtheil fällt, ob die Stimmung eine ächte und rechte war.

Von einer politischen Poesie anderer Art hört man Proben auf der Gasse. Die Leiermänner singen ein Lied von dem Bürgermeister Tschech, welches mit den Versen anhebt:

Wohl war Keiner je so frech
Als der Bürgermeister Tschech.

Der skurrile Vers, der nebenher eine berichtigte Unwahrheit wieder als Factum darstellt, daß nämlich die Kugel gegangen sey: „Unsrer Kön'gin durch den Hut," ist übrigens wie das ganze Gedicht ehrlich und loyal gemeint. Man bringt die Verhaftung des Schriftstellers Joel Jacoby mit den Gerüchten von Tschechs Benehmen nach seiner Verurtheilung in Verbindung. Wenn es auch wahr wäre, daß von Jacoby ein Theil dieser albernen und witzig seyn sollenden Fabeln erfunden wäre, so ließe sich doch daraus noch keine Verhaftnahme erklären. Die Erfindung arbeitet auch wohl hierin, wie in so vielem Andern, und hat ein ergiebiges Feld, da die offiziellen Berichtigungen bei uns in Mißkredit gefallen sind, die nicht offiziellen aber an zu viele Hindernisse stoßen, um unumwunden sich auszusprechen. So wird auch wohl die Einsteckung des Schriftstellers Theodor Wahl als Militär (er ist später wieder entlassen) nicht mehr seyn, als die ganz gewöhnliche Einziehung eines militärpflichtigen jungen Mannes, der die Zeit versäumt hat, sich freiwillig zum einjährigen Dienst zu stellen. Die liberale Presse sollte vor Notizen auf ihrer Hut seyn, die sie in den Mißkredit bringen, auf welchem die hauptsächlichste Hoffnung der Presse gegenüber beruht, da leztere durch eigene positive Kraft zu siegen die Hoffnung aufgegeben haben muß. Ueber den Stand des Tschechschen Prozesses weiß man durchaus nichts mit Bestimmtheit. — Gegen das Seehandlungsmonopol erheben sich fortwährend neue Stimmen; eine neue Schrift des Stadtraths Risch macht Aufsehen durch die kühne und entschiedene Sprache, mit welcher der Verfasser gegen das Institut auftritt. — Der Streit über die Gasbeleuchtung hat ebenfalls noch kein Ende genommen. Der Magistrat will sämmtliche Aktenstücke zu seiner Rechtfertigung vor dem Publikum drucken lassen.

Am Opernhaus wird mit Aufwand aller Kräfte gebaut; dennoch muß die Eröffnung von Termin zu Termin aufgeschoben werden. Gegen Hrn. v. Küstner erheben sich immer wieder neue Wolken. Wenn es Verschwörungen sind, sind es wenigstens offene, sogar mit den Motiven an der Stirne. Sollte derselbe bewogen werden, zu resigniren, so bedaure ich nicht ihn, sondern nur seinen Nachfolger; denn wie die Dinge stehen, ist es unmöglich, viel zu bessern. Ja, es ist kein geistiges Leben da; aber woher es denn schaffen? Ein neuer Direktor allein thut es nicht. Noch hat auch die Tantième keinen Dichter in's Leben gerufen. Für die Oper soll Sophie Löwe zurückkehren. Von einer jungen Schwedin Lind erwartet man viel. Spontini ist hier, aber man hört nichts von ihm. Das Königsstädter Theater soll seine Direktion verändern. Es muß viel, vielleicht Alles ändern, wenn es wieder werden soll, nicht was es gewesen, sondern nur ein Theater, für welches das Publikum sich wieder interessiren kann.

Unser Aktienmarkt ist noch immer erschüttert, das Vertrauen will nach solchen Katastrophen noch immer nicht zurückkehren, obgleich viele Bewegung und kein wahrer Grund des Mißtrauens da ist. Denn im Gegentheil consolidiren sich alle bestehenden Bahnen zusehends mit jedem Jahre, und selbst die, von denen man gar keinen Ertrag erwartete, die nur des Gemeinnutzens wegen unternommen wurden, liefern bei gewissenhafter Administration ansehnliche Dividenden. Dasselbe läßt sich von der Mehrzahl der größeren projektirten Bahnen zur Verbindung des Rheins mit der Elbe und Mitteldeutschlands mit seinem Süden erwarten. Aber auch diese einst so gesuchten Quittungsbogen sind tief im Werth gefallen, oft unter ihren nachweislich wahren, der unter allen Verhältnissen sich realisiren müßte. Augenblicklicher Geldmangel, die Aussicht auf noch bevorstehende große Einzahlungen, und die Börsenspekulation, welche sich jezt in eben dem Maße auf das Niederdrücken, als früher auf das Heben der Curse richtet, tragen nur einen Theil der Schuld. Die Furcht vor Regierungsmaßregeln, welche in den natürlichen Marktverkehr eben so störend wie das schwer beseufzte Gesetz eingreifen könnten, wirken störend ein und lähmen den elastischen Muth, ohne den in der kaufmännischen Welt keine Schwungkraft ist. So spricht man davon, daß die Bank ihre sämmtlichen Anleihen auf Bahnaktien kündigen wolle, nachdem sie schon jezt den Zinsfuß erhöht hat; auch davon, daß eine Besteuerung der rentirenden Eisenbahnen von Seiten des Staats im Werke sey. Dennoch fängt der unnatürliche Druck sich allmählig wieder zu heben an, was besser ist, als ein schnelles Steigen, dessen Nachwirkungen niemals ausbleiben. Der Verkauf der Frankfurter Eisenbahn an die märkisch-niederschlesische, welcher jezt im Werke ist, macht bedeutendes Aufsehen, und der Preis, welcher den Aktionären der ersteren geboten ist und der sehr Vielen derselben, in Betracht ihrer glänzenden Aussichten, ein verhältnißmäßig geringer scheint, nämlich $182\frac{1}{2}$ pCt., spricht deutlich genug für den wahren Werth gut und zweckmäßig angelegter Bahnen. Auch die Potsdamer Bahn will sich der künftigen Potsdam-Magdeburger selbst verkaufen, und zwar zum doppelten Nominalwerth in Prioritätsaktien. Ob die Potsdamer Bahn so viel werth ist, mag unentschieden bleiben, doch ist es möglich; wie aber die neue Magdeburger Bahn, welche mit den größten Terrainschwierigkeiten zu kämpfen hat und schon im Anschlage eine so große Summe kostet, daß die Verzinsung ihres Kapitals problematisch erscheint, noch diese Summe zahlen kann, gehört zu den Geheimnissen, welche allüberall hinsichtlich dieser neuen Concurrenzbahn obwalten.

Beilage: Monatsregister November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Achtunddreissigster Jahrgang.

1844.

December.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Literatur-Blatt.

Nro. 126.

Kunstgeschichte. Kölner Dombriefe oder Beiträge zur altchristlichen Kirchenbaukunst. Von J. Kreuser. — Land- und Hauswirthschaft. 1) Anleitung zum praktischen Ackerbau von J. N. von Schwerz. — 2) Die Wildbaumzucht oder Anzucht, Kultur und Benützung der in- und ausländischen Holzpflanzen des freien Landes von A. F. Lenz. — 3) Ueber Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seidenraupen. Nach dem Chinesischen in's Französische übersezt von St. Julien. Auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Würtemberg übersezt von Fr. L. Lindner. Zweite Auflage, vermehrt mit Zusätzen und Anmerkungen von Th. Mögling. — 4) Der praktische Bäcker, oder vollständige und faßliche Anweisung, schmack- und nahrhaftes Brod aus jeder Fruchtgattung und mit jedem Gährungsmittel zu erzeugen. Ein Hülfsbuch von S. Th. Frank. — 5) Die Hausthiere in Betracht ihrer Züchtung, Veredlung und der Heilung ihrer Krankheiten. Nach dem Französischen des Desaire, deutsch von W. Proz. — 6) Die bäuerliche Pferdezucht der mittel-, süd- und westdeutschen Staaten, bezüglich deren Mängel und Verbesserung. Von Karl Walch.

Nro. 127.

Reisen im Orient. 1) Orientalische Briefe. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Nro. 128.

Reisen im Orient. 1) Orientaliche Briefe ꝛc. (Schluß.) — 2) Deutschland, Rußland, Caucasus, Persien; 1842—1844. Von Theodor Freih. von Hallberg-Broich.

Nro. 129.

Geschichte. Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volks, der Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. Von Eduard Arnd.

Nro. 130.

Länder- und Völkerkunde. Italienische Zustände, geschildert von Geheimenrath Prof. Dr. Mittermaier. — Novellen. Beitlers Gabe. Taschenbuch für 1845 von Wilhelm Müller.

Nro. 131.

Chemie. Chemische Briefe von Justus Liebig. — Romane. 1) Lydia. Von Therese, Verfasserin der Briefe aus dem Süden ꝛc. — 2) Lucy. Novelle von E. M. Oetinger.

Nro. 132.

Kriegsgeschichte. Die Soldaten der französischen Republik und des Kaiserreichs, von H. Bellangé. — Biographie. Adolph Freiherr Knigge. Von Karl Gödeke. — Erzählungen. 1) J. van den Hage Erzählungen. Aus dem Holländischen von Prof. Dr. O. L. B. Wolff. — 2) Balgowe. Historisch-romantisches Gemälde. Von F. W. F. van Rekowski. — 3) Vom Borne der Zeiten. Novellen von Bernd von Guseck.

Kunst-Blatt.

Nro. 97.

Bemerkungen über den Tempel Salomo's. Von H. Merz. — Werke neuer Malerei und Sculptur in Belgien. (Fortsetzung.) — Museen und Sammlungen. — Denkmäler.

Nro. 98.

Bemerkungen über den Tempel Salomo's. (Fortsetzung.) — Werke neuer Malerei und Sculptur in Belgien. (Schluß.) — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 99.

Johann Joachim Winckelmann. — Bemerkungen über den Tempel Salomo's. (Fortsetzung.) — Bauwerke.

Nro. 100.

Architektur. Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahr 820. Im Facsimile herausgegeben und erläutert von Ferdinand Keller. — Bemerkungen über den Tempel Salomo's. (Fortsetzung.) — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 101.

Architektur. Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahr 820. Im Facsimile herausgegeben und erläutert von Ferdinand Keller. (Fortsetzung.) — Die Herstellung der alten Basilika zu Trier. — Bemerkungen über den Tempel Salomo's. (Fortsetzung.) — Plastik. — Medaillenkunde. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 102.

Architektur. Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahr 820. Im Facsimile herausgegeben und erläutert von Ferdinand Keller. (Fortsetzung.) — Bemerkungen über den Tempel Salomo's. (Schluß.) — Alterthümer.

Nro. 103.

Zur Giebelgruppe des neuen Ausstellungsgebäudes in München. — Alterthümer. — Neue Kupferstiche. — Bilderwerk.

Nro. 104.

Architektur. Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahr 820. Im Facsimile herausgegeben und erläutert von Ferdinand Keller. (Schluß.) — Archäologische Literatur. Die Marcellusschlacht bei Clastidium, Mosaikgemälde in der Casa di Göthe zu Pompeji, ein archäologischer Versuch von Dr. Heinrich Schreiber. — Bilderwerke. — Xylographie. — Literatur. — Biographisches. — Nekrolog. — Persönliches.

Nro. 105.

Capella Sixtina. — Medaillenkunde. — Kupferstich. Sacontala. Nach dem Originalgemälde von Riedel in Rom gestochen von Fr. Wagner in Nürnberg. — Persönliches. — Akademien und Vereine.

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 2. December 1844.

Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.
Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.
Horat.

Die französischen Romantiker.

(Fortsetzung.)

Wir wissen und können noch täglich sehen, was auf diesem Wege die Bühne wurde. Sie ist ein Schaffot oder eine Mörderhöhle, alles riecht nach Blut und Schande. Dumas und noch mehr Hugo haben ihr größtes Gefallen daran, uns zu zeigen, wie der Körper sich in allen seinen niedrigsten Lüsten gebärdet, unter allen Qualen sich verdreht und endlich unter dem Beil oder dem Dolch, Zuckung auf Zuckung, ein ekler Klotz wird. Hier werden nicht die Schmerzen der Seele, sondern die des Fleisches, nebst allen Einzelnheiten, die den Greuel erhöhen, dargestellt. Wir hören das Messer schleifen, wir fühlen es langsam in unser eigenes Fleisch dringen. Namentlich haben wir eine ganze Reihe von Weibern, die nach Blut heulen und von Orgie zu Orgie sich wälzen. Und weil man sie von den Dämonen der Wollust und Eifersucht, der Mord- und Rachsucht besessen darstellte, glaubte man sie wahr als Weiber und groß als Königinnen geschildert zu haben. Das Alles rechtfertigten sie dadurch, daß Shakespeare wohl noch Stärkeres (was nicht wahr ist) gewagt habe. Bei Shakespeare aber sahen sie nur die Mordthaten der Lady Macbeth und Richards III.; von Shakespeares Heiterkeit und Versöhnungsgeist wissen sie nichts. Shylok war ihnen eine willkommene Erscheinung, ein Diamant, ein Fund; deßwegen zierten sie damit ihre Schlachtbank, und zwar so, wie oben angedeutet, daß die Rachsucht des Juden zum Hauptvorwurf wird und er am Ende sein Pfandfleisch aus Antonios Brust schneidet und dann dem Scharfrichter sich übergibt. Nur unser Herz erschüttern, das war die Absicht, und sie ergriffen das sicherste Mittel, indem sie von einer Seite die ganze Abscheulichkeit, von der andern die ganze Unschuld zeigten, wie Delavigne, der aus einer kurzen Episode Richards III. eine Tragödie macht und uns nur zwei Schafe zeigt, die ein Metzger würgt. Nur Schade, daß sie dem Gericht keinen Verurtheilten abkaufen und auf der Bühne selbst köpfen konnten; ich glaube, bei Gott, sie hätten die Köpfe Didiers, Fabianos, Catharina Howards, und wie sie alle heißen, in's Parterre rollen lassen.

So handelten diese Dichter, die das menschliche Herz zu kennen meinen, da sie es zu schildern unternehmen. Die bestialische Gier des Menschen nach Unthaten, in denen er, nur zu wahr, eine Wollust findet, haben sie gekannt und ausgebeutet. Aber das menschliche Gefühl, aus welchem vor dem Schaffot unser Mitleid für den größten Verbrecher entspringt, so daß wir alle seine Greuel vergessen und ihn retten möchten,

das haben sie verachtet und haben ihr Publikum zu einem römischen Pöbel im Cirkus erniedrigt. Mußten sie nicht in dieser falschen Richtung zum Schändlichsten und Eckelhaftesten geführt werden, zu einer Lukrezia Borgia und Margarethe von Burgund? Mußten sie nicht endlich ihrem abgestumpften Zuschauer warmes Blut in den Mund gießen, daß er sich, galvanisch erschüttert, noch einmal rege? Was ist nun das für eine Kunst? wo findet sich hier das Ideal, von dem sie so viel sprechen? Was ist das für ein ernsthaftes und gewissenhaftes Werk, wie sie sich so gern ausdrücken? Wo können wir dabei das Bedürfniß der Erhebung und Tröstung befriedigen?

Wer mag aber bei den Romantikern überhaupt von Erhebung der menschlichen Natur, von Idealisirung, von Versöhnung sprechen? Das sind ja für sie lauter sinnlose Wörter, und doch ist Versöhnung sicher, wenn nicht die ganze dramatische Idee, doch deren wesentlichster Bestandtheil. Schon die Classiker sind selten im Stande, eine eigentliche Versöhnung zu bewirken, am wenigsten da, wo das Stück unglücklich endet, d. h. mit dem Tode der Person, an deren Schicksal unser Herz Antheil nimmt. Dieß kommt bei ihnen hauptsächlich daher, daß sie ihre Stoffe vorzüglich aus dem Alterthum, aus der Zeit des Fatums holten und die andern nach jenen bildeten, so daß sie weder jene noch diese nach unsern christlichen Ideen zu gestalten wußten. Dazu trug natürlich ihre Ansicht, die Tragödie solle Schrecken erregen, das ihrige bei. Diese Ansicht nun ist, wie wir eben gesehen, bei den Romantikern vollends zur Norm erwachsen. Die größten Scheusale, Verbrechen und Zustände, die uns in's äußerste Erstaunen setzen, das ist es gerade, was die romantische Kunst als ihre reichlichste Fundgrube ausbeutet. Wo soll da die Versöhnung herkommen? Was kann uns beim Verderben des durchaus bösen Menschen gefallen? Es ist ja nur platte Gerechtigkeit; ein solcher Mensch kann ja nicht leben. Das Ungeheuer wäre besser in der Hölle geblieben; es ist uns ganz und gar unwillkommen in unserer Erdenluft. Was kann uns andererseits über das Verderben des Schuldlosen trösten? Nichts. Wohl aber denken wir dabei in unserem Verdruß: wozu gut seyn, um so zu enden? Deßhalb sagt Aristoteles, man solle zum Gegenstande der Tragödie weder ganz gute noch ganz schlechte Menschen wählen. Es steht freilich den Romantikern frei, sich um das Gebot des Aristoteles nicht weiter zu kümmern; aber ein Wort Diderots hätten sie nicht vergessen sollen: „Nichts ist so selten, als ein ganz guter, wenn nicht ein ganz schlechter Mensch;" welches Wort nichts anderes ist, als eine andere Form des Aristotelischen Gebots.

(Fortsetzung folgt.)

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

So oft ich am Tage wieder erwachte, und auch meistens in der Nacht, war die Schmiedin da und schaute mich wehmüthig an. Zu meiner großen Schande muß ich gestehen, daß ich nicht viel gute Worte für die arme Person hatte, sie vielmehr eines Tags sehr beleidigte. In gesunden Tagen hatte mich ihr weinerliches Wesen sehr gerührt, und da es meistens mit meinen Interessen Hand in Hand ging, so mochte ich es wohl leiden; aber ich weiß nicht, woher es kam, daß ihr ewig kummervolles Gesicht, sowie ihre Thränenfluthen jezt, da ich im Bett lag, einen unangenehmen Eindruck auf mich machten. Genug, ich sagte es eines Tages der Großmutter, die mir ruhig erwiderte: „Gewohnheiten, böse Gewohnheiten!" und es der Schmiedin wieder erzählte. Später erst hat mir die gute Person vertraut, wie furchtbar ich sie damit gekränkt; der Großmutter aber antwortete sie, während ihre Thränen an Nase, Kinn und Halstuch kleine Wasserfälle bildeten: „O, Frau Pastorin, von Natur bin ich vom festesten Charakter, den nichts zu erschüttern vermag; aber wenn dem Kinde, das ich von Geburt an gepflegt, etwas Leides geschieht, da muß ich weinen, und wenn es unser Herrgott verböte." — Daß ihr die Großmutter über die leztere unchristliche Aeußerung den Text las, kann man sich denken; aber den Vorwurf über ihre Weinerlichkeit hatte sie sich gemerkt und gab mir später in meinem Bette viel Stoff zur Heiterkeit. Die merkwürdigen Gesichter, welche die Schmiedin von jezt an schnitt, um das Weinen zu verbeißen und lächelnd auszusehen, hätten einen Todtkranken lustig stimmen müssen.

In der Reißmehlschen Angelegenheit hatte ich der Schmiedin wieder sehr viel zu verdanken; sie brachte im weiblichen Collegium, das sich täglich in meinem Zimmer versammelte, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit die fürchterlichsten Anklagen gegen den Prinzipal, gegen Philipp und namentlich gegen Jungfer Barbara vor, und motivirte dieselben auf's Glänzendste, so daß selbst die Großmutter gestehen mußte: ja, es sey nicht das rechte Haus gewesen. — „Ach, Frau Pastorin," schluchzte die Schmiedin mit trockenen Augen, „ich hab' es ja immer gesagt, die Jungfer Barbara ist eine bösartige Person, und das arme Kind in dem finstern unheimlichen Hause — nein, das war nicht zum Aushalten!" — „Ja, ja," wiederholten meine Tante, die Schneiders- und die Schustersfrau unisono, „das war nicht zum Aushalten!"

Mein Vormund aber, der mich von den Geschäften in seiner finstern Kanzleistube her ziemlich genau zu

kennen die Ehre hatte, mochte nicht ganz dieser Meinung seyn. Er hatte der Großmutter einen langen Brief geschrieben, aus dem man mir in Betreff meiner nur die schonendsten, zartesten Stellen mittheilte, aus denen ich aber entnahm, daß noch ein ziemliches Gewitter für mich im Anzuge sey, das, wie es am Schluß des Briefes hieß, wahrscheinlich in der Person des Onkels und Vormunds nächster Tage anrücken werde.

Bei der sorgfältigen Behandlung, die man mir angedeihen ließ, machte ich in meiner Genesung rasche Fortschritte, und ich hatte noch nicht ganzer vier Tage im Bette zugebracht, so erklärte mich der Doktor außer Gefahr und verordnete mir stärkende Suppen, ein Thema, das bei dem weiblichen Personal zu nicht wenig Streitigkeiten Anlaß gab. Der Arzt, ein dicker, gemüthlicher Herr — er trug immer einen blauen Frack und eine weiße hohe Halsbinde — saß alsdann vor meinem Bette und leitete die stürmische Sitzung.

„Ach, Herr Doktor," jammert die Schmiedin, „ich bin nun einmal für die Weinsuppe; ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube, daß auf einen geschwächten Magen die Weinsuppe —" — „Ja," unterbrach sie die Schustersfrau; „Weinsuppe mit Rosinen —" — „Was Weinsuppe!" fiel meine Großmutter ein, „eine gute Fleischbrühe ist viel kräftiger." — „Oder ein zartes junges Huhn," sezte die verwittwete Schneiderin hinzu.

Und nun begannen die Parteien zu streiten; man hörte die Vorzüge der Weinsuppe und Fleischbrühe aufs Heftigste vertheidigen. Der Doktor hatte alsdann seinen Stock zwischen die Beine gestellt, den Kopf darauf gestüzt, und sah lächelnd die Parteien an. Er war ein gar kluger Mann, der Doktor, und bei solchen Gelegenheiten handelte er höchst selten streng durchgreifend, er wartete mit Ruhe den Schluß der Verhandlungen ab und sagte alsdann seine Meinung, die natürlich die Oberhand behielt. Wenn so etwa die äußerste Rechte in der Person der Großmutter die Motion für Fleischbrühe glücklich durchgebracht hatte, und die Schmiedin als äußerste Linke noch ihre einzige Hoffnung auf den Doktor sezte, erhob sich dieser stillschweigend, fühlte mir nochmals an den Puls und sagte ruhig: „Liebe Frau Pastorin, mir scheint, wenn Sie dem Jungen einen tüchtigen Gerstenschleim machen ließen, das wäre das Beste." — „Ja, ja," jauchzte die Schmiedin, um doch nicht Unrecht zu behalten, „Weinsuppe oder Gerstenschleim! doch ist das Leztere besser!" Und der Doktor entfernte sich lachend.

Mein würdiger Prinzipal, Herr Reißmehl, hatte sich troz all der Unbilden, die ich ihm zugefügt, doch zuweilen nach meinem Befinden erkundigen lassen, sogar, wie die Sage aus dem Munde unserer Hausmagd lautete, war eines Nachmittags eine schauerliche Gestalt erschienen, deren Aeußeres, wie sie beschrieben wurde, viel Aehnlichkeit mit Philipp hatte. Ich hätte alle diese Besuche darum gegeben, wenn ich nur über das Schicksal meines Freundes Burbus etwas hätte erfahren können. Daß er noch in der Stadt war, mußte ich glauben; er hatte mir ja feierlich versprochen, mich vor seiner Abreise heimzusuchen. Mir war der Doktor wirklich lieb; im Gegensatz zu den dürren, trostlosen Steppen des Reißmehlschen Hauses erschien mir mein Freund wie ein saftiger Rasenplatz, auf dem freilich viel Unkraut wucherte. Neben meiner Freundschaft für ihn quälte es mich auch, etwas über die Laternengeschichte zu erfahren. Wenn ich an das Polizeigericht dachte, überlief es mich kalt, und ich sah den armen Doktor schon im Geiste in den Krallen der heiligen Hermandad. Unter diesen Umständen war es mir ein Bedürfniß, seine Freundschaft für mich den Meinigen gegenüber in's hellste Licht zu setzen. Zuerst eroberte ich das Herz der Schmiedin zu Gunsten des Doktors; die Schmiedin instruirte sofort auf die Tante, und es gelang, sogar die Großmutter etwas Weniges für ihn einzunehmen. Bei der alten Frau aber that der Name mehr, als was ich von seiner Persönlichkeit zu erzählen wußte.

„Burbus!" sagte sie und nahm eine Prise aus der gräflichen Dose; „Burbus!" wiederholte sie und schob die Brille des alten Generals in die Höhe, wie sie immer zu thun pflegte, wenn sie nachdachte. — „Mama," sagte die Tante, „erinnern Sie sich? Burbus, so hieß der alte Müller, von dem Vetter Lambrecht die Mühle kaufte." — „Ganz recht," sagte die Großmutter nachdenkend; „ich habe ihn mit meinem Mann seliger oft besucht. Ja wohl, ja wohl, die Mühle gehörte auch zu unserem Pfarrdorf; wird wohl der Burbus seyn." — „Gewiß!" rief ich, „er hat mir einmal erzählt, sein Vater sey Müller gewesen." — „Auch erinnere ich mich," fuhr die Großmutter fort, „damals einen kleinen pausbackigen Jungen gesehen zu haben, der vor der Thüre spielte." — „Ja, Großmutter," sagte ich, „das wird er wohl gewesen seyn." — „Und jezt geht es ihm so schlecht!" seufzte die Schmiedin dazwischen. „Das arme, arme Kind!" — „Bitt' Sie, Schmiedin!" rief die Großmutter etwas ärgerlich, „fang' Sie nicht wieder an zu lamentiren! Was Kind! das sind jezt dreißig Jahre her." — Die Schmiedin legte die Hand auf's Herz und schwieg mit einem Blicke still, der deutlich sagte: Warum hat mich der liebe Herrgott so zartfühlend geschaffen!

(Schluß des fünften Kapitels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, November.

Noth in Oberschlesien. — Pelz.

Der Horizont unserer Zustände gleicht dem Novemberhimmel, der sich grau und eintönig mit drohenden Regenwolken wieder über uns wölbt. Aus Oberschlesien gehen trübe Berichte über den Stand der Feldfrüchte ein; insbesondere sollen Kartoffeln, des Armen erste und lezte Hoffnung, außerordentlich durch Ueberschwemmung gelitten haben, und den untern Odergegenden steht hohe Wassersnoth unzweifelhaft noch bevor. Aus dem Gebirge hört man von überhandnehmenden Räubereien und einer fortdauernd gespannten Stimmung der Baumwollenweber. In Peterswaldau ist vor Kurzem des Nachts in's Zimmer des gräflich Stollbergschen Sekretärs und Polizeiverwesers Krist eine angezündete Granate geworfen worden, welche zwar beim Zerspringen die Möbel beschädigte, jedoch weder den Beamten noch ein Glied seiner Familie verlezte. Man bringt den Vorfall mit den Weberunruhen in Verbindung, und solche heimtückisch gefährliche Streiche sind traurige Vorboten für die nächste Zukunft. Einer plözlichen Ordre zufolge rückte am 30. Oktober das kaum aus Glaz in Brieg angekommene Commando wieder nach Reichenbach, um die insurgirten Fabrikdörfer vor neuen Excessen zu schüzen, während bei der in Breslau vorherrschenden Stimmung die Verminderung des Militärs nicht rathsam erschien. So eben aber verbreitet sich das Gerücht, die Baumwollenweber in Peterswaldau hätten in der Nacht vom Sonntage zum Montage das kaum wiederhergestellte Etablissement der Herren Zwanziger aufs Neue angegriffen und zerstört, was als direkte Veranlassung zu jener raschen Dislokation des für Brieg bestimmten Militärs angesehen wird. Die ruhig gebliebene vermögende Bevölkerung von Peterswaldau und Langenbielau soll die Kosten der Besazung bezahlen, und dieß erregt heftige Protestationen und große Unzufriedenheit. Ueber die verhafteten Rebellen sind indeß zum Theil schon schwere Urtheile ergangen, wobei ein erschütterndes Ereigniß erzählt wird. Das Weib eines solchen verurtheilten Webers hat sich ihr Kind an den Leib gebunden und mit demselben ertränkt, weil für sie alle Hoffnung zu ehrlichem Unterhalte verschwunden war. Der seit einem Jahre für die Unterstüzung der Weber und Spinner thätig gewesene publicistische Schriftsteller Eduard **Pelz** ist nach dreizehnwöchentlicher Haft gegen eine Kaution von 1000 Thalern in Freiheit gesezt worden. Die Plözlichkeit und Heimlichkeit seiner Verhaftung erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Er hatte sich zu einem gerichtlichen Termin nach Schweidniz begeben, wo er, ohne alle Kenntniß der Ursache, von der Polizei sofort aufgehoben und zur Einleitung einer Criminaluntersuchung nach Breslau gebracht wurde. Es müssen schwere Anklagen gegen Pelz vorgelegen haben, um von seinem Einflusse auf die Stimmung der gedrückten Arbeiterklassen im Mittelgebirge direkte Folgen zu befürchten, und dadurch den Verlust seiner persönlichen Freiheit zu rechtfertigen, welche selbst Dr. Jakoby, der bekanntlich auf Hochverrath angeklagt war, nicht erfuhr. Vielleicht hat besonders der Umstand darauf hingewirkt, daß Pelz, als Besizer eines Freigutes bei Waldenburg (dem Geburtsorte Wolfgang Menzels), in der Nähe der insurgirt gewesenen Fabrikdörfer ansäßig war. Vergebens wandte seine Gattin sich während der Anwesenheit des Königs in Erdmannsdorf unmittelbar an dessen Person, vergebens bot sie bei der Behörde eine Kaution für die vorläufige Freilassung ihres Mannes an; es ist diese gegen Erlegung von tausend Thalern in Staatspapieren erst nach dreizehn Gefängnißwochen zuläßig befunden worden. Er war früher Buchhändler in Breslau, etablirte sich als solcher dann in Petersburg, und kehrte vor einem Jahre etwa nach Schlesien zurück, wo er sich im Hochwaldgebirge ankaufte. Der erste Gebrauch seiner wiedererlangten Freiheit bestand in dem öffentlichen Danke, den er für die ihm während der Haft thätig bewiesene Theilnahme aussprach; und in der That hat das Verfahren gegen diesen Mann einen nicht eben vortheilhaften Eindruck hervorgerufen. Hoffentlich werden die gegen Pelz stattgefundenen Maßregeln früher oder später ihre öffentliche Rechtfertigung finden. — Während in Berlin der Gegenwartsblüthe der deutschen Industrie zu Ehren Fest an Fest gefeiert wurde, während bei uns der Vergangenheit zu Ehren mit ähnlichen außerordentlichen Kosten der Blücherstein, ein Granitblock von etwa 12,000 Centnern, auf's Grab des alten Helden in Krieblowitz als Denkmal gewälzt wird, sieht man der Hülflosigkeit der niedern Klassen in der bevorstehenden Wintersnoth und damit den Ausbrüchen der Verzweiflung bang entgegen. Man traut indeß seinen Sinnen nicht, wenn man sieht, wie heute arme **Arbeiter** aufzufassen und darzustellen vermögen. Von England sandten solche kürzlich 6 Pfd. Sterling für Hinterlassene „ermordeter“ Weber an einen Privatmann in Breslau ein; heilige Groschen, an schwerer Arbeit gewonnen und von des Lebens Nothwendigstem abgespart! Der Brief soll öffentlich mitgetheilt werden. — Aber nicht bloß in der niedern Sphäre des Erwerbes macht sich große Mißstimmung geltend. Die Stimmen Sachverständiger sehen auch den Geldmarkt und damit Handel und Verkehr von oben herab beschränkt. Nachdem das Gesez vom 24sten Mai mit dem plözlichen Hemmen des Aktienschwindels so bedenkliche Mißstände in den Geldverhältnissen hervorgerufen hat, ist nämlich für diese mit der Erhöhung des Disconts in der preußischen Bank ein neues, schmerzlich bewegendes Ereigniß eingetreten, statt daß die bisherigen Schwankungen sich völlig consolidiren konnten. Die Maßregel lastet unter den noch unsichern Verhältnissen doppelt schwer auf den Börsen und dem allgemeinen Verkehr, insofern zu dessen Befruchtung die königliche Bank und Seehandlung, als Geldinstitute des Staats, die alleinigen Geldquellen geworden sind. Der Handelsstand hat diese Institute selbstthätig dazu erhoben, und sich aller Macht und Entscheidung bei der Bestimmung des Zinsfußes begeben, ja die Macht der Geldinstitute verhundertfacht, indem er im Verkehr die Bankscheine au porteur von Hand zu Hand gehen ließ, und sich damit unwiederbringlich ihrem Einflusse preisgab. Nur Pommern hat sich durch die Errichtung einer Provinzialbank von diesem Einflusse unabhängig erhalten, der in den Tagen politischer Bewegung so höchst nachtheilig werden könnte. Denn wenn bei den königlichen Instituten, in denen die Centralisation aller Geldkräfte begriffen ist, schon jezt, in den Tagen der Ruhe und des Friedens, bei ihrer Dienstbarkeit für höhere Staatszwecke, troz allen Begünstigungen auf allgemeine Kosten, wenig Rücksichten auf dieses Allgemeine und kein ausreichender Beistand wahrgenommen werden konnte, so schwindet die Aussicht hiezu für etwaige sturmvolle Zeiten gänzlich. Es wird nun auch in Schlesien zur Bildung einer Provinzialbank aufgefordert, welche mit den liberalen Prinzipien und soliden Einrichtungen anderer Banken dazu dienen soll, Handel und Verkehr, welche jezt thatsächlich bedroht sind, wieder unabhängig zu machen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 3. December 1844.

Not ev'n the ruins of her pomp remain,
Not ev'n the dust they sunk in. —
Rowe.

Briefe über die Auvergne.

9. An den königl. preuß. Hauptmann im Generalstab Herrn v. B. N.

Clermont, August 1844.

Bei deiner Leidenschaft für alle militärischen Gegenstände darf ich darauf rechnen, an dir einen theilnehmenden Begleiter auf meinem heutigen Ausfluge zu finden. Laß zugleich den Sinn des Alterthumsforschers in dir walten; denn ich führe dich an die Stelle, wo unter den Mauern einer gallischen Stadt Cäsars immer siegreiches Genie zum erstenmal eine Demüthigung erfuhr.

Der Halbkreis von Höhen, welcher Clermont einschließt, tritt an seinen beiden Enden mittelst zweier langen Bergrücken in die Ebene vor. Die Stadt liegt am Fuße des nördlichen dieser beiden Höhenzüge; auf dem südlichen, Clermont gegenüber und eine Stunde von da entfernt, breitet sich ein großes Plateau von ovaler Form aus. Dasselbe hat in seiner Ausdehnung von Osten nach Westen eine Länge von 800 Toisen oder etwa 2400 Schritt, dabei eine Breite von 300 Toisen oder 900 Schritt, und es erhebt sich in schroffen Abfällen 175 Toisen oder 1050 Fuß über die umliegende Ebene. — Auf diesem Plateau nun lag das alte Gergovia der Gallier, und die Ueberlieferung hat, im Nationalstolze ihre Dauer schöpfend, dem Orte bis auf den heutigen Tag seinen Namen treu erhalten; denn daß derselbe nicht etwa in Folge der Forschungen der Neuzeit erst wieder von den Todten auferstanden sey, beweisen Urkunden aus dem zwölften Jahrhundert, in welchen wir die Benennung Gergovia auf den bezeichneten Berg bei Clermont angewendet finden.

Eine Stunde von Clermont, in reizender Umgebung, am Fuße des Puy de Gravenoire, liegt das Dorf Romagnat. Dieser Name an solcher Stelle ist nicht ohne Bedeutung. Von hier aus gelangen wir zwischen Weinbergen und Obstbaumpflanzungen durch, mittelst eines steilen und steinigen Pfades auf das Plateau hinauf. Erwarte nicht, hier die unter Dornen und Gras halb versteckten melancholischen Ruinen einer alten Stadt zu finden. Gergovia ist spurlos von der Oberfläche der Erde verschwunden, und es bleiben uns, um es im Geiste aus dieser vollständigen Vernichtung wieder vor uns auferstehen zu lassen, nur der Boden, auf dem es sich erhob, und eine uns von Cäsar hinterlassene Beschreibung der Belagerung dieser Feste der Gallier.

Früher überzog eine ohne das Zuthun von Menschenhänden entstandene Grasdecke das Plateau, und es kam dem im Staube vergangener Jahrhunderte wühlenden Archäologen hier wohl manche Falte des Terrains und

mancher Rest von alten Bauten zu Hülfe; seit dreißig oder vierzig Jahren aber ist die Fläche da oben angebaut worden, und der Vortheil der Besitzer des Bodens hat diese veranlaßt, die den Ertrag ihrer Felder schmälernden Trümmer und Steine auf den möglichst kleinen Raum zusammen zu häufen. Dadurch ist das Terrain zu einer nach allen Richtungen von niedern Mauern durchkreuzten Feldflur geworden. Wenn man nun diese sich meistens unter rechten Winkeln schneidenden Mauern näher untersucht und in den Bestandtheilen derselben weder behauene, noch Reste von Mörtel aufweisende Steine findet, so erwacht einen Augenblick der Zweifel, ob denn Gergovia auch wirklich an dieser Stelle gestanden. Ja dieser Zweifel erhält um so mehr Gewicht, als er von einigen ältern Schriftstellern, namentlich von Lancelot, getheilt wird. Sobald man aber die Commentarien Cäsars am Schauplatze der von dem großen Heerführer mit seiner gewohnten Klarheit geschilderten Begebenheit geöffnet hat, verschwindet alle Ungewißheit, und es bedarf kaum mehr des Zeugnisses, das die auf dem Berge selbst sowohl früher als gegenwärtig noch täglich gemachten antiquarischen Entdeckungen ablegen.

In Clermont nämlich existirt seit fast einem Jahrhundert eine Akademie, welche sich die schwierige Aufgabe gestellt hat, den Sinn für Kunst und Wissenschaft in der Auvergne zu fördern, oder vielmehr zu wecken. Voltaire sagte in seiner gewöhnlichen sarkastischen Weise von dieser gelehrten Gesellschaft, sie habe das Verdienst jener tugendhaften jungen Frauenzimmer, welche niemals von sich sprechen machen. Das verhinderte indessen nicht, daß die Akademie von Clermont, nachdem sie sich seit ihrer Geburt begnügt, unendlich viel über Gergovia, ihr Steckenpferd, zu sprechen und zu schreiben, plötzlich im Jahre 1765 die Zweckmäßigkeit einiger Nachgrabungen erkannte. Leider aber fühlten sämmtliche Mitglieder des gelehrten Instituts eine entschiedene Abneigung gegen die Kosten, die ein solches Unternehmen nothwendig mit sich bringt, und es wäre sicherlich unterblieben, wenn die Schwierigkeit sich nicht durch die Liberaliät eines Grafen Latour d'Auvergne gelöst hätte. So begannen denn Nachgrabungen unter der Leitung eines Mitglieds der Akademie.

Es ward alsbald in der Mitte des Plateaus von Gergovia ein Pflaster von breiten Steinen aufgefunden, wahrscheinlich der Rest einer Straße der Stadt; am östlichen Ende des Berges wurden ferner die zwei Fuß dicken Grundmauern eines viereckigen, sechzig Fuß langen und dreißig Fuß breiten Gebäudes und in demselben ein zehn Quadratfuß messendes Zimmer entdeckt, dessen Fußboden aus einer sehr harten Schicht von gestoßenen Backsteinen und Kalk bestand. Unweit dieses Zimmers stieß man auf einen zwanzig Fuß langen, sechs Fuß breiten und acht Fuß tiefen Felsenkeller, nebst in den Mauern übrig gebliebenen Resten von Balken, welche die Decke gehalten hatten; in einer Ecke des Kellers fand sich ein, obgleich zum Theil verschütteter, doch noch zwölf Fuß tiefer Brunnen mit einer reichen Quelle. An einer andern Stelle führten die Nachgrabungen zur Auffindung einer Wendeltreppe, einer Menge von römischen und gallischen Gold- und Silbermünzen, von Waffen von Bronze und Eisen, von Hausgeräth, Geschirr aus terra campana, von Stücken Marmor u. s. w. Die Ausbeute wäre ungleich reicher gewesen, wenn nicht ein Goldschmied aus Clermont, ein wahrer Auvergnat, d. h. ein Wesen, in welchem die mit mangelnder Geisteskultur verbundene blinde Gewinnsucht das leitende Prinzip ist, ein geheimes Abkommen mit den zu den Nachgrabungen verwendeten Arbeitern getroffen hätte, wonach dieselben die von ihnen gefundenen Gegenstände von Gold in den schonungslosen Tigel dieses Würgengels lieferten. Derselbe hatte unter andern einen massiven goldenen Ring für sechs Francs erstanden und, nachdem er die Fassung eingeschmolzen, den auf derselben befindlichen, vortrefflich geschnittenen und das Brustbild eines römischen Ritters darstellenden Smaragd für zehn Louisdor wieder verkauft. Lange Jahre endlich haben die Bauern der an den Berg von Gergovia angelehnten Dörfer die zahlreichen, beim Umpflügen des Plateaus gefundenen Münzen von Kupfer und Bronze durch einige auf das Gepräge gerichtete Hammerschläge unkenntlich zu machen gesucht und sie so als Sousstücke bei ihren Einkäufen in der Stadt angebracht; gegenwärtig tragen sie dieselben zu den paar Antiquaren, welche sich in Clermont mit Numismatik beschäftigen und den Findern immer doch etwas mehr als den Metallwerth bezahlen. Mit Scherben alter Töpferwaaren und Ziegel ist der Berg nun vollends ganz bedeckt; mit jedem Frühjahr wirft die Pflugschaar neue an's Tageslicht und man könnte ganze Ladungen davon sammeln.

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Romantiker.

(Fortsetzung.)

Ja, das Böse ist noch seltener als das Gute; davon muß der Künstler überzeugt seyn, und noch mehr, der Künstler muß nur das Gute als positiv, das Böse nur als ein Negatives betrachten. Nur dadurch kann er das Ideal erfassen und darstellen, daß er erkennt: der Mensch ist zur Erhebung, nicht zum Fall, als gutes, nicht als böses Wesen, zu seinem Glück, nicht zu seinem

Verderben geschaffen. Wer wollte einen Gott annehmen, der Urheber des Bösen wie des Guten wäre? Das Böse ist also schlechterdings nur ein Vergehen. Nimmt und behandelt man aber umgekehrt, wie die Romantiker, das Böse als positiv, so sind die dramatischen Personen keine Erdenkinder mehr, sondern pure Höllenbrut. Der Mensch, den der Dichter darstellt, ist ein ursprünglich reines, aber im Augenblick beflecktes Wesen. Nur wenn man dieses festhält, ist eine dramatische Versöhnung möglich. Die Seele ist ein Meer, über welches Stürme hereinbrechen; die Stürme aber ziehen vorüber und das Meer bleibt. Wenn die Seele so dargestellt wird, erkennen wir, daß es unsere Seele ist; wir bemitleiden den dem Sturm ausgesezten Menschen, denn in ihm erkennen wir den Bruder. Noch mehr, hat dieser Mensch unsere ganze Liebe, so können wir ihn mit Freude sterben sehen. — Das vermag kein Romantiker, und der Classiker selten; das aber vermag Shakespeare im höchsten Grade. Wie dieses möglich ist, möchte ich an einem Beispiele aus der Geschichte zeigen.

Wie würden wohl Classiker oder Romantiker Charlotte Corday auf die Bühne bringen? Charlotte, werden sie denken, war ein Mädchen, das aus Vaterlandsliebe einen Mann ermordet hat, und so werden sie aus ihr eine philanthropische oder patriotische Schwärmerin, oder sogar eine Allegorie der Freiheit, oder eine eiserne Römerin, oder eine Judith, Gott weiß was alles machen, und sie wird als eine bewundernswürdige Märtyrin sterben. Vielleicht ist sie dabei auch so belesen, daß sie durch Beispiele aus der Geschichte ihre That, die Ermordung eines furchtbaren Mannes durch eine schwache Mädchenhand, wahrscheinlich zu machen weiß. Ich müßte sehr irren, wenn sie nicht auf die eine oder andere Weise verführen. Was nun für eine Tragödie daraus entstehen würde, weiß ich nicht; aber ich zweifle sehr, ob dieselbe versöhnend schlöße. Wie wäre es nun, wenn einer dagegen Charlotte Corday als ein frommes Mädchen darstellte, das bisher, bei Vater und Mutter erzogen, nur von Moral und christlicher Liebe gehört hat, nicht aber von jener passiven Liebe, die für den Sünder betet, und mit Demuth betet, weil er der Machthaber ist, sondern von einer thätigen Liebe, die eilt, dem Bösen entgegen zu treten, von einer etwas männlichen Liebe, die sich nicht scheut, zum Wohl vieler ein Opfer zu bringen. Bei solchen Gesinnungen (denn je ausgebildeter das moralische Gefühl, um so heftiger wird es sich gegen das Schlechte empören) braucht es keine Schwärmerei, keinen rhetorischen Enthusiasmus, um dem Mädchen den Dolch in die Hand zu legen; sie geht zwar aufgeregt, aber mit klarem Blick und entschlossen zur That, und die That billigen wir, denn diese That begingen wir gern mit ihr. Jezt aber, in Folge der gebilligten That, muß Charlotte sterben, und wir müssen mit ihrem, ja mit unserem Tod zufrieden seyn. Charlotte ist fromm und christlich; sie hat einen Menschen getödtet; und nach der That sieht sie darin nur den Mord; das Land wird zwar die Frucht davon genießen, dieß aber kann ihr Gemüth nimmermehr beruhigen. Unter einer so drückenden Last kann sie nicht mehr leben; blutige Hände wagt sie nicht mehr zum Gebet zu falten; kein Mensch kann sie mit ihr selbst versöhnen, und nur bei Gott hofft und sucht sie Hülfe. In solcher Stimmung wird sie nicht zum Tode geführt, sondern geht freiwillig hin. So erscheint sie vor dem Gericht noch größer und menschlicher, als bei ihrer Heldenthat, und wir denken dabei viel weniger an diese That, als an ihre Selbstaufopferung für das Wohl des Landes. Auf diese Weise aufgefaßt, können wir freudig Charlotte Corday sterben sehen und ihr unser ganzes Mitleid schenken.

Dieses Beispiel kann auch dazu dienen, anschaulich zu machen, was die Kritik verlangt, wenn sie von Idealisirung eines Stoffes spricht. Diesen Punkt wollen wir, an V. Hugos Thätigkeit anknüpfend, in einem folgenden Artikel weiter erörtern.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, November.

Schweizer Maler.

In einem sehr verbreiteten deutschen Blatte wurde unlängst auch der lezten schweizerischen Kunstausstellung in einem Berichte gedacht, der, abgesehen von der darin hervortretenden wirklichen oder scheinbaren Unkunde schweizerischer Kunstverhältnisse, Lob und Tadel auf eine so einseitige Weise vertheilte, daß Ihr Referent sich veranlaßt sieht, mit ein paar Worten darauf zurückzukommen. So ist z. B. unter den Landschaftern J. Ulrichs gar nicht erwähnt worden, obgleich seine Bilder zu den besten der Ausstellung gehörten und besonders auch von einem sehr vielseitigen, mit den verschiedenartigsten Regungen des Naturlebens vertrauten Talente Zeugniß gaben. Sodann wurde von L. Vogel und seinen historischen Compositionen von jenem Berichterstatter in einer Weise abgeurtheilt, welche für einen Künstler, welchen Meister wie Thorwaldsen ihrer Freundschaft und Anerkennung werth hielten, und der so viele Nationalsympathien zu beleben weiß, unmöglich die richtige seyn kann. Wir wollen nicht auf das verweisen, was wir in diesen Blättern gelegentlich über Vogel gesagt haben, da unsere Ansicht befangen scheinen könnte; dagegen sey es uns vergönnt, hier W. Füßli anzuführen, dem ein kompetentes Urtheil wohl Niemand absprechen wird. In seiner Darstellung der Kunstwerke Zürichs und der wichtigsten Städte am Rhein — einem Buche, dessen Werth noch allgemeiner anerkannt würde, wenn der Verfasser sich durch das Streben nach Vollständigkeit nicht zur Aufnahme eines allzu reichen, sonderungsfähigen

Materials hätte hinleiten lassen — sagt er unter Anderem von Vogel, nachdem er seines Aufenthalts in Italien und seiner historischen Studien gedacht: „Vom Jahr 1815 bis nach 1820 brachte er einen großen Theil der Sommermonate auf Bergreisen zu. Diesem philosophisch betriebenen Studium der Schweizergeschichte, in Verbindung mit der psychologischen Erforschung der lebendigen, noch hie und da vorkommenden Exemplare jener alten, kornigen Hirtenmenschheit, verdankt Vogel seine Stärke in der Charakterschilderung. Er versezt uns in seinen Bildern in das heroische Zeitalter der Schweiz; er führt uns unsere Vorväter, nicht etwa alte Römer, Griechen oder gar Juden vor, die er dann bloß alte Schweizer tauft. Das gerade fordern wir von dem Historiker, daß er ein Volk, einen Einzelcharakter nationell und seinem Wesen gemäß aufzufassen verstehe und auf diese hochwichtige Seite der Historienmalerei die größte Sorgfalt verwende. In seinen frühern Jahren ließ sich Vogel von seiner lebendigen Imagination — wie einst Füßli in London — zu übertriebenen Formen hinreißen; er zeigte die Schweizer als übernatürlich gegliederte und konstituirte Menschen. Diesen Fehler hat er auch selbst erkannt und sucht ihn seit Jahren im eigenen wohlverstandenen Interesse möglichst zu vermeiden; denn je besser ihm dieß gelingt, desto mehr kann er natürlich auf den Betrachtenden wirken, was ja doch die nächste Absicht des Malers ist. Wenn er sicher hierin Härten abzulegen hatte, so rechnen wir es Vogel dagegen als ein schon sehr frühe erworbenes Verdienst an, daß Alles, was er macht, durch äußerst sorgfältige Ausarbeitung, und eben so scharfe als gründliche Zeichnung einen plastischen Charakter gewinnt."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Schlesien, November.

(Schluß.)

Bürgerthum und Adel. — Eisenbahnen. — Erdmannsdorf. — Schloß Kamenz.

Auf erfreuliche Weise greift das Streben um sich, den Gesellenstand der Handwerker einer allgemeinern geistigen und sittlichen Bildung zuzuführen, um ein an Intelligenz und Gesinnung tüchtiges Bürgerthum der Zukunft daraus hervorgehen zu sehen. Als nächste Hebel hiezu gelten die bürgerlichen Gesangvereine, und nach dem Muster von Berlin und Breslau hat sich ein solcher auch bereits in der Provinzialstadt Brieg gebildet, der über hundert Mitglieder zählt. Das mühevolle Hauptverdienst, die niedern Arbeiterklassen mit einem Sinne für edlere Gesellschaftsfreuden zu beleben, gebührt dem dortigen evangelischen Cantor Fischer. Es wird durch ihn für den Verein eine Bibliothek aus guten Volksschriften errichtet werden, und mit uneigennütziger Bereitwilligkeit hat der Gymnasial-Oberlehrer Hinze populäre physikalische Vorträge für den Winter übernommen, zu denen der Direktor Matthisson ein angemessenes Lokal im Schulgebäude mit großer Gefälligkeit einräumte. So sehen wir mit Vergnügen die Männer der Wissenschaft sich dem Volksstern nähern, und mit ihrem Lichte nicht nur die Gewerbszustände fördern, sondern in ihnen auch ein höheres Lebensbewußtseyn verbreiten. So werden wir mit der zunehmenden allgemeinern Bildung im Bürgerthum die isolirenden Schranken der Gesellschaft fallen, und ihren Begriff in der individuellen Geltung der Sittlichkeit, Intelligenz und des Talents eine Wahrheit werden sehen, statt daß alle gesellschaftliche Bedeutung bisher nur in der Standesrepräsentation bestand. Das moderne Bürgerthum hat unter solcher Voraussetzung offenbar den Beruf, alle historisch entwickelten und schroff geschiedenen Elemente der Gesellschaft allmählig in sich aufzunehmen, zu versöhnen und zur menschheitlichen Verschmelzung zu bringen. — Nicht nur in socialer, sondern auch in literarischer Hinsicht werden immer noch von Zeit zu Zeit entscheidende Exclusionsversuche gemacht. So in der Herausgabe der „Zeitschrift für Recht und Besitz," welche in unsern Zeitungen nicht minder ironische Würdigung fand, als die Bildung eines Reitjagdvereins nach englischem Muster, der angeblich die schlaff gewordenen Kräfte und Gesinnungen der Jugend unserer Provinz wieder stählen soll. Mit einem Hohnlächeln werden bei uns in der Oeffentlichkeit solche Bestrebungen begrüßt, die nur den Charakter tragikomischer Schauspiele sich erwerben können. Die Aristokratie der Geburt, des Geldes oder Talents muß heute andere Lebensäußerungen machen, um zu öffentlicher Geltung zu gelangen. — Am 18. Oktober wurde die erste Strecke der niederschlesisch-märkischen Eisenbahn, von Breslau nach Liegnitz, eingeweiht, und damit ein neuer Fortschritt des Bahnsystems, welches von Nordwest nach Südost die Ostsee mit dem adriatischen Meere verbinden wird. Die auf verschiedenen Strecken zugleich begonnene Arbeit wird außerordentlich gefördert und bietet großartige Bauwerke dar, wie den Viaduct bei Bunzlau über das Boberthal. Imposant sind auch die Bahnhofsgebäude in Breslau, und die Restaurationszimmer zum Theil mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Ueber den unordentlichen Betrieb der Bahn und die Brutalität der nur aus Märkern gewählten Beamten herrscht dagegen allgemeine Klage, welche sich auch schon in verschiedenen beißenden Zeitungsartikeln Luft gemacht hat. Bei den Erdarbeiten dieser Bahn wurden in neuester Zeit in Tillendorf 577 Stück Silbermünzen verschiedener Größe aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs gefunden, bei Märzdorf, Hainauer Kreises, zwei Stück Bernstein, jedes von der Größe eines Gänseeies, und an der schnellen Deichsa bei Hainau mehrere irdene Vasen und Schalen mit Ueberresten von Knochen und Asche. — Am 12. Oktober ist auch der Grundstein zu den Bahnhofgebäuden in Krakau gelegt worden, von wo aus der oberschlesischen Bahn an die Weichsel bei Neuberun entgegengebaut wird. Von Gleiwitz zweigt sich diese südlich über Ratibor als Wilhelmsbahn zum Anschlusse bei Oderberg an die Ferdinands-Nordbahn ab. — Der Umbau des königlichen Schlosses in Erdmannsdorf ward im Frühjahre d. J. beendigt. Es hat eine zinnenartige Mauerkrönung, einen gothischen Hauptthurm und zierliche Neben- und Eckthürmchen. Das Ganze ist in jenem kastellartigen Style aufgeführt, den so viele mittelalterliche Bauwerke des nördlichen und mittlern Italiens an sich tragen. Im Innern zeichnet sich ein geschmackvoll dekorirter, getäfelter und mit Asphalt gedeckter Speisesaal aus. — Der neue großartige Bau des Schlosses zu Kamenz, der Prinzessin Albrecht gehörig, ist in seinem Mauerwerke ziemlich vollendet, auch die vier gewaltigen Eckthürme sind bis zur Plattform aufgeführt und die Zinkbedachung des weitläufigen Gebäudes meist vollbracht. Der Beschauer hat jezt bereits von allen Seiten die vollständige Ansicht dieser kolossalen und in ihrer Art einzigen Schöpfung des verstorbenen Schinkel. Der innere Ausbau dürfte indeß wohl noch mehrere Jahre erfordern.

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 4. December 1844.

Du willst Waffen und Mann, Schlachten und Feldherrn du
Singen, hüpfend im leichten
Flügelkleide, den ehrnen Mars?

Herder.

An die deutsche Poesie.

Liebe deutsche Poesie,
Laß in's Aug' dir einmal schauen;
Gehst einher so reich geschmückt,
In den seltensten Gewändern,
Daß ich nicht kann einig werden,
Wie ich es mir deuten soll.

Weißt du noch? in frühern Tagen
Bist du still und schlicht gegangen,
In der eignen Schönheit prangend,
Wie ein Mädchen von dem Lande,
Leicht geschürzt und sittsam glühend,
Strahlend in der Jugend Fülle;
Hattest deinen reinen Busen
Nur mit einer wilden Rose
Aus dem nächsten Busch gezieret,
Und noch keine Gartenblumen
Aus der bunten Flur der Sprache
Ganz mit Stumpf und Stiel gerissen,
Sie an deine Brust zu stecken.

Aber jezt in Pludsgewändern
Wohl mit tausendfält'gen Falten
Rauschst du stolz an mir vorüber.
Deiner Kleider reiche Stoffe
Sind aus Indien verschrieben,
Oder gar aus China, oder
Aus dem Land der dürren Wüste.

Mit den Blumen unsrer Felder
Bist du jezt nicht mehr zufrieden,
Denn ich seh', wie deine Pfleger
Ferner Länder Blumen holen,
Und in's Glashaus sie verpflanzen,
Deine Schläfe zu bekränzen.

Und ich seh', wie deine Pfleger
In der Sprache Bergwerk fahren,
Und aus den geheimsten Höhlen
Seltene Metalle brechen,
Mit Dämonen gar im Bunde,
Niegekannte Edelsteine
Aus dem Schooß der Tiefe heben,
Deinen stolzen Hals zu zieren.

Und ich seh', wie deine Pfleger,
Steigend in die Taucherglocke,
Kühn in der Philosophie
Dunkle Meerestiefen tauchen,

Muthig all' die Felsenklippen,
Die Korallenbank durchwühlen,
Nach den größten Perlen suchend,
Sie dir in dein Haar zu flechten.

Sage mir nun, holde Göttin!
Ob du Braut jezt bist geworden;
Ob man dich so voll und reich
Schmückt zu deinem Hochzeittage?
Oder ob du seit den schlichten
Und bescheidnen Jugendjahren
Bist zur alten Jungfer worden?
Ob du dich so reichlich zierst,
Deine Runzeln, deine Falten
Mit dem hellen Schmuck zu decken,
Wie's die alten Fräulein thun?

Doch was hör' ich? Donner rollen,
Und die Schlachtentrommeln wirbeln!
Ha! und auf dein friedlich Haupt
Seh' ich einen Helm gedrückt,
Und in deine zarten Hände
Geben dir die wilden Pfleger
Gar ein Schlachtschwert, weithin glänzend!
Und die Lärmtrommeten blasen,
Und des Sturmes Glocken dröhnen!
Ist das Brautmusik, du Holde?
Ja, die wilden Pfleger wollen
Mit dem Kriege dich vermählen;
Und mit diesem mächt'gen Gotte
Sollst du uns die Freiheit zeugen —
O du unerfahrnes Mädchen!
Weißt wohl nicht? — es ist gefährlich,
Mit der Freiheit schwanger gehen!
Ha! schon naht dein wilder Gatte!
Zack'ge Blitze in der Faust
Schreitet donnernd er, wie Zeus;
Und die weiten Himmel dröhnen,
Und die arme Erde zucket
Von dem Beben seiner Brauen.

Nimm in Acht dich, unerfahrnes
Deutsches Mädchen! daß der Donn'rer
Dich nicht, wie einst Semele,
In dem Blitzgewand umarme,
Und die glut'ge Lohe nicht
Deine holden Glieder senge,
Und dein schöner, süßer Leib nicht
Unter deines Gatten wildem
Ungestüm zusammensinke!

Ludwig Pfau.

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Der Berg von Gergovia bildet eine fast isolirte und von schroff abfallenden Flanken begrenzte Höhe; denn er hängt nur in Westen durch ein schmales und niedriger als das Plateau gelegenes Joch mit den von der Hochebene der Monts Dômes auslaufenden Bergen zusammen. Die Ost- und Nordseite des Berges vertheidigen sich durch ihre Böschung und ihre theilweis felsige Beschaffenheit fast von selbst; die Nordwestseite, an welcher sich der Weg von Romagnat erhebt, ist ebenfalls zu steil, als daß sie bei einer Belagerung zum Angriffspunkte ausersehen werden würde. Der vorhin erwähnte, durch Befestigungen leicht bedeutend zu verstärkende, durch schroffe Flanken eingeengte und die Breite einer Angriffsfront sehr schwächende Bergrücken auf der Westseite mußte ebenfalls den Gedanken des Angriffs von hier entfernen; auch fehlten auf den Höhen westlich von Gergovia Wasser und Lagerraum. Die Südseite des Berges dagegen zieht als der ersteigbarste und verwundbarste Punkt der Stellung jedes militärische Auge sofort auf sich.

Ich habe dir bereits gesagt, daß das Plateau von Gergovia ein längliches Oval bildet und dir die bedeutenden Dimensionen desselben angegeben. Wenn die aus losen Steinen jedenfalls größtentheils von den ihre Felder säubernden Landleuten aufgehäuften Mauern des Plateaus vielleicht noch als Hinweis auf das alte Gergovia benuzt werden können, so muß man sich doch hüten, die kreisförmigen und mauerähnlich gestalteten Terrassen auf der Westseite in jene Kategorie zu versetzen; sie gehören der Geologie an und sind, wie der ganze Kern des Berges, ein vulkanisches Produkt.

Unter jenen Mauern sind mir zwei in paralleler Richtung von Norden nach Süden über das Plateau in seiner ganzen Breite hinlaufende und einen geräumigen Weg einfassende am bedeutsamsten erschienen. Diese Hauptpassage endet auf dem nördlichen Rande des Berges an einer Schlucht, durch welche man, mittelst eines Fußsteiges, auf eine den hier so schroffen Abhang unterbrechende Terrasse hinabsteigen und von dieser auf gleiche Weise nach der Ebene hinab gelangen kann. Das andere Ende jenes Weges über das Plateau dagegen hängt mit einem, am südlichen Abhange des Berges nach den Dörfern Merdogne und Donnezat und nach dem Thale hinabführenden und sehr gangbaren Pfade zusammen. Dieser wird von den Landleuten der umliegenden Ortschaften noch jezt täglich benuzt, und ich halte die Tradition einer der Bevölkerung eines Landes in schwierigem Terrain

einmal eröffneten Communikation für dauernder als jede andere. Ich kenne mehrere von den Landleuten, mit Vernachlässigung neuerer und bequemerer Verbindungslinien, bis heute benutzte römische Wege, und ich bin überzeugt, daß jene Mauern auf Gergovia eine ehemalige Hauptstraße der Stadt oder des befestigten Lagers einschlossen und der heutige Weg nach Merdogne als Fortsetzung jener Straße schon damals die Verbindung zwischen Stadt und Thal bildete.

Der ganze südliche Rand des Plateaus ist mit einer Anhäufung von Steinen in so gerader Richtung bedeckt, daß dieselben wahrscheinlich von einer Mauer der frühern Befestigung herrühren. Die Anhäufung sezt sich in einer die ganze Ostseite des Berges umfassenden und sich fünf bis acht Fuß über die Plattform desselben erhebenden Aufschüttung von Erde, wahrscheinlich dem Ueberreste eines alten Walles, fort. — An dem ganzen südlichen Abhange des Berges ferner, etwa dreißig Schritt unterhalb des obern Randes desselben, läuft ein Absatz hin, der gegenwärtig als Weg dient und der mir nach dem Berichte Cäsars nicht ohne Bedeutung scheint. Vielleicht erhob sich hier die Mauer aus trockenen Steinen, von der, als einer ersten Vertheidigungslinie vor dem feindlichen Lager, der römische Feldherr spricht. An mehreren Stellen der Abfälle des Berges endlich treten kleine Plateaus oder Terrassen vor, welche ohne Zweifel in die Befestigung der Stadt hineingezogen waren. Die leztere lag allem Anscheine nach auf dem östlichen Theile des Berges, da hier die meisten Baureste und sonstige Alterthümer gefunden wurden.

Längs der Südseite der Höhe von Gergovia zieht sich ein tiefes Thal hin, in welchem ein Bach, die Serre, durch einen Wiesengrund hinabfließt. Hier, am **Fuße des Berges**, aber den völligen Verlauf desselben in der Sohle des Thals durch seine Erhebung unterbrechend, zeigt sich der Hügel von la Rocheblanche; dieser fällt nach dem ihm den Namen gebenden Dorfe unten im Thale mittelst einer senkrechten Felsenwand ab, während er mit dem ihn beherrschenden Berge von Gergovia in sanfter Abdachung sich verbindet. Auf dem Hügel liegt die Ruine eines Thurmes, welche, obgleich das Mauerwerk mir nicht römischen Ursprungs zu seyn scheint, mich dennoch durch die ihr vom Volke beigelegte Bezeichnung „tour de Julia" überrascht hat. — Auf der gegenüber liegenden Seite des Thals der Serre erhebt sich der Puy de Monton, und zur Rechten, in das Thal hereingerückt und dasselbe bedeutend verengend, sehen wir eine hohe kegelförmige und einem rückwärts liegenden Plateau sich anschließende Kuppe mit dem Dorfe Crest.

Ich darf um so eher in diese genaue, eigentlich unerläßliche Terrainbeschreibung eingehen, als ich weiß, daß du das betreffende Blatt der Cassinischen Karte zu deiner Verfügung haben wirst und meinen Angaben fast bis in die kleinsten Einzelnheiten folgen kannst. Gehen wir aber nun zu dem wichtigsten Dokumente für die Lage des alten Gergovia an der von uns bezeichneten Stelle über, zu dem siebten Buch der Commentarien des Cäsar. — Dieser hatte, nach hartnäckigem Widerstande von Seiten der Belagerten, Avaricum, das heutige Bourges, genommen und sich nach diesem Siege in das Gebiet der Aeduer begeben, wo ihn die Pflichten des Staatsmanns eine Zeit lang festhielten. Vercingetorix dagegen hatte die Trümmer der Besatzung der verlorenen Stadt seinem Heere einverleibt und nicht ohne Erfolg an der Vereinigung der gallischen Stämme fortgearbeitet.

So sehen wir denn den gallischen Feldherrn, geschlagen, aber nicht besiegt, mit bedeutenden Streitmitteln eine neue Position auf dem linken Ufer des Elaver oder Allier nehmen, nachdem er die sämmtlichen Brücken über den Fluß hat abbrechen lassen. Cäsar folgt dem Feinde, obgleich er einen Theil seines Heeres zu anderweitigen Zwecken zu entsenden gezwungen gewesen ist, so daß ihm nur sechs Legionen Fußvolk und die Hälfte seiner Reiterei übrig bleiben. Durch ein gewandtes Manöver bewerkstelligt er seinen Uebergang über den von der ganzen gallischen Armee bewachten Fluß, und diese wirft sich nun in die in ihrem Rücken liegende Veste Gergovia. Fünf Tage nach seinem Uebergange über den Allier steht Cäsar vor derselben (lib. VII. cap. 36). Der Punkt, wo er den Fluß überschritten, ist nach der so unbestimmten Angabe nicht wohl auszumitteln; die Länge seines Marsches entspricht indessen einigermaßen der Annahme, daß er den Allier bei dem in der fashionabeln Welt so berühmten Badeorte Vichy passirt, welcher etwa sechzehn Stunden von Gergovia abliegt. Doch kann auch die Zurückberufung der zu Täuschung des Feindes am Flusse hinauf marschirten Truppen einen mehr oder weniger bedeutenden Zeitverlust erklären, und der Uebergang somit an jedem andern Punkte des in gerader Richtung nur zwei Stunden von Gergovia entfernten Allier stattgefunden haben; denn Cäsar sagt ausdrücklich: „Pontem reficere coepit — legionibus transductis, reliquas copias revocavit."

Das römische Heer stand 27,000 Mann stark dem gallischen von 40,000 Mann gegenüber; Vercingetorix ließ das leztere, nach den verschiedenen Stämmen der Nation eingetheilt, dicht bei der Stadt und oben auf dem Berge lagern. Den allgemeinen Angaben über die Begebenheit und die Ortsverhältnisse fügt der Geschichtschreiber indessen noch besondere, in das Einzelne gehende hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, November.

(Fortsetzung.)

Ebrard. — Hoffmann von Fallersleben. — Eisenbahnprojekte.

Wir könnten noch manches zum Lobe dieses Meisters von Füßli ausgesprochene Wort anführen, allein wir halten dafür, daß es mit Beziehung auf Vogel überflüssig wäre. Mit großem Rechte äußerte irgendwo Goethe: „Man sagt, eitles Eigenlob stinke, aber wie ein fremder, ungerechter Tadel riecht, davon spricht Niemand."

In unserem Berichte vom Monat September wurde des Eindrucks gedacht, den die Berufung des Dr. Ebrard an unsere Hochschule bei einem der Beachtung wohl werthen Theile unseres Publikums hervorgebracht hatte, und zugleich auf die Stimmungen und Ansichten hingedeutet, die bei diesem Anlasse laut wurden und sich im Speziellen auf die extreme und intolerante Richtung bezogen, der sich der genannte Theologe als Schriftsteller hingegeben hatte. Die gewichtige Opposition, welche die Berufung im Kirchenrath und in der theologischen Fakultät fand, war aus ähnlichen Gründen hervorgegangen. Seitdem hat Ebrard durch seine Antrittsrede, auf die man allgemein gespannt war, der Zuversicht Raum gegeben, daß er, gegenüber der frühern Weise, einen der Wissenschaft würdigen Standpunkt stets behaupten werde, und überdieß, indem er ein reichhaltiges Material geistreich und mit vielem Geschick zu verwenden wußte, auch bei Nicht-Theologen durch dieses erste Auftreten Interesse erregt. Wenn daher geäußert worden ist, daß, was in der Rede des jungen Gelehrten von Vielen als Fortschritt bezeichnet und aufgenommen wurde, habe dagegen manche Erwartung getäuscht, so kann hinwieder ebenfalls versichert werden, daß dadurch Besorgnisse, die in ihm den eifrigen Vorkämpfer einer extremen Richtung erblicken mußten, bedeutend gemildert, wo nicht ganz gehoben worden sind. Es wird sich nun zeigen, wie der neue Professor sich gegenüber den Studirenden und als Redakteur der Kirchenzeitung geltend machen werde, die er bereits unter dem Titel: „die Zukunft der Kirche" angekündigt hat, und der gegenüber nun auch eine zweite Zeitschrift: „die Kirche der Gegenwart," erscheinen soll.

Von Ebrard zu Hoffmann von Fallersleben ist's ein weiter Sprung, doch ganz am Platze in der Schweiz, dem Lande äußerer und innerer Contraste. Von Hoffmann also hätte ich zu berichten, und zwar recht viel Freundliches und Erfreuliches. Aus Italien kommend, brachte er mehrere Wochen bei uns zu, die seine Freunde gerne zu Monaten hätten anwachsen lassen. Alle, die mit ihm in nähere Berührung kamen, Deutsche wie Schweizer, fanden sich durch das offene, biedere Wesen des Mannes, durch seinen ungeschminkten Freisinn, durch seine entschiedene und dennoch aller Leidenschaft und Bitterkeit baare Sprache angezogen, vor Allem aber durch seine von ihm gesungenen Lieder. Die Erscheinung des kraftvollen Sängers, der als Troubadour der Freiheit von Land zu Land, von Stadt zu Stadt zieht und seinen sich täglich mehrenden Liederschatz, freundlicher Bitte gern entsprechend, überall mittheilt, hat an sich etwas höchst Eigenthümliches und Ansprechendes. Um aber ganz den Eindruck zu genießen, den diese der Gegenwart entnommenen und angehörenden, meistens zu allbekannten Weisen gedichteten Lieder hervorbringen, muß man sie von Hoffmann selbst, mit all dem Ausdruck, dessen der noch jugendkräftige Mann fähig ist, singen hören und im Chor mitsingen helfen. Von Hoffmanns Liedern aus der Schweiz erschien hier, während seiner Anwesenheit, eine zweite Auflage mit einem höchst gelungenen Porträt des Dichters von Irminger und dem Facsimile: „viel Feinde, viel Ehr'!"

Sie haben wohl auch schon von den Eisenbahnprojekten gehört, die wir schon sechs Jahre lang bei uns herumtragen. Ja, bereits sind es volle sechs Jahre, seit die Anlage einer Basel-Züricher Eisenbahn betrieben wurde, und der Verlauf dieses ersten Versuches bietet im Kleinen ein Bild von den Erfolgen dar, die sich vom Zusammenwirken mehrerer Kantone erwarten lassen. Man hatte in einem Momente allgemeiner Aktienlust angefangen, daher denn auch die Unterschriften und die damit gemachten Spekulationen nicht fehlten. Ueberdieß wurde wirklich ein Prozent einbezahlt für Vorarbeiten, welche ihren Werth stets behalten werden, da sie durch geschickte schweizerische Ingenieurs ausgeführt worden sind, und zwar unter Mitwirkung eines der ersten englischen Fachmänner, den man zu diesem Ende nach der Schweiz kommen ließ. Doch begegnete das Unternehmen schon beim Beginnen, und zwar gerade in demjenigen Kanton, durch den fünf Sechstel der Bahn sich ziehen sollten, vielen, bei den Vermessungen mitunter bis zu kleinen Emeuten gesteigerten Vorurtheilen im Volke, und selbst unter den Gebildeten zählte es sehr eifrige Widersacher. Die Gesellschaft hatte sich, außer einer Direktion von vier Mitgliedern, einen Ausschuß von nicht weniger als einundzwanzig, verschiedene Kantone bewohnenden Personen angeschafft, der zum Theil ziemlich eifersüchtig auf seine Prärogative hielt und ungern den Sitz der Verwaltung in Zürich sah. Wie schleppend dieß den Geschäftsgang machte, läßt sich denken. Und dennoch hatten trotz der einundzwanzig Wahlen, die sich über vier Kantone vertheilten, manche Ansprüche gar nicht, manche nicht nach Gebühr befriedigt werden können. Daher denn neue Gegner, deren beleidigte Eigenliebe nicht verzieh, und die, im Bunde mit Lokalinteressen, unter Anderem auch die Forderung stellten, die Eisenbahn müsse, statt den schon durch die Stromgebiete bezeichneten, von allen Fachmännern angenommenen, vortheilhaften Weg einzuschlagen, über oder durch den Bözberg gehen, um in Brugg dem „Knoten des aargauischen Verkehrs" zu begegnen. So konnte es geschehen, daß einer so wohlthätigen, der Errungenschaft der Neuzeit angehörenden, anderwärts mit entschiedenem Beifall aufgenommenen Unternehmung, einer liberalern Ansicht zum Trotz, zwei volle Jahre lang die ihr unerläßliche Bauconcession der aargauischen Landesbehörde vorenthalten blieb, und als sie endlich errungen ward, da gab Baselstadt eine ausweichende und Baselland eine abschlägige Antwort auf ähnliche Ansuchen! Unterdessen war der Aktienschwindel für eine Weile vorübergegangen, und die Sache blieb aus Mangel an Fonds liegen. Freilich meinten nun Viele, die früher selbst in der Aktionärversammlung zum Ein Prozent gestimmt hatten, dagegen ihren Rath nach dem Verlaufe um so sicherer abgaben, man hätte gleich Anfangs zehn oder mehr Prozente einzahlen lassen sollen, um die Aktionärs zu binden. Nur schade, daß die weit überwiegende Majorität der Einzahler aus Mailändern bestand, denen es nicht um eine Eisenbahn, sondern um Aktienspekulation zu thun war.

(Schluß folgt.)

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 123 und Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 5. December 1844.

Here come the lovers, full of joy and mirth. —
Joy, gentle friends! joy and fresh days of love
Accompany your hearts!

Shakespeare.
Midsummer-night's dream.

Handel und Wandel.

VI.

Verlobung und Edelmuth.

Im Meißmehlschen Hause war auf die gestrige furchtbare Catastrophe tiefe Ruhe gefolgt. Fanny lag in ihrem Korb und ruhte von der Laternenstrapatze aus; aber manchmal zuckte sie zusammen und öffnete das Maul zu einem leisen Geheul, eine trübe Erinnerung an schreckliche Stunden. Philipp, den nach der schlimmen Nacht im Arrest Barbaras außerordentlich herzliche Begrüßungen, eines starken und guten Kaffees nicht zu gedenken, vollkommen restaurirt hatten, stand wie gewöhnlich wieder hinter dem Ladentisch in seiner ganzen Glorie. Das Strohdachähnliche seiner Frisur war sorgfältig hergestellt, eine neue Kattunjacke schmückte ihn und Barbara hatte an der Stelle der in der Nacht verloren gegangenen Pantoffeln ihre eigenen Hausschuhe hergegeben, die warm und dicht, Füße und Herz des unschuldig Mißhandelten auf's Sanfteste erwärmten. Gegen Mittag aber kam ihm eine Nachricht zu, die ihn wieder bedeutend aufregte, da sie mit den Ereignissen der verflossenen Nacht offenbar im engsten Zusammenhang stand. Eine Magd aus dem Nachbarhause, die in den Laden kam, erzählte ihm, am Morgen sey Doktor Burbus auf die Polizei gerufen worden, habe sich aber mit Krankheit entschuldigt; als nun nach Verfluß einer Stunde der Polizeikommissär selbst sich eingefunden, um sich von der Wahrheit des Vorgebens zu überzeugen, sey der Doktor verschwunden gewesen, und eben jetzt befinden sich Gerichtsschreiber und Urkundspersonen drüben in seinem Zimmer, um die Pfändung seiner Habe vorzunehmen, welches Geschäft schnell beendigt seyn werde. Philipp faltete die Hände, als er dieß vernahm, und sein erster Gedanke war, daß doch auch bei der Justiz Gerechtigkeit zu finden sey, und seine zweite Regung war Mitleid mit dem, der sich oft so schwer an ihm versündigt.

Der Prinzipal, den der Gang auf die Polizei aus dem gewöhnlichen Geleise seiner Geschäfte gebracht, war heute Morgen, statt um sieben, erst um eilf Uhr nach einer langen Unterredung mit Jungfer Barbara in den Garten gegangen und erschien offenbar sehr zerstreut. Seit zwanzig Jahren vergaß er zum erstenmal seine Taschenuhr nach dem alten Gnomon zu richten, nahm auf der gewöhnlichen Stelle keine Prise, betrachtete den großen Birnbaum neben der Sonnenuhr kaum mit einem flüchtigen Blick und beklatschte keinen der jungen Obstbäume mit der flachen Hand. Und an dieser ganzen Aenderung seines Wesens war nicht mein Austritt aus dem

Hause Schuld, auch nicht die Einkerkerung des unschuldigen Philipp, sondern die Unterredung mit seiner Schwester, der Jungfer Barbara, welche ihrem überströmenden Herzen gegen den Bruder Luft gemacht und ihm erklärt hatte, Philipp liebe sie, und da auch ihre Gefühle mit dieser zarten Neigung harmonirten, so sey sie entschlossen, seinen Bewerbungen Gehör zu geben und als seine Ehehälfte mit ihm fortzuziehen, wenn der Bruder auf diese Eröffnung hin nicht geneigt sey, seinen früheren Gehülfen als Compagnon in's Geschäft zu nehmen.

Dieß überlegte Herr Reißmehl, während er im Garten auf und ab lief. Die Sache beschäftigte seinen Geist gewaltig. Der sonst so reinliche Mann achtete der Wasserpfützen im Garten nicht, sondern trabte unverdrossen durch die Wege, so daß seine weißen Strümpfe und schwarzen kurzen Beinkleider bald so bespritzt aussahen, als wäre er Courier geritten. Wenn ihm auch Philipp als Schwager nicht sonderlich behagen mochte, so bedachte er dagegen, daß seine Schwester die Hälfte des Vermögens ansprechen könne, und daß er bei einer Trennung vielleicht nicht so bald wieder einen Gehülfen fände, wie Philipp. Diese Gründe stimmten am Ende Herrn Reißmehl zu Gunsten seines Ladendieners; jedoch fragte er zuvor noch das Schicksal um Rath, indem er eine Reihe junger Obstbäume, deren Anzahl er nicht auswendig wußte, mit: soll ich oder nicht? durchzählte, und als ihm der lezte dieser Bäume, leider ein mißrathener, halb vertrockneter junger Apfelbaum, ein beistimmendes Ja zugeflüstert, war Herr Reißmehl entschlossen und ging in das Haus zurück, um seine Schwester aufzusuchen.

Diese war im ersten Stock beschäftigt, hatte die Fenster öffnen lassen und puzte mit einem seidenen Tuch die alten wurmstichigen Möbeln ab. Ein Dutzend Stühle und einige Tische waren schon gesäubert, und jezt kam die Reihe an ein riesiges Bett mit gedrehten Säulen, welche zierliche Amoretten trugen, die auf ihren Händen den aus Holz geschnizten Betthimmel hielten. Nach Allem, was an diesem Morgen das Herz der keuschen Jungfrau bewegt, konnte sie den Anblick dieses Möbels nicht ertragen und schlüpfte mit einem Seufzer in's Nebenzimmer, wo sie alsbald eifrigst in ihrem Geschäfte fortfuhr und einen Kupferstich reinigte, auf welchem Adam und Eva zu sehen waren. Sehr vertieft in diese Arbeit, hörte sie nicht, daß die Thür sich hinter ihr öffnete, durch welche der Herr Reißmehl, Philipp an der Hand führend, eintrat. Erst als der Prinzipal so sanft wie möglich: „Liebe Schwester!" sagte, fuhr Barbara erschrocken herum und ihr Gesicht überzog sich mit einer lieblichen Röthe. Auch Philipp, der wohl wußte, was jezt kommen würde, befand sich in großer Verlegenheit; mit der rechten Hand strich er durch sein fahles blondes Haar und krazte mit dem linken Fuße hinten aus.

„Liebe Schwester," sagte Herr Reißmehl, „wozu viele Worte, da eure beiden Herzen einig sind? Herr Philipp" — dieses „Herr" sprach er heute zum erstenmal aus — „Herr Philipp ist mir in meinem Geschäft beständig brauchbar gewesen, er wird es auch künftig seyn, und wir wollen später die Bedingungen aufsetzen, unter welchen die alte Firma Reißmehl und Compagnie von uns gemeinschaftlich fortgesezt wird. Ich gebe zu Allem meine Einwilligung. Seyd glücklich!" Der alte Herr war bei dieser Rede augenscheinlich gerührt geworden, weßhalb er sich nach den lezten Worten umwandte und eilig das Zimmer verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Der Berg von Gergovia war von allen Seiten her schwer zugänglich (omnes aditus difficiles habebat); der obere Theil bildete ein Plateau (dorsi jugum prope æquum); die Stadt lag auf dem leztern (perspecto urbis situ quæ posita in altissimo monte). Es lag Angesichts der Stadt, am Fuße des Berges ein Hügel, welcher stark befestigt und nach allen Seiten scharf abgegrenzt war, so daß die Römer, wenn sie sich im Besitz desselben befanden, allem Anschein nach den Feind verhindern konnten, nach Wasser und Fourage zu gehen. Entspricht nicht der vorhin erwähnte, von dem Thurme Julia gekrönte Hügel auf's Vollkommenste dieser Beschreibung?

Die Stadtmauer war vom Fuße des Berges in gerader Richtung 1200 Schritt entfernt; diese im Text angegebene Entfernung findet ebenfalls ihre vollkommene Bestätigung auf dem Terrain. — Schwerer ist es, dem römischen Lager seinen Platz anzuweisen. Jedenfalls wählte der römische Feldherr seine Stellung jenseits des Baches, entweder auf den sich an der rechten Thalwand erhebenden Höhen oder auf dem Hügel von Crest; denn, abgesehen von strategischen Rücksichten, würde, wenn das römische Heer auf der Sohle des engen Thals gelagert hätte, die Hindeutung Cäsars auf die dominirende, aber doch ziemlich entfernte feindliche Stellung: „neque tanto spatio certi quid esset explorari poterat," nicht gerechtfertigt seyn. Die in den Weinbergen des Dorfes Crest gefundenen zahlreichen römischen Münzen, Waffen und Gefäße lassen mich zu der Annahme hinneigen, daß hier die römische Armee während der Belagerung stand.

Der Hügel von Rocheblanche, von dem aus die Gallier in ihrer Verproviantirung so sehr gestört werden konnten, ward Gegenstand der ersten Unternehmung des Belagerungsheers; er ward in der Stille der Nacht durch Ueberrumpelung genommen. Cäsar richtete daselbst ein zweites Lager ein und verband dasselbe durch einen doppelten Graben von zwölf Fuß Tiefe mit dem größern, um den Verkehr zwischen beiden zu sichern (Cap. 36). — Die Ereignisse der Belagerung sollten, so wenig auch der Erfolg der leztern der Absicht des römischen Feldherrn entsprechen mochte, dennoch die mit den zu besiegenden Schwierigkeiten stets wachsende Thatkraft des großen Mannes auf das Glänzendste bewähren.

Die von Cäsar vor Gergovia erwarteten Hülfstruppen der Aeduer werden durch ihre Führer zum Aufstande verleitet und beschließen, ihre Waffen gegen das römische Heer zu kehren. — Willst du die Nationalfehler, welche noch heute den Franzosen ankleben, von Cäsar schon den alten Galliern vorwerfen hören, so brauche ich dir nur die von dem Verfasser der Commentarien auf den Aufstand der Aeduer angewendeten Worte zu wiederholen: „Impellit alios avaritia, alios iracundia et temeritas, quæ maxima illi hominum generi est innata, ut levem auditionem habeat pro re comperta." — Also waren Habsucht, Heftigkeit und Leichtsinn, welcher Leichtgläubigkeit erzeugt, schon damals die Triebfedern der Handlungen des gallischen Volks.

Das in der Revolte begriffene Heer hat sich Gergovia bereits bis auf dreißig Meilen genähert; Cäsar läßt den Fabius mit nur zwei Legionen zu Behauptung beider Lager zurück; in Eilmärschen erreicht er die Aufwiegler, seine Gegenwart allein genügt, den Gehorsam unter denselben wieder herzustellen; eben so schnell, wie er gekommen, kehrt er zurück, und er kommt gerade zur rechten Zeit an, um die Seinigen dem Erliegen unter der Uebermacht zu entziehen.

Die Symptome des Aufstandes bei seinen Bundesgenossen, und zwar in einem Lande, wo er ganz vereinzelt und von Feinden umgeben ist, lassen den römischen Feldherrn die Aufhebung der Belagerung als nothwendig erachten; aber er will den vortheilhaften Eindruck, welchen dieser einer Niederlage gleichende Schritt auf die Gallier machen muß, durch eine demselben vorausgehende glänzende Waffenthat schwächen.

Wir kehren hier wieder auf unser Terrain zurück. Cäsar hatte von seinem zweiten Lager aus bemerkt, daß ein vor wenigen Tagen noch mit den feindlichen Truppen bedeckter Hügel jezt fast ganz von denselben entblößt war. Ueberläufer hinterbrachten ihm, in Uebereinstimmung mit seinen Patrouillen, daß der Gipfel dieser Höhe in einem kleinen Plateau ende, daß dieses mit Wald bedeckt sey und eine enge Passage nach dem entgegengesezten Theile der Stadt bilde (sed silvestre et angustum, qua esset aditus ad alteram oppidi partem, Cap. 44); ferner, daß der Feind sehr für diesen Posten fürchte und Vercingetorix daher unlängst alle die Seinigen zu Befestigung desselben verwendet habe. Man kann, mit dieser Terrainbeschreibung in der Hand, nicht einen Augenblick zweifeln, daß mit dem bezeichneten Punkte das früher von mir erwähnte enge Joch gemeint sey, welches den Berg von Gergovia mit dem westlich gelegenen Gebirgslande verbindet.

(Fortsetzung folgt.)

Windeswehen vom Kaukasus.

Schaurig heult der Wind vom Gebirge her,
Pfeift in klagenden Tönen;
Bald wie Wellengemurmel auf mächt'gem Meer,
Bald wie Leidender Stöhnen;
Bald wie Kindeswimmern jammernd und zitternd;
Bald so herzzerschneidend die Luft erschütternd,
Als ob die Menschheit ihren Schmerz auspreßte
In einem einzigen Klagelaut;
Bald hersausend wie aus des Himmels Veste,
Als rief' der Himmel die Erde, die verlorene Braut.

Was bedeuten die klagenden Töne?
Ist es der Wolken Gesang, der Bergesschwestern?
Ist es Adlergekrächz in den Felsennestern?
Oder bist du es selbst, alter Bergesgreis, *
Der da geisterhaft weiß
Durch die mondenlicht-falbe Nacht herscheinst,
Und ob dem Unglück deiner Söhne weinst? —

F. Bodenstedt.

* Der Kasbek.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Kirchenbauten und Kirchenmalerei.

Der Vorstadt Poissonière fehlte es bisher an einer Kirche. Eine provisorische bestand zwar schon seit vielen Jahren; mit dieser konnte sich aber ein so ansehnliches Stadtrevier wie die Poissonière nicht begnügen. Was man in Paris eine Vorstadt nennt, liegt nicht vor, sondern in der Stadt, und gehört so gut zu derselben, als was in der Mitte liegt. Paris hat sich allmählig nach allen Seiten erweitert und vom Mittelpunkte aus über die ehemaligen Vorstädte ausgedehnt, die nun mit zu der Stadt gehören, obgleich sie noch immer den alten, uneigentlichen Namen Vorstädte führen. Jezt hat Paris gar keine Vorstädte mehr, denn die jenseits der Barrièren liegenden Ortschaften bilden besondere Gemeinden und haben ihre Maires und Gemeinderäthe, sind also von der Stadt ganz unabhängig; nur gehören sie, wie die Hauptstadt selbst, zum Seinedepartement, und ernennen in ihren Kantonen Mitglieder

des Generalkonseils. Die sogenannte Vorstadt Poissonière ist also nichts anderes, als ein Revier der Stadt zwischen den ebenso uneigentlich genannten Vorstädten St. Denis und Montmartre. Für die Vorstadt Montmartre ist schon vor mehreren Jahren das niedliche, ja allzu niedliche Kirchlein Notre Dame de Lorette errichtet worden. Der Raum war allerdings durch drei Straßen beschränkt, und da man nun einmal die Kirche an dieser Stelle errichten wollte, war es nicht möglich, derselben eine größere Ausdehnung zu geben. In der Vorstadt Poissonière hatte man diese Unbequemlichkeit nicht. Hier war Plaz, und daher hat auch die Stadt beschlossen, eine größere Kirche zu bauen. Dennoch ist sie im Vergleich mit den alten gothischen Kirchen von Paris keineswegs geräumig und imposant; dennoch soll diese Kirche 7—8 Millionen gekostet haben. Das Aeußere ist bedeutender als das Innere; Plan und Ausführung machen dem verstorbenen Architekten le Père und seinem Eidam, dem aus Köln gebürtigen Architekten Hittorf, welcher den Bau allein vollendet hat, viel Ehre. Indessen finden manche Künstler Einiges daran auszusezen, namentlich daß die Architektur der Kirche nicht rein in einem der bekannten Style, sondern in einem gemischten, in einem Zwitterstyle gehalten sey. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, in wie weit dieser Vorwurf gegründet seyn mag. Seit Hittorf in Sizilien die alten griechischen Denkmäler der Kunst untersucht und beschrieben hat, ist es ihm klar geworden, daß die Griechen ihre Tempel in- und auswendig bemalt haben, und seine Beobachtungen sind bald darauf oder zu gleicher Zeit von andern Reisenden in Griechenland selbst bestätigt worden. Anfangs veranlaßte dieser Punkt in der Akademie der Inschriften einen heftigen Streit, aber die Thatsache war nicht abzustreiten und die gelehrtesten Abhandlungen vermögen sie nicht umzustoßen. Wahrscheinlich ist dem deutschen Architekten der farbige Anstrich der Tempel im Maaße, als er genöthigt war, die Thatsache zu beweisen und zu vertheidigen, lieb geworden, und er hat daher auch nicht ermangelt, bei dem ihm anvertrauten Bau à la grecque zu verfahren, das heißt, außen und inwendig viel Malerei anzubringen. Der Stadtrath hat noch nicht alle vorgeschlagenen Malereien genehmigt, dennoch ist schon viel, und, wie Kunstrichter in den Tageblättern behaupten, schon viel zu viel an der Kirche gemalt. Im Kirchlein Notre Dame de Lorette hat man die Sache freilich noch weiter getrieben; dort ist innen kein Flecken unbemalt geblieben; dafür nennt man aber auch spottweise dieses Gotteshäuschen ein boudoir du bon Dieu. Außen ist aber keine Malerei angebracht, und in Paris ist dieß auch eine ganz vergebliche Mühe. Die Wirkung der mit Staub und allerlei Ausdünstungen geschwängerten Luft ist so stark, daß keine Farbe lange widersteht. Dieß sieht man an den gemalten Verzierungen, welche an den Kaufläden angebracht werden. Nach Verlauf von einigen Jahren werden sie schmuzig grau, und zulezt hat man Mühe, das Dargestellte zu erkennen. Besser sind die Malereien in den Seitenkapellen der Kirchen an ihrer Stelle. Auch haben mehrere Künstler in den lezten Jahren von der Regierung den Auftrag erhalten, die Kapellen verschiedener Kirchen auszumalen. Namentlich hat man die alten gothischen Kirchen St. Germain l'Auxerrois und St. Mery dazu ausersehen. Früher schon war St. Sulpiz mit Malereien versehen worden, da es aber die ersten waren, sind sie schlecht ausgefallen. Man hat erst nach und nach gelernt, daß der Maler sich nach dem Standpunkt richten muß, den der Beschauer einnimmt, und welcher immer sehr nahe liegt. In diesem Sinne werden die Malereien zu St. Mery ausgeführt, und eben jezt ist die Kapelle eröffnet worden, welche von einem Deutschen, Lehmann, einem Schüler Ingres, welcher sich aber später zu München und zu Rom ausgebildet hat, ausgemalt worden ist. Lehmann gehört zu den tiefsinnigen Künstlern, welche ihren Compositionen einen mystischen Charakter geben, mit welchem man sich vertraut machen muß, um dieselben gehörig zu würdigen.

(Fortsezung folgt.)

Zürich, November.

(Schluß.)

Eisenbahnprojekte.

Hatten die Aktionärs der Basel-Züricher Eisenbahn damals auf die Liquidation eines deutschen Unternehmens und Rückzahlung von fünf Prozent gedrungen, war es ihnen unmöglich gewesen, mit der Unternehmung im eigenen Lande vorwärts zu schreiten, ehe ihre Regierung zu Hülfe kam, so würden sie wohl nimmermehr Millionen in den Händen einer fremden Verwaltung so lange haben liegen lassen, bis die vier berathenden Souveräne endlich ihre Zustimmung gegeben hätten. Ein schweizerisches Eisenbahnunternehmen, das seine Quellen vorzugsweise in Mailand sucht, wird, wenn es je zur Ausführung kommt, während derselben erschütternden Stürmen ausgesezt seyn. Ueberhaupt sind wir der Ansicht, daß der Staat bauen sollte; nur Staatseisenbahnen sind und können wahrhaft gemeinnüzig und volksthümlich werden; nur sie sind in der Regel recht gründlich gebaut und betrieben, wie das Beispiel Badens — mit Ausnahme der Spurweite — und Belgiens schlagend beweist, und im Gegensaz auch die vielen Unglücksfälle und der Taxenunfug auf Privatbahnen. Doch mag dieß in der Schweiz allerdings weit größern Schwierigkeiten unterliegen, als anderwärts, und in diesem Fall kann nur die Zinsengarantie helfen. — Seit leztem Frühjahr wird in einigen Kreisen von Neuem viel von Eisenbahnprojekten gesprochen. Es ist so traurig, Alles um sich her fortschreiten zu sehen im Sinne der Zeit, und allein stehen zu bleiben! Dafür will man dießmal die Sache um so großartiger aufgefaßt wissen, und statt einer Bahn, die Basel mit Zürich verbinden und sich vermittelst der Wasserstraße bis an den Fuß des Splügen ausdehnen und die Verbindung mit Italien herstellen sollte, zieht man nun ein weit umfassenderes Gebiet in's Spiel und projektirt ein ganzes schweizerisches Eisenbahnnez. Auch läßt man hoffen, die so beträchtlichen Summen werden dem Unternehmen nicht fehlen, und versichert, die wahre Schwierigkeit liege eigentlich nur in dem vielköpfigen Regiment und in den engherzigen Einzelinteressen der Kantone. Desto besser, wenn sich dieß so verhält, denn heutzutage werden die Millionen über Alles Meister, und darf man auf diese zählen, so wird sich das Uebrige wohl auch geben, freilich bei uns noch mit Hülfe der Zeit, jedoch unter Mitwirkung einer entschieden günstiger gewordenen öffentlichen Meinung. Unterdessen hat auch ein polnischer, in unserem Kanton niedergelassener Emigrant der Regierung das Anerbieten gemacht, der Schweiz ein sicheres Mittel zur Herstellung eines schweizerischen Eisenbahnnezes an die Hand zu geben, aber zugleich an seine Eröffnung Bedingungen geknüpft, die wohl erwogen werden dürften, ehe man darauf eingeht. Ach, wenn sich nur eine neue Abgabe entdecken ließe, die Jedermann gern zahlte, und die doch recht viel eintrüge! Es wäre dieß für uns ein wahrer Stein der Weisen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 6. December 1844.

Blood hath bought blood, and blows have answer'd blows;
Strength match'd with strength, and power confronted power.
Shakespeare.

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Cäsar benutzte diese Nachrichten, um das kleine, dem Feinde so wichtig erscheinende Plateau zum Gegenstande eines Scheinangriffs zu machen und unter dem Schutze des leztern den wahren Angriff gegen einen Theil des gallischen Lagers zu richten. Das Terrain begünstigte seinen Plan; denn die in dem römischen Lager absichtlich gezeigten Bewegungen konnten von den höher gelegenen Wällen von Gergovia aus, troß der Entfernung, einigermaßen gesehen werden (hæc procul ex oppido videbantur, ut erat a Gergovia despectus in castra, neque tanto spatio certi quid esset explorari poterat (cap. 45.).

Die Gallier hatten auf dem Abhang des Stadtberges und in der ganzen Länge des leztern eine sechs Fuß hohe Mauer aus großen Steinen aufgeschichtet und den Raum zwischen diesem Hindernisse und der Stadt mit ihrem Lager ausgefüllt (Kap. 46). Sollte diese Mauer nicht vielleicht auf dem von mir am südlichen Abhange von Gergovia bemerkten Absatze errichtet gewesen seyn? — Die zum Sturme bestimmten und in dem vorliegenden Lager versammelten römischen Soldaten erreichen im Laufe diese Mauer, überspringen dieselbe und sind alsbald im Besitze des größten Theils der feindlichen Verschanzungen.

So weit nur wollte Cäsar gehen; seine Truppen aber überhören, von der Hitze des Gefechtes fortgerissen und, „quod satis magna vallis intercedebat," das Zeichen zum Rückzuge, ein Theil der Stürmenden ersteigt die Stadtmauer und dringt in die Festung ein. Jezt aber stürzen die Gallier, welche ihres Irrthums inne geworden sind, von dem nur scheinbar bedroht gewesenen Punkte nach der Stadt; ein mörderischer Kampf entsteht hier; aber die Römer sind bei ihrem außerhalb der Berechnung des Feldherrn liegenden Erfolge nicht unterstüzt, sie weichen vor der mit jedem Augenblicke wachsenden Menge ihrer Gegner, Vercingetorix verfolgt sie bis an den Fuß des Berges, wo eine aus dem römischen Lager herbeieilende Legion dem weitern Vordringen des Siegers Schranken sezt; aber 700 Mann der besten römischen Soldaten bedecken das Schlachtfeld.

Unmittelbar nach einem solchen Unfalle durfte Cäsar die Aufhebung der Belagerung nicht vornehmen; ein solches Verfahren würde nicht minder die Gallier ermuthigt, als seine eigenen Soldaten demoralisirt haben. Er blieb deßhalb vor Gergovia stehen, führte seine Truppen aus dem Lager heraus und bot den Belagerten die Schlacht an. Vercingetorix aber, welcher sehr wohl wußte, was er im freien Felde von der Ueberlegenheit

der römischen Disciplin und Taktik zu befahren habe, hütete sich wohl, der Absicht seines Gegners zu entsprechen, und dieser mußte sich begnügen, dem Feind an zwei auf einander folgenden Tagen ein leichtes Reitergefecht zu liefern; dann erst, nachdem er so die gallische Prahlsucht einigermaßen gemindert zu haben glaubte (satis ad gallicam ostentationem minuendam factum existimans), ließ er sein Lager abbrechen und ging über den Allier zurück.

Ich habe, um nicht über die Grenzen meiner heutigen Mittheilung zu weit hinaus zu gehen, aus dem Berichte des römischen Feldherrn über die Belagerung von Gergovia nur das herausgehoben, was auf die uns beschäftigende Lokalität Bezug hat. Ich habe so alle die interessanten Details, welche jener Bericht enthält, mit Stillschweigen übergehen müssen; versäume daher nicht, ihn in seinem ganzen Umfange zu lesen. Wie gewinnt das weltbeherrschende Volk in unsern Augen noch an Größe, wenn wir seine Geschichtschreiber mit einer Einfachheit, als ob es sich um die natürlichsten Ereignisse der Welt handelte, die in den Reihen seiner Heere gesammelten Beispiele der höchsten Heldentugend erzählen hören. Ein Centurio, welcher einer der ersten in Gergovia eingedrungen ist und nun sieht, daß die Kühnheit ihn und die Seinigen zu weit geführt, bietet, um den leztern den Rückzug zu sichern, allein den andringenden Galliern seine Brust dar und fällt unter ihren Streichen, indem er rührende Worte eines sterbenden Helden an seine geretteten Waffengefährten richtet. Cäsar berichtet diese That, welche den Namen Winkelried bei uns unsterblich gemacht hat, als eine unbedeutende Episode in dem gescheiterten Unternehmen. Doch ich lasse mich zu der Abschweifung verleiten, gegen die ich mich so eben erst selbst verwahrt habe. Lies und urtheile selbst.

(Schluß des neunten Briefs.)

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

„Seyd glücklich!" wiederholte Philipp schwärmerisch und lüftete seine langen Arme ein klein wenig. Aber Barbara kam ihm zuvor, eine Ohnmacht schien ihre Sinne zu umfangen, weßhalb sie den theuren Bräutigam umhalste, und so ruhten Beide sprachlos eine Weile Herz an Herz. Bald aber lösten sich ihre Arme, ihre Zungen folgten diesem Beispiele und ergoßen sich in Gesprächen, die viel zu zart und duftig sind, um sie hier niederzuschreiben.

Dieß Alles begab sich am Fenster, von welchem aus man das Zimmer des Doktor Burbus sehen konnte. Die beiden Glücklichen lebten die vergangenen Tage, troz ihrer schrecklichen Vorfälle, wieder durch, und daß dabei des Doktor Burbus und meiner nicht auf die glimpflichste Art erwähnt wurde, ist nur zu wahrscheinlich.— „Ja, ja, so geht es," sprach Philipp und zeigte mit dem Finger auf das Fenster seines frühern Nachbars, an welchem in diesem Augenblicke eine der Urkundspersonen, ein Drechslermeister, sichtbar war, um die zurückgelassenen Pfeifen des Doktors zu taxiren. In aller Kürze hatte Philipp seine Verlobte von der Flucht des Doktors in Kenntniß gesezt und ihr erzählt, daß man so eben dessen Effekten gerichtlich aufnehme. Mochte es nun die frohe Vorstellung seyn, daß der entflohene Doktor ihm nicht mehr schaden könne, war es edles Mitleid mit dem Unglücklichen, der jezt hülflos in der Welt herumstrich, oder hatte der feierliche Moment das Herz Philipps überhaupt weich gestimmt, genug, er sprach einige Worte zu Gunsten des Doktors, und ließ dessen Schicksal bejammernd, einen Augenblick das Haupt auf seine Brust sinken. Plötzlich aber erhob er es wieder; ihm war ein edler, sehr schöner Gedanke gekommen.

„O Barbara," sprach er, „wenn auch Ihr — dein Herz wollte ich sagen, so zum Verzeihen geneigt ist, wie meines, woran ich nicht zweifle, denn ich weiß ja, du bist edelmüthiger, als ich, so laß uns für all' die Unbilden, die dir der Doktor zugefügt, feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln, auch wenn er als Flüchtiger nichts mehr davon ahnt! Laß uns durch eine schöne That etwas vom Unrecht sühnen, dessen er sich schuldig gemacht! Barbara, erlaube mir, daß ich drüben jenes Gerippe erstehe, um ihm die Ruhe in geweihter Erde zu geben."

Erschreckt wand sich die Jungfrau aus den umstrickenden Armen ihres Geliebten, als sie den Knochenmann drüben erwähnen hörte, und in Gedanken sah sie ihn wie damals am Fenster stehen, den langen Zettel im grinsenden Maul. Doch mochte ihr der Entschluß Philipps von mehr als einer Seite nobel erscheinen, und so willigte sie ein und gab dem Ueberglücklichen sogar ihre Haushaltungsbörse, worauf sich die Beiden nach einem langen Kusse und nach tausend süßen Worten trennten. Noch im Weggehen bat Jungfer Barbara den Verlobten, den Bruder vom Ankauf des Skelets nicht in Kenntniß zu setzen, da er von der Poesie des Lebens zu wenig begreife, um den Werth dieser schönen Handlung zu würdigen; auch stellte sie die Bedingung, daß ihr das Skelet nie vor Augen kommen dürfe.

Philipp begab sich sogleich in das Nachbarhaus und in das Zimmer des Doktors. Man war gerade mit dem Aufnehmen sämmtlicher Effekten fertig geworden, und obgleich man in allen Dingen nicht zu wenig taxirt, war doch nur die Summe von circa acht Thalern heraus-

gekommen, auf welche die Hauswirthin, die mit ihren unbezahlten Miethsrechnungen in der Hand, lauernd an der Thüre stand, bereits Beschlag gelegt zu haben schien. Aus dem merkwürdigen Inventar mag nur die Rubrik Bücher hier stehen: zwei Bände des Conversationslexicons, ein Buch, genannt der Zionswächter, ein Traumbuch, ein Commersbuch, und sieben Bändchen des Walter Scottschen Romans Ivanhoe, Stuttgart, bei Franckh.

Philipp brachte sein Anliegen vor: er habe Auftrag, das Skelet zu ersteben, und wolle es nach seinem vollen Werthe bezahlen. Der Gerichtsschreiber hatte das unheimliche Objekt zu einem Thaler angesezt; er meinte aber, für den Liebhaber sey es allerdings mehr werth, und der assistirende Drechslermeister erklärte, für so schöne Knochen seyen vier Thaler nicht zu viel. Philipp zog ohne Widerrede sein Beutelchen, erlegte die Summe, und nachdem er versprochen, das Skelet gelegentlich abholen zu lassen, begab er sich eilends hinweg, denn ihm graute in dem Zimmer des Doktor Burbus und namentlich in der Nähe des Knochenmanns.

Diesem Kauf hatte die Hauswirthin aufmerksam lächelnd zugeschaut, und kaum war Philipp die Treppe hinab, so sagte sie: „Ei, Herr Gerichtsschreiber, nun das Ding verkauft ist, brauche ich es auch keine Minute länger im Haus zu behalten, nicht wahr?“ — Der Beamte meinte, wenn der Käufer es nicht alsbald holen lasse, könne sie es in Gottes Namen hinstellen, wohin sie wolle, nur nicht auf die Straße, dagegen müsse er im Namen der Polizei Einsprache thun. — „Aber auf meiner Treppe,“ sagte die Hauswirthin, „werde ich es doch nicht stehen lassen? und das Zimmer, an dem ich schon Schaden genug habe, brauche ich nothwendig.“ — „Ei,“ erwiderte der Polizeimann, „so lassen Sie es ihm hintragen.“ — Auf diesen Bescheid hatte die Frau nur gewartet, denn alsbald schoß sie die Treppen hinab und kam gleich darauf mit zwei ihrer Ladengehülfen und einem großen Leintuch wieder. Lezteres wurde um das Gerippe so drapirt, daß nur der blanke Schädel etwas hervorschaute, und nun wurden die beiden jungen Leute beordert, die Gestalt in das Nebenhaus zu Herrn Reißmehl zu tragen.

Es war heute kein Markttag und im Reißmehlschen Geschäft so still wie nie. Philipp und Barbara befanden sich im Hinterstübchen, der Prinzipal saß vor seinem Pult in der Schreibstube und Fanny, der Mops, lag noch immer träumend auf dem Rücken. Da unterbrach plözlich die allgemeine Ruhe vom Laden her ein so gräßliches Geschrei, daß sämmtliche Bewohner, Fanny eingeschlossen, empor fuhren und angstvoll lauschten. Es war die Stimme der Küchenmagd, die unartikulirt brüllend, jedesmal wenn ihr der Athem ausging, mit einem gellenden O je! o je! schloß.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

Ausstellung des Kunstvereins. — Raubmord.

Ich knüpfe an die Ausstellung des Kunstvereins, womit ich eine frühere Korrespondenz beschlossen habe, dießmal wieder an. Im Laufe des Novembers ist sie mit einigen ganz vorzüglichen Gemälden bereichert worden. Das Porträt der Fanny Elsler von Inman in Newyork, während der Anwesenheit der Tänzerin hier ausgestellt, konnte freilich mehr nur als Curiosität gelten; dagegen erschien eine Gruppe Schafe, von dem berühmten holländischen Thiermaler Verboeckhoven, als ein in allen Theilen vollendetes Meisterwerk. Dieß Gemälde, welches an Kunstwerth manche pretentiöse historische Bilder überragt, befindet sich, wie ein Gemälde von Schnitzler, welches mit gleicher Meisterschaft eine Gruppe todter Rebhühner darstellt, im Besitze Sr. Majestät des Königs. Unter den Landschaften zeichneten sich aus: eine Gebirgslandschaft mit dem Großglockner im Hintergrunde, von Hanshofer; eine Landschaft von F. Schiller, welche in der zarten Behandlung des Vordergrundes an die Manier der Düsseldorfer erinnert; der Glärnisch im Kanton Glarus von Steffan, und eine Partie im Illerthale von Schertel. Als schöne Architekturstücke sind zu erwähnen: der Dom in Augsburg, von Chr. Her; der Fischbrunnen in Regensburg, von H. Neher; eine Partie aus Padua, von Frank aus Königsberg; besonders aber ein Architekturstück mit Landschaft, von Bossuet in Brüssel; lezteres im Besitze des Herrn v. Klenze. Unter den Genrestücken zeichneten sich aus: eine Rückkehr von der Jagd, von Flüggen, der sich dießmal im rein gemüthlichen Genre eben so trefflich bewährt, als früher im ergreifenden oder rührenden, und ein launiges, auch in malerischer Hinsicht gelungenes Tauffest, von Geyer in Augsburg, dessen Manier sehr drollig ist, obschon sie in etwas stereotyper Weise häufig an die Carricatur streift. Auf einem wirkungsreichen Bilde stellte Kirner ein untergehendes Schiff dar, dem ein Priester mit dem Venerabile, in einer Grotte stehend, den Segen ertheilt. Manches Verdienstliche hatte ein Bild von Melchior, die Mittagsrast einer auswandernden Familie darstellend; den Preis jedoch errang ein Gemälde von Gonne aus Dresden: „die erste Reue des Raubmörders,“ voll Leben und Ausdruck, scharf in der Charakteristik, klar in den Motiven, und in Zeichnung und Colorit trefflich ausgeführt.

Lezteres Bild, welches, wie alle Blutgeschichten, das Publikum gewaltig interessirte, fand wunderbar genug während der Zeit seiner Ausstellung ein gräßliches Seitenstück im wirklichen Leben. Sollte hierdurch dargethan werden, daß man, dem Sprichwort gemäß, den Teufel nicht an die Wand malen dürfe? Oder sollten die Gemüther für das gräßliche Ereigniß, welches sich im Geheimen vorbereitete, durch jenes Bild im Voraus in die geeignete Stimmung versezt werden? Oder sollte man einsehen, daß, was in der Kunst romantisch erscheint, allen seinen Reiz und Zauber verliert, wenn es in die Wirklichkeit des Lebens heraustritt? Die Zeitungen haben des schaudervollen Mordes, welcher hier von einem Fourierschützen an der jungen Gattin eines Artilleriehauptmanns und deren Magd verübt wurde, vielfach gedacht. Die kaltblütige Grausamkeit, womit der Raubmörder seine That vollbrachte, ist geeignet, uns an der menschlichen Natur irre werden zu lassen, da der Mörder während seines mehr als sechsjährigen Militärdienstes nur zweimal wegen zu langen Ausbleibens mit leichter Strafe

belegt wurde und im Dienstbuche ausdrücklich als „ruhiger Gemüthsart" charakterisirt war, obschon sein Lebenswandel, wie man hört, nicht der sittlichste gewesen ist. Auch seine Physiognomie gehört zu den ganz gewöhnlichen, denen der Stempel einer solchen Verruchtheit durchaus nicht aufgedrückt erscheint. Erschütternd soll der Moment gewesen seyn, als der fast bis zur Ohnmacht und körperlichen Zerfallenheit zerknirschte Mörder den Leichen seiner Opfer gegenüber gestellt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Altdeutsche Gemälde. — Glasmalerei. — Neues Hospital. — Eisenbahnen.

In St. Gervais wird die Muttergotteskapelle, welche in den Pariser Kirchen hinter dem Hauptaltare sich zu befinden pflegt, immer die größte und verzierteste ist, und worin die Trauungen stattfinden, ganz neu ausgemalt. Diese Kirche besaß ein Gemälde Albrecht Dürers, wenigstens ward es ihm zugeschrieben, und es scheint auch aus seiner Zeit herzurühren; jedenfalls war es ein altdeutsches Gemälde, welches, ich weiß nicht durch welchen Zufall, in diese Kirche gelangt ist, vermuthlich durch eine fromme Schenkung nach Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe in Frankreich; denn hätte es die Kirche schon vor der Revolution besessen, so wäre es schwerlich der Zerstörungswuth oder der Raubsucht während der Schreckenstage entgangen. Ich glaube nicht, daß irgend eine Pariser Kirche noch ein Gemälde aus der vorrevolutionären Zeit besizt. Die Kirche zu St. Gervais, das heißt ihr Pfarrer, hat sich bereden lassen, das alte Gemälde an's königliche Museum im Louvre abzugeben, und zwar gegen einige vier- bis sechsmal größere Gemälde neuerer Meister. Die Kirche hat damit einen sehr schlechten Tausch gemacht; allein das altdeutsche Gemälde wird im Louvre besser erhalten und mehr beachtet, als in St. Gervais. — Paris besizt noch ein weit größeres Gemälde, das gleichfalls Albrecht Dürer zugeschrieben wurde, nämlich eine Kreuzigung, mit Karl dem Großen und dem heil. König Ludwig auf beiden Seiten. Es befindet sich jezt im Justizpalast und war während der Napoleonschen Regierung in der Gemäldesammlung des Louvre aufgehängt, wohin es aus dem ehemaligen Parlamentssaale gebracht worden war. Ein Mitglied des königl. Gerichtshofs, Taillandier, sucht in einer, dem lezten Bande der Memoiren der Pariser königlich antiquarischen Gesellschaft einverleibten Abhandlung zu beweisen, daß es nicht von Albrecht Dürer, sondern von Johann van Eyck herrühre, welcher es für den König von Frankreich gefertigt habe, der ihn in seinen Kunstleistungen aufgemuntert hatte. Der Abhandlung ist ein sorgfältig gefertigter Umriß des Bildes beigefügt. Sonst ist der Justizpalast nicht reich an Kunstsachen; aber die anstoßende sogenannte Sainte Chapelle ist ein prächtiges Kunstwerk, oder wird es wenigstens, wenn die schon mehrere Jahre dauernde Restauration derselben vollendet ist. Hier bekommt die Glasmalerei zu thun, welche auch in der neuen Kirche St. Vincent de Paula sehr glücklich angewendet worden ist. Dieser Zweig der Kunst blüht auch in Frankreich wieder auf und einige große Werkstätten geben sich ausschließlich damit ab. Die vornehmste zu Choisy wird auf Kosten des Staats unterhalten, denn nur dieser kann die großen Opfer bringen, welche eine solche Anstalt erfordert, deren Produkte meist nur zur Verschönerung von Staatsgebäuden dienen. — Die Stadtbehörde geht ihrerseits mit großen Projekten um. Es fehlt auf dem rechten Seineufer an einem geräumigen Hospitale. Obgleich Paris an Hospitälern keinen Mangel hat, werden sie doch, bei der stets zunehmenden Bevölkerung und der damit wachsenden Anzahl der Armen, zu beschränkt, und auf dem rechten Seineufer, welches seit einem Jahrhundert das linke Ufer an Bevölkerung weit überwiegt, gibt es weniger allgemeine Krankenanstalten als auf lezterem, wo sich das große Hotel-Dieu, noch immer das bedeutendste Hospital, befindet. Für das anzulegende Hospital ist ein geräumiger Plaz in der Vorstadt St. Denis, neben dem künftigen Bahnhof der nach Belgien führenden Eisenbahn, ausersehen worden; der Plan ist schon fertig und genehmigt. Jezt aber werden die Einsprüche der Aerzte und Wundärzte laut, welche klagen, daß man sie bei Anlegung von Krankenanstalten zu wenig zu Rathe ziehe und ihre Wünsche kaum beachte. Sie verlangen statt der großen Säle mit 50, 100, ja sogar 200 Betten kleinere für etwa 20 Betten, um die Ansteckungen zu verhüten, welche, wie sie behaupten, eben der großen Säle wegen, in den Pariser Krankenhäusern so häufig sind. Allerdings hat man bisher gerade große Säle als besonders zweckmäßig gerühmt; aber die Hospitalärzte eifern eigentlich auch nicht gegen die großen Säle, sondern nur gegen die vielen Kranken, die man in diese legt, und die einander anstecken oder doch beunruhigen. Die Stadtbehörde wird auf diese Vorstellungen Rücksicht nehmen müssen. Die Vorstadt St. Denis wird durch dieses Hospital und durch den Bahnhof der belgischen Eisenbahn große Belebung und Verschönerung erhalten. Bisher war sie nur durch ihre Fabrikanstalten ausgezeichnet, und es befanden sich hier sehr geräumige leere Pläze, die nun ein ganz anderes Ansehen gekommen werden. Welch außerordentliche Veränderungen die Anlegung eines großen Bahnhofes in einem Stadtviertel bewirkt, sieht man deutlich in der Nähe des Pflanzengartens, von wo aus die Eisenbahn nach Orleans bald mitten in's Herz von Frankreich führen wird. Diese früher so öde und verlassene Gegend ist bereits so belebt, als ob sie mitten in der Stadt läge. Die Landleute haben schnell begriffen, wie sie aus den Eisenbahnen Vortheil ziehen können; wo es sein Privatinteresse gilt, gibt der Bauer dem Städter an Scharfsinn wenig nach. Statt daß jeder Bauer Morgens mit einem Karren zur Stadt fährt, wie sonst geschah, um seine Milch zu verkaufen, womit der ganze Morgen hinging und wozu er ein eigenes Zugpferd halten mußte, werden jezt die blechernen Milchkannen sämmtlich Abends an die nächste Station abgegeben; hier werden sie mit dem nächtlichen, einzig zum Gütertransport bestimmten Zuge nach Paris geschafft. Dort findet sich auf dem Bahnhof der Commissionär einer eigenen Compagnie ein, welcher die Milch nach dem Orte der Niederlage schafft. Sie wird verkauft, und die Milchkannen gehen sämmtlich Morgens wieder zur Station ab. Die Bauern ersparen dadurch Mühe und Kosten; zwar bezahlt ihnen die Compagnie für die Milch nicht so viel, als sie sonst im Detailverkauf bekommen haben, aber andererseits ersparen sie dadurch so viel, daß sie sich dennoch gut dabei stehen müssen, sonst würden sie sicher die Eisenbahnen nicht benüzen.

(Schluß folgt.)

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 124 und literarische Anzeige von F. Volckmar in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 7. December 1844.

> Ob' sie erstirbt, die Natur, die treue Mutter, noch einmal
> Ruft sie die Kinder zu sich, reicht als Vermächtniß den Wein.
>
> Justinus Kerner.

Gedichte von Hermann Lingg.

Herbstgefühle.

1.

Schon grüßt ein scharfer Hauch von Ost
Die sternhell frühen Nächte,
Doch jugendfeurig braust der Most
Und wahrt des Lebens Rechte.

Ob Laub an Laub vom Baume fällt,
Ob jede Blume sterbe:
O Sommerlust, versunkne Welt,
Der Wein ist nun dein Erbe.

Im Weine glüht dein Sonnenschein,
Der dort hinabgegangen;
Im Wein nur soll die Blume seyn,
Nach der wir noch verlangen.

Dem Wein, dem Wein sey all dein Reich
Der Flammenkraft verliehen;
Ihr Zecher auf — laßt uns sogleich
Das Testament vollziehen!

Hier wo am Herd verglimmt das Laub
Vom welken Reis der Rebe,
Hier über Glut und Aschenstaub —
Der Geist des Lebens lebe!

Der unter Schnee und Moder wärmt
Die Zukunft weicher Saaten,
Und fort und fort die Welt durchschwärmt
In goldnen Jugendthaten;

Ja ihm, dem jungen Wein der Welt,
Der, aller Ketten Brecher,
Auch unsrer Seele Brandung schwellt, —
Ihm diesen vollen Becher!

2.

Ja perlte nur immer der purpurne Schaum
Und glänzte der fröhliche Falter,
Dann wogte mein Leben, ein lieblicher Traum,
Nicht Mühe, nicht Sorge, nicht Alter;
Nur Becher und Blumen! — im funkelnden Saal
Bekränzt und in Tänzen zu fliegen
Auf silbernen Wellen beim Vollmondstrahl
In schaukelnder Gondel zu wiegen!

O herrschte nur immer was ewig und wahr
Allmächtig in all' meinem Streben,
Mit Blüthen bei Früchten, ein tropisches Jahr,
So glühte dann immer mein Leben;
Nur Sonnen und Geister! — von Stürmen umdroht,
Für Heilig und Hohes zu streiten;
Ein herrliches Ringen, ein leuchtender Tod
Und Ruhm für undenkliche Zeiten.

3.

Des Dorfes Friedhof — hoch von Schnee
Und Mondlicht überschleiert,
Ob hier wohl auch ein wildes Weh
Ersehnte Ruhe feiert?
Vom Gletscher weht ein kalter Ost,
Die hellen Lüfte klirren,
Mir ist, als hört ich durch den Frost
Verlorne Seelen irren.

Die dürre Weide seufzt hinab
Zur Gruft, als ob sie riefe,
Du Menschenherz in deinem Grab,
Du liegst in warmer Tiefe;
Ich aber, warf ich ab die Last
Der gelben Lebensblätter,
Ich steh', von Nebeln rauh gefaßt,
Schutzlos in Sturm und Wetter!

Mondaufgang.

Träumerische Lüfte ziehen,
Wecken in Erinnerung
Ferne, ferne Melodien
Alter Zeiten wieder jung.
Nachtigallen in trunkener Lust,
Fluthen im Springquell, erheben die Brust,
Oestlich am Aether dämmert ein Glühen.

Dunkler wird's im Schattenreiche,
Hoher Bäume Wipfelgold,
Bergesklüfte, schwarze Teiche
Zittern licht; und blond und hold
Neigt sich herüber das Mondgesicht
Lieblich wie schlafendes Sonnenlicht,
Schwärmend in seliger Bleiche.

Und wie einst in Delphi's Hainen,
Wie an Isis Tempelthor
Tönend noch in Baum und Steinen,
Wellenschlag und Felsenohr;
Ringt die Natur nach beseeltem Wort;
Möchte mit Sterblichen wieder wie dort
Leben und reden und jauchzen und weinen.

Doch nur stumm zückt ihre Lippe,
Dort am tauben Himmel ziehn
Die entseelten Thiergerippe
Jener Sternenbilder hin,
Nimmer ertönen uns Leier und Schwan,
Nimmer weht himmlische Deutung uns an,
Nimmer belehrt uns die göttliche Lippe!

Nimmer schwebt aus Felsenschranken
Nymphenchor und Elfentanz,
Ueber Fluth und Epheuranken,
Mond! in deinem Mythenglanz!
Ziehe dahin in erloschener Pracht,
Klagende Seele der einsamen Nacht,
Deine Geschlechter versanken!

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

Zwischen das Geschrei der Hausmagd hinein tönte das Gelächter muthwilliger Buben und das Geheul des Mopses, der, etwas Erschreckliches witternd, nach Kräften in den Spektakel einstimmte. Philipp stürzte aus dem Hinterstübchen in den Laden, gefolgt von Jungfer Barbara, die aber beim Anblick, der sich ihr darbot, die Hände vor das Gesicht schlug und laut kreischend wieder entfloh.

Da stand vorne im Laden das grinsende Skelett des Doktor Burbus, in ein weißes Leintuch gehüllt. Philipp traute seinen Augen kaum, und im ersten Moment, da sich beim schrecklichen Anblick seine Begriffe verwirrten, glaubte er, das Skelett sey ihm gefolgt, um sich für die gute That, die er an ihm begangen, zu bedanken. Doch das Gelächter einiger zwanzig Buben, die vor dem Laden versammelt standen, brachte ihn zu sich und er sah wohl, daß ihm die Nachbarin den Streich gespielt habe. Was sollte er beginnen? Im Hinterstübchen mußte Jungfer Barbara eben aus ihrer Ohnmacht erwacht seyn, denn sie kreischte von Neuem mit verdoppelter Kraft; die Magd hörte nicht auf O je, o je! zu schreien, und dabei focht sie mit einem langen Besen gegen den Knochenmann. Die Buben auf der Gasse belustigten sich mit allerhand schlechten Späßen. „Fastnacht ist da!“ — „Nein, es war der Tod

selbst; er will den Herrn Reißmehl holen.“ — „Ich weiß, ich weiß!“ schrie jezt eine quickende Stimme aus dem dicksten Haufen; „Jungfer Barbara hat sich maskirt, die war es!“ Und ein ungeheures Gelächter folgte dieser lezten Bemerkung.

Jezt stürzte auch der Prinzipal, den selbst der furchtbare Lärm bis jezt in einer wichtigen Addition nicht gestört hatte, aus der Schreibstube und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er in seinem ehrsamen Laden solchen Auftritt sah. — „Philipp!“ schrie er, „was soll das heißen?“ Und als dieser keine Antwort gab, wandte er sich an die Magd und sagte: „Margreth, lauf Sie auf die Polizei! das ist mir zu arg!“ — Nach der Polizei brauchte die Magd nicht zu gehen; denn bereits arbeitete sich Märtens durch den dichten Haufen der Buben durch und trat in den Laden.

„Herrrr!“ schrie der Prinzipal, der nach vielen Jahren zum erstenmal in Zorn gerieth, „was sind das für Geschichten? Wie können Sie es leiden, daß ein ehrsames Handlungshaus zum Gespötte frecher Buben wird? Warum schützen Sie mein Haus nicht?“ — „Hat sich viel zu schützen, Herr Reißmehl,“ entgegnete der Polizeisoldat. „Der beste Schutz ist, wenn Sie das Ding, das Sie doch einmal gekauft haben, so schnell wie möglich in's Haus hinein schaffen.“

„Ich? ich? ich hätte das Ding gekauft?“ — „Ja Sie, oder Ihr Ladengehülfe. Da steht er ja. Er soll es Ihnen selbst sagen.“

Philipp stand da, ein Bild des Jammers. Es gibt für ein edles Gemüth nichts Empfindlicheres, als eine gute That, die man im Stillen hat begehen wollen, so öffentlich dem rohen Urtheil der Welt preisgegeben zu sehen. Und Philipp mußte seinen Edelmuth preisgeben und dem Prinzipal gestehen, daß Jungfer Barbara und er das Skelet gekauft, und weßhalb. Diese Auskunft war aber nicht geeignet, die Aufregung des Prinzipals zu besänftigen; vielmehr war es schauerlich anzusehen, wie der sonst so ruhige und gemessene Mann ob dieser Entheiligung seines Ladengewölbes in den schrecklichsten Zorn gerieth. Wie toll sprang Herr Reißmehl mit beiden Beinen zugleich in die Höhe; bald rief er gegen das Hinterstübchen nach seiner Schwester, bald drohte er mit der Faust dem unglücklichen Philipp, jezt sprang er gegen das Skelett selbst an und drehte sich dabei so blitzschnell im Kreise, daß sich seine fuchsige Perrücke hinten und vorn lüftete.

Troz aller Mühe wollte es unterdessen dem Polizeisoldaten nicht gelingen, die Bubenschaar zu verjagen; es kamen ihrer von Minute zu Minute mehrere hinzu, und die Hintersten drängten die Ersten, so daß diese dem Knochenmann immer mehr auf den Leib rückten. Herr Reißmehl befahl in seinem Zorn mit kreischender Stimme, das Haus zu schließen; Niemand gehorchte ihm, und die Buben, die ein wenig zurückwichen, wenn er einen Satz gegen sie machte, drangen gleich darauf um so weiter wieder vor, und so kam es denn, daß bei einem solchen Stoße die Vordern, obgleich kreischend und widerstrebend, gegen das Skelett gedrückt wurden. Dieses begann zu wanken, bekam das Uebergewicht und stürzte mit solcher Gewalt auf den Steinboden, daß die meisten Drähte des Knochengebäudes brachen, Rippen, Arme und Beine zersprangen, und der Kopf dem unglücklichen Herrn Reißmehl zwischen die Füße rollte, der über den Schädel hinweg einen furchtbaren Satz machte und dann in die Schreibstube stürzte, wo er kraftlos auf einem Stuhl zusammenfiel.

Beim Sturz des Skeletts stoben die Buben vor Schrecken nach allen Richtungen aus einander, und der Polizeisoldat, der allein kaltes Blut behalten, war endlich im Stande, die Hausthür zu schließen. Philipp, mit dem Kopf auf den Ladentisch gesunken, weinte vor Jammer und Aufregung so heftig, daß seine Thränen, einem Bächlein vergleichbar, auf dem eichenen Tische dahin liefen. Und Barbara? Wenn ich sage, daß Margarethe, die Dienstmagd, nach drei verschiedenen Aerzten geschickt wurde, so kann man sich leicht denken, wie es im Hinterstübchen aussah.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Schluß.)

Eisenbahnen. — Versuch mit dem atmosphärischen System.

Mit Gemüsen und Früchten wird es wohl in der Folge eben so gehen, wie mit der Milch, und zwar nicht allein in der Umgegend von Paris, sondern in sehr weiten Entfernungen. Paris verschlingt eine so ungeheure Menge von Vorräthen aller Art, und es gibt der reichen Leckermäuler so viele, daß die Leute in der Provinz es vorziehen, ihre Vorräthe nach der Hauptstadt zu schicken, statt sie zu niedrigen Preisen in der Gegend selbst abzusetzen. Dieß hat zur Folge, daß schon jezt in einem Umfange von zehn deutschen Meilen um Paris herum die Preise der Lebensmittel in den Landstädten nur um weniges von denen in Paris verschieden sind. In den an den Eisenbahnen liegenden Städten werden feinere Lebensmittel sogar schon selten, weil man sie in großen Quantitäten nach Paris versendet. Allmählig werden sich also die Preise ausgleichen, und wären die Miethzinse nicht, welche natürlich in der Hauptstadt weit höher stehen, so hätten die von ihren Zinsen lebenden Familien wenig Vortheil dabei, wenn sie die Landstädte der Hauptstadt zu ihrem Aufenthalt vorziehen. Eine solche Ausgleichung

der Preise ist wohl nicht die einzige, welche die grossen Eisenbahnen zur Folge haben. Sicher wird man noch ganz andere Veränderungen davon erleben; aber den Eisenbahnen selbst stehen noch Veränderungen oder vielmehr Verbesserungen bevor. Man hat nun bestimmt den Entschluß gefaßt, den ersten Versuch mit dem sogenannten atmosphärischen System zwischen dem Dorfe Nanterre und der Stadt St. Germain anzustellen. Die Kammern haben 1,800,000 Franken zu den Kosten dieses Versuches ausgesezt, und dabei die Wahl der Gegend, wo derselbe angestellt werden soll, der Regierung überlassen. Diese hatte Anfangs die Strecke zwischen Sceaux und Orsay dazu ausersehen. Von Paris nach Sceaux wird nämlich eine Eisenbahn angelegt, auf welcher ein vom Franzosen Arnoux erfundenes Zugsystem ebenfalls auf Staatskosten versucht werden soll. An diese Bahn hätte sich dann die Strecke angereiht, auf der die englische Zugmethode vermittelst des Luftdrucks probirt worden wäre, und man hätte also die beiden Phänomene in Einer Linie beisammen gehabt. Da Orsay sehr gute Steine zum Straßenpflaster liefert, und da der Preis derselben durch den gewöhnlichen Transport bedeutend erhöht wird, so wäre eine Eisenbahn, vermittelst welcher die Steine viel wohlfeiler nach Paris geschafft werden könnten, eine Wohlthat für die Stadt. Diese Rücksicht hat aber keinen Spekulanten bewogen, die Sache zu unternehmen. Dagegen haben die Unternehmer der Eisenbahn nach St. Germain, zu welchen auch das Rothschildsche Haus gehört, sich erboten, den Versuch anzustellen, wenn die Regierung ihr gestatten wolle, hiezu den Raum zwischen dem Dorfe Nanterre und der Stadt St. Germain zu wählen, wobei man den Vortheil habe, sich überzeugen zu können, ob mittelst des atmosphärischen Systems wirklich bedeutende Höhen überwunden werden können. St. Germain, eine ehemalige königliche Residenz, deren Schloß aber jezt nur noch zu einem Militärgefängnisse und einer Cavalleriekaserne dient, liegt nämlich auf einer Anhöhe, welche sich ziemlich steil am linken Seineufer erhebt. Die schon seit mehreren Jahren angelegte St. Germainer Eisenbahn erreicht daher nicht die Stadt, nicht einmal das linke Seineufer, sondern hört am rechten Ufer, dem Stadthügel gegenüber, auf, bei einem Orte, welcher Le Pec heißt. So lange das Dampfschiff von hier nach Rouen und Havre fuhr, sezten sich die Reisenden in Paris auf die Eisenbahn bis Pec und schifften sich dort ein, berührten mithin die Stadt St. Germain gar nicht. Seitdem aber die Eisenbahn nach Rouen befahren wird, wird St. Germain ganz zur linken Seite gelassen, und diese Bahn bleibt von der Stadt ziemlich weit entfernt. Die Folge davon ist, daß St. Germain jezt weit weniger als sonst von Parisern und von Fremden besucht wird. Die Diligencen fahren nicht mehr durch, die Wirthshäuser bleiben leer und die Krämer sezen weit weniger Waaren ab. Die Stadtbehörde hat daher den Vorschlag der Unternehmer der Eisenbahn lebhaft unterstüzt und sich erboten, 200,000 Fr. dazu herzugeben, so daß also die zum Versuch zu verwendende Summe sich auf 2 Millionen belaufen würde. Dieß ist angenommen worden, und die Unternehmer der St. Germainer Eisenbahn haben sich anheischig gemacht, mit den zwei Millionen die neue Bahn, welche sich zu Nanterre von der großen trennen, oder eigentlich an diesem Scheidepunkte beginnen wird, bis in die Stadt hinauf zu führen. Hier wird sich also das atmosphärische System sehr gut auf die Probe stellen lassen. St. Germain liegt fünf kleine Stunden von Paris, und die Pariser werden sich sicher schaarenweise mittelst des Luftdrucks zur alten Residenz hinauf schieben lassen.

München, November.

(Fortsezung.)

Ein Raubmord.

Solche Momente wirken erschütternder auf das Volk als eine Hinrichtung, und es ist wirklich zu fragen, ob die gewöhnliche Abthuung durch des Henkers Rad und Beil nicht durch eine ergreifendere Handlung zu ersezen wäre, indem vielleicht der Mörder unter einer erschütternden religiösen Ceremonie öffentlich aus dem Menschenverbande ausgestoßen würde, um für immer der Kerkereinsamkeit überantwortet zu werden. In der Regel verstreicht eine zu lange Zeit zwischen der That und der Hinrichtung, so daß, zumal bei dem geheimen Gerichtsverfahren, der frische gewaltige Eindruck des Verbrechens fast verwischt und der Verbrecher dem Volke eine beinahe gleichgültige Person geworden ist. Ohnehin sind die Hinrichtungen wohl mit einigem Aufsehen machenden Geräusch, aber mit keiner einen tiefern Eindruck zurücklassenden feierlichen Ceremonie verbunden. Der Berichterstatter hat in mehreren deutschen Städten Hinrichtungen beigewohnt und stets die Erfahrung gemacht, daß sie bei der stumpfen und rohen Menge ihres Eindrucks verfehlt haben; ja mehrfach ereignete es sich, daß in der nächsten Zeit darauf ein Verbrechen ähnlicher, wenn nicht noch herberer Art verübt wurde. Ein so kurzer Beförderungsprozeß vom Leben zum Tode hat nichts Schreckhaftes für den Elenden, der mit dem Leben und der Moral bereits abgerechnet hat. Möchten doch unsere Criminalisten die mehr und mehr entschleierten Geheimnisse der Psychologie eben so gründlich als die Paragraphen des zur Zeit noch geltenden Criminalcodex inne haben! — Zu mancherlei Betrachtungen gibt überdieß der Umstand Veranlassung, daß, nach neueren Nachrichten, der Vater des Raubmörders Eppsteiner wegen Falschmünzerei verurtheilt worden ist. Der Raubmörder selbst soll bekannt haben, daß Verluste im Spiel der Hauptbeweggrund zu seiner That gewesen seyen. Man fühlt sich beinahe versucht, bei so schreckhaften Anlässen an einen verwirrenden Dämon zu glauben, dessen abscheuliches und widerwärtiges Werkzeug der Verbrecher ist. Haben wir doch in der Geschichte selbst ganze Perioden, die von einem solchen unheimlichen Dämon besessen und befangen zu seyn scheinen. Sollen solche Schrecknisse dazu dienen, den durch sorglosen Frieden leicht verflachenden Gemüthern wieder eine ernstere Richtung zu geben und sie daran zu erinnern, daß die nächtlichen Dämonen troz aller Cultur und Civilisation noch nicht bewältigt sind? Auf den Berichterstatter wenigstens machte es einen schneidenden Eindruck, daß die Schrecken dieser That der, hier freilich noch immer mäßigen, Elslerverzückung auf dem Fuße folgte. Die feine vornehme Welt befand sich noch im höchsten durch diese berühmte Tänzerin angeregten Enthusiasmus, und gerade die höhere Gesellschaft erlitt durch jene That eine schmerzhafte, immer noch nachblutende Wunde. Wenigstens wird es erlaubt seyn, an diesen herben, schneidenden Gegensaz Betrachtungen etwas finsterer Art anknüpfen zu dürfen. Fast instinktartig war der Eindruck auch so mächtig, daß die Erinnerung an Fanny Elsler seit jener grauenvollen That wie erloschen erscheint.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 51.

Sonnabend, 7. December 1844.

[568] Tasso und Ariost übersetzt von Gries.

In der unterzeichneten Verlagshandlung sind so eben erschienen:

Torquato Tasso's
Befreites Jerusalem
übersetzt
von
J. D. Gries.
Sechste Auflage.
Taschenausgabe.
Erster Theil.
In Umschlag brochirt. Preis: 1/2 Thaler.
(Vollständig in 2 Theilen.)

Lodovico Ariosto's
Rasender Roland
übersetzt
von
J. D. Gries.
Dritte Auflage.
Taschenausgabe.
Erster Theil.
In Umschlag brochirt. Preis: 1/2 Thaler.
(Vollständig in 5 Theilen.)

Diese aus dem Verlag des Hrn. Fr. Frommann in Jena in den unsrigen übergegangenen Uebersetzungen, deren hoher Werth längst die allgemeinste Anerkennung gefunden hat, erscheinen hier zum erstenmal in einer **wohlfeilen und zierlich ausgestatteten Taschen-Ausgabe**, welche den zahlreichen Besitzern ähnlicher Ausgaben von deutschen und ausländischen Klassikern mit Ueberzeugung empfohlen werden darf.

Von Tasso wird das 2te und letzte Bändchen noch in diesem Monat, die übrigen Bändchen des Ariost werden in den ersten Monaten des nächsten Jahres erscheinen.

Leipzig, den 15. Nov. 1844.
Weidmann'sche Buchhandlung.

[567] Bei F. Volckmar in Leipzig ist erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu erhalten:

Geschichte des Entstehens, des Wachsthums und der Größe der österreichischen Monarchie.
Von Johann Sporschil.

Erschienen sind bis jetzt 16 Lieferungen, (schließt mit dem westphälischen Frieden.) Preis einer jeden 8 Gr.

Oesterreich ist, so wie das eng mit ihm verbundene Preußen, die festeste Säule der Unabhängigkeit Deutschlands gegen den Westen und den Norden. Oesterreich ist jenes Land, was den Deutschen das Uebergewicht auf der italienischen Halbinsel und über die außerrussische Slavenwelt sichert; Oesterreich ist der Träger deutscher Kultur nach dem Südosten unsers Welttheils, und großen Geschicken geht es mit dem gesammten Deutschland entgegen, wenn das altersschwache Reich der Osmanen zusammenbricht. Keinem Gebildeten, vor allem keinem Deutschen darf daher die Geschichte Oesterreichs fremd bleiben, dieser größten mitteleuropäischen Macht, die im Wechsel der Dinge den Grundsätzen einer von Regent zu Regent forterbenden, schließlich stets vom Glücke gekrönten, Politik unwandelbar treu geblieben ist. Keine einzige der bisherigen Geschichten dieses Reichs ist für den Ausländer genießbar, oder dem Oesterreicher, der Serviles zu lesen haßt, irgend willkommen. Das Werk Sporschils ist beides, Dank dem Umstande, daß er, ein geborner Oesterreicher, die österreichischen Zustände genau kennt, Jahrelange Quellenstudien gemacht hat — aber im Auslande schreibt!

[540] Bei F. W. Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der große Unbekannte
oder die romantische Reise
von Richard Roos.
Mit Titelbild, geh. 3/4 Thaler.

Je ärmer unsre jetzige Literatur an ächt humoristischen Geistesprodukten ist, um so willkommener wird dieß launige Werk aus den hinterlassenen Papieren des sonst so beliebten witzigen Richard Roos seyn.

Das Kaperschiff
die Seeräuber des 19ten Jahrhunderts.
Historischer Roman
aus der Zeit der Wallisschen Unruhen.
Frei nach dem Englischen
vom
Verfasser der Catharina della Bandiera.
Zwei Bände mit 2 Titelbildern. Preis 2 1/6 Thaler.

[566] **Becker's Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend,**
geschmückt mit 15 Stahlstichen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Becker, K. F. (Verfasser der Weltgeschichte für die Jugend), **Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend.** 3 Bände mit 15 Stahlstichen. 7te verbesserte Auflage. 8. Druck auf fein Maschinen-Velinpapier und sauber cart. 2 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: 1r Bd. Ulysses von Ithaka, mit 5 Stahlstichen. 2r Bd. Achilles, mit 5 Stahlstichen. 3r Bd. Kleinere griechische Erzählungen, mit 5 Stahlstichen.

Becker's Erzählungen aus der alten Welt haben ihren klassischen Werth für Bildung und Belehrung der Jugend durch sechs Auflagen bewährt, sie sind in vielen tausend Exemplaren durch ganz Deutschland verbreitet, und trotz vieler und vorzüglich gelungener Nach-

ahmungen noch immer die beste Unterhaltungsschrift für die Jugend, welche aus dem reichen Sagenschatze des hellenischen Alterthums eine anziehende Unterhaltung und anregende Lektüre schöpfen will. Auch diese Ausgabe ist vielfach verbessert worden und hat durch die Sorgfalt des Herausgebers namentlich an Kürze und Bestimmtheit gewonnen.

Als Anerkennung für die Gunst, welche das Publikum dem Buche fortwährend schenkt, haben wir uns veranlaßt gefunden, den Erzählungen eine glänzendere äußere Ausstattung zu geben und sie durch bildliche Darstellungen den jugendlichen Leiern noch anziehender und lehrreicher zu machen, und diese 7te Auflage, statt den früheren drei Kupferstichen, mit 15, durch den Kupferstecher Moritz Voigt in Berlin künstlerisch ausgeführten Stahlstichen auszustatten, so wie den vielfach ausgesprochenen Wünschen zu entsprechen, ungeachtet der werthvollen Beigabe den früheren Preis von $3\frac{1}{2}$ Thlr. auf $2\frac{2}{3}$ Thlr. zu ermäßigen.

Im Jahre 1842 erschien hierzu als 4ter Theil unter dem Titel:

Die Geschichte der Perserkriege nach Herodot für die Jugend bearbeitet von F. J. Günther. 8. cart. 1 Thlr.,

welcher den jugendlichen Freunden der griechischen Vorzeit ebenfalls höchst willkommen seyn wird, da ihnen hier in einer angenehmen Bearbeitung ein Auszug aus dem ersten großen Geschichtswerke, welches die Griechen durch Herodot, dem Vater der Geschichte, bekommen haben, dargeboten wird.

Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

---

[562] **In allen Buchhandlungen ist zu haben:**

Der wohlbewanderte

Kartenkünstler

oder Anleitung zu circa 100 ganz neuen, sehr überraschenden, ja in Erstaunen setzenden Kartenkunststücken. Nebst Tabellen zu unverlierbaren Piketspielen. Vierte durch J. B. Montag sehr vermehrte Auflage. Duodez, geh. $\frac{1}{3}$ Thlr. od. 36 kr.

Von der dritten Auflage sagte Helios, 1839, Nr. 5: „Was der Titel und die bescheidene Vorrede versprechen, wird im Büchlein selbst redlich erfüllt. Dieses können wir zuversichtlich beglaubigen und diese Sammlung bestens empfehlen." Wer obigen Kartenkünstler von Montag wünscht, hüte sich vor den vielen Nachahmungen, unter ganz gleichem Titel.

---

[569] **Gubitz „Volks-Kalender für 1845."**

In allen Buchhandlungen wird, nach den letzten Versendungen, jetzt wieder (à $12\frac{1}{2}$ Sgr.) zu haben seyn:

F. W. Gubitz

Volks-Kalender für 1845.

Mit hundertundzwanzig Holzschnitten, zum Theil in Buntdruck.

Er ist in geistiger Hinsicht für Nutzen und Unterhaltung eben so wie in seiner Bilder-Galerie reich und vorzüglich ausgestattet und bedarf keiner Empfehlung durch Worte. — Was die zum Theil schon in öffentlichen Blättern erwähnten römisch-hierarchischen Warnungen und Verbote betrifft, so genüge hier die vorläufige Erklärung: daß Prof. Gubitz darauf gebührend antworten wird (zuerst in seiner Zeitschrift: „Der Gesellschafter") und übrigens Jeder durch den „Volks-Kalender" selbst sich sehr leicht überzeugen kann, daß derselbe keine der Konfessionen, die in ihrer Reinheit den gleichen Kern haben, wohl aber das bekämpft, was immer wieder Verdunkelung und Unfrieden, immer weiter den Nothstand zu verbreiten sucht. Schon hat er manchen glücklichen Erfolg veranlaßt, und die verschiedenen, aus Furcht vor der einfachen Wahrheit herstammenden Verdächtigungen werden den Herausgeber nicht hindern, auf seiner Bahn ruhig seinem Ziel nachzustreben, dabei aber gerechten Muthes frevelhaften Angriffen absichtsvoller Selbstsucht sich kräftig entgegen zu stellen.

Berlin, 15. November 1844.

Vereins-Buchhandlung.

---

[544] Bei G. A. Reyher in Mitau erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mädler, J. H., Astronomische Briefe.
1s Heft. 8. Geh. 18 gGr.

Die Briefform hat der Herr Verfasser wohl deßhalb gewählt, um nicht strenge bei der Wissenschaft zu bleiben, damit dieselbe sowohl populär, als auch auf solcher Basis möglichst ausführlich den Freunden der Astronomie übergeben werde. — Es braucht zur Empfehlung dieses Werkes nichts weiter hinzugefügt zu werden, da des Verfassers Name Bürge und berühmt genug ist.
(Das ganze Werk ist auf 3 Hefte berechnet.)

---

[510] In unterzeichnetem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte
der eidgenössischen Freischießen

von

M. A. Feierabend.

Zweite durch die Beschreibung des Basler Schießens vermehrte Auflage.

Schön brochirt mit Titelvignette in Farbendruck.
8. Preis 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 21 kr.

Auch ist einzeln zu haben:

Schilderung
des Basler Freischießens 1844.

8. schön brochirt $22\frac{1}{2}$ Gr. oder 1 fl. 39 kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

---

[542] Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in **Berlin** ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zweimal zwei und fünfzig
auserlesene Biblische Erzählungen
aus dem A. u. N. Testamente
nach
Johann Hübner,
mit Fragen zum Nachdenken, nützlichen Lehren, gottseligen Gedanken und Bibelsprüchen
von Dr. Th. S. C. G. Küster.

Fünfzehnte neu durchgesehene Auflage; mit einem Titelkupfer. 25 Bogen. $11\frac{1}{4}$ Sgr.

Wie verbreitet dieß, seinem Zweck völlig entsprechende, Schulbuch ist, beweisen 15 hinter einander folgende Auflagen, von denen jede 5000 Exemplare stark war. Die gegenwärtige ist zwar auch wesentlich unverändert abgedruckt, aber doch einer genauen Revision unterworfen worden.

J. G. von Herder's
ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Bande
mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.
Preis brochirt 14 fl. oder 8 Rthlr.
Hübsch cartonnirt 14 fl. 36 kr. oder 8 Rthlr. 8 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Herder's Leben. — Gedichte. — Der Cid. — Legenden. — Dramatische Stücke und Dichtungen. — Stimmen der Völker in Liedern. — Geist der ebräischen Poesie. — Aelteste Urkunde des Menschengeschlechtes. — Ideen zur Geschichte der Menschheit. — Adrastea. — Briefe zur Beförderung der Humanität. — Sophron. — Christliche Reden und Homilien. — Homilien über das Leben Jesu.

Außerdem sind noch zu haben:

J. G. von Herder's sämmtliche Werke in Taschen-Format. 60 Bändchen. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Ebendieselbe einzeln:

I. Religion und Theologie. 18 Bdchn. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gGr.
II. Literatur und Kunst. 20 Bdchn. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gGr.
III. Philosophie und Geschichte. 22 Bdchn. Preis 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gGr.

Einzelne Bändchen aus diesen Abtheilungen werden für 24 kr. oder 6 gGr. abgegeben.

— — **Der Cid.** Nach spanischen Romanzen. Neue unveränderte Ausgabe. 16°. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

— — — — Illustrirte Ausgabe mit 70 Holzschnitten, nach Zeichnungen von E. Neureuther. 2te Auflage. Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

— — **Gedichte.** Herausgegeben von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

— — **christliche Reden und Homilien.** Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

— — **Sophron.** Gesammelte Schulreden. Herausgegeben von J. G. Müller. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

M. Caroline von Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herders. Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[570] **Klopstock's Werke. Neue Taschenausgabe nunmehr vollständig.**

So eben haben wir versandt:

Die dritte und letzte Lieferung von

Fr. Gottl. Klopstock's

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Ausgabe
in zehn Bänden klein Octav
auf schönem Velinpapier, mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahl.

Format, Druck und Papier gleich der Ausgabe von Schiller's Werken in 12 Bänden, kl. 8.

Band 8—10. Subscriptionspreis 1 Thlr.

Diese neue Ausgabe unterscheidet sich von allen frühern durch ihre Vollständigkeit, indem sie alle erwiesen von Klopstock herrührenden Werke, auch die für die Geschichte und Entwicklung unsrer Sprache so höchstwichtigen sprachwissenschaftlichen und metrischen Untersuchungen, mehr als fünfzig Bogen, in sich faßt. Die in Band 9 und 10 enhaltenen Werke fehlen in allen frühern Ausgaben, ebenso eine Anzahl Oden, Epigramme ꝛc., welche dem Band V. einverleibt sind. Es wird den Besitzern solcher frühern Ausgaben angenehm seyn, zu erfahren, daß diese Nachträge in zwei Bändchen gesammelt und einzeln zu billigem Preise abgegeben werden. Trotz der bedeutenden hiedurch verursachten Auslagen ist der bisherige Verkaufspreis unverändert beibehalten.

Vielen Verehrern Klopstocks dürfte diese schöne neue Ausgabe als willkommenes Festgeschenk dienen. Vollständige Exemplare derselben können um den Subscriptionspreis von 3 Thlr. 8 gGr. nunmehr durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Leipzig, Nov. 1844.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[547] Es ist bei uns erschienen:

K. Schwartz, Handbuch für den biographischen Geschichtsunterricht. 2ter Theil: Mittlere und neuere Geschichte.

Da der 1ste Theil dieses Handbuchs, alte Geschichte enthaltend, von der Kritik mit entschiedenem Beifall begrüßt wurde und sich auch in allen Theilen Deutschlands so viele Freunde erworben hat, so wird es für diesen 2ten Theil, der in ganz gleicher Weise ausgewählte Biographien aus der mittleren und neueren Geschichte behandelt, keiner weiteren Empfehlung bedürfen. Durch das nun vollendete Werk, ist nach dem Urtheile bewährter Pädagogen einem längst gefühlten Bedürfnisse auf eine Weise abgeholfen, welche nichts mehr zu wünschen übrig lassen.

Fulda, Okt. 1844.

C. Müller'sche Buchhandlung.

---

[558] Vollständig ist nun erschienen:

Die Geheimnisse von London

von Sir Francis Trollop.

Uebersetzt von Dr. **Ludwig Eichler.**

Vier Bände (oder 11 Hefte).

Erste Ausgabe in Octav.

Zweite Ausgabe in Duodez.

Preis jeder Ausgabe vollständig 3⅔ Thlr.

Leipzig bei Friedrich Fleischer.

Der während des allmähligen Erscheinens immer gestiegene Absatz dieses Werkes, welcher schon vor seiner Beendigung eine zweite Auflage nöthig machte, dürfte vielleicht den besten Beweis abgeben, daß hier ein Werk von allgemeinem und großem Interesse vorliegt, welches, nun, da es vollendet ist, wohl noch einer bedeutenden Verbreitung fähig seyn möchte. Einzelne Hefte, zur Vervollständigung, sind jederzeit à 10 Ngr. zu erhalten.

---

[532] In der liter. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Topische

Geographie von Bayern,

von

Friedr. Wilhelm Walther,

königl. bayer. Oberlieutenant.

Lex.-8. geh. Preis 3 fl. 36 kr. rhn. od. 2 Rthlr. 4 gGr.

„Nach eigener Anschauung an Ort und Stelle und treuer Benützung aller vorhandenen Hülfsmittel wird in diesem Werke im Geiste des neuesten Standpunktes der geographischen Wissenschaft ein klares Bild von Bayerns Landesfläche und deren Gesetzmäßigkeit geboten. Aber nicht allein derjenige, dem es um eine streng-wissenschaftliche Belehrung zu thun ist, sondern auch jeglicher wird Befriedigung in dem Buche finden, der gemüthlich lustwandelnd, gleichsam die Erinnerung an selbst Gesehenes in sich erneuern und bewahren möchte. Auch specielle Zwecke liegen nicht zu ferne: Berg- und Forstleute, äußere Beamte und selbst höhere Regierungsbedienstete werden viel wissenswerthe Einzelnheiten — und selbst wo ihnen diese nicht unbekannt seyn sollten, zusammenfassende Gesichtspunkte finden, die ihnen wünschenswerth seyn dürften; der Geograph, der Botaniker, der Kulturant, Meteorologe, der Straßen- und Wasserbautechniker überdieß ein Landesnivellement wie sie es anderwärts vergeblich suchen. Militärs werden sich freuen, diesen kriegsgeschichtlich wichtigen Abschnitt Süddeutschlands klar und umfassend dargestellt zu finden."

Skizzen aus dem Leben und der Natur.

Vermischte Schriften

von

H. Hauff.

Zwei Bände.

gr. 8. broch. Preis 6 fl. 27 kr. oder 4 Rthlr.

Nachdem der Verfasser seit einer Reihe von Jahren im Morgenblatt, dessen Redakteur er ist, und in andern Zeitschriften Aufsätze verschiedenen Inhalts anonym niedergelegt, hat er sich entschlossen, eine Auswahl derselben in einer Sammlung dem Publikum vorzulegen. Die beiden Bände enthalten Erzählungen, Satiren, heitere Kritiken unserer gesellschaftlichen und literarischen Zustände und populäre Naturbetrachtungen. — Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender: 1) Madelon. 2) Postdiluvianische Kritik. 3) Indiscretion. 4) Vom Theater. 5) Rheinfahrt. 6) Vom Mond. 7) Gedanken über die natürliche Verschiedenheit und die Urzeit des Menschengeschlechts. 8) Miß Dieck. Zur Geschichte des Elephanten. 9) Die große Wasserschlange.

Der zweite Band enthält: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Literarische Grillen: 1) Das Jahr 1740. 2) Schalksnarren. 3) Der deutsche und der französische Feuilletonist. 4) Ueber deutsche Dramatik, besonders über das Lustspiel. 5) Der Holzschnitt als typographischer Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geisterglauben. — Geologische Briefe: 1. Das Verhältniß der Geologie zu unserer Zeit. 2. Orientirung. 3. Aeltere Ansichten. 4. Werner. 5. James Hutton. Leopold von Buch. 6. Elie de Beaumont. 7. Neueste Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[495] Im Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch und Wegweiser

für

Auswanderer

nach den **Vereinigten Staaten von Nordamerika**

Mit einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

Francis J. Grund.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Dieses Buch gibt den Auswanderern die ausführlichste Belehrung über alle jene Dinge und Verhältnisse von Amerika, welche sie vor Allem zu wissen nöthig haben, und wird sie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, welchen unsere Landsleute in jenem Welttheile so vielfach ausgesetzt sind.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 9. December 1844.

Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.
Goethe.

Die Postreise von Suez nach Cairo und das türkische Harem.

Vor uns liegt die Beschreibung einer Reise aus Indien nach Europa, aus der Politiker und Nationalökonomen nicht viel lernen werden, die aber lebendige Schilderungen mancher bis jezt wenig gekannten oder besprochenen Gegenstände enthält: A Journey across the desert from Ceylon to Marseilles, by Major and Mistress Derby Griffith. London, 1845. — Das Ehepaar machte den kürzesten Weg, den sich die europäische Kultur in neuester Zeit erzwungen hat, durch das rothe Meer über die Landenge von Suez. Der Mann ist ein Zeichner und die Lady trägt die Strümpfe, für die Lord Byron sein Cyanometer erfunden, und so theilten sie sich nach der Heimkehr in das Geschäft, dem sich nächstens kein Tourist, der etwas auf sich hält, mehr entziehen kann. Sie schrieb die Reisebeschreibung und er machte Illustrationen dazu. — Wir heben aus dem Buche zwei Abschnitte aus, die schon wegen der behandelten Gegenstände auf gute Aufnahme rechnen können: einmal die Fahrt von Suez nach Cairo auf der von Mehemed Ali geschaffenen merkwürdigen und wichtigen Postlinie, und dann die Beschreibung eines Orts, wo sich nur eine Dame näher umsehen konnte, eines türkischen Harems.

I.

Wir hatten am 26. Juni zu Suez im sogenannten Hôtel von Hill und Compagnie eine jämmerliche Nacht zugebracht. Das zahllose Ungeziefer hatte uns keinen Augenblick Ruhe gegönnt, und so waren wir herzlich froh, als der Tag graute. Wir beschleunigten unsere Toilette und waren endlich so glücklich, zum Frühstück zu kommen, welches wir unter einem unbeschreiblichen Schwarm von Fliegen einnahmen; kaum war der Thee eingeschenkt, als auch schon unsere Tassen davon wimmelten. Diese Plage sucht Egypten periodisch heim und die Saison derselben ist noch nicht völlig vorüber. Die Fliegen plagten uns dergestalt, daß wir uns gar nicht zu Tische setzen konnten. Ich steckte einige Semmeln in die Tasche, die uns nachher in der Wüste sehr zu statten kamen.

Wir hatten nun zunächst unsere Abreise zu betreiben. Das erste Erforderniß hiezu war, daß wir unser Postgeld bezahlten, worin die Miethe für die Kameele nicht mitbegriffen ist. Man kann entweder bis Cairo bezahlen, was die halbe Summe beträgt, oder für den ganzen Weg bis Alexandria. Wir folgten thörichterweise dem interessirten Rath des Agenten und zahlten die ganzen 24 Pfund, das heißt 12 Pfund für die Person, und waren demzufolge genöthigt, mit Herrn Hills Post von

Cairo nach Alexandria zu gehen. Hätten wir dieß nicht gethan, so wäre uns die Wahl unter mehreren, eben so bequemen und billigeren Gelegenheiten frei geblieben; und was man einem in Suez von dem Vortheile vorsagt, daß man den ersten Anspruch auf das Nildampfboot habe u. dgl., ist lauter Betrug, da es keinen Unterschied macht, ob das Geld im Voraus oder zulezt bezahlt wird; kurz es ist eine bloße Falle, um einen zu nöthigen, mit ihnen zu fahren.

Wir hatten unser Gepäcke zurückgelassen, um es mit dem nächsten Transporte nachgesandt zu erhalten, da beinahe alle Kameele von unsern bisherigen Reisegefährten in Beschlag genommen waren. Alle, außer uns, beschlossen, in der Nacht zu reisen, um die Hitze zu vermeiden; sie sezten aber den ganzen folgenden Tag die Reise fort, die sich erst um Mitternacht in Cairo endigte. Wir dagegen nahmen zwei Tage dazu, reisten nur Morgens und Abends, sahen Alles und entgingen sowohl der Hitze des Tages, als den ungesunden kalten Nachtwinden, welche über die Wüste hinfegen.

Ich ging die hölzerne Treppe in den Hof des Hôtels hinab und dann durch einen langen Bogengang auf den Marktplatz. Zu meinem Schrecken traf ich da auf dreißig bis vierzig Kameele, unähnlich denen, die ich in Aden gesehen hatte, und wenigstens noch einmal so groß. Einige derselben kamen durch den Bogengang in den Wirthshof, um dort mit unserem Gepäcke beladen zu werden, und während sie in ihrem gravitätischen Schritt an mir vorübergingen und ihre langen Hälse rechts und links drehten, wobei sie ihren eigenthümlichen gurgelnden Ton hören ließen, hielt ich mich in nicht geringer Angst am Arm des schwarzen Dieners neben mir. Es gelang mir, mich durch sie hindurch zu winden und das für uns bestellte Fuhrwerk zu erreichen, in welches ich mich zu flüchten gedachte. Als ich es aber erreichte, schien es mir ein so gefährliches Fahrzeug und das Hineinkommen so schwierig, daß ich warten mußte, bis mein Mann herbeikam, obgleich in der Nähe der gefürchteten Kameele, welche in Reihen von sechs bis zehn zusammengefesselt waren. Jedes Kameel ist an das vor ihm befindliche mit einem an seinem Kopf befestigten Strick gebunden, der an den großen Packsattel des andern festgemacht wird. Diese Sättel reichen weit an den Seiten herunter und bedecken völlig die Hüften, zu deren Schutze sie bestimmt sind; sie sind am Rande dicker und gegen die Mitte hohl; oben sind zum Festbinden des Gepäckes zwei lange Pfähle der Länge nach angebracht.

Nicht lange, so war ich von allen Bettlern von Suez umringt. Es ist höchst widerlich, wie viele Menschen der untern Classe blind sind, wenigstens auf Einem Auge; man sieht Knaben und Mädchen von zwölf und dreizehn Jahren, die völlig des Gesichtes beraubt sind. Ich glaube, die Hauptursachen davon sind der Mangel an Reinlichkeit und die zahllosen Fliegen, die ihre Körper bedecken. Sie scheinen dieselben fast gar nicht zu fühlen und versuchen es nie, sie aus ihren Augen oder Mundwinkeln wegzustreifen. Man kann sich nichts Ekelhafteres vorstellen; arme kleine Kinder von zwei Jahren, auf ihrer Mütter Schultern sitzend, hatten alle in jedem Winkel ihrer Augen drei, vier dieser Insekten hängen.

Doch ich vergaß meiner nächsten Umgebung über dem malerischen Charakter der ganzen Scene. Kaum graute der Morgen und die Luft war köstlich kühl; die hohen und ziemlich vernachlässigten Gebäude des Marktplatzes warfen ihre Schatten umher. Hie und da saß unter einer Verandah ein einsamer Türke in seinem weiten schwarzen Talar und weißen Turban, rauchte seine Morgenpfeife und schlürfte seinen Kaffee. Auf der andern Seite saßen einige Weiber der ärmeren Classe und hatten Durrahbrod feil, eine sehr grobe Art von Kuchen, welche in ganz Egypten von den Bauern gegessen werden. Sie trugen weite Hemden von dunkelblauer Baumwolle, welche bis auf die Mitte der nackten Beine herunter reichten und vorn offen waren, so daß sie einen großen Theil des Körpers sehen ließen. Ihr Kopf war mit einem großen Mantel bedeckt, welchen sie, so oft Jemand vorüber ging, über den Mund und die eine Seite des Gesichts zogen, so daß bloß das eine Auge sichtbar blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Handel und Wandel.

(Fortsetzung.)

Schluß.

Von all diesen Stürmen in dem Hause, in dem ich bis jezt als Lehrling gedient, erfuhr ich natürlich gar nichts, sondern lag in meinem Bette, schlief fast den ganzen Tag oder schaute die Mühle und die Ritterburg an. Leider aber war in meiner Krankheit ein Rückfall eingetreten; ich hatte die Nacht sehr unruhig zugebracht und lag am Morgen zum Entsetzen der Schmiedin in heftigem Fieber. Sie stand an meinem Bett und fühlte mir den Puls, wobei sie den Kopf wegwandte, daß ich ihre Thränen nicht sehen sollte, und als die Großmutter sagte, ich habe mich wahrscheinlich in der Nacht erkältet, schüttelte sie traurig das Haupt und hatte etwas auf der Zunge; man sah, daß sie kräftig mit sich selbst rang, es hinunter zu schlucken. Endlich aber konnte sie sich

nicht mehr halten und schluchzte so laut, daß ich erschrocken auffuhr. „Ach, Frau Pastorin," rief sie, „und wenn Sie's mir noch so übel nehmen, ich kann es doch nicht verhalten! Erkältung? O Gott, nein! Sie wissen ja wohl, daß ich die Bettdecke jeden Abend fest binde! Nein, Frau Pastorin, aber der Gerstenschleim — ja, ich muß es behaupten, der Gerstenschleim, der hat das Fieber auf's Neue herbeigeführt. Hätte man dem Kind Weinsuppe gegeben, wie ich es vorgeschlagen habe, so liefe es heute wieder frisch und gesund herum. Aber Gerstenschleim ist ein wahres Gift."

„Hör' Sie," sagte die Großmutter sehr ernst, „ich kann Ihr wegen Ihrer Rechthaberei nicht ewig den Text lesen; aber Schmiedin, Schmiedin, die Rechthaber und Wortklauber sind unangenehm vor dem Herrn, hat mein Mann selig, der Pastor, hundertmal gesagt. Was Weinsuppe oder Gerstenschleim! das hat's kein's von beiden gethan. Sie ist doch sonst eine gescheidte Person, geb' Sie mir mit den Kindereien!"

Damit entfernte sich die Großmutter ziemlich ärgerlich, aber die Schmiedin blieb am Bette stehen und hielt ein Selbstgespräch, von dem ich nur die Worte Weinsuppe und Gerstenschleim vernahm. Aber meine durch's Fieber erhitzte Phantasie hatte genug daran, und ich träumte davon. Mir war, als stände ich vor einem ungeheuren Kessel voll Weinsuppe, und wenn ich mich, von brennendem Durst gequält, hinabstürzen wollte, um davon zu trinken, so zog mich die Schmiedin mit Gewalt zurück und zeigte mir ganz nahe dabei einen wahren Gerstenschleimsee. Doch kaum wandte ich mich diesem zu, so vertrocknete er. Mochte nun mein Rückfall kommen, woher er wollte, so war es schlimmer mit mir, als am Tage, wo man mich aus der Kirche gebracht hatte, und ich phantasirte die ganze Nacht und ein gutes Stück des folgenden Morgens.

Das ging ein paar Tage so fort, während deren es ganz dunkel in meinem Zimmer war und ich Niemand unterscheiden konnte, als die Schmiedin am unterdrückten Weinen, wenn sie mir die Arznei einflößte. Wohl hörte ich hie und da, daß noch andere Personen im Zimmer seyn mußten, ja ich glaubte zuweilen eine tiefe Stimme zu vernehmen, die mir nicht unbekannt war. Doch war ich zu schwach, um meinen Gedanken nachhängen zu können, und alle und jede Erinnerung entschlüpfte mir im gleichen Augenblicke wieder, wo ich mich ihrer bemächtigt zu haben glaubte. — Eines Abends ließ mein Fieber etwas nach und gegen Morgen schlief ich ganz ruhig, wurde aber durch den Klang jener tiefen Stimme geweckt, die ziemlich laut und deutlich sagte: „Aber, Jungfer Schmiedin, Sie werden erlauben, daß ich Ihnen gehorsamst bemerke, daß es meines Erachtens viel vernünftiger wäre, ihn noch eine Stunde schlafen zu lassen, als ihn wieder aufzuwecken, um ihm einen Löffel voll des garstigen Zeugs in den Magen zu schütten." — „Ach, Herr Doktor," entgegnete die Schmiedin, „Sie mögen selbst ein ganz guter Arzt seyn, aber was das Abwarten eines Kranken betrifft, da stehe ich meinen Mann." — „Wollen sagen, Ihre Frau," erwiderte die tiefe Stimme und sezte dann, geschmeichelt durch das Compliment, hinzu: „Allerdings, wir praktischen Aerzte — freilich wohl, das Einhalten der Stunden — ja, wir wollen ihn also sanft erwecken."

Das war nun eigentlich gar nicht nöthig, denn ich hatte schon längst meine Augen ein wenig geöffnet und würde mich schon lange gemeldet haben, wenn ich die Erscheinung vor mir nicht für einen Traum gehalten hätte; denn es war mein Freund, der dort im Zimmer stand, der Doktor Burbus, angethan mit einem rothkarrirten Schlafrock, der meinem Onkel selig gehört, so wie die gelben Pantoffeln, die er an den Füßen, und eine weiße spitze Nachtmütze, die er auf dem Kopfe trug. Seinen Bart hatte er ziemlich ordentlich behandelt und sah überhaupt ganz anständig aus. Neben ihm stand die Schmiedin, wieder einmal sehr im Negligé, und schüttelte das Arzneiglas in ihrer Hand.

Nachdem ich mir einigemal die Augen gewischt und mich überzeugt, daß ich nicht träume, freute ich mich unendlich, den Doktor wieder zu sehen, und rief ihn laut beim Namen. Die Schmiedin schrack zusammen, daß sie fast das Glas fallen ließ, so kräftig hatte ich geschrien, der Doktor aber kam lachend auf mich zu, sezte sich auf mein Bett, und mußte nun vor allen Dingen erzählen, wie er in's Haus und zu mir gekommen. — Die Geschichte war kurz und einfach. Der Laternenhandel hatte beim Doktor das Maaß voll gemacht, oder, wenn man will, dem Faß den Boden ausgeschlagen. Bekam er deßhalb Händel mit der Polizei, so war seines Bleibens in der Stadt nicht mehr. Er hatte daher, als er wirklich citirt wurde, in seinem Hauswesen Alles, was des Mitnehmens werth war — und dessen war gar nicht viel — zusammengerafft und sich in's Spital geflüchtet, das heißt zum Adjunkten des Spitalarztes, einem Studiengenossen. Nachdem er sich dort ein paar Tage verborgen, beschloß er, seinen Stab weiter zu setzen, wohin wußte er selbst nicht, zuvor aber wollte er sein Wort lösen und von mir Abschied nehmen. So hatte er sich denn vorgestern in der Abenddämmerung hergeschlichen. Als er unten im Hause nach mir gefragt, war die Großmutter beim Namen Burbus aufmerksam geworden und hatte sich mit ihm unterhalten.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Fortsetzung.)

Fanny Elßler. — Das deutsche Theater. — Die Münchner Bühne.

An dem Grabe der unglücklich Gemordeten — die junge Frau war Protestantin, ihre Magd Katholikin — hielt der hiesige protestantische Prediger Edelmann eine, auch im Druck erschienene, ergreifende Rede, wobei die zahlreich versammelten Anwesenden aller Confessionen in Thränen zerflossen. Das seiner Leichenrede zu Grunde gelegte Thema: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern über euch!“ war ein mächtiges, dem tragischen Inhalt des so eben vollendeten furchtbaren Dramas vollkommen angemessenes Thema. Auch er betrachtete den Mörder als eine höllische Ausgeburt, als einen Beweis, zu welcher Greuelhaftigkeit die menschliche Natur ausarten könne, seine That aber als den Ausfluß einer Bestialität, wofür man nach menschlicher Weise kaum noch einen Maßstab, kaum noch ein Urtheil habe. Weine nicht über das gefallene Opfer, Menschheit! wollte er sagen, sondern über dich, da aus deinem Schooße solches Ungeheures und Entsetzliches sich erzeugen kann! — Der Redner hob noch die Frömmigkeit der Ermordeten hervor und erwähnte, daß sie während ihrer gewöhnlichen Morgenandacht von dem Mörder überfallen worden sey, und daß eine aufgeblätterte, wahrscheinlich während des entsetzlichen Ringens herabgeworfene Bibel zu den Füßen der Leiche gelegen habe.

Die Gastrollen, welche die berühmte Fanny Elßler auf der hiesigen Bühne gab, wären freilich eine anmuthigere Aufgabe für den Berichterstatter; die deutsche journalistische Rhetorik hat jedoch schon in überschwänglichem Maße die Künstlerin mit Redeblumen überschüttet. Man war auch in München darüber einverstanden, daß man im Tanz keine größere Lieblichkeit, keine zartere Grazie, und in der Mimik keinen sprechendern Ausdruck entwickeln könne, als Fanny Elßler. München hat nun auch seine Elßlerepoche, wie früher seine Lißztepoche, glücklich überstanden. Das ruhige Temperament der Münchner trieb es freilich nicht zu solchen Ausbrüchen fanatischen Jubels wie anderwärts; es ist hier namentlich Keinem eingefallen, sich als Wagenpferd an die Deichsel ihrer Kutsche zu spannen; doch war der Name Elßler an allen öffentlichen Orten das Stichwort der Unterhaltung, so daß man durch die schönsten, überschwänglichsten Redensarten förmlich Spießruthen laufen mußte. In welch eigenthümlichem Lichte muß einer solchen Tänzerin, welche Völker und Könige, die Aristokratie und den Plebs, ja ganze Welttheile zu ihren Füßen sah, die Menschheit erscheinen! Man halte dagegen einen armen dramatischen deutschen Dichter! In der That, es gehört ein ausbündiger Muth dazu, in unserer Zeit, wo die Füße einer Elßler oder Taglioni die Herzen und Geister beherrschen und die Finger eines Lißzt die Gemüther wie die Saiten des Pianoforte in eine wirbelnde Bewegung setzen, noch Dramen im höheren Style dichten zu wollen. Man könnte ernstlich fragen, ob unser Publikum dessen noch würdig sey. Es ist vielleicht nur ein schöner tragischer Irrthum, wenn man glaubt, unser Theaterpublikum für höhere ästhetische Genüsse und für die Interessen der Kunst und Poesie gewinnen zu können. Sollte man nicht unsere Talente vor diesem Irrthume warnen, da sie sich nutzlos und ohne Erfolg an ihm aufreiben? Alle edleren Versuche, besonders im vaterländischen Drama, sind in neuerer Zeit wie Spreu im Winde verstoben, und wo sich wirklich ein Enthusiasmus zeigte, war er zum größern Theile gemacht und galt vielmehr der Person des Dichters als seinem Drama. Der Berichterstatter erlebte in Leipzig, daß Julius Mosen während der ersten Darstellung seines Otto III. dreimal herausgerufen wurde. Bei der zweiten Vorstellung war das Haus schon leer, die Theilnahme gering; mit der dritten honoris causa bewerkstelligten Aufführung war das Stück für die Leipziger Bühne bereits todt. Bei der Erinnerung an so viele Täuschungen, zu denen sich unsere jüngeren dramatischen Dichter verführen ließen, möchte Einem in der That das Herz bluten. Was bleibt, in allem Ernste gesprochen, einem Theaterdichter jezt noch übrig, als dem Zeitgeschmack durch liberale Bravaden und Fanfaronaden, durch possenhafte Lustspiele oder rohe Birchpfeifferiaden zu huldigen? — Mit Vergnügen begrüßt man jedoch jeden Hoffnungsstrahl, der eine bessere Zukunft verspricht. Namentlich behaupten Kenner des hiesigen Publikums, daß es sich nach feinerer und edlerer Kost zu sehnen anfange. Man muß nämlich wissen, daß das königliche Theater von der Elite der Münchner Bildung besucht wird, welche am Theater aufrichtig Theil nimmt und den Darstellungen fleißig und gewissenhaft beizuwohnen pflegt. Die niedere oder bloß Zerstreuung suchende Bildung ergözt sich im Volkstheater in der Vorstadt Au, oder auf irgend eine andere Weise. So hat sich in München, was gewiß schon viel werth ist, ein Nebendes, mit dem Theater verwachsenes Publikum gebildet. Zwar meint man, daß die königliche Bühne durch die mancherlei Liebhabertheater, besonders durch das von der hiesigen Gesellschaft des Frohsinns unterhaltene, Schaden erleide; auf der andern Seite jedoch tragen Liebhabertheater — Berlin z. B. besizt deren drei von Erheblichkeit — wesentlich dazu bei, die allgemeine Neigung für theatralische Genüsse zu steigern. Vielleicht ist die Elite des Publikums auch an andern Orten, wie hier, der vielen Fadheiten überdrüssig, aus denen das Bühnenrepertoire bis jezt zum größten Theile bestand. Leider ist jedoch die Schauspielkunst eben in Folge jenes bunten mittelmäßigen Repertoires sehr gesunken, und an allen deutschen Hauptbühnen sind es immer nur Einzelne, welche deren Ruf aufrecht erhalten. So zeigen sich jezt zur großen Betrübniß derjenigen Intendanzen, welche gegenwärtig das Bessere wollen, die schlimmen Folgen früherer Bühnenverwaltungen, wie jeder Einsichtige sie voraussah und voraussagte, ohne Glauben zu finden. Man kann jezt weder die ältern klassischen Dichtungen, noch die neuern historischen Dramen in allen Theilen genügend besetzen. Dieß ist die eigentliche Krankheit unserer Bühnen, woran auch die Poesie mitzuleiden hat. — Wie in München Vieles besser bestellt ist, als man anderwärts glaubt, so auch mit der hiesigen Bühnenverwaltung. Man führt hier häufig neuere Dramen der historischen Gattung auf und berücksichtigt dabei vorzugsweise in München selbst lebende dramatische Dichter, unter denen freilich nur der höchst gewandte Lustspieldichter J. v. Plötz einen allgemeinern und verdienten Ruf besizt. Doch auch jüngere Lustspieldichter, wie Feldmann und Burger, namentlich jedoch der erstere, haben sich bereits auswärts Geltung zu verschaffen gewußt.

(Schluß folgt.)

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 125 und literarische Anzeige von F. Volckmar in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 10. December 1844.

They are reformed, civil, full of good,
And fit for great employment. —
Shakespeare

Handel und Wandel.

(Schluß.)

Da nun der theure Doktor Burbus gerade nicht auf den Mund gefallen war, wie wir wissen, so unterhielt er die gute alte Frau von seinen traurigen Erlebnissen, wie es ihm theils mit, theils ohne sein Verschulden schlecht gegangen; denn er war ehrlich und auch klug genug, um ihr gegenüber zuzugeben, daß er seine Jugend nicht ganz so angewendet, wie er gesollt. Natürlich mischte er in die Erzählung seiner lezten Unglücksfälle sehr viel Reißmehl, Barbara und Philipp, und seine Angaben stimmten mit den meinigen in so vielen Punkten überein, daß die Großmutter wohl einsah, man habe mir auf's Himmelschreiendste Unrecht gethan. Auch gefiel ihr die Anhänglichkeit des Doktors an mich, kurz, sie lud ihn ein, einige Tage bis zu meiner Genesung da zu bleiben; er habe ja dann noch immer Zeit, eine neue Laufbahn anzutreten.

Meine Freude, den Doktor um mich zu haben, war nicht gering, und wir machten den ganzen Tag schöne Plane für die Zukunft. Mit meiner Besserung ging es indessen rasch vorwärts. Ich konnte bald das Bett verlassen und mich an's geöffnete Fenster setzen. Wie wohl that mir die junge frische Frühlingsluft, die selbst über die Dächer der Häuser und in die engen Straßen ihren Weg zu finden wußte, und mir im süßen Duft erzählte von tausend ausbrechenden Knospen im Walde, von bunten Blumen und Blüthen und von den eisbefreiten rauschenden Bächlein! Ich hatte eine gewaltige Sehnsucht nach dem Walde, und die Stadt lag mir beängstigend auf der Brust. Das sagte ich eines Tages dem Arzte, als er im blauen Frack mit der weißen Halsbinde vor mir saß, worauf er lächelnd mit dem Kopfe nickte und meinte, das würde sich wohl arrangiren lassen. Ja, und es kam auch wirklich auf die schönste Weise zu Stande. Der Arzt schrieb auf der Großmutter Veranlassung einige Zeilen an den Vormund, und nach einigen Tagen antwortete dieser so gut und freundlich als wir es nur wünschen konnten. Im Brief stand unter Anderm: „Was mir der Doktor über den Jungen geschrieben, freut mich, da ich sehe, daß er sich wieder in der Besserung befindet. Auch glaube ich, er hat ganz recht, wenn er vorschreibt, man solle ihn das Frühjahr und den Sommer zu seiner Erholung auf dem Lande zubringen lassen, und ich bin ganz damit einverstanden. Ich denke, man schreibt an den Vetter, der die Waldmühle hat. Er wird sich gern gegen ein mäßiges Kostgeld dazu verstehen, den Jungen ein halbes Jahr aufzunehmen."

Dieser Vorschlag leuchtete der Großmutter, so wie der Tante ein, nur die Schmiedin schluchzte Einiges von

Mühlenwassern, Rädern und dergleichen gefährlichen Geschichten. Es wurde sogleich an den Vetter geschrieben und schon nach einigen Tagen kam die befriedigendste Antwort. Von einem Kostgeld wollte der vermögliche Mann nichts wissen. Die Aussicht, den Sommer auf dem Lande zubringen zu können, statt wieder in einen finstern Laden zu kriechen, machte mich überglücklich. An meinen guten Freund Burbus hatte ich dabei nicht gedacht, der am Morgen, nachdem man sich den Abend vorher im großen Familienrath entschlossen, mich in einigen Tagen fortzuschicken, statt im rothkarrirten Schlafrock in seinem eigenen Anzug erschien und erklarte, er sey jezt reisefertig, um in die Welt hinaus zu ziehen. Das fiel mir schwer auf's Herz, und als die Jungfer Schmiedin allein bei mir saß und mich traurig betrachtete, was sie jezt bei meiner bevorstehenden Abreise nur zu häufig that, eröffnete ich ihr mein Herz, wie traurig es mich mache, daß uns jezt der arme Doktor Burbus verlasse, der keinen Menschen auf der weiten Welt habe. Daß es leicht war, sie bis zu Thränen zu rühren, versteht sich, und sie versprach mir, mit der Großmutter darüber zu reden, was sie denn auch alsbald that. Und der Erfolg blieb nicht aus; der Doktor erschien vor mir und erzählte mir, die gute Frau habe ihm in's Gewissen geredet und ihn ermahnt, jezt endlich einen ordentlichen Lebenswandel anzufangen, ihm aber sofort gesagt, wenn er mich auf ein paar Monate begleiten wolle, so würde dieß dem Vetter gewiß ganz angenehm seyn, und er habe inzwischen Zeit, sich nach etwas Anderem umzusehen.

Jezt war Freude an allen Ecken. In kurzer Zeit waren die nöthigen Vorkehrungen getroffen, meine Reiseequipage besorgt, und der Doktor, den das ganze weibliche Personal recht wohl leiden konnte, ging auch nicht leer aus. — An einem schönen Morgen, als die Sonne zum erstenmal recht warm schien, entließ uns die Großmutter mit einem stillen Händedruck und ihrem lauten Segen. Die Tante gab uns Grüße an den Vetter mit und die Schmiedin weinte auf herzzerreißende Weise.

Durch all diese Ceremonien war es zehn Uhr geworden, als wir endlich durch die Straßen dem Thore zuschritten. Plötzlich blieb der Doktor stehen und rief, indem er auf einen vorbeirollenden Wagen deutete, laut aus: „Bei Gott, das ist der edle Philipp!" Auch ich sah hin und erblickte ihn neben der bräutlich geputzten Barbara; auf dem Rücksitz saß Herr Meißmehl, der einen ungeheuren Blumenstrauß trug. Die holde Braut mußte auch uns erblickt haben: sie machte plötzlich ein sehr erschrockenes Gesicht, da der Anblick des Doktor Burbus auf diesem Wege ihr als ein böses Omen erscheinen mochte. Der Wagen lenkte gegen die Spitalkirche.

Im ersten Augenblick hatte der Doktor Lust, nachzulaufen, um einige Allotria zu treiben; aber ich muß sagen, daß er sich sogleich eines Bessern besann. Bald hatten wir die Stadtthore hinter uns, vor uns die weite Erde, die in ihrem bräutlichen Blüthenschmuck noch herrlicher prangte als Jungfer Barbara, und während ich auf diese Art vom Handel Abschied nahm, beschloß Doktor Burbus ernstlich, einen neuen Wandel anzufangen.

Die Postreise von Suez nach Cairo.

(Fortsetzung.)

In der Mitte des Platzes ging es lebhafter zu; Züge von Eseln, mit Wasserschläuchen beladen, deren auf jeder Seite einer hängt, gingen ab und zu. Auch sah man Gruppen von Kameelen in den anmuthigsten Stellungen umher stehen und liegen, und ihnen zur Seite die arabischen Führer mit ihren schönen dunkeln Bronzegesichtern und feurigen schwarzen Augen. Der Anzug der Bauern ist malerisch; der dunkelblaue Rock, die rothe Schärpe und der weiße Turban scheinen nur auf den Zeichenstift eines Künstlers zu warten. Die Scene war überraschend, und um so merkwürdiger, da unser Viergespann dazu gehörte, und ich dahinter stand, staunend, als wäre ich aus den Wolken gefallen.

Aber bald wurde ich aus meinen Betrachtungen zur Thätigkeit aufgerufen, da G. ankam, um mir in das Fuhrwerk zu helfen; keine leichte Aufgabe beim ersten Versuche. Ich muß aber, zu besserer Würdigung der Schwierigkeit, das Fahrzeug beschreiben. Man denke sich zwei ungeheuer große rothe Räder, höher als an irgend einem Zigeunerkarren oder Menageriewagen und bei weitem schwerfälliger; über diesen und nicht zwischen ihnen hängend, denn sie reichen bloß einige Zolle über den Boden des Kastens hinauf, befindet sich ein Ding, ähnlich einem sehr kleinen Bäcker- oder Metzgerkarren, auf Maschinen ruhend, die man aus Höflichkeit Federn heißt. Der Kasten hat ein Verdeck gegen die Sonnenhitze, bestehend aus dünnem, über Reife gespannten Tuch. Auf jeder Seite ist eine schmale hölzerne Bank angebracht, worauf zwei Personen sitzen können; und dieser kärgliche Raum wird noch vom Kutschersitze verengt, der sich nach innen erstreckt und so den Wagenlenker in die Gesellschaft bringt. Hinten befindet sich eine kleine hölzerne Thüre.

Als ich hinter diesem Phaeton stand, war der Boden des Kastens in gleicher Höhe mit meinem Kopfe und zum Einsteigen fand sich einziger Tritt, bestehend in einem in einer Höhe von vier oder fünf Fuß angebrachten

eisernen Steigbügel. Nachdem ich mit Hülfe eines Stuhls und gewaltigen Nachschiebens diesen erreicht hatte, kam ich an eine hervorstehende Eisenstange, welche überstiegen werden mußte, um zum Körper des Gefährtes zu gelangen, das aussah, als ob es jeden Augenblick rücklings mit mir überschlagen wollte. Endlich hatte ich die Höhe erreicht, G. folgte, des Fuhrmanns Peitsche pfiff durch die Luft und die vier Pferde flogen in vollem Galopp dahin, um die Ecken der engen Straßen mit furchtbarer Schnelle biegend, zwischen Gruppen von Kameelen und Eseln durch, so daß alle die ernsthaften Türken und Araber aus dem Wege zu rennen hatten, um ihr Leben zu retten. Das Stoßen des Wagens und die Schnelligkeit, mit der wir dahin flogen, raubten mir den Athem und fast das Bewußtseyn.

Bald lag das Thor von Suez hinter uns und wir sahen uns auf einmal in der Wüste. Aber dieser Strich derselben und beinahe der ganze Weg nach Cairo ist ganz anders, als wir uns vorgestellt hatten. Es ist keineswegs eine endlose Sandebene; die Aussicht wird von einer niedrigen Kette von Felsenhügeln beschränkt, die sich hie und da zu kühneren Formen erheben; an manchen Stellen ziehen sie sich zurück und bilden Buchten, welche den Eingängen von Seehäfen gleichen. In der Nähe von Suez werden sie so hoch, daß sie fast auf den Namen von Bergen Anspruch machen können.

Die ganze Oberfläche der Ebene ist mit großen, losen Steinen bedeckt, und der Grund ist überhaupt, mit Ausnahme von zwei der mittleren Stationen, eher felsigt, als sandig. Die Straße besteht lediglich in der Geleisespur und läuft ohne Rücksicht für die Knochen der Reisenden über Steine und Felsenstücke dahin. Ich bin in meinem Leben nie so schrecklich umhergeworfen worden; trotz dem wäre nichts unterhaltender gewesen, als unsere Reise durch die Wüste, wenn mir nicht mein Uebelbefinden den Genuß verdorben hätte. Schon der Reiz, der im Gefühle lag, über diese Wildnisse der orientalischen Fabelwelt in einem Viergespann dahingerissen zu werden, bot hinlänglichen Ersatz für das körperliche Ungemach, nicht zu gedenken der unzähligen interessanten Gegenstände, die sich uns darboten. — Die Geschwindigkeit unserer Fahrt war wirklich außerordentlich; man ließ die Pferde keinen Augenblick in Schritt oder Trab zurückfallen, und der arabische Kutscher, der uns den ganzen Weg über führte, kann wirklich für einen vortrefflichen Fuhrmann gelten.

Das Erste, was wir sahen, als wir Suez hinter uns hatten, war ein Brunnen in der Wüste, wo viele Kameele, nach der langen Reise von Kairo her, während welcher sie nichts zu trinken bekommen, ihren Durst löschten. Der Ort war mit Gebeinen dieser Thiere bedeckt, die sich vor Erschöpfung niedergelegt hatten und gestorben waren. Es ist ein schauderhafter Anblick um die Hunderte von Leichnamen, welche längs des ganzen Weges umher liegen; ihr Fleisch wird bald von den Wölfen und Ratten aufgezehrt, während die Knochen zurückbleiben, um an der Sonne zu bleichen. Das Wasser dieses Brunnens ist, wie immer in der Wüste, salzigt; er ist mit einer Mauer eingefaßt, und für die Andacht der Pilgrime steht eine kleine Moschee zur Seite. Es sollen in verschiedenen Strichen der Wüste viele Brunnen sich befinden, die bloß den Beduinen bekannt sind, welche ein Geheimniß daraus machen.

Wir begegneten verschiedenen Haufen dieses kriegerischen Stammes, einigen auf Kameelen, andern auf Pferden; sie waren alle mit Lanzen, Pistolen, Flinten und Säbeln bewaffnet und sahen so trotzig und wild aus, daß wir unwillkührlich daran erinnert wurden, wie wir es nur der Furcht vor Mehemmed Ali verdankten, wenn wir uns auf den Sand ihrer Wüste so ungestraft wagen durften. Ihre Gesichtsfarbe ist beinahe schwarz; sie haben alle schöne offene Züge und schlanke Gestalten, zeigen aber große Muskelkraft. Obgleich sie Räuber von Handwerk sind, kann man ihnen sogar ungezähltes Geld anvertrauen. Alles Gepäck, das über die Wüste gesandt wird, ist ihrer Obhut anvertraut, und niemals geht auch nur eine Kleinigkeit davon verloren. Keiner unserer Päcke war mit einem Schlosse versehen, und dennoch kam Alles wohlbehalten und unberührt an.

Statt den Grund völlig dürr und pflanzenlos zu finden, wie man ihn gewöhnlich beschreibt, trafen wir eine Menge schöner Gewächse an, viele in voller Blüthe, und Blumen von ausgezeichneter Gestalt und Farbe. Meistens hatten sie einen sehr starken Wohlgeruch, oft zu stark, um angenehm zu seyn. — Je zuweilen kreuzte eine starke Kette von Rebhühnern unsern Weg. Wir sahen während des Tages wohl Hunderte derselben, so wie Tausende von Lerchen. Ich kann mir nicht denken, woher sie ihre Nahrung erhalten. Auch viele andere Vögel, deren Namen wir nicht kannten, ließen sich sehen, und oftmals bemerkten wir auf der Höhe eines kleinen Felsens einen stattlichen Adler, der auf Beute lauerte.

Es wurde bald acht Uhr, ehe wir das Stationsgebäude Nr. 7 erreichten. Es stehen in der Wüste acht solcher Stationshäuser, von Mehemmed Ali für die Bequemlichkeit der Reisenden erbaut. Sie sind von Hill und Comp. gepachtet, welche in jedem derselben Pferde zum Umspannen bereit halten und von den Postreisenden die Gebühren einziehen. Man zählt sie von Cairo an. Nr. 1, 3, 5 und 7 sind bloße Pferdeställe, während Nr. 2, 4 und 6 Zimmer enthalten und mit Mundvorräthen für die Reisenden versehen sind. Das Stationshaus Nr. 8 ist in Suez.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Schluß.)

Theater. — Verein zur Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. — Das Schulwesen.

Feldmanns auf den meisten deutschen Bühnen bereits aufgeführtes Lustspiel: „die schöne Athenienserin," ist erst in jüngster Zeit, nach mancherlei Kämpfen eigener Art, in München zur Aufführung gekommen. Das Stück, obgleich als Verkleidungslustspiel zu breit gehalten, gefiel durch seinen treffenden, zum Theil zeitgemäßen Witz und seine drolligten Situationen, wie durch seine gegen die deutsche Auslandsmanie gerichtete Polemik dergestalt, daß der Verfasser dreimal gerufen wurde. Dieß beweist wenigstens, daß das Münchner Publikum die aus seiner Mitte hervorgegangenen Theaterdichter aufzumuntern weiß. Als eigenthümlich ist zu erwähnen, daß die jüngern Talente in München hauptsächlich das Drama kultiviren, während sie sich in Berlin z. B. vorzugsweise auf die Lyrik oder den Witz verlegen. Zu den Münchner Dramendichtern im ernsten Genre gehören die im Auslande freilich wenig bekannt gewordenen: Hermann Schmidt, Löhle, Ulrich v. Destouches, Köberle, Trautmann u. s. f. Man nenne die von der hiesigen Bühne ausgehende Begünstigung der Münchner Ortsdichter immerhin einseitig und etwas engherzig; der Uebelstand würde sich unfehlbar ausgleichen, wenn man auch an andern Orten ein gleich einseitiges Verfahren beobachten wollte, und man kann als gewiß annehmen, daß zu der Zeit, als Raupach das Bühnenmonopol in Berlin besaß und durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel aufrecht zu erhalten wußte, mehr als ein dramatisches Talent in Berlin zu Grunde gegangen ist und im Stillen sich verzehrte, weil ihm keine Berücksichtigung zu Theil wurde. Erst neuerlich hat man hier mit dem Erstlingsstück eines jungen Münchner Dichters, mit der „Jakobea" von Chr. Knorr, einen nicht ganz übel gerathenen Versuch gemacht. Der Verfasser ist, wie auch H. Schmidt, von dem hier ein „Bretislaw" und ein „Petrarca" aufgeführt worden, bei der Polizei angestellt und ein Verwandter des hiesigen berühmten Bierbrauers Knorr, denn ich darf wohl nicht hinzufügen, daß in München die Namen der großen Bierbrauer zu den berühmtesten der Stadt gehören. Das Stück ist höchst ungleichmäßig gearbeitet und wechselt zwischen wirklich Trefflichem und Mittelmäßigem. Einzelnheiten überraschen in der That durch das sich darin aussprechende Talent, wie durch historische Auffassungsgabe; namentlich gehört der dritte Akt, zumal der balladenähnliche frappante Schluß desselben, zu dem Wirksamsten, was die neuere Bühnenpoesie geliefert hat. Dagegen ist das Stück an andern Stellen sehr unbehülflich, und im fünften Akt mit einer kindlichen, um nicht zu sagen kindischen Naivität gearbeitet. Eben so ungleichmäßig, bald dramatisch präzis und charakteristisch, bald lose und geschwätzig, erscheint die jambische Sprache, welche zuweilen sogar gegen die gewöhnlichsten Regeln der Grammatik verstößt. Dieser ganz auffälligen Ungleichmäßigkeit wegen sollte man fast auf die Vermuthung kommen, das Stück habe zwei an Bildung ganz von einander verschiedene Verfasser, oder einen sehr geschickten Ueberarbeiter gehabt. Könnte ich hier Stellen anführen, so würde man von dem wirklich Trefflichen und Poetischen einerseits, wie von dem Nüchternen, Unbeholfenen und Puerilen andererseits auf gleiche Weise überrascht werden. Die Charaktere fallen zu sehr mit der Thüre in das Haus; doch ließe sich durch nochmalige Ueber- und stellenweis gänzliche Umarbeitung daraus ein Ganzes gestalten, dem es auch auswärts an Beifall nicht fehlen würde. Auf die Abstammung der Jakobea aus dem Geschlecht der Wittelsbacher hat der Verfasser ohne Noth einen zu großen Accent gelegt; die schwache Jakobea, welche Land, Volk und Krone einer höchst sentimentalen Liebe opfert, ist keineswegs eine würdige Repräsentantin des Wittelsbacher Hauses, dem es an Consequenz und Energie nie gefehlt hat. Madame Dahn erhob indeß durch außergewöhnliche Kraftanstrengung die etwas unbestimmte Zeichnung der Jakobea zu einem wirklichen Charaktergemälde. Im Zusammenspiel mit ihr zeigte sich auch Herr Dahn sehr trefflich, und Herr Schenk spielte den etwas grimmigen und bübischen Philipp III. von Burgund mit vieler Einsicht, so daß das Allzuscharfe und zu Schroffe des Charakters in der Darstellung weniger gefühlt wurde.

Unter hoher Protektion ist hier ein die schönsten Hoffnungen gewährender Verein für Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse zusammengetreten, dessen Absicht dahin gerichtet ist, durch ein in Deutschland ungewöhnlich bedeutendes Honorar die anerkanntesten Schriftsteller und Gelehrten Deutschlands zur Ausarbeitung populärer Schriften zu gewinnen, welche sodann theils an die Schulen Bayerns verschenkt, theils für einen sehr geringen Preis verkauft werden sollen. Durch Subscription ist schon jezt ein sehr ansehnlicher Fonds dem Ausschuß zur Verfügung gestellt. Dieser Verein ist abermals ein Beweis, daß es bei uns in Bayern durchaus nicht, wie man auswärts glauben zu machen vielfach beflissen ist, an Bestrebungen von praktischer und gemeinnütziger Tendenz mangelt.

Erwähnenswerth schien mir ein Aufsatz in einem hiesigen Lokalblatte, worin sich ein Familienvater darüber beklagt, daß die die Schule besuchenden Kinder mit Hausarbeiten überschüttet würden, worüber alle kindliche Fröhlichkeit zu Grunde gehen und die kindliche Offenheit durch ein scheues, gedrücktes Wesen verdrängt werden müßte. Auch sprach er den Wunsch aus, daß man den Anfang der Frühstunden im Winter von 8 auf 9 Uhr verlegen möchte; er sey Vater von sechs Kindern, die anzukleiden, mit Frühstück zu versehen u. s. w. bis um 8 Uhr kaum Zeit genug sey, nicht zu erwähnen, daß die Kinder aus dem ihnen meist so heilsamen Morgenschlafe zu früh und häufig beinahe auf eine gewaltsame Weise gestört werden müßten. Was für Bayern gilt, gilt auch, und zum Theil wohl in noch höherem Grade, von den andern deutschen Ländern, und ich erinnere mich, in Berliner und Leipziger Tageblättern ganz ähnliche Klagen gelesen zu haben. Man wende nicht ein, daß diese klagbar gewordenen Familienväter gerade diejenigen seyen, denen das geistige und leibliche Wohl ihrer Kinder weniger als andern am Herzen liege; ihre Aufsätze beweisen zur Genüge, daß sie wenigstens nachzudenken und zu schreiben wissen, während umgekehrt diejenigen, die zu beidem unfähig sind, die allgemein menschlichen Angelegenheiten, wie auch die der Schule gehen lassen, wie es denjenigen beliebt, die mit ihrem Staats-, Militär-, Kirchen- und Schulzwang selbst die innere Häuslichkeit und das Heiligthum des Familienlebens beherrschen. Wenigstens sollte man Klagen der obengenannten Art nicht ganz so wegwerfend und gedankenlos bei Seite schieben, als es in der Regel oder immer geschieht.

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 11. December 1844.

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Horat:

Die französischen Romantiker.

II.

(s. Nr. 289. 290.)

Hugo ist es hauptsächlich, dem wir den wesentlichen Fortschritt verdanken, daß von den Romantikern die Idee wieder über die Form gestellt wurde. Die Classiker stuzten jede Idee nach der angenommenen unantastbaren Form, Hugo aber riß mit einemmale die engen conventionellen Mauern nieder und bewies, daß jede Idee sich ihre eigene Wohnung zu bauen habe. Demnach ist die Form, wie es auch seyn soll, eine Consequenz der Idee, ihre sichtbare Gestalt. — Dieses können wir Hugo nicht zu hoch anrechnen; es ist ein wahrer Fortschritt, der Keim, aus dem die Kunst das Heil ihrer Zukunft ziehen wird. Dadurch ist auf einmal der verknöchernden Nachahmung ein Ende gemacht; dadurch ist jedem Gedanken das Leben und der Kunstwelt die Mannigfaltigkeit, die Harmonie gesichert.

Leider erntete Hugo persönlich von diesem Lebensprinzip nichts. Zwar stellt er wieder die Idee über die Form, das Unsichtbare über das Sichtbare; den zweiten Schritt aber wußte er nicht zu machen, und das Verhältniß der Ideen unter sich, das Sichunterordnen aller Ideen unter eine Einheit zu erkennen. Hugo faßt irgend eine Idee und will dann dieselbe unbeschränkt ausdrücken, ohne alle Rücksicht auf die Kunstgattung, in der sie ausgeführt werden soll. Denn daß auch eine Idee, wie alles, was sich in Raum und Zeit offenbaren will, Schranken haben müsse, das wird Hugo nie zugeben. Daher gehören alle Ideen seiner Dramen eben so gut der Lyrik oder Epik, oder sonst einer literarischen Form an. Rein dramatisch sind sie nie, und deßhalb sind seine Dramen förmliche Hieroglyphen. Die dramatischen Mittel, die er braucht, können seine Idee unmöglich wiedergeben. Wir können sie nur mittelst der Vorrede verstehen, die er vorausschickt, und die ich manchmal, wie bei den Burggrafen, bei Ruy Blas, Angelo, erst nach dem Drama gelesen habe, um mich zu überzeugen, ob ich durch das Werk allein die Absicht des Dichters errathen hätte. Immer war ich himmelweit von seinem beabsichtigten Ziel, und ich zweifle sehr, ob das Parterre nach der bloßen Darstellung je die geringste Spur von all dem Gigantischen wahrgenommen, das sich Hugo zur Aufgabe sezt. Natürlich sind auch die Vorreden für sich Hieroglyphen; die Ideen, die er darin entwickelt, sezen uns in Erstaunen, aber niemals sehen wir ein, wie sich das Alles zusammen verkörpern lassen soll. Ein dramatisches Element mag wohl darin enthalten seyn, aber es sind zugleich eine Menge anderer Elemente darin, die das

Dramatische ersticken, und die er nicht ausmerzen mag, denn dieses Zusammenwerfen aller Elemente bildet eben das eigentliche Wesen seiner Idee, in das er natürlich verliebt ist. Dieß aber beweist geradezu Mangel an Genie. Jedes träumerische Kind wird spielend noch erstaunlichere Plane entwerfen, die ein gesunder Mann belächeln muß, weil sie unausführbar sind. Es ist von allem etwas darin, aber von jedem so wenig, daß uns, wenn wir das Dramatische heraussichten wollen, nur der kahlste Vorwurf zum gewöhnlichsten Melodram übrig bleibt.

Das ist der wohlverdiente Lohn der romantischen Ansicht von dramatischer Freiheit, der Verwerfung, richtiger gesagt, der Unkenntniß der Prinzipien. Es ist aber auch die Frucht einer ganz eigenen Aesthetik, die Hugo zu seinem eigenen und einzigen Gebrauch ausgebildet und die ein lustiger Kopf sehr treffend in das Wort gefaßt hat: „Das Schöne ist das Häßliche." Nichts gibt einen klareren Begriff von seinen Werken und zugleich von seinen Ansichten. Noch weiter ist es die Frucht von seinem Antithesensystem, vermöge dessen er die wiedersprechendsten Charaktere in einer Person, die ungereimtesten Handlungen in einer Fabel vereinigen will. Hugo hat die Kunst und die menschliche Natur nie gekannt und wird sie wahrscheinlich nie kennen lernen.

Ein französischer Kritiker spricht Hugo jedes Gefühl ab, und ich stimme seinem Urtheile gerne bei. Das Gemüth scheint bei ihm von Kindheit an so verschroben, daß es leicht vollends zu Grunde gehen mußte. Schon seine Jugendwerke zeigen nicht wie Schillers Räuber die ächten, ich möchte fast sagen die schönen Fehler der Jugend, sondern schon die eines altklugen, verbildeten und dabei trockenen Geistes. Bei Hugo ist es nicht, wie bei Schiller, der lebenslustige Uebermuth eines sich befreienden Jünglings, der die ganze Welt mit befreien möchte, sondern die widerwärtige Verzerrung eines Gedanken, der nie von der Wärme eines übersprudelnden Herzens befruchtet wurde. Phantasie hat er unstreitig, aber sie wohnt nur im Kopfe, kann nur auf unsern Kopf wirken, und ermüdet ihn bald. Nur für Steine hat er Gefühl, sagt Planche. Das ist wahr, und von der Kunst kennt er nur die sichtbaren Mittel, das Materielle. Auch der Mensch ist ihm nur ein sichtbares und hörbares Naturprodukt, dessen Farben und Töne er spielen lassen kann, wie ein Kind, das seine Finger auf den Tasten des Klaviers irre laufen läßt, das mit allerlei glanzenden Farben eine weiße Tafel grell bedeckt, und sich freut und sich lobt. Was aber die Farben bedecken, woher die Töne fließen, was das Alles ausdrücken soll, das weiß Hugo nicht, und wenn die Farben wechseln, wenn die Töne lauter oder schwächer, langsamer oder rascher aufeinander folgen, so schreibt er es dem übeln oder guten Zustande unserer Maschine zu und fragt wenig darnach, woher die Leiden und woher die Lust. Bei Dumas ist der Mensch ein Thier, bei Hugo ein Spielzeug, bei keinem ruht der Mensch in Gottes Händen.

Die Gegenwart Gottes, des Geistes, das ist's mit Einem Wort, was wir im romantischen Drama vermissen. Das Ideal, das in uns ruht und nach dessen Läuterung wir streben, das ist's, was die Romantiker verkennen, und ganz besonders Hugo, der doch am meisten von Gott und Ideal spricht. Ferner das Vermögen des Menschen und das Vermögen der Materie, das ist's, worüber Hugo sich fortwährend täuscht. Er geht immer von einer Idee, und zwar einer großartig scheinenden aus, und bemüht sich, dieselbe vollständig zu verkörpern, während der Dichter umgekehrt immer von der Wirklichkeit ausgehen und sich bemühen soll, die in derselben verborgene Idee an's Licht zu bringen. Kurz, Hugo will die Idee materialisiren, und das ist unmöglich; des Dichters Aufgabe ist, die Realität zu idealisiren, und das ist möglich, wie ich im vorigen Abschnitt durch das Beispiel Charlotte Cordays anzudeuten suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Postreise von Suez nach Cairo.

(Fortsetzung.)

Wir machten uns bald wieder auf den Weg. Der Syce oder Pferdejunge, der meist neben dem Wagen herlief, wurde mit den Pferden auf jeder Station gewechselt, aber das Pferdegeschirr blieb auf der ganzen Tour dasselbe; ob es den Pferden paßte oder nicht, kam nicht in Anschlag; die Folge davon war, daß die Rücken und Schultern der armen Thiere oft ganz wund gerieben waren.

Wir hatten zwölf (englische) Meilen bis Nr. 7 gemacht und hatten gegen dreizehn zur Station Nr. 6 zurückzulegen, wo wir während der Hitze des Tages zu rasten gedachten. Obgleich es noch frühe war, machten doch schon die von den Sandflächen rings umher zurückgeworfenen Sonnenstrahlen die Hitze beinahe unerträglich und das Stoßen des Wagens war ärger als je. Wir begegneten mehreren Zügen von Kameelen, die mit Körben voll Geflügel nach Suez gingen. Alle Lebensbedürfnisse müssen vom Delta über die Wüste dahin geschafft werden, sogar das Trinkwasser vom Nil, da alle dortigen Brunnen salzigt sind. Die Gerippe von Kameelen wurden immer zahlreicher; manche waren zum Theil noch mit Fleisch bedeckt.

Zuweilen kamen wir an einem kleinen Aufwurfe von Sand und Steinen vorüber, der das Grab eines Pilgrims bezeichnet. Viele dieser Unglücklichen erweisen sich den lezten Dienst theilweise selbst. Wenn sie fühlen, daß ihr Ende herannaht, suchen sie sich eine kleine Vertiefung, in die sie sich niederlegen, und häufen, so lange sie Kraft dazu haben, lose Steine und Sand um sich, indem sie das Gesicht allein für ihre lezten Athemzüge frei lassen; sie vertrauen dabei der Menschlichkeit des nächsten Vorüberkommenden, daß er das Werk vollenden werde. — Das Land ist in diesem ganzen Striche mehr oder weniger wellenförmig gebildet. Es ging mehrere Hügel hinauf und hinunter, andere umfuhren wir, während wir früher immer die gerade Richtung verfolgt hatten.

Endlich erreichten wir das Stationshaus Nr. 6. Wir sahen es nicht eher, bis wir ganz nahe davor waren; im Großen aber ist das Land so flach, daß man beinahe eines vom andern aus sehen kann, obgleich sie zwölf bis sechzehn Meilen von einander entfernt sind. — Nr. 6 steht auf einer sandigen Ebene, ohne auch nur einen Halm oder ein Blatt rings umher, und der Schimmer seiner weißgetünchten Mauern war nichts weniger als einladend für uns, die wir nur nach Schatten seufzten. Ich hoffte jedoch zuversichtlich, das Innere ganz comfortabel zu finden, da ich vom guten Tische und der vortrefflichen Einrichtung dieser Herbergen in der Wüste so viel gehört hatte, und träumte, als ich es betrat, von Früchten und kühlem Nilwasser, aber nur um traurig enttäuscht zu werden. Es war neun Uhr, daher bestellten wir sogleich ein Frühstück und sahen uns ein wenig um.

Das Haus bestand aus zwei Kammern, einer Küche und Gesindestube und einem großen Gastzimmer, das die ganze eine Seite einnahm und einen kleinen innern Hof umschloß. In lezteres Gemach verfügten wir uns. Drei Seiten desselben waren mit Divans versehen; in der Mitte befand sich ein langer Tisch, mehrere Stühle, und an jedem Ende ein Glasfenster; da aber keines derselben aufgemacht werden konnte, so hatte die Luft nur durch die Thüre Zutritt und die Glut war fürchterlich. Dieß war jedoch nicht das Schlimmste. Die Myriaden von Fliegen gingen über alle Beschreibung. Der Tisch, die Wände, die Decke und der Fußboden waren buchstäblich von ihren Schwärmen bedeckt. Dazu kamen noch Tausende von Musquitos, die um mich summten und mir Gesicht, Hände und Füße zerstachen. Endlich wurde das Frühstück aufgetragen. Es war sehr schwer, die Gerichte zu unterscheiden, da man nichts als Haufen von Fliegen sah. Nach vielem Fächeln und Blasen entdeckte G. eine Eierspeise, eine Schüssel mit Reis und eine mit sehr schlechtem Curry; Früchte waren nicht zu haben und nur eine einzige Flasche guten Wassers, obgleich beides in den gedruckten Anschlägen, die an den Wänden herumhängen, versprochen wird. Bei alle dem muß man sich wundern, daß man in dieser arabischen Wüste Lebensmittel und Einrichtungen nur so gut findet, als es der Fall ist, wenn man bedenkt, daß jeder einzelne Artikel und jeder Tropfen Wasser auf Kameelen von Kairo hergeschafft werden muß. Nur darf man nicht auf die mehrfach gepriesenen Traktamente von welschen Hahnen, Schinken und Champagner rechnen. Wir hatten indessen sehr guten Thee und vortreffliche Ziegenmilch, von der man durch die ganze Wüste so viel bekommen kann, als man will. Statt des Brodes erhält man große, runde Stücke Zwieback, fester und härter als irgend ein Schiffszwieback und mit einem starken Beigeschmack von Theer.

Als das Frühstück auf dem Tische stand, war die schwierige Frage, wie wir es essen sollten, ohne die Fliegen, die unsere Mundwinkel besezt hielten, mit in's Spiel zu ziehen. Ich wagte mich nicht unter der Decke hervor, unter die ich mich geflüchtet hatte, und suchte vom Teller auf meinen Knieen einige Löffel voll Reis unter den vorsichtig an der Ecke gelüfteten Schleier einzuschmuggeln. — Das Mittagessen war weder schmackhafter noch einladender, als das Frühstück. Da wir kein gutes Wasser erhalten konnten, forderten wir eine Flasche Claret; er war sauer; eine Flasche Marsala, die wir darauf versuchten, war nicht viel besser.

Um halb fünf Uhr waren wir wieder unterwegs. Die Nachmittagssonne war sengendheiß und konnte durch die losen Vorhänge nicht vom Innern des Wagens abgehalten werden. G. erjagte mehrere Eidechsen und brachte eine derselben zum Wagen, um sie mir zu zeigen. Sie war ganz anders gebaut als alle, die wir bisher gesehen, und von einer lichten Steinfarbe, wie die Steine der Wüste, von denen sie, wenn sie sich nicht bewegt, schwer zu unterscheiden ist. — Diese Eigenthümlichkeit bemerkten wir an allen Thieren, die uns begegneten. Der Wüstenwolf ist fast eben so gefärbt und selbst die Lerchen zeigten fast ganz diese Farbe.

Nach zurückgelegten zwölf Meilen wechselten wir im Stationshause Nr. 5 die Pferde; es ist Nr. 7 und allen andern Pferdeställen auf der Linie vollkommen ähnlich. Die nächste Station hatte vierzehn Meilen. Die Hügel zu beiden Seiten sind in diesem Striche niedriger, die Ebene ist weiter und sandiger. Die ganze Oberfläche ist mit unzähligen Rattenlöchern bedeckt. Auch bemerkte ich mehrere niedrige, strauchartige Bäume, weiß aber nicht, welcher Art sie waren.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

Die Goethefeier. — Vorlesungen.

Fast scheint es, als liebte man es bei uns, seinen Heiligen nur auf verborgenen Altären zu opfern, und als trüge man vor der Manifestirung energischer Gefühle eine unüberwindliche Scheu. Haben wir gelegenheitlich der Herderfeier Veranlassung gehabt, diese Wahrnehmung zu machen, so tritt sie uns im Moment des Goethefestes in Frankfurt abermals augenfällig entgegen. Der Gemeinsinn, die Uebereinstimmung und Ueberzeugung Aller in Einem Punkte, und der Muth, das Gedachte und Gefühlte unverhohlen vor der Welt zu bekennen, wie weit liegen sie oft auseinander! Nach unserem schweigsamen Verhalten zu urtheilen, sollte man glauben, daß Goethe hier bei uns eine Persona ignota sey, und doch würde man uns darin großes Unrecht thun. Dieser deutsche Altmeister zählt unter uns eben so viele glühende Verehrer, als irgendwo im deutschen Vaterlande, aber wir gehören nun einmal zu der Klasse stiller Naturen, die, halb verschämt, halb kleinlaut, ihren Enthusiasmus im Schooße der Brust verbergen. Uns beherrscht nun einmal in allen Dingen das Gebot weiser Mäßigung. Nichts destoweniger waren unsere Blicke hinüber nach Frankfurt gerichtet und wir jubelten im Stillen mit, als die Hülle von der Statue des Dichterfürsten sank. Nur fiel es uns nicht ein, den Frankfurter Dichter- und Künstlerkongreß mitzubeschicken. Freilich fiel dort nicht Alles so aus, wie es sollte und konnte, überhaupt scheint über der ganzen Feier eben kein günstiger Stern gewaltet zu haben. Wie unerquicklich lauteten die Korrespondenzen von drüben! — Um nicht ungerecht zu seyn, darf ich der treuen Stimme nicht vergessen, die, wie schon bei Gelegenheit der Herderfeier, auch dießmal in den Sonntagsblättern ihre Mahnung laut werden ließ, mit Worten der Begeisterung Goethes große Verdienste preisend, und Oesterreich, das seit einem Jahrtausend an des allgemeinen Vaterlands Geschicken Theil genommen, aufrufend, sich an diesem großen Feiertage der Kunst und Humanität recht innig und freudig zu betheiligen, zumal es besonders Goethes gewaltiger Geist gewesen, der tief und mächtig auch auf Oesterreichs Kunstbestrebungen zurückgewirkt und Seelen und Geister in den Strom deutscher Bestrebungen mitten hineingerissen. — Es kontrastirt auffallend mit dem Gesagten, es nimmt sich fast wie eine Inconsequenz aus, wenn neulich am Vorabende von Schillers Geburtsfest den Manen des zweiten der deutschen Dioskuren von einem Literaten- und Künstlerkreise eine Huldigung dargebracht wurde. Saphir hatte, dem Vernehmen nach, dazu die Anregung gegeben. Wollte man damit früher Versäumtes nachholen, Unterlassenes gut machen, oder übt Schillers Genius einen hinreißendern Zauber auf die Wiener Geister aus? — Es ist hier wohl auch der Ort, eines andern Festes zu gedenken, das dem Ehrengedächtnisse zweier Heroen der Wissenschaft und der Humanität galt. Am 14. d. M. feierte die hiesige medizinische Fakultät das Andenken der beiden berühmten Aerzte Maximilian Stoll und Joh. Peter Frank, beide in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Zierden Wiens und überhaupt Männer von europäischem Rufe. Die feierliche Enthüllung der von Dr. Joseph Frank, dem in Como verstorbenen Sohne Joh. P. Franks, der Wiener Universität vermachten Bildnisse der beiden oben Genannten im Hörsaal der praktischen Medizin war Veranlassung dieses Festes, woran die Elite des medizinischen Wiens Theil genommen. Dr. Wilh. Lippich hielt bei dieser Gelegenheit eine interessante Rede. — Da ich von der Universität spreche, muß ich auch des erfreulichen frischen Lebens erwähnen, das sich an dieser unserer Hochschule kund zu geben und in einer Reihe außerordentlicher, freilich zunächst nur für die studirende Jugend berechneter, doch auch andern wißbegierigen Zuhörern zugänglichen Vorlesungen zu äußern beginnt. Allerdings sind dieß nur Anfänge einer freieren Regung, gleichsam Schwungproben des flügge gewordenen wissenschaftlichen Geistes, dem die bisherigen beschränkenden Formen und Normen zu enge geworden sind; indessen ist schon viel gewonnen, wenn nur einmal ein energischer Entschluß gefaßt ist; die Bahn ist dann für immer gebrochen. Med. Dr. Freih. v. Feuchtersleben, der treffliche Dichter und geistreiche ästhetische Schriftsteller, hat Vorlesungen über Psychiatrie eröffnet. Man rühmt seinen Vorträgen klare Bewältigung des Stoffes, gediegene Darstellung und große Vollendung der Sprache nach. Dr. Beer liest über gerichtliche Medizin für Juristen; auch diesem ausgezeichneten Lehrer fehlt es nicht an Zuhörern. Dr. L. Seligman hält Vorträge über Geschichte der Medizin und hilft somit einem längst gefühlten Bedürfnisse ab. Gänzlich brach liegen noch Rechtsgeschichte und andere Zweige der Jurisprudenz. Prof. Dr. Ettingshausen hält vor einem zwar beschränkten, aber gewählten Kreise Vorlesungen über praktische Physik und beschäftigt sich so eben mit der Elektricität.

Seit Kurzem verweilt, wie wir vernehmen für längere Zeit, um sprachwissenschaftlicher Forschungen willen, der bekannte Professor aus Jena O. L. B. Wolf hier und bringt die hiesigen literarischen Kreise in geistige Aufregung. Es ist begreiflich, daß man von der unmittelbaren Nähe einer so interessanten Erscheinung möglichst zu profitiren sucht. Schon sind an ihn öffentliche Aufforderungen ergangen, das schöngeistige Wien Antheil nehmen zu lassen an seinem merkwürdigen Talente der Improvisation. Ohne Zweifel wird dem Wunsche entsprochen werden, obgleich es immerhin einen Entschluß kosten mag, nach einer mehrjährigen, nur streng wissenschaftlichen Bestrebungen gewidmeten Pause wieder vor ein erwartungsvolles Publikum improvisirend hinzutreten. Auch die Schriftstellerin und Stegreifdichterin Karoline Leonhard-Lyser, jetzt Pierson, ist, wie wir vernehmen, zu bleibendem Aufenthalte hier eingetroffen. Vielleicht tritt auch sie im Laufe der nunmehr begonnenen Saison mit ihrem poetischen Talente in die Schranken, wenigstens stehen ihre früheren Improvisationen hier noch in gutem Andenken. — Eines der interessantesten Werke, welches in jüngster Zeit die hiesige Presse verlassen, ist Dr. v. Würths kritisch-statistische Vergleichung und Beurtheilung des Gefängnißwesens in Frankreich, Belgien, der Schweiz, England und Schottland. Der Verfasser lernte auf einer einjährigen, diesem Zwecke gewidmeten Reise die Gefängnißsysteme der genannten Länder kennen, und indem er seine Anschauungen darüber mittheilt, gelangt er zu dem Endresultate, daß die abgesonderte Einsperrung und theilweise Anwendung des Classifikationssystems andern Methoden vorzuziehen sey. Würth hat über dieses Thema bereits in dem hier bestehenden juridisch-politischen Lesevereine Vorlesungen begonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 52.

Mittwoch, 11. December 1844.

[576] In unterzeichnetem Verlag ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Lehre vom Menschen,

oder

die Anthropologie.

Ein Handbuch für Gebildete aller Stände,

von Dr. H. S. Lindemann

aus Rheinbayern,

Professor der Philosophie und Kulturgeschichte an der höhern Lehranstalt in Solothurn.

8. 34 Bog. Preis broch. 2 Thlr. 16 Gr. od. 4 fl. 48 kr.

Wir bieten hier allen Freunden der Menschenkunde ein Handbuch dar, welches vom Standpunkte der Krause'schen Philosophie nicht nur möglichst vollständig und organisch über alle tieferen Fragen des Seelenlebens Aufschluß, sondern auch neben einer physiologischen Darstellung unsers Leibes eine Geist und Gemüth befriedigende theoretische und praktische Lebensphilosophie zu geben sucht; und wie sich jeder Leser überzeugen wird, eine neue Anschauungsweise, und so zu sagen, mathematische Methode in der Behandlung der Seelengebiete und der leiblichen Systeme aufstellt.

Meyer & Zeller in Zürich.

---

[561] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

E. Beer's kleiner Duodezatlas in 24 Blatt über alle Theile der Erde, vornehmlich zum Gebrauch bei Cannabichs Schulgeographie, aber auch brauchbar bei allen übrigen Lehr- und Unterrichtsbüchern der Erdbeschreibung. Sechste von H. v. Gerstenbergk revidirte und von A. Bürk in Kupfer gestochene, fein illuminirte Auflage auf starkem holländischen Papier. In eleg. Umschlag geh. und nett ausgestattet. ½ Thlr. oder 54 kr.

Dieser in vielfachen Recensionen belobte, zum Schulgebrauch von vielen Regierungen empfohlene und in fünf Auflagen vergriffene Duodez-Atlas, ist groß genug, um selbst von Erwachsenen in vielen Fällen mit Nutzen gebraucht zu werden.

---

[559] **Zu Geschenken aller Art sich eignend.**

Bei F. Volckmar in Leipzig sind nachstehende Bücher erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu erhalten:

Hannchen und die Küchlein von A. G. Eberhard. 10te Aufl. mit 10 Stahlstichen von Otto Speckter. In feinem englischen Einband. Preis 1½ Thlr.

Nützliches Buch für die Küche bei Zubereitung der Speisen von A. C. Lehmann, Lehrer der Kochkunst in Dresden. 7te vermehrte Auflage. Geb. Preis 1½ Thlr.

Urania. Von C. A. Tiedge. 11te Auflage, mit 7 Kupfern, gebunden mit Goldschnitt und vergoldeten Decken. Preis 1 Thlr. 12 Gr. Broschirt, ohne Kupfer. Preis 18 Gr. — Stereotyp-Ausgabe. 12. Broschirt. Preis 8 Gr.

Das malerische und romantische Westphalen. Von Freiligrath und Schücking. Mit 30 engl. Stahlstichen. In engl. Leinwand geb. 3⅓ Thlr.

Handbuch der französischen Poesie, Poetik und Geschichte der Poesie. La France poétique oder poetischer Hausschatz der Franzosen. Eine vollständige Sammlung französischer Gedichte nach den Gattungen geordnet von den frühesten Zeiten bis auf unsre Tage von Professor Dr. O. L. B. Wolff. Gr. 8. (61 Bogen.) Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Geschichte der französischen Revolution von F. A. Mignet. Mit 200 Illustrationen nach Zeichnungen von Raffet und anderen berühmten französischen Malern. Gr. 8. 75 Bogen elegant gebunden. 5 Thlr.

Geschichte der Kreuzzüge von Joh. Sporschil. Gr. 8. in englischem Einbande mit 12 Stahlstichen. Preis 3 Thlr.

Das neunzehnte Jahrhundert des THIERREICHS. Mit 83 Bildern von Grandville. Zweite verbesserte Auflage. Geb. Preis 3⅓ Thlr.

---

[560] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der unerschöpfliche

Maitre de Plaisir

oder die Kunst, in allen Jahreszeiten, im Freien und zu Hause, so wie an allen nur denkbaren Freudentagen die unterhaltendsten und belustigendsten Parthien anzuordnen. Enthaltend die besten Spiele, Lieder, Deklamir- und Kunststücke ꝛc. Ein unentbehrliches Haus- und Handbuch für alle lebensfrohen Familien. Achte mit vielen neuen Spielen, Kunststücken, Dichtungen und Liedern vermehrte Auflage. Duodez. Geheftet. Weimar, Voigt. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Als dieser beliebte Zeitvertreiber und Spaßmacher nun gerade vor 25 Jahren das Licht der Welt erblickte, erkannte man ihn bald als einen Haupthebel der geselligen Heiterkeit und er wurde als eine unversiegbare Freudenquelle, ja selbst als Tonangeber so allgemein benutzt, daß er bis jetzt in acht Auflagen und 12,000 Exemplaren überall in ganz Deutschland die Stunden der Freude gewürzt und verschönert hat. Diese häufigen Wiedergeburten wurden benutzt, um ihn stets jung und modisch zu erhalten; denn stets waren seine trefflichen Pfleger bedacht, alternde Züge zu entfernen und ihn jedesmal wieder mit den frischesten Blüthen des neuesten Zeit- und Modegeschmacks auszustaffiren, ihn also bei allen diesen Wiedererstehungen auf's Neue zu verjüngen. Besonders hat Freih. v. Biedenfeld in der 7ten und Hr. Ludw. v. Alvensleben in der 8ten Auflage Alles aufgeboten, um ihn noch liebenswürdiger zu machen und ihm auch ferner den Ruhm des ersten deutschen Gesellschaftsbuches zu erhalten, als welches es sich stets aufgeräumt, frisch und munter, gewiß noch lange behaupten wird, obschon mehrere verunglückte

Nachahmungen, zwar seinen wohlaccreditirten Namen oder Titel usurpirten, aber bald als taube Nüsse erkannt wurden und unbeachtet blieben. Solchen, denen bei größerem Bedürfniß nach Gesellschaftsspielen daran liegt, davon noch mehr Vorrath und Auswahl zu haben, kann als zweiter Theil des Maitre de Plaisir mit aller Ueberzeugung empfohlen werden:

Encyclopädie der Gesellschaftsspiele.

Ein Handbüchl. f. lebensfrohe Familien, welche Munterkeit und Scherz mit Anstand u. Sitte zu verbinden suchen. Zweite von L. v. Alvensleben ganz umgearb. Auflage. Duodez. Geh. Ebendas. ⅔ Rthlr. od. 1 fl. 21 kr.

Schon von der ersten Auflage sagte die Leipziger Literaturzeitung 1828, Nr. 69: „Dieses Büchlein ist in allen Prädikamenten zu empfehlen, und es ist darin für alle Arten von Spielen reichlich gesorgt, und zwar für solche, bei deren Ausführung man nicht roth zu werden braucht." Diese zweite Auflage hat aber noch große Vorzüge erhalten, denn sie ist über die Hälfte ganz neu und auf 400 Seiten vermehrt, ohne daß der alte billige Preis erhöht wurde. Obschon sie alle Spiele, die schon im ersten Theile des Maitre de Plaisir stehen, wegläßt, so enthält sie doch die sehr deutliche Anleitung zu 180 Gesellschaftsspielen und zwar: 29 Spiele im Freien, 54 Bewegungsspiele in Zimmern, 59 Verstandesspiele, 32 Pfänderspiele nebst sehr vielen Pfänderauslösungen mit und ohne Küssen; außerdem noch dramatisirte und pantomische Sprichwörter und Charaden.

---

[579] **Für Leihbibliotheken und Lese-Vereine.**

Novellen

von

A. Freiherrn v. Sternberg.

5 Bände.

8. Velinpap. Preis 15 fl. 48 kr. oder 9 Rthlr. 14 gGr.

Inhalt und Preis der einzelnen Theile.

1r Theil: Die Zerrissenen. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gGr.
2r Theil: Eduard. Fortsetzung der Zerrissenen. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.
3r Theil: Lessing. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.
4r Theil 1ste Abthl.: Waldgespenst. Die Doppelgängerin. Der fliehende Holländer. Voltaire in Verney. Das Grab des armen Andrey. Die Jesuitenschüler. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.
4r Theil 2te Abthl.: Die Schlacht bei Leipzig. Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. Die letzte Rose des Kallenfels. Copernicus. Der Herr von Mondschein. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.
5r Theil: Molière. Ein Seitenstück zu Lessing. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Ferner sind in unserm Verlag von demselben Verfasser erschienen:

Galathee.

Ein Roman.

8. Velinpap. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Dieß ist ein angreifendes psychologisches Gemälde aus dem Kreise der höhern Stände. Ein edles, aber durch innern Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth sucht Beruhigung und Einheit in einer Religionsveränderung. Es sieht sich dadurch um sein ganzes Lebensglück gebracht, findet aber zugleich in dem neuen, mit Inbrunst festgehaltenen Glauben Ruhe und Versöhnung. Die Personen und der Ort der Handlung gehören einem süddeutschen Hofe an.

Schiffersagen.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Der arme Thomas oder die versunkene Stadt. Die rothe Perle. Meerlilie. Der Wetterbeschwörer. Klabautermann. Die Seelen der Ertrunkenen. Scylla, ein antikes Schiffermährchen. Das Mährchen von der verliebten Auster. Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Palmyra

oder

Tagebuch eines Papagai's.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Mit vorzüglichem Glück weiß der Herr Verfasser das Phantastische als Spiegel der wirklichen Welt zu gebrauchen. So knüpft sich im vorliegenden Romane an die Erlebnisse eines weltweisen Vogels eine Menge der lebendigsten menschlichen Situationen, und aus einem freien Phantasiespiele entwickelt sich das schönste humoristische Bild der socialen und literarischen Verhältnisse der neuesten Zeit.

Um die Anschaffung vorstehender, aus 10 Bändchen bestehenden Sammlung höchst anziehender Novellen des berühmten Verfassers, welche zu den beigesetzten Preisen 24 fl. 30 kr. oder 14 Rthlr. 20 gGr. kostet, für Freunde seiner Muse, für Leihbibliotheken und Lesevereine zu erleichtern, erlassen wir solche, wenn auf einmal abgenommen, zu dem ermäßigten Preise von 16 fl. 12 kr. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der Flurzwang

in seinen Folgen und Wirkungen

und

die Mittel zu dessen Beseitigung

von

Dr. Carl Christian Knaus,

Prof. an der staatswirthschaftl. Fakultät zu Tübingen 2c.

Mit sieben Karten.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Der kürzlich verstorbene Herr Verfasser, der sich mit rastloser Thätigkeit der Erörterung der Bodenbesitzverhältnisse widmete, hat einen Gegenstand zur Abhandlung gebracht, der für alle Länder und Gegenden, in welchen zerstückelter Grundbesitz sich befindet, von der höchsten Wichtigkeit und dessen Beachtung eine der Grundbedingungen eines zeitgemäßen Fortschrittes des Landwirthschaftsbetriebes ist. Der Vortrag ist durch sieben Karten versinnlicht, welche, lauter bestehenden Verhältnissen entnommen, auf den ersten Blick die Vortheile des vom Verfasser gründlich empfohlenen Verfahrens zur Beseitigung des lästigen Flurzwangs erkennen lassen.

Es wird daher Niemand, der sich für die Verbesserung landwirthschaftlicher Zustände interessirt, diese Schrift unbefriedigt aus den Händen geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 12. December 1844.

Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere,
Wer sie durchritten hat, den graus't.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere
Wie eine leere Bettlersaust.

Freiligrath.

Die Postreise von Suez nach Cairo.

(Fortsetzung.)

Wir waren herzlich froh, als wir Nr. 4 erreichten. Dieses Haus steht auf halbem Wege und ist deßhalb das beste in der Wüste. Es ist viel größer als die andern und enthält eine lange Reihe von Schlafzimmern und zwei Gesellschaftssäle. Vor dem Hause befindet sich ein großer ummauerter Hof, worin Truthühner, Gänse, Schafe und Ziegen für den Tisch der Reisenden gehalten werden. Auch ist nahe beim Hause ein großes Zelt aufgeschlagen. — Wir hatten eine steile Treppe hinauf zu steigen, da alle Zimmer über den Ställen liegen. In jedem Zimmer befand sich nur Ein Bett, und da die Thüre zu enge war, um ein zweites hinein zu bringen, ließ sich mein Mann eine Matratze auf ein paar Tische legen. — Wir fanden dieses Gasthaus um vieles reinlicher und kühler als das vorige. Es war daselbst ein sehr höflicher italienischer Aufwärter, der seit der Erbauung des Hauses, also sieben Jahre, sich hier befindet. Wir erhielten gutes Wasser in hinreichender Menge zu unserem Thee und erweichten darin den erwähnten Zwieback, um ihn überhaupt eßbar zu machen.

Trotz meines Unwohlseyns, brachte ich eine viel bessere Nacht in der Wüste zu, als in Suez, und wurde viel weniger von Insekten geplagt. Wir standen bei Tagesanbruch auf, während der bitterkalte Nachtwind noch über die Wüste fegte, so daß wir uns Glück wünschten, ihm nicht ausgesezt gewesen zu seyn. Der Morgendunst hatte ganz das Ansehen eines feuchten Nebels. — Den Eindruck, den wir auf der ersten Station an diesem Morgen erhielten, kann ich kaum beschreiben. Der Charakter der Umgebung war vom seitherigen ganz verschieden; wir hatten die Hügelkette aus dem Gesichte verloren und Alles ringsum war endlose, ununterbrochene Wüste. Zum Glück für meinen armen kranken Kopf war der Boden sehr gut und hatte viel weniger Steine; dafür ging es aber auch unglaublich rasch vorwärts. Der Kutscher ließ von der Station weg seinen Pferden die Zügel schießen; sie sprengten sogleich in vollem Galopp dahin und hielten in diesem beinahe den ganzen Weg an. Es war, als ob wir über die Ebene flögen; die kühle Morgenluft schien den Pferden Kraft und Munterkeit zu geben. Ich war zu krank, um mich zu fürchten; bei dieser rasenden Eile wäre gewiß Grund genug dazu vorhanden gewesen.

Wir flogen an unermeßlichen Heerden von Kameelen vorüber, die den Beduinen gehörten; viele derselben hatten Junge neben sich laufen. Die jungen Kameele sind gewöhnlich von hellbräuner Farbe und haben ein gekräuseltes Fell, auch kamen sie mir verhältnißmäßig

kleiner vor als Pferdefüllen. — Gleich darauf überholten wir die mit unserem und dem Gepäcke unserer Reisegefährten beladenen Kameele, die uns während der Nacht den Vorsprung abgewonnen hatten. Ein Neger in Diensten der französischen Passagiere ritt auf einem derselben. Ich bemerkte mit Erstaunen, daß ein Kameel unsere zwei große Kisten trug, deren jede einen Halbkasten mit vollgepackten Schubladen enthielt. An jeder Seite war eine derselben festgebunden, und das edle Thier schritt mit der seinem Geschlecht eigenthümlichen graziösen Bewegung dahin, als ob es seine Last gar nicht fühlte.

Da wir vier Retourpferden begegneten, so hielt unser Kutscher an, um eines derselben, das ihm besser anstand, mit einem weniger tauglichen an unserem Fuhrwerk zu vertauschen. Als wir weiter wollten, brach das Geschirr, wurde aber schleunigst in Ordnung gebracht und wir fuhren wieder im Galopp dahin, der sehr selten gemäßigt wurde, bis wir, nach zurückgelegten fünfzehn Meilen, die Station Nr. 3 erreichten. — Wir hatten ein Maulthier als Deichselpferd, auf welches der Kutscher fortwährend mit einem Kantschu losschlug, den er zu diesem Zweck noch neben seiner langen Peitsche mit sich führte. Die Straße wurde bald hügelicht und rauh, weßhalb wir jezt etwas langsamer fuhren.

Wir begegneten einer interessanten Karavane; es war die Familie eines reichen Bey auf der Pilgerfahrt nach Jiddah und Mekka. Es mochten zwanzig bis dreißig Kameele seyn. Die, welche den Bey selbst und sein Harem trugen, hatten kostbare Decken und Kopfgeschirre. Die Frauen, welche alle dicht verschleiert waren, saßen in einer Art von großen offenen Kästen, die zu jeder Seite wie Körbe hingen und mit rother Seide gleich Bettvorhängen behangen waren. Der Bey rauchte seine prächtige Pfeife, und hinterdrein folgten unzählige Sklaven mit Vorräthen.

Wir beobachteten mehreremale das Phänomen der Fata Morgana oder Luftspiegelung, das von den Reisenden so vielfach beschrieben wird und den müden durstigen Pilger so grausam täuscht. Das einemal glaubten wir einen fernen Seehafen zu erblicken, ein andermal einen Binnensee, auf dessen Fläche sich die Gegenstände am Ufer spiegelten. — Diese Station kam uns sehr lang vor (dreizehn Meilen). Der Weg lief beständig über kleine Hügel weg, mit tiefem Sande dazwischen, und hatte viele Windungen. Wir erreichten das Stationshaus Nr. 2 etwas vor neun Uhr. Es entspricht genau der Nr. 6, nur hatte es weniger Fliegen und bessere Kost; wenigstens dachten wir so, als uns zum Frühstück eine vortreffliche kalte Schöpsenkeule aufgetragen wurde, die einige unserer Reisegefährten von ihrem gestrigen Mittagessen übrig gelassen hatten.

Gleich nach dem Frühstücke begab ich mich zu Bette und versuchte von der Strapatze auszuruhen, aber umsonst; ich wurde den ganzen Morgen hindurch von den Flöhen gepeinigt. Niemals sah ich sie in solchen Myriaden beisammen. Wir breiteten Kissen auf die Speisetafel und legten uns darauf, aber die Fliegen gönnten uns keine Ruhe, bis wir am Ende alle Hoffnung auf Rast und Erholung aufgaben und ich mir die Zeit damit vertrieb, eine schöne schwarze persische Katze zu füttern, während G. zeichnete. Zum Mittagessen genossen wir den Rest unserer Schöpsenkeule und machten uns wieder auf den Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Romantiker.

(Fortsetzung.)

Indem ich hier von Hugo als dramatischem Dichter rede, sollte ich wohl auch ein Wort über das Gesetz der Lokalfarbe sagen, das er uns despotisch auferlegte. Nur Schade, daß ich ganz und gar nicht weiß, was er darunter meint. Denn ich kenne keine Dramen, die so sehr Geschichte und Lokalfarbe verletzen, als gerade die seinigen. — Hugo wird mit unzähligen Dokumenten uns die Authenticität alles dessen beweisen, was er anführt und benüzt, um uns durch seine Dramen über Münzen, Architektur, Kleidung, Bänder, Knöpfe, Möbel und allerlei zu belehren, und vergißt darüber bequem Geschichte und Menschen, Vergangenheit und Gegenwart. Weil er selbst das Maschinisten-, Dekorateur- und Schneidergeschäft übernimmt, meint er seinen Stücken die ächte Lokalfarbe verschafft zu haben; und doch stellt er neben Karl V. einen Hernani, einen Didier neben Richelieu u. s. f., und zeigt uns Männer, die keine Geschichte kennt, Handlungen, die sich in keinem Land, in keiner Zeit begreifen lassen. Was ist also seine Lokalfarbe? Ich weiß es nicht, aber die Calderons wäre mir gleich lieber. Eines seiner Stücke, „das Leben ein Traum," spielt angeblich in Polen; indessen sind alle Personen ächte Spanier, und der Uebersetzer thut sehr gut, der die Handlung in's erste beste spanische Reich zurück versezt. Ich meine, der Dichter sollte in dieser Hinsicht nicht gelehrter seyn, als sein Publikum.

So wenig als eine Schule der vergangenen Religionen und Philosophien, ist das Theater eine Schule der Archäologie, Ornamentik u. s. w. — Die Aufmerksamkeit, die wir allen den Kindereien widmen müssen, stört uns in der Betrachtung des Menschlichen, des Ewigen, womit die Kunst allein zu thun hat. Lassen wir aber die alberne Lokalfarbe, wie unsere Romantiker dieselbe

verstehen. Es gibt eine andere, ächtere, die der wahre Dichter zu gebrauchen weiß; aber eine Erörterung dieses Punktes würde uns hier zu weit führen. Gesetze darüber treffen doch nur das Kleid der Geschichte, besser ist es also, zur Geschichte selbst überzugehen und zu suchen, wie dieselbe auf die Bühne zu bringen wäre.

Nach dem langweiligen Absterben der Classiker glaubten die Romantiker, wie wir früher gesehen, daß wir nur überhaupt etwas Neues, und nicht ein bestimmtes Neue verlangten. Und so gaben sie uns dieses bewegte Drama, das höchstens Kinder befriedigen kann, uns aber endlich anekeln muß. Indessen, die Bearbeitung unserer eigenen Geschichte und Gesellschaft — das war es, was wir vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich verlangten, und jezt noch verlangen, während die Romantiker ihre Stoffe zwar hie und da aus nationalen Quellen, doch noch viel mehr aus allen möglichen Ländern und Geschichten geholt haben. Ich meine, der Cosmopolitismus in der Kunst ist nicht sowohl ein Beweis von gleicher Liebe zu allen Nationen, als vielmehr von Gleichgültigkeit gegen seine eigene, von Unbekanntschaft mit den eigenen Schicksalen, von Trägheit dieselben kennen zu lernen. Wer soll denn unser Vaterland besingen, wenn nicht wir selbst? Wird der patriotische Franzose immer auf einen Schiller warten, der seine Johanna ehrt und die Besudelungen eines Franzosen in Vergessenheit bringt? Da hätte doch der britische Dichter anders auf uns wirken sollen. Durch seine Bearbeitung der englischen Geschichte sollte uns Shakespeare zur Bearbeitung der französischen anregen. Dadurch und nicht durch Nachäffung des Aeußern bei ihm, durch Umarbeitung seiner Stoffe und Charaktere, durch Verbindung des Tragischen und Komischen im selben Stück u. dgl. hätten wir uns als Shakespeares ächte Nachahmer, als seine Nachfolger bewiesen. Dadurch wäre zu einem lebendigen Nationaltheater der Grund gelegt worden. Und daß unsere eigene Geschichte es sey, wonach wir uns auf der Bühne sehnten, das war doch schon an der Theilnahme zu erkennen, mit der wir allen vaterländischen Namen entgegen eilten, am großen Beifall, den früher Dubelloy und in unsern Tagen die geschichtlichen Romane ernteten. Allein es ist nicht genug, uns durch vaterländische Namen zu locken, wir wollen auch befriedigt werden; Liebe und Haß, wie wir sie in der Geschichte empfinden, wollen wir auf der Bühne gerechtfertigt und geläutert sehen; über unsere Zweifel soll sich klares Licht verbreiten. Kurz, wir wollen klar sehen, was die Resultate sind, welche die Geschichte in den Schooß der Kunst niederlegt. Die Aufgabe ist freilich schwer, aber um so schöner.

Zu einer solchen Aufgabe verhält sich nun unsere Revolutionszeit keineswegs günstig. Unsere Geschichte nämlich ist natürlich von der unserer Könige nicht zu trennen. Sind wir fortgeschritten, haben wir etwas gewonnen, so ist mit dem Fortschritt, mit dem Gewinn stets der Name des Königs verbunden, selbst wenn er dagegen gearbeitet. Unsere Zeit nun war und ist zu einer poetischen Behandlung unserer Geschichte insofern nicht geeignet, als das lebende Geschlecht dasselbe war, das einst einen König zum Tod, und so eben einen andern in die Verbannung geschickt hatte. Durch beide Thaten war natürlich die Majestät in ihrem Heiligthum angegriffen, kein Nimbus schüzte mehr die Krone, im König sah man nur noch einen Menschen, und zwar einen eigennützigen Despoten, dem das Volk einen gerechten Krieg erklärte. Je mehr sich in einer Zeit der Reaktion die Einen gegen die sogenannten Königsmörder ereiferten, um so mehr fühlten sich die Andern getrieben, das Königthum anzugreifen, entweder um sich selbst oder ihre Väter zu rechtfertigen. Auch der lange Kampf gegen den gegenwärtigen König trug das Seinige dazu bei, und befestigte einen hauptsächlich dem jüngeren Geschlecht eigentlich angeborenen Haß gegen das Königthum, der sogar in Verachtung ausartete; und jene Worte, die, in der glühendsten Aufregung der Revolution ausgesprochen, den ganzen Groll einer langen Zeit des Druckes in sich fassen: „der beste der Könige taugt nichts," oder: „die Geschichte der Könige ist das Märtyrerbuch der Völker," wurden zum Ausdruck der Volksmeinung.

Gewiß war eine so einseitige, so blind leidenschaftliche Meinung einer poetischen, also nothwendig gerechten Behandlung der Geschichte ganz und gar ungünstig. Wir wollten nichts davon wissen, daß irgend ein König uns zum Heil geführt, sondern nur, daß wir troz aller Könige unser Heil errungen. Die Partei, die andererseits das Königthum vertheidigte, war zu klein und auch zu kleinlich, als daß sie im Stande gewesen wäre, der Volksstimmung die Waage zu halten. Auch bei ihr war das Königthum eigentlich zu sehr gesunken, indem sie nur für die Person schwärmte, das Prinzip von der Person nicht zu trennen wußte, und über Person und Prinzip das Land verachtete.

Unter diesen Umständen ließ sich keine einflußreiche Stimme vernehmen, die uns vorzuhalten gewußt hätte, was wir dennoch unsern Königen verdanken. Die Dichter buhlten um die Volksgunst und ergriffen das leichteste Mittel, sich dieselbe zu erwerben, indem sie den Tagesmeinungen und Interessen schmeichelten. Wie konnte da die französische Geschichte in gehörigem Licht auf der Bühne erscheinen? Woher hätten die Dichter jene Majestät geholt, die z. B. bei Shakespeare stets den König schirmt, sogar einen Claudius? Wie wären sie im Stande gewesen, alle die Männer recht zu schildern, die

für die Person und Sache des Königs lebten und starben, und die dennoch das Land als seine würdigsten Kinder im Andenken behält? Nein, von dieser Seite konnten die romantischen Dichter die Geschichte nicht auffassen, um so weniger, als es ihnen an eigenthümlicher Geisteskraft gebrach, und sie nur die materiellen Mittel der Kunst in der Gewalt hatten. Das Unheil also, das man einem König zuschreiben konnte, das war der willkommenste Stoff.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

(Fortsetzung.)

Literatur. — Kalender und Almanachs. — Musik.

Eine nicht gleichgültige Erscheinung sind die in jüngster Zeit zahlreich hervortretenden, theils compilatorisch redigirten und daher den Charakter von Sammelwerken an sich tragenden, theils mit dem Harnisch eines fertigen Systems angethanen Arbeiten über verschiedene Zweige der Staatsadministration, politischen Gesetzgebung und selbst des Militärwesens. Es ist ein günstiges Zeichen, daß man endlich daran geht, Licht in das Dunkel und Ordnung in das Gewirre der Verwaltung zu bringen. Ein Schritt vorwärts bedingt sicherlich noch mehrere folgende und kann nicht ohne erfreuliche Resultate bleiben. Ein Werk der eben bezeichneten Art ist das des Grafen von Bartenstein über „das Ganze der politischen Administration," welches den Belehrung suchenden Staatsbeamten vollkommen in den betreffenden Fächern orientirt. — Von E. Dullers mit herrlichen Federzeichnungen von der Hand J. N. Geigers ausgestattetem, ungemein ansprechenden Geschichtswerke: „Erzherzog Karl," ist die zweite Lieferung erschienen. Man ist mit Recht auf die noch folgenden achtzehn Hefte begierig. Dullers „Maria Theresia" hat an einer gleichnamigen Arbeit von Schimmer, dem Verfasser einer Geschichte Wiens, eine Rivalin gefunden, mit der sie jedoch den Vergleich aushält, obgleich Schimmers Buch fleißig gearbeitet und brauchbar ist. Mit Vergnügen sehen wir, daß Schuselka's Volksroman: „Karl Gutherz" (eine Geschichte aus dem Wiener Leben) eine zweite Auflage erlebt. Man findet selten ein Buch, das mit so richtigem Verständniß des Lokalcharakters, so viel Gemüthlichkeit und poetischer Wärme und doch so ganz anspruchslos geschrieben wäre. Unsere Wiener Lokaldichter sollten sich billig daran ein Exempel nehmen. — Daß Neujahr vor der Thüre ist, merkt man an der Unzahl zu Tage kommender Kalender, Taschenbücher, Albums und Almanachs von allen Farben und Arten. Auf diesem Felde läßt sich eine überschwänglich reiche Ernte halten, kein Bedürfniß, wofür nicht ein Kalender oder Album bereit stände. Darunter ist auch Jurendes alter ehrlicher „vaterländischer Pilger" wieder zu finden, obgleich sein Begründer bereits heimgepilgert. Nächst dem literarischen Kalender behauptet sich die „Austria," von Prof. Salomon und dem wackern vaterländischen Historiker Kaltenbaek gemeinschaftlich redigirt, sehr ehrenvoll. Eine besonders interessante Partie dieses ziemlich voluminösen Bandes sind die gesammelten vaterländischen Denkwürdigkeiten, die großentheils quellengetreu wiedergegeben sind. Von Kaltenbaek herausgegeben sind auch die kürzlich erschienenen „Mariensagen der österreichischen Monarchie." In diesen heiligen Mythen ist viel poetischer Stoff und vielleicht auch noch mehr als das. Eine Nachahmung des Gubitzschen und Nieritzschen Volkskalenders ist der von dem Lyriker und Novellendichter J. N. Vogl herausgegebene österreichische Volkskalender mit Holzschnitten, welche den Vergleich mit ihren Vorbildern nicht aushalten. J. N. Vogl ist einer unserer fruchtbarsten Dichter; so eben erschienen seine „Karthäusernelken," eine Sammlung frommer Legenden. Den Ertrag weiht der Dichter großmüthig den abgebrannten Sieveringern. — „Kleine Wiener Memoiren, historische Novellen, Genrescenen, Fresken, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anekdoten und Curiosa, Visionen und Notizen zur Geschichte und Charakteristik Wiens und der Wiener in älterer und neuerer Zeit," dieß ist der komplete Titel eines bei Fr. Beck erschienenen Buches von Fr. Gräffer, einem originellen, witzigen und unterrichteten Kopfe. Gräffer ist Antiquar und Polyhistor, wie wenige seines Gleichen. Er bewahrt die Erinnerungen eines erfahrungsreichen und in manchen Beziehungen, namentlich durch Berührung mit hervorragenden Persönlichkeiten interessanten Lebens, die er eigenthümlich in sich zu verarbeiten und in einem pikanten, höchst gedrängten, aber gedankensprudelnden Style vorzutragen versteht. Die hiesigen Blätter lieferten bereits zahlreiche Arbeiten von ihm, und was er nunmehr edirt, ist zum Theile Gesammeltes. Gräffer ist auch Herausgeber der österreichischen Nationalencyclopädie und Redakteur eines vor Jahren erschienenen Literaturblattes. Auch als Autographensammler hat er sich bekannt gemacht. — Eine ansprechende Gabe sind zwei Bände novellistischer Arbeiten, unter dem Titel „Studien," von Adalbert Stifter, einem der talentvollsten erzählenden Dichter Oesterreichs. — Die musikalische Saison ist nunmehr im vollen Zuge, und sie konnte in der That nicht würdiger und interessanter inaugurirt werden. Einer der zuerst gebotenen Genüsse war das philharmonische Conzert des Kärnthnerthortheater-Orchesters, eines höchst ausgezeichneten Musikkörpers, der in seinen Conzerten immer nur klassische Musik bietet. Die Begründung der letzteren ist ein Werk des Kapellmeisters Otto Nikolai, an den so eben ein sehr ehrenvoller Ruf nach Berlin ergangen ist. Ein Hochgenuß war die Aufführung „der vier Jahreszeiten" von dem alten, aber mit unsterblicher Jugend begabten Joseph Haydn. Tausend Musiker und Sänger trugen dieses prächtige Tonwerk mit einer Präzision vor, die nur Wirkung der Begeisterung seyn konnte. Die Aufführung fand bei großem Zudrange der unzähligen Musikfreunde Wiens in dem großartigen Raume der kaiserlichen Winterreitschule zu wiederholtenmalen statt, und der kaiserliche Hof wohnte beiden Aufführungen bei. — Der Chorregentenverein debütirte gleichfalls mit einem großen Conzerte und widmete seine Kräfte dem schon früher einmal zur Aufführung gelangten Oratorium „Noah" von Hölzel, Text von A. Ritter v. Perger. Einige hundert Musiker wirkten bei dieser Gelegenheit. Auch den sogenannten musikalisch-deklamatorischen Akademien ist wieder Bahn gebrochen, und mehrere derselben, hierunter eine Saphirsche mit humoristischer Vorlesung, sind in Aussicht gestellt.

(Schluß folgt.)

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 100 und Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 53.

Donnerstag, 12. December 1844.

[586] In der **Elwert'schen Universitäts-Buchhandlung** zu **Marburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorlesungen über die Geschichte
der
deutschen National-Literatur.
Von **Dr. A. F. C. Vilmar,**
Gymnasial-Direktor zu Marburg.
gr. 8. 42½ Bogen. br. Rthlr. 2½ oder fl. 4½.

Wir geben in diesem Werke eines auf dem Gebiete der deutschen Literatur rühmlich bekannten Gelehrten eine der ausgezeichnetsten, geistreichsten, gemüthvollsten und kunstgemäßesten Darstellung unserer National-Literatur. — Es ist für Alt und Jung geeignet, ein Hand-, Lehr- und Lesebuch, ein Herz und Kopf bildendes Werk für die Jugend, für die Söhne und Töchter solcher Familien, welche eine edle Belehrung und genußreiche Unterhaltung suchen. Der Styl ist blühend, kräftig, rein, und die Form dem Gegenstand überall angemessen.

Anfangsgründe der deutschen Grammatik. I. Lautlehre und Flexionslehre nebst gothischen und althochdeutschen Sprachproben. Von Gymnasial-Direktor Dr. Vilmar zu Marburg. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. br. 7 Bogen. — 10 gGr. oder 45 kr.

Ueber den Weltschmerz. Festrede von Dr. Eduard Platner, Geh. Hofrath zu Marburg. br. — 2 gGr. oder 9 kr.

Gehring, J. A., Gedichte. Zum Besten der verwaisten Familie des Frühverstorbenen herausgegeben. Mit einem Vorwort von Dr. K. W. Justi, Ober-Consistorialrath und Superintendenten zu Marburg. 10½ Bogen. br. — 16 gr. oder fl. 1. 12. kr.

[587] Im Verlage von **Rob. Kittler in Hamburg** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Andersen, H. C., Neue Mährchen. Aus dem Dänischen von Dr. Le Petit. 8. Mit 6 Bildern. Elegant geb. 1 Rthlr. 12 gGr.

Die unübertroffene Naivetät **Andersen's**, seine geistvolle, poetische Darstellungsweise, verbunden mit der gemüthlichsten Kindlichkeit, machen diese Mährchen zu einer höchst interessanten Lektüre für jedes Alter. Erwachsene, welche „Andersen's Jugendleben und Träume eines italienischen Dichters" kennen, werden finden, daß sie dieser ausgezeichneten Dichtung würdig zur Seite stehen; alle die Vorzüge, die man an den Werken des dänischen Dichters zu schätzen gewohnt ist und die ihm einen so großen Kreis von Verehrern gewonnen haben, finden sich in diesen neuen Mährchen vereinigt, und bieten jedem reinen kindlichen Herzen, jung oder alt, reichen Stoff der Unterhaltung.

An den Höfen zu Berlin und Weimar, wo sie der Verfasser selbst vorlas, fanden dieselben außerordentlichen Beifall.

[593] So eben ist erschienen:

Eichhorn, C. F., Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 4ter Theil. 5te Auflage. gr. 8. à 3 Rthlr. 16 Gr. ord.
Müller, W., Geschichte und System der altdeutschen Religion. gr. 8. à 1 Rthlr. 16 Gr. ord.
Rost, W. Ch. Fr., Schulgrammatik der griechischen Sprache. gr. 8. à 1 Rthlr 8 Gr. ord.
Schultze, A., Fürwahr Er trug unsere Krankheit. Das Kreuz. Zwei Reihen Fastenandachten. à 12 Gr. ord.
Trefurt, Dr. J. H. Ch., Abhandlungen und Erfahrungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe und der Weiberkrankheiten. Erste Decade. à 1 Rthlr. 16 Gr. ord.

[592] Bei **Julius Klinkhardt** in **Leipzig** ist so eben erschienen:

Der Landpfarrer.
Eine Schrift
für das deutsche Volk
von
Julius Kell.
8. eleg. broch. ⅓ Thlr. (10 Ngr.)

Der durch seine Schriften über „biblischen Religionsunterricht" und als Volksschriftsteller durch seinen „Vater Richard" und „des Branntweins Lust und Weh" rühmlichst bekannte Verf. bietet hiermit dem größern Publikum ein Volksbuch im höhern Sinne, in welchem er in gemüthlichen, einfachen Dorfgeschichten das Leben und Treiben eines Landpfarrers für Alle schildert, welchen die Förderung gesunder Frömmigkeit, warmer Kirchlichkeit und wahren Lebensgenusses im Volke am Herzen liegt.

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 13. December 1844.

Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken:
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.
Schiller.

Die französischen Romantiker.

(Fortsetzung.)

„Die Geschichte der Könige ist das Märtyrerbuch der Völker," das ist's, was das Theater zu beweisen sich vorsezte. Daher sind die Könige auf der romantischen Bühne entweder Bluthunde, die die ärgsten Greuel persönlich verüben, oder Narren und Schwächlinge, die Blutvergießen, Verschleuderung des Schatzes, Rechtsverletzung, alle Schändlichkeiten unbekümmert geschehen und die Klagen ihres Volkes durch die Lieder und Küsse ihrer Mätressen übertönen lassen. Selbst Franz I., der troß Allem, was man ihm vorwerfen mag, ein so ritterliches Andenken bei seinem Volke hinterlassen hat, erscheint bei Hugo, der doch mit so großer Vorliebe bei der Ritterzeit verweilt, nur als ein Mädchenjäger, als der frechste Wollüstling, der am hellen Tage aus seinem Schlafzimmer ein Lupanar macht.

Und doch hätte die Revolution selbst den Dichtern ein gerechtes Licht in die Hand geben müssen, mit dessen Hülfe sie durch die Geschichte gewandert wären. Die Revolution ist doch wohl eine reife Frucht unserer Geschichte; ist sie doch die That, wodurch das Land bewies, daß all die verschiedenen Völkerschaften, die es in seinem Gebiet umfaßt, von nun an Ein Volk sind. Die Geschichte, die vorher so oft zersplittert und verworren scheint, krönt sich mit dieser Einheit und erhält von ihr ihre Klarheit. Wäre es nun nicht natürlich und billig, anzunehmen, daß der Gedanke, der die Könige beseelte, eben die Verwirklichung dieser Einheit gewesen sey? Darf man ihnen wenigstens, während sich diese Einheit nach und nach gestaltete und endlich festsezte, nicht einen solchen Gedanken leihen? — Mir scheint, dieses Streben nach der Einheit sollte dem Dichter bei seiner Behandlung der französischen Geschichte vor der Revolution beständig vorschweben; denn jezt, da wir dieses Ziel erreicht haben, muß man annehmen, daß es von Anfang an gesezt gewesen. Darnach könnte der Dichter die Könige mit Gerechtigkeit schäzen, in wie fern sie bewußt oder unbewußt, für oder wider dieses Ziel gewirkt, das die Republik mit den Worten: „Eintracht ist Macht," als das verkündete, von dem wir fortan ausgehen müssen. Wo war dieser lebendige Gedanke jemals handgreiflicher als in Ludwig XI. und in Richelieu? Zu welch elendem Schuft macht uns aber Delavigne jenen, zu welchen Vampyren macht Hugo alle Beide! Gewiß möchte ich nicht Walpoles Rolle in Bezug auf Richard III. übernehmen; aber beweisen möchte ich, daß kein Dichter das Recht hat, jene beiden schlechter darzustellen, als einen Richard, wohl aber besser und größer.

Gerade solche Männer sollten dem dramatischen Dichter am willkommensten seyn, weil er in ihnen als Licht den großen Leitgedanken, als Schatten die menschlich verwerflichen Mittel findet.

Die Romantiker behandeln nun aber solche Männer, als wären die schattengebenden Mittel Zweck gewesen; die abgeschlossene Geschichte behandeln sie mit all der parteilichen Leidenschaft, die ein Robespierre oder Marat bei den Augenzeugen ihrer Unthaten nur immer erregen können. Sie versetzen sich unter das Schaffot, unter welchem Nemours stand, als sein Vater hingerichtet wurde, und mit dem Blut des Opfers schreiben sie ihre Tragödie. Gewiß war diese Unthat Ludwigs XI. so grenzenlos grausam, daß wir dieselbe kaum begreifen; hat aber Ludwig sonst nichts gethan? Dieß ist, nebenbei bemerkt, wieder eine der verderblichen Folgen davon, wenn die Romantik eine Handlung um ihrer selbst willen darstellt. Dadurch wird Effekt hervorgebracht, aber ein Effekt, der uns verwirrt. Vor unsern Augen steht die Wirklichkeit, und zwar gräßlicher, als sie wirklich war, wieder auf, die Poesie aber geht dabei zu Grunde, und wir sind um ihre heilsame Wirkung gebracht. Und das sollte die Kunst seyn, welche, wie Aristoteles sagt, mehr vermag als die Geschichte? Ja wohl vermag sie mehr; aber möge sie uns endlich mit ihrer mehr vermögenden Kunst verschonen.

Soll in der That die Kunst mehr als die Geschichte vermögen, so muß sie auch, dem ganzen Wort des Aristoteles gemäß, das Allgemeine und nicht das Besondere, das Ganze und nicht die Einzelnheiten uns vorführen. Mit der Geschichte ist es ganz und gar wie mit dem Individuum, sey es wirklich oder erdacht. Der Dichter arbeitet sich durch den Wust all der Verbrechen und Schandthaten und dringt endlich bis zum göttlichen Gewissen, das die Laster zu ersticken streben, und zeigt uns, daß es ewig ist. Er beweist uns, daß selbst Richard III. am Ende doch keine Bestie ist, sondern ein Mensch, ja ein Mensch, wie wir, nur ein gefallener Mensch. Auch wir können fallen; aber wohl gemerkt, wir können; wir sind doch nicht von Natur aus dem Bösen verfallen. So sieht man wieder, warum die tragischen Personen weder ganz schlecht, noch ganz gut seyn sollen. Ganz schlecht sind die Wölfe, ganz gut Schafe; und der Mensch, um es zu wiederholen, ist weder das eine noch das andere. Die tragischen Personen müssen doch wohl vor allem Menschen seyn. Mit Wölfen und Schafen aber, wie Delavigne mit den Enfans d'Edouard, bringt man leichter hinreißende Effekte hervor, und so widmet man sich der Kunst der Herzensschinderei.

Der ächte Dichter, der sich nicht von seinem Stoff beherrschen läßt, sondern ihn zu bemeistern und zu durchschauen vermag, faßt ganz anders seine Aufgabe. Nur das Göttliche sieht er und will er sehen; das ist ihm das allein Positive. Der Greuel ist ihm nie Zweck, sondern Verirrung, ein bloßes Negatives. Kann aber der Greuel, wie bei einigen Ausnahmsmenschen, nur als Zweck erscheinen, so verwirft ihn der Dichter; es ist kein Stoff für ihn, sondern für den Arzt, der allein im Stande ist, uns mit Nutzen durch das Labyrinth der Narrheit zu führen. Wo wir aber nicht mit Narren, sondern mit Menschen zu thun haben, da kann, je finsterer das Laster sich um den menschlichen Geist zusammenwölkt, durch des Dichters Willen das Göttliche desto schärfer herausleuchten, wie eine Lady Macbeth und Richard. Deßhalb ist auch die dramatische Kunst die gewaltigste; das Schöne, das bei einer andern Kunst als ein breiter, milder Glanz sich ruhig offenbart, offenbart sich hier als ein Blitz, als ein Brennpunkt in der stürmischen Nacht, und dringt unwiderstehlich tiefer in uns.

So im Menschen, geschichtlich oder erdacht, so auch in der Geschichte. Was im Menschen die Seele ist, ist in der Geschichte jener ewige Gedanke, der sich durch alle glücklichen oder traurigen Wechselfälle bewährt und endlich siegt. So ist der Dichter fähig, in den Umwälzungen nicht einen Sturz, sondern einen Fortschritt, im Unglück nicht einen Verlust, sondern Erfahrung zu sehen. Und so können mit ihm auch wir es sehen, und so können Geschichte und Leben, wie sie müssen, eine zwar mit Wehmuth gemischte, aber in ihrem Ziel sichere, freudige Hoffnung bewirken.

(Schluß folgt.)

Die Postreise von Suez nach Cairo.

(Fortsetzung.)

Die Straße wurde nun holpriger als je zuvor; sie ging öfters über Felsenriffe weg, die kaum über die Oberfläche des Sandes hervorstachen; das Stoßen und Schütteln war beinahe unerträglich. Nach dreizehn Meilen erreichten wir die Station Nr. 1. Von hier bis Cairo fielen uns vorzüglich die zahllosen Blöcke von versteinertem Holz auf; ganze Baumstämme lagen zur Seite der Straße, und augenscheinlich muß dieser ganze Bezirk einst ein Wald gewesen seyn. Die Wüste ringsum schlug Wogen wie die See, aber wir fanden, daß unser Fuhrwerk sie keineswegs sanft durchschnitt, sondern auf eine Weise, die keine Wasserillusion aufkommen ließ.

Als wir Nr. 1 ungefähr eine Meile hinter uns hatten, sahen wir am westlichen Horizont einen Silberstrom sich winden; es war der glorreiche Nil, dessen Lauf in ungetrübtem Silberschimmer herüberglänzte, während alle andern Gegenstände in nebligte Ferne gehüllt waren. Je näher wir kamen, desto mehr hoben sich die Haine und angebauten Gefilde seiner Ufer hervor und bildeten den schlagendsten Contrast mit der uns umgebenden Wüste. Wir kamen näher und näher und mit jedem Augenblicke wurde der Anblick schöner und großartiger. In meinem Geiste tauchten all die Sagen von altem Ruhm und Glanz auf, vor Allem aber die biblischen Erinnerungen, die sich an Egypten und seinen mächtigen Strom knüpfen. Ich konnte es kaum glauben, daß ich jezt wirklich den Schauplatz betreten sollte, auf den ich von Kindheit an stets mit größerer Neugierde geblickt hatte, als auf irgend einen Fleck des Erdballs.

Endlich wurden Dome und Minarets sichtbar und vor uns lag Groß-Cairo, mit den wunderbaren Pyramiden im Hintergrunde. Noch hatten wir indessen mehrere Meilen vor uns und rasselten nun, das Ziel so nahe vor uns, in froherer Stimmung dahin. — An den Grenzen der Wüste kamen wir an mehreren herrlichen Moscheen vorbei, wie ich glaube „den Gräbern der Kaliphen.“ — Die Straße führte sodann, etwa eine Meile weit, durch eine Strecke, wo überall kleine Gruppen von Ziegelgebäuden zerstreut lagen. Dieß ist das Lager der Beduinen, die ein- oder zweimal des Jahres nach Cairo kommen, um Korn u. s. w. einzukaufen, aber nicht innerhalb der Mauern wohnen dürfen. Sie waren gegenwärtig unbewohnt. Weiterhin liegt der arabische Begräbnißplatz. — Wir erreichten sofort, was man die Vorstädte von Cairo nennen kann. Der Weg lief beständig zwischen ummauerten, vortrefflich angebauten Gärten hindurch, manche voll prächtiger Exemplare von Cactus, andere voll Pomeranzen und Oelbäumen. — Ueber die meisten Mauern läuft eine mit Reben und Schlingpflanzen durchwobene Pfeilerreihe hin; blühende Bäume und Sträuche ringsum, unter anderm das anmuthige Laburnum in voller Blüthe; überall Schönheit und Fülle.

Der Kutscher lenkte seine Pferde mit großer Gewandtheit und im gestrecktesten Lauf durch die engen Gassen und um die scharfen Ecken. Jeden Augenblick drängten sich uns neue Bilder auf: Haufen von Bauern beiderlei Geschlechts, die von ihrer Arbeit zurückkehrten; schöne Gruppen von Weibern in ihren langen, blauen Röcken und mit verschleierten Gesichtern, manche derselben irdene Wassergefäße von klassischen, zierlichen Formen auf dem Kopfe tragend; die Männer mit ihren großen, vielfarbigen Turbanen, manche sitzend mit gekreuzten Beinen und ihre Pfeifen rauchend, andere auf reich gezäumten Eseln und Maulthieren einhertrabend, zuweilen ein muthiges arabisches Pferdchen mit sammtener Satteldecke, ungeduldig sich bäumend und curbettirend. Es war eine Menge kleiner, nach Umrissen und Färbung trefflich gehaltener Gemälde, die bloß eines Rahmens bedurften, um die Täuschung vollständig zu machen. Die Tinten müßten das Auge eines Malers entzückt haben. Haine und einzelne Gruppen von Dattelpalmen zeigten sich überall und drückten der Landschaft den orientalischen Charakter auf.

Endlich fuhren wir in das Stadtthor ein und befanden uns auf dem großen Platze von Kairo. Die hohen, überhängenden Häuser mit ihren verzierten hölzernen Gitterwänden, zwischen welchen manch feuriges Auge durchblickte, die gedrängten Haufen von Fußgängern und Reitern, jeder in einer meinem ungewohnten Auge neuen Tracht, vor allem die egyptischen Frauen zu Esel mit untergeschlagenen Beinen, mit ihren fließenden schwarzen Gewändern und wohlbeleibten Gestalten — alle diese Eindrücke stürmten so auf mich ein, daß ich gar nicht weiß, wie ich das „great Eastern Hotel“ erreichte.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

Die Jesuiten. — Der ewige Jude.

Das Tagesgespräch bei uns bilden jezt die Jesuiten, zu denen unser aufgeklärtes Jahrhundert geraume Zeit verächtlich lächelte. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung ging von einem Ende unseres kleinen Landes zum andern, als die Thatsache bekannt wurde, daß die neu gestiftete katholische Kirche zu Annaberg im Erzgebirge laut einer am Altar befindlichen lateinischen Inschrift dem heil. Loyola nebst einigen andern großen Kirchenlichtern geweiht worden sey. Eine detaillirte Auseinandersetzung kann ich mir ersparen, da sich alle Zeitungen der Sache bemächtigt und sie von allen Seiten beleuchtet und besprochen haben. Wie leicht vorauszusehen war, erfolgte eine offizielle Darlegung und Auseinandersetzung jener Kirchenweihe zu Annaberg, die im katholischen Sinne freilich nichts Anstößiges oder gar Feindseliges gegen den Protestantismus hat. Nach dem Staatsgrundgesetz sind die Jesuiten, sowie alle Mönchsorden in Sachsen verboten. Wenn nun troz dem in einer durchaus protestantischen Stadt Sachsens plötzlich in aller Heimlichkeit ein katholischer Altar dem Loyola geweiht wird, so darf unsere protestantische Bevölkerung wohl mit Recht befürchten, daß die Jünger des großen Heiligen nicht mehr gar fern seyn werden. Nicht wenig trägt E. Sues „ewiger Jude“ dazu bei, die Aufmerksamkeit der großen Menge auf

den berühmten Orden hinzulenken. Wie ich über dieses Produkt des französischen Autors vom literarischen Standpunkte aus urtheile, habe ich früher schon ausgesprochen. Im Allgemeinen hat sich mein Urtheil nicht geändert, am wenigsten hinsichtlich der deutschen Verleger, die sich gegenseitig fast die Haare ausrauften, um sich in Besitz des kostbaren Buches zu setzen. Diese Herren, die sich wohl den Anschein geben, als hätten sie nur der Aufklärung zu Liebe all ihre Kräfte und Mittel aufgeboten, um den „ewigen Juden" den guten Deutschen mundrecht zu machen, wollten von Haus aus nichts weiter als Geld, recht sehr viel Geld verdienen. Sie würden mit gleichem Behagen das Buch verbreitet haben, wenn es auch weiter nichts enthielte, als pikante Anekdoten und schlüpfrige Schilderungen aus der Pariser großen Welt. Daß Sue ganz andere Saiten aufzieht und nun wirklich ein so zeitgemäßes Thema in hundert Variationen abspielt, von denen eine immer entsetzlicher und herzerschütternder ist als die andere, ist seine Sache, und läugnen läßt es sich nicht, daß er seine endlose Erzählung mit ungemeinem Talent fort-, aber freilich auch so unsäglich breit ausspinnt, daß nur der Hunger der Leser nach immer furchtbareren Verwicklungen und Katastrophen die Langeweile niederhalten kann. Die ästhetische Kritik hat mit so formlosen Produkten nichts zu schaffen. Werke, wie E. Sue sie jezt liefert, sind Zeitwerke, keine Werke, die sich mit Fug und Recht den edelsten Erzeugnissen im Fache der schönen Literatur anreihen können. Ob aber gerade solche Produkte nicht am Ende nothwendig sind in unserer Zeit, und ob sie nicht den Roman in solcher Unform zum wirksamsten Organ der Volksaufklärung machen werden, das ist eine Frage, deren Beantwortung wir der Zukunft überlassen müssen. Sue's „ewiger Jude" ist unstreitig gegenwärtig das gelesenste Buch in Europa, und der Kampf gegen die Jesuiten, den er darin eröffnet hat, dasjenige Thema, das die Massen am meisten interessirt.

(Fortsetzung folgt.)

Wien, November.

(Schluß.)

Moscheles. — Theater. — Eisenbahnen.

Der Löwe des Tages ist M o s ch e l e s, ein Veteran unter den Pianohelden, der seit zwei Decennien wieder zum erstenmale vor dem Wiener Publikum erschien, um einen Siegespreis zu holen. Aber wie hat dieses Publikum seit zwanzig Jahren sich verändert! welche musikalische Verwöhnung! welche Ansprüche und Launen! Ein ächter Held siegt dennoch, freilich nicht durch himmelstürmendes, titanenhaftes Kraftaufgebot, durch vernichtende Tonorkane und Meeresstürme, sondern durch die zarte und feine Grazie des Ausdrucks, durch die unendlich reine und strenge Korrektheit des Styls, durch die geistige Macht der Töne. Sonderbar und befremdend für Viele sind die aristokratischen Manieren des Künstlers, der doch aus dem freien England zu uns herüberkommt. Moscheles speist z. B. in einer öffentlichen Lokalität, wo zahlreiche geschäftige Kellner jedes Winks gewärtig sind; aber unserem Gentleman genügt das nicht, hinter seinem Stuhle müssen zwei eigene Diener der Befehle des Herrn harren. Das nenn' ich doch nobel — oder wie? — Eine ganze Legion berühmter Virtuosen wird noch erwartet, hierunter Dreischok, Kullok, Ernst, Willmers aus Kopenhagen, Taubert, Heller und sogar Liszt, der zur Stunde Triumphe in Madrid feiert, aber im Jänner schon wieder in Deutschland eintreffen will. — Im Hofoperntheater, dessen Pacht, beiläufig erwähnt, wieder in den alten Händen bleiben soll — quod non felix faustumque — wird eine neue Oper von Proch erwartet, die da heißt: „Ring und Maske;" nur Staudigls beständiges Unwohlseyn vertagt die Aufführung. — Neulich hatte ich einer bevorstehenden Neuigkeit des Hofburgtheaters erwähnt, des historischen Lustspiels von E. P. Berger: „die Körbe." Es fiel leider durch. Einer bessern Aufnahme hatte sich Kuranda's „lezte weiße Rose" zu erfreuen, so zwar, daß der gerade hier anwesende Verfasser sich eines mehrmaligen Hervorrufens zu erfreuen hatte. Das Stück ist für das deutsche Publikum keine Neuigkeit mehr, und so sage ich hier weiter nichts darüber. Vielleicht ward dasselbe nirgends von der Kunst der Darsteller so gehoben und gehalten, wie hier, daher auch der Erfolg bedeutender denn anderswo. — Auf dem Josephstädter Theater und dem an der Wien spielen jezt des „Satans Streiche" in Castelli'scher und Kupelwieserscher Bearbeitung. Die famöse Lokalposse: „der Krämer und sein Commis," von F. Kaiser, macht im Josephstädter Theater beständig volle Häuser, nachdem sie bereits mehr denn vierzig Vorstellungen erlebt hat.

Das gewaltige Projekt, den größten Strom Deutschlands, ja der noch kühnere Plan, die Nord- und Ostsee mit dem adriatischen Meere zu verbinden, reift allmählig seiner Verwirklichung entgegen. Ein nicht geringer Theil der Wien-Triester Staatsbahn, von Mürzzuschlag bis Gräz, ist seit 25sten Oktober dem öffentlichen Verkehr geöffnet und somit ein mächtiger Schritt vorwärts gethan. Noch ist ein riesiges Hinderniß zu bewältigen, ehe die vollkommene, jezt nur mittelst Pferdegespann unterhaltene Verbindung zwischen der Wien-Gloggnizer und der neuen Staatsbahn hergestellt werden kann: die hohe Grenzscheide Oesterreichs und der Steyermark, der Bergkoloß Sömmering. Die Fahrt von Wien bis Gräz dauert gleichwohl jezt schon nicht länger als zwölf Stunden. Auf allen Punkten der weiteren Bahnlinie wird rüstig fortgearbeitet. Die 17 Meilen lange Strecke bis Cilli dürfte sicher schon im nächsten Jahre eröffnet werden. Der Betrieb der vollendeten Tour wurde von der Wien-Gloggnitzer Bahngesellschaft auf fünf Jahre gepachtet. Nahe bevorstehend ist auch die Eröffnung einer Strecke der Staatsbahn von Olmütz bis Prag, und schon wird mit der Ferdinands-Nordbahngesellschaft wegen des künftigen Betriebs unterhandelt. Ist dann auch der Bahnzug bis an die schlesische Grenze, so wie überhaupt drüben die preußisch-schlesische Bahn vollendet, so werden allenthalben die Fäden des großen deutschen Eisenbahnnetzes in einander laufen, ein festes Gewebe bildend. An die ungarische Centraleisenbahn (auf dem linken Donauufer) ist auch bereits Hand angelegt, aber eine Linie auf dem rechten Ufer der Donau ist noch problematisch, ja es sind sogar mehr Chancen dagegen als dafür vorhanden. Nicht besser steht es mit der projektirten Fiumaner Bahn. Erwartungsvoll sind die Blicke in diesem Augenblick auf die für Oesterreich und ganz Deutschland hochwichtigen Donaumündungen gerichtet. Werden wir den beabsichtigten Kanal entstehen sehen?

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 14. December 1844.

It grows to something of great constancy,
But howsoever strange and admirable.
Shakespeare

Ueber ein kleines Bild auf der diessjährigen Berliner Ausstellung.

Von A. v. Sternberg.

Als Schöpfer dieses Bildchens ist im Katalog Lorenz Fröhlich aus Copenhagen genannt, ein Name, der uns bisher auf dem Felde der Kunstleistungen noch nicht begegnet ist. Das Bild ist in der Form eines Kleeblattes und hat eine nur sehr mäßige Größe. Der Gegenstand ist eine Allegorie, oder eigentlich eine symbolische Poesie, oder noch eigentlicher ein kleines süßes, unbeschreiblich tiefsinniges und reizendes Gedicht.

Man sieht auf der kleinen Tafel das Meer, aber so, wie man's in der Natur nie sehen kann, das heißt die Wasserlinie selbst, wie wenn der Beschauer mit dem Auge dicht an's Wasser grenzte. Von vorn herein ist dieß also schon ein mährchenhaftes Gebiet. In dieser klaren Fluth bewegen sich zwei Kindergestalten, die eine mit Flügeln versehen, die andere mit einem Fischschwanze, die eine Amor, die andere eine kleine Ondine darstellend. Amor ist ein rother, pausbackiger Junge, die Ondine ein blasses, geisterhaftes kleines Mädchen, in dessen Zügen etwas wie Schmerz und Spott hervorspielt, aber völlig im Ausdruck eines Kindes. Amor hat die Ondine verwundet, vielleicht tödtlich, der Pfeil steckt noch in der kleinen schmalen blassen Brust des Wasserkindes; darüber hat er triumphirt und mit Schadenfreude sich dem Wasserspiegel genähert, um das Verbluten und Untersinken seiner Feindin zu sehen; doch sie hat diese Gelegenheit wahrgenommen, ihn am Fuß ergriffen und zieht den heftig Schreienden und Widerstrebenden jezt in die Tiefe hinunter. Es wird nun auch sein Tod seyn.

Ist dieß nicht ein wundersames Bild? Wir wollen für's Erste noch etwas über die bildliche Auffassung sagen, ehe wir an die Lösung dieses anmuthigen und tiefsinnigen Räthsels gehen. Meer und Himmel sind auf gleiche Weise klar, ungetrübt und wie gesagt außerhalb der Grenzen materieller Auffassung gehalten. Der Knabe, in aufrechter Stellung, denn er will durch das ängstliche Flattern der Flügel sich vor dem Versinken schützen, bildet durch sein lebenswarmes Kolorit einen hübschen Gegensatz zu der tiefdunkeln Bläue des wolkenlosen Himmels. Eines seiner Beine ist erhoben, nach Weise unartig schreiender und stampfender Kinder, an dem andern wird er herabgezogen. Er hält den Bogen hoch in der Luft und scheint auch mit diesem um sich zu schlagen. Das Gesicht ist das eines trotzigen weinenden Kindes, durchaus nicht idealisirt; es lag dem Künstler daran, den Affekt in seiner ganzen Schroffheit und Wahrheit zur Anschauung zu bringen.

Die Ondine zeigt ein unbeschreiblich reizendes Gesichtchen, aber auch nicht versüßlicht und in's Schöne

karrikirt, wie eine französische oder englische Auffassung dieses Stoffes es gethan haben würde. Unser Künstler ist zu sehr der wahren und ächten Poesie vertraut, als daß er seinen Gegenstand durch irgend ein frivoles Reizmittel zu entweihen sich entschließen könnte. Die kleine Meernymphe ist ganz unter dem Wasser und dieß gibt ihrem ohnedieß schon blassen Kolorit einen bläulichen Schimmer, der sie noch mehr vergeistigt und mit dem Braunroth des Knaben in Contrast sezt. Ihr Körper ist nicht ganz glücklich gebildet; troß der Unform, die durch die Natur des Mährchengebilds bedingt wird, hätte die Gestalt doch anmuthiger ausfallen müssen; namentlich ist die Theilung des Fischschwanzes in zwei schlangenartige Verlängerungen der Schenkel nicht malerisch und auch nicht poetisch schön zu nennen. Den Nixenkörper denkt man sich doch nie anders als an den Hüften in einen Fischleib übergehend. Der Künstler scheint hier ohne nachweisbaren Zweck von der stereotyp gewordenen Fabelbildung abgegangen zu seyn. Mit dem Oberkörper gewendet, sieht das kleine Zauberwesen mit sehnsüchtigem Blicke, zugleich aber auch, wie schon bemerkt, mit Spott und Triumph zu ihrem Opfer hinauf, dessen Fuß sie umklammert an ihre Brust gedrückt hält. Der Pfeil steckt tief bis an den Schaft in der Brust, doch ist kein Blut sichtbar. Es scheint in diesem wundersamen Körper kein lebendiger heißer Strom zu pulsiren, und doch ist die Verwundung tödtlich, daran ist nicht zu zweifeln, wenn man das Gesicht der Kleinen betrachtet. Die Stellung des Körpers im Ganzen deutet das gewaltsame Niederschießen in die Tiefe an. Es ist keine Zeit zu verlieren; sie könnte selbst sterben, ehe sie ihrem Opfer den Tod zu geben vermag. Im Hintergrunde, gleichsam um die Gruppe des Vorgrundes zu parodiren, ist ein Fisch sichtbar, der auftauchend nach einem Schmetterling schnappt. Auch dieses Gleichniß ist neu und tiefsinnig.

Es ist schwer zu sagen, welche Idee hiebei der Künstler vorzüglich zur Anschauung bringen wollte, denn er hat damit eine Fülle von Ideen und Anspielungen wie in einen Blumenstrauß zusammengewunden. Wir möchten uns folgende Deutung besonders gerne herauslesen.

Es ist der menschliche Forschungsgeist, der mit der Natur spielt, der die Natur liebkost, mit ihr sich neckt, ernstlich streitet und endlich an ihrem Busen untergeht, nachdem er sie selbst vorher tödtlich verwundet hat. Die Dichter haben immerdar so viel vom geheimnißvollen Walten der Naturkräfte gesprochen — hier ist es angedeutet. Das wundersamste, verführerischste, dunkelste und zugleich glänzendste der Elemente, das Wasser, ist hier der Schauplatz, wo die lockenden Geister sich bewegen.

(Schluß folgt.)

Die französischen Romantiker.

(Schluß.)

Natürlich ist hier nur von der abgeschlossenen Geschichte die Rede, von der wir die Frucht geerntet, denn nur mitteist dieser Frucht sind wir im Stande, die beseelende Idee zu erkennen. Deßwegen kann dem Dichter die gegenwärtige Geschichte, seit der Revolution z. B., keine wahren, geschichtlichen, sondern nur menschliche, individuelle und dabei sehr gefährliche Stoffe bieten. Die Leidenschaften sind noch rege, weil noch kein erreichtes, festes Ziel uns zeigen kann, wer recht, wer unrecht handelte, und wir also den Männern der Gegenwart keine geschichtliche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Classiker nahmen an, es solle wenigstens ein Zeitraum von dreißig Jahren verlaufen seyn, bis irgend ein geschichtlicher Stoff zur poetischen Behandlung reif sey. Napoleon ist seit dreißig Jahren abgesezt, Robespierre über fünfzig Jahre gestürzt; können wir die beiden jezt schon poetisch, ich meine geschichtlich poetisch auffassen? Nein, vielleicht individuell, menschlich in gewissen Fällen, geschichtlich aber nicht. Denn wenn ein Dichter kommt und uns behaupten will: dahin haben euch diese Männer geführt! so wird ihm vielleicht das ganze Parterre entgegen rufen: „es ist nicht wahr!" Wir sind ja keineswegs über den Zweck ihres Strebens einig und können es noch nicht seyn.

Dieß ist wohl auch der Grund, warum die deutsche Geschichte sich so wenig für die Bühne eignet. Was im Süden anspricht, erregt vielleicht im Norden nur Widerwillen. Die Deutschen wünschen zwar, nur Deutsche zu seyn, und werden es troß allem werden; sie sind es aber noch lange nicht und schaaren sich noch immer unter wenn nicht feindseligen, doch geschiedenen Namen. Nur über die Hohenstaufen sind sie wohl einig, und auf jene Zeit allein schauen sie mit Liebe. Was kann aber der Dichter z. B. aus dem dreißigjährigen Krieg machen, dem unentschiedenen Kampf, dem nicht der Sieg, sondern die Ermattung ein Ziel sezte, dem Kampf, dessen Elemente noch alle vorhanden sind? Was kann er wohl daraus anders als einzelne Persönlichkeiten behandeln, über die er und das Volk die grundgeschichtliche Idee vergessen müssen, um nur das Menschliche zu erblicken. Würde nicht jezt noch, wie bei uns irgend eine Gestalt aus der Revolution, ein Maximilian oder Gustav Adolf den heftigsten Parteistreit erregen? Anders ist es mit der französischen Geschichte. Sie bietet uns einen reichen geschlossenen Zeitraum, welcher der Gegenwart nicht zu nah und auch nicht zu fern steht, und aus dieser Quelle soll die Kunst schöpfen. Die Classiker, wie wir früher gesehen, konnten es nicht thun, wenigstens nicht genügend thun, indem sie selbst noch in der Entwicklung dieser Geschichte

befangen waren. Die Romantiker konnten es thun und haben es entweder nicht oder schlecht gethan.

Nach Allem dem sehen wir also klar, daß die Reform, wollen wir dieselbe noch immer Reform nennen, rein äußerlich war. Sie war eigentlich nur ein tieferer Verfall, indem wir durch sie das einbüßten, was das classische Theater noch Geistiges, Poetisches besaß. Durch sie haben wir positiv nur Eines gewonnen; es wiegt aber wahrhaftig nicht so schwer, daß ich es allzuhoch anschlagen möchte; immerhin mag es aber von Bedeutung seyn. Ich meine eine große Ausbildung des Technischen, das was wir entente de la scène nennen, und was sich auf Deutsch ganz gut mit Bühnenverstand geben ließe. Hierin ist Dumas der große Meister. Keiner versteht es wie er, einen Plan anzulegen, die Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit zu umgehen und geradezu zu überspringen. Keiner besizt wie er die rasche, lebendige Entwicklung, die das Interesse, wenigstens die Neugierde, vom Anfang bis zum Schluß spannt, und in dieser Hinsicht möchte ich la tour de Nesle und Richard d'Arlington als zwei Meisterwerke anführen. Dumas besizt gerade die Eigenschaften, welche die Reform des Theaters erforderte, und sie sind dazu der Art, daß der rege Franzose nichts besseres wünschen kann. Nur Schade, daß niemals Poesie diese Eigenschaften belebt hat, und Poesie, das ist es ja, was im Grund allen Romantikern fehlt. Ihre Pracht an Phantasie und Bildern, an Farben und Erfindung ist nur Blendwerk; das ist keine Liebe zum Menschen, keine Kenntniß unserer Natur, keine Erhebung zu Gott, ohne welche keine Poesie möglich ist.

Daraus ergibt sich von selbst, warum mit der Zeit die Romantiker so tief sinken mußten. Da sie von vorne herein nicht im Stande waren, Geist und Gemüth durch Enthüllung des menschlichen Geistes und Gemüthes hinlänglich zu beschäftigen, mußten sie uns wohl durch die Handlung selbst fesseln. Daher die immer mehr verwickelte untragische Intrigue, daher die unzähligen Geheimnisse, deren Entdeckung uns überraschen soll; daher die erstaunlichen Combinationen, die Unwahrscheinlichkeiten, die Unbegreiflichkeiten, über die wir uns gefällig hinwegsetzen müssen; daher die immer wachsende Nothwendigkeit, alle Effekte zu steigern, jeden Akt mit einem Knalleffekt und das Stück endlich mit einem Donnerschlag zu schließen, unter dem wir betrübt, bewußtlos, ja oft eigentlich als Tölpel daliegen. Und was im Stück selbst von Scene zu Scene, von Akt zu Akt geschah, mußte natürlich auch von Stück zu Stück geschehen, so daß jedes neue Stück es mit allen frühern aufnehmen konnte. Welch namenloses Treiben! Wie unfruchtbar, ja wie verderblich, wenn man bedenkt, wie dadurch die Gemüther abgestumpft und besudelt werden, mit welcher Unlust der Zuschauer aus dem Theater kommt, wie solche Schauspiele ihn unfähig machen, das gesunde Schöne zu genießen, dem Schönsten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen! Doch genug davon. Man hört nicht gern von den schlimmen moralischen Folgen eines Kunstwerks reden.

Die Romantiker sind nur insofern wirksam gewesen, als sie das Feld, worauf die Zukunft bauen wird, räumten. Sie selbst aber lieferten uns nicht einmal einen Grundriß, sondern nur die Materialien zum künftigen Ausbau. Sie liegen da vor uns, diese Materialien, auf dem Stoppelfeld angehäuft; ungestüm führten die Romantiker dieselben herbei, und das ist es, was wir den rüstigen Revolutionsmännern verdanken. Für sie selbst aber, für ihren persönlichen Ruhm war es vielleicht verlorene Mühe, weil sie nichts Bleibendes zu schaffen wußten. Ihre Wirkung ist freilich in der Geschichte bedeutend und verdient alle Aufmerksamkeit; sie bleibt aber in der Vergangenheit und wird nicht wie die des Genies durch alle Zukunft sich fortäußern. Von der Schönheit der Materialien hingerissen, ließen sie sich verführen, das Mittel um des Mittels selbst und nicht um des Zweckes wegen auszubilden. Die Mittel sind ja so schön, so lockend, daß es ihnen vielleicht nicht so sehr zu verargen ist, wenn sie so große Lust bekamen, alle Winkel des gewonnenen Feldes auszubeuten, alle Triebfedern des Theatralischen spielen zu lassen; und es ist am Ende gut für uns, indem sie uns dadurch zeigten, was uns fehlt, uns bewiesen, daß das Theatralische, weit entfernt, das Dramatische zu seyn, es ganz und gar verdrängen kann.

Einige Kritiker, und zwar sehr achtungswerthe, unter andern Platen, wollen zwar keinen Unterschied zwischen theatralisch und dramatisch zugeben. Nichtsdestoweniger aber ist der Unterschied vorhanden, er erweist sich am klarsten durch das romantische Drama, und besteht, wie gesagt, darin, daß beim Theatralischen das Mittel zum Zweck wird. Das Theatralische ist nur das Kleid des Dramatischen. Auf jenem Felde leisteten die Romantiker alles Mögliche, das müssen wir gestehen, aber auch, daß sie dadurch ein der Kunst ganz entgegengeseztes Ziel erreichten. Da aber jezt diese Zeit vorüber ist, mag es uns erlaubt seyn, deren Resultat, so negativ es ist, als eine Frucht zu betrachten. Erfahrung ist doch immer eine Frucht, und dadurch, daß wir alle Schauspiele, die das Auge beschäftigen, alle Ueberraschungen, die den Verstand verblüffen, alle Gräßlichkeiten, die das Herz erschüttern können, erschöpft, haben wir gründlich erfahren, daß es zu einer Reform des Dramas nicht genug ist, das gefällige classische Vorzimmer, worin alles vorgehen muß und nichts vorgehen kann, in ein Feld oder eine Schenke, einen Plaz oder Palast, ein Gefängniß oder Boudoir, je nach Bedürfniß umzuwandeln; daß es nicht genug ist, den einfachen Sonnenumlauf zu einer

an allerlei Begebnissen und Wechselfällen reichen Folge von Jahren zu erweitern; daß es nicht genug ist, ein mit allem Aufwand von Glanz und Trauer geschmücktes Blut- und Thränenbad aus jener scheuen classischen Bühne zu machen, worauf man höchstens wagte, sich zu vergissen, und wartete, um sich den Dolch in den Busen zu stoßen, bis der Vorhang schon im Begriff war zu fallen, damit der Zuschauer es nicht zu deutlich sah, wie der Dolch die Haut rizte. Das Theatralische, das ist der verführerische Becher, den wir bis zur bittersten Hefe leeren sollten, um später nicht wieder darnach als nach dem Quell des Heiles zu greifen, um es auf immer zu wissen, daß der ächte dramatische Geist darin nicht enthalten ist. Jezt ist der berauschende Becher erschöpft, wir haben ihn von uns geworfen, haben uns erholt; mögen wir in der Zukunft glücklicher seyn!

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Fortsezung.)

Schillerfest. — Theater.

Das Schillerfest, über welches ich im vorigen Jahre ausführlich berichtete, wurde auch heuer wieder in gleicher Weise begangen. Es ist ein Bedürfniß unserer Stadt geworden, ein Volksfest im edelsten Sinne, an dem auch die Jugend in Folge der Vorfeier in Gohlis am Schillerhause den lebhaftesten Antheil nimmt. Die Vertheilung der Prämien an die fleißigsten Schulkinder in Gohlis lockt in den Vormittagsstunden des 11. Februar eine Menge Zuschauer aus Leipzig heraus und versammelt fast ganz Gohlis. Bisher fand diese Vertheilung unter freiem Himmel statt, künftig wird sie in einem der Gasthäuser vorgenommen werden, wozu der Vorstand des Schillervereins die Erlaubniß von der Kreisdirektion am Tage des Festes erhielt. Die Geistlichkeit, an die man sich, als die nächste Behörde, zuerst wandte, schlug das billige Gesuch ab, vorgebend, es sey entweihend, ein derartiges Fest in einem Tanzsaale zu feiern. Die Schillersbibliothek wurde um etwa hundert Bände vermehrt und zählt bereits 400 Bände. Die geistige Feier, die Abends in den Sälen des Hotel de Pologne veranstaltet wird, trägt so ziemlich in jedem Jahre ein und denselben Charakter. Schiller als Dichter der Freiheit, als Sänger des Volks ist und bleibt das große und würdige Thema, das die verschiedensten Variationen erlebt. Zuweilen vergißt wohl ein oder der andere Redner den Dichter vorzugsweise hervorzuheben und macht dann den Politiker in Schiller zu sehr geltend, was ich gerade nicht billigen kann, indeß darf man auch nicht unbillig seyn, zumal wenn man bedenkt, daß gerade das Schillerfest Gelegenheit darbietet, in freier Rede über alles das zum Volke zu sprechen, was unserer Zeit Noth thut. Bei der dießjährigen Festfeier hielt Dr. Wuttke eine vortreffliche Rede, in welcher er „Schillers Weltanschauung" darzulegen versuchte. Nach ihm sprach Dr. Laube. Sein Vortrag, „Schiller und Goethe neben einander," zweckte dahin ab, endlich einmal dem Vorurtheile, als sey Goethe ein Feind und Gegner Schillers gewesen, entgegen zu treten, und durch Briefauszüge und dergleichen darzuthun, wie beide große Männer vereint für Deutschlands Ruhm wirkten, und wie schon deßhalb ein Schillerfest ohne Erwähnung Goethes ein lückenhaftes seyn und bleiben müsse. Ich meines Theils gestehe, daß ich diesen Vortrag vollkommen am Platze, und den Beifall, der ihm zu Theil ward, ganz sachgemäß fand. Andere waren anderer Meinung. Ein Berichterstatter in den sächsischen Vaterlandsblättern behauptete sogar, die Schillerfeier sey dadurch gestört und ein ungehöriges Element ihr beigemischt worden, das man ein andermal vermeiden müsse. Goethe habe nichts für's Volk gethan und gehöre daher nicht neben Schiller. Das sind Ansichten einer politischen Partei, die ich nicht theilen kann und die widerlegen zu wollen, vergebliche Mühe seyn würde. — Bei der Tafel, an der gegen 400 Personen Theil nahmen, fehlte es nicht an vielen mit lautem Beifall aufgenommenen Trinksprüchen, von denen manche zu kleinen Reden anwuchsen. Allgemeinen Jubel erregte gegen das Ende der Festtafel ein Toast Rob. Blums, der mit den klassischen Worten begann: „Praeterea censeo, Carthaginem esse delendam!" was er in freier deutscher Uebersezung auf die Censur bezog. Andere Toaste galten der Volkserziehung, der Einheit Deutschlands, der Vertilgung der Jesuiten, den politischen Dichtern u. s. w. Spät nach Mitternacht schloß die Feier, indeß blieben einzelne kleinere Cirkel bis nahe an den Morgen in geselligem Gespräch beisammen.

Ueber unser Theater dießmal nur wenige Worte. Bei Gelegenheit des Schillerfestes ward „Kabale und Liebe" aufgeführt. Das Haus war übervoll und die Darstellung gehörte in allen ihren Theilen zu den gelungensten, die ich von der neuen Gesellschaft noch gesehen habe. Die Hauptrollen waren sammt und sonders sehr passend besezt, und so ging denn das schwierige Stück so rund zusammen, daß seine Wirkung auf's Publikum eine wahrhaft ergreifende war. Eingeleitet ward das Drama durch einen Prolog von Adolph Böttger, an dem ich jedoch außer den glatten Versen nichts lobenswerthes fand. Fast eben so gelungen war die Darstellung des „Kaufmanns von Venedig." Wäre eine wichtige Rolle dieses Stückes, Graziano, in andere Hände gekommen, so würde alles grell Störende weggefallen und die Aufführung eine befriedigende gewesen seyn. Alle Uebrigen lösten ihre Aufgabe zur Zufriedenheit jedes billig Denkenden. Gegen Einzelnes ließe sich freilich Manches einwenden, es ist aber Pflicht, über kleine Verstöße hinwegzusehen, wenn der Eindruck des Ganzen ein wohlthuender ist. Unter den neuen zur Aufführung gekommenen Lustspielen erfreute sich keines nachhaltigen Beifalls, eine roh gearbeitete Posse, die sich Lustspiel nannte, ausgenommen, „Grob und Zart" von Friedrich. Der Verfasser wollte das Publikum glauben machen, dieses forcirte Spektakelstück sey nach einem Romane der Sand, den er Lemoine nennt, verfaßt, jedenfalls aber ist die ganze Farce nach einem französischen Stück von Lemoine gemacht, der seinerseits den zarten und tiefpoetischen Roman der Sand „André" auf so schmähliche Weise malträtirt hat. Gegeben werden übrigens solche Stücke hier immer vortrefflich. Dagegen wäre „die Frau im Hause," eine höchst schwache und langweilige Arbeit von A. P., die schon viele Stücke geschrieben hat und mit ihrem wahren Namen, glaub' ich, Werner heißt, beinahe durchgefallen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 54.

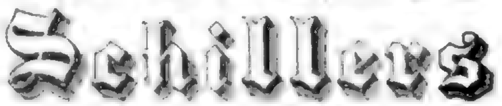
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 54.

Sonnabend, 14. December 1844.

Schiller's Werke in 10 Bänden gr. 8. nunmehr vollständig.

[582] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:



sämmtliche Werke

gr. 8. in 10 Bänden
auf feinem Velinpapier
geschmückt mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich.
Preis 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 gGr.

Diese sehr schön ausgestattete neue Octav-Ausgabe wird vielen Verehrern Schiller's eine willkommene Festgabe seyn und freuen wir uns daher anzeigen zu können, daß vollständige Exemplare derselben nunmehr durch alle deutsche Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können.

Schiller's Porträt in Stahl gestochen von Rahn. gr. 4. auf chines. Papier. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In demselben Verlag sind erschienen und gleichfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zehn Stahlstiche
zu
Schiller's Werken.

Octav-Ausgabe in 10 Bänden.
Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Inhalt: Rudolph von Habsburg. — Die Braut von Messina. — Die Räuber. — Wallensteins Lager. — Wilhelm Tell. — Jungfrau von Orleans. — Fiesco. — Maria Stuart. — Don Carlos. — Turandot.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[604] **Neue Erscheinungen**

aus G. F. Heyer's Verlag in Gießen:

Bickell, J. W., Geschichte des Kirchenrechts. 1sten Bandes 1ste Abtheilung. gr. 8. broch. 1⅓ Rthlr. oder 2 fl. 24 kr.
Der 2te Band befindet sich unter der Presse.

Biel, G., und C. Gräf, Erbauungsbuch für christliche Dienstboten. gr. 8. broch. Subscriptionspreis 12 gGr. oder 54 kr. rhein.

Celsus, Aulus Cornelius. Eine historische Monographie, von Dr. *C. Kissel*. 1ste Abtheilung: Leben und Wirken des Celsus im Allgemeinen. gr. 8. broch. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Crößmann, Dr. P. P., Denkschrift des evangelischen Prediger-Seminars zu Friedberg für das Jahr 1842. gr. 8. broch. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.
Die Jahrgänge 1838 bis 1841 kosten statt 3 Rthlr. 10 gGr. oder 6 fl. 9 kr. im herabgesetzten Preis, wenn sie zusammen genommen werden, nur 1⅓ Rthlr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Duller, Dr. *E.*, Giessen und seine Umgebungen. Supplement zum malerischen und romantischen Deutschland. Mit 6 Stahlstichen. 2te Auflage. Royaloctav. broch. 8 gGr. oder 36 kr. rhein.

Hüffell, Dr. L., Wesen und Beruf des evangelisch christlichen Geistlichen. 4te umgearbeitete Auflage. 2 Bände. gr. 8. 3⅓ Rthlr. oder 6 fl. rhein.

— — Stunden christlicher Andacht. 2 Bände. gr. 8. Mit 1 Titelstahlstich. broch. 2⅔ Rthlr. od. 4 fl. 48 kr.
Dasselbe Werk elegant gebunden 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

Klipstein, Dr. *A. von*, Beiträge zur Kenntniss der östlichen Alpen. Mit geognostischen und petrefactologischen Tafeln. 1ste Abthl. kl. Fol. broch. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. rhein.

Desselben Werkes 2te Abtheilung. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Klipstein, Dr. *A. von*, und *Kaup*, Beschreibung und Abbildung des Schädels des Dinotherii gigantei. gr. 4. Mit 7 Foliotafeln Abbildungen. 5 Rthlr. od. 9 fl.

Portrait des Grossherzogl Hess. Geh. Raths und Professors Dr. *Egid v. Löhr*. Auf Stein gezeichnet von W. Trautschold. In Fol. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Soldan, *C.*, theoretisch praktische Anleitung zum perspectivischen Zeichnen für angehende Lehrer, Gymnasien, Realschulen und technische Bildungsanstalten. gr. 4. mit 30 Foliotafeln. Subscriptionspreis 2⅔ Rthlr. oder 4 fl. 48 kr. rhein.

Studenten-Commers. Componirt und auf Stein gezeichnet von W. Trautschold. Grösstes Imperial-Folio. Abdrücke auf chines. Papier. 2⅔ Rthlr. oder 4 fl. 48 kr. rhein.

---

[607] In unterzeichnetem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Deinhardstein.

gr. 8. geh. 1½ Rthlr.; geb. in Sarsenet 1⅔ Rthlr.

Der als Dramatiker beliebte Verfasser bietet hier die schönsten und anmuthigsten Produkte seiner gemüthvollen, aus immer ächt dichterischem Drange entspringenden Lyrik allen Freunden und Freundinnen der Poesie dar.

Duncker & Humblot in Berlin.

---

[576] In unterzeichnetem Verlag ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Lehre vom Menschen,

oder

die Anthropologie.

Ein Handbuch für Gebildete aller Stände,

von Dr. H. S. Lindemann

aus Rheinbayern,

Professor der Philosophie und Kulturgeschichte an der höhern Lehranstalt in Solothurn.

8. 34 Bog. Preis broch. 2 Thlr. 16 Gr. od. 4 fl. 48 kr.

Wir bieten hier allen Freunden der Menschenkunde ein Handbuch dar, welches vom Standpunkte der Krause'schen Philosophie nicht nur möglichst vollständig und organisch über alle tieferen Fragen des Seelenlebens Aufschluß, sondern auch neben einer physiologischen Darstellung unsers Leibes eine Geist und Gemüth befriedigende theoretische und praktische Lebensphilosophie zu geben sucht; und wie sich jeder Leser überzeugen wird, eine neue Anschauungsweise, und so zu sagen, mathematische Methode in der Behandlung der Seelengebiete und der leiblichen Systeme aufstellt.

Meyer & Zeller in Zürich.

---

[598] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ein fremder Strauß

von

Louise von Plönnies.

Wenn wir Freunde und Kenner der Literatur auf dieses Büchlein aufmerksam machen, so geschieht dieß in der Zuversicht, daß schon eine flüchtige Durchsicht desselben Empfehlung rechtfertigen wird.

Die herrlichsten und duftigsten Blüthen ausländischer Poesie sind hier mit Geist und feinem Sinne zu einem Strauße vereinigt, welcher sich — wie wenig andere — besonders eignet zu einem

Geschenk für Damen.

Der Preis dieses elegant cartonnirten Büchleins ist 1 Rthlr. 4 gGr., 2 fl. rhein. oder 1 fl. 45 kr. C.-M.

Akademische Verlagsbuchhandlung von **C. F. Winter in Heidelberg.**

---

[600] Im Verlag der Unterzeichneten sind aus der Musik zu

Shakspeare's Sommernachtstraum

von

F. Mendelssohn-Bartholdy

folgende Stücke, für das Pianoforte vom Componisten arrangirt, erschienen und durch alle Buch- und Musikhandlungen zu den beigesetzten Preisen zu beziehen:

Scherzo.	Preis 15 Ngr.
Notturno.	„ 10 Ngr.
Hochzeitmarsch.	„ 10 Ngr.

Leipzig, 5. Dec. 1844.

Breitkopf & Härtel.

---

[564] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Kartenprophet

oder die Kunst aus den Karten wahrzusagen; zur Unterhaltung in müßigen Stunden. Nebst einer lithograph. Tafel. Siebente Aufl. 12. Geh. ⅙ Rthlr. oder 18 kr.

Davon sind bereits viele Tausende von Exemplaren im Publikum, welche das Ihrige zur Vertreibung langer Winterabende reichlich beigetragen und für wenige Groschen viel Vergnügen gespendet haben.

---

[590] Bei **G. Bethge in Berlin** ist erschienen:

Alles durch einander. Eine Sammlung komischer Briefe, Parodien, Zeitungsannoncen, Räthseln und Spaßen aller Art. 3 Bde. à 15 Sgr.

Odeum. Eine Auswahl von ernsten und launigen Gedichten, welche sich zum mündlichen Vortrage in geselligen Kreisen eignen. Gesammelt und herausgegeben von A. Cosmar. 10 Bdchn. à 5 Sgr.

---

[602] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

In

Skandinavien.

Nordlichter.

Von

Eduard Boas.

8. geh. 21 Bogen. Preis 1½ Rthlr.

Fr. Ludwig Herbig.

---

[603] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Die Entdeckung von Amerika

durch die Isländer im 10ten und 11ten Jahrhundert. Von Dr. K. H. Hermes. Gr 8. Mit 1 Kupfer. Velinp. Geh. 20 gGr.

Die vielseitig interessante und bestrittene Frage, welcher Nation die erste Entdeckung Amerika's mit

Recht zugeschrieben werden darf, ist in dieser geistreichen Schrift in einer Weise besprochen und erledigt, die den Gelehrten wie den gebildeten Laien gleichmäßig anziehen muß und die wir der Aufmerksamkeit Aller empfehlen.

Braunschweig, Okt. 1844.

Friedrich Vieweg und Sohn.

[605] Prospect und Probenummern des zweiten Jahrgangs 1845 des

Wöchentlichen Literatur- und Kunstberichts

von

Oswald Marbach

sind in allen Buchhandlungen einzusehen. Das Journal gibt eine Uebersicht aller beachtenswerthen literarischen Erscheinungen, eine geistreiche Besprechung der Kunst- und Lebensinteressen der Gegenwart, Auszüge und Notizen. Man bezieht es durch alle Postanstalten und Buchhandlungen für ½ Thlr. vierteljährlich.

Voigt & Fernau in Leipzig.

NEUIGKEITEN DES JAHRES 1844

aus dem Verlage von

Alexander Duncker,

Königl. Hofbuchhändler

in Berlin.

Charisi, des, Erste Makamen aus dem Tachkemoni oder Divan. Nach einem authentischen Manuscript aus dem Jahr 1281 herausgegeben, vocalisirt, interpungirt und ins Deutsche übertragen, wie auch sprachlich und sachlich erläutert und mit einer umfassenden Einleitung versehen von Dr. S. J. Kaempf. Text und gegenüberstehende Uebertragung. Lex. 8. geh. . . . . . . 1⅓ Thlr.

* **Eichendorff,** J. Freiherr von, Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg. Mit einem Grundriß der alten Marienburg. gr. 8. geh. . . . . 1 Thlr. n.

Geibel, Emanuel, Gedichte. Dritte stark vermehrte Aufl. 8. eleg. geh. . . . . 1⅚ Thlr.

Dasselbe in schönem engl. Einband mit Goldschnitt. 2⅓ Thlr.

Das Portrait des Dichters. Nach der Natur gemalt von Louise Kugler, auf Stein gezeichnet von V. Schertle. Folio. . . . . ⅚ Thlr. n.

Germanie, Gräfin, Der kleine Don Quixote. Erzählung für die Jugend. Nach dem Französischen. Mit 4 Bildern von Th. Hosemann. 8. eleg. geh. ¾ Thlr.

Germanie, Gräfin, Robinsons Enkelin. Nach dem Französischen von Thekla von Gumpert. Mit 6 Bildern. gr. 8. In verziertem Umschlage geh. 1 Thlr. n.

Dasselbe sehr geschmackvoll gebunden. 1⅓ Thlr. n.

Gumpert, Thekla von, Die Badereise der Tante. Ein Buch für Kinder. 8. In colorirtem Umschlag geh. ½ Thlr.

Gumpert, Thekla von, Mein erstes weißes Haar. Mit einem color. Titelkupfer. 8. In verziertem Umschlag geh. . . . . 5/12 Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Aus der Gesellschaft. Gesammt-Ausgabe der Romane. Schillerformat. Eleg. geh. Pränumerations-Preis . . . 8⅔ Thlr. n.

enthält: Preise der einzelnen Romane:

1. Ilda Schönholm. (Früher unter dem Titel: „Aus der Gesellschaft".) . . . . . . 1½ Thlr.
2. Der Rechte. . . . . 2 Thlr.
3. Gräfin Faustine. . . . . 2 Thlr.
4. Ulrich. 2 Thle. . . . . 3⅓ Thlr.
5. Sigismund Forster. . . . . 1⅓ Thlr.
6. Cecil. 2 Thle. . . . . 4 Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Orientalische Briefe. 3 Bde. 8. Eleg. geh. . . . . 6½ Thlr.

Kinderfreund, der neue, Herausgegeben von H. Kletke. Zweiter Band. Mit 10 Zeichnungen von L. Richter und vielen Vignetten. Lex. 8. In 5 Lieferungen . . . . à ⅓ Thlr.

Dasselbe compl. sauber kart. . . . . 2⅔ Thlr. n.

Dasselbe eleg. geb. und mit color. Kpfrn. 3⅚ Thlr. n.

Auch unter dem Titel:

Kinderschatz, deutscher, cplt. geh. . 2½ Thlr. n.

Dasselbe cplt. in engl. Einband . . 2⅚ Thlr. n.

Dasselbe eleg. geb. und mit colorirten Kupfern. 3⅚ Thlr. n.

* **Köhnhorn,** K., Geographie Alt-Griechenlands, zum Gebrauche auf Gymnasien. gr. 8. geh. ⅓ Thlr. n.

* **Mülinen,** der Grafen, Familien-Geschichte und Genealogie. Lex. 8. eleg. geh. . . . . 1 Thlr.

Reumont, Alfred, Die poetische Literatur der Italiener im neunzehnten Jahrhundert. gr. 8. geh. . ¼ Thlr.

Reumont, Alfred, Thorwaldsen. Eine Gedächtnissrede. gr. 8. geh. . . . . ⅙ Thlr.

Skepsgardh, Otto von, Drei Vorreden, Rosen und Golem Tieck. Eine tragi-komische Geschichte mit einer Kritik von Friedrich Rückert. 2 Theile in 3 Abtheilungen. 8. geh. . . . . 2⅔ Thlr.

Theorie, die, des Dr. List vom Fabrikstaate und ihre geschichtlichen und statistischen Stützen. 8. geh. ¼ Thlr.

Warburg, H. von, Das Waldhorn. Eine Sammlung von Jagdliedern und Gedichten. 8. In verziertem Umschlag geh. . . . . 1½ Thlr.

Wedell, R. von, Historisch-geographischer Hand-Atlas in 36 Karten nebst erläuterndem Text, mit einem Vorwort von F. A. Pischon. In 6 Lieferungen. Imp. quer Folio. In Umschlag geheftet. 3. Lief. 1⅔ Thlr. n.

* **Werner,** Ferdinand, Die Galvanoplastik in ihrer technischen Anwendung. Mit 12 Kupfertafeln. (St. Petersburg.) Lex. 8. geh. . . . . 2 Thlr. n. n.

White, Charles, Häusliches Leben und Sitten der Türken. Nach dem Englischen bearbeitet. Herausgegeben von Alfred Reumont. 2 Bände mit 1 Plan und 1 Karte. 8. geh. . . . . . . 4½ Thlr.

[584] **Der Magnetismus**

im Verhältniß zur

Natur und Religion.

Von

Dr. Joseph Ennemoser.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Die Nachwelt wird sich darüber wundern, daß man in unserem Jahrhundert so schwer und langsam dazu kommen konnte, die Erscheinungen des thierischen Magnetismus, wie sie sich durch alle Zeiten hindurchziehen, als einen Theil der Naturgeschichte des Menschen, als den in der Erscheinung unendlich mannichfaltigen, dem Kern nach einfachen Ausfluß der ihm eingebornen Anlage zu fassen. Man gewöhnt sich nach und nach daran; aber noch immer wird der Magnetismus, und was in der Geschichte mit ihm zusammenhängt, von den Einen mit skeptischem Widerwillen betrachtet, während er Andere zur grundlosesten Schwärmerei hinreißt. Dem kann nicht anders seyn, so lange in den Wissenschaften, welche von diesen merkwürdigen Aeußerungen des menschlichen Wesens zunächst berührt werden, in Philosophie, Medicin, Theologie, die entgegengesetztesten Richtungen sich geltend machen. So lange aber der Magnetismus nicht überall als allgemeine Naturkraft anerkannt und als solche beobachtet wird, bleibt er auch als Heilmittel der rohen Empirie und dem Mysticismus preisgegeben. Die hier angekündigte Schrift verspricht nicht nur in

der angegebenen Richtung Förderung, sondern ist auch geeignet, ein größeres Publikum über Gegenstände zu belehren, welche mit den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen so nahe zusammenhangen.

Es zerfällt solche in folgende Hauptabschnitte:

Einleitung. I. Von den Erscheinungen des thierischen Magnetismus. a. Physische Erscheinungen. b. Psychische Erscheinungen. 1) Das Schlafwachen. 2) Das Wachschlafen. II. Geschichte und Analogien von Erscheinungen, welche mit den magnetischen Aehnlichkeit haben. III. Kritische Untersuchungen über die Wahrheit der magnetischen Erscheinungen, über den Werth und die Arten des Schlafwachens und Hellsehens. IV. Naturkundige Erklärungen der magnetischen Erscheinungen. a. Physiologische Erklärung. b. Psychologische Erklärung. V. Ueber die Anwendung des Magnetismus als Heilmittel. a. Von der magnetischen Behandlung im Allgemeinen. b. Von der Behandlung des Schlafwachens und Hellsehens. VI. Das wahre Verhältniß des Magnetismus zur Medicin. VII. Aufklärungen über das geistige Leben, und über mancherlei gegen den Magnetismus bestehende Vorurtheile. VIII. Ueber das rechte Verhältniß des Magnetismus zur Religion.

Stuttgart und Tübingen. Decbr. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Liederbuch

vom

Cid

nach der bis jetzt vollständigsten, Keller'schen Ausgabe verdeutscht von

Gottlob Regis.

8. Velinp. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Chr. J. Matzerath.

8. in Umschl. broch. Preis 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Grenzprovinz des Gesammtvaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemein-deutschen Literatur ausgeschlossen worden, und je dringender es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Literatur auch sie würdig zu repräsentiren.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichten für meine Söhne

von

A. v. Kotzebue.

Neue Auflage.

gr. 8. In Umschlag brochirt. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Inhalt: Der Tausendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und die Melonenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perrücke. — Belohnte Theilnahme. — Was geht es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Köln. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Gustchen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: Meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten vorschweben, wohl aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt. — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Moden und Trachten.

Fragmente zur Geschichte des Costüms

von

H. Hauff.

8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Die Hauptgedanken, durch welche diese Fragmente zusammengehalten werden, sind, einmal, die Entwicklungen der europäischen Tracht in ihrer historischen Bedeutung und ihrem Zusammenhang mit dem Geist der verschiedenen Zeitalter aufzufassen, sodann, in den Bewegungen der Tracht das Naturgesetzliche, der Laune sich beständig Entziehende nachzuweisen, und so die Begriffe Mode und Tracht streng auseinander zu halten. Nach diesen Ideen werden die Haupttypen, in welche die allgemeine Tracht seit dem Alterthum zerfällt, mit einander verglichen; einzelne Stücke der Bekleidung werden durch verschiedene Perioden verfolgt; es wird nachgewiesen, wie der jetzige Habitus in dem früherer Jahrhunderte wurzelt, und durch zahlreiche Beispiele gezeigt, was die Mode vermag, und was sie, der Tracht gegenüber, nicht vermag. Es sind Beiträge zur Philosophie des Costüms, skizzenhaft in einer Form gehalten, welche dem Leser, der sich nur unterhalten will, die Belehrung nicht aufdringt. In einem Kapitel vergleicht der Verfasser die heutige Männerwelt, in ihrem allgemeinen äußern Charakter, mit der des vorigen Jahrhunderts; in einem andern theilt er nach naturwissenschaftlicher Methode das Geschlecht der Eleganten in Arten und Spielarten; in einem dritten knüpft er Gedanken über weibliche Erziehung an die Betrachtung des antiken Costüms. — Das Inhaltsverzeichniß ist folgendes: 1) Vor und nach der Revolution. 2) Die männliche Tracht. 3) Physiognomie der männlichen Welt sonst und jetzt. — Eleganz. 4) Zoologisches Fragment. 5) Volkstracht und Modetracht. 6) Weibliche Eleganz. 7) Der deutsche Pariser. 8) Typen der Trachten. 9) Antike Tracht und weibliche historische Bildung. 10) Verfeinerung. 11) Der Hut. 12) Der männliche Haarputz.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Nationale

Rechtserzeugung und Rechtsbildung in Deutschland.

Ein Vortrag

für die Versammlung der Advokaten in Mainz bestimmt

von

Fr. Rödinger,

Rechts-Consulent in Stuttgart.

gr. 8. in Umschl. geh. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 16. December 1844.

Dans le divan pompeux le vent frais de l'Asie
Se glisse, en agitant la verte jalousie;
Sur le marbre poli d'un vaste corridor
Rampent, en longs anneaux, les arabesques d'or.
Méry et Barthélemy.

Die Postreise von Suez nach Cairo und das türkische Harem.

II.

Eine lang erwartete Einladung zum Besuche eines Harems kam endlich an, in Folge deren ich meine Unpäßlichkeit, so gut es gehen wollte, abzuschütteln suchte und mich mit den schönsten Kleidern, die mir meine Reisegarderobe bot, herausputzte. Ich zog einen blauen mit Rosen garnirten Seidenhut aus der Tiefe eines Koffers, wo er zusammengequetscht gelegen hatte, und nachdem ich meine Finger mit Ringen und meine ganze Person mit allen Ketten, Vorstecknadeln und Armbändern, die ich im Vermögen hatte, besteckt und bedeckt hatte, machte ich mich auf den Weg. Ich bestieg meine Eselssänfte und begab mich zuerst nach dem Hause einer französischen Dame, die sich erboten hatte, mich in das Harem Mochta Bey's einzuführen und meine Dolmetscherin zu seyn. Sie ist die Tochter einer Französin, die mehrere Jahre lang im Auftrag des Pascha und anderer vornehmen Herrn die Auswahl und den Ankauf von Seidenzeugen für die schönen Gefangenen der Harems besorgt hatte und sich gegenwärtig wieder in Paris befand, um neuen Vorrath zu holen. Meine Freundin, die Tochter, die in Egypten geboren und erzogen ist und es noch nie verlassen hat, ist erst seit Kurzem an einen jungen Italiener verheirathet.

Wir ritten durch viele enge Straßen und hielten etwa nach einer halben Stunde vor einem großen Thore, welches auf ein gegebenes Zeichen von einem Sklaven geöffnet wurde. Wir traten durch dasselbe in einen geräumigen Hof, auf den zahlreiche, mit engen, kunstreich und mannigfach geschnitzten Gittern versehene Fenster sich öffnen. Hier wurden wir von einem reich gekleideten Eunuchen empfangen. Wir stiegen ab, ließen unsere Thiere und Dienerschaft zurück und folgten unserem Führer eine kurze Marmortreppe hinauf und durch einen mit Vorhängen geschlossenen Eingang in einen zweiten, mit Marmor gepflasterten und von einem hohen Säulengange umgebenen Hof. Fünf oder sechs Sklavinnen kamen uns am Eingang entgegen. Meine Freundin ging voraus, um meine Ankunft zu melden, winkte mir aber bald, ihr zu folgen.

Wir traten in ein durch zwei Fenster erleuchtetes Zimmer im untersten Stockwerk. Es ist ein weites und hohes Gemach, in zwei Theile getheilt, die man Durkah und Liwan nennt; der Boden des leztern ist sechs bis sieben Zoll höher als der des erstern. Das Durkah, an dem sich die Eingangsthüre befindet, ist prächtig mit schwarzem und weißem Marmor und mit

polirten rothen Ziegelsteinen gepflastert, welche mannigfaltige Zeichnungen bilden. In der Mitte steht ein Springbrunnen, der seine schimmernden Wasserstrahlen fast bis zur Decke hinaufsendet und dann in einem flachen, mit vortrefflicher Mosaik von Pietra dura ausgelegten Bassin sammelt, von dem sich eine köstliche Kühlung umher verbreitet. Die Wände sind zur halben Höhe mit Marmorplatten von den lebhaftesten Farben in geschmackvollen Mustern belegt. An einer Seite befinden sich mehrere Marmortafeln, auf Bögen und leichten Pfeilern vom selben Material ruhend und in einem, mit dem Brunnenbassin übereinstimmenden Style verziert. Verschiedene silberne Gefässe standen auf diesen kostbaren Consolen. — Das Liwan, der höhere Theil des Zimmers, ist mit feinen Matten belegt und von Divans umgeben, bestehend aus Matratzen, die sich nicht weit über den Boden erheben und Polster als Rücklehnen haben. Sie sind mit gepreßtem karmoisinrothem und gelbem Atlas überzogen, was sich sehr gut ausnimmt. Die Wände des Liwan sind ganz einfach gehalten.

Die Decken beider Abtheilungen sind sehr eigenthümlich und schön gearbeitet. Die des Durkah ist einfacher, sie besteht aus geschnitzten Balken, etwa einen Fuß von einander und reich vergoldet; in den Zwischenräumen sind buntfarbige Muster gemalt, was sich äußerst elegant ausnimmt. Aber das Auge wird bald zur reichern Hälfte hingezogen, die vielleicht nicht so geschmackvoll, aber bei weitem glänzender ist. Hier sind statt der Balken Holzleisten auf die Bretter genagelt, welche die seltsamsten und verschlungensten, aber durchaus regelmäßige Figuren bilden. Die Leisten sind vergoldet und die tiefer liegenden Zwischenräume roth, blau und schwarz ausgemalt. Dieß macht einen überaus reichen und zierlichen Effekt und man hält es, da das Gemach hoch ist, auf den ersten Anblick für ein Basrelief von edlen Steinen.

Nachdem ich es versucht, unser Empfangzimmer zu beschreiben, komme ich auf die schönen Bewohnerinnen. Auf einem Haufen von violetten Sammtkissen, die in der Nähe des Brunnen auf dem Boden lagen, saß mit untergeschlagenen Beinen ein schönes, majestätisches Weib. Obgleich sie wenigstens vierzig Jahre alt seyn mußte, ließ sich keine Falte in ihrer prächtigen, klaren Gesichtshaut entdecken. Ihre Züge waren ausgezeichnet edel, ihre Zähne vollkommen erhalten und sehr weiß, und ihre dunkelblauen Augen leuchteten in sanftem Feuer. Ich habe nie ein zugleich so würdevolles und so liebliches Antlitz gesehen. Ihr Haar war unter einem, um den Kopfputz oder Turbusch gewundenen, reich gestickten Tuche ganz versteckt. Sie trug ein Hemd von schneeweißer Seidegaze und ein paar weite Beinkleider von demselben Stoffe, welch leztere über den Hüften anlagen und etwas unter den Knieen befestigt, aber lang genug waren, um bis auf die Füße herabzuhängen. Eine kurze Weste, die bis auf die Hüften herunter ging und weite offene Aermel hatte, vollendete ihren Anzug. Ihr einziger Schmuck bestand in fünf Reihen großer Perlen, die von ihrem Halse herabhingen.

Diese Dame war die verwittwete Mutter der Gemahlin Mochta Bey's. Ihr Sohn (dessen Name mir entfallen) ist unermeßlich reich; ein Drittheil aller Häuser und Gärten in Cairo gehört ihm an und sie selbst ist eine Verwandte des Pascha. Sie stand nicht auf, uns zu empfangen (weil sie den Vorrang des Alters vor uns hatte), aber sie berührte meine Hand mit ihrer Rechten, drückte diese darauf an ihren Busen und führte sie dann an ihre Lippen und ihre Stirne. Sie wollte es nicht zugeben, daß ich mich auf den Divan niederlasse, da sie wohl wisse, was in Europa Brauch sey; sie sandte eine hübsche georgische Sklavin nach einem grünen Atlasstuhl (dem einzigen im Hause), auf welchen sie mich ihr gegenüber niedersitzen hieß.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber ein kleines Bild auf der diesjährigen Berliner Ausstellung.

(Schluß.)

Die kleine Ondine ist die verkörperte Naturgewalt; sie ist reizend, fremdartig, kalt, und doch süß wie durch Thränenschleier lächelnd; sie ist beweglich, sie singt, sie tändelt, sie schillert in tausend Farben und ihr bewegliches, räthseldunkles Auge ist beständig nach oben zur Lichtwelt gerichtet. Dort trifft es auf die menschliche Sehnsucht und Neugier, auf das menschliche Begehren und Verlangen, auf die menschliche Thorheit und Keckheit. Diese Eigenschaften des Sohnes der Erde sind unter dem Bilde Amors vereinigt. Es ist hier nicht die Liebe angedeutet, wie sie zwischen den zwei Geschlechtern ihre Bande knüpft, nein, es ist hier eine andere, größere, weitere, umfassendere Liebe gegeben, die Liebe des einen Theils des Geschaffenen zum andern, die Sehnsucht, die die Atome zu einander zieht, die Zärtlichkeit und der geheime Liebeshandel der Elemente mit den belebten Blutkügelchen, die durch die Adern des Menschen rollen. Es ist die Tafel mit Figuren auf der einen Seite und auf der andern das scharfblickende Auge, das diese Chiffern lösen und deuten will; mit Einem Wort, es ist die gefährlich erglühende Leidenschaft des Menschen zur Natur und das verschleierte, räthselhafte, aus der Tiefe

hervorblickende Liebesauge der Natur, das dieser Leidenschaft entgegen kommt. Aber das Spiel Beider endet mit dem Tod, den Eines dem Andern gibt.

Unser Künstler ist so tiefsinnig, daß sein Bildchen alles überflügelt, was Worte noch weiter hinzufügen wollten und könnten; oder es müßten die Worte Goethes seyn, der in seinem „Fischer" ein ähnliches, tief geheimnißvolles Walten zwischen Menschenbrust und Elementarleben hat anklingen lassen, nur daß der große Dichter dieses Liebesspiel elegisch und träumerisch, unser Künstler dagegen dasselbe naiv, kindlich, und vielleicht darum noch tiefer aufgefaßt hat. Es ist in der That mehr die Keckheit und die Neugier eines Kindes, als der schwärmerische Hang des Jünglings, was in der Seele dessen sich ausspricht, der der Natur ihre Kunststückchen und Geheimnisse ablauschen will. Mit dem ersten Schmetterling, den wir auf der Wiese fangen und dessen farbigen Flügelstaub wir neugierig betrachten, fängt dieses Liebesspiel an, und mit den kummervollen und Tod bringenden Versuchen, den Stein der Weisen zu finden, den Urstoff des Lichts zu ergründen, oder gar in die geheime Pforte alles Lebens einzudringen, endet es. Und dieses Mühen, dieses Arbeiten, dieses Forschen, werde es noch so ernst betrieben, behält immer die kindliche Form der Neckerei, es bleibt immer ein Versteckensspielen, wir erhaschen im Fluge einen Zipfel des vorbeiflatternden Mantels, wir halten diesen fest, in der Ueberzeugung, die Gestalt selbst zu haben, die uns schon lang entschlüpft ist, um von einem fernen sichern Plätzchen aus uns zu verspotten. Dann kommt der anmuthige Naturgeist wieder näher und thut, als wolle er, überdrüssig der Freiheit, vom Menschen gefangen seyn, er schmeichelt und bittet gleichsam um Einlaß und Nachtherberge, und wenn wir die Thüre unserer Klause öffnen — fort ist er und in die Nacht hinaus geflattert. So sehen wir hier auch die Ondine verschwinden. Das Geheimniß zieht sich in seine sichere Hülle zurück und zieht den Forscher, der zu weit gegangen ist, in Tod und Verderben hinab.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Forschung. Die Wissenschaften, zu einer mächtigen Fülle und Wirksamkeit emanzipirt, haben Triumphe über Triumphe gefeiert, und es scheint, als wäre das Wunder, dieses „liebste Kind der Schöpfung," aus unserem Leben verschwunden. Dem ist aber nicht so. Unser kleines Bild, wenn wir es nicht ohnedieß wüßten, würde uns belehren, daß jeder Forschung eine Grenze gesteckt ist. Dürfen wir auch annehmen, daß unser Drang nach Wissen eine edlere Quelle hat als Eitelkeit und materielle Nutzenförderung, daß es wirkliche und reine Liebe zu der Natur und ihren verhüllten Reizen, daß es, wie auf unserem Bilde, Amor ist, der der Ondine nachstellt in halb kindischer, halb schon verliebter Tändelei, immer ist die Grenze streng gezogen, und wenn wir diese überschreiten, ist Untergang unser Loos. Dieß sey unsern Forschern gesagt. Ich möchte ihnen noch deutlicher zurufen: Ihr, die ihr Alles erforschen wollt, gesteht immerhin, daß es in eurem Gebiet eine verlorene Kirche gibt, von der nur die Glocken Abends zu euch herübertönen, die aber Keiner von euch, so eifrig ihr auch den großen dunkeln Wald durchforscht habt, gefunden hat. Gesteht dieß zu, und dann gesteht weiter, daß, wenn ihr auch das geisterhafte Irrlicht, dieses Gespenst bei unsern unaufgeklärten Altvordern, in chemische Livree gesteckt und zu dem Lakaiendienst auf eurem prosaischen Arbeitstisch als Studirlampe gezwungen habt, wenn das flüchtige und zierliche Feuer der Naphtaquelle jezt Allen verständlich unsere Straßen erleuchtet, wenn es für euch nichts Schreckbares mehr hat, so ihr die Nebel auf den Kirchhöfen sich zu Gestalten zusammenballen seht, und ihr zum Scherz auf eurer anatomischen Schaubühne den Leichnam noch galvanisch zucken laßt — gesteht nur, daß immer noch etwas bleibt, was ihr nicht erklären könnt, was euern Loupen und euern Messern und Scheeren entschlüpft. Dieß ist euer Kummer, und wenn ihr wirklich, wie ihr es öfters nur fälschlich vorgebt, von wahrer Liebe entzündet seyd, so könnt ihr wohl vor Sehnsucht sterben, all die Geheimnisse, die sich euch hier hartnäckig verschließen, auf einem andern Stern, in einem andern Leben zu erforschen; so wie man's von jenem Astronomen erzählt, der sich selbst den Tod gab, um zu erfahren, wie es mit dem Ringe des Saturn eigentlich beschaffen sey.

Dieß ist denn der Amor, den die Ondine in die Tiefe zieht. Es bleibt nun noch zu deuten, wie unser Künstler sich jene Verwundung der Nixe gedacht hat. Leidet die Natur wirklich durch unser vorwitziges und allzudreistes Forschen? Ja, sie leidet; seyd davon immerhin fest überzeugt. Nicht das einzelne Thier, das ihr quält, nicht die Pflanze, die ihr in Fasern zerlegt, nicht diese allein leiden, auch die Natur im Ganzen und Großen empfindet die ungehörige und grausame Neugier des Menschen. Sie ist nicht so leblos, wie ihr sie euch denkt. Darum treibt das Liebesspiel nicht zu weit, es ist euer beider Tod.

Das kleine Bildchen ist hiemit noch lange nicht ausgeschrieben und ausgedeutet. Wir wünschten, daß die neueren Künstler, die die Ausstellung mit Bildern aller Art versorgt haben, dasselbe näher betrachteten und dann immerhin zum Vorbild nähmen, um Sinn und Bedeutsamkeit in ihre Schöpfungen zu bringen. Die moderne Kunst ist in ihren Motiven allzu materiell geworden. Es ist damit nicht gesagt, daß man lauter räthselhafte Darstellungen wähle, oder wohl gar auf's Feld der Allegorie übergehe; aber man soll von der

Oberfläche des Lebens, das man gibt, die Tiefe nicht ausschließen, die man nicht geben kann und nur ahnden läßt. Unsere historischen Bilder und noch mehr das Genre fallen kalt und bedeutungslos aus, weil kein Geheimniß des Gemüths, des Lebens, des Geistes sich in ihnen unter Farben und Gestalten verhüllt, mit andern Worten, weil jede tiefer liegende Beziehung zwischen dem Kunstwerk und unserem eigenen Leben fehlt. Der ächte Künstler malt zwischen seine Linien und Farben, wie der ächte Dichter zwischen den Zeilen dichtet. Wir haben zum Beispiel, ob wohl oder übel, sey dem Leser zur Entscheidung überlassen, einen langen Commentar zu einem Bildchen gegeben, das nur zwei Kindergestalten enthält, und es ist für uns und Andere noch lange nicht in allen seinen Beziehungen und Deutungen erschöpft; zugleich bekennen wir aber, daß wir über manches Bild der dießjährigen Ausstellung, das in einem großen Raume eine Menge von Figuren enthält, und der Himmel weiß was für eine wichtige Handlung ausdrücken soll, nichts, auch nicht das kleinste Wörtchen zu sagen wissen.

Zum Schluß drücken wir noch den Wunsch aus, das oben beschriebene kleine Kunstwerk möchte vervielfältigt werden, am liebsten durch einen guten Kupferstich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Schluß.)

Conzerte. — Vorlesungen.

Auch das viel besprochene und mit so ungeheurem Jubel in Berlin aufgenommene Stück „Köck und Juste" sahen wir neuerdings. Es reizte allerdings auch das hiesige Publikum zum Lachen, lärmenden Beifall konnte es sich aber nicht erringen. — Ein Stück von Berger, das schon ziemlich alt ist und auf französischem Grund und Boden entsprungen zu seyn scheint, „Maria von Medicis," ward vom Publikum bei der erstmaligen Darstellung sehr günstig aufgenommen. Es enthält wirklich einige gut und verständig gearbeitete Scenen, die jedoch schwerlich das Stück halten könnten, würde es weniger gut gespielt. Das Lustspiel ist eigentlich mit dem zweiten Akte vollkommen zu Ende, denn man weiß sicher, wie es endigen muß, und dennoch spinnt es sich noch volle zwei Akte fort, wodurch denn die Geduld der Zuschauer auf eine gar zu harte Probe gestellt wird. — Mit den Opern scheint die neue Direktion kein rechtes Glück zu haben. „Sirene" von Auber, die mit glänzender Ausstattung einigemale gegeben wurde, hatte doch keinen bedeutenden Erfolg. Sonst sahen wir von ältern klassischen Opern noch „die Hochzeit des Figaro," die, wie alle Mozartschen Meisterwerke, immer von Neuem das Publikum elektrisirt. — Die großen Conzerte im Saale des Gewandhauses stehen wieder in voller Blüthe, und Virtuosen des Auslands kommen zu allen Thoren herein, um Ruhm und Geld einzuernten. Der berühmte Violinist Ernst, der auch einmal im Theater spielte, entzückte das Publikum durch die Zaubertöne seiner Geige. Mortier de Fontaine aus Paris, ein Pianist, dessen Ruhm wenigstens mir noch nicht zu Ohren gekommen war, fand ebenfalls großen Beifall und spielte mehrmals im Conzerte, wo seine Gemahlin sich als Sängerin hören ließ. — Die „Euterpe-Conzerte," die neben den berühmten Gewandhaus-Conzerten eine Reihe von Jahren bestehen und stets ein großes Publikum fanden, scheinen in diesem Jahre nicht recht in Gang kommen zu wollen. Sie haben zwar, dießmal unter der Direktion Joseph Meyers, wieder begonnen, werden aber nicht, wie in früheren Jahren, regelmäßig an bestimmtem Tage gehalten.

Der Winter ist für mehrere hiesige Professoren, Docenten und andere Gelehrte die Zeit der Vorlesungen vor einem größeren oder kleineren Publikum. Einige dieser Vorlesungen haben bereits begonnen. Prof. Wachsmuth hält Vorträge über interessante Geschichtsepochen und sieht immer einen ausgewählten intelligenten Zuhörerkreis um sich versammelt. Ein juristischer Docent, Dr. E. Vogel, hat ein „Zeitungskollegium" begonnen und beabsichtigt darin auf zeitgemäße Weise denjenigen Bürgern, die nicht Zeit haben, sich um die Zeit zu bekümmern, den Lauf der Welt zu deuten und die Zeitgeschichte schmackhaft beizubringen. Ob sich Zuhörer gefunden haben, weiß ich nicht. Dr. Jahn kündigt „astronomische Vorlesungen" an, und Dr. Bernhardi, ein Neffe L. Tiecks, der seit einigen Jahren hier lebt und sich mit besonderer Vorliebe mit Theater und Drama beschäftigt, will in nächster Woche einen Cyklus dramatischer Vorlesungen à la Tieck und Holtei beginnen. In Leipzig ist dieß ein Wagniß, da es hier eine zu geringe Anzahl Leute gibt, die Zeit und Sinn für derartige Vorträge haben. Sie wären jezt gewiß an der Zeit, wo das neue Theater offenbar die Lust am Drama im Publikum bedeutend geweckt und vermehrt hat; allein der Theil des Publikums, der überhaupt Drama und Theater noch werth hält, will Lust- und Trauerspiel sehen, nicht hören, und wenn auch Bernhardi nur alte und eben selten oder nie auf die Bühne kommende Stücke vorzutragen verheißt, so fürchte ich, wird dieß dennoch nicht genugsame Anziehungskraft haben, um einen wünschenswerthen Zuhörerkreis zusammenzubringen. Ueber die Befugniß des Genannten zu derartigen Vorlesungen und über den Erfolg derselben werde ich in meinem nächsten Schreiben Bericht erstatten. Endlich geht auch der Literatenverein wieder mit dem Gedanken um, in den Wintermonaten eine Reihe von Vorlesungen zu halten, deren Ertrag dem Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Literaten zu gute kommen soll.

Die Zahl der hier lebenden Schriftsteller hat sich in den lezten Monaten wieder vermehrt. Das Erscheinen der politischen Wochenschrift „der Herold" brachte den als Publicisten bereits bekannten Lüders hierher. Ferner lieferte Oesterreich einen jungen Dichter an uns ab, Moriz Hartmann, dessen Gedichte sich gegenwärtig unter der Presse befinden und den in hiesigen Blättern veröffentlichten Proben zufolge etwas Gutes erwarten lassen. Endlich ist ein Herr von Rosen, der längere Zeit ein vielbewegtes und abenteuerreiches Leben geführt hat, zu uns gerathen, um hier in der großen Caravanserei der deutschen Schriftstellerwelt von seinen Strapazen auszuruhen. Möge ein Jeder finden, was er sucht und wünscht! — Was Literatur und Publikum von den namhafteren Schriftstellern Leipzigs in der nächsten Zeit zu erwarten haben, davon ein nächstesmal. Bis jezt herrscht auf dem litterarischen Markte eine auffallende, fast beunruhigende Stille.

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 17. December 1844.

Mein Herz ist einsam und mein Aug' ist trübe:
Dem Haß entflieh ich, aber auch der Liebe.
Freiligrath.

Gedichte von F. Bodenstedt.

Auf Wanderungen im Kaukasus geschrieben.

Die Fontaine bei Jstibulach.

In Baumesschatten fließt die Fontaine,
— Des Berges ewige Freudethräne —
Ein Stein steht am Orte,
Draus das Wasser trieft,
Drauf liest man die Worte
In goldener Schrift:

„Plätschernd hell
Springt der Quell
Zwischen duftender Blüthe,
Aus dem Felsen, dem steinigen,
Wie ein Strom der Güte
Allah's des Einigen.
Wanderer, den er erquickt,
Danke dem, der ihn geschickt."

Bei der Fontaine macht die Karavane Halt;
Eh' der Reiter sich labt, tränkt er das Thier, das ihn trägt,
Die Diener sammeln Reiser, machen Feuer, das bald
Unter'm Kessel in lustigen Flammen schlägt;
Und Alle strecken die müden Glieder
Auf weichem Teppich zur Ruhe nieder.
Dampfend und perlend, von Mund zu Mund
Geht der helle Kalljan im Kreise rund.
Jussuf das Rohr seinem Nachbar reicht,
Greift die Tschengjir und singt und die Saiten streicht:

„Mit Geschenken beladen kehr' ich von Gjirdschistan,
Ziehe heim zur Geliebten nach Eriwan;
Lange harrt sie mein, doch fern ist's ihrem Sinn,
Daß ich längst auf dem Wege zur Heimath bin.
Wie die Aehren des Feldes im Hauche des Winds
Wogt voll Sehnsucht der Busen meines lieben Kinds;
Wie die Nacht so dunkel, wie der Tag so licht
Ist Zarema's, meiner Lieben, Gesicht! —
Heller Edelstein im Ringe meines Lebens!
Anfang du und Ende meines Strebens!
Wart', erwarte mich, du wartest nicht vergebens!"

— —

Und gellendes Beifallsgeklatsche erklang,
Wie Jussuf sein Lied zu Ende sang.
Nur Einer von Allen, mit düsterm Sinn
Starrte schweigend vor sich zur Erde hin. . . .

Und Selim, der junge, mit dem Feuerblick,
Rückt die Mütze und wirft seinen Mantel zurück,
Läßt die Saiten erklingen
Und hebt an zu singen:

„Habt ihr mein Mädchen geseh'n, wie es voll Schönheit blüht?
Doch Keiner hat's geseh'n. — Wehe dem, der es sieht!
Nur für mich hebt sich der hüllende Schleier,
Funkelt der Augen liebendes Feuer!
Nur für mich lächelt der Mund meiner jungen Maid,
Schlingt sich ihr Haar lang wie die Ewigkeit!"

Und Alle klatschten, waren des Lobes voll,
Als der Klang von Selim's Liede verscholl.
Nur Einer unter Allen, in düsterer Ruh'
Hatte nicht gehorcht, sprach kein Wort dazu.

Da Homar, der Sänger, mit dem schmucken Bart,
Nimmt die Tschengjir, und still es im Kreise ward,
Und er stimmt die Saiten und ruhig dann
Hebt er zu spielen, zu singen an:

„Nicht mit Sternen am blauen Himmelszelt,
Nicht mit Rosen auf duftendem Blumenfeld,
Selbst mit der ewigen Sonnen Licht
Vergleich' ich Zuleika, mein Mädchen, nicht!

Denn der Engel Busen ist liebeleer,
Unter Rosen drohen die Dornen her,
Und die Sonne verbirgt des Nachts ihr Licht:
Sie Alle gleichen Zuleika nicht!

Nichts finden, so weit das Weltall reicht,
Die Blicke, was meiner Zuleika gleicht —
Sie, die dornlos schön, Nachts auch voll Liebesschein,
Kann nur mit sich selber verglichen seyn!"

Das Lied verscholl und in Jubelgebraus
Brach der Beifall der horchenden Menge aus.
Nur Einer unter Allen blickte immerfort
Vor sich düster zur Erde und sprach kein Wort.
Der Eine, der Stumme, war ein junger Frank,
Bleich war sein Gesicht, sein Wuchs war schlank;
Man wußte nicht, woher er kam,
Doch Keinen sein Trübsinn Wunder nahm;
Es schloß des stillen Auges Schein
Ein ganzes Jahrhundert von Leiden ein . . .

„Dank Allah! Dank Allah!" — Es erhob sich der Hauf,
Die Diener nahmen die Speisen, die Teppiche auf;
Auf ihre Rosse stiegen die Reiter
Und trabten weiter.

Im fernen Westen, einsam im Kämmerlein
Saß seufzend ein holdes Mägdelein.
Sie wendet gen Osten den trauernden Blick:
„Wo weilst du, mein Lieber! kehrst nimmer zurück?"
Und sie weint — sie reichte die Hand einem Mann,
Den sie nicht lieben kann.

Das türkische Harem.

(Fortsetzung.)

Sie that sodann, durch Vermittlung meiner französischen Freundin, mancherlei Fragen an mich, z. B. „wie alt bist du? bist du verheirathet? bist du zum erstenmal verheirathet? wie alt ist dein Mann? wie groß ist er? von welcher Farbe sind seine Haare und Augen? ist er gut gegen dich? hat er noch mehrere Weiber? warum läßt er dich ohne Schleier durch die Straßen reiten? hast du Kinder? was veranlaßte dich, so weit von deiner Heimath wegzugehen?" ꝛc. Ich befriedigte ihre Neugierde so gut ich konnte, und sie schien sich sehr über meine Antworten zu freuen. Ihre Stimme war ausnehmend sanft und angenehm, und sie sprach ihre Fragen mit so viel Grazie und Feinheit aus, als ob sie die gebildetste und geistreichste Unterhaltung pflöge. Sie sprach Arabisch, da meine Begleiterin kein Türkisch verstand.

Nach dem ersten Schwall von Fragen sagte sie mir, ihre Tochter werde bald erscheinen, da dieselbe besonders begierig sey, die Bekanntschaft einer englischen Dame zu machen. Ich fand jezt einen Augenblick Zeit, die Gruppen schöner Sklavinnen zu betrachten, die in verschiedenen Stellungen im Zimmer umher standen, lachten und mit den Fingern auf meine Kleidung wiesen. Es waren meistens Georgierinnen und Circassierinnen, manche derselben auffallend hübsch, mit weißer Gesichtsfarbe und dunkeln Augen. Alle waren in die kostbarsten, meist buntfarbigen Stoffe gekleidet, und zwei oder drei der hübschesten trugen schöne Schmucksachen von goldenem Filigran mit Edelsteinen. Sie waren reicher gekleidet als ihre Gebieterin; ich glaube, die türkischen Damen finden Vergnügen daran, ihren Lieblingssklavinnen ihre kostbarsten Gewänder und Zierrathen anzuhängen, während sie selber, ausgenommen bei besondern Veranlassungen, höchst einfach angezogen sind.

Endlich erschien die Tochter, die Frau vom Hause, ein höchst liebenswürdiges Geschöpf. Ihre Haut ist die weißeste und blühendste, die man sich denken kann; ihre

Stirne ist hoch und völlig frei, denn ihr hellbraunes Haar, das ihr in nachlässigen Flechten und Locken unter ihrem Kopftuch über Schultern und Rücken hinabfällt, ist nach türkischer Art um das Gesicht herum kurz geschnitten. Ihre Zähne, die sie beständig zwischen ihren rosigen, lachenden Lippen hervorblicken ließ, sind vom schönsten Ebenmaße und durchsichtig weiß, und das Feuer ihrer herrlichen Augen vom tiefsten sanftesten Blau wird durch die kokette Bemalung der Augenlieder und Brauen mit Khol noch mehr gehoben. Dieß gibt der ausgezeichneten Schönheit derselben noch mehr Tiefe und Schatten, wie eine angemessene Fassung den Glanz eines Diamants noch verstärken mag.

Ihr Anzug glich ganz dem ihrer Mutter, nur daß ihre Weste so tief ausgeschnitten war, daß Hals und Brust frei und nur von den dünnen Falten ihres Gazehemdes bedeckt waren, so daß die ganze Form ihres Busens sichtbar wurde. Ihre Arme waren bloß und nach Bildung und Farbe vollkommene Muster der Schönheit, und die schmalen spitzen Finger der zierlichen Hände mit Hennah rosenroth gefärbt.

Sie ging mit dem allen türkischen Damen eigenthümlichen wackelnden Gange auf mich zu und kauerte, nachdem sie mich auf dieselbe Weise wie ihre Mutter begrüßt hatte, auf ein ähnliches Lager von Kissen in einer andern Ecke des Zimmers und hieß mich neben ihr niedersitzen.

Ich hatte dieselbe Reihe von Fragen noch einmal zu beantworten, zu denen noch eine Menge neuer hinzukamen, über England und englische Gebräuche, ferner, ob ich jemals ein so schönes Haus gesehen, als das ihrige? ob ich lesen und schreiben könne u. s. w. Nachdem ich ihre Neugierde befriedigt, erzählte sie mir, ihr Gemahl, Mochtah Bey, sey ein sehr hübscher Mann gewesen, und sie gab seine Höhe und die Länge seines Bartes an; er sey sehr gelehrt gewesen, und Mehemmed Ali habe ihn nach England geschickt, wo er sich ein ganzes Jahr lang aufgehalten; nach seiner Zurückkunft habe er nicht mehr mit den Fingern essen wollen, sondern Tische und Stühle machen lassen und sich eines Messers und einer Gabel bedient; da er aber unlängst gestorben, so habe sie alle diese unnützen Sachen weggeschafft, und werde sich bald wieder verheirathen. Sie schien sehr stolz darauf, daß sie ein wenig sticken konnte; dieß gilt unter den orientalischen Damen für einen hohen Grad der Bildung.

Ihr größter Kummer, wie sie sagte, war, daß sie nie Mutter gewesen; um sich jedoch einigermaßen hiefür zu entschädigen, hatte sie ein Kind von der Straße an Kindesstatt angenommen und erzog es als ihr eigenes. Sie sandte eine Sklavin nach dem Säugling, der alsbald von seiner erkauften Säugamme herbeigebracht wurde. Es war ein kleines Mädchen, acht bis zehn Monate alt; es kam mir außerordentlich häßlich vor und war armselig angezogen. Kaum war es aber im Zimmer, so nahm es meine liebliche Wirthin in ihre Arme und hätschelte es und spielte mit ihm, als ob es ihr eigenes gewesen wäre. Es schien das Schooßkind und der Liebling des ganzen Harems. Auf einmal fing es an zu schreien, und dadurch kam Alles in Bewegung. Die ältere Dame nahm von den Früchten, die zum Kühlen im Brunnen lagen, eine Gurke und gab sie dem Kinde zum Saugen. Nach meinen Begriffen hätte es den Tod davon haben sollen, aber man sieht alle Kinder hier beständig an etwas dergleichen nagen. Ich erfuhr bald, weßhalb das Kind so ärmlich angezogen war; unter den mohammedanischen Müttern herrscht der Aberglaube, daß schöne Kleider den „bösen Blick" anziehen.

Zunächst wurde nun mein ganzer Anzug auf's genaueste besichtigt, meine Ringe Stück für Stück betrachtet und bewundert. Ich trug ein schwarzes Atlaskleid und wurde gefragt, warum es nicht grün, blau oder gelb sey. Ich erwiderte, ich könne auf der Reise nicht alle meine Kleider mit mir führen. Darauf wurden meine Hände untersucht, und alle Sklavinnen durften mir, eine nach der andern, in's Gesicht sehen. Namentlich auf eine derselben, eine große, starkknochige Nubierin, die als ehemalige Säugamme meiner schönen Wirthin in großer Gunst stand, machte meine Person, da sie noch nie eine Europäerin gesehen hatte, einen solchen Eindruck, daß sie, nachdem sie alle meine Kleider betastet und mir lange genug unter den Hut gestarrt hatte, kaum dazu zu bringen war, von mir abzulassen; sie setzte sich darauf, was nur sie ohne besondere Erlaubniß thun durfte, in der Ecke des Zimmers nieder und hielt fortwährend mit aufgerissenem Mund ihre Augen auf mich gerichtet.

Eine sehr große und schöne Vorstecknadel, die ich trug, zog die Aufmerksamkeit der Dame besonders auf sich; sie bat mich, sie abzunehmen, damit sie sie näher betrachten könne, steckte sie darauf ganz ruhig in die Falten ihres Hemdes und sprach von etwas Anderem. Ich wartete eine Zeit lang, und da sie keine Anstalten machte, die Nadel zurückzugeben, und ich keine Neigung verspürte, ihr ein Geschenk damit zu machen, theilte ich meine Besorgnisse meiner Begleiterin mit, die ihr höflich bemerklich machte, das Geschmeide sey so schwer, daß es die Gaze ihres Hemdes zerreißen werde, und sich erbot, dasselbe losmachen zu helfen. Sie verstand den Wink, obgleich mit sichtlichem Mißvergnügen, und mir that es sehr leid, daß ich nicht etwas von geringerem Werthe für mich bei mir hatte. Sie würde in diesem Falle ohne Zweifel das Compliment erwidert haben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, December.

Kirchengesang. — Deutsche Oper.

Man thut den Savoyarden sehr Unrecht, wenn man ihnen Mangel an Anlage für Poesie, Musik und bildende Kunst vorwirft. Was die Poesie betrifft, so könnte schon die kürzlich erschienene Gedichtsammlung des Marquis von Chaumont die Anlage widerlegen, wenn es dessen bedürfte. Auch in der ächten Tonkunst haben wir in neuester Zeit Fortschritte gemacht. Opernmusik wurde immer ziemlich hier getrieben, wie in Italien. Dazu wird viel auf Clavier, Violine, Flöte 2c. musicirt; am besten fehlt es aber immer, an Volksgesang und Kirchenmusik. Jener, der Grund und Boden aller Musik, kann bekanntlich selbst in Italien und Frankreich, in den westlichen schönen Alpenländern, in Savoyen und in der romanischen Schweiz so wenig aufkommen als die Volkspoesie, die schwesterlich mit ihm Hand in Hand geht. Die Herrlichkeit unserer Alpen- und Gletschernatur, unsere schönen Seen und Ströme, unsere mächtigen Bäume und Felsen regen uns nicht poetisch und musikalisch auf wie die Tyroler und Oberbayern, sie wirken bei uns nicht in die Tiefe, sondern nur in die Breite und Fläche der Beschreibung und Landschaftsmalerei, nicht weiter. Dagegen hat die Kirchenmusik hier einige Anregung bekommen, die gute Folgen haben kann. Zu den poetischen, vom Alterthum beibehaltenen Festen und Feierlichkeiten der katholischen Kirche gehört auch der sogenannte mois de Marie, die Feier des Frühlings, des Blumen- und Blüthemonats, die in das Fest der Madonna übergegangen sind. Der Abbé Desgeorges hatte in der lezten Fastenstation unsere Damen aufgefordert, in der Kathedrale heilige Gesänge vorzutragen, wie dieß in Italien und Frankreich gebräuchlich ist. Die Sache war hier neu und deßhalb interessant, aber auch etwas gewagt, wiewohl sie unser Erzbischof selbst einzuführen wünschte, um dadurch den Andachtsübungen des Marienmonats einen neuen Reiz zu geben; besonders wollte er dadurch die jungen Leute, zumal die Offiziere, wieder an die Kirche gewöhnen. Es gab Ehemänner und Papas, die nicht den geringsten Anstoß daran nehmen, daß ihre jungen Frauen und Töchter erotische Opernsolos oder Duos singen, die sich im Gegentheil darüber freuen, und auch gar nichts dagegen haben, daß ihre Damen in unserem Liebhabertheater auftreten, ja daß sie auf Bällen walzen, galoppiren und polken. Dieselben Männer aber wurden über die religiösen Mai- und Mariengesänge in der Kirche bedenklich und scheu, wiewohl sie nicht läugnen konnten, daß in Frankreich und Italien die vornehmsten Damen dabei mitwirken. Endlich aber gaben sie es zu, da der Erzbischof sehr warm für die Sache sprach. Die Frauenchöre begannen und machten bei der günstigen Kleidung der Sängerinnen in der Kathedrale eine sehr gute Wirkung, zumal eine unserer angesehensten Frauen — eine wahre Cäcilia — die Orgel spielte. Die Kirche war nun immer voll; bald aber bemerkte man, daß Frauenstimmen allein zwar recht schön seyen, daß sie jedoch von Männerstimmen getragen sich noch viel besser ausnehmen müßten. Nun bildeten sich auch Männerchöre, wodurch natürlich der Mariendienst bedeutend an Mannigfaltigkeit und Annehmlichkeit gewann. Anfangs hatte man sagen hören: Stimmen unsichtbarer Frauen, wie die der Nonnen hinter Gittern, hätten ächt weiblichen, religiösen und heiligen Reiz; acht Tage später aber war dieß Rococo und Niemand hätte sich mehr so äußern mögen. Die Doppelchöre waren im besten Zug und nie hatte man Abends die Kathedrale so voll gesehen. Wer konnte dagegen etwas einwenden? Auf jeden Fall ist dieß für die Kunst ein günstiges Ereigniß, und die Geselligkeit hat auch nicht wenig dabei gewonnen. — Von der bekannten Gutmüthigkeit der Savoyer zieht sich der rothe Faden auch durch die Musik. Davon hatten wir diesen Herbst einen starken Beweis, als eine von den deutsch-schweizerischen Operngesellschaften hieher kam, die seit einigen Jahren zum Aerger der im Lande lebenden Deutschen das romanische Land von Lausanne und Genf bis Marseille durchziehen, in der Regel schlechte Geschäfte und Schulden machen, in bittere Verlegenheiten gerathen und dann zu den lieben Landsleuten ihre Zuflucht nehmen. Es war drauf und dran, daß es einer solchen Gesellschaft auch hier ging, wie kurz vorher und auch nachher wieder in Marseille. Die Oper konnte aber glücklicherweise nur wenige Tage hier bleiben und dieß bewahrte uns vor dem Uebel. Wir hörten die Norma, W. Tell und Robert toll genug. Die guten Leute von Chambéry freuten sich aber gewaltig über den premier Tenor à l'Opera de Berlin, wie Breiting auf dem Zettel genannt wurde, und über Mad. Marquard-Segatta, die als première chanteuse du théâtre imperial de Vienne auftrat. Arme königliche Oper in Berlin, armes kaiserlich königliches Theater in Wien, wie seyd ihr gefallen, wenn ihr solche Leute als erste Subjekte habt, die gezwungen sind, mit dem ersten besten herumziehenden Operndirektor auf's Gerathewohl nach Marseille zu ziehen und unterwegs Schulden halber ein paarmal festzusitzen! Werfen wir Deutsche den Franzosen doch ja nicht mehr Charlatanerie vor; wir haben es darin fast eben so weit gebracht, nur treiben wir das Handwerk grober, wie Alles, worin wir sie nachäffen. Hier fiel es Niemanden ein, an des Tenors und der Primadonna hohen Prädikaten zu zweifeln. Jener wurde sogar der deutsche Duprez genannt und hoch erhoben. In Grenoble, wohin die Truppe von hier ging, hat sie gar, wie wir hörten, Furore gemacht. In Marseille aber ist es ihr nicht so gut geworden, wiewohl sie auch dort Furore machte, nur auf andere Art. Sie ist dort sehr schlimm gefahren, ihre Mitglieder haben nach dem Bankerott des Unternehmers und Direktors und der Auflösung der Gesellschaft große Mühe gehabt, wieder in die Schweiz oder nach Deutschland zurück zu kommen, wobei es nicht ohne demüthigende Schritte abgegangen ist, wie früher bei der deutschen Oper in Paris. Möchten doch diese wiederholten Unfälle vor leichtsinniger Erneuerung solcher Unternehmungen in einem Lande warnen, wo man die überdieß oft schlecht ausgesprochene und gesungene, durch provinzielle Weise entstellte Sprache nicht versteht, und wo das von den Fremden gewöhnlich vernachlässigte und etwas gemeine Spiel unangenehm gegen das der französischen Schauspieler auffällt. Dergleichen erträgt man in Frankreich, wenn sonst noch einiges Gute dabei ist, z. B. gute Chöre, wohl zwei bis dreimal, so lange der Reiz der Neuheit dauert, jedoch selten länger; die deutschen oder Schweizer Impressarios aber rechnen auf monatlangen Zulauf, und damit verlangen sie zu viel.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 18. December 1844.

— Du standest unbewegt am Steuer,
Sinnschwere Worte werfend in die Winde,
Daß einst der Sohn, der Enkel einst sie finde.

Platen.

Goethe als Recensent.

Von Hermann Marggraff.

Erster Artikel.

Als man Goethe's Standbild in Frankfurt am Main enthüllte, hat wohl schwerlich einer der Anwesenden daran gedacht, daß Schwanthaler in dem berühmten Dichter auch einen Recensenten vom Fach dargestellt habe. Schwerlich ahnete der Bildhauer selbst, daß er mit einigem Rechte dem Attribute des Dichters, dem Lorbeerkranze, auch das Attribut des Fachrecensenten, die Geißel, gesellen durfte, ohne einer Lüge geziehen zu werden. Mit Fug und Recht konnte er sich darauf berufen, daß Goethe in den Jahren 1772 und 1773 „die Frankfurter gelehrten Anzeigen" und in den Jahren 1804 bis 1806 die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung" vielfach mit Recensionen versorgte; ja er konnte sich darauf berufen, daß sich Goethe selbst gelegentlich einen Recensenten nennt; daß der häufige Gebrauch des „Wir" und einer Menge stereotyper Wendungen ganz und gar der gewöhnlichen Recensentenpraktik angehören, wie sie seit jener Zeit bis auf uns sich vererbt hat. Ja er sagt einmal „Wir, als Polizeibediente des Literaturgerichts." Und doch, welch ein Recensent muß es seyn, der von sich sagen konnte: „Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst." Dieß konnte ein Recensent wie Goethe von sich behaupten, und er erscheint uns deßhalb nur um so erhabener; wie aber, wenn sich ein numerirter Recensent der Gegenwart einer solchen Behauptung unterfangen wollte? Ein Alpengipfel möge sich vermessen und sagen, er sey eine Stütze des Himmels; ein Sanddünenhügel möge sich bescheiden, denn derselbe Wind, welcher ihn am Morgen entstehen ließ, wird über Nacht ihn verwehen.

Die Biographen Goethe's, so vortreffliches Einzelnes sie auch geleistet haben, scheitern doch in der Hauptsache, wo es darauf ankommt, den Menschen und den Dichter aus einander im organischen Zusammenhange zu entwickeln, mehr oder weniger an der Vielseitigkeit und Vielgestaltigkeit seines Genius. Diese Arbeit, durch ein überreichlich vorhandenes Material zugleich erleichtert und erschwert, ist einer künftigen, minder befangenen und in Liebe und Haß weniger einseitigen Generation vorbehalten. Dennoch zieht sich durch alle verwickelten labyrinthischen Gänge, in welche sich der Goethe'sche Genius zerfächert, ein Faden, den man nur an der rechten Stelle anzuknüpfen braucht, um sich zurecht zu finden. Die Biographen Goethe's waren bisher gewohnt,

einen freilich sehr oft höchst geistreichen Standpunkt zu ihm, statt in ihm zu nehmen, so daß wir, wenn wir von ihm ein reines, ungetrübtes Bild gewinnen wollen, immer am besten thun, alle vorhandenen Reflexionen über Goethe zu vergessen und bei Seite zu legen und ihn vom Anfang bis zum Ende in und aus seinen Werken zu studiren. Gervinus hat bei erstaunenswerther vollständiger Kenntniß des Materials zuerst den richtigen Weg eingeschlagen, ihn in seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen auf dem Wege der historischen Combination zu definiren und als ein Gesammtbild im Ganzen und Großen darzustellen. Es ist aber wie mit einem Gemälde, welches im Grundgedanken und in der Composition richtig und gut angelegt, aber im Einzelnen verzeichnet und im Ganzen falsch und schief beleuchtet erscheint. Als Historiker nahm Gervinus von vorn herein den richtigen Standpunkt, als Tendenzhistoriker aber verrückte er ihn. Er benutzte aus Goethe's Leben und Schriften nur, was seinem besondern Zwecke dient, und zwar in einer so schroffen Weise, daß dadurch die durchgehende Heterogenität Beider, des Schildernden wie des Geschilderten, offen zu Tage kommt. Der kerngesunde und überaus selbstständige Goethe erscheint bei ihm, was man am wenigsten erwarten sollte, theilweise fast krankhaft, rathlos und von persönlichen Einflüssen allzu abhängig. Den Einflüssen der Zeit und der Personen konnte und wollte sich zwar Goethe eben so wenig wie irgend ein anderer Dichter entziehen, aber der Beruf, ja das Talent der Selbstbestimmung war in ihm auf's Entschiedenste ausgebildet, so daß die Einflüsse, die er von Einzelnen empfing, gegen die Ausflüsse, welche er dem Meere des geistigen Allgemeinlebens der Deutschen zuführte, wenig in Betracht kommen. Von einem kritischen Geiste wie Lessing gelang es Gervinus, ein vollkommen abgerundetes Bild darzustellen, weil, abgesehen von Lessings produktiven Anwandlungen, in Beider Grundrichtung etwas Verwandtes liegen mag; aber ein eben so abgerundetes Bild von Goethe aufzustellen, bedurfte es einer naiveren Anschauung, einer in sich befriedigteren Grundstimmung und einer größeren Unabhängigkeit von Zeittendenzen, als sie Gervinus eigen sind. Wem die große Aufgabe gelingen soll, Goethe in jedem Punkt gerecht zu werden, der muß, wenn auch nicht außer, doch zugleich auch über seiner Zeit stehen.

Der gegenwärtige Beitrag verhält sich freilich zu der allgemeinen Biographie Goethe's nur, wie sich etwa die Geschichte einer Provinz zu der allgemeinen Landesgeschichte verhält. Vielleicht genügt es jezt, einzelne Bausteine herbeizuschaffen, damit das Material möglichst vollständig beisammen sey, wenn die Zeit für einen künftigen Biographen Goethe's gekommen seyn wird, ein allseitig erschöpfendes Werk über Goethe nach allen gültigen Regeln und Gesetzen der biographischen Kunst aus dem Ganzen aufzubauen.

Die Seite aber, welche an Goethe in der Form eines Fachrecensenten hervortritt, erscheint darum von hoher Wichtigkeit, weil sich daran allmählig so gut wie in seinen Dichtungen, in seinen Briefen, ja in seinem Leben überhaupt der gesammte Entwicklungsgang Goethe's construiren läßt. Das Alles durchdringende organische Prinzip in Goethe war so mächtig, daß nicht das kleinste Gedicht, nicht die kleinste Recension, nicht der kleinste Aphorismus bei ihm als ein Spiel der Willkühr, als Resultat der Berechnung oder als ein äußerlich Zugebrachtes erscheint. Alle Verwandlungen und Verpuppungen gingen bei Goethe in nothwendiger Aufeinanderfolge aus diesem organischen Lebensprinzip hervor, und was er in irgend einer Lebensphase auf der einen Seite war, das war er gewiß eben so vollständig auch auf der andern. Daher ist Goethe der Recensent auch eine nothwendige Ergänzung Goethe's des Menschen und Dichters. Schon in so fern wird es von hohem Interesse seyn, Goethe auch einmal in seiner Eigenschaft als Recensent darzustellen; aber dieß Interesse wächst, wenn wir in seinen meist so unscheinbaren, jezt kaum noch beachteten Recensionen auf eine Fülle treffender Bemerkungen stoßen, welche, an sich bedeutsam, durch die Autorität Goethe's zu beachtenswerthen Fingerzeigen für die Gegenwart, ja zu wirklichen Orakelsprüchen gestempelt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das türkische Harem.

(Fortsetzung.)

Während wir mit der Tochter lachten und schwazten, hielt sich die Mutter fast ganz stille, hörte zu und stellte nur zuweilen eine Frage in ihrem sanften harmonischen Türkisch, das mit dem musikalischen Geplätscher des Springbrunnens vor uns zusammenzuklingen schien. Sie war sehr erfreut, daß mir dieser Brunnen so wohl gefiel, und befahl einer der Sklavinnen, mir zu zeigen, wie der Wasserstrahl regulirt werde. Der Hahn ist in einem schmalen Kästchen von eingelegtem Holze verborgen und das Wasser wird durch Röhren aus dem Flusse hergeleitet. Eine Menge von Früchten waren zum Kühlen in das Becken gelegt und daneben stand ein schönes silbernes Präsentirteller mit porösen Bechern, wie sie hier zu Lande zum Abkühlen des Wassers dienen.

Zwei schöne georgische Sklavinnen brachten nun den von ihnen zubereiteten Kaffee. Die eine trug den schön

geformten Kaffeetopf von solidem Golde, die andere brachte einen silbernen Präsentirteller mit der erforderlichen Anzahl von Porzellantassen darauf. Dieselben halten nur etwa anderthalb Unzen des Getränkes, haben keine Henkel und jede steht in einer zweiten Tasse von feinem Goldfiligran. Leztere heißen „Zurfs" und dienen dazu, daß sich der Trinkende die Finger nicht verbrennt. — Nach orientalischer Etikette wurden die Frauen vom Hause, zuerst vor den Gästen bedient. Der Kaffee war sehr stark und mit Ambra gewürzt; es war weder Milch noch Zucker darin, außer in der für mich bestimmten Tasse, welche meinem vermeintlichen englischen Geschmack zu gefallen süß gemacht war wie Syrup.

Sobald wir unsern Kaffee geschlürft hatten, wurden Pfeifen gebracht. Auch mir wurde eine angeboten, aber ich entschuldigte mich, daß ich die Kunst des Rauchens nie erlernt und fürchte, der Rauch möchte mir in die Luftröhre kommen und so unsere angenehme Unterhaltung gestört werden. Sie lachten und meine Unbekanntschaft mit einem ihrer größten und raffinirtesten Genüsse schien sie sehr zu belustigen. Sie fragten, ob denn die englischen Damen niemals rauchten, und da ich es verneinte, zuckten sie mitleidig die Achseln und dampften mit doppeltem Eifer.

Ihre Pfeifen sind eben so lang, aber etwas dünner als die der Männer und sehr kostbar verziert; die Mundstücke bestehen zum Theil aus rothen Korallen, in Gold gefaßt und mit Agat und Jaspis besezt; die Pfeifenröhren sind von Kirschbaumholz, aber mit bunter, golddurchwobener Seide übersponnen; der Pfeifenkopf ruht in einem kleinen Silberbecken auf dem Boden. Ihr Tabak war sehr mild und hatte selbst für mich nichts Unangenehmes, während ich sonst den Geruch einer Cigarre auch nur im Vorbeigehen kaum ertragen kann. — Der Gedanke an ein rauchendes Frauenzimmer hat etwas so Widriges, daß es unmöglich scheint, sich damit vertraut zu machen; aber meine schönen Wirthinnen handhabten ihre kostbaren Pfeifen mit einer Grazie, als wären es Feenstäbe, und trieben das ganze Geschäft mit so viel Anmuth, daß ich, statt zu verdammen, bewundern mußte. — Die schöne junge Hanoum sah wahrhaft bezaubernd aus, während sie den Wohlgeruch der Pflanze durch ihre feine Pfeife einsog, und das Rauchen schien sie nur munterer zu machen, statt sie von der Unterhaltung abzuziehen.

Als die Schibuks ausgeraucht waren, schlug man mir vor, das Haus zu besehen. Da die Zeit des Mittagsgebets nahe war, so ging die junge Besitzerin nicht mit; wir wurden aber von der ganzen Schaar der Sklavinnen begleitet, die um uns herum tanzten und lachten, wie ein Haufen Kinder, die sich über ein neues Spielzeug freuen.

Im Hofe trafen wir auf einen Haufen häßlicher, schwarzer menschlicher Wesen, groß und knochigt, bloß ein Stück Tuch um den Leib geschlagen und das Haar in unordentlichen Flechten um das Gesicht hangend. Sie kamen mir nichts weniger als weiblich vor, und da ich im Augenblick nicht daran dachte, wo ich war, so fragte ich in aller Unschuld, ob es männliche Sklaven seyen. Wahrhaft betäubend war das Geschrei des Erstaunens und Entsetzens und das Gelächter, in das sie ausbrachen, als ihnen diese Frage gedolmetscht war. Der bloße Gedanke, daß ein Mann in diese geheimnißvollen Räume dringen könne, war über die Maßen anstößig und belustigte sie zu gleicher Zeit. Sie wiesen auf den Eunuchen hin und versicherten mich, außer dem nun verstorbenen Herrn des Hauses sey dieß der einzige Mann, der sie jemals unverschleiert gesehen. — Die fraglichen Sklavinnen, deren verwildertes Aussehen meinen Irrthum veranlaßt hatte, waren Abyssinierinnen und Negerinnen, welche die niedern Dienstleistungen im Hause zu versehen hatten. Die weißen Sklavinnen haben nichts zu thun, als den Kaffee zu kochen, die Pfeifen zu stopfen und anzuzünden, und ihre Gebieterinnen und ihre eigenen Personen herauszuputzen; folglich bringen sie einen großen Theil der Zeit in Müssiggang zu.

Wir gingen nun durch eine Thüre, hinter welcher uns eine Steintreppe zu den eigentlichen Gemächern des Harems führte. Das Zimmer, in welchem wir empfangen worden und das die Frauen seiner Kühle wegen bewohnten, gehört eigentlich zur Wohnung des Herrn vom Hause. Oben an der Treppe hängt ein großer Vorhang vor der Thüre des Hauptgemachs, von welchem alle übrigen auslaufen. Dieses Zimmer, Ekaah genannt, ist von sehr großem Umfange und muß eine ganze Hälfte des Hauses einnehmen. Auf jeder Seite ist ein Theil des Fußbodens erhöht, so daß dadurch zwei Liwans gebildet werden, ähnlich dem im untern Zimmer beschriebenen; nur sind sie hier weit schöner, der Boden mit prächtigen türkischen Teppichen belegt und die Divans von Sammt. Die Decke ist sehr hoch und in der Mitte des Zimmers zwischen den beiden Liwans noch um einige Fuß erhöht. Dieser Theil ist mit Gitterwerk umgeben und von einer kleinen Kuppel überragt. Die Fenster mit reichgeschnitzten hölzernen Gittern gehen auf den äußern Hof hinaus, wo unsere Esel auf uns warteten. — Als meine Begleiterinnen meine Sänfte sahen, erhob sich ein lauter Ruf der Verwunderung: wie ich nur in das Ding hineinkomme? warum ich nicht reite, wie andere Frauenzimmer? etc.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, December.

(Fortsetzung.)

Besteigung des Montblanc. — Die Touristen.

Aus der Allgemeinen Zeitung kennen Sie den von den französischen Physikern Bravais, Martins und Lepileur etwas vornehm angekündigten Versuch eines längeren Aufenthalts auf der Spitze des Montblanc zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen, der, wie alle Sachkundigen voraussahen, zu einem wie gewöhnlich ganz kurzen Aufenthalt auf der Höhe und einem andern längern auf dem viel niedrigeren Grandplateau zusammengeschrumpft ist und keine bedeutenderen Entdeckungen herbeigeführt hat, als die de Saussure bereits vor sieben-und-fünfzig Jahren auf dem Col du Géant gemacht und in seinen Werken umständlich beschrieben hat. Die ersten Projekte dieser Herren scheiterten an dem Widerstand der Führer, sich Traglasten zu unterwerfen, die ihnen — den kräftigen, an solches Leben gewöhnten Männern — unmöglich schienen. Ein gesunder, starker Mann trägt in der Ebene leicht vierzig Pfund; es ist aber ein großer Unterschied, der den französischen Naturforschern nicht hätte entgehen sollen, ob man in der Ebene oder mehr als 10,000 Fuß über dem Meer athmet und sich bewegt. Sie verlangten von den Führern, jeder solle wenigstens vierzig Pfund tragen, um ihre vielen physikalischen Instrumente, Apparate und Holz für längere Zeit mitnehmen zu können. Um der Guiden Ehrgefühl rege zu machen, führten sie an, daß die Führer in den Pyrenäen gleich viel trügen. Dieß ist jedoch ein Irrthum. Die Schmuggler in den Pyrenäen tragen allerdings nicht nur vierzig Pfund, sondern viel mehr; ihre Gebirgspässe sind aber weit kürzer als eine Ascension des Montblanc, und sie erheben sich nie über 7 — 8000 Fuß. So hoch gehen auch die gewöhnlichen Exkursionen in diesem Gebirg, bei den höhern Punkten aber, z. B. der Maladetta, dem Pic du midi, dem Marboré, dem Vignemale und dem Montperdu, sind die Guiden auf französischer und spanischer Seite gar keiner Ordnung unterworfen, wie in Chamounix, und es hängt ganz von ihnen ab, wie viel sie tragen wollen; sie lassen sich auch selten auf dreißig Pfund ein, wiewohl der Montperdu nur 10,500 Fuß hoch ist und die andern Hochpunkte noch niedriger. Die größten Schwierigkeiten beim Steigen und Tragen in der immer dünner werdenden Luft beginnen am Montblanc erst mit 10,000 Fuß. Die Chamounixführer hätten sich jedoch bei ihrer großen Bereitwilligkeit und Gefälligkeit vielleicht entschlossen, es mit der größern ungewohnten Last zu versuchen, was sie noch nie gethan, wenn sich nicht ihre Frauen und Kinder dagegen aufgelehnt hätten; denn in Chamounix kennen sogar die Weiber, Mädchen und Kinder alle Einzelnheiten und Gefahren der Bergbesteigung; hören sie doch in den langen Winterabenden ihre Väter, Brüder und guten Freunde von nichts anderem reden. Außer der Zumuthung mit der vermehrten Last wollten die französischen Naturforscher den Guiden für ihre gefahrvolle Leistung auch weniger geben, als sonst gewöhnlich ist. — Chamounix war auch dieses Jahr, des unfreundlichen Sommers ungeachtet, viel von Fremden besucht. Durch langjähriges Studium dieser Zugvögel hat es die Wissenschaft dahin gebracht, sie in verschiedene Classen zu sondern und diese nach ihren Eigenthümlichkeiten zu bestimmen. Die ethnographische Eintheilung in eine celtische, germanische und slavische Classe versteht sich von selbst. Wer Franzosen, Engländer und Russen zu Haus gesehen hat, der findet sie auch in Chamounix mit ihren Eigenheiten, Tugenden, Untugenden, Launen und Ecken wieder heraus. Bei den Franzosen zumal sind es noch immer dieselben Typen wie zu Molières Zeiten. Von daher kommen uns noch immer die Orgons, Harpagons, Mascarilles, Lelias, Georg Dandins, die Damen Escarbagnac, Celimene und Agnes. Die Schauspieler sind dieselben, nur das Costüm und die Theaterdekorationen sind anders; denn die Coulissen — die Berge und Aeguillen — sind zehn-, zwölf- bis über vierzehntausend Fuß hoch; das Orchester besteht aus Sturmgeheul in Fichten und Tannen, aus dem Brausen der Wasserfälle, dem dumpfen Krachen der Lawinen und dem Donner, der sich hier zu Lande ganz anders vernehmen läßt, als in der Pariser Ebene. Sterne hätte in Chamounix seine Kategorien der Reisenden um manche vermehren können. Chamounix ist vielleicht der günstigste Ort in der Welt, um sie recht zu beobachten, denn da sind sie auf engem Raume zusammengedrängt, leben in drei großen, kasernenartigen, dicht bei einander liegenden Gasthöfen, treffen auf den gewöhnlichen Exkursionen, dem Montenvert, dem Mer de Glace, der Arveironsgrotte, auf der Argentière oder auf dem Bossonsgletscher, dem Brevent, dem Jardin, dem Col de Balme oder der Tete noire zusammen, wo sich beim Gehen und Kommen, Stehen und Fallen, Essen und Trinken manche Berührung ergibt. Außerdem gibt's viele Gelegenheit zu lauten Aeußerungen in Furcht, Angst, Muth, in Zureden, Lachen, Wundern u. s. w. Da kann man sich nicht verstecken, dem Blick der Andern nicht ausweichen. Die Eigenthümlichkeiten kommen bei hundert Veranlassungen weit besser an den Tag, als bei Kerzenschein im Raum eines Salons, wo man nicht über das Alltagsleben, das Alltagselend und das Alltagsgespräch hinauskann. Niemand hat jedoch mehr Gelegenheit, die Fremden kennen zu lernen, als die Führer, gegen die der Tourist und die Touristin ohne alles Bedenken sich ganz frei und rücksichtslos geben, gehen und stehen und fallen, ohne Beobachtung und Verrath zu fürchten. Diese Führer sind jedoch schlaue, verständige Leute und scharfe Beobachter. Wie sie gute naturhistorische, geologische und mineralogische Kenntnisse haben, wobei sie Arten, Abarten und Unterarten gar wohl unterscheiden lernen, so haben sie es auch bald weg, zu welcher Classe ihr Tourist gehört, wornach sie denn ihre Reden und sonstiges Benehmen einrichten. Einer dieser Guiden, den ich schon seit Jahren kenne und mit dem ich oft Tage lang auf Bergeshöhen in mancher Gefährlichkeit allein gewesen bin, der mich sogar einmal bei einem Fall auf dem Buet gehalten, am Sturz in einen Abgrund gehindert und wieder auf die Beine gebracht hat, dieser treffliche Fortunatus communizirte mir neulich ganz im Vertrauen seine mehrjährigen Beobachtungen über die Touristenarten, und ebenso im Vertrauen will ich sie den Lesern mittheilen, die gewiß keinen übeln Gebrauch davon machen werden. — Nach Fortunatus System zerfallen die Touristen, Männlein und Weiblein, in ein halbes Dutzend Classen, die man bei einiger wissenschaftlichen Genauigkeit wieder in eine Menge Unterabtheilungen spalten könnte. Zuerst kommen die Negativen oder Nichtssehenden, unter ihnen voran die Unglücklichen, die zwar in der Ebene Geld und Gut die Hülle und Fülle haben, 1500 Fuß über der Meeresfläche aber vom Glück verlassen sind. Sie kommen beim schönsten Wetter, beim hellsten Sonnenschein nach Genf oder nach Martigny. Sie nehmen sich Zeit, das Comfortable für eine Alpenreise dort einzukaufen, besonders einen guten Tubus für die Fernsicht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 19. December 1844.

Le serail est plutôt fait pour la santé que pour les plaisirs; c'est une vie qui ne pique point; les plaisirs même y sont graves et les joies sévères.

Montesquieu.

Das türkische Harem.

(Schluß.)

Das Ekaab ist das eigentliche Gesellschaftszimmer des Harems; da es aber keine besondern Schlafzimmer gibt, so diente es gegenwärtig der Mutter der Hausherrin zu diesem Zweck, und ihre kleine Bettlade von schön eingelegtem Holz stand in der Ecke. Uebrigens waren weder Betttücher noch irgend etwas der Art zu sehen; diese werden nach dem jedesmaligen Gebrauch sogleich weggenommen, zusammengefaltet und in Schränken aufbewahrt, mit welchen dieses und die andern Gemächer versehen sind; sie bestehen aus künstlich eingelegtem Tafelwerk. Darüber sind schmale Wandfächer angebracht, auf welchen Porzellan- und Silbergefäße stehen.

Vom Ekaab aus laufen zwei Zimmerreihen, je aus zwei oder drei Zimmern bestehend, zwischen denen einige Stufen auf- oder abwärts führen. Die Reihe zur Linken ist mit kostbarem gelben Atlas möblirt, die zur Rechten mit blaßblauer Seide. Das Hauptgemach in beiden ist viereckig, sehr geräumig und etwa vierzehn Fuß hoch. Sie sind sämmtlich mit türkischen Teppichen bedeckt, und fehlten nicht die Tische und irgend ein Surrogat dafür, so hätte ich glauben können, ich befinde mich in einem Londoner oder Pariser Besuchzimmer. Mehrere schöne Spiegel schmücken die Wände und auf den überall angebrachten kleinen Consolen stehen kostbare Porzellanvasen und Töpfe mit künstlichen Wachsblumen. In einem der Zimmer befand sich sogar eine französische Pendeluhr von Ormoulu, welche Mochtab Bey aus Europa gebracht hatte.

In jedem Zimmer steht ein Service von massivem altväterischem Silbergeschirr, bestehend in Kaffeekannen, silbernen Becken, seltsam geformten Löffeln, Tellern u. s. w. Von jeder Decke hängt ein feines, eigenthümlich gewobenes Netz mit Schlingen von Baumwollenschnüren nieder. Man sagte mir, es solle dazu dienen, die Fliegen zu fangen oder abzuhalten; ich konnte mir aber nicht recht denken, wie man dabei verfährt. — Da die Fenster auf dieser Seite alle auf den Garten hinaus gehen, so dürfen sie groß und bloß zur untern Hälfte vergittert seyn; etwa zwei Fuß von oben herab bestehen sie aus gefärbtem Glase, was sich sehr gut ausnimmt; in der Mitte sind Scheiben aus reinem Glas.

Das lezte Zimmer, in das man uns führte, war das merkwürdigste von allen. Es geht gleichfalls auf die Gärten hinaus, ist aber ganz verschieden von den übrigen und mehr im ächt türkischen Geschmack, ehe sich Pariser Moden in's Harem eingeschlichen hatten. Die gegipsten Wände sind durchaus mit rohen Darstellungen von Vögeln und Blumen bemalt, und die eine Seite des Gemaches

wird völlig von einer Reihe der oben erwähnten zierlichen Schränke eingenommen. Die Fenster bilden Vorsprünge nach außen und haben dichte hölzerne Gitter, die zwar plump, aber sehr sauber und sorgfältig geschnizt sind. Oben und auf beiden Seiten sind die Scheiben farbigt und die Leisten bemalt und kunstreich eingelegt. Dieses Gemach war ursprünglich das Gastzimmer, wird aber gegenwärtig von meiner jungen Wirthin bewohnt. Ihre Bettlade ist ganz mit Elfenbein und Perlmutter eingelegt, wie die hübschen sogenannten Bombaykisten; neben derselben standen ihre gestickten Pantoffeln.

Alle, auch meine französische Freundin, hatten vor der Thüre des Ekaab ihre Schuhe abgenommen und gingen barfuß durch die Zimmer. Ich war die einzige, der man diese Ceremonie nicht zumuthete. — Nachdem wir alles Sehenswürdige in Augenschein genommen, gingen wir wieder die Treppe hinunter, um Abschied zu nehmen, fanden aber die junge Hanoum in ihrer Andacht begriffen; und da sie nicht unterbrochen werden durfte, warteten wir, bis ihre Gebete zu Ende waren. Sie stand auf dem Liwan, dem gewöhnlichen Andachtsort; ein kleiner Gebetteppich lag vor ihr ausgebreitet und über ihr Haupt war ein reicher weißer Spitzenschleier geworfen, der beinahe bis auf den Boden reichte. Die Weiber des Moslem nahen sich im Gebet ihrem Schöpfer niemals unverschleiert; dieß gibt ihnen einen rührenden Ausdruck von Demuth; wenigstens bei meiner schönen Andächtigen war dieß der Fall. Der Eifer und der Ernst, womit sie sich, den Vorschriften ihrer Religion gemäß, beugte und niederwarf, flößte mir Achtung ein und erhöhte noch ihre Schönheit in meinen Augen. Allermittelst rauchte ihre Mutter ganz gemächlich ihr Shibuk und fragte uns, wie uns die Zimmer gefielen. Endlich war das Gebet zu Ende, der Schleier wurde bei Seite geworfen und unsere schöne Freundin sezte sich wieder auf ihre Kissen, während sich ihr Mund im stillen Schlußgebet noch immer fortbewegte.

Wir standen auf, um Abschied zu nehmen; aber sie bat uns, vor unserm Weggehen noch einen Gang durch den Garten zu machen. Auch drang sie in mich, meinen Besuch zu wiederholen, und sagte mir, ich könne, wenn ich nur den Tag voraus bestimme, meinen Mann mit mir bringen, um ihm den Garten zu zeigen; sie wollten dann durch die Gitter nach ihm hinunter schauen, da sie gerne wissen möchten, wie er aussehe. Sie standen Beide auf, um uns Lebewohl zu sagen, und nachdem sie wie früher zuerst meine Hand berührt und dann die übrige an Brust und Gesicht gebracht, begleiteten sie mich durch den innern Hof, wobei sie ohne Schuhe und Strümpfe über die kalten Marmorplatten trippelten. Ich muß noch bemerken, daß ihre Füße sehr klein und schön gebildet waren; die jüngere war vielleicht etwas zu fett, dieß gilt aber bei den Türken für schön. Ihr leztes Wort war, daß ich doch ja meinen Mann in ihren Garten bringen möchte.

In diesen begaben wir uns jezt. Es ist ein großer, hoch ummauerter Platz mit Massen von Dattelbäumen, aber ohne Geschmack angelegt. Ich konnte mir indessen leicht vorstellen, daß er den eingesperrten Bewohnerinnen des Harems, welche unverschleiert nur innerhalb seiner Mauern die freie Luft athmen dürfen, wie ein Paradies vorkommen muß. Man überreichte mir einen Blumenstrauß; er bestand großentheils aus Ringelblumen, allem nach eine Lieblingsblume der Frauen, denn der Garten wimmelte davon. Der Eunuch führte uns wieder zu unsern Eseln und wir ritten nach unserm Hotel zurück.

Goethe als Recensent.

(Fortsezung.)

Goethe's Recensionen, welche er für die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" lieferte, fallen in die Jahre 1772 und 1773 und reichen somit in die Periode des Sturms und Drangs hinüber. Auch Gervinus erwähnt ihrer und sagt, daß Goethe darin ganz im reformistischen Sinne Herders, aber weit mäßiger als Herder selbst oder als Mauvillon und Unzer aufgetreten sey. Die beiden lezteren kommen wohl kaum in Betracht, wo es sich um Goethe handelt; man möchte fast Anstand nehmen, sie in Goethe's Gesellschaft auch nur zu nennen. Goethe steht in diesen Recensionen rein auf dem Boden der natürlichen Empfindung und operirt mit entschiedenem Glück gegen alle und jede Steifheit, Pedanterie und schematisirende Trockenheit und Starrheit, wie gegen alle Arten und Formen des Mysticismus und Obscurantismus. Er erscheint hier als Advokat des gesunden Menschenverstandes, und das warme Blut, welches in seinem Götz von Berlichingen und Werther pulsirt, durchglüht auch diese kleinen Kritiken, welche in genialen Aphorismen die dicksten Bücher erledigen. Es sind, auch der Sprache nach, die natürlichsten, ungenirtesten Recensionen, welche je geschrieben wurden, mit genialer Keckheit auf das Papier geschleudert, auf Gerathewohl und nicht nach den Regeln der Fechterkunst geführte Hiebe, welche die an eine ganz andere Kriegführung gewöhnten alten Perücken etwa in ähnlicher Weise verwirren mußten, als des jugendlichen Bonaparte geniale Manöver seine gelehrten Gegner außer Fassung brachten. Dieß kann er nicht wagen! dieß wäre gegen alle Regeln der Kriegskunst! so lautete die Ansicht der geschulten Taktiker, welche ihnen Niederlage auf Niederlage bereitete. Die

Kriegskunst eines Genies besteht aber darin, daß es Alles wagt und aller Regeln spottet, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht wie eine ewige Krankheit vererbt haben.

Am besten lassen wir jedoch Goethe selbst sprechen. Vorzugsweise entladet sich sein Groll gegen den armen Sulzer, und doch ist dieser Groll frei von allem unangenehm bittern Beigeschmack, von aller moralisch häßlichen Aufregung, von all jenem fanatischen Egoismus, womit sich das kritische Selbst in unsern Tagen in die Brust zu werfen liebt. Goethe tödtet seinen Gegner nur, er quält, er foltert ihn nicht. Es liegt etwas Liebenswürdiges in diesem Groll, denn er hat die Grazie der Natur für sich, nicht die widerwärtige Furie einer künstlichen und raffinirten Stimulation. Bei Gelegenheit von Sulzers „Allgemeiner Theorie der Kunst" heißt es: „Es enthält dieses Buch Nachrichten von einem Manne, der in das Land der Kunst gereist ist, allein er ist nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genossen, nur Observationen, aber nicht Experimente hat er angestellt. Es ist Polybius der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon der General, Hume der Scribent, und nicht Burnet der Staatsmann, der schreibt." Von einer kleineren Schrift (Sulzers: „die schönen Künste in ihrem Ursprung u. s. w. betrachtet," sagt Goethe: „Sehr bequem in's Französische zu übersetzen, könnte auch wohl aus dem Französischen übersetzt seyn." Hierin liegt Wahrheit, und zwar eine naiv ausgedrückte, aber keineswegs eine Bitterkeit, welche beleidigen könnte.

Bei allem scharfen Tadel zeigt sich doch überall die Goethesche Milde. So recensirt er eine Schrift, in welcher gegen Gellert heftig polemisirt wurde. Goethe gibt zu, daß Gellert von der Poesie, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, keine Ahnung gehabt habe, und nie habe man ihn in seinen Vorlesungen über den Geschmack die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg nennen hören, weder im Guten, noch im Bösen; das müsse man jedoch zugeben, daß er ein angenehmer Fabulist und Erzähler und auf die erste Bildung der Nation von Einfluß gewesen sey. Daß jene Schrift dieß nicht anerkennen gewollt, macht er ihr zum Vorwurf, und er fezt bezeichnend hinzu: „Bilderstürmer wollen einen neuen Glauben predigen."

Wie sehr es ihm darauf ankam, daß die Poesie, im Gegensatz zu aller verkünstelten Schnörkelei des Rococo und dem Geradlinigen der Renaissance, zum reinen und unmittelbaren Naturausdruck und zur individuellen Freiheit zurückkehre, beweist folgende Stelle, welche wir in einer Recension über Blum's „Lyrische Gedichte" antreffen. „Wir wissen fast nicht mehr," sagt Goethe, „ob wir wünschen sollen, daß junge Dichter die Alten frühe lesen. Zwar empfindungslose Lebensart erstickt das Genie, wenn die Sänger freier Zeiten es nicht erwärmen und ihm eine wenigstens freiere Atmosphäre eröffnen. — Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so groß? — Die Natur trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns, wir können's uns nicht verbergen, uns treibt ein gerechtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zur Leier, und darum sind unsere besten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien." Die alten Volksmährchen lobt er an einer andern Stelle aus dem einfachen Grunde, „weil ihre Verfasser sie doch nicht für's Publikum schreiben."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Zu den Mysterien von Berlin.

Ein Nachtwächter findet in einer rauhen, regnerischen Nacht im schmutzigen Winkel einer engen, kleinen Quergasse einen zerlumpten Menschen liegen. Er scheint hingesunken im doppelten Kampfe mit der Kälte draußen und mit der innern Kälte, die Hunger und Trostlosigkeit erzeugen. Er gibt nur ungewisse Antworten, kann über seine Wohnung, Namen und Herkunft schlecht Rede stehen, und der Nachtwächter kann in ihm nur einen jener Vagabunden entdecken, deren es in einer großen Stadt so viele gibt, und deren Loos in den Winternächten, ohne Schlafstelle, ohne warme Kost, allerdings in unserem Clima furchtbar ist. Man erinnere sich jenes Schriftstellers von nicht ganz unbekanntem Namen, Orion Julius, der sein Nachtlager zuweilen in dem damals an den Gensdarmenthürmen frei stehenden Leichenwagen aufschlug, freilich nicht ohne eigene, schwere Schuld. Dieser Mensch indessen, in seiner zerfezten Kleidung, von Schmutz und, wie es schien, Ungeziefer starrend, mit schlotterndem Gange und einer verdorbenen Gurgelsprache, konnte kein heruntergekommener Schriftsteller seyn. Der Nachtwächter trieb ihn vor sich hin nach der Stadtvogtei. Auch hier wußte er wenig Auskunft zu geben, indessen erinnerte man sich, den Namen Moller, den er angab, kürzlich in den Akten gehabt zu haben. Aus Dresden war ein Requisitorium vor einiger Zeit vorgekommen, des Inhalts, daß ein wohlgekleideter junger Mann sich längere Zeit in einem der ersten dortigen Hotels aufgehalten. Er war die Rechnung längere Zeit schuldig geblieben, und als man ihn dringender mahnte, war er mit Hinterlassung seines Koffers plözlich verschwunden. Im Koffer, der von Polizei wegen erbrochen wurde, fand man zwar nicht Geld, aber wohl die unverkennbaren Versuche, solches zu produziren, die Apparate dazu und die ersten unvollkommenen Entwürfe zu sächsischen Kassenscheinen. War der in Dresden Entlaufene und der hier Aufgegriffene identisch, so hatte man es mit keinem Vagabunden mehr zu thun, sondern mit einem Verbrecher,

welcher den Gerichten übergeben werden mußte. Der zerlumpte Kerl erschien in seinem widerwärtigen, heruntergekommenen Aeußern jedoch von einer ganz andern Art. Indessen stockte er mit den Antworten, und man ließ alle Beamte ihn in Augenschein nehmen. Die Erkennung erfolgte sehr bald, eine Entdeckung, welche Niemand erwartet hatte. — Ein junger, talentvoller Advokat, aus einer geachteten Familie, hier sehr wohl bekannt, hatte sich in einer nahe gelegenen großen Stadt niedergelassen. Seine Praxis fing an brillant zu werden. Er war der vortrefflichste Geschäftsmann und der liebenswürdigste Gesellschafter. Der Champagner und Tokaier floß bei den Austerdejeuners, die er gab, und die glänzende Aussicht vor ihm ließ ihn alle Rückblicke vergessen. Er verfiel in das Uebel, welches man hier die Justizkommissarienkrankheit nennt: mit den Geldern, die er empfing, bezahlte er die Summen, welche er längst verausgabt hatte. Auch dieß wollte nicht mehr helfen, er legte sich auf die Fälschung von Dokumenten. Es ward entdeckt, doch noch nicht das Schlimmste. Man wollte ihm, dem ausgezeichneten Arbeiter, sogar von Seiten seiner höchsten Behörden wohl. Er wäre vielleicht vorläufig mit einer geringen Strafe davon gekommen, aber das böse Gewissen trieb ihn, zu vorsichtig zu seyn: er stahl die betreffenden Akten und verbrannte sie. Dieß Faktum kam heraus, man fand einen Theil der Akten unversehrt im Ofen (auch darin leichtsinnig), die Untersuchung nahm einen ernsteren Charakter an, und seine sämmtlichen Unterschleife, die eine schwere, entehrende Strafe nach sich zogen, kamen an den Tag. Er schrieb selbst seine Defension, und auch diese soll ein Meisterstück seyn durch ruhige Haltung und klare Schärfe; ein äußerst seltener Fall, daß ein Verbrecher dieser Kategorie, mit diesen Aussichten die Ruhe findet, sich selbst geschickt zu vertheidigen. Er war cassirt, auf lange Jahre zur Festung verurtheilt, er war bürgerlich todt, als die Nachricht seiner Entweichung einiges Aufsehen erregte. Man glaubte, daß er nur entwichen, um sich den Tod zu geben; wo nicht, so durfte man hoffen, daß er nach Amerika entkommen sey. — Es war der Vagabund, den der Nachtwächter in die Stadtvogtei brachte. Der Unglückliche muß sehr allein auf seiner Verbrecherbahn gestanden haben, oder glücklicher Weise sind die Gaunerverbindungen in Deutschland noch nicht in der Art ausgebildet, wie in London und Paris. Dort wäre ein junger Mann von seinen Talenten sehr bald in einen Strudel gerissen, der freilich seine Opfer zuletzt auch auf die Galeeren auswirft, aber vorher sie mit Glück und Glanz überschüttet. — Ein Beitrag zu den Mysterien von Berlin, den die Dichtung kaum wagen dürfte. Man würfe ihr Uebertreibung vor.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Savoyen, December.

(Fortsetzung.)

Die Touristen.

Der Wagen geht diesen Reisenden nicht früh genug ab, kaum aber kommen sie nach St. Martin oder auf die Forclaz, so haben die Alpen und Gletscher von Faucigny bereits ihren Wolkenmantel umgenommen, er wird immer dichter, und endlich, wenn sie in's Chamounixthal gelangen, artet er in schwere, dicke Regentropfen aus; vom Anblick der Berge ist nicht die Rede und kaum erkennen sie aus den Fenstern ihres Zimmers, was über der Arvebrücke vorgeht. Sie gehören jedoch nicht zu den Reisenden, die sich schnell abschrecken lassen. In ihrem Hotel ist man überdieß behaglich, wohlfeil und bei angenehmen Wirthsleuten. Ein bis zwei Tage geht es recht gut, am dritten Tage aber fällt Schnee auf unsern Vorbergen, es wird kalt und man macht Feuer in den Kaminen an. Die wenigen Reisenden, welche der zweite Regentag nicht schon verscheucht hat, eilen am dritten fort, und die Hotels, wo sich kurz vorher viele Hunderte drängten, wo es sehr laut und lustig herging, wo die Kellner Trepp auf, Trepp ab rannten und kaum Zeit hatten, den fremden Kammermädchen ein galantes Wort zu sagen, wird es nun still, einsylbig und traurig. Wirth und Wirthin, die alle Viertelstunden am Barometer leise anklopfen, machen lange Gesichter, auch auf den Straßen ist es leer, sogar von den unzähligen Mauleseln sieht man keinen, die unterhaltenden Guiden bleiben bei den Ihrigen zu Haus, oder lehnen gähnend an den Wänden und Säulen des Vorhauses. Die muthigen Touristen können es doch nicht länger in dieser grauen, dicknebeligen und feuchtkalten Einsamkeit aushalten; sie haben zwar den Montblanc über ihrem Haupt mit seinen Kindern und Kindeskindern nicht gesehen, auch nicht die geringste Exkursion gemacht, dennoch bestellen sie seufzend ein Fuhrwerk nach Genf. Kaum aber sind sie wieder in St. Martin, so brechen sich die Nebel und Wolken und der Himmel läßt blaue Stellen sehen, ein Cumulus nach dem andern verzieht sich vor dem warmen, aus blauer Tiefe kommenden Sonnenstrahl, und Abends sehen sie in Genf auf der Promenade Montblanc und Nachbargletscher im vollen Rosenschmucke des Sonnenuntergangs. So einen malencontreusen Touristen hört man dann Abends an der Wirthstafel zu seinen Nachbarn sagen: „Ich bin der unglücklichste Mensch von allen, die auf dieser Erde herumreisen; das ist nun zum sechstenmal, daß ich in die Schweiz komme, um die Hochalpen zu sehen; ich habe mit saurem Schweiß den Rigi, den Pilatus, den großen Säntis, die Calanda, die Gemmi bestiegen, deßgleichen den Buet, das Faulhorn und wie die andern faulen Hörner heißen, und habe — nichts darauf gesehen. Als ich vor einigen Wochen über Wäggis auf den Rigi ging, war es herrliches Wetter, aber schon bevor ich auf die Staffel kam, regnete es. Ich blieb acht Tage auf dem Kulm, um heitern Himmel abzuwarten, nicht ohne entsetzliche Langeweile, denn ich hatte für den vermeinten Spaziergang nicht das kleinste Buch mitgenommen. Endlich stieg ich mit Lebensgefahr den schlüpfrigen Fußweg nach Arth hinunter. Als ich nach tausend Aengsten unten war, sah ich den Kulm in seiner ganzen Klarheit. Auf dem Pilatus haben mich entsetzliche Regenstürme beinahe in den Abgrund geschwemmt, von Aussicht war aber gar keine Rede. So komme ich heute von Chamounix, wo ich fünfmal gewesen bin, ohne den Montblanc ein einzigesmal in seiner Heimath zu sehen; Regen und Schnee verfolgen mich, überall dringen und fließen sie mir nach, zwischen mir und dem heitern Himmel ist Krieg auf Leben und Tod; bin ich nicht ein unglücklicher Reisender?" — Dieß ist Eine Art der negativen Touristen; es gibt aber noch eine zweite, nämlich die Touristen wider Willen. Jener vom schlechten Wetter Verfolgte erregt und verdient doch Mitleid, dieser aber nur Spott und Lachen. Beide sind Negative, beide sehen nichts, aber aus ganz verschiedenen Gründen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 20. December 1844.

Ibi defunctus fatale præsagium implevit.
Tacitus.

Ein Vorbote.

Im Café Grèco trinken spät
Zu Rom die Künstler plaudernd.
Die Thür sich in der Angel dreht,
Ein Diener naht sich schaudernd.

„Woher noch, Mensch, so bleich und stumm?
Ist Mord los, oder Feuer?“ —
„„Herr! in Thorwaldsens Studium,
Dort ist es nicht geheuer!““

Und bei dem Namen — weiß nicht wie —
Die Herzen ernster schlagen;
Des greisen Meisters denken sie
Im fernen Kopenhagen.

„Was ist's?“ — „„Mich führte spät am Tag
Ein Auftrag, Herr, zur Stelle;
Da hört' ich drinnen Meißelschlag,
Und rief: mach' auf, Geselle!

„„Kein Wort. Mein Schlüssel thut mir auf:
Im Vorplatz nichts zu schauen,
Doch hinterm Umhang, drauf und drauf,
Da meißelts, mir zum Grauen.

„„Ich schlüpf' hinein; der Saal ist leer,
Ganz öde, Mondenschimmer.
Vom zweiten Vorhang schallt es her,
Vom Heiligthum im Zimmer.

„„Dort, wo ich oft den alten Herrn
So muthig hämmern hörte,
Mit Frag' und Sendung gar nicht gern
In tiefer Arbeit störte.

„„Ich mußt' hinein — da schwieg der Laut,
Doch sah ich jezt Gesichte:
Denn Bild an Bild herunterschaut
Beseelt im Mondenlichte.

„„Und Lippen rührten hier und dort
Sich, marmorne, zum Klagen,
Als wollten sie ein schrecklich Wort,
Ein schrecklich Wort mir sagen!

„„Herr! wo der Tod lebendig wird,
Da will er an das Leben!
Ein Lufthauch zieht, ein Käuzchen schwirrt;
Ich eilte weg mit Beben.““

Nachdenklich hört's der Künstlerkreis,
Doch zwinget Scherz das Grausen:
„Nicht mach' uns da Gespenster weiß,
Wo nur die Genien hausen!

„Hebt doch den Kelch! stoßt an mit Macht!
Thorwaldsen lebe, lebe!
Zerreiß't der abergläub'schen Nacht
Ihr närrisch Traumgewebe!"

Des Meisters treuster Schüler saß
Allein verstummt, im Bunde;
Beiseite ließ er stehn das Glas,
Und merkt sich Tag und Stunde. —

Und wieder — ohne Sang und Klang —
Die Künstler sind beisammen;
Ein Flüstern geht den Reihn entlang,
Und Todtenkerzen flammen.

Dort in Thorwaldsens Studium
Beweinen sie den Vater.
An jenem Abend sank er um
Im dänischen Theater.

Des Künstlerlebens klarer Strom
Verrann im heim'schen Sunde.
Die Seele, scheidend, flog nach Rom,
Bracht' ihren Werken Kunde.

Gustav Schwab.

Goethe als Recensent.

(Fortsetzung.)

Bei Gelegenheit einer verunglückten Bearbeitung des Shakespeare'schen Cymbeline schreibt Goethe: „Shakespeare, der den Werth einiger Jahrhunderte in seiner Brust fühlte, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte! — Und hier Komödianten in Zendel und Glanzleinwand, gesudelte Coulissen, der Schauplatz ein Wald, vorn ein dichtes Gebüsch, wodurch man in eine Grotte geht, im Fond ein großer Stein von Pappe, auf dem die Herren und Damen sitzen, liegen, erstochen werden" u. s. w. In dieser ungenirten, damals aber gewiß wirksamen Weise charakterisirt Goethe den ganzen überfirnißten Theaterjammer des damaligen Lebens und der damaligen Poesie.

Gegen Wieland ließ Goethe bekanntlich seine Farce: „Götter, Helden und Wieland" los, die er in einem Briefe selbst ein „schändlich Ding" nennt, worin er „auf eine garstige Weise Wieland über seine moderne Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt turlupinirt habe;" trotz dem aber hat Goethe für Wielands Art und Weise stets eine ganz besondere Vorliebe gezeigt, und noch nie hat wohl ein Dichter von dem Genie und dem Ruhm eines Goethe einen schon vor ihm und im weitern Verlaufe neben ihm groß gewordenen Dichter in gleichem Grade und mit gleicher Selbstverleugnung gefeiert, als Goethe im Jahre 1823 Wieland feierte, in jener vortrefflichen Rede, die er zu dessen Andenken in der Freimaurerloge zu Weimar hielt. Bereits in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" lobt er Wielands goldenen Spiegel auf's Höchste, doch tadelt er — ohne jedoch den Verfasser deßhalb „journalistenmäßig schikaniren" zu wollen — daß Wieland die Dinge in einem zu rosenrothen Lichte sehe und darstelle. „Nur erlaube man uns die einzige Anmerkung," sagt er, „daß man im Gemälde menschlicher Geschichte nie Licht ohne Schatten gedenken kann — — — man verberge uns also nicht die eine Seite. Die marmornen Nymphen, die Blumen, die Vasen, die buntgestickte Leinwand auf den Tischen des Völkchens, welchen hohen Grad von Verfeinerung setzen sie nicht voraus! welche Ungleichheit der Stände, welcher Mangel, wo so viel Genuß, welche Armuth, wo so viel Eigenthum ist!" Ueberhaupt zeigte Goethe damals viel Sympathien für die unteren Schichten des Volks. So schreibt er 1774 an den Konsul Schönborn in Algier, daß er bei Gelegenheit einer in der Judengasse zu Frankfurt am Main ausgebrochenen Feuersbrunst „das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt habe und aber und abermal vergewissert worden sey, daß dieß doch die besten Menschen seyen." Vielleicht würde sich Goethe, wäre er unser Zeitgenosse, in den Irrgängen des Communismus verloren und im radikalsten Sinne für die Abschaffung des Proletariats geschrieben haben, und schwerlich wäre Schiller, bei seinen offenkundigen republikanischen Jugendsympathien, zu unserer Zeit dem Verdachte der Demagogie entgangen. Jene Zeit der Zöpfe, der Toupé's und anderer Haarbeuteleien war doch im Grunde sehr tüchtig, charakterfest und von altem guten Schrot und Korn, obschon ärmer an schwächlichen Sprudelphrasen als unsere Zeit; wir verdanken ihr die kraftvollste und glänzendste Epoche unserer Literatur, England mehrere seiner gediegensten Staatsmänner und Frankreich seine große Revolution und das napoleonische Epos.

Den Musenalmanach vom Jahr 1773 lobt Goethe ungemein in einer Recension, bei welcher ganz nach altpedantischem Herkommen bemerkt ist: „Ohne das Register, die in Musik gesezten Lieder und Kupfer 234 Seiten." — Mit feinem Takt und Geschmack findet er

unter diesen Musenjünglingen bald diejenigen heraus, denen der Stempel einer hoffnungsvollen Zukunft aufgedrückt war. „Es erscheinen dieses Jahr," bemerkt Goethe, „einige Namen von Dichtern, die nächstens allgemeiner bekannt zu werden verdienen; dahin gehören Herr Bürger in Göttingen und Herr Hölty, der unter den neueren Klopstockischen Nachahmern vielleicht am meisten Sprache und Rhythmus in seiner Gewalt hat. — Das Minnelied von Bürger ist besserer Zeiten werth." Der rationalistische Spötter zeigt sich in folgender, gegenwärtig doppelt merkwürdigen Stelle: „Wir dächten, weils einmal so ist, daß die liebe Natur den Stoff selber wirkt und das System nichts als der Schnitt des Stoffs bleibt, so gibt es doch wohl keinen Rock, der für alle Theile gerecht ist, es müßte denn der Rock des Herrn Christi seyn, der zu T. hängt, der aber zum Unglück ein Schlafrock ist und also die Taille gewaltig versteckt." Es ist nur ein Glück, daß nach einstimmiger Entscheidung Goethe hüben und drüben als Classiker bereits anerkannt ist. Glücklicherweise darf die Censur nicht wagen, aus der Bibel oder aus unsern Classikern auch nur den Punkt über einem Semikolon wegzunehmen. Und so darf Goethe noch jezt unter den Classikern, aber auch unter den Spöttern sitzen.

Damals waren die Aufgeklärten darüber einig, daß es, um ein Christ zu seyn, hinreiche, ein höchstes Wesen anzuerkennen, zugleich rechtschaffen, pflichtgemäß und gewissenhaft zu handeln und Jedem anheimzustellen, was und woran er sonst noch glauben wolle. Man mag diese Ansicht nüchtern nennen; aber sie war wenigstens ein Allen gemeinsamer Maßstab, ein Band, welches die Besseren zusammenhielt, ein Hauptartikel, worüber alle Confessionen, worüber der Katholik, der Protestant und der Jude, worüber Joseph der Zweite, Friedrich der Große und, um auch einen hervorragenden Juden zu nennen, Moses Mendelssohn einverstanden waren. Wollte man eine Parallele mit unserer Zeit ziehen, so ist zu fürchten, daß sie in den wesentlicheren Dingen nicht gerade zu unserem Vortheil ausschlagen möchte. Goethe gehörte jener rein menschlichen und bürgerlichen Richtung des sittlich praktischen Handelns an. So spricht er bei Gelegenheit der „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung" (vom Verfasser des Usong), folgende schöne Worte aus: „Wir geben allen Fanatikern von beiden entgegengesezten Parteien zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sey, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen und dessen Verhältniß zu ihm, zur Sache Gottes zu machen. Darin kommen wir Alle überein, daß der Mensch das thun soll, was wir Alle gut nennen, seine Seele mag nun eine Kothlache" (Goethe hatte vorher bemerkt: nicht alle Wasser, die getrübt werden könnten, seyen Kothlachen), „oder ein Spiegel der schönen Natur seyn, er mag Kräfte haben, seinen Weg fortzuwandeln, oder siech seyn und eine Krücke nöthig haben. Die Krücke und die Kräfte kommen aus Einer Hand. Darin sind wir einig, und das ist genug." Bei einer andern Gelegenheit äußert er, daß allzustrenge Religionsmoral Manchen zum Feind der Religion gemacht, daß der strenge kranke Pascal der Religion mehr geschadet habe, als Voltaire, Hume, La Mettrie, Helvetius und Rousseau.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, December.

(Fortsetzung.)

Die Touristen.

Der Tourist wider Willen — gewöhnlich ein Engländer — ist ein unglückliches Opfer der Mode. Wer ginge nicht nach Chamounix und Interlaken? Also geht er auch hin, wiewohl er die Freude und das Vergnügen Anderer durchaus nicht theilt, ja sogar darüber spottet; er geht nur hin, weil es Convenienz und Fashion so wollen. Ueberall langweilt er sich zum Sterben, gleichviel; er macht alle herkömmlichen Touren mit, dabei spricht er aber kein Wort, sieht dumm vor sich hin, fragt seinen Führer um nichts, gähnt auf dem Montanvert wie an der Krystallgrotte des Aveiron, auf dem Brevent und am Wasserfall des Pelerins. Wenn er endlich Alles durchgemacht hat, verläßt er gähnend Chamounix, um sich und Andere anderwärts zu langweilen. — Ganz nahe verwandt mit diesem Negativen, mit diesem Touristen wider Willen, ist der Furiose. Diese Sorte kommt gewöhnlich aus Paris. Die Furiosen tadeln Alles, setzen Alles herunter und stellen nichts hoch als sich selbst. Ihnen nach ist die Reise nach Chamounix ein guet-apens, eine Hinterlist, eine arge Betrügerei, denn dabei könne man Hals und Bein brechen. Der Furiose ärgert sich, daß er sich von Andern zu dieser Reise bereden lassen, und schwört, daß man ihn nicht zum zweitenmal so anführen solle. Bei jedem Schritt sagt er: verdammtes Land! An der table d'hôte, wo er enthusiastisch vom Montblanc und seinen Wundern sprechen hört, sagt er laut zu seinem Nachbar: „Man spreche mir doch nicht von Chamounix und den Alpen! Von Bergen kenne ich keine schöneren als Rutschberge, und was das Eis anbelangt, so geht mir das von Tortoni über jedes andere." — Der Blutsverwandte dieses Pariser Furiosen ist der fashionable Tourist. Er steht immer in voller Toilette da, geht auf den Montblanc wie in die große Oper, in blauem Halstuch, lakirten Stiefeln mit dünnen, feingenähten Sohlen, buttergelben Handschuhen und breiten, strammen Stegen an den Beinkleidern. Aber schon nach der ersten Exkursion kommt er in jämmerlichem Zustand zurück, schmutzig vom Kopf bis zu den Füßen, mit zerrissenen Stiefeln, das Halstuch voll Schweiß und, was das Schlimmste ist, die Handschuhe in Fetzen. Nun denkt er nicht mehr an's Reisen in den Alpen, er hat es vollkommen satt, miethet schnell einen Char und fährt über St. Martin nach Genf, denn über den Col de Balme oder die Tete noire graust es ihm schon nach der Beschreibung. Armer Maulaffe des Boulevard des Capucines. — Zu einer dritten Touristenart gehören die Furchtsamen, gewöhnlich Italiener, oder aus Italien kommende

Fremde. Kaum sind sie zweihundert Fuß über der Thalfläche, so wird ihnen unwohl und schwindelig, sie mögen nicht vor- und nicht rückwärts, werfen sich wohl gar auf den Bauch, fangen an zu zittern, zu beben und wohl gar zu weinen und kindisch zu werden. Die Begleiter eines solchen Hasenfußes lachen natürlich über seine Angst, er aber antwortet ihnen, er wolle sein Leben nicht so für nichts und wieder nichts riskiren; handelte es sich aber davon, sich zu duelliren, so würde er Jedermann durch seinen Muth in Erstaunen setzen. Dabei zittert der Mann am ganzen Leibe, kriecht nur auf Händen und Füßen vorwärts, auf demselben Pfad, wo die Andern lustig vorwärts schreiten und ihn zurücklassen; so wie sie ihm aus dem Gesicht sind, ruft er sie bei Namen und schreit ihnen nach, sie seyen verantwortlich, wenn ihm ein Unglück widerfahre; er geht nun nicht weiter bergauf, sondern will wieder hinunter. Nun aber beginnt erst recht seine Noth, es wird ihm noch schwindeliger, und da er aus Sparsamkeit keinen Führer genommen, so wird ihm allein entsetzlich zu Muth; er schreit aus Leibeskräften immer lauter, bis ihm endlich ein Landsmann zu Hülfe kommt und ihm herabrutschen hilft. Im Wirthshaus legt er sich gleich zu Bett und nimmt eines von den Bittersalzpacketchen, die er immer in großem Vorrath bei sich führt.

(Schluß folgt.)

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Zu den Mysterien von Berlin.

Noch etwas, was dahin gehört. Ihre Leser werden sich eines gräßlichen Raubeindrucks erinnern, der vor einigen Jahren hier geschah. Die Details, wie die Räuber ein armes Dienstmädchen behandelten, waren so haarsträubender Art, daß man anstehen mußte, sie zu erzählen, so entsetzlich und kannibalisch, daß die Polizei dem Gedanken Raum gab, die Gemißhandelte habe die ganze Geschichte erfunden, um ein von ihr selbst begangenes Verbrechen zu verhüllen. Während von der einen Seite für die Unglückliche gesammelt wurde, zog man sie auf der andern Seite wegen Betrugs und Meineids zur Untersuchung. Ihre vollkommene Unschuld und die ganze Wahrheit der gräßlichen Thatsache ist in diesen Tagen an's Licht gekommen. Das Wie hat einige interessante Seiten, die auch zu unsern Mysterien Stoff liefern würden. Man war schon seit einiger Zeit wieder zu der vorigen Ansicht zurückgekehrt, daß das Mädchen Recht habe, die That aber sey aus dem innersten Comité der Bösewichter hervorgegangen, in welches die wohlbekannten und oft gestraften Diebe, über deren Wissenschaft die Polizei dann und wann gebietet, keine Einblicke haben. Man ging zu Rathe, wer wohl die meiste Macht über diese verhärteten Gemüther übe, und kam überein, daß es ein Mädchen sey, die, oft in Untersuchung, stets eine ganz eigenthümliche Herrschaft über ihre Genossen bewiesen; eines jener Wesen, die im Laster erzogen und groß geworden, doch etwas gerettet haben von ihrer bessern Natur. Es war ein Mädchen von etwa 28 Jahren, groß, eine Heldengestalt, von schönen Zügen, von einem imponirenden Wesen, von durchdringendem Blick. Schon oft hatte sie bei Untersuchungen, wenn ihr die Sache zu lange dauerte, oder wenn ihr das Läugnen verächtlich schien, durch ihr Beispiel, ihre Ueberredung die Andern zum Gestehen umgestimmt. Sie oder Keine mußte darum wissen, oder doch Licht in die Sache bringen können. Aber sie selbst war verschwunden. Man fand sie in keinem Zuchthause, bei keiner Untersuchung, sie war nirgends in einer Schlafstelle angemeldet. Es galt, sie zu suchen, und man fand sie endlich. Wo? In einem jener Keller, wo die Diebsgenossen ihre nächtlichen Zusammenkünfte haben, saß sie im Kreise eifrig zuhörender Genossen und las ihnen beim Lampenschein vor — ein Heft der Mysterien von Paris. Ist dieß nicht wieder eine Fortsetzung derselben? Eine Berliner Wölfin liest den Berliner Dieben die Schicksale ihrer Pariser Originale vor. Nur daß dießmal das Modell eine Wahrheit war; vom Original ist es noch zu erweisen. Man theilte ihr mit, was es galt, man weckte ihr weibliches Ehrgefühl, und nicht vergebens. Es sey ihre Ehre, als Mädchen einen solchen Frevel nicht zu dulden, welcher von feigen Bösewichtern einem armen, wackern Mädchen zugefügt worden, die nun dazu noch des Betrugs bezüchtigt, einer Strafe dafür entgegen sehe, daß sie etwas gelitten, was sie nicht hindern können. Es hatte gezündet. Unsere Wölfin erklärte sich bereit, ihr Alles daran zu setzen, die Thäter ausfindig zu machen, und sie verfolgte die Sache mit einem Eifer, den nur ein moralischer Impuls hervorruft. Sie hatte bald heraus gefunden, wer unter ihren Kameraden zu solcher That genug Muth und Ruchlosigkeit besitze; sie ließ sich in das Criminalgefängniß mit einem derselben einsperren, sie führte in Rothwälsch ein Gespräch mit ihm, in welchem derselbe durch ihre Schlauheit zum Geständniß gelockt wurde. Sie lachten, scherzten darüber; aber noch war kein Beweis dafür. Sie wußte es zu veranstalten, daß sie noch einmal in einem andern Gefängniß zusammen kamen, wo eine dritte Gefangene zugegen war, welche die Diebssprache verstand, aber vorgeblich taub war. Kurz, es gelang ihr, den einen der Verbrecher zu einem außergerichtlichen Geständniß vor zwei Zeugen zu bringen, worauf dann bald ein Bekenntniß vor Gericht erfolgte. Auch nannte der Verbrecher seine Complicen, welche inzwischen in Ketten und Banden um anderer Verbrechen willen, jene Geschichte in der Lietzmannsgasse selbst fast ganz vergessen hatten. Als man einen der Complicen aus einem benachbarten Zuchthause forderte, betheuerte der Oberaufseher dessen Unschuld; er sey einer der besten und frömmsten Sträflinge. Sogar zum Vorsänger beim Gottesdienst hatte er ihn erhoben. Und doch war er einer der Hauptthäter und gestand es bei der Confrontation sehr bald ein.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung einiger in Nro. 275 und 276 des Morgenblatts enthaltenen Behauptungen.

Mit den „religiösen Wirren" (weder des XVII. Jahrhunderts noch denen unserer Tage) und auch mit des „Königs Gustav Adolph" seinem Lügen, hat die Errichtung von Tilly's Standbild nichts gemein, und steht damit in keiner Beziehung; dieselbe war schon vor einem Vierteljahrhundert beschlossen, ihm, als Bayerns größtem Feldherrn, dessen Werk, wie es bewiesen ist, Magdeburgs Zerstörung nicht war. — Auch das ist in den erwähnten „Briefen aus München" irrig, daß mit Cornelius der eigentlich befruchtende und zusammenhaltende Genius von München geschieden. Davon weiß man in München nichts; man merkt nicht seine Abwesenheit, womit übrigens keineswegs dem großen Talente dieses Künstlers nahe getreten werden soll.

München, den 7. December.

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 21. December 1844.

Du bist mein, und nun ist das Meine meiner als jemals.
Goethe.

Drei Sonntage nach Ostern.

Aus dem Leben eines Dorfschulmeisters.

1.

Es war der dritte Sonntag nach Ostern. Im Kalender stand mit rothen Buchstaben „Jubilate.“ Schien's doch, als ob die Vöglein gewußt hätten, was der Kalendermacher für den Tag verordnet. Ein freudiges Gejubel und Geschmetter klang draußen in der blauen Luft. Der Frühling predigte das Evangelium für den Festtag: „Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich wieder sehen!“ Die Maiblümlein schauten mit ihren Schneesternen über das kurze Gras hinweg und freueten sich, daß ihnen die Sonne so lustig in's Gesicht schien. Wer hätte sich auch nicht freuen sollen? War doch der Winter lange genug zu Gaste gesessen und das Holz hatte einen unerschwinglichen Preis. Meine jungen Kirschbäume litten unter der Zeit viel vom Froste, und ich nicht weniger. — Nun aber säumte ich nicht, nahm ihnen die Strohdecke weg und meinem Hause die Winterfenster. Jezt erst war mir's, als dränge der Frühling durch die niedern Fensterscheiben zu mir herein in meine kleine Kammer. — Alsdann wanderte ich zur Kirche. — Ein heller, warmer, freudiger Gottesmorgen; ich vergeß' ihn meiner Lebtage nicht. Die Lerchen sangen ihr Gloria, vom Buchwald herüber drang der erste Amselschlag an mein Ohr. Mir ward wundersam um's Herz. Ich fühlte den Frühlingssegen und dankte Gott, der mir die Augen aufgethan für die Pracht dieser Welt und die Ohren geöffnet für die Liebesworte, damit sie uns anredet.

Halben Weges holte mich des Forstwarts Töchterlein ein. Sie grüßte mich, schlug die Augen nieder und sagte zu mir: „Herr Kantor, die Rocknaht ist Ihnen aufgegangen am Rücken und das weiße Hemd blickt durch.“ Dabei lächelte sie vor sich hin in ihrer Verlegenheit. Ich schämte mich, ward roth und bat der Dirne die Offenheit meines Sonntagsgewandes ab. Mein Gott, wie kann auch ein Dorfschulmeister, der neben seiner Schule die zwei Stunden entfernte Filiale zu versehen hat, auf jeden Schelmenstreich merken, der ihm hinter'm Rücken gespielt wird! Nebstdem war ich Junggeselle und Kantor obendrein. Anna Maria heilte mir den Zwiespalt meines Rockes mit einer Nadel aus ihrem Busentuche, so gut es ging. Dabei lachte sie, um nicht, wie sie sagte, die Freundschaft abzustechen.

Nachgerade mußte ich mich wundern, wie sie so stattlich und hübsch geworden seit den vier Jahren, daß sie die Feiertagsschule verlassen hatte. Die Knospenblätter waren abgefallen und sie prangete wie eine junge Heckenrose zu Anfang Mais.

Selbigen Morgens ging sie mit mir bis an's erste Haus des Dorfes. Weiter wagte sie es nicht, der bösen

Welt halber. Zwölf Wochen später aber war ihr der Muth gewachsen und sie geleitete mich das Dorf hindurch bis an die Kirche und hinein bis an den Altar. In ihren dunkeln Haarflechten prangte ein Brautkränzlein von duftigem Rosmarin.

Als wir von da wieder heimgingen, den Fußsteig durch die Waizenfelder und den blühenden Reps, die Lerchen jubelten und die Maikäfer um die Lindenblüth' sumsten und um den weißen Hagedorn, der am Feldzaun hinwucherte, da lehnte sie sich an mein Herz, ich nannte sie mein Weib, und gedachte der glücklichste zu seyn unter allen Schulmeistern des Erdballs. — Anna Maria hat mir den reichen Schatz ihrer Liebe mit in die Ehe gebracht, dazu ein frommes, genügsames Herz; sonst weiter nicht viel an Geld oder Geldeswerth.

2.

Hinter dem Schulhause war ein Viertelmorgen Wiesgrund — mein ganzes Widdum. Drauf hatte ich meine Kirschbäume gepflanzt, und eine Bretterwand schied meine Hofmark von des Dechants Garten. Im Winkel rechter Hand blühete alljährlich eine Hollunderstaude und ein Rothkehlchen heckte drinnen. Ehedem hatte ich mich dort nach der Schulzeit und wenn der Abend herauf schlich über die Berge, meinen Träumen überlassen. Es war von jeher so meine Art, daß ich mich gerne den Gedanken hingab, die mir in der Seele aufdämmerten, sobald die Sonne sank. Das habe ich mit dem Goldlack gemein, der mir unter allen Blumen sonders lieb ist.

Die Mehrung meines Hausstandes brachte wenig Störung, nur daß wir von nun an zu zweit allabendlich unter dem duftigen Strauche saßen. Hier freuten wir uns selbander, wenn die untergehende Sonne durch's Laub schien, und Anna Maria schnitt mir das Abendbrod vor, was ich früher selber thun mußte. Das Rothkehlchen aber sang im Gezweige. Das klang wie Abendsegen aus der dämmerigen Luft hernieder. Uns Beiden ward dabei überschwänglich zu Muthe.

Die schönen Tage dauerten fort den Sommer und Herbst hindurch. Es war ein fruchtbares Jahr und der Segen wuchs uns in Speicher und Tenne hinein. So kam der Winter. Auch er war nicht hoffnungsarm, am wenigsten für mich. Just am Weihnachtsabende, da gestand mir meine Anna Maria, indem sie den Kopf an mein Herz legte, welch selige Erwartungen sie hegte. Schier dünkte mir dieß der Freude zu viel, und mir war es, als ob mich ein Ungemach treffen müsse, damit ich nicht übermüthig werde. Das kam auch ungerufen.

Das Fleckchen Landes, worauf unsere Fliederlaube stand, bildete eine Bucht in des Dechants Krautgarten. Nun war dieses seit Mannesgedenken so, ist auch seiner Hochwürden von jeher genehm gewesen. Plötzlich aber kam der geistliche Herr auf den Gedanken, er wolle seinen Garten hübsch nach der Richtschnur umzäunen. Da gehörte denn nothwendig die Handvoll Landes dazu, die mir so theuer gewesen. Wohl merkte ich, wie die Pfarrhaushälterin hiebei im Spiele war. Der Himmel weiß warum, aber sie ist unserm stillen Glücke längst gram gewesen. Der geistliche Herr wußte nicht, wie ich mir auf der kargen Fläche eine reiche, glänzende Burg seliger Erinnerungen aufgebaut hatte aus dem Abendglanz und Hollunderduft, aus den stillen Gedanken und Träumen von mehr denn tausend Dämmerstunden, die ich hier verlebt. Sonst hätte er mir nicht so arg gezürnt, als ich sein Begehr rundweg abschlug. Doch dachte ich, das würde wieder gut werden mit der Zeit. Aber es ward nicht wieder gut. Das gottlose Weib ließ die Glut nicht verglimmen, und da der Geistliche ein Wort mitzureden hatte in der Synode, so kam ich um mein Amt, ehe ich eigentlich wußte warum.

Ostern war im selben Jahre frühe gefallen. Es stöberte unfreundlich am zweiten Sonntage darnach; das war der Tag, da wir die Wiege unseres Glückes verlassen mußten, kaum ein Jahr nach dem Geburtstag unserer Liebe. Im Kalender stand „Misericordia," und paßte dieß ungefähr so gut für den Augenblick, als das Jubilate des vergangenen Jahres.

Um einer Scholle Landes willen hatte ich das ganze Grundstück verloren, darauf ich hatte ausharren mögen bis an's Ende. Ex parvis magna crescunt!

(Schluß folgt.)

Goethe als Recensent.

(Fortsetzung.)

Beachtenswerth ist auch folgende Bemerkung, wozu ihn J. v. Sonnenbergs Buch „Ueber die Liebe des Vaterlands" veranlaßt: „Römerpatriotismus! davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, drinnen zu liegen!" Er spricht sich bei dieser Gelegenheit dahin aus, daß der Deutsche keinen Patriotismus im antiken Sinne des Worts haben könne, und findet deßhalb Sonnenbergs Buch lächerlich. Im Jahre 1773 mochte es wohl eine Aufgabe für einen Deutschen seyn, sich zu einem allgemein deutschen Patriotismus zu bekennen. Sie ist jezt auch noch nicht so leicht, als man sich einbildet.

Damals wie jezt! Auch im Jahr 1773 gab es so gut wie im Jahr 1844 oberflächliche und salonmäßig beobachtende Touristen, welche zum Theil wohl auch wie unsere Touristen reisten, um zu schreiben, und wiederum schrieben, um reisen zu können. Ein solches aus dem

Englischen übersetztes Reisetagebuch, welches unter dem Titel erschien: „Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen," veranlaßt Goethe zu Bemerkungen, welche noch nicht veraltet sind und so ziemlich ausreichen würden, um ein inhalt- und formverwandtes Buch neuerer Zeit eben so gründlich und mit eben so wenig Worten abzuurtheilen. „Der Verfasser," schreibt Goethe, „reiste gemächlich seine große Tour durch England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland, blickte in seinen Pufendorf, konversirte mit schönen Damen und Herrn, nahm sein Buch in die Hand und schrieb. Zum Unglück ist nichts schiefer als die schönen Herrn und Damen, und so werden seine Gemälde gerade eben so schief. — Alles vom Hörensagen! Oberfläche, aus guten Gesellschaften abstrahirt — und das ist ihm Charakteristik! Wie so gar anders würde sein Urtheil ausgefallen seyn, wenn er sich herabgelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauern in seinem Hofe, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Bürger bei seiner Kanne Wein und den Gelehrten und Kaufmann in seinem Kränzchen oder seinem Kaffeehaus zu sehen. Aber das fiel ihm nicht einmal ein, daß da Menschen wären; oder wenn's ihm einfiel, wie sollte er die Geduld, die Zeit, die Herablassung haben? Ihm war ganz Europa seines französisches Drama, oder, was ziemlich auf eines hinaus kommt, Marionettenspiel. Er guckte hinein und wieder heraus, und das ist Alles!" Man sieht, daß Goethe in seiner Jugend reiner Volksmann war und der sogenannten guten Gesellschaft, deren Güte er jedoch immer in Zweifel zog, in keiner Weise zu schmeicheln wußte.

Goethe selbst legte noch in seinem spätern Alter einiges Gewicht auf diese Recensionen, indem er in seinen „Annalen" sagt: „Die Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustand unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar." Seitdem zog er sich auf längere Zeit von der journalistischen Kritik zurück. Er schreibt 1774 an Schönborn ausdrücklich: „Mit Kritik geb' ich mich gar nicht ab;" es ist derselbe Brief, worin er seine neuesten Produktionen „Zeug" nennt, und von seinem Werther, der bald darauf ein so ungeheures Aufsehen machen sollte, in sehr beiläufiger Weise spricht. Er weiß davon nichts weiter zu sagen, als daß er darin einen jungen Menschen dargestellt habe, der, mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmerische Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, bis er zuletzt durch dazu tretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt." Goethe hatte gar keine Ahnung davon, wie literarisch und social bedeutsam seine Jugendschöpfungen waren. Er wollte nur des ihn drängenden und belastenden Stoffes los seyn und hatte dabei weder die Kritik noch das Publikum im Auge; um so mehr überflügelte er jene, um so mehr gewann er dieses. Dem in seinen Recensionen aufgestellten Prinzipe, daß die Dichtung nur mit der unmittelbaren und ungemischten natürlichen Empfindung zu thun haben dürfe, blieb er auch in seinen Produktionen treu. Die Kritik, wie Goethe sie geübt hatte, schadete seiner Schöpferkraft nichts, weil sie nur in vereinzelten Naturlauten bestanden hatte und immer nur Ausdruck des unverkünstelten und einfach gesunden Menschenverstandes gewesen war. Bewundernswerth aber erscheint die Energie, mit welcher Goethe sich von nun an auf die Produktion warf und der Bücherkritik gänzlich entsagte, die doch für Viele, welche ihre Weisheit gern an den Mann bringen, einen großen, zuletzt freilich aufreibenden und jede schöpferische Regung im Keime tödtenden Reiz besitzt. Die fortgesezte Kritik führt, wenn sie mit der jezt gewöhnlichen Bitterkeit und galligen Gehässigkeit geübt wird, unfehlbar zum geistigen Selbstmord. Hierunter ist jedoch nur die gebräuchliche Tageskritik gemeint, jenes gegenseitige wilde und ordnungslose Gemetzel und Handgemenge, wobei von einem wirklichen Schlachtplan, von einem großartigen strategischen Manöver nicht die Rede seyn kann.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Verbrechen und Armuth.

Man will wieder, wie regelmäßig beim Anfang des Winters, über Vermehrung von Einbrüchen und gefährlichen Diebstählen klagen. Der gewöhnliche Grund dazu ist noch nicht vorhanden. Winterkälte und Theurung drücken nicht. Möchte es mit der Besserung unserer Strafgefängnisse, nach welchem System es auch sey, so rasch vorwärts gehen, wie mit dem Bau der Eisenbahnen. Dieß das einzige Mittel, die Gesellschaft vor dem Uebel zu bewahren, das da ist. Vor dem, welches sich täglich neu erzeugt, vor der Brodlosigkeit der Arbeiter, möge uns die praktische Ausbildung der Arbeitervereine schützen. Man will diesen Vereinen jezt noch eine andere Tendenz zuschreiben, die Beaufsichtigung und Bevormundung einer Klasse, welche jüngst in allen Ländern durch so gefährliche Regungen sich kund gegeben. So anstößig und gehässig auch das Wort Bevormundung in anderer Beziehung leztbin geworden, dürfte sich hier doch wenig dagegen sagen lassen, wenn mit der Bevormundung Belehrung, Rath und Hülfe in der Noth verbunden sind. Die Art, wie die arbeitende Klasse sich selbst zu helfen versucht, war nicht so, daß ein Einschreiten von außen zum bedauerlichen Eingriff würde. — Neulich kam ich zu einem Straßen-

auflauf. Man hatte einen Dieb auf frischer That ergriffen und ihn wieder laufen lassen. Von allen Seiten ward es laut getadelt. Die ihn ergriffen, schüttelten die Achseln: was sollten wir thun? Die Frau, welcher der gestohlene Rock gehörte, war froh, ihn wieder zu haben, und wollte den Dieb nicht gerichtlich verfolgt wissen. Wir drangen in sie, des Gemeinwohls wegen. „Was schiert mich das! Ich habe nur Laufereien davon!“ war ihre Antwort. Sie hat Recht, sagten Einige; sie hat himmelschreiend Unrecht, Andere. Wie die Sachen stehen, hat sie vielleicht Recht, einen Anfänger (ein solcher schien der Ertappte zu seyn) nicht in die hohe Schule des Lasters abzuliefern, aus der so wenig ein Entrinnen ist, als vor Alters aus dem Venusberge. Kurirt die furchtbare Einsamkeit der künftigen Gefängnisse, oder sistirt sie wenigstens die Fortschritte in der Verderbtheit, alsdann erst wird es zur Sünde gegen das Gemeinwohl werden, einen Verbrecher in die wahren Zuchthäuser nicht abzuliefern. Neulich kam die erste konstituirende Versammlung des Lokalvereins für das Arbeiterwohl zusammen. Nach dem Eifer und der Theilnahme, die sich hier zeigte, darf man sich, wenn er anhält, für die Zukunft viel versprechen. Möchte ich bald Gelegenheit finden, Ihnen mehr davon zu melden, und schon in dem kommenden Jahr Resultate. Wenn wir im Stadtbudget, das eben ausgegeben wird, den Titel Armenverpflegung nachschlagen und fast die Hälfte der Totaleinnahme darauf verwandt sehen, so überkommt uns ein geheimes Grauen vor der Zukunft und die Mahnung, alle unsere Kräfte dahin zu richten. Rings um uns sehen wir eine Stadt von Palästen mit leeren Prachtwohnungen, und unser Auge sucht vergebens, wo die Proletarier wohnen sollen, die 416,000 Thlr. von der Stadteinnahme verzehren! Und ihren dringendsten Bedürfnissen ist damit nicht abgeholfen!

(Fortsetzung folgt.)

Aus Savoyen, December.

(Schluß.)

Die Touristen.

Nun kommt der gastronomische Tourist, der alle Augenblicke wiederholt, Chamounix verdiene gar den Lärm nicht, den man davon mache, denn Küche und Keller seyen da ziemlich mittelmäßig. Spricht Jemand vom mer de glace mit ihm, so antwortet er, Gemsenfleisch sey lange nicht so gut wie Rehbraten; rühmt man die Schönheit des Sonnenaufgangs und Untergangs, so meint er, die Butter in Chamounix schmecke wie Unschlitt, und bei Gelegenheit der Flégère antwortet er, man verstehe hier zu Lande den Kaffee nicht zu machen. — Unter den Engländern findet sich häufig der entsetzliche Tourist, den wir so nennen, weil er entsetzliche Sätze macht. Es kommt ihm gar nicht darauf an, etwas zu sehen oder zu beobachten, Eindrücke in sich aufzunehmen u. s. w. Dieß Alles nennt er Lappalien; er schreitet verwegen auf Feldern von Eis, ohne sich umzusehen, und er macht so hastige, große Schritte, daß seine Führer Mühe haben, ihm zu folgen; immer ist er ihnen acht bis zehn Schritte voraus, was um so leichter ist, da er nie mit ihnen spricht, sich um nichts bekümmert, sich nach nichts erkundigt. Oft rufen sie ihm zu: „Gehen Sie nicht so schnell, ermüden Sie sich nicht, Sie werden später keinen Athem mehr haben!“ Er antwortet mit einem neuen Satz. Immer sucht er die schwersten Wege aus, und wie ein Kautschukball setzt er vom Montanvert auf die Flégère, vom Brevent in den Jardin, von den Petits-mulets auf den Bossonsgletscher. Auch das Schönste, wenn es nicht schwer zu erreichen ist, hat keinen Reiz für ihn. So sieht er die feenartige, krystallene Grotte des Arveiron kaum an, rennt aber gleich darauf den Chemin des Chevres wie besessen hinauf, ohne ein einzigesmal auszuruhen, oder sich nach seinem weit zurückgebliebenen Führer umzusehen. Am selben Tag begegnet man ihm auf dem Bossonsgletscher, der Flégère und der Tete noire, am folgenden Tag auf dem großen St. Bernhard und in Vevey. So läuft er in sechs Tagen um die grajischen und penninischen Alpen herum, ohne das Geringste zu sehen; man könnte ihn das Alpenrennthier nennen. — Das Gegenstück zu ihm, aber eben so lächerlich, ist der enthusiastische Tourist. Dieser bewundert Alles, geräth über Alles in Erstaunen und außer sich, und ist unerschöpflich in Exklamationen. Betrachtend und mit offenem Maule bleibt er oft stehen und ruft aus: O Natur! o Schöpfung, o großes All! Wenn's wegen der Zeit anginge, würfe er sich nieder, um jeden Abgrund, jeden Granitblock zu umarmen. Er braucht wenigstens acht Stunden, um von Chamounix auf den Montanvert zu gelangen, denn bei jeder Blume bleibt er stehen und hält ihr eine kleine Anrede; jedes hübsche Steinchen hebt er auf und steckt es ein, wodurch ihm natürlich das Fortkommen immer schwerer wird. Ueberdieß will er auf's Genaueste den Namen jeder Aiguille, jedes Felsenjoches, jedes Berges wissen, und zeichnet Alles sorgfältig in sein Taschenbuch auf und lernt es auswendig. Bei Tisch korrigirt er alle Reisende und selbst die Damen, wenn sie einen Berg nicht beim rechten Namen nennen. Mit einem Fremden, der ihm neulich beim Frühstücke äußerte, er sey noch nicht auf dem Jardin gewesen und werde auch nicht hingehen, hätte er beinahe Händel bekommen; er sagte ihm über seine Gleichgültigkeit starke Sachen, faßte sich aber noch zur rechten Zeit, als ihn dieser etwas ernst ansah, und ergoß sich nun eine halbe Stunde in Beschreibung der fraglichen Partie, wobei ihm kein Berg, keine Felsenspitze entging; er sprach noch mit dem Kellner davon, als der Fremde schon geraume Zeit aufgestanden und zur Thüre hinausgegangen war. — Noch eine komische Touristenart ist der Spaßmacher, ein Ableger des Commis Voyageur. Dieser wenigstens ist seinen Führern und Begleitern nicht zur Last, vielmehr reißt man sich um ihn. Die Alpennatur und ihre Herrlichkeiten interessiren ihn blutwenig, höchstens nimmt er Notiz von ihnen, wenn sie ihm zu einem Witz oder zu einer Farce Gelegenheit geben. Unaufhörlich plaudert und scherzt der Mensch, trefflich ahmt er alle Thiere und alle Nationen nach. Die Engländer besonders lachen über seine Engländer; an Anekdoten ist er unerschöpflich und er erzählt sie, wie Anekdoten erzählt werden müssen, ohne nur den Mund zum Lachen zu verziehen. Alle Landleute, denen er begegnet, hält er an und richtet komische Fragen an sie; geht er noch spät Abends durch ein Dorf, wo die Leute schon schlafen gegangen sind, so schreit er aus vollem Hals, als wenn er am Spieß stäcke, und wenn endlich die Leute an's Fenster fahren und sich nach Feuer umsehen, so fragt er sie mit englischem Accent nach dem Namen des Dorfs: Comment appelez vous votre nom? oder comment était la nom de cette village? Zwischen Martigny und St. Maurice fragt er alle Landleute, die ihm begegnen: Où etait la vache qui lise? Nach einigem Besinnen sagt wohl Einer: c'est Pisse-vache que Monsieur veut dire? Da macht er den Erstaunten und Verschämten, spricht ächt englisch: ho, ho, schnattert aber gleich darauf wie eine Gans. — Da haben Sie mein halbes Dutzend Touristenklassen, und ich glaube, Sie haben genug.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 55.

Sonnabend, 21. December 1844.

[614] Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an auf die

JAHRESZEITEN
HAMBURGER NEUE MODE-ZEITUNG
1845. 4ter Jahrgang.

Wir enthalten uns jeder Anpreisung. Das scheidende Jahr und was wir im Laufe desselben boten, wird am beredtesten für uns sprechen. Wir bemerken nur, daß die Jahreszeiten, die einzige Modezeitung mit

Pariser Original-Modebildern,

die neuesten Moden, wegen ihres direkten Bezuges aus Paris,

acht Tage früher

als alle ähnliche deutsche Journale liefert.

Den literarischen Werth derselben verbürgen die Namen:
C. Beck, C. Beuermann, E. Buchner, Carriere, Clemens, L. Diefenbach, Elbing (L. Simon), Fels (Th. Hagen), E. Geibel, A. Glasbrenner, C. Gutzkow, Th. Hell, G. Herwegh, A. Jung, Th. v. Kobbe, J. Lasker, K. A. Mayer, J. Mendelssohn, J. Mosen, G. Schirges, A. Stahr, Therese (Verf. der Briefe aus dem Süden), F. Wehl, A. Weill, A. Winter, Ed. Zoller u. A.

Das Feuilleton bringt Original-Correspondenzen aus Berlin und Paris **jede Woche**, in kurzen Zwischenräumen aus Altona, Braunschweig, Cassel, Dresden, Frankfurt, Hannover, London, München, Oldenburg, Schwerin, Stuttgart, Weimar, Wien, Petersburg und aus Hamburg für die Fremde geschriebene Briefe; Literatur, Theater, Musik, sociales Leben und Unterhaltung werden durch die Kritische Revue und die Feuilleton-Rubriken: Literatur, Theater, Musik und Miscellen vertreten, und so hoffen wir sowohl in literarischer als artistischer Beziehung allen Ansprüchen zu genügen.

In allen Buchhandlungen liegen Probehefte zur Ansicht.

Hamburg, Ende November 1844.

C. F. Vogel.

Neue elegante Taschen-Ausgaben.

[610] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's Faust.

Eine Tragödie.

Neue Ausgabe in englischem Einband mit goldenem Schnitt und zwei Stahlstichen.
Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 gGr.

Gedichte von Nicolaus Lenau.

Zwei Theile in englischem Einband mit Goldschnitt.
Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr.

Der erste Theil erscheint hier in der siebenten Auflage, der zweite bildet die fünfte und sehr vermehrte Auflage der früher im Verlage der Hallberger'schen Buchhandlung erschienenen „Neueren Gedichte."

In gleichem Format und gleicher Ausstattung sind ferner zu haben: Goethe's Hermann und Dorothea, Egmont; Schiller's Tell, Wallenstein; Tegnér's Frithiofssage, Simrock Nibelungenlied, und die Gedichte von Goethe, Schiller, Uhland, Freiligrath, Hölderlin, Platen, Oehlenschläger und Zedlitz.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

schaft in York. Erster Brief. Zweiter Brief. Dritter Brief. — Ethnographische Bemerkungen über Alt-Egypten. — Bogota. — Ueber den Golfstrom und andere Meeresströmungen. — Physikalische Charakteristik Schwedens. — Das Atelier eines chinesischen Malers. — Samuel Houston, Präsident von Texas. (Mit seinem Bildniß.) — Der Handel zu Tauris. — Eine Prozession und ein Kloster in Südamerika. — Reise von Lima nach Para. 5) Abreise von Sarayacu; Marannon. — Eine Fahrt auf dem rothen Meere. — Der Negeraufstand auf Dominica. — Tamulische oder malabarische Druckerei. — Löwenjagd bei den Azebo-Galla. — Notizen aus dem Innern Rußlands. — Skizzen aus London. Londoner Volksschulwesen. — Nachricht über Abyssinien durch die HH. Galinier und Ferret. — Etwas über Damaskus: der Meidan; ländliche Bevölkerung; der Aga des Quartiers; Lustbarkeiten. — Forschungen über die russischen Städte: Europäischer Einfluß. b) deutsche Städte. — Grundeigenthumsrecht in Algier. — Cyprien Robert über die Griechen. — Reklamation Dr. Beke's. — Bemerkungen über die Samojeden. — Bewässerungen und Umgebungen von Damaskus. — Etwas über die Geistlichkeit Schwedens. — Spaziergänge in Marokko; Einleitung. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt: Reise nach Tetuan. Anhang: die vier Hauptstämme in Marokko. — Dampfbootfahrt von Rostow nach Taganrog. — Das Regenmädchen bei den Neugriechen. — Alterthümer in Cumá. — Das Klima der Kirgisensteppe. — Die Vergifter in Indien. — Der Seeruf. — Schweden im Jahr 1843. Von Theodor Mügge. — Die Badagaleute auf den Nilgheeris.

Kleinere Mittheilungen.

Ausfuhr von russischen Produkten aus Rußland. — Behandlung der Cholera in China. — Amerikanische Dampfschifffahrt. — St. Lucia. — Riesenhaftes fossiles Beutelthier. — Merkwürdiges Beispiel rascher Vegetation. — Ein Ungeheuer von Dicke. — Der Monolith zum Sarkophage Napoleons. — Vendetta-Geist in Korsika. — Ein merkwürdiger Adler. — Wirkung einer Windhose. — Mlle. Taglioni nach Amerika engagirt. — Einwirkung des Lichts auf Pflanzen. — Beförderung des innern Handels in Algier. — Die Schlangen im Jardin des Plantes. — Berangers Arbeiten. — Nyktalopie. — Bienen-Industrie. — Die Folgen falscher Zähne. — Neue Art Straßen. — Eine Statue des Harpocrates. — Preisschrift auf Colbert. — Ein Fortschritt der Sklavenemancipation in Nordamerika. — Die Zaffarin-Inseln. — Eine eiserne Kirche für Jamaika. — Fromme Anstalten in Algier. — Fortschritte der Dampfschifffahrt in Rußland. — Verwendung des Kohlenstaubs. — Hellenische Associationen in London. — Dampfpfeife. — Seidenindustrie in den Vereinigten Staaten. — Neue Mönchsritter. — Vereinigung in London zu früherem Schließen der Läden. — Londoner Polyglotten-Institut für Handels- und juridische Dokumente. — Bearbeitung des Herbariums von Delessert. — Pflanzensendung aus französisch Guiana. — Thätigkeit des Abbé Paramelle. — Ein mehr als hundertjähriger Galeerensklave. — Ainsworth über den Zug der zehntausend Griechen. — Auswanderung von Arbeiterinnen nach Algier. — Zunahme der Sterblichkeit in London. — Nachricht von dem Reisenden Grafen von Castelnau. — Meteorologisches Centralarchiv in Italien. — Ermäßigung der Preise im Tunnelbau.

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Israelitische Gedichte

von

Eduard Arnd.

gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Beiträge

zur

österreichischen

Handels- und Zollstatistik

auf Grundlage

der

officiellen Ausweise über den Verkehr der österreichischen Monarchie mit dem Auslande

vom Jahre 1831 bis 1842.

Von

Siegfried Becher,

Dr. der Rechte und politischen Wissenschaften, g. ö. Professor der Geschichte und Geographie am k. k. polytech. Institute, mehrerer gelehrten Gesellschaften und Vereine Mitglied.

Erste Abtheilung.

Dedicirt Sr. k. k. Hoheit dem kaiserlichen Prinzen und Herrn Erzherzog von Oesterreich Stephan Franz Victor.

Gr. 8. broschirt. 27 Bogen. Preis 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 18 gr. Pr. Cour.

Inhalt.

Erster Abschnitt. Allgemeine Uebersicht des Verkehrs und der Zollerträgnisse. I. 1–7 Größe des Verkehrs und des Zolleinkommens vom Jahr 1831 bis 1840. II. 8–10. Verbote und hohe Zölle. III. Hauptkategorien des Verkehrs und Zolleinkommens. 11. Südfrüchte und Obst. 12. Tabak. 13. Kochsalz und andere Salze. 14. Oele zum Genusse und technischen Gebrauche. 15. Gummen, Harze und dergl. Oele. 16–18. Farben und Farbestoffe. 19. Gemischte Produkte. 20. Garne. 21. Rohe Stoffe. 22. 23. Baumwolle. 24. Flachs und Hanf. 25. Felle und Häute. 26. Wachs. 27. 28. Seide. 29. Haare, Borsten, Federn. 30—34. Verschiedene andere Rohstoffe. 35—48. Fabrikate. 49. Unedle Metalle. 50. Edelsteine und edle Metalle. 51. Mineralien und Erden. 52. Färbe-Materialien. 53. Arznei und Parfümerie-Waaren. IV. 54—61. Tarifsbestimmungen mit Rücksicht auf die ältere Zeit. 62. Uebersicht des Procenten-Verhältnisses der Hauptkategorien nach dem Waarenwerthe und dem Zollertrage in den Jahren 1831 bis 1840. V. Hauptübersicht des Verkehrs und Zollertrags in den Jahren 1831 bis 1841. A. Hauptübersicht der Waaren-Ein- und Ausfuhr im Verkehre mit dem Auslande während der Jahre 1831 bis 1840. B. Vergleichende Uebersicht in den einzelnen Jahren. C. Der Verkehr von Ungarn und Siebenbürgen mit den andern in dem Zollverbande befindlichen österreichischen Provinzen vom J. 1831 bis 1840. D. Uebersicht des Zollertrages vom Jahr 1840 im Verkehr mit Ungarn und Siebenbürgen. E. Verkehr von Ungarn und Siebenbürgen im Jahr 1841. F. Uebersicht des Verkehrs der im Zollverbande befindlichen Länder der Monarchie mit dem Auslande vom Jahr 1841. G. Uebersicht der Ein- und Ausfuhr nach Hauptkategorien im J. 1841. H. Uebersicht des Verkehrs nach den einzelnen Provinzen der Monarchie im Jahr 1841.

Zweiter Abschnitt. Landwirthschaftliche und Natur-Erzeugnisse. I. Schlachtvieh. II. Feldfrüchte. III. Einheimische Gewürze. IV. Samen, Gemüse und Stroh. V. Wein. VI. Fische, Schal- und sonstige Wasserthiere. VII. Geflügel und Wildpret. VIII. Thierische Produkte zum Genusse. IX. Kaffee. X. Zucker. XI. Thee, Cacao. XII. Gewürze. XIII. Südfrüchte.

Dritter Abschnitt. Industrie-Gegenstände. I. Flachs, Hanf, Werg und derlei Garne. II. Schafwolle und derlei Garne. III. Baumwolle und derlei Garne. IV. Felle, Häute und daraus gefertigte Waaren. — Felle und Häute. — Leder. — Kürschner-, Handschuhmacher-, Schuhmacher- und Riemer-Arbeiten. V. Borsten, Haare,

Federn, Horn, Knochen und Klauen. VI. Oele, Fette und Harze. VII. Chemische Produkte. VIII. Farben und Farbestoffe. IX. Mineralien und Erden. X. Holz.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[328] **Rumohr's Schriften,**

Geist der Kochkunst und Schule der Höflichkeit.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geist der Kochkunst

von

Joseph König.

Ueberarbeitet und herausgegeben von

C. F. von Rumohr.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Wenn der verstorbene, eben so geistreiche, als vielseitig gebildete Herr Verfasser in der Vorrede zu dieser zweiten Auflage sagt, daß sein Werk in einigen Kapiteln darauf ausgehe, gewisse ästhetische Gemeinplätze und Stichwörter, durch ihre Anwendung auf eine niedrig geachtete Kunst, doch ohne Bitterkeit, zu verspotten, und dabei behauptet, daß bei der unbegrenzten, unsichern, schwankenden Allgemeinheit ihrer täglichen Anwendung es ihm scheine, als passen sie sich der einen Kunst so gut an, wie der anderen, und sey wenigstens der Gewinn dabei für beide gleich groß, so wird ihm diese Behauptung vielleicht nicht eben von allen Seiten unbestritten bleiben. Worin aber alle Leser, sowohl gallichte und leidende Gelehrte, deren Ehehälften vom Essen nichts verstehen als das Negative, nämlich das Appetitverderben, als reiche lebensfrohe Gutschmecker, so Freunde als Feinde der bonne chère, so von Köchen, als von Köchinnen oder Hausmägden bediente, immer betrogene, Hausfrauen, kurz worin alle und jede Leser von der Gattung, der dreihundert und fünf und sechzig Mal im Jahre denn doch das Essen obliegt, einverstanden seyn werden, das ist, daß es dem Verfasser vollkommen gelungen sey, dem verständigen, leichtfassenden Deutschen gleichsam Appetit zu machen, das Produkt seines Bodens für den freilich vorübergehenden Tafelgenuß, allein zugleich auch für den mehr dauernden einer gut unterhaltenen Gesundheit, ganz auszunutzen. — Mögen durch sein Werk recht viele unserer schlecht essenden Landsleute künftig an dem feinen Aroma leicht zu erzielender Küchenkräuter, an der guten und gut bereiteten Qualität unserer Landesprodukte ein recht zuträgliches Gefallen erwerben; möge es den Frauen weder als Eingriff in ihre Befugnisse, noch als lästige, unwillkommene Anmahnung an veraltete, vergessene Pflichten, erscheinen, denn ihnen besonders möchten wir es empfohlen sehen.

Von demselben Verfasser:

Schule der Höflichkeit

für

Alt und Jung.

2 Thle. 8. broch. Preis 2 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 18 gGr.

In dieser Schule der Höflichkeit hat der Herr Verfasser mit originellen Zügen gleichsam zu schildern gesucht, wie der in der Gesellschaft lebende Mensch sein Aeußeres mit Geschmack darzustellen und seinen Mitmenschen genießbar zu machen habe. — Wenn die gewöhnlichen Schriften über den Umgang mit Menschen leicht desto seichter und unersprießlicher werden, je mehr die Verfasser in Details eingehen und je mehr sie durch Regeln ihren Gegenstand zu erschöpfen suchen, so verbirgt dagegen diese geistreiche Skizze eines Menschenkenners, der neben der Frivolität der gesellschaftlichen Formen ihre Naturnothwendigkeit erkannt hat, hinter der Ironie eine große Tiefe, und die aphoristische Form umfaßt, wie es überhaupt das Wesen des wahren Witzes ist, ungleich mehr, als auf den ersten Anblick erscheint.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Amrilkais,

der Dichter und König.

Sein Leben dargestellt in seinen Liedern.

Aus dem Arabischen übertragen

von

Friedrich Rückert.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Amrilkais Ben Hodschr. — I. **Seine Jugend.** Die Liebesabenteuer. Die Sorgennacht. Die Lebensmühen. Der Jagdritt. Die Regenschau. **Aus dem Diwan des Amrilkais.** Erinnerung an Selma. Besbasa. Der gefährliche Besuch. Ommo Dschondob. Umeima. Eine Ungenannte. Die Trennung in Jemama. Suleima. Esma. Mawija. Selma's Reiz. Hind's Freier. Die geliebte Hirr. An die Tochter des Ameri. Trotzgedicht gegen Sabi Ben Auf. Gegen die Drohungen und Ansprüche seines Vetters Abul Aßwad. Der gute Kamerad. Der Belehrte. Schamus. Die Zeltgenossenschaft. Die vier vorbehaltenen Stücke. Die Gesendete. Der Regen. Der Wettgesang. II. **Sein Leben in seinen Liedern.** Als ihn die plötzliche Nachricht von der Ermordung seines Vaters traf. An seine Tochter Hind. Ueber seine fehlgeschlagene Unternehmung gegen Ben Eßed. Siegeslied. Loblied auf Oweir. Der Treulose und der Treue. Abermals zu Ehren Oweir's und der Beni Auf. Als er in seiner Bedrängniß sich an die Beni Schemedscha Ben Dscherm wendete (oder wenden sollte). Zu Ehren des Tarif Ben Malek. In Ungeduld und Unmuth über seine geraubten Kamele. Muthiger Ritt. Ein Sinnspruch. Als er bei Abu Hanbal von den Beni Thoal einkehrte. Während er am Berg Adscha in Tai, bei den Beni Thoal, den berühmten Bogenschützen, sich sicher fand. Der Bogenschütze von Thoal. Zu Ehren zweier Jäger von Tai. Betrachtung. Erinnerung an die erste Niederlage seines Geschlechts. Er gedenkt seiner Schwester. Hinfälligkeit. Der Kranke. Des Dichters Lebensweisheit. Er versenket sich in Erinnerungen. Auf der Reise durch Syrien nach Konstantinopel. Krank, auf der Rückreise vom Kaiser. Sein letztes Gedicht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Vertheidigung

von

Süddeutschland

gegen

die Franzosen,

mit Zuziehung der Eisenbahnen, unter Berücksichtigung der verschiedenen Spurweite.

Eine strategische Skizze von Pz.

gr. 8. Velinpapier. broch. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Stuttgart und Tübingen. Decbr. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 23. December 1844.

Immer hab' ich nur geschrieben
Wie ich fühle, wie ich's meine.
Goethe.

Goethe als Recensent.

(Fortsetzung.)

Kritiker war Goethe, wenn man will, selbst in seinem „Wilhelm Meister," und man braucht nur seine Betrachtung über den Charakter Hamlets zu nennen, um einen neuen Fortschritt der deutschen Kritik zu bezeichnen. Hier suche man den Punkt, von welchem die kritischen Koryphäen der romantischen Schule, ein Tieck und Schlegel, namentlich in Sachen des Dramas, ausgingen, indem man jezt einen psychologischen Standpunkt zu nehmen und die dramatischen Charaktere aus sich selbst zu entwickeln begann. Von da an kleidete sich auch die Kritik, und namentlich die Dramaturgie, in geschmackvollere Formen, so daß sie sich jezt auch in den Kreisen der höheren Gesellschaft sehen lassen durfte. Freilich ging darüber die frühere Naivetät im Genießen und Aufnehmen verloren; dem anmaßlich subjektiven Belieben öffnete sich ein weites Feld; man deutelte, statt zu deuten, man krittelte, statt zu kritisiren, und begnügte sich im ästhetischen Raisonnement zulezt mit dem glänzenden schönen Schein. Seitdem kokettirte die Kritik mit sich selbst und die Produktion mit der Kritik. Die Poesie löschte, mit wenigen Ausnahmen, ihren Durst nicht mehr mit reinem kastalischem Quellwasser, sondern mit künstlich bereiteten Getränken, die mit allerlei Gewürzen versezt waren und über welche die Kritik die Weihe gesprochen hatte. Sie hatte von jezt an so gut wie die moderne Tracht ihre Modejournale, nach deren willkührlichen und veränderlichen Bestimmungen sie ihre Taille bald nach oben, bald nach unten rücken und ihr Costüm oft in die capriciösesten Formen zwängen mußte, um in der sogenannten guten Gesellschaft für einen Abend glänzen zu können. Hinter ihrem Rücken aber bestimmte die kritische Conversation bereits wieder einen neuen Schnitt, nach welchem die gute Poesie am andern Tage ihr Costüm abermals zu ändern hatte, um hinter den tyrannischen Anforderungen des Tages nicht zurückzubleiben. Mittelbar veranlaßte Goethe wohl diesen abnormen Zustand, indem er für eine elegante Toilette der Kritik sorgte, jedoch mit dem Unterschiede, daß er nur Ein Gesetz, das der natürlichen Anmuth und würdevollen Schönheit, Zeit seines Lebens anerkannte.

Als Recensent über einzelne literarische Erscheinungen trat er erst wieder in den Jahren 1804, 1805 und 1806 auf, wo er eine große Zahl Recensionen in die Jenaische allgemeine Literaturzeitung einrücken ließ. Da ist er nicht mehr der jugendliche polemische Stürmer,

welcher er in den Jahren 1773 und 1774 war; die Gährung ist vollbracht, das Getränk hat sich abgeklärt und erscheint vollkommen durchsichtig, aber auch stoffhaltig und geistig, freilich ohne den leicht aufliegenden Schaum des geistreich modernen Wesens. Die Form ist meist glatt und zierlich, die Gesinnung wohlwollend, die Auffassung rein objektiv. Er kämpft nicht mehr, wie früher in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, für den eigenen Hof und Herd einer fast unbewußten Genialität, die nach dem Durchbruch durch die mancherlei bewegenden Dämme einer herrschenden engherzigen Kunst- und Lebensansicht sucht. Goethe fühlt sich bereits im gesicherten Besitz dessen, wonach er früher unter Sturm und Drang gestrebt hat; das literarische Deutschland liegt zu seinen Füßen, hängt am Hauche seines Mundes und späht nach dem Zucken seiner Augenbrauen. Er aber mißbraucht die kritische Obergewalt nicht, die man ihm einräumte; er bleibt Allen, was ihm nach dem etwas feierlich devotem Ausdruck seines höhern Alters so viele Souveräne und Fürsten blieben, ein „gnädiger Herr;" er bespricht meist nur, was ihm vorzugsweise zusagt, und was ihm unbequem und fremdartig erscheint, das weiß er sich zurechtzulegen und sich drein zu schicken. Bei solcher wohlanständigen und behaglichen Methode zu recensiren, war ihm recht gut möglich, sich von jenem innern Verzehrungsprozeß vollkommen frei zu halten, in welchem sich die so gewaltsam aufgeregten Recensenten der Gegenwart aufzureiben und ihrer geistigen Selbstvernichtung wie mit Sturmschritten entgegenzueilen pflegen. Das Natürliche auf natürliche Weise zu sagen, war die kritische Methode Goethes, und in so fern, wenn auch klarer und gemäßigter, erscheint er immer noch als der Goethe von 1773. Die Neueren möchten gern in jeder Wendung bedeutend erscheinen, und da dieß theils ihren Kräften nach, theils aus dem einfachen Grunde nicht immer möglich ist, weil unter der Sonne fast eben so wenig Neues gesprochen und geschrieben wird als geschieht, so greifen sie nur allzuhäufig nach flitterhaft glanzendem Aufputz, der an sich freilich ungewöhnlich erscheinen mag, während das Ausgeiagte sehr oft das Gewöhnlichste von der Welt ist. Um wieder neu zu erscheinen, möchte kaum ein anderes Mittel noch übrig seyn, als zu der alten Weise zurückzukehren und, wie Goethe gethan, das Natürliche auf natürliche Weise zu sagen. Es ist wunderbar, welchen Zauber das Natürliche, von Homer an bis auf Goethe, stets auf die Gemüther der Menschen ausgeübt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Sonntage nach Ostern.

(Schluß.)

3.

In einer feuchten, moorigen Niederung wurde mir der Platz angewiesen für meinen neuen Wirkungskreis. Noch bewohne ich die vier kalten Wände, drinnen ich mich seit Jahren abmühe mit dem hoffnungslosen Nachwuchs der Kolonie. Ich habe redlich gearbeitet, aber noch konnte ich mir nichts erhausen. Nun, da ich allein bin, wird's besser gehen, — oder allenfalls noch schlimmer.

Meine Anna Maria hatte sich schwer dahier eingewöhnt. Anfangs kränkelte sie fortwährend und der Kummer wäre mir schier über's Haupt gewachsen, ehe ich ein Söhnlein wiegte auf meinen Armen. Das brachte aber uns Beiden wieder neuen Lebensmuth, und die Kranke erstarkte sichtlich am Anblicke ihres aufblühenden Johannes. So verlebten wir die drei folgenden Jahre. Ob auch einer freudigen Stunde zwo traurige folgten, hatten wir doch kein sonderliches Ungemach, und da wir's überdachten, fanden wir, daß es kein Eckchen gebe auf Gottes weiter Welt, das wir uns nicht selbsten wohnlich einrichten und drauf leben könnten voll stiller, heimlicher Freudigkeit. Hatten wir doch unsern braunhaarigen Jungen.

Eine starke Stunde Weges von der Kolonie lag das Herrenhaus. Eines Sonntags nach dem Gottesdienste hatte mich der Hofmarksherr hinbeschieden, und bot mir's an, ob ich seinen Sohn wollte in die Lehre nehmen. Ich überschätzte mein Vermögen und nahm an, was ich besser abgeschlagen hätte. War der Freiherr schon heftiger, zorniger Gemüthsart, so war der zwölfjährige Junker vollends unbändig. Der taugte nun einmal nicht unter mein Regiment, und ich merkte alsbald, daß ich mir ein unerträglich Stück Arbeit aufgebürdet hatte. Doch gab ich den Bitten der bleichen jungen Freifrau nach, die von Vater und Sohn gleichviel zu dulden hatte, und trieb's noch drei Monate fort. Nachgerade aber wuchs mir der Junker zu weit über den Kopf; auch reichten die zween Thaler monatlich just zu den Stiefeln, die ich auf dem Weg in's Herrenhaus durchging. So bat ich denn die Gnädige um meine Entlassung. Da ich fortging, drückte sie mir die Hand und eine Thräne stand ihr im Auge. Das ging mir tief zu Gemüthe. Es gibt einen stillen Schmerz, der laut in unsere Seele schreit.

Auf dem Heimwege nun — es war zu Ende des Winters — machte ich mir trübe Gedanken. Das traurige Bild der trostlosen Ebene, über welche ich hinging, dazu der graue Himmel und der feuchte Wind, der von Mittag herauf strich, stimmten mich eben nicht heiterer. Des Schöpfers geheime Plane müssen einen herrlichen Ausgang

nehmen, sonst würde er nicht so edlen, frommen Seelen eine Last auferlegen, der sie schier zu unterliegen vermeinen. So beruhigte ich mich und gedachte, der da die Bürde legt auf die Wagschale unseres Herzens, wird auch das Zünglein halten, daß sie nicht sinke.

Derlei überlegend, wanderte ich fürder, war auch schon ziemlich dunkel geworden, ehe ich das Schulhaus erreichte. Im Vorübergehen lugte ich durch's Fenster in die Stube, da saß meine Anna Maria vor dem Bette ihres kleinen Johannes und sang mit ihrer feinen lieblichen Stimme ein Liedlein aus der Heimath, um den Jungen zum Schlafen zu bringen. Ich weiß nicht, ob mir's nur gerade so dünkte; aber es lag eine sonderliche Wehmuth darin, wie sie es vortrug. Anders hat es geklungen, als wir noch zusammen in der Fliederlaube saßen vor Jahr und Tag. Jezt kränkt mich's, daß ich des Textes nie achtete, denn es war ihr Lieblingslied. Nur drei Verse sind mir noch davon geblieben.

Mein Schaz hat mir Urlaub 'geben,
Und hab's doch nit verschuld't.
Mein Schaz sagt zu mir selber,
Soll's tragen mit Geduld.

Und bist du mir aus den Augen,
Du bleibst mir doch im Sinn.
Das schreib dir in dein Herze,
Wenn ich fortgewandert bin.

Meine Fingerlein seyn die Federlein,
Grün Waldlaub ist's Papier,
Drauf schreib ich mit meinen Zährlein,
Liebster Schaz, mein Herzeleid dir!

Das Menschenleben hat seine Stunden, wo Einen ein unerklärbares Gefühl überkommt. Als ich in die Stube getreten war, zog ich meine Liebste zu mir. Wir hielten uns lange fest umschlungen und begriffen nicht, warum uns Beiden gerade so weh geschah.

Anna Maria hatte mir unbewußt ihr Abschiedslied vorgesungen.

4.

Es war in der nächstfolgenden Woche und ich hatte gerade die Nachmittagsschule geendet. Da trat der Hofmarksherr in unser Haus. Ich hörte ihn schon mit meinem Weibe schelten, welches im Vorplatze stand. Er kam vom Jagdwerk, und stürmte mit Büchsensack und Flinte in die Stube, daß mir das Herz im Leibe zitterte, gleich als hätte ich Uebles gethan. Ich nahm die Ledermütze vom Kopf, mein kleiner Johannes aber ließ die Katze fallen, mit der er just spielte, und klammerte sich mit seinen Händlein an die Wand. Der arme Junge hatte Furcht, niedergedonnert zu werden; denn das Ungewitter ging alsbald los, und der Freiherr schalt mich gar heftig, daß ich seinen Dienst eigenmächtig verlassen. Ich ließ ihn auspoltern. Derzeit gewann ich meine Fassung wieder, und da er schwieg, bedeutete ich ihm in Ehrerbietung, daß ich mich seiner Gnaden nicht als Knecht verdungen hätte. Darauf begann er aber von Neuem zu fluchen und zu toben, so daß sich mein Weib nicht getraute, über die Schwelle zu treten, obwohl sie schon die Klinke in der Hand und die Thüre geöffnet hatte. Er drohte mir, daß er wohl wisse, wohin er sich zu wenden habe, nannte mich einen faulen Knecht und gab mir Schelmennamen, wie er sie eben in den Mund kriegte. Alsdann wendete er sich in rascher Bewegung der Thüre zu. Da blieb er mit der Gurte seines Gewehrs am Lehnstuhl hängen; heftig riß er sich los — ein betäubender Knall — und mein kleiner Johannes lag blutend am Boden! Mit einem Jammerschrei schlug mein Weib auf's harte Pflaster des Vorplatzes nieder.

Der Freiherr wurde blaß wie die Wand. In der hastigen Bewegung hatte er auf den Hahn gestoßen; die Flinte ging los ohne seinen Willen. Deß war ich selber Zeuge, und danke darum meinem Gott. Doch wies ich ihm die Thüre, und warf ihm den Beutel Blutgeldes nach, welchen er mir auf den Tisch gelegt hatte. Als ich aber meinen kleinen, blutenden Herzengel aufhob, da merkte ich, wie das Händlein, womit er sich an die Wand angeklammert hatte, zerschmettert war zusammt dem linken Vorderarme. Ich weinte laut auf, und vergaß in tiefer Seelennoth selbst meines Weibes, welches leblos am kalten Steinboden lag.

Der Schuß hatte die Nachbarsleute herüber geführt. Viele waren mir in guten Tagen gram; in meinem Jammer standen sie mir Alle bei. Das gedenke ihnen der Allerbarmer in den Tagen eigener Noth. Sie hoben mein Weib auf und verbanden das blutende Aermlein meines Kindes. Ich selber war zu nichts fähig. Nach einer halben Stunde schlug mein Johannes die Augen wieder auf, und sah uns gebrochenen Blickes an, gab aber nicht einen Schmerzenston von sich. Ich kniete nieder an seinem Bettlein und mein Jammern war lauter als das meines dreijährigen todtwunden Söhnleins. Auch mein Weib kam wieder zu sich und dachte in Trübsal zu vergehen, als sie ihren verstümmelten Herzliebling sah. Sie fiel in Krämpfe und mußte zu Bette gebracht werden. Bei all dem blieb mein Johannes wunderbar ruhig. Wenn ich nun daran denke, glaube ich nicht anders, als daß der Herr alle Schmerzen von ihm genommen habe. Des andern Morgens kam der Wundarzt und legte einen regelrechten Verband an. Doch machte er mir wenig Hoffnung. Ich hatte auch deren wenig, und sie war bald aufgezehrt. Nach sechs Tagen hatte mein kleiner Junge ausgelitten. Nun liegt er drüben unter der schwarzen Moorerde des Friedhofs.

Meine Anna Maria überlebte den Schmerz wenige Wochen, dann ging sie heim zu ihrem Kinde und ließ mich

allein zurück. Hier war es ihr doch nie recht heimathlich geworden. Am vierten Sonntage nach Ostern ward sie begraben und die Kinder meiner Schule sangen ihr ein Abschiedslied nach in die kalte Liegerstätte. Im Kalender aber stand „Cantate“ und für den Sonntag traf das Evangelium Joh. 16: „Ich gehe zu dem, der mich gesandt hat.“

Von meinem Erdenglück blieb mir nichts, als die dornige Erinnerung und der Gedanke an die dunkeln Wege, die zum schönen Ausgang führen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Die Menagerie. — Die Synode.

Für die wilden und fremden Thiere werden Wohnungen gebaut und zur Atzung wird ihnen verabreicht, was sie lieben; auch dazu wird eine Association aufgerufen. Die bisherigen Vorsteher des zoologischen Gartens, unser Lichtenstein an der Spize, haben die achtbarsten hiesigen Einwohner zur freien Theilnahme an den Berathungen für das Institut aufgefordert und in der Versammlung über die bisherigen Resultate und Einnahmen Rechnung abgelegt, die recht glänzend ausgefallen ist, aber zur Zeit doch noch nicht genügen, um das Institut zu erhalten, weßhalb von Seiten des Königs bedeutende Zuschüsse unter dem Namen von Vorschüssen beigesteuert wurden. Es ist gewiß sehr erfreulich, daß auch diese populärwissenschaftliche Angelegenheit als eine gemeinsame des Publikums öffentlich behandelt wird; auch darf Wissenschaft und Kunst und selbst das edlere Vergnügen darum nicht zurückgesezt werden, weil noch Nothleidende da sind. Die Welt ist nicht da, um nur ein großes Hospital zu werden. Aber der sarkastische Gedanke drängt sich doch unwillkührlich auf: wir bauen feste Winterhäuser den Schakalen, Füchsen, Habichten und Bären, und durch die Dachkämmerchen im Voigtlande fegt der Wind, der Schnee dringt ein, und auch aus diesem Obdach wird der Arme so oft, weil er nicht zahlen kann, in das Herbstwetter, in die Januarkälte hinaus geworfen. Freilich, von unsern Armen hälfe es den wenigsten, wenn man die wilden Thiere aus der Fasanerie jagte und sie dafür einquartierte.

Die Provinzialsynode hat hier vierzehn Tage berathen. Es ist natürlich, daß eine Weisung, welche in der Mitte der Sizung an dieselbe erging, von den Berathungen im Publikum nichts verlautbaren zu lassen, zu einer, der beabsichtigten ganz entgegengesezten Wirkung umschlug. Schon bevor eine auswärtige Zeitung die zu berathenden Anträge und Gegenstände mittheilte, hatten sich im Publikum beunruhigende Gerüchte verbreitet. Die dort blank und baar abgedruckten Propositionen konnten die erzeugte Stimmung nur vermehren, obgleich wohl Niemand im Ernste der Befürchtung Raum gab, daß Propositionen, wie die von der Beichte, von dem Recht der Prediger, in die Familien zu dringen und die Familienväter zu einem christlichen Leben anzuhalten, von der Verpflichtung, so und so oft zum Abendmahl und in die Kirche zu gehen, oder von dem Recht der Geistlichen, einem lasterhaften Menschen ein christliches Begräbniß zu verweigern, im neunzehnten Jahrhundert und im Staate Preußen zu Gesezen erhoben werden könnten. Jezt erst erfährt man unter der Hand, daß diese Vorschläge nur von einzelnen Kreissynoden aus den entferntesten Gegenden des Staates eingegangen, und vom Ministerium nur der Vollständigkeit wegen der Provinzialsynode zur Begutachtung mit vorgelegt worden sind. Wenn alle Beisitzer der Synode sich durch jene Weisung streng hätten leiten lassen, würde man auch das nicht wissen. Bei dem nahen Interesse, welches alle kirchlichen Angelegenheiten jezt für das mit Recht oder Unrecht besorgte Publikum haben, wäre eine, so weit es sich thun ließ, öffentliche Verhandlung für beide Theile gleich wohlthätig gewesen. Wie die Stimmung jezt ist, erschrecken wir vor dem, was im Geheimen geschieht, und die Uebelwollenden und Furchtsamen sehen Gespenster. Es war hier nichts, wovor man erschrecken durfte. Im Gegentheil erfährt man, daß ein milder, kräftiger und freier Sinn sich in der Synode bei allen Fragen hervorgethan, welche die Form und den Geist berührten. Nichts weniger, als daß man der Kirche auch das Recht des Schwertes zugestanden hätte, auf welches einige ihrer Diener so gern Anspruch machten. Man hat, wie es beim Gustav-Adolph-Verein in Göttingen geschehen, entschieden sich dagegen erklärt, daß in der Art, wie in der anglikanischen Kirche, die Geistlichen zur Erklärung über bestimmte Glaubensnormen gezwungen würden. Vielmehr ist der protestantisch evangelischen Kirche das weiteste Gebiet der Glaubensfreiheit vindicirt; zwar nicht, wie verlautet, durch einen positiven Beschluß, aber durch den überwiegenden Geist der großen Mehrheit in der Versammlung. Ja man will bemerkt haben, daß dieser Geist so lichtbringend gewesen und so elektrisch sich mitgetheilt habe, daß selbst diejenigen, welche zu Hause und in ihren Schriften als Zeloten für die Orthodoxie galten, hier entweder schwiegen oder von der Strömung mit fortgerissen wurden. Worin fast die ganze Versammlung übereingestimmt, soll die Aufgabe gewesen seyn, die Kirche der Gemeinde wieder näher zu bringen und das ursprünglich christliche Parochialsystem wieder mehr und mehr herzustellen. In diesem Punkte wäre auch die Regierung mit der Synode Eines Sinnes. Haben wir recht gehört, so geriethen die Discussionen bei gewissen Anträgen auch auf einzelne wichtige Fragen aus dem praktischen Leben. Die aufgeworfene Frage, ob denn die Ehe zwischen einem Christen und Nichtchristen nach den bürgerlichen Gesezen unzuläßig sey, ward, mit Bezugnahme auf viele historischen Beispiele vom Gegentheil, von der Versammlung verneint. So hätten wir demnach Aussicht, daß einer der Gründe des Mißvergnügens unter den Juden, die Unmöglichkeit, mit Christen sich zu verheirathen, künftig wegfiele. Man rühmt sehr die Haltung der Versammlung, welche sie durch das Präsidium des Bischof Neander gewonnen. Als die thätigsten und leitenden Mitglieder werden die Prediger Jonas und Sydow genannt. Daß die Protokolle jezt nach der Beendigung gedruckt werden, darf man mit Bestimmtheit erwarten; hoffentlich diese wenigstens mit den Namen der Redner. Wenn man die Gemeinden in kirchlichen Dingen will mitreden lassen, muß man sie doch vor Allem mit dem vertraut machen, was ihre eigenen Seelsorger denken und sprechen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 24. December 1844.

Sie streiten sich, so heißt's, um Freiheitsrechte,
Genau besehn sind's Knechte gegen Knechte.
Goethe.

Briefe über die Auvergne.

10. An den königl. preuß. Lieutenant, Herrn W. v. B. N.

Clermont, im August 1844.

Von einigen am Himmel hängenden dunkeln Wolkenmassen gegen die zu drückende Hitze geschützt, wanderte ich gegen vier Uhr Nachmittags den Weg nach dem eine Stunde von Clermont entlegenen Dorfe Romagnat hinan. Die Luft war schwül und die Schwalben strichen dicht über der Erde hin, um ihren rastlosen Krieg gegen die durch ein nahendes Gewitter aus den obern Luftschichten vertriebenen Schwärme geflügelter Insekten fortzusetzen. Der verschleierte Himmel ließ mich von jedem erhabener gelegenen Punkte des ansteigenden Pfades die sich in immer weitern Kreisen um mich her entwickelnde herrliche Gegend bis in die kleinsten Einzelnheiten mit jener außerordentlichen Klarheit übersehen, welche wohl weniger die Folge der eigenthümlichen Beleuchtung bei bedecktem Himmel, als des durch dieselbe geschonten und kräftiger auffassenden Auges ist. — Ich hatte, mich ganz den angenehmen Eindrücken meiner Promenade hingebend und gegen meine Gewohnheit langsam schlendernd, das Plateau des Dorfes Beaumont erreicht, als ein Bauerbursch in blauem Kittel mit rüstigen Schritten mich überholte, und indem er mit einer linkischen Bewegung die Hand zum militärischen Gruße an seinen breitkrämpigen Hut erhob, mir im Vorbeigehen einen guten Abend wünschte.

Ich will dir hier im Vertrauen ein Bekenntniß ablegen, durch welches ich bei vielen der schönen und zartfühlenden Damen, denen ich Abends nach meinen Wanderungen in diesem oder jenem Salon noch wohl meine Huldigungen darzubringen Gelegenheit finde, vielleicht nur wenig gewinnen würde. — Ich pflege mir auf meinen Streifzügen den ersten besten Bauern oder Bürger, welcher mir in den Wurf kommt, als Reisegefährten zuzugesellen, und ich versichere dir, daß ich bei Anwendung dieses Grundsatzes nie ganz leer ausgehe und stets irgend etwas lerne, so beschränkt oder ungesellig meine improvisirten Begleiter auch oft seyn mögen. Ich verschmähe dabei selbst Subjekte vom verdächtigsten und vagabundenhaftesten Aussehen nicht. Wie oft habe ich eine, mich lebhaft interessirende Unterhaltung darin gefunden, solch verpönte Gesellen zum Gegenstande physiognomischer Studien zu machen und im Laufe des Gesprächs zu ergründen, in wie weit meine aus ihrem Gesichte abstrahirte Meinung von ihrer Moralität wohl richtig seyn möchte. Freilich brauche ich in solchen Fällen die Vorsicht, meine Wandergenossen nie hinter mir hergehen zu lassen, ein Akt der Höflichkeit, welchen ich als

Abonnent des bulletin des tribunaux mir zum Gesetz gemacht habe.

„Hé, l'ami, où allez vous?“ rief ich dem Manne im Kittel nach. — „À Clemenza, chez le marchand d'hommes,“ erwiderte jener. — „Eh bien, faisons route ensemble!“ — „Je le veux bien, Monsieur.“ Die Bekanntschaft war gemacht und die Unterhaltung bald im Gange.

„Chez le marchand d'hommes?“ höre ich dich erstaunt wiederholen; „und ein solches Wort findet seine Anwendung in dem konstitutionellen, demokratischen, auf seine Freiheit so eifersüchtigen Frankreich!“ — Allerdings, lieber Freund, und glaube mir, man braucht nicht lange in Ländern gelebt zu haben, welche mit der *nur in der Theorie* so vollkommenen konstitutionellen Regierungsform ausgestattet sind, um sich zu überzeugen, daß dort gerade die meisten *direkt* nachtheilig auf die Zustände des Volkes zurückwirkenden Mängel und Gebrechen in administrativen und sonstigen öffentlichen Einrichtungen existiren. Die Menschen irren selten in dem Wissen, welches die Frucht der Praxis und täglich sich erneuernden Erfahrung ist, aber sie täuschen sich fast immer in den Resultaten einer nur durch Verstandesthätigkeit festgestellten Theorie.

Der Kampf um die Existenz, welchen die Regierung in konstitutionellen Staaten täglich der Opposition zu liefern hat, nimmt zu viel Zeit und Kräfte hin, als daß von diesen das hinreichende Maaß zu Bewirkung wahrhaft nützlicher Reformen übrig bliebe. Und doch ist *dieser* Uebelstand durch manchen, auf der andern Seite unmittelbar aus ihm herfließenden Nutzen vielleicht noch der geringste unter den unendlich vielen gleich unvermeidlichen Schattenseiten des Repräsentativsystems, deren Aufzählung und Erörterung mich hier zu weit führen würde, durch welche aber die Constitutionen der Hauptsache nach zu Illusionen herabsinken. Den Franzosen freilich genügt ein Trugbild, sobald es nur ihrer Eigenliebe schmeichelt. Doch du willst wissen, was ein marchand d'hommes ist und ob ein Name von so gehässigem Klange nicht bloß ein Bonmot ist, vom sarkastischen Sinn der Franzosen geboren. So höre denn.

In Frankreich ist an die Stelle der durch die erste Revolution gestürzten Feudalaristokratie die Geldaristokratie getreten, und Gott weiß, daß diese mit ihrem Alles verschlingenden Einflusse gegenwärtig in hiesigen Landen die Feier ihres Mittelalters begeht. Der Arme, der Besitzer des kleinen Grundstücks, der Handwerker, der Kleinhändler u. s. w., das heißt die unendliche Mehrheit der Nation ist jezt, wie zur Zeit der Feudalität, das Opfer des gesellschaftlichen Zustandes. Zu den zahllosen Fällen, in welchen dieses Verhältniß sich geltend macht, gehört auch die Stellvertretung im Kriegsdienste.

Alle Franzosen sind militärpflichtig, und nachdem die Menge der auszuhebenden Mannschaft festgestellt ist, entscheidet das Loos, welche unter den durch ihr Alter und ihren körperlichen Zustand befähigten jungen Leuten dienen müssen. Trifft das Loos den Unbemittelten, so muß dieser Familie, Werkstatt, Haus und Hof verlassen und in die Reihen der Armee eintreten; zieht der Wohlhabende eine unglückliche Nummer (das ist der hergebrachte Ausdruck), so kauft er einen Stellvertreter. Findest du diese Einrichtung demokratischer, als z. B. unser Militärsystem? — Aber suche mir die wahre Demokratie, diese so oft verkannte Tochter der Philanthropie in Staaten, wo geschwätzige Advokaten das Scepter führen und ihr weites Gewissen auf Kosten des Volks den Meistbietenden zur Verfügung stellen.

Die Stellvertretung im Militärdienste hat nun einen Erwerbszweig in's Leben gerufen, welchen das Volk mit einem bezeichnenden und kräftigen Ausdrucke „la traite des blancs“ nennt, so wie es die Leute, welche dem Gouvernement Patentsteuer für das Recht zahlen, mittelst der erwähnten Industrie das Militärsystem auszubeuten, mit dem Namen marchands d'hommes belegt. Daß dieser Handel bestand, wußte ich längst; Anzeigen in öffentlichen Blättern und in den Städten über den Thüren mancher Häuser angebrachte Schilder mit der Aufschrift: „Agent d'affaires pour le remplacement militaire“ sind täglich sprechende Erinnerungen an diesen Mißbrauch; aber nie hatte ich Gelegenheit gehabt, die Details eines solchen Geschäfts kennen zu lernen. Das Dorf Clemenza lag nur eine Viertelstunde außerhalb der Richtung meines Weges, und ich nahm mir vor, den günstigen Zufall nicht ungenuzt vorübergehen zu lassen und den Candidaten des marchand d'hommes in das Depot oder Pensionat zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe als Recensent.

(Fortsetzung.)

Einen Aufsatz jedoch, den man in gewissem Sinne wohl den Recensionen zuweisen kann, wie er auch im 32sten Bande der sämmtlichen Werke (Ausgabe von 1840) unter den Recensionen enthalten ist, finden wir bei Goethe, worin sein Blut zorniger aufwallt, seine Ausdrucksweise kräftiger und unumwundener erscheint, seine Waffen zu Schutz und Trutz seiner eigenen wie der allgemeinen literarischen Interessen nachdrücklicher geschwungen werden als gewöhnlich. Dieser Aufsatz, „Literarischer Sansculottismus“ überschrieben, gehört dem

Jahre 1795 an und liegt somit mitten inne zwischen seiner kritischen Theilnahme an den Frankfurter gelehrten Anzeigen und derjenigen an der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung. An jene Periode erinnert die größere Rücksichtslosigkeit und Entschiedenheit, welche sich in dem genannten Aufsatze wahrnehmen lassen, an leztere Periode die gehaltenere, classisch durchgebildete Sprache. Die Veranlassung zu diesem Aufsatz gab eine Abhandlung „über Prosa und Beredtsamkeit der Deutschen," welche das Berlinische Archiv der Zeit und des Geschmacks im Märzhefte des Jahrs 1795 mittheilte. Die Herausgeber selbst gestanden, daß sie diesen Aufsatz nicht ohne Bedenken aufgenommen hätten. Goethe selbst entschuldigte sie mit der geschickten Wendung: daß, wenn ein Archiv Zeugnisse von der Art eines Zeitalters aufbehalten solle, es zugleich seine Pflicht sey, auch dessen Unarten zu verewigen. In jenem Aufsatze hatte der Verfasser nämlich die bedeutendsten Autoren jener wichtigen Periode der deutschen Literatur, ohne sie zu nennen, auf's schärfste getadelt und in einer Weise charakterisirt, daß, wie Goethe meint, man sie schwerlich aus ihren Carikaturen herausfinden möchte. Goethe wirft dem Verfasser seine „ungebildete Anmaßung vor, womit er sich in einen Kreis von Bessern dränge; man müsse ihn aus der Gesellschaft entfernen wie Jeden, dessen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden lässig und die Zuschauer mißtrauisch und gleichgültig machen könnten;" er nennt den Aufsatz „übel gedacht und übel geschrieben" und meint, „daß die Leser nicht ohne Unwillen jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen und diesen recht eigentlichen Sansculottismus zu beurtheilen und zu bestrafen wissen werden."

Diese heftigen Worte sind jedoch nicht das eigentlich Merkwürdige an diesem Aufsatze, sondern vielmehr die darin enthaltenen Geständnisse und Selbstbekenntnisse, aus denen sich ergibt, daß zu jener Zeit Niemand über die schiefe und prekäre Stellung der deutschen Literaten zur Nation, wie über die auf jene in vielfach hemmender Weise rückwirkenden Nationalmängel sich klarer bewußt war als Goethe. Bitterer und schneidender haben sich wohl später Andere über diese Mängel ausgelassen, aber Keiner so gemessen, so klar, so ruhig überzeugend als Goethe, und so mögen seine Worte wohl dazu dienen, dieß Bewußtseyn über unsere nationalen Mängel und Kümmernisse zu einem allgemeinen zu machen, worauf es hauptsächlich ankommt. Denn es reicht nicht hin, daß die verhältnißmäßig wenigen, welche in der Mitleidenschaft begriffen sind, ein klares und vollkommenes Verständniß dieser Mängel haben. Wem es übrigens daran liegt, einen vollständigeren Commentar zu diesem Goethe-schen Sermon zu lesen, der nehme einmal wieder Paul Pfizers „Briefe zweier Deutschen" zur Hand, die über die von Goethe hier summarisch berührte Nationalfrage ein vortreffliches Material enthalten.

Zuvörderst spricht sich Goethe über die Schwierigkeiten aus, welche der damals werdenden classischen Nationalliteratur hemmend in den Weg traten. Wann und wo, fragt er, entsteht ein classischer Nationalautor? Und die Antwort Goethe's lautet: „Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet, wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt; wenn er selbst vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein inwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren; wenn er seine Nation auf einem hohen Grade der Kultur findet, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird" u. s. f. Unter solchen Bedingungen, meint er, werde ein Autor in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig seyn.

Darum preist Goethe auch noch viel später, im J. 1813, Shakespeare glücklich, daß er einem Volke, einer Zeit angehört habe, welche der Entwickelung eines classischen Autors so überaus günstig gewesen seyen. Ueberall, sagt er, kündige sich in Shakespeare das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige England an; der Dichter habe den Vortheil gehabt, zur rechten Erntezeit zu kommen, in einem lebensreichen protestantischen Lande zu wirken, wo der bigotte Wahn eine Zeitlang geschwiegen, so daß er als ein wahrer Naturfrommer sein Inneres ohne einen Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös entwickeln durfte; er habe zu einer wichtigen und würdigen Zeit gelebt und ihre Bildung wie Verbildung mit großer Heiterkeit dargestellt.

In dem citirten Aufsatze, um auf diesen wieder zurückzukommen, gibt Goethe zu verstehen, daß die Verhältnisse Deutschlands dem Werden eines classischen Nationalautors, besonders eines prosaischen, in hohem Grade ungünstig seyen. Um so mehr sey es Pflicht, das, was trotzdem den deutschen Autoren gelungen, mit Ehrfurcht zu bewundern, was ihnen aber mißlungen, anständig zu bedauern. „Eine bedeutende Schrift," fährt er fort, „ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller darf man nur von der Nation fordern." Er beklagt in wenigen bedeutsamen Worten

die politische Zerstückelung Deutschlands, nimmt aber die Dinge, wie sie sind, und von Natur allen gewaltsamen Wandlungen und Erschütterungen abhold, ruft er warnend aus: „Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland classische Werke vorbereiten könnten."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Das Opernhaus. — Mendelssohn. — Kunstausstellung. — Eisenbahnen.

Das Opernhaus ist so weit fertig, daß es schon längere Zeit gezeigt wird und daß am heutigen Tage die feierliche Eröffnung stattfindet. Nach der feierlichen Eröffnung ist es aber noch nicht eröffnet, und wenn es gleich fertig ist, um eröffnet zu werden, so ist es doch noch nicht fertig, damit darin gespielt werde. Daher wird es gleich nach der feierlichen Eröffnung wieder geschlossen werden, um dann im Januar unfeierlich zu den gewöhnlichen Vorstellungen wieder geöffnet zu werden. Man könnte sagen, es sey das eine Feier um nichts; dergleichen kommt aber auch außerhalb der Opernhäuser vor. Als viel versprechende Neuigkeit für das neue Theater wird das Birch-Pfeiffersche Stück: „Thomas Thyrnau," nach dem gleichnamigen Paalzowschen Roman, verheißen. Wenn die Damen auch das Theater erobern, wie sie in der Literatur schon siegreich aufgetreten sind, so wäre ja damit der Makel getilgt, welchen die Engländer uns vorwerfen, daß wir nicht den ziemlichen Respekt vor den Schriftstellerinnen hegen. — Tiecks Blaubart soll, zuerst als Cabinetsstück für den Hof, zur Darstellung kommen. Es läßt sich ohne Schwierigkeit voraussagen, daß er nicht die Wirkung des Thomas Thyrnau hervorbringen wird. — Felix Mendelssohn ist bestimmt entschlossen, Berlin zu verlassen, wo er nicht die Wirksamkeit findet, nach welcher er verlangt. Der König selbst soll ihn von diesem Entschlusse nicht abzubringen vermocht haben. Doch verlautet, daß der hohe Gönner ihn einen Theil seines Gehaltes als Wartegeld oder als Anwartschaft zu behalten veranlaßt habe. — Die Kunstausstellung wurde noch einmal, nach ihrem Schluß, dem Publikum geöffnet. Einige der beliebtesten Bilder waren schon fort, dafür blickte die Sonne freundlicher in die Räume und manches Bild gewann ein ganz anderes Ansehen. Ja, was vom Sonnenschein, was von dem Platz und der Ausstellung abhängt! Die armen Maler! muß ich wiederholen. Von welchen Zufälligkeiten hängt die Beurtheilung ihrer Werke ab! Ein ungünstiger Augenblick, und die Arbeit von Jahren ist gerichtet. Und wie Vieles, was anzog im Atelier des Künstlers, sogar Bewunderung erregte, verschwindet auf dem großen Schaumarkte! Wie gleichgültig gehen wir über die Begeisterung und den Schweiß vieler Hunderte vorüber, und diese Massen von Gemälden, wovon die Mehrzahl vor 20—30 Jahren für Meisterstücke gegolten, die noch heute eine Privatsammlung zieren würden, wo finden sie Abnehmer!

Der Stillstand, welcher im Handel mit Eisenbahnaktien noch immer sich erhält, ist kein Zeichen dafür, daß die Sache selbst an Vertrauen verloren hat. Im Gegentheil beweist jedes Jahr, jeder Monat gewonnener Erfahrung, abgesehen von der Wichtigkeit für das Gemeinwohl, worüber wohl nirgends mehr Zweifel ist, welch sichere Institute die Eisenbahnen sind, wenn sie mit Redlichkeit und Oekonomie verwaltet werden. Auch die Besorgnisse vor den künftigen Reparaturkosten werden verschwinden, wenn die Reservefonds so bedeutend angelegt werden, wie man damit angefangen hat. Wenn man überdem weiß, wie viel schon jezt aus den Betriebskosten für Ergänzung des Materials, namentlich der Schwellen verwandt wird, und die mit jedem Jahre steigende Frequenz dazu in Anschlag bringt, so darf man sich dem Vertrauen hingeben, daß sich die Eisenbahnen für alle Folgezeiten — wenn nicht ein Zauberer die Luft zur Fahrstraße macht — rentiren werden, ohne daß damit behauptet sey, daß sie zu Goldgruben für die Eigenthümer würden. Derselbe Schwindel, der früher die Hebung hervorgebracht, ist jezt, in Folge des Gesetzes, das traurig auf den Muth nachwirkt, die eine Ursache des Sinkens. Die andere war der augenblickliche Geldmangel, bei der Aussicht auf die Einzahlung der Quoten für die vielen in Angriff genommenen neuen Bahnen. Die Ansichten darüber sind getheilt. Die Einen behaupten, die konsumirten Einzahlungen für die ganz oder zum Theil vollendeten Bahnen hätten wieder so viel Geld circulirend gemacht, daß es an Mitteln nicht fehlen würde, wenn die Ausschreibungen successive erfolgten. Man habe dieß bei den frühern Fällen gesehen. Schon seit dem Beginn der Eisenbahnunternehmungen hätten die Conservativen erschreckt ausgerufen: wo soll das Geld herkommen, um den Bau möglich zu machen? und jedes Jahr habe das Problem gelöst, indem kaum ein Zeichner oder sein Cessionar seine Verbindlichkeit unerfüllt gelassen. So seyen die Millionen für die Potsdamer, Magdeburg-Leipziger, Düsseldorfer, Köln-Aachener, Berlin-Frankfurter, Stettiner, für die nieder- und oberschlesischen, die Halberstädter und andere Bahnen in Preußen zusammengekommen, ohne einen tiefgefühlten Druck auf den übrigen Verkehr, denn Geld sey noch immer zu haben, wenn gleich nicht zu dem früher unnatürlich herabgedrückten Zinsfuße. Dieses auf jene fertigen Bahnen verwandte Geld circulire jezt wieder im Publikum, und werde die neuen Bahnen eben so möglich machen als die alten. Das Uebelste sey, daß der natürliche Werth der leztern dadurch auf einige Zeit etwas herabgedrückt werde. — Andere dagegen sehen keine Möglichkeit, mit den vorhandenen Geldmitteln die projektirten Riesenunternehmungen zu vollenden, sie sehen sogar mit Schrecken die Zeit voraus, wo die nothwendigsten Bahnen aus Mangel an Geld in's Stocken gerathen würden, und machen Vorschläge, den effektiven Besitz so liquid zu machen, wie der Staat einst die Chausseen, seine Domänen und Forsten liquid gemacht hat. Ein Vorschlag von zwei namhaften Männern hier geht dahin, den städtischen Privatgrundbesitz, gleich dem Landgüterbesitz, durch Pfandbriefe zu verwerthen; ein Mittel, wodurch allerdings, wenn es ausführbar ist, bedeutende geldwerthe Papiere in's Publikum kämen, ja wenn man den Miethswerth der Berliner Häuser anschlägt, so viele Millionen, daß der Bau der Eisenbahnen dadurch im preußischen Staate ein Leichtes würde. So leicht die Sache klingt, so schwierig dürfte indeß ihre Ausführung seyn, in Verbindung mit dem jezt bestehenden Hypothekenwesen. Auch gegen das Institut der Pfandbriefe der Rittergüter hatten sich die Stimmen vieler Juristen erhoben. Damit sey aber nicht behauptet, daß die Sache unmöglich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 25. December 1844.

Wenn wir schreiben, so bringen wir Deutsche mit ängstlicher Eile
Blinde Hündlein ans Licht.

Herder.

Goethe als Recensent.

(Fortsezung.)

Hierauf kommt Goethe auf die individuellen Verhältnisse zu sprechen, unter denen die deutschen Schriftsteller sich zu bilden pflegen; er beklagt den Mangel an einem Mittelpunkte gesellschaftlichen Lebens, wo sich die deutschen Schriftsteller zusammenfinden und nach Einer Art, in Einem Sinn, jeder in seinem Fach sich ausbilden könnten. Sie würden zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, wären meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; man sähe sich zu allerlei Versuchen, ja Pfuschereien genöthigt, lerne erst durch Nachdenken, was man machen solle, und durch die Praktik, was man machen könne, werde aber immer wieder durch ein Publikum irre gemacht, welches keinen Geschmack habe und Gutes und Schlechtes mit gleichem Wohlgefallen verschlinge; und sähe man sich auch durch den Beifall der Gebildeten ermuntert und gestärkt, so lebten diese doch durch alle Theile des großen Reichs zerstreut. So finde sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, da müsse er für seinen Unterhalt und seine Familie sorgen, sich nach außen umsehen und oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achte, sich die Mittel verschaffen, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein Geist allein sich zu beschäftigen strebe. Jeder deutsche geschäzte Schriftsteller, fährt Goethe fort, werde sich in diesem Bilde erkennen, Jeder werde mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, die Eigenheiten seines originellen Geistes einer allgemeinen Nationalkultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen. — An derselben Stelle beklagt Goethe, daß die höhern Classen in Deutschland vorzugsweise durch fremde Sitten und ausländische Literatur gebildet seyen, wodurch die Deutschen sich als Deutsche frühzeitig genug zu entwickeln gehindert würden.

Dieß Klagelied Goethes zusammenfassend, kann man kurz sagen: daß der deutsche Schriftsteller ein Findling, ein ausgeseztes Kind der Noth und der Arbeit ist; daß ihm nichts zuwächst, sondern daß er im Schweiße seines Angesichts einen oft harten Boden beackern und fruchtbar machen, die spärlichen Nationaladern mühsam aufsuchen und sich sein Publikum erst allmählig zuziehen und heranbilden muß. Daher, wie Goethe selbst gesteht, die Menge Versuche und Pfuschereien, zu denen sich der deutsche Autor genöthigt sieht. Eben deßhalb ist es auch noch nicht gelungen, die deutschen Literaten in eine Körperschaft, in einen imponirenden Stand zu verwandeln, sie bilden höchstens nur noch einen Nothstand.

In diesem vielfach interessanten Aufsatze, welcher als ein Manifest Goethes aus jener Zeit zu betrachten ist, führt er namentlich Wieland als ein Beispiel des unerschrockenen Fleißes an, womit die besseren deutschen Schriftsteller ihrer Bahn zu folgen pflegten. Er meint, daß man allein aus den stufenweisen Korrekturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerksame Bibliothekar, fährt er fort, möge dafür sorgen, daß man eine solche Sammlung, von der das folgende Jahrhundert einen dankbaren Gebrauch zu machen wissen werde, jezt, da es noch möglich sey, aufstellen möge. Goethe, sonst so voraussichtig, ahnete nicht, daß unser Jahrhundert sich um ästhetische Angelegenheiten, welche für die Leute von damals eine fast religiöse Weihe hatten, zu kümmern kaum noch eine Stunde Zeit übrig hat. Der große Mann würde erschrecken, wenn er jezt mitten in unsere Welt träte und wahrnehmen müßte, wie sehr die Scene an ästhetischer Anordnung verloren hat, wie Alles, eines künftigen Arrangements erst gewärtig, bunt und wild in und durch einander liegt.

Es ist freilich nicht zu übersehen, daß Goethe hier von den Jahren spricht, in welche seiner und seiner Zeitgenossen Entwicklung fiel. Seitdem, sagt er gegen den Schluß des Aufsatzes, sey der Zustand bereits ein ganz anderer geworden, indem fast Jedermann gut schreibe, und man brauche nicht zu weit zu suchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen reinen Aufsatz über diesen oder jenen Gegenstand zu finden u. s. w. Das klingt fast wie ein heimlicher Spott. Das Gewicht einer literarischen Periode besteht nicht eben darin, daß Jedermann gut, artig und rein zu schreiben weiß; ohnehin ist, wenn wir überhaupt der bloß formellen Ausbildung des Styls, worauf Goethe hier vorzugsweise zu zielen scheint, eine so große Bedeutung einräumen wollen, seit zwei Decennien eine auffallende Barbarei unter den verschiedensten Formen eingerissen, welche sich in der Wissenschaft bald als Schwerfälligkeit, bald als Trockenheit, in der Philosophie als Weitschweifigkeit und terminologischer Wust, in der Belletristik als affektirte und verkünstelte Unnatur, in der poetischen Sprache häufig als eine zu überreiche Bilder= und Phrasenvegetation darstellt, deren großmächtige, aber taube Blüthen es zu keiner eigentlichen Kernfrucht bringen. Gerade dieser Mangel an einem wirklich nationalen Styl beweist, daß die Volksgebrechen, welche Goethe in dem genannten Aufsatze berührte, im Organismus der deutschen Nation noch immer haften. Andere Uebelstände, von denen Goethe gar keine Ahnung hatte, haben sich überdieß noch dazu gefunden.

Treten wir jezt an Goethe's Recensionen aus den Jahren 1804—1806 näher heran, so erkennen wir an ihrer häufig vollendeten Form, daß wir hier mit dem classischen Verfasser des Wilhelm Meister, der Iphigenie, des Tasso zu thun haben, wie wir in den Recensionen der Jahre 1773 und 1774 den Verfasser des Göz von Berlichingen und des Werther wieder zu erkennen glaubten. Es ist vielleicht noch nie eine stylistisch so vollendete Recension geliefert worden, wie die Goethesche über die Gedichte von Voß. Man kann von dieser Recension sagen, daß Goethe sie *gedichtet* habe, und man erstaunt, daß der Schöpfer so vieler großen Werke und Dichtungen noch Zeit und Neigung genug übrig behielt, an eine Recension eine solche bis in's Einzelnste liebevoll eingehende Sorgfalt zu verwenden, so daß jedes Wort berechnet zu seyn scheint. Namentlich ist der Eingang ein höchst gefälliges Landschaftsbild mit lebendiger Staffage, worin uns eine dörfliche Gegend unter der verschiedenen und wechselnden Beleuchtung und Färbung der Jahreszeiten in vier Rahmen dargestellt wird. Zugleich lernen wir in diesen Recensionen diejenigen Ansichten Goethe's über politische Poesie kennen, die wir von ihm aus seiner reiferen Periode erwarten dürfen. Er führt das Freiheitsgefühl bei dieser Gelegenheit auf das dumpfe Bewußtseyn individueller Bedrängnisse zurück, ohne in seiner stets wohlwollenden Weise den Freiheitsschwärmern daraus einen bittern Vorwurf zu machen, während man jezt auf der Gegenseite nur allzu geneigt ist, da bösen Willen und absichtliche Brandstiftung vorauszusetzen, wo nur das jugendliche reine Feuer eines leicht erregten Gemüths zu Thür und Fenster von selbst herausschlägt. Vielmehr ist nur zu bedauern, daß sich in solchem aus gesunder Reibung hervorgehenden Brande so viele edle und reine Gemüther verzehren und zulezt in Rauch aufgeben müssen, weil man ihrer Tüchtigkeit innerhalb der etwas verkniffenen Verhältnisse, wie sie einmal sind, die ihnen angemessene Stelle nicht anzuweisen vermag. Goethe schließt seine Betrachtung über die Freiheitspoesie mit den Worten: „Man wird unserm Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theil, um die Sklavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt."

(Fortsezung folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortsezung.)

„Mais il ne tient pas auberge pour les étrangers," wendete der Rekrut gegen meinen Vorschlag ein. — „C'est

égal; vous direz que je suis votre cousin, le commis voyageur ou le vétérinaire tel et tel, enfin tout ce que vous voudrez. Vous demanderez du vin, je le paierai et nous causerons." — Dagegen ließ sich nichts einwenden und wir traten in ein Gehöft links am Wege. Eine hohe Mauer umgab ein Haus mit anstoßendem Garten und die Bauart des erstern ließ schließen, daß dasselbe einst die Sommerwohnung des ersten wahrscheinlich reichen Besitzers gewesen. Jezt brüsteten sich, nach Art der Parvenus, eine Menge dicker Kohlköpfe auf ehemaligen Blumenbeeten und die vom Regen verwaschene Oelfarbe der Thüren und Laden, so wie mehrere mit Papier verklebte Fensterscheiben deuteten auf die Vernachlässigung des Besitzthums durch den zeitigen Inhaber. Mein Begleiter führte mich in ein langes, schmales Zimmer, in welchem zwei eben so lange eichene Tische nebst Bänken auf die bedeutende Anzahl der hier zuweilen Platz nehmenden Gäste hinwiesen.

An dem der Thür zunächst befindlichen Ende der einen Tafel saßen vier stämmige Bursche mit hochrothen Gesichtern, eben beschäftigt, das schöne Lied vom Könige Dagobert und seinen Hosen mit Stentorstimmen vorzutragen; die Flasche mit dickem rothen Weine, die zwischen ihnen auf dem Tische stand, ließ keinen Zweifel über die Quelle, woraus sie die Farbe ihrer Köpfe und ihrer Laune geschöpft. Etwas weiterhin saß mit ziemlich verdrießlicher Miene ein älterer, gemein und listig aussehender Kerl, ihm gegenüber ein junger Mann, der, während sein Gefährte ihm etwas auseinander sezte, nachsinnend mit der Gabel auf dem unberührt vor ihm stehen gebliebenen Teller mit Hammelfleisch und Rüben krazte. Am andern Tische hatte sich ein blasser, schmächtiger Bengel von melancholischem Ansehen niedergelassen, welcher den vor ihm ausgebreiteten Imbiß von Käse und Brod nur aus Pflichtgefühl und Gewohnheit zu bearbeiten schien, weil nun einmal die Vesperstunde geschlagen hatte.

Ehe wir noch Platz genommen, trat aus einem Nebenzimmer ein untersezter Mann mit groben, stumpfen Gesichtszügen, deren an den Bullenbeißer erinnernde Form Gutmüthigkeit angekündigt hätte, wenn dieser erste oberflächliche Eindruck nicht durch ein paar blinzelnde, unstäte Augen sofort gestört worden wäre. — „Qui est ce Monsieur?" hörte ich den Herrn des Etablissements — denn der war er — meinen Begleiter mit halblauter Stimme fragen. — „C'est mon pays," erwiderte dieser mit dem beim Volke üblichen Ausdrucke für Landsmann. „Faites nous donner une bouteille du meilleur, s'il vous plait, Monsieur Vaillant," sezte er hinzu, indem er sich anschickte, auf der hölzernen Bank mir gegenüber sich niederzulassen.

Der Marchand d'hommes ging, indem er einen mißtrauischen Blick auf mich warf, in sein durch eine Glasthüre vom schmuzigen Wirthszimmer getrenntes Kabinet zurück, wo ein elegant gekleideter junger Mann auf ihn wartete. Die Trinker an unserem Tische bedeckten mit ihrem Gesange und ihrer nicht minder geräuschvollen Unterhaltung jedes andere Gespräch, und mein Reisegefährte konnte mir sonach, ohne Gefahr sich zu verrathen, die gewünschte Auskunft geben.

„Vous ne le trouvez pas bon?" begann er, als ich auf die hergebrachte Formel „à votre santé" nur mit Wiederholung derselben antwortete und meine Lippen mit dem sauern Getränke vor mir nur eben nezte. „Détestable!" erwiderte ich. — „Et le b..... nous le fait bien payer pourtant, allez!" bemerkte mein Tischgenosse. — Ich gratulirte mir zu diesen, dem Charakter des Herrn Vaillant gewidmeten, etwas kräftigen Worten meines Gefährten, in welchen mir eine Bürgschaft für seine Freimüthigkeit zu liegen schien.

„Sind die jungen Leute da sämmtlich Stellvertreter?" fragte ich. — „Freilich," erwiderte mein Nachbar; „Sie sollten aber erst die ganze Schaar beisammen sehen. Es sind heute wenigstens ihrer zwanzig in die Stadt gegangen, um sich zum erstenmale der Aushebungskommission vorzustellen. Es ist vorgekommen, daß bei dem Teufelskerl, dem Vaillant (qui est le marchand d'hommes le mieux entendu du département, sezte der Berichterstatter hinzu) ihrer siebzig zu gleicher Zeit einquartirt waren."

„Und wie finden die jungen Leute alle ein Unterkommen in einem kleinen Dorf ohne Wirthshäuser, wie Clemenza?" — „Sie sind sämmtlich in Pension bei Vaillant, der, bloß um die Vorräthe aus der Stadt zu holen, ein eigenes Pferd hält." — „Warum aber hat er sein Bureau nicht lieber in der Stadt eingerichtet, da er von dort alle Bedürfnisse holen lassen muß?" — „Oh n'ayez pas peur, ce chien de Vaillant connâit trop bien son affaire. — Il y a trop de mauvais sujets parmi nous," sezte er naiv hinzu; „ça ribotte, ça boit, ça court les filles, et le moment de la revision arrivé, ça ne se présente plus avantageusement à la commission. A la campagne au contraire il n'y a rien à craindre de tout cela et les remplaçans se conservent mieux."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

Schrift über die Einweihung des Goethedenkmals.

„Das Goethedenkmal in Frankfurt am Main:" diesen Titel führen die Erinnerungsblätter, welche das Comité zur

Aufstellung des Goethemonuments, und in dessen Namen Dr. Spieß, so eben im Verlage von J. D. Sauerländer erscheinen ließ. Die Ausstattung dieser Festgabe macht der Sauerländerschen Offizin alle Ehre, und man sieht, daß die Verlagshandlung ihren guten Ruf auch in die Wagschale legen wollte. Weniger entspricht die Schrift selbst der Erwartung. Es fehlt ihr die harmonische Verbindung und dadurch ist sie kaum mehr, als eine Zusammenstellung der einzelnen, wenn auch historisch werthvollen Aktenstücke. Sie ist fast nur eine Sammlung von Urkunden, welche sich auf die Geschichte des Monuments beziehen, und große Mühewaltung mag sie der Redaktion nicht verursacht haben. Dessen, was zwischen der Inauguration und dem Erscheinen der Erinnerungsgabe liegt — der Polemik, welche die in mehrfacher Hinsicht mangelhafte Einweihung des Denkmals des großen Dichters hervorgerufen — gedenkt das kurze Vorwort der Schrift nur verblümt. Auch sucht es den Charakter der Festlichkeit offenbar aufrecht zu halten, indem es sagt: „Die folgenden Blätter übergeben wir zur Erinnerung an den Tag der Enthüllung des Goethedenkmals Allen, (d. h. denjenigen) welche der Errichtung des Standbildes sich geneigt und förderlich bewiesen, und der Enthüllung desselben mit der würdigen Gesinnung, den großen Dichter zu ehren, beigewohnt haben." — Also nicht einmal diese Erinnerungsgabe soll dem Volke, das von der Theilnahme an der Einweihung ausgeschlossen war, zugestanden werden. Warum dieß so schonungslos, in aristokratischer, einem Republikaner so wenig ziemlichen Sprache, geradezu heraus sagen? — Weiter heißt es aber gleich im Vorwort: „Wir thun solches in der Meinung, daß allen diesen die Erinnerung an den schönen Festtag stets um so angenehmer seyn werde, weil er so ganz nur dem wahren Zwecke geweiht war und die Eitelkeit keinen Raum fand, sich selbst in erheucheltem Enthusiasmus zur Schau zu stellen und statt des zu feiernden Gegenstandes sich zu feiern, wie es eben nicht selten bei solchen Festen zu geschehen pflegt." — Wir fragen, bei welcher Festlichkeit der Art feierte sich die Eitelkeit? Aber allerdings sollte die Eitelkeit Einzelner in solchen Fällen nichts zu thun haben, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß im Verhältnisse zur Bevölkerung unserer Stadt Goethes Monument gewissermaßen nur von Einzelnen in's Leben gerufen wurde. — Wenn aber endlich das Vorwort am Schlusse sagt, es solle in den Erinnerungsblättern eine wahrheitsgemäße Festbeschreibung, mit dem, was bei der Feier vorgetragen worden, geliefert werden, so ist zu erwidern, daß man in dem, was seither über das Fest gesagt worden, nichts der Wahrheit — der wahren, nicht der offiziellen Wahrheit — Zuwiderlaufendes gefunden hat. Jene Berichte gaben allerdings eine kritische Beleuchtung des Festes und spendeten mehr Tadel als Lob. Die einheimische Presse konnte die ihr gezogenen Schranken der Rücksichten nicht gut überspringen, und das Festcomité fand sich in seiner Festbeschreibung nicht zum Tadel berufen. — Niemand wird aber sagen, daß diese Erinnerungsblätter nicht eine sehr erwünschte und sehr werthvolle Gabe seyen. Sie bringen nicht allein, wie schon bemerkt, alle historischen Dokumente, welche sich auf das jetzige und auf das früher (1821) projektirt gewesene Denkmal für Goethe beziehen, sondern alle Vorträge, Toasts und Gesänge, welche bei der Theatervorstellung, dem Hauptfestakte und dem Festessen im Börsensaale ausgebracht, gehalten und vorgetragen wurden. Was sich an den Tagen des 21. und 22. Oktober dem Ohr und dem Gedächtniß nur flüchtig einprägte, ist uns nun noch einmal zur dauernden geistigen Beschauung geboten, und wenn auch nicht Alles der Ausfluß kräftiger oder erhebender Befähigung und Gesinnung seyn mag, ist doch manche schöne Blüthe und Frucht darunter.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnen.

Zwei viel besprochene Bahnen haben so gut wie aufgehört zu existiren, die Frankfurter und die Potsdamer. Jene ist von der märkisch-niederschlesischen aufgekauft worden, diese von der projektirten Potsdam-Magdeburger, um mit diesen beiden größern Bahnen in eins verschmolzen zu werden. Für das Allgemeinwohl nur ersprießlich; je weniger getrennte Verwaltungen, desto besser. Es kostete schon einen bedeutenden Zeit- und Arbeitsaufwand, die Fahrplane, die Waarentransporte der verschiedenen Bahnen in Einklang zu bringen, und am Eigensinn einer einzelnen Verwaltung scheitern oft für das Ganze wohlthätige Einrichtungen. Dieser Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten werden, je mehr Bahnen in's Leben treten, um so mehr aufstehen, und alles das hätte vermieden werden können, wenn der Staat von Anfang an diese wichtige Angelegenheit selbst in die Hand genommen. Daß es dahin dereinst kommen wird, dämmert aus dem Nebel der Zukunft ziemlich deutlich entgegen. Die neuen Bahnen, unter Staatsgarantie, was die Zinsen anlangt, erbaut, stehen unter einer Staatskontrole, welche dem Verwaltungsrathe kaum mehr als den Namen läßt, ja bei der neuen Potsdam-Magdeburger Bahn soll dieser präponderirende Einfluß des Regierungskommissarius statutenmäßig noch bedeutender seyn. Dieß ist also der Uebergang zu wirklichen Staatsbahnen, zu welchen das Publikum nur das Geld vorschießt, welches ohne ein neues Anlehen nicht zu beschaffen gewesen wäre. Man darf deßhalb erwarten, daß auch bald diese oder jene andere Bahn, die noch frei dasteht, sich einer Staatsbahn überliefern dürfte. Den Kredit der Eisenbahnen wird dieß nicht mindern, es wird nur günstig auf den Werth der Aktien einwirken. Aber mit einer Art von Bedauern mag man doch auf den Zeitpunkt hinsehen, wo die freien Aktienbahnen nicht mehr existiren werden. Sie waren die ersten großartigen Momente einer bürgerlichen Associationskraft, um so beachtenswerther, wenn man bedenkt, mit welchen Hindernissen, mit welchem offenbaren Widerstreben von Seiten des Staats diese ersten Unternehmungen zu kämpfen hatten, und dennoch gediehen sie, freilich mit großen Opfern; dennoch ist eine musterhafte Ordnung eingeführt, Administration und Controle sind im besten Stande, und das ohne eine andere Autorität, als die aus dem gesellschaftlichen Verhältniß entspringt. So viel das Lehrgeld den Gesellschaften auch gekostet hat, würde dem Staate das Unternehmen dennoch ungleich mehr gekostet, die Ausführung würde sich weit länger verzögert haben; denn er konnte nur durch besoldete Beamte wirken, die genug thaten, wenn sie ihre Pflicht erfüllten, während hier von Privatpersonen ein wahrer Feuereifer an den Tag gelegt wurde, während sie ihre ganzen Kräfte, und ohne Bezahlung, einsetzten, das Werk schnell zu fördern. Wohl weiß ich, daß man hier einwenden kann, wie viele dieser Finanziers sich auf andere Weise für ihre Thätigkeit durch das Börsenspiel, das in ihrer Hand war, schadlos gehalten haben. Darauf kommt es aber nicht an.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 26. December 1844.

Abgedankte nichtsnutzige Bediente, jüngere Söhne von jüngeren Brüdern, weggelaufene Küfer und bankerotte Schenkwirthe, das Ungeziefer einer ruhigen Welt und eines langen Friedens. Und solche Kerle hab' ich nun an der Stelle derer, die sich vom Dienste losgekauft haben, daß man denken sollte, ich hätte hundert und fünfzig abgelumpte verlorene Söhne, die eben vom Schweinehüten und Treberfressen kämen.

Shakespeare.
Heinrich IV.

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

„Und wie viel bezahlt jeder Pensionär täglich für Nahrung und Wohnung?" — „Fünf-und-dreißig Sous (etwa 1/2 Rthlr. preuß. C.), und Alles, was er außer den Mahlzeiten verlangt, extra." — „Wie aber bringt Herr Vaillant so viele Stellvertreter zusammen?" — „Das will ich Ihnen sagen, mein Herr," erwiderte mein Genosse, indem er zwischen diesem Exordium und der dadurch angekündigten Auseinandersetzung Zeit genug gewann, ein viertes oder fünftes Glas des vor ihm stehenden Dreimännerweins hinunter zu gießen. „Sie sehen den jungen Herrn da im Kabinet des Prinzipals; das ist einer von seinen drei Reisenden, welche, wie die Commis eines großen Handelshauses, mit eigenen Pferden und Wagen nicht bloß dieses, sondern fünf oder sechs andere Departements bereisen und unter den schönsten Versprechungen das junge Volk für Rechnung der Firma Vaillant anwerben, oder auch andere Bursche, die gerade in Vorrath sind, anderswo anzubringen suchen. Die vier Schreier z. B. da unten am Tische sind aus dem Departement des Cantal und erst heute angekommen. Es ist noch nichts Bestimmtes mit ihnen abgemacht und sie trinken auf Rechnung des Marchand d'hommes; das bringt sie in die rechte Stimmung, einen Handel abzuschließen. — Der junge Kerl da neben uns ist aus dem Departement Haute-Loire und der alte Gauner ihm gegenüber hat dem Vater des Jungen Geld vorgestreckt und sucht zwischen diesem und dem Vaillant ein Abkommen zu Stande zu bringen, um sich durch das auf diese Weise in die Familie des Rekruten kommende Geld bezahlt zu machen."

„Aber der kleine blasse Mensch da am andern Tische scheint mir eher einen guten Schneider als einen tüchtigen Grenadier abzugeben." — „Ma foi, das meine ich auch; damit aber hat es seine eigene Bewandtniß. Die Marchands d'hommes nehmen oft kranke Subjekte für wenig Geld auf Spekulation, bezahlen Arzt und Apotheker, suchen den Patienten ein wenig herauszufüttern und dann bei Gelegenheit als Stellvertreter loszuwerden. Der Bursch da wird hier schon seit fünf Monaten verpflegt und hat, wie Sie sehen, noch nicht angesetzt." — „Da wird also Herr Vaillant sich dießmal verrechnet haben und die Zeche bezahlen müssen?" — „Pas du tout, er gewinnt nur etwas weniger dabei, weil es ihm ein Stück Geld an den Chirurgen der Commission kostet, damit dieser bei der Untersuchung des Subjekts ein Auge zudrückt. Wenn nun der arme Teufel da auf solche Weise angebracht ist, so macht ihm der Marchand d'hommes

eine solche Rechnung für seinen Unterhalt während der fünf Monate, daß ihm von seinem Guthaben als Remplaçant nicht viel übrig bleibt. Haben diese Seelenverkäufer z. B. von einem Bürger für einen Stellvertreter 1800 bis 2000 Franken erhalten und sie bringen ein invalides Subjekt an, dem sie auch wirklich 4 bis 500 Fr. auszahlen, so bleibt ihnen immer noch ein Ueberschuß von 1300 bis 1600 Fr, womit sie wohl die Zehrung des Kranken bis zu seinem Eintritt und die Gefälligkeit des Doktors decken können, ohne zu Grunde zu gehen. Uns Uebrigen, die wir gesunde Glieder mitbringen, geht es nicht viel besser; betrogen werden wir Alle."

„Machen denn die Stellvertreter ihren Vertrag mit dem Marchand d'hommes nicht schriftlich ab?" — „Schriftlich?" rief mein Nachbar lachend; „nicht der zehnte kann ja lesen, oder gar seinen Namen schreiben; was hülfe ihnen also ein schriftlicher Kontrakt? Und wenn der eine oder andere wirklich gewitzigt genug wäre, ein Abkommen vor dem Notar treffen zu wollen, so wissen die mit Menschen handelnden Juden das schon durch schöne Worte oder durch Warnung vor den Kosten des Akts abzuwenden, und ist man einmal erst vierzehn Tage hingehalten, so muß die Zehrung bezahlt werden und man kann, wenn man kein Geld hat, nicht mehr zurück. Es ist nicht anders, als wäre man dem Teufel verfallen. Ich kenne einen Burschen aus meiner Gegend, der sich für 1500 Franken verkauft hatte und nie mehr als 700 Franken bekommen konnte."

Meine Neugierde war befriedigt und ich nahm von meinem aufrichtigen Freunde Abschied, um meine pittoreske Wanderung fortzusetzen. Ich würde an der Wahrheit dieser Angaben gezweifelt haben, wenn sie mir nicht am selben Abend noch durch Offiziere bestätigt worden wären. Jetzt erst trat der Industrialismus, dessen einige geistliche Orden in Frankreich sich schuldig machen, in sein rechtes Licht. Nach solchen Details über eine mit Recht durch den Namen „la traite des blancs" gebrandmarkte Industrie ist man erstaunt, in Journalen die Ankündigung einiger Congregationen in Paris zu lesen, welche ihre Dienste für das lukrative Geschäft des remplacement militaire anbieten. Wenn die hiesige Geistlichkeit nur in solcher Beziehung mit dem Zeitgeiste fortgegangen ist, so mag sie sich nicht wundern, daß ihre neuesten Anmaßungen in Beziehung auf den öffentlichen Unterricht bei der großen Masse der Nation nur Abneigung und Widerstand finden.

Welch unberechenbar nachtheiligen Einfluß muß aber dieses System auf das französische Heer üben! Die erste Folge davon ist, daß die Armee an Ansehen verliert. Anfangs war die Sitte, Stellvertreter für den Militärdienst zu suchen, nur durch die wirklichen Vortheile der Befreiung motivirt; nach und nach aber ist diese Gewohnheit dergestalt Mode — und das bedeutet in Frankreich Ehrensache — geworden, daß auch der geringste Kleinkrämer sich für entehrt hielte, wenn sein Sohn persönlich dem Lande seine Schuld als Soldat abtragen sollte. Außerdem aber füllen sich in Folge dieser Einrichtung die Reihen des Heers mit dem Auswurfe der Bevölkerung; denn obgleich zuweilen brave, rechtliche Leute, um sich das zu Ausübung eines Gewerbes nöthige Kapital zu verschaffen, als Remplaçants eintreten, so besteht doch die große Mehrzahl aus schlechten, vom augenblicklichen Gewinn angezogenen Subjekten. Diese sind dann der Fluch, die Epidemie der Regimenter, und die Statistik der militärischen Disciplinarstrafen erweist, daß mindestens Dreiviertel derselben über Stellvertreter verhängt werden. Sogar die Offiziercorps sind nicht vor den direkten Nachtheilen dieses fehlerhaften Systems gesichert; denn beim Grundsatze, daß zwei Drittheile der Offiziersstellen nach dem Dienstalter besetzt werden und daß die Unteroffiziere, sobald sie nur schreiben und lesen können und sich nichts besonders Tadelnswerthes zu Schulden kommen lassen, nach ihrer Dienstzeit in jene Stellen mit einrücken, ist es nicht selten vorgekommen, daß Remplaçants, Leute also, welche sich ein paar Jahre früher für einige hundert Franken verkauft hatten, Offiziere geworden sind.

Ein Offizier erzählte mir eine Anekdote, welche das Peinliche eines solchen Verhältnisses in das rechte Licht stellt. Der Erzähler befand sich mit mehreren Kameraden in einem Kaffeehause, vor welchem eben ein Trupp Stellvertreter vorübergeführt wurde. „Voilà encore un tas de ces cochons!" rief einer der Offiziere, mit Bedauern sich zu spät erinnernd, daß einer seiner eben gegenwärtigen Kameraden einst der Kategorie dieser gekauften Rekruten angehört hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe als Recensent.

(Fortsetzung.)

Dagegen lobt Goethe, der seine ächt protestantische Gesinnung bei mehr als einer Gelegenheit auf's stärkste bekundet, den Dichter auf's Höchlichste, wenn dieser gewaltig einschreitet „gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel." Er verwirft die Maxime,

welche fordert, daß man auch gegen Intoleranz tolerant seyn müsse, nur als scheinbar gerecht, vielmehr als parteisüchtig und grundfalsch. „Intoleranz," sagt er, „ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden."

Schon oben ist einmal angedeutet worden, daß Goethe während dieser Periode seiner kritischen Thätigkeit vermied, literarische Erscheinungen zu besprechen, welche seiner Neigung und seinem Geschmacke nicht zusagten. Hievon machen jedoch einige dramatische Gedichte eine Ausnahme, welche er nur zu beurtheilen scheint, um sie bitter zu tadeln. Möglich, daß hierauf Schiller, der gerade zu der Zeit voll von dramatischen und dramaturgischen Ideen war, einigen Einfluß gehabt. Darauf möchte auch der eigenthümliche Umstand deuten, daß Goethe überall den Wallenstein als das Vorbild der getadelten Dichter wittert. So äußert er bei Gelegenheit eines Trauerspiels von einem gewissen Böhlendorf „Ugolino Gherardesca," daß es auch wieder zu den Stücken gehöre, welche ohne Wallenstein nicht geschrieben wären, und bei Gelegenheit eines andern anonym erschienenen Trauerspiels, „Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen," daß hier die wallensteinische Sonne aus einem eben nicht ganz reinen Gefässe zurückleuchte und nur eine augenblickliche Blendung bewirke. Ueberhaupt fertigt er beide Verfasser mit maliciösen Wendungen ab, welche bei dem damals so delikaten Goethe doppelt auffallend erscheinen. Doch gesteht er dem erstern zu, daß man zwar in seinem ganzen Stücke auf keine poetische Idee treffe, daß jedoch seine historisch politisch psychologischen Reflexionen von einem mäßigen, geraden Sinn zeugten — gewiß ein Lob, welches dem Verfasser ärgerlicher gewesen seyn mag, als der bitterste Tadel. Auch an dem zweiten Stücke findet er einen Vortheil heraus, nämlich den, daß es kurz sey; und er sezt hinzu: „Die erste Vorstellung würde zeigen, wie hohl das Stück ist; aber keine Bühne wird damit wohl einen Versuch wagen." Gleich maliciös äußert er sich über Collin's renommirten „Regulus," wenn er sagt: „Wir gestehen jedoch, daß das Stück nebst den Anmerkungen ein unverwerfliches Zeugniß ablege, daß der Verfasser die römische Geschichte wohl studirt habe." Kann einem Dichter ärger mitgespielt werden? Er räth dem Verfasser geradezu, sämmtliche fünf Akte in einen einzigen zusammenzuschmelzen, um es bühnengerecht zu machen. Diese Recension Goethe's mußte auf den Verfasser eines Stücks, von dem Goethe selbst sagt, daß es bei seinem Erscheinen eine lebhafte Sensation erregt habe, gewiß einen sehr niederschlagenden Eindruck hervorbringen. Goethe's Tadel jedoch, daß im Regulus der große Kampf zwischen den Patriziern und Plebejern in zu dürftigen Zügen angedeutet sey, erscheint in so fern unbillig und ungerecht, als er einen österreichischen Dichter trifft. Neuere Wiener Dichter, wie Halm oder Bauernfeld, riskiren in dieser Hinsicht nicht einmal so viel als Collin.

Uebrigens findet man unter Goethes kleinern Aufsätzen nicht so viele dramaturgischen Inhalts, als man im Verhältniß zu seiner Thätigket für die Bühne und zu der Menge seiner dramatischen Dichtungen erwarten sollte. In seinem lezten Lebensstadium litt er sogar an einer gewissen Apathie gegen das Theater und ignorirte es, wahrscheinlich weil er einsah, daß der rohe Materialismus, die chaotische Verwirrung, die Ausländerei und die Bewußtlosigkeit, woran die deutschen Bühnen immer mehr zu siechen begannen, einen hoffnungslosen Zustand bezeichneten, dem seine Thätigkeit zu widmen für den Dramaturgen keine Ehre, für den Dichter ein nutzloser Kraftverlust sey. Doch sind alle seine kleinen Aufsätze und Recensionen, welche Bezug auf das Theater haben, von großem Interesse und reich an Bemerkungen, die zu denken geben.

Die Abneigung gegen das Theater, die ihn später so mächtig ergriff, kündigt sich in gewissen Symptomen bei Goethe schon sehr früh an. Bereits 1773 klagt er bei Gelegenheit eines „Theateralmanachs," welcher zu Wien herauskam, daß, so lange die deutsche Bühne dem Eigensinn eines tausendköpfigen und ungebildeten Publikums und dem Muthwillen der Schreiber- und Uebersetzerzunft ausgesezt bliebe, so lange die Gebler und Stephanie schreiben dürften und gelobt würden, es einem Philosophen nicht zu verdenken sey, wenn er lieber, wie mancher Bramine, den ganzen Tag in Einer Positur unthätig säße. Vor dem Jahr 2440, meint er, würde die deutsche Bühne wohl noch nicht der Art seyn, daß Philosophen Geschmack an ihr finden könnten. Im Jahr 1840 wenigstens ist unsere Bühne mit keiner neuen Aera beglückt worden. Wir haben noch immer unser tausendköpfiges Publikum, unsere Uebersetzerzunft, unsere Gebler und Stephanie, welche schreiben dürfen und gelobt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Schluß.)

Eisenbahnen.

Hätte der Staat Eisenbahnen gebaut, so würden die Finanziers, auch ohne Arbeit, dieselben Spekulationen gemacht haben. Der Staat erntet die Früchte der Thätigkeit Anderer. Er hat nicht gearbeitet, nicht riskirt, er hat (in den glücklich hinter uns liegenden Zeiten) im Gegentheil Alles gethan, der Bewegung zu steuern, die ihm jezt ein schönes, fruchttragendes Feld wohlbestellt überliefert. Er

mag es übernehmen, zum Besten des allgemeinen Wohls, um für dasselbe die Früchte zu ernten, wo Andere gesäet haben. Daß die Errungenschaft der freien Gesellschaften nicht wohlfeil verkauft wird, versteht sich von selbst. Erwäge man wohl dabei, unter welchen lockenden Aussichten auf außerordentlichen Ertrag das Publikum sein Geld mit vollen Händen zu den ersten Unternehmungen hintrug, dasselbe Publikum, welches bei den sichersten Staatspapieren scheu und bedenklich war. Es that es, wohl wissend, daß es ein gewagtes Geschäft sey, nur mit der Aussicht, daß im Fall des günstigen Einschlags eine außerordentliche Verzinsung zu erwarten stehe. Man machte sich Hoffnung auf Dividenden von 10 – 15 Prozent, während auf der andern Seite die Möglichkeit da war, daß der Verkehr sich nicht in dem Maße einstellen werde, daß Viele die alten Fuhrgelegenheiten ergreifen dürften, oder endlich, daß eine neue Erfindung die der Eisenbahnen überflügeln dürfte. Alle diese Eventualitäten sind nicht eingetreten, ja es ist Alles anders gekommen, als man erwartet. Die Dividenden haben kaum bei einer Bahn 10 Prozent erreicht, dafür haben sich 6 Prozent als Durchschnittssatz ergeben. Der Verkehr hat über alle Erwartungen zugenommen, aber die Kosten der Erhaltung sind in gleichem Maße bedeutender geworden, so daß sich jenes Resultat herausgestellt hat. Endlich ist die Furcht vor den Eisenbahnen gewichen, sie sind ein Bedürfniß geworden, und damit zugleich hat man die Versicherung gewonnen, daß keine neue Erfindung ihr eigentlichstes und kostbarstes Fundament, die festen Dämme und die Eisenschienen, entbehrlich machen werde. Dieß Mittelresultat ist gewiß ein für alle Theile ersprießliches. Aber es wäre ganz Unrecht, den Eisenbahnunternehmern das Risiko, das sie damals liefen, als sie der Idee ihren sichern Besitz opferten, nicht in Anschlag zu bringen, oder es ihnen zu verargen, wenn sie es thun. Sie dürfen beim Verkauf zweierlei in die Wagschale legen: jenes Risiko, vor dem sie nicht erschracken, und die Aussicht, die ihnen, bei steigendem Verkehr, noch immer blüht. Bei dieser Betrachtung sind die Preise, welche für die beiden genannten Bahnen gezahlt werden, für die Frankfurter 162½ und für die Potsdamer 200 Prozent in Prioritätsaktien der neuen und combinirten Bahnen, nicht zu hoch. Beide Preise können als Schätzungen dessen gelten, was reelle Eisenbahnen werth sind.

Frankfurt a. M., December.

(Fortsetzung.)

Buchhandel.

Von den Vorträgen, welche außer den offiziellen Toasts bei dem Festessen gehalten wurden, vermissen wir in der Erinnerungsgabe doch einen, die Apotheose Goethes in einer Blocksbergsscene von Dr. Wihl. Wie man erfährt, hat sich die Redaktion nach eingeholtem Gutachten des Comite's nicht für befugt gehalten, das poetische Erzeugniß abzudrucken, da es, anticipando, die Scenen geschildert habe, die sich am Abend des 22sten wirklich auf dem Hirschgraben ereigneten, und welche vielleicht unterblieben wären, hätte man dem Volke eine wirkliche Theilnahme an dem Feste zugestanden. Ob sich Dr. Wihl dabei beruhigt, steht dahin. Eines der Comitemitglieder, Dr. Gutzkow, wollte freilich, man solle wenigstens theilweise, so weit thunlich, das Wihlsche Gedicht aufnehmen, wurde aber überstimmt. Noch ist zu bemerken, daß Dr. Wihl der einzige Jude war, der bei dem Festessen gesprochen. So ist diese Schrift über die Einweihung des Goethemonuments von allem jüdischen Einflusse befreit, und das will viel heißen. Noch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Erinnerungsschrift mit drei artistischen Beilagen — den Abbildungen des Monuments, der Reliefs und des v. Schwindschen Transparents — geschmückt ist, welche auch beim Kenner Anerkennung finden werden. — Sauerländer ist überhaupt unser thätigster Verleger, welcher sich, trotz der großen Opfer, die er schon gebracht, von neuen Unternehmungen nicht zurückschrecken läßt. Unter den jüngsten Verlagswerken dieser Buchhandlung nennen wir namentlich das „Rheinische Taschenbuch für 1845," das nicht allein wahrhaft luxuriös, aber geschmackvoll ausgestattet ist, sondern auch in seinen prosaischen, poetischen und artistischen Gaben deutsche Literatur und Kunst auf würdige Weise repräsentirt und keinen Vergleich zu scheuen hat. — In der Varrentrappschen Verlagsbuchhandlung wird demnächst das dritte Heft der Schlosser-Kriegk'schen Weltgeschichte für's deutsche Volk erscheinen, eines Buches, das jetzt schon in seinem Anfange große Verbreitung und Anerkennung gefunden hat und noch mehr finden wird, wenn es ganz vollendet ist. — Die Zahl der hiesigen Verlagsbuchhandlungen ist durch die von Rittner und Comp., bei welcher Dr. Löwenthal Theilnehmer ist, vermehrt worden. In der nächsten Zeit wird in dieser Buchhandlung eine Beleuchtung des wissenschaftlichen Strebens Bruno Bauers von Marx in Paris (früher Mitredakteur der „Rheinischen Zeitung") erscheinen. Von den hiesigen jüdischen Buchhandlungen ist diese die einzige, welche zur Versammlung der Buchhändler wegen Bildung des süddeutschen Buchhändlervereins eingeladen wurde. Die übrigen hiesigen jüdischen Buchhändler werden von den christlichen noch nicht als solche, sondern nur als Antiquare anerkannt. Wie Sie aber selbst wissen werden, ist der süddeutsche Buchhändlerverein noch nicht konstituirt. Man ist jetzt mit der Wahl des Ausschusses beschäftigt, und dieser soll dann die Statuten des Vereins entwerfen. Ob Frankfurt oder Stuttgart der Sitz des Vereins wird, steht noch in Frage. Die Abstimmung der Vereinsmitglieder wird entscheiden, aber wahrscheinlich für Frankfurt, das schon als Geldmarkt den Vorzug verdienen dürfte. — In diesem Hinblick findet man sich höhern Orts wahrscheinlich nun auch geneigt, unsern Buchhändlern Corporationsrechte zu verleihen, um dadurch unserem Buchhandel mehr Relief zu geben. Vor einigen Jahren waren unsere Buchhändler, die damals den sogenannten Weinheimer Verein in's Leben zu rufen bemüht waren, allerdings vergeblich um Verleihung der Corporationsrechte beim Senat eingekommen, allein dieser soll nun andern Sinnes geworden seyn. — Wie an andern Orten, wurden auch unsere Buchhandlungen in letzterer Zeit häufig von Bücherverboten heimgesucht, und es war schon die Rede davon, daß sie sich ob dieser Gewerbsstörung klagend an den Senat wenden wollten. Es würde sie indessen wenig geholfen haben. Wie die Bücherverbote wieder an der Tagesordnung waren, sind seit einiger Zeit auch die strengsten Maßregeln ergriffen, um den Erzeugnissen der deutschen Presse im Auslande, namentlich in der Schweiz, den Eingang in Deutschland zu wehren. Von Hoffmanns von Fallersleben „Salonliedern" sollen nicht weniger als 600 Exemplare konfiscirt worden seyn, wiewohl sie leicht zu transportiren gewesen; doch haben sich wieder „die politische Wochenstube," eine Comödie von Prutz, „Tropfen" von Hoffmann von Fallersleben und „Fürstenlieder" eines Rheinpreußen eingestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 27. December 1844.

Sie haben meine Gedanken verderben,
Und sagen, sie hätten mich widerlegt.
Goethe.

Goethe als Recensent.

(Fortsetzung.)

Wenn Goethe einmal sein Herz recht erquicken will, so läßt er sein von der grellen Buntheit der deutschen Bühne gepeinigtes Auge auf Shakespeare ausruhen. In dieser Beziehung ist sein Aufsatz: „Shakespeare und kein Ende,“ den er im Jahre 1813 schrieb und aus welchem wir bereits oben einige Worte benuzt haben, vom größten Interesse. Wie hoch ihm Shakespeare stand, beweist folgende Stelle: „Alles was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich im Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüth ängstlich verschließt und versteckt, wird hier frei und flüssig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht wie. Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener, beiden ist nichts verborgen.“ Höher läßt sich Shakespeare wohl schwerlich stellen, als Goethe in diesem Aufsatz gethan hat. Mit um so größerer Verwunderung lesen wir in Mundt's Geschichte der Literatur der Gegenwart: „Erst durch die romantische Schule wurde Shakespeare ein ganz neues Element für unsere Poesie, das die außerordentlichsten und eingreifendsten Folgen hatte. Goethe selbst, von diesen Folgen ereilt, protestirt in seinem „Shakespeare und kein Ende“ dagegen.“ Man traut seinen Augen nicht. Wahrscheinlich hat der Geschichtsschreiber der Literatur der Gegenwart den Aufsatz gar nicht gelesen und sich durch die bloße in ganz anderem Sinne gemeinte Ueberschrift zu dem falschen Glauben verleiten lassen, Goethe habe in demselben gegen die Uebergriffe Shakespeares Protestation eingelegt. Ich kann nicht umhin, diesen Irrthum hier zu rügen und aufzudecken, da unsere professionellen Recensenten in der Regel zu wenig gründlich, zu wenig belesen sind, um für solche grundfalsche Voraussetzungen und unverzeihlich leichtsinnige Irrthümer ein Auge zu haben. Mundt sagt an einer andern Stelle: „Wir sehen Shakespeare und Goethe zwei völlig entgegengesezte Pole der modernen Poesie bedeuten, was Keinem klarer gewesen als Goethe selbst, der mehrere Male diese Antipathie seines Genius bekannt hat.“ Kann man sich nun noch über die vielen schiefen Urtheile wundern, welche über Goethe im Schwange sind, da selbst Geschichtschreiber der Literatur ihn schief beurtheilen, weil sie seine bedeutendsten Bekenntnisse entweder gar nicht oder mit halbzugekniffenen Augen gelesen haben! Nie ist im Gegentheil ein Genius von einem gleichberechtigten Genius in höherem Grade anerkannt worden, als Shakespeare von Goethe. Hier ist an eine Stelle in

Eckermanns Gesprächen mit Goethe zu erinnern, wo dieser sich über Tiecks große Verdienste ausspricht, zugleich aber selbstbewußt äußert, daß man im Irrthum sey, wenn man Tieck ihm gleichstellen wolle. „Ich kann dieses gerade heraussagen," fährt Goethe fort, „denn was geht es mich an? ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben so, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe." Wogegen aber Goethe in dem eben berührten Aufsatze protestirt, ist die Ansicht oder vielmehr, wie Goethe sich ausdrückt, „die Redensart," daß bei der Vorstellung von Shakespeare kein Jota zurückbleiben dürfe. „Diese Redensart," fährt Goethe fort, „hört man, so sinnlos sie ist, immer wiederklingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakespeare in wenigen Jahren von den deutschen Bühnen verdrängt seyn."

Goethe urtheilt hier als alter Praktikus, welcher das deutsche Theaterpublikum aus dem Grunde kennt, und hat mit seiner freilich spießbürgerlichen Ansicht Recht behalten; aber kein Prophet ist darum an einem Unglück Schuld, weil er es voraussagte, wohl aber tragen diejenigen die Schuld, welche dem Propheten nicht glauben wollten. Shakespeare ist von den meisten deutschen Bühnen so gut wie verbannt, auf andern, wie die Juden in manchen Staaten, nur tolerirt, und in kurzer Zeit wird er für immer in eine Versenkung gefahren seyn, damit die Füllstückschreiber und die Uebersetzer und Bearbeiter fremder Sujets von diesem gewaltigen Geiste nicht im geringsten mehr belästigt werden. Goethe und Schiller werden ihm nachfolgen; das classische Drama wird schamhaft sein Haupt verhüllen und die entweihte Stätte fliehen, und man wird zuletzt noch unsere Generation beneiden, welche einer dann mythisch gewordenen Periode angehörte, in der noch zuweilen berühmte classische Stücke zur Aufführung kamen, wie man etwa bei besonders feierlichen Kirchenanlässen die Reliquien von Heiligen ausstellt.

Um aber auf Mundt, den Geschichtschreiber der Literatur der Gegenwart, noch einmal zurückzukommen, so bedauern wir, Irrthümer, wie der erwähnte, um so mehr, da seine Schrift durch ihre vielen sinnreichen Partieen wirklich allgemeinere Berücksichtigung verdient, als ihr zu Theil geworden ist. Freilich sollte ein Literarhistoriker vorsichtiger seyn und unter Andern unterlassen, bei der Charakteristik Jean Pauls ein zu großes Gewicht auf den Umstand zu legen, daß Jean Paul erst in seinem ein-und-vierzigsten Lebensjahre Hosenträger angelegt habe. Hiervon leitet Mundt ein gewisses „schlampiges" Wesen ab, welches er in Jean Pauls Schriften wahrgenommen haben will. Möchten die Recensenten und Literarhistoriker unserer Periode auch in dieser Hinsicht bei Goethe in die Schule gehen, der entweder nicht sinnreich oder nicht geschmacklos genug war, seinen Charakteristiken berühmter Personen durch Benützung solcher kleinlichen Aeußerlichkeiten eine halb possenhafte Wendung zu geben. Den deutschen stereotypen Spaßmacher hat Gottsched von der Bühne glücklich vertrieben, aber schon A. W. Schlegel bemerkt, daß dieser deutsche Spaßmacher unsterblich ist und unter irgend einer neuen Erscheinungsform immer wieder zum Vorschein kommt.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Ich war nach Romagnat zurückgekehrt, von wo aus ich, meinem eigentlichen Reiseziele einen Augenblick untreu werdend, den Abstecher nach Clemenza gemacht hatte. Beim erstern Dorfe wieder angelangt, folgte ich dem Rande eines jener tiefen Ravins, welche von den oft unglaublich heftigen Regenströmen des Landes aufgerissen, durch diese zugleich hin und wieder in die Betten wilder Ströme verwandelt werden und den Bergen der Auvergne als charakteristische Eigenthümlichkeit angehören. Ungeheure Granitblöcke, welche hie und da auf der Sohle dieser oft hundert und mehr Fuß tiefen Furchen liegen, zeugen von der Gewalt der zuweilen in denselben herabfluthenden Wasser. Solche Einschnitte in die Berghänge werden durch die an ihren Seitenwänden zu Tage kommenden Gebirgsschichten dem Geologen äußerst interessant.

Links von meinem steil sich erhebenden Wege und dicht an denselben herantretend, liegt das Plateau von Gergovia, jener gallischen Stadt, deren Name durch Cäsars vergebliche Belagerung auf die Nachwelt gekommen ist. Es war fast sieben Uhr Abends, als ich auf dem Bergrücken ankam, welcher Gergovia mit den von diesem Punkte westlich gelegenen Höhen verbindet und das Thal des Dorfes Rocheblanche von der Clermont umgebenden Bucht trennt.

Die sinkende Sonne goß von dem wieder klar gewordenen Abendhimmel herab Ströme röthlichen Lichts über die Landschaft aus. Rückwärts fiel mein Blick zunächst auf den dicht unter mir liegenden und seine malerische Burgruine über Rebenhügel emportragenden mächtigen Kegelberg von Montrognon und auf das sich dahinter bergende Dorf Serat; zu meinen Füßen breiteten sich in einem Walde von Nußbäumen die lieblichen Dörfer

Romagnat und Clemenza hin; weiter links überflog das Auge die wunderbar gestalteten Kuppen der Gebirgskette des Puy de Dôme; dann kehrte es wieder zu dem an Abwechslung so reichen Bilde des großen Thalbeckens von Clermont zurück, wo, als herrschende Erscheinung unter Dörfern, Schlössern und Villen, die Hauptstadt ihre Rechte geltend macht. Doch darf der Zauber des engern Kreises uns nicht ausschließlich in Anspruch nehmen; die Ferne bietet neue Schätze. Zur Rechten dehnt sich in ihrer ganzen Glorie die Thalebene der Limagne aus, im Osten von dem in anmuthigen Linien hinfließenden Gebirge von Forez, im Westen durch die Monts Dômes begrenzt, vor uns nach Norden aber, in den weiten Flächen des Bourbonnais verschwimmend, ein ungeheurer Garten, in welchem du vergebens versuchen würdest, die Städte und Schlösser zu zählen, und von dem Sidonius Apollinaris unter vielen andern schönen Dingen sagt, „daß der Fremde darin des Vaterlandes vergesse," ein Ausspruch, gegen den ich für meine Person hier feierlich protestire.

Nach langem Zögern erst riß ich mich von dem in dieser Stunde mir ganz neu erscheinenden, unbeschreiblich schönen Gemälde los; du weißt, daß die Beleuchtung die Seele der Gegend ist. Ich eilte den Berg auf der entgegengesezten Seite hinab, wo an seinem Fuße ein enges, steif eingeschnittenes, mit Wiesen auf seiner Sohle, mit Anbau an seinen Hängen ausgestattetes Thal sich öffnet.

Hier liegt zunächst tief unter mir und dicht an einem schroffen Berge von Kalksteinfelsen das Dörfchen Jussat. Eine den Weiler im Halbkreise umfassende Bucht ahmt durch ihre Form täuschend ein halbzertrümmertes römisches Amphitheater nach; oben auf dem Rande der Stufen desselben liegen in drohender Schwebe große Felsblöcke, welche, durch Sturm und Regen ihres früheren Mantels von Erde beraubt, jeden Augenblick auf das arme kleine Dorf da unten hinabstürzen zu wollen scheinen. Die durch den Anblick erregte Besorgniß hat sich bereits als begründet erwiesen; ungeheure Steinmassen, welche bei ihrem Falle bis zur Hälfte in den weichen Boden am Fuße des Berges eingedrungen sind und deßhalb glücklicherweise die Hütten nicht erreicht haben, sind warnende Zeugen der Gefahr. Ich gestehe, ich sah nicht ohne Unruhe eine Gruppe von Schnittern im Gefühle voller Sicherheit im Schatten dieser drohenden Felsen am Fuße des Berges lagern.

Doch, folge mir jezt ohne längern Aufenthalt den Berg vollends hinab nach dem ursprünglichen Ziele meiner an umherschweifenden Gedanken und Schritten so reichen Wanderung, nach Rocheblanche nämlich, dem sonderbarsten Dorfe, das ich je gesehen. Nicht der neuere Theil desselben, so artig er auch gebaut ist, verdient unsere Aufmerksamkeit. Richte deßhalb deine Blicke sofort auf den dicht hinter dem Dorfe senkrecht abgeschnittenen Kalksteinberg. Denke dir eine Felsenwand, etwa wie die von Stubbenkammer auf Rügen. Kaum traust du deinen Augen, wenn du an dieser natürlichen Mauer in der unregelmäßigsten Vertheilung, bald höher, bald tiefer, eine Menge mit Thüren und Fenstern versehener Höhlen bemerkst, und die Bewohner derselben — denn diese Räume sind bewohnt — auf den die Verbindung zwischen den Feuerstellen einer so wunderbaren Stadt bildenden schmalen Fußpfaden, wie Berggeister, hin und her wandern siehst. Im Umsehen war ich bei diesem Anblicke den Fels hinan und mitten unter der Bevölkerung dieser des Rübezahl würdigen Residenz.

Was zuvörderst den Bau dieser Behausungen betrifft, so haben die Gründer derselben sich die natürlichen Höhlungen des Berges, seine Spalten und Risse zu Nuße gemacht, dieselben mit Meißel und Hammer erweitert, und dann die vordere Oeffnung mit einer nur ein Fenster und eine Thüre enthaltenden Mauer geschlossen. Hie und da bildet auch wohl ein Theil des Felsens diese Vorderwand. Von Schornsteinen ist nur in seltenen Fällen die Rede; der Rauch zieht, so gut er kann, durch ein über der Thür angebrachtes Loch ab; auch wird er hier nur, wenn er bis zum Ersticken überhand nimmt, als Feind betrachtet, denn im Winter erwärmt er die Unglücklichen, die dort wohnen. Die Aristokraten des Orts haben hinter einer vordern als Salon dienenden Höhle noch eine zweite als Kammer, oder wohl gar einen dritten Raum, welcher als Keller und Speicher benuzt wird.

„C'est le seigneur de l'endroit," sagte scherzend ein altes Mütterchen, das in der Freude über das Almosen, welches ich im Vorübergehen ihr in die Hand gedrückt, einen Augenblick alles Elend zu vergessen schien. Mit diesen Worten öffnete die Alte die Thür ihres Nachbars, eines leidend aussehenden Mannes, der, über einen Webestuhl hingebückt, emsig arbeitete. Derselbe verdiente allerdings den ihm beigelegten Ehrentitel; er war in der That der einzige und von Allen beneidete Industrielle des Orts. Dessen ungeachtet segnete mich die von fünf zerlumpten Kindern umringte Gattin des Seigneurs tausendmal für das kleine Geschenk, das ich ihr beim Abschied machte.

Wozu nach Farben suchen, um dir das unnennbare Elend zu schildern, das in diesen schmutzigen Schlupfwinkeln der Armuth zu Hause ist! — Es that mir weh genug, es zu sehen, und es verlangt mich nicht darnach, die Erinnerung daran wieder aufzufrischen. — Nie ist mir der Grundsatz des Herrn Human seligen Andenkens: „il faut faire rendre à l'impôt tout ce qu'il peut rendre," ein Grundsatz, welcher an so vielen Punkten Frankreichs blutige Volksaufstände hervorrief, barbarischer erschienen,

als hier. Kannst du dir denken, daß die unglücklichen Bewohner dieser Höhlenstadt, da sie meistens nicht einmal Besitzer dieser Gräber der Lebendigen sind, nicht nur an die Eigner derselben, die wohlhabenden Bauern des untern Dorfes, drei bis sechs Franken jährliche Miethe, sondern auch, wer sollte es glauben? an das Gouvernement Thür- und Fenstersteuer entrichten müssen! Sind nicht Bären und Wölfe in Frankreich besser daran, als diese armen Leute, da jene wenigstens nichts mit den Finanzministern zu schaffen haben?

Das Elend ist nicht der einzige Feind, welcher die Höhlenbewohner bedrängt; alljährlich lösen sich Felsmassen von der senkrechten Wand des Berges ab und zerschmettern die Höhlen selbst, oder verschütten die Eingänge. Du kannst eine Menge jener Cavernen sehen, welche nach solchen Katastrophen verlassen worden sind und an denen die verwüstenden Spuren der leztern vor dir ausgebreitet liegen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

(Fortsezung.)

Literatur.

Unter den verbotenen Büchern war das „Glaubensbekenntniß" von Freiligrath dasjenige, das den stärksten Abgang fand.* War man auch im Voraus von der Erscheinung dieses Buches unterrichtet und mit der Sinnesänderung Freiligraths (und als solche wollen Viele sein „Glaubensbekenntniß" erkennen) bekannt, so erregte es doch in seiner ganzen Tendenz großes Aufsehen. Aber auch hier, wie anderwärts, erfuhr das Buch verschiedene Deutungen, herbe und nachsichtsvolle Beurtheilung. Man ist hier gewohnt, Alles vom kaufmännischen Standpunkt aus zu berechnen, und so hat man es Freiligrath übel genommen, daß er eine Pension von 300 Thalern fahren ließ. Das war in den Augen des Frankfurter Philisterthums ein ärgeres Verbrechen, als daß der Dichter zu der Opposition gegen Preußen übergegangen. Und doch dachte der Dichter im Grunde nie anders. Darum fehlte es ihm auch hier nicht an warmen Vertheidigern. Wir wollen nicht hinterher untersuchen, ob Freiligrath so und nicht anders handeln konnte. So wie wir den Dichter kennen, war seinem Schritt eine genaue Selbstprüfung vorausgegangen und keine Hofmannische Verführung, wie man vielfach wähnte. Freiligrath lebt in Brüssel, welche Stadt er, nach seiner eigenen Aeußerung, in diesem Winter nicht verlassen will. Ob uns der Frühling den entflohenen Sänger zurückbringen wird, steht in Frage. Die Erde ist übrigens überall des Herrn. — H. Heine's „neueste Gedichte" fanden hier wohl auch viele Leser, allein nur wenige und nur bedingte Anerkennung. Kein Mensch kann aber läugnen, daß in den Liebesliedern Heine seinen dichterischen Kobold auf die liebenswürdigste Weise sich tummeln läßt. Heine ist und bleibt, wenn auch keine große, doch eine merkwürdige Erscheinung, die eben so enthusiastische Verehrer, als rücksichtslose Tadler findet. Von einem ausgebrochenen Streite zwischen Heine und Gutzkow hat man von Hamburg nur Andeutung erhalten, und Heine ließ der Deutung in seiner Vorrede zum besondern Abdruck des „Wintermärchens" einen weiten Spielraum. — Gutzkow soll seine sämmtlichen Werke gesammelt herausgeben wollen. Er ist übrigens jezt fast ausschließlich mit dramatischen Dichtungen beschäftigt und hat fast zu gleicher Zeit drei Stücke: „Pugatscheff," „die neue Welt" (welches Stück auf dem königlichen Hoftheater in Stuttgart gegeben worden), und „das Urbild des Tartuffe" auf die Bühne gebracht. Lezteres Lustspiel, dessen Tendenz in mehrfacher Hinsicht ganz der Strömung unserer Zeit entspricht, wird zuerst auf dem Dresdener Hoftheater, und zwar am 1. Januar gegeben werden. Wir würden auf unserer Bühne gewiß schon Pugatscheff gesehen haben, allein es fehlt uns ein erster Liebhaber. Doch ist das Wiederengagement des in Hamburg gastirenden Baison fast gewiß. Gutzkow, heißt es, wolle die artistische Leitung des Wiesbadener Hoftheaters übernehmen. Der Sache sollen indessen noch Schwierigkeiten im Wege stehen. Gewiß könnte aber Gutzkow an jedem größeren Theater sehr wirksam seyn. — Auf dem Gebiete des Romans und der Novellistik ist hier Heribert Rau sehr fruchtbar. Er hat in der lezten Zeit hier bei Gustav Oehler, der nun auch angefangen zu verlegen, zwei Bände „Lehrabende," die ansprechende Novellen enthalten, und einen Roman „Genial" erscheinen lassen. In lezterem wird ein junger Mensch geschildert, der durch die Sucht, genial seyn zu wollen, sich in viele Verirrungen stürzt und zulezt, zur Erkenntniß gelangt, zum praktischen Leben zurückkehrt. Der neueste, dreibändige Roman Rau's heißt „Kaiser und Narr." — Dr. L. Wihl geht mit dem Plane um, seine neuen und neuesten Gedichte zu sammeln und herauszugeben. — Unsere einheimische Journalistik erfuhr in diesem Jahre der äußeren Form und dem innern Gehalte nach kaum eine Veränderung. Im kirchlichen Streite nahm namentlich das „Frankfurter Journal" ein entschiedene protestantische Haltung an und zog sich in den katholischen Landen mancherlei Verfolgung zu. Die „Oberpostamtdzeitung" hielt und hält sich in dem kirchlichen Streite neutral, brachte aber zum Aergerniß der ultramontanen Partei den „ewigen Juden" und muß ihn nun, troz mancherlei Einsprüche, zu Ende führen. Daß auf fremde Intervention der Redakteur des „Conversationsblattes," Dr. Schuster, dem ewigen Juden zum Opfer gefallen sey, ist ungegründet. Schuster legt am 1. Januar die Redaktion des, von Hofrath Dr. Rousseau gegründeten Conversationsblattes in die Hände Otto Müller's, seitherigen Bibliothekargehülfen in Darmstadt, nieder, weil man dem Blatte größere geistige Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit verleihen will. Wie es heißt, soll Schuster, der bekanntlich vor mehreren Jahren vom Judenthum zum Katholicismus überging, eine Versorgung bei der Post erhalten, wiewohl man ihm solche nicht schuldig ist.

(Schluß folgt.)

* Es ist keine Unwahrheit, daß die 8000 Exemplare starke Auflage (Mainz bei Zabern) vergriffen ist. Der Dichter erhielt ein Honorar von 4000 Gulden. Die Verlagsbuchhandlung soll einen noch weit stärkern reinen Gewinn gehabt haben. Eine zweite Auflage von dem Buche erscheinen zu lassen, wäre aber gewagt. Es ist überall stark verbreitet, besonders in Preußen und am Rhein.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 28. December 1844.

Kein Sperling fällt,
Herr, wider deinen Willen;
Sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?

Gellert.

Briefe über die Auvergne.

(Fortsetzung.)

Unter allen Bedrängnissen dieser bedauernswerthen Bevölkerung tritt dir eine mildernde Erscheinung gleich dem versöhnenden Prinzip der alten Tragödie entgegen, und das ist der religiöse Glaube der Felsenstädter. Auf dem Gipfel der Felsenwand steht ein kleines, der heiligen Jungfrau geweihtes Kreuz. „C'est la bonne vierge qui nous protège," sagen die guten Leute, indem sie mit der Hand nach ihrem Talisman hinauf deuten, wenn du, besorgt für sie, von den Gefahren sprichst, welchen sie täglich ausgesezt sind. Dieser Glaube ist so unerschütterlich fest, daß eine alte Frau mir allen Ernstes versicherte, man könne dreist von dem Felsen des Kreuzes herabspringen, ohne sich ein Leid zuzufügen. Merkwürdig genug ist es, daß, so lange dieser Steinwall bewohnt wird, und so oft sich auch Felsmassen von ihm losgerissen haben, durch dieselben nie ein Unglück herbeigeführt worden ist. Im vergangenen Jahre noch stürzte eine der Höhlen zusammen; die Familie im Innern derselben sah die Decke sich in Bewegung setzen und hatte eben noch Zeit, sich in den als Stall dienenden Hinterraum zu flüchten; nur ein alter kranker Mann, der im Bette lag, konnte dem über ihn hereinbrechenden Schicksale nicht entgehen. Aber sonderbare Fügung des Himmels! die als breite Tafeln sich herabsenkenden Felsmassen des Berges fielen dergestalt über dem Bette des Kranken zusammen, daß derselbe sich in einem hohlen Raume befand und unversehrt blieb.

Vor der Thür einer andern Höhle sah ich einen Felsblock, der sich offenbar erst vor Kurzem von der Felsenmauer losgerissen hatte. Eine Frau, welche ich in dieser Behausung fand, erzählte mir, vor zwei Monaten, während sie an ihrem Herde beschäftigt war und ihre Kinder auf dem engen Raume vor der Thür spielten, habe sich plözlich ein dumpfes, dem Donner ähnliches Geräusch hören lassen und zugleich habe die ganze Höhle gebebt. Erschreckt sieht sich die Erzählerin um, eine dicke Staubwolke vor der Thür entzieht ihr den Anblick ihrer Kinder und kein Laut der leztern verräth ihr, daß sie noch leben. Mit einem Schrei des Entsetzens stürzt sie hinaus; da findet sie die Kleinen auf der Erde sitzend und ruhig mit Steinchen spielend; einen Fuß weit von ihnen entfernt aber liegt ein eben herabgeschmettertes riesiges Felsstück.

Solche Beispiele, deren ich noch viele andere mir gleichfalls von Augenzeugen berichtete erzählen könnte, haben das Vertrauen der Bewohner von Rocheblanche in den besondern und unmittelbar thätigen Schutz der

Jungfrau über jeden Zweifel erhoben, und wohl ihnen, daß ihnen diese Stütze gegen die Bürde eines so traurigen Daseyns gewährt ist. Herrlich, wenn der Glaube so segensvolle Früchte trägt, wie hier; deßhalb aber verabscheue ich auch über allen Ausdruck jene unter der Maske demokratischer Gesinnungen sich verbergenden und doch nur von Mißgunst und unbefriedigtem Ehrgeiz getriebenen Republikaner des Tages, welche ihr Werk der Volksbeglückung damit anfangen, daß sie die religiösen Ueberzeugungen im Herzen des Volkes zu erschüttern und zu vernichten suchen. — Was bleibt dem Manne, der durch beschränkte Fähigkeiten unter allen Regierungsformen zu der harten Aufgabe berufen ist, durch seiner Hände Arbeit jedem Tag den nothwendigen Lebensunterhalt abzuringen, wenn er, als Piedestal des Egoismus jener falschen Freunde gemißbraucht und des ihm Muth und Hoffnung gebenden Prinzips beraubt, endlich als nutzloses Werkzeug in seine alte Lage zurückgeworfen wird, was bleibt ihm, als Zerfallenheit mit sich und mit der Welt, vielleicht Verzweiflung!

Der Abend war vollständig herangekommen, als ich meine Neugierde in der Betrachtung dieser eigenthümlichen Kolonie befriedigt hatte; aber die Gewißheit, daß der Vollmond mir leuchten würde, beruhigte mich über den Rückweg. So stieg ich denn gemächlich in das untere Dorf Rocheblanche hinab, um von da aus des sonderbaren Anblicks zu genießen, den ich mir von den bei hereinbrechender Nacht in den Höhlen angezündeten Feuern und Lichtern versprach.

Vor einem durch grün bemalte Fensterläden und durch eine von Weinlaub beschattete Rampe vor der Thür sich auszeichnenden Hause saß eine alte Frau, welche durch die auffallende Reinlichkeit ihres sonst bäurischen Anzugs und durch ihre wohlgebildeten, angenehmen Züge mich auf den ersten Blick für sich gewann. Ich näherte mich ihr und fragte, ob nicht vielleicht beim Maire oder Geistlichen des Orts einige Nachrichten über den Ursprung und das Alter der Höhlen da oben einzuziehen seyn möchten. — „Beide Herrn sind erst seit Kurzem hier ansäßig,“ erwiderte die Alte, „und würden schwerlich die gewünschte Auskunft geben können.“ Dann sezte sie lächelnd hinzu, indem sie mir einen Stuhl anbot: „Wenn auch die Unterhaltung einer Bäurin nicht geeignet ist, Sie zurückzuhalten, so werden Sie doch vielleicht nach Ihrer Promenade einen Augenblick ausruhen wollen.“

Ich war durch den gebildeten Ausdruck der alten Frau in Sprache und Geberde lebhaft überrascht und nicht abgeneigt, der sich jezt nach und nach phantastisch erleuchtenden Felsenstadt gegenüber an irgend eine verwünschte Prinzessin oder humoristische Fee zu glauben. So viel ist gewiß, daß ich der Alten, indem ich ihr Anerbieten annahm, galanterweise erwiderte, sie habe durch die Art ihrer Einladung den Titel, den sie sich gegeben, vollkommen widerlegt. — Es war natürlich von meinem Aufenthalte in Clermont die Rede. „Kennen Sie die Familie T.?“ fragte die Bäurin. — „Allerdings!“ erwiderte ich, „der älteste Sohn gehört zu meinen Bekannten.“ — „Er ist mein Neffe,“ bemerkte jene. — „Ich darf also hoffen, Ihnen demnächst einmal in Ihrer Familie zu begegnen?“ — „Schwerlich; ich komme mit meinen Verwandten nicht mehr zusammen.“

Ich schwieg, um nicht durch eine Frage zudringlich zu erscheinen; meine Nachbarin begriff indessen, daß eine solche durch ihre Erwiederung natürlich geworden war, und fuhr daher von selbst fort: „Ich bin nicht so glücklich gewesen, wie der Theil meiner Familie, welchen Sie kennen; ich habe nicht nur meine Kinder, sondern auch den größten Theil meines Vermögens durch den kürzlich ausgebrochenen Bankerott der beiden bedeutendsten Bankiers in Clermont verloren.“ — Mir entging noch immer die wahre Bedeutung einer solchen Erklärung, und die Ungewißheit, welche sich auf meinem Gesichte malen mochte, veranlaßte wohl die alte Dame, nach einer kurzen Pause hinzuzusetzen: „Monsieur, la fortune est tout en France, ce n'est que la fortune qui donne de la considération. Vous auriez volé, assassiné, mais si vous avez de la fortune, vous serez bien vu partout; si vous la perdez, vous serez renié même par ceux qui jusqu'alors vous avaient témoigné le plus d'affection et de dévouement.“

Gern hätte ich das harte Urtheil auf Rechnung einer durch widrige Schicksale verbitterten Gemüthsstimmung gesezt; aber ich hörte hier nur bestätigen, was der aufrichtigere Theil der Franzosen mir mehr als einmal gestanden und was bei mir durch viele von mir selbst beobachtete Beispiele bereits zur leidigen Ueberzeugung geworden war. — Ich schwieg deßhalb, und die Nothwendigkeit, an den Rückweg zu denken, überhob mich der Verlängerung der Unterhaltung über einen so wenig ansprechenden Gegenstand. W. v. R.

(Schluß des zehnten Briefs.)

Goethe als Recensent.

(Fortsetzung.)

Da wir hier bei den Ansichten Goethe's über die Bühne stehen, so mögen einige interessante Bemerkungen angeführt seyn, welche sich in seinen Recensionen und kleinern Aufsätzen zerstreut vorfinden. Merkwürdig ist Goethe's Behauptung, daß auf die fortdauernde und vielleicht nie zu zerstörende Mittelmäßigkeit des deutschen Theaters besonders die ununterbrochene Folge von drei

Schauspielern, Eckhof, Schröder und Iffland gewirkt hätte, weil durch diese die Sentimentalität, die Würde des Alters und des Menschenverstandes, das Vermitteln durch vortreffliche Väter und weise Männer auf der deutschen Bühne eingerissen wären.

Ein andermal ertheilt er den Rath, daß Freunde zur Bearbeitung von Bühnenstücken zusammentreten möchten; es gäbe kein größeres und wirksameres Mittel zu wechselseitiger Bildung. Iffland, sagt er weiterhin, würde bis an sein Ende gewiß erfreuliche Werke geliefert haben, wenn er sich bei Zeiten zu frischen jungen Männern gesellt und sich aus seiner immer mehr sich verdüsternden Lebensansicht in Gesellschaft glücklicher Jugend gerettet hätte. Man sieht, daß diejenigen doch gewissermaßen Recht behalten, welche behaupten, daß Goethe die deutsche Nation verkannt habe; er glaubte nur zu sehr an die Einmüthigkeit, Verträglichkeit und Bescheidenheit der einzelnen Glieder dieser Nation. Wir Deutsche sollten zusammenarbeiten! Es setzt dieß eine Bescheidenheit in der Abschätzung der eigenen Geisteskraft, ein Aufgeben der individuellen Ansichten voraus, wie es sich in dem dazu nöthigen Maße mit der rechthaberischen und wichtigthuerischen Natur der Deutschen nicht verträgt. Je mehr bei uns die allgemeine Freiheit zurücktritt, desto mehr suchen wir uns für diesen nationalen Verlust im engern Kreise durch eine gewisse Despotie in der Behauptung und Geltendmachung individueller Ansichten zu entschädigen. Eine auf ähnlichem Grunde beruhende Erscheinung ist die, daß wir, was uns in der Praxis durchaus versagt ist, in der Theorie ärger als irgend eine Nation bis zum Eigensinnigsten und Aeußersten zu treiben pflegen. Die übrigen Nationen schauen zu uns wohl voll Verwunderung empor, aber wie zu fremdartigen Wesen, welche geister- und nebelhaft hoch in der Wolkenregion schweben.

Als eine Inschrift für irgend ein neu zu erbauendes Theater in Deutschland empfehlen wir Goethes Wort: „Man kann dem Publikum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt." Diese Inschrift wäre jedenfalls bedeutungsvoller als die frühere am Berliner Opernhause: „Apollini et Musis," welche gar nichts besagte; sie paßt auch noch für andere Verhältnisse, man darf für Publikum nur das kleine Wort „Volk" setzen.

An einer andern Stelle wird Tieck für seine Behauptung, daß Lady Macbeth eine zärtliche, liebevolle Seele, und als solche darzustellen sey, mit den Worten zurechtgewiesen: „Ich halte dergleichen nicht für des Verfassers wahre Meinung, sondern für Paradoxien, die, in Erwägung der bedeutenden Person, von der sie kommen, von der schlimmsten Wirkung sind." Tiecks Ansicht gehört allerdings schon einem raffinirteren, krankhafteren Zeitalter an, als dasjenige war, welchem Goethe seine gesunde Entwicklung und seinen richtigen kritischen Instinkt verdankte. Im Uebrigen kann Tiecks Bemerkung für uns ziemlich gleichgültig seyn, da an unsern Bühnen wohl für das schmelzend sentimentale und zart weinerliche, aber nicht mehr für das gewaltige und heroische Fach Darstellerinnen zu finden sind. Leider sieht sich die Poesie gezwungen, dieser süßen Richtung nachzugeben; denn was würde es helfen, eine neue Lady Macbeth oder Medea zu schaffen, wenn die Intendanzen die Achseln zucken und sagen: wo eine Lady Macbeth hernehmen? Wir haben kaum noch eine Königin Elisabeth, ja kaum noch eine Maria Stuart, wir haben höchstens eine Thekla oder eine Griseldis! Ueberhaupt sind ganze Rollenfächer seit einigen Jahren wie ausgestorben, und man will es den bemitleidenswerthen dramatischen Dichtern noch zum Vorwurf machen, daß ihre Stücke, die sie nach angewandter unsäglicher Bewerbung, Mühe und Courtoisie auf die Bühne bringen, sich weder mit Hamlet noch Wallenstein vergleichen lassen! Wäre es nicht eben so ungerecht, wenn man von einem Feldherren verlangen wollte, er solle in eine Festung Bresche schießen mit Raketen und Leuchtkugeln und sie mit seinem Gewalthaufen erstürmen, während ihm nur ein Schwarm leichter und zierlich aufgeputzter Reiter zu Gebote steht?

Wie speziell sich übrigens Goethe, wahrscheinlich durch Schiller angeregt, eine Zeit lang dem Theaterwesen widmete, dafür beweisen seine im Jahr 1803 geschriebenen „Regeln für Schauspieler," in denen er mit der Bestimmtheit eines Tanzlehrers dem Schauspieler jede Stellung, jede Bewegung der Hände und Füße grammatikalisch genau vorschreibt. Aus diesen Regeln, welche zum größern Theil Anstandsregeln sind, könnten auch die Schauspieler der Gegenwart Manches lernen, wenn sie es über sich vermöchten, ihren naturalistischen Standpunkt zu verlassen und sich mit der Theorie und Grammatik ihrer Kunst spezieller zu beschäftigen.

In einem zweiten Artikel begleiten wir Goethe vollends auf dem lezten Drittheil seiner Recensentenlaufbahn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

Theater. — Moritz von Sachsen von Prutz.

Seit meinem lezten Briefe sind wiederum drei bedeutende Arbeiten der jüngeren Schule (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) auf dem hiesigen Stadttheater zur Aufführung gelangt, und dadurch wird abermals unwillkührlich ein summarisches Urtheil über das Vermögen und die Leistungen der neuern Dramatiker, welche, so zu sagen, als Reformatoren unserer dermaligen Bühnenverhältnisse angesehen werden

wollen oder sollen, herausgefordert. Diese drei Neuigkeiten sind: „Moriz von Sachsen" von Prutz, „Pugatscheff" von Gutzkow und „Monaldeschi" von Laube. Diese drei Dichtungen sind allerdings unter einander wesentlich verschieden, allein sie haben das Gemeinsame, daß sie gemachte Dichtungen sind, nicht dem innern poetischen Drang, sondern der spekulativen Kritik entsprossen. Die beiden erstern haben noch das gemein, daß sie an rhetorischen Floskeln einen oft schönen Ueberfluß haben, und alle drei vereinigen sich wieder darin, daß sie das Interesse in den ersten Akten lebendig erregen, um es im Verfolg erkalten und im lezten Akte völlig absterben zu lassen. Ich glaube, man dürfte diese drei sogenannten Trauerspiele dreist als Repräsentanten des Könnens und Wollens der bezeichneten Schriftstellerklasse hinstellen; es widerführe dabei ihren Fehlern wie ihren Tugenden Gerechtigkeit. Wiegt man diese mit einander ab, sucht man ein Gesammtresultat jener Leistungen zu erhalten, was findet man? Schlimm, wenn jene Männer und ihre Arbeiten wirklich die Literatur unserer Zeit bedeuten. Und doch sehen wir uns vergeblich nach Andern des jüngern Geschlechts um, welche im Stande wären, von den Brettern herab zu dem Volke so zu reden, daß dieses es gerne hörte, das Wort auffinge und es bewahrte in einem feinen und guten Herzen. Kurze Zeit wies man auf Friedr. Hebbel hin, diesen dem Volke entsprossenen Dichter, und hoffte, er werde, kräftig und originell, poetisch und doch volksverständlich, interessant und würdig zugleich, der poetischen Bedeutsamkeit der Bühne zu Ehren verhelfen; allein seine Arbeiten erweisen sich zwar geniereich, aber paradox, ungenießbar für das große Publikum, unzureichend für das gewähltere und unpassend für die Bühne. Von Mosen und einigen Andern kam hier noch nichts zur Aufführung; doch ist sehr zu vermuthen, daß auch unter ihnen der Messias nicht ist, der unsern Bühnenverhältnissen Noth thun soll. — Kommen wir aber zu den genannten Stücken. Was zuerst Prutz's „Moriz von Sachsen" betrifft, so hat die Kritik die dichterische Schönheit des ersten Akts einstimmig anerkannt; auch der zweite ist ihm meist ebenbürtig: die Charaktere scharf, sicher gezeichnet, der Dialog troz der hübschen Sentenzen nicht von der Stange springend, die Handlung rasch vorwärts gehend. Der Verfasser hat sich selbst übertreffen wollen, deßhalb fing er beim dritten Akte an zu shakespearisiren. Statt der natürlichen, menschlichen Motive, welche zuerst den Helden (Moriz) leiten, treten politische ein, jene gewaltsam hervorgezogenen politischen Tendenzmotive, welche nur den Eigennuz begeistern können; daher denn ein völliger Zwiespalt des Interesses, ein gänzliches Zerfließen der Handlung. Der Mangel an wahrem Leben soll in den lezten drei Akten durch Monologe und Dialoge poetisch-politischen Inhalts unfühlbar gemacht werden, aber die Längen der Reden machen die Blöße erst recht anschaulich. So ist denn Moriz anfänglich ein treuer Unterthan, später ein treues Familienglied, und wo eben sein Vortheil oder sein Interesse sich zeigt, da ist er Patriot. Er renommirt gewaltig mit Deutschthum und Freiheit, er prahlt mit seiner Vaterlandsliebe, aber er thut mancherlei, was nicht darnach aussieht, und will sogar die deutschen Grenzfestungen aus Patriotismus den Franzosen überliefern; er söhnt sich im fünften Akte mit dem Kaiser aus, ohne hinreichenden Grund dazu zu haben, und diese Versöhnungsscene selbst ist so lau, so politisch wässerig, daß Kaiser Karl, der sonst ein so vernünftiger Mann ist, zuweilen förmlich verstummt und den Zuschauer rathen läßt, was er wohl denke.

(Fortsezung folgt.)

Frankfurt a. M., December.

(Schluß.)

Musik. — Museum. — Projekte zu Monumenten.

Das Gerücht, daß Mendelssohn-Bartholdy in unserer Stadt seinen Aufenthalt nehmen werde, bestätigt sich. Der berühmte Componist hatte schon in diesem Sommer während seines Aufenthalts in Soden (wo er öfters mit Hoffmann von Fallersleben und Freiligrath zusammen war) den Entschluß gefaßt, sich aus seiner glänzenden Stellung in Berlin in's Privatleben zurückzuziehen. — Unsere einheimischen Componisten werden in nächster Zeit wieder neue Opern auf die Bühne bringen, wenigstens zu bringen suchen, obgleich ihre frühern nicht die Grenzen unseres Staates überschritten. So hat Aloys Schmitt eine romantische Oper von R. Benedix, „die Tochter der Wüste," welche im nördlichen Afrika spielt, komponirt, und Heinrich Nees eine „patriotische" Oper — sie spielt im Befreiungskriege — beinahe vollendet. Ferdinand Hiller wird seine Oper „des Müllers Knappe" zuerst in Dresden und dann in Berlin zur Aufführung bringen. — Wie in den lezten Jahren, bietet uns in diesem Winter das Museum namentlich musikalische Produktionen, und die Literatur wäre nur durch Deklamation vertreten, hätte nicht Theodor Creiznach wieder seine Vorträge über Literatur begonnen. Obgleich nun aber das Museum viel Musik bietet und uns an jedem Abend neue Virtuosen vorführt, fehlt es doch nicht an Conzerten, die theils selbstständig, theils im Theater veranstaltet werden. Die Conzertmanie ist aber hier ganz verschwunden, und selbst die Sterne erster Größe mußten sich aus dem großen Weidenbuschsaale in den kleinen Mühlens'schen Saal flüchten, um nur einigermaßen leuchten zu können. — In fortdauernder Entwickelung und Thätigkeit befinden sich unsere Sängervereine, wiewohl man glaubt, daß sie im Allgemeinen den Culminationspunkt erreicht, wenn nicht überschritten haben. Man geht dennoch mit dem Plane um, im nächsten Jahre hier wieder ein großes Sängerfest zu veranstalten, das gewiß Sänger und Festtheilnehmer aus der ganzen Umgegend anziehen und einen volksthümlichen Charakter annehmen würde. Es fragt sich aber, ob nicht gerade deßhalb Anstände höherer Natur dem Plan entgegenstehen. — Zum Schluß noch etwas von den Projekten zu weitern Monumenten. Man hat die Idee angeregt, zwei geborenen Frankfurtern, Klinger und Bethmann, Denkmäler in hiesiger Stadt zu errichten. Klinger gehört als Dichter und Schriftsteller ganz Deutschland an, und gewiß würde ein äußeres Zeichen der Anerkennung und Erinnerung die deutsche Nation wieder mehr auf die großartigen Werke des kräftigen Geistes aufmerksam machen. Das Monument für den Staatsrath von Bethmann kann nur lokaler Natur seyn, wiewohl das folgenreiche Wirken eines edeln Menschen die Anerkennung Aller verdient. Doch eignet sich eine Statue nicht wohl, um das Andenken an Bethmann auch äußerlich aufrecht zu erhalten. Man kam deßhalb schon vor Jahren auf den Gedanken, eine öffentliche Anstalt zu seinem Gedächtniß zu gründen. Man schlug deßhalb jezt, da die Sache neue Anregung erhielt, vor, eine höhere Gewerbschule zu errichten. Dadurch würde man aber eine Anstalt gründen, deren Gründung dem Staate überlassen bleiben muß und von demselben längst gewünscht wurde. Man muß eine Anstalt in's Leben rufen, welche dem Volke, den ärmeren Klassen zunächst wohlthätig wird, und wäre es ein Findelhaus, das unserer Stadt noch fehlt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 56.

Sonnabend, 28. December 1844.

[618] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Sprech- und Sprachschule,

ein Lesebuch für die deutsche Jugend

von

Dr. W. Lange,

Oberprediger zu Burg.

Erster Band. Dritte verbesserte Auflage.

gr. 8. Velinp. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Das Brandenburger Schulblatt äußerte sich über dieses Werk wie folgt: „Mit Vergnügen zeigen wir diese neue Auflage einer trefflichen, leider nicht genug benutzten Schrift an. Was den Werth und den Gebrauch des Buches betrifft, so beziehen wir uns auf das Urtheil, das wir in diesen Blättern (Jahrg. 1842, S. 324 ff.) abgegeben haben. Die Schrift ist auch von dem K. Schul-Collegium der Pr. Brandenburg in der Verf. vom 13. Juli 1844 über Behandlung des Sprachunterrichts in Volksschulen empfohlen worden. Durch den Nachtrag von S. 234 an, hat das Buch an Reichhaltigkeit gewonnen, ohne daß dadurch die frühern Auflagen unbrauchbar geworden sind."

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Carl Mayer.

Zweite, sehr vermehrte Ausgabe.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Diese zweite Auflage hat nicht nur an Umfang, sondern hauptsächlich auch an Mannigfaltigkeit gewonnen, indem mehrere Lieder wegblieben, dagegen eine ansehnliche Auswahl neuerer dazu kamen. Einzelne Lieder und zusammengehörende Gruppen wechseln in diesem Buch aufs anmuthigste ab; ein überraschender Reichthum von Anschauungen, Bildern, Gefühlen, Gedanken kommt dem Leser entgegen, der mit empfänglicher Seele in diesen poetischen Park und Lustgarten tritt, und gewiß wird Niemand, der in diesem Bändchen ein Mittel sucht, den Genuß der Gegenwart zu erhöhen, oder Erinnerungen zu beleben und aufzufrischen, darin „die Einheit im Zerstreuten, des Dichters ganz Gemüth" vermissen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[584] **Der Magnetismus**

im Verhältniß zur

Natur und Religion.

Von

Dr. Joseph Ennemoser.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Die Nachwelt wird sich darüber wundern, daß man in unserem Jahrhundert so schwer und langsam dazu kommen konnte, die Erscheinungen des thierischen Magnetismus, wie sie sich durch alle Zeiten hindurchziehen, als einen Theil der Naturgeschichte des Menschen, als den in der Erscheinung unendlich mannichfaltigen, dem Kern nach einfachen Ausfluß der ihm eingebornen Anlage zu fassen. Man gewöhnt sich nach und nach daran; aber noch immer wird der Magnetismus, und was in der Geschichte mit ihm zusammenhängt, von den Einen mit skeptischem Widerwillen betrachtet, während er Andere zur grundlosesten Schwärmerei hinreißt. Dem kann nicht anders seyn, so lange in den Wissenschaften, welche von diesen merkwürdigen Aeußerungen des menschlichen Wesens zunächst berührt werden, in Philosophie, Medicin, Theologie, die entgegengesetztesten Richtungen sich geltend machen. So lange aber der Magnetismus nicht überall als allgemeine Naturkraft anerkannt und als solche beobachtet wird, bleibt er auch als Heilmittel der rohen Empirie und dem Mysticismus preisgegeben. Die hier angekündigte Schrift verspricht nicht nur in der angegebenen Richtung Förderung, sondern ist auch geeignet, ein größeres Publikum über Gegenstände zu belehren, welche mit den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen so nahe zusammenhängen.

Es zerfällt solche in folgende Hauptabschnitte:

Einleitung. I. Von den Erscheinungen des thierischen Magnetismus. a. Physische Erscheinungen. b. Psychische Erscheinungen. 1) Das Schlafwachen. 2) Das Wachschlafen. II. Geschichte und Analogien von Erscheinungen, welche mit den magnetischen Aehnlichkeit haben. III. Kritische Untersuchungen über die Wahrheit der magnetischen Erscheinungen, über den Werth und die Arten des Schlafwachens und Hellsehens. IV. Naturkundige Erklärungen der magnetischen Erscheinungen. a. Physiologische Erklärung. b. Psychologische Erklärung. V. Ueber die Anwendung des Magnetismus als Heilmittel. a. Von der magnetischen Behandlung im Allgemeinen. b. Von der Behandlung des Schlafwachens und Hellsehens. VI. Das wahre Verhältniß des Magnetismus zur Medicin. VII. Aufklärungen über das geistige Leben, und über mancherlei gegen den Magnetismus bestehende Vorurtheile. VIII. Ueber das rechte Verhältniß des Magnetismus zur Religion.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Leitfaden

der mathematischen und allgemeinen physischen

Geographie

von

Dr. J. H. Mädler,

Kais. Russ. Hofrath, Ritter, Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte zu Dorpat.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gGr.

Der durch seine Vorträge in Berlin und Dorpat berühmte Herr Verfasser, beabsichtigte in gegenwärtigem Leitfaden die Lehren der mathematischen und allgemeinen physischen Geographie so darzustellen, wie sie sich nach den neuesten Forschungen gestaltet haben, ohne jedoch dabei mehr vorauszusetzen, als die Elemente der Geometrie, Trigonometrie und Algebra, so daß es für die mittlern Klassen der Gymnasien und höhern Bürgerschulen als Lehrbuch brauchbar, und zugleich dem Selbststudium dienlich seyn könne. — Für die in der Geographie vorkommenden Berechnungen ist das Detail möglichst ausführlich gegeben; ebenso wurde den Veränderungen, welche der Erdkörper erlitten hat, ein eigener Abschnitt gewidmet. Im physischen Theile ist das die Meteorologie betreffende ausführlicher als gewöhnlich gegeben und man wird auch hier die neuesten Untersuchungen nicht vermissen. Am Schlusse ist eine Ortstabelle hinzugefügt, welche die geographischen, hypsometrischen und thermischen Constanten, so viel als möglich vollständig angibt. Dieser Leitfaden, welcher einem wirklichen Bedürfniß entspricht, enthält überhaupt Manches was in ähnlichen Werken theils gar nicht, theils zu kurz, oder in einer jetzt veralteten Gestalt vorzukommen pflegt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ergänzung der älteren Ausgaben
von
Goethe's sämmtlichen Werken
in 55 Bänden, sowohl in Octav als in Taschenformat.

In Unterzeichnetem sind in Folge hohen Bundesbeschlusses erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's
nachgelassene Werke,
16ter bis 20ster Band oder
der sämmtlichen Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand,
56ster bis 60ster Band.
Mit Goethe's Portrait von Schwerdgeburth nach Chodowiecki in Stahl gestochen.

Ausgabe in Taschenformat. Velinpapier. Preis 3 fl. 15 kr. oder 2 Rthlr.
Ausgabe in Octav. „ „ 5 fl. „ 3 Rthlr.

Inhalt:

56ster Band.

Vermischte Gedichte. An Personen. Invectiven. Zahme Xenien. Nachträge zum Divan. Maximen und Reflexionen. Verschiedenes Einzelne. Reise der Söhne Megaprazons. Brief des Pastors an seinen Amtsbruder. Zwo wichtige biblische Fragen.

57ster Band.

Das Lustspiel: die Wette. Iphigenia in Prosa. Erwin und Elmire, und Claudine von Villa Bella in der frühesten Gestalt. Die ungleichen Hausgenossen. Singspiel. Zwei ältere Scenen aus dem Jahrmarktsfest zu Plundersweiler. Hanswursts Hochzeit. Paralipomena zu Faust. Fragmente einer Tragödie, die natürliche Tochter (Schema der Fortsetzung). Pandora (desgleichen). Nausikaa.

58ster Band.

Die Metamorphose der Pflanzen. Beiträge zur Optik.

59ster Band.

Der polemische Theil der Farbenlehre.

60ster Band.

Nachträge zur Farbenlehre, zur Mineralogie und Geologie. Biographische Einzelnheiten. Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften.

Bei Ertheilung des Privilegiums an die von Goethe'schen Erben für die letzte Ausgabe der Werke Goethe's ist von der durchlauchtigsten Bundes-Versammlung angeordnet worden, daß im Interesse der Besitzer der älteren Ausgaben, denselben durch Supplemente Alles zum Ankauf bereit gehalten werden solle, was diese neueste Ausgabe mehr enthält als die früheren.

Wir haben daher im Einverständniß mit den von Goethe'schen Erben, Anstalt getroffen, diesem hohen Auftrage nachzukommen und Herrn Dr. J. P. Eckermann, den vieljährigen Freund und Hausgenossen Goethe's, den gründlichsten Kenner seiner Schriften, für die besondere Zusammenstellung Alles dessen gewonnen, womit die letzt erschienene Ausgabe in 40 Bänden bereichert worden ist.

Das Format schließt sich genau den älteren Editionen an, Papier und Druck aber sind den Anforderungen der jetzigen Zeit entsprechend gewählt worden.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe's Portrait
(in seinem 27sten Jahre)
von Schwerdgeburth nach Chodowiecki in Stahl gestochen.
Preis 36 kr. oder 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 30. December 1844.

Die Muse des Dramas. — So war es recht! So wollt' es meine Macht!
Und doch erschreck' ich vor der eignen Pracht;
Was ich gewollt, gefordert und befahl,
Es steht, und übertrifft mein Wollen hundertmal.
Goethe,
zur Eröffnung des Berliner Theaters
i. J. 1821.

Das Berliner Opernhaus.

Zu jeder andern Zeit kann die Eröffnung eines neuen Opernhauses eine ziemlich gleichgültige Sache seyn, in unserer nicht. Es gilt, eine große Menge Leute, die sich zerstreut haben, die an andere Dinge denken, die von der Kunst nichts wissen und nichts wissen wollen, wieder auf die Seite der Musen herüber zu ziehen. Es ist dies ein schwieriges Unterfangen. Wer nicht amüsabel ist, wie soll der amüsirt werden? und ein großer Theil der jetzigen gebildeten Welt ist gar nicht amüsabel. Sey es nun, daß eine frühere Zeit gar zu amüsabel war, sey es, und das wollen wir wirklich glauben, daß es heutzutage mit dem Ernst Ernst ist, so viel steht fest, daß das Schauspiel darnieder liegt, daß die Oper nicht recht bei Stimme, daß das Ballet nicht gut auf den Beinen ist. Alles dieß ist Thatsache. Die Journale sprechen über das Theater, weil sie über manches andere nicht sprechen dürfen; das beste Theater existirt jedoch, wie die tugendhafteste und beste Frau, wenn man von beiden gar nicht, oder doch sehr wenig spricht.

Indessen, ob mit oder ohne Theilnahme, die Belustigungsmaschine muß nun einmal ihren Gang gehen. Der Friede, die Bequemlichkeit, der materielle Besitz, die großen Geschenke der Industrie, der Müssiggang Tausender — sollte dieß nicht Alles die Theater begünstigen und füllen? Gewiß, es füllt sie, wenn auch dieses materielle Zuströmen mit der Kunst gar nichts zu schaffen hat. Wir sehen, daß die Inspiration der Künstler mächtigen Ereignissen vorangeht oder ihnen unmittelbar nachfolgt. Jedes große Weltleiden hat zum Heiltrank den süßen Nektar der Kunst, jede Maske sterbender Krieger hat zum Gegenüber die lächelnden und üppigen Züge der Muse; der Hufschlag des Schlachtrosses ist gar nicht selten auch der Eröffner der kastalischen Quelle. So sehen wir den blutigen Greueln des dreißigjährigen Kriegs die Glorie des Malergenius leuchtend voranschreiten, und ihm nachfolgend sehen wir die großen Dichter Frankreichs erstehen. Durch die Soldatenreihen des siebenjährigen Krieges sehen wir die Muse sich drängen, und bald darauf erklingen die Dichterharfen Herders, Goethe's und Schillers. Die Frucht der Napoleonischen Kriege ist die prächtige Erscheinung Byrons, dessen Sängerpurpurmantel sich lebhafter färbte durch den Wiederschein der Bivouakfeuer des Siegers von Arcole. Es scheint, nur ein Vibriren des Weltnervs, ein Zucken durch die Glieder der Menschheit vermag jene erhabene und leidenschaftliche Kunst zu wecken, die ihre großen Dogmen, ihre Hymnen, ihre Schmerzensklänge über eine ganze Generation hinruft.

Wir leben im Frieden. Dem Himmel sey Dank, daß dem so ist; wir wollen recht demüthig und bescheiden unsere schlechten Dramen ansehen, wir wollen nicht murren, wenn man uns immer den Abhub der Tafeln glücklicherer

und erregterer Jahrhunderte bietet. Wir wollen nur recht still seyn, denn am Ende hört uns irgend ein schadenfroher Dämon und gibt uns gute Theaterstücke, aber zündet uns dafür unsere Häuser an. Unsere Nachkommen werden vielleicht wieder ganz kleine ärmliche Bretterbuden haben, worin sie Komödie spielen; und wie werden sie sich amüsiren! Diese guten Leute in ihren Bretterbuden, man kann doch nicht umhin, sie ein Bischen zu beneiden, wenn man so in einem Palast sizt und sich langweilt.

Dieser Palast ist das neue Opernhaus. Es ist im vollendetsten Maaße prachtvoll und geschmackvoll. Ich glaube nicht, daß ein zweites dieser Art existirt, wenigstens wird es von den bekannten und renommirten Theatern, die mir zu Gesicht gekommen, von denen zu Wien, Petersburg, Dresden, Paris, München, an Glanz und räumlicher Zweckmäßigkeit nicht erreicht. Die alten Theater zeigen große Massen von Schmuck, und sie mögen hier und da künstlerische Ornamente haben, aber sie geben nicht das Bequeme im Verein mit dem Luxus, nicht den Comfort, ich möchte sagen das Wohnliche unserer Räume. Die alten Theater waren mit Kostbarkeiten überladene, unheimlich große Hallen; unsere sind Gesellschaftssäle, mit all den anschmiegenden Stoffen gepolstert und ausgeschmückt, welche die Industrie recht eigentlich für unser müßiges und sitzendes Jahrhundert geschaffen hat. Welch ein tagheller Glanz, welche schwellende Polster, welche Menge kleiner Bequemlichkeiten, die vor zwanzig Jahren zurück Niemand im Theater suchte! Eine Fülle von Spiegeln, niedliche Foyers, die kleine zierliche Salons bilden, die gewärmt sind und in denen man plaudernd auf und ab schreitet, die angenehmsten Logen, mit Plätzen so weit und bequem wie die Lehnstühle in unserem Zimmer; und nun über alles herüber der Glanz der süßesten Farbenharmonien in Blumenguirlanden, tanzenden Musen und Grazien, in koketten Kindergruppen, in Fruchtschalen und goldenen Leyern.

Ich weiß wohl, alles das wiegt keine Sibylle von Michel Angelo auf, unter all diesem Kindervolk der Kunst ist keine einzige Gestalt, die siegreich hervorgeht und zu unsern Nachkommen hinüberschreitet; aber das will auch unsere Zeit nicht. Sie will eine große Menge Menschen gut und bequem unterbringen und recht Vielen auf die angenehmste Weise Vergnügen und Genuß verschaffen. Darum ist das Geld, welches große Kunstwerke, zum Beispiel ein Plafondgemälde, oder Statuen von großem Kunstwerth aufgezehrt haben würden, hingegeben worden, um weiche Sitze, viel Licht und überall hin Bequemlichkeit und Schönheit zu verbreiten. So hat das Leben sich heutzutage ausgebildet, die Massen werden in Allem berücksichtigt und ihnen die Leichtigkeit und Schönheit eines Daseyns möglich gemacht, wie es vor fünfzig Jahren ausschließlich nur den Reichen und Mächtigen gegeben war.

Es ist nicht zu leugnen, wenn man einzeln die Schmuckgegenstände durchgeht, hat kein einziges Ornament Anspruch auf Kunstwerth im höhern Sinn; aber das Ganze wirkt dennoch unbeschreiblich gefällig zusammen. So sind die weiblichen sitzenden Statuen, die der Himmel weiß welche Theatertugenden personifiziren, gar nicht gelungen zu nennen. Sie reiten gleichsam auf ihren Sitzen, wie die Damen auf Damensätteln, sie sind ohne Charakter, eine wie die andere, und das Schlimmste ist, man weiß nicht recht, was sie sollen. Dem Plafondgemälde sieht man die unerfreuliche Hast an, mit der es geschaffen ist; aber dabei ist es doch ganz gefällig und geschmackvoll. Freilich muß man den Saal zu Würzburg und die alten Meisterwerke der Art nicht gesehen haben.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte eine Zeit, wo die Kunstliebhaber und Kenner sich unfehlbar den Nacken steif sahen; denn eine Menge genialer Maler hatten sich vorgenommen, den größten Reichthum ihrer Schöpfungen gerade an dem unbequemsten Orte zu placiren. Man denke nur an Lemoine, den Schüler Galloche's, der den Plafond im Herkulessaale zu Versailles gemalt hat, eine der großartigsten Compositionen, die in Frankreich ausgeführt worden, mit hundert und zwei-und-vierzig Figuren auf vier-und-sechzig Fuß Breite und vier-und-fünfzig Höhe. Es ist nicht zu leugnen, es liegt eine eigene Poesie in dieser Plafondmalerei; erstens ist sie kühn und seltsam, und zweitens erweitert sie auf magische Weise durch optischen Trug die Räume. Welch ein Studium für Perspektive wurde da dem Künstler zugemuthet, wie scharf mußte er zu berechnen und zu combiniren verstehen, und wie lustig sieht sich das überhängende Bein einer Göttin an, die oben bequem auf einem Säulenknauf sitzt und die Beine nach unten hin schaukeln läßt! Wie fliegt und flattert Alles in den hohen Räumen! und eine in die Höhe stürmende Gruppe sieht doppelt wundersam aus, je weniger wir die kleinen Schranken des Wahrscheinlichen und Erlaubten, wie sie an dem Gemälde an der Wand beobachtet sind und seyn müssen, hier respektirt sehen.

(Schluß folgt.)

Die Sitte.

Eine phantastische Aussicht in die Zukunft.

Die Sitte ist nicht bloß ein Gebilde der Menschen, vielmehr ein Bildungsmittel derselben, eine der ersten Bedingungen ihrer Entwicklung und ihres Gedeihens. Die Sitte gehorcht auch selten den Menschen, sondern beherrscht sie. Nur die Wenigsten, und auch diese nur in

einzelnen Fällen und mit Anstrengung, können auf sie einwirken, ihr entgegentreten. Sie entsteht, entwickelt sich und vergeht nach wenig bekannten, von menschlicher Willkühr selten abhängigen Gesetzen, wie eine Pflanze oder ein lebendiges Wesen, ein Organismus. Sie hat daher einen naturwüchsigen, naturwissenschaftlichen Theil, gleich dem Recht und allen Rechtsgebilden. — Aber sie unterscheidet sich vom Recht und seinen Gestaltungen durch noch größere Lebenskraft, Ausdauer und Bildungsfähigkeit. Sie beseelt erst die Rechtsgesetze, sie geht aber auch oft denselben mit ihren Bildungen weit voran. Sie enthält oft schon den Keim künftiger Rechtsbildungen, späterer Gestaltungen des socialen Lebens, während die vorhandenen noch viele Generationen hindurch ihrer belebenden Kraft entbehrend, einem gebrechlichen, kranken Menschenkörper gleich, sich fortschleppen. Sie ist daher auch oft der prophetische Bote einer spätern Zukunft, das geistige Saatkorn eines künftigen Leibs, der entstehen wird, wenn der jetzige in Trümmer zerfällt. Wir suchen dieß durch die Betrachtung einzelner Momente der Sitte anschaulich zu machen.

Kaufleute können nur im Verhältniß der Zahl, der Dauer und des Umfangs der Geschäftsverbindungen ihren Wohlstand erhalten und vermehren. Ihr Augenmerk ist daher gerichtet auf die möglichst große Zahl der Käufer und die möglichst lange Dauer der Verbindungen mit denselben, auf die Wiederholung der Geschäfte und die Verwandlung der Käufer in Kunden, Geschäftsfreunde. Diese Rücksicht auf den Zusammenhang des einzelnen Geschäfts mit der Zahl und Dauer aller tritt beim Kaufmann weit mehr hervor, als bei andern Geschäftsleuten, besonders aber bei den bloßen Verzehrern, den Beamten und Kapitalisten. Diese Rücksicht hat nun aber auch Handelsgebräuche hervorgerufen, die weit von allen bestehenden Gesetzen abweichen und vielleicht einen Blick in künftige sociale Gestaltungen gestatten.

Bei Streitigkeiten im Verkehr zwischen Kaufleuten drängt zu schneller Entscheidung derselben am meisten die Sorge, den Gegner als Kunden zu verlieren und die Handelsverbindung zu unterbrechen, oft auch die Furcht, bei Kundwerdung des Zwists von andern Geschäftsfreunden als streitsüchtig angesehen zu werden. Deßwegen werden die allermeisten Streitigkeiten nach kurzem Wort- oder Briefwechsel durch Vergleiche beendigt; sie kommen vor die Gerichte fast nur beim Verkehr mit denen, die wegen Zerrüttung ihrer Vermögensverhältnisse nicht mehr Handelsfreunde seyn können. Kurz, zur guten Sitte der Kaufleute gehört Nachgeben und abermaliges Nachgeben, ein Vergleichen fast ohne Ende und Maaß. Dieses fortdauernde Nachgeben, dieses beständige Wegsehen über den einzelnen Vortheil des Augenblicks im Hinblick auf den des Ganzen und aller Zeit, ist zwar von den Kaufleuten, die es ausüben, selten in seiner Bedeutung erkannt, noch seltener im übrigen Leben angewendet; es ist meistens nur die Wirkung eines dunkeln Gefühls, das sie beherrscht. Könnte aber diese Sitte nicht eine prophetische Bedeutung haben? Wäre dieses Nachgeben und Wegsehen über den einzelnen Nutzen des Augenblicks allgemein, wie viel weniger würden die Gerichte überhäuft, da das innere Gesetz statt des äußern Gewalt hätte!

Nicht minder ist das Vertrauen, das Kaufleute einander mit Rücksicht auf die Erweiterung des Verkehrs schenken, im übrigen Geschäftsleben ungewöhnlich und bedeutungsvoll. Kaufleute verlangen in der Regel bei ihren Geschäften weder Pfand noch baare Zahlung; so verlassen sie sich auch nicht auf die Schätzung des Vermögens der Schuldner oder überhaupt auf gerichtliche Hülfe; sie sehen vorzugsweise auf die persönliche Fähigkeit, Geschicklichkeit, Gewissenhaftigkeit, den Fleiß im Umtreiben des einem jeden anvertrauten Guts, und verlassen sich besonders auf die Sorge der Schuldner, ihren allgemeinen Kredit zu erhalten. Auch diese Sitte, allgemein anerkannt und angewendet, müßte die gesellige Welt, das ganze Verkehrsleben umändern. Sie würde den Unterschied zwischen Armen und Reichen vermindern und dem Unbemittelten durch persönliche Tüchtigkeit den Weg zum Glücke öffnen helfen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortsetzung.)

Theater. — Gutzkows Pugatscheff. — Laubes Monaldeschi.

Ohne poetischen Zusammenhang mit der Handlung erfolgt im fünften Akte Moritz's Tod, und noch unwahrer ist sein Schlußwort: „Ich weiß, daß ich das deutsche Vaterland und die Freiheit gerettet habe." — Gespielt wurde das Stück so gut, als man es bei der Inconsequenz der Charakterzeichnung von guten Schauspielern erwarten darf. — Noch bemerke ich, daß aus dem Text der hiesigen Darstellung durchaus nicht zu errathen ist, weßhalb das Stück in Berlin nach der ersten Aufführung verboten worden; es hat durchaus keine Schärfen gegen herrschende Verhältnisse. Wohl aber hat auch hier das Trauerspiel alsbald beiseit gelegt werden müssen, und zwar aus Mangel an Zuschauern. — „Pugatscheff," geschichtliches Drama in 5 Aufzügen von Gutzkow, wird selbst von der mit dem Verfasser verbündeten Kritik hieselbst nur ungünstig beurtheilt; ich halte es gleichwohl für eines der bessern von den Gutzkow'schen Stücken, sofern es sich den äußern Erfordernissen des Theaters besser

fügt, als seine frühern Arbeiten. Die Erreichung äußerer Vollendung ist Alles, was ich von diesem Autor für die Bühne erwartet habe. Daß er ein vollendetes poetisches Erzeugniß aus innerem Erguß liefern werde, haben mit mir gewiß Viele nie gehofft. Gutzkow ist selbst da noch Kritiker, wo er schafft, und daher sind, troz alles Korrigirens, seine Muster doch nie korrekt. Pugatscheff ist davon ein neuer Beweis; statt den Charakter zu bilden und zu entwickeln, analysirt er ihn, und Alles, was ihm anhängt, gleicht mehr dialektischen Beweisführungen, als dramatischen Gestaltungen. Vielleicht vergleicht man Gutzkow nicht ganz unrichtig mit Lessing, und wenn er jemals einen Akt schreibt, der dem „Nathan" ebenbürtig ist, so will ich sagen, er ist ein Lessing. Aber die scharfe Sondirungs- und Beobachtungsgabe allein thut es nicht; diese haben sehr viele von Heine's Nachahmern. — Ueber die Fabel des Dramas habe ich hier wenig zu sagen; Jedermann kennt sie. Sie paßt gewiß zum Sujet eines Trauerspiels. Gutzkow hat den Charakter Pugatscheffs zu schwankend gehalten; von der Begeisterung für sein unterdrücktes Volk hat er ihm sehr wenig, von Ruhmbegierde gar nichts, dagegen von Sehnsucht nach dem Familienglücke zu viel gegeben. Pugatscheff wird gegen seinen Willen getrieben, sich zum Kaiser zu würfeln; er verläßt Heimath, Weib und Kinder, ohne für die Idee, der er sein Glück opfert, zu glühen. In Folge dessen ist er überall der Passive; das Schicksal, dargestellt durch den Popen Sergius, beherrscht ihn. Den Inhaber des russischen Throns zittern zu machen, dazu gehört ein Mann voll Kraft und Energie; Pugatscheff ist ein Held nur im Leiden. Auch hat der Verfasser ihm nicht das Hauptinteresse zugewandt; er wollte der Kaiserin Katharina nicht minder die Theilnahme des Publikums erwerben; aber ein getheiltes Interesse ist ein halbes. Wie um zwei Sonnen bewegt sich die Handlung des Drama's; die eine ist Katharina, die andere Pugatscheff, und jedes System hat seine eigenen Planeten. Einige wirkliche Schönheiten enthält das Stück, namentlich im ersten und zweiten Akt; die Schilderung des Popen Sergius vom Wahne ist unübertrefflich wahr und poetisch. Auch einige überraschend gedachte und angeordnete Scenen, freilich mitunter etwas auf Effekt berechnet, bieten sich dar. Die Sprache ist oft minder schön, als wir sie von Gutzkow zu erwarten berechtigt sind; es laufen sogar einzelne Trivialitäten mit unter. Am Abend der ersten Vorstellung errangen sich die ersten Akte so einstimmigen Beifall, wie ihn nur ein Dichter sich wünschen kann; aber später verschwimmt das Interesse viel zu sehr. — Von Gutzkow kann hier fast kein neues Stück aufgeführt werden, ohne daß es zu Privatzänkereien kommt. So war es auch dießmal. Zur Berichtigung mehrerer im Frankfurter Journal, in der Kölner Zeitung und anderswo erschienenen Angaben, als sey Pugatscheff hier bei vollen Häusern oft wiederholt worden, muß ich bemerken, daß schon das zweite- und drittemal das Haus fast buchstäblich leer war; was ein Versuch mit der vierten Darstellung ergab, weiß ich nicht. — Warum das Stadttheater Laube's „Monaldeschi" so spät und erst nach der viel schwächern „Bernsteinhexe" brachte, ist nicht bekannt. Monaldeschi ist kein poetisches Ganze, es ist kein durch innere Nothwendigkeit begründetes und entwickeltes Kunstwerk; aber es ist ein recht gutes Schaustück, voller Leben und Interesse, welches noch bedeutender seyn würde, wenn es so vorwärts schritte, wie es jezt vom Vorspiele ab fällt. — Sämmtliche drei Neuigkeiten bieten nicht eine einzige wirklich dankbare Rolle, was wohl dazu beiträgt, daß sie das Interesse des größern Publikums nicht erwerben. — Als Anhängsel an die eben besprochenen Stücke kann man eine vierte Neuigkeit betrachten, welche von Louise Mühlbach, der bekannten Gemahlin Theodor Mundts, geliefert worden. Es ist das dreiaktige Originallustspiel: „Lady Ellen, oder Uebermuth und Reue." Als Anfangsstück mag es passiren; es hat leichten, fließenden Dialog und drollige Situationen, die aber der Posse angehören. — Von den übrigen nicht sparsamen Neuigkeiten auf der Bühne des Stadttheaters kann ich wegen Mangel an Raum nur der günstig aufgenommenen Posse von Plötz: „Der verwunschene Prinz," erwähnen, muß aber die Darstellung des aus dem Französischen übertragenen Lustspiels: „Er geht auf's Land" (auf dem Thaliatheater heißt es: Er muß auf's Land), auf allen hiesigen Bühnen als ein Zeitereigniß betrachten. Das Stück hat nämlich an sich nur einen bedingten Werth; es ist sogar an einzelnen Stellen schwach, es hat keine für sich interessante Handlung, keine glänzenden Dekorationen, es sprudelt keineswegs von Witz, und dennoch können sämmtliche Bühnen es kaum so oft wiederholen, als die Zuschauer es sehen wollen, und man freute sich hier sehr, als von Berlin die Kunde kam, daß es dort mit wahrhaft tumultuarischem Beifall aufgenommen worden sey. Diesen Beifall verdankt das dreiaktige Lustspiel der Wahrheit, mit welcher es, wenn auch nicht geistreich, den modernen Pietismus, die unlautern Ursachen äußerer Frömmigkeit, die Werk- und Scheinheiligkeit geißelt. Die Pietisten sind aber nicht als schlechte oder verächtliche Menschen, sondern nur als schwache und lächerliche geschildert, und gerade deßwegen ist es von um so größerer Wirkung. Es ist zu erwarten, daß dieser Erfolg dem Lustspiele manche Nachfolger ähnlicher Tendenz geben werde, und ehrlich gesagt, glaube ich, daß der Pietismus nicht besser, gefahrloser und erfolgreicher bekämpft werden kann, als von der Bühne aus, deren vorgeschriebener Wirkungskreis zugleich vor Ueberschreitung des Anstandes sichert. — An neuen Opern sahen wir Aubers „Sirene" und Donizettis „Don Pasquale." — Am 5. November ward in allen hiesigen Theatern der hundertjährige Geburtstag Friedr. Ludwig Schröders festlich begangen; scenische Festspiele und Aufführungen von Lustspielen des berühmten Cultivateurs des Hamburger Theaters bildeten die vom Publikum gebührend honorirte Feier. Auch Schillers Geburtstag ward gefeiert. — Am 29. Oktober trafen Karl Maria v. Webers sterbliche Ueberreste auf dem Wege zur Heimath mit dem englischen Dampfboot John Bull von England hier ein. Unter Anführung des Kapellmeisters Krebs brachte eine große Schaar von Musikern nebst der Schäfferschen Liedertafel den Manen des unsterblichen Meisters ihre Huldigung am Bord des Schiffes dar; Abends ward im Stadttheater sein Freischütz gegeben. — Ehe ich von dieser Bühne scheide, gedenke ich noch der schönen gymnastischen Kunstvorstellungen, welche der Amerikaner Risley mit seinen beiden bildschönen Knaben von 11 und 8 Jahren gab. Man sah freilich schon erstaunlichere Leistungen, allein wohl nie so viel körperliche Anmuth. — Von den neuen, zum Theil glänzenden Balleten und kleinen Lustspielen schweige ich. — Von Madame Birch-Pfeiffer soll nächstens „Mutter und Tochter" gegeben werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 132.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 314.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 31. December 1844.

— Delphis oracula cessant
Et genus humanum damnat caligo futuri.
Juvenal.

Die Sitte.

(Schluß.)

Dasselbe Bedürfniß, die Geschäftsthätigkeit zu vermehren, hat auch eine Vereinfachung der Geschäfte veranlaßt, die besonders Staatsmännern ganz fremd und oft unbegreiflich ist. Kaufleute beaufsichtigen und kontroliren die von ihnen Angestellten durchaus nicht in allen Geschäften, und verlangen in der Regel nicht Ablegung von Rechnungen. Sie prüfen vielmehr ihre Diener nur hie und da im Einzelnen und Kleinen, besonders Anfangs, und halten dann die, welche sie im Kleinen treu gefunden, auch für treu im Großen, vertrauen dem, der ihr Vertrauen erworben hat, nicht bloß im Einzelnen, sondern auch im Ganzen. Diese Sitte, auf die Verwaltung der Staaten angewendet, müßte diese wesentlich ändern. Denn hier befreien die strengsten Prüfungen nicht von der Pflicht, in jedem neuen einzelnen Fall sich neuen Prüfungen zu unterwerfen, neue Beweise der Treue zu liefern; hier herrscht Mißtrauen, statt Vertrauen, die ganze Einrichtung ist auf Mißtrauen gegründet.

Das nämliche Bedürfniß nach Erweiterung der Geschäfte hat bei Gastwirthen, welche noch mehr mit Fremden verschiedener Art zu verkehren haben, ähnliche Sitten hervorgerufen, die noch weiter von den gewöhnlichen Rechtsbegriffen sich entfernen. — Hier ist vollends in der Regel eben so wenig gebräuchlich, daß der Gast beim Eintreten fragt, was Wohnung und Speise kosten, als daß der Wirth fragt, ob der Gast bezahlen könne und wolle. Hier wird Vorlegung der Rechnung und Bezahlung fast als Nebensache behandelt, das Prüfen der Rechnung, das Verhandeln über dieselbe ist nicht gewöhnlich, dagegen eine größere Zahlung als die geforderte, mit Rücksicht auf die Diener, Regel. Der gute Gastwirth muß, einem Gastfreund der patriarchalischen Zeit ähnlich, Freude bezeugen über jeden Gast, der eintritt, muß den Gästen, so viel ihrer auch kommen, dienen, ihre leise angedeuteten Wünsche zu erfüllen suchen und sein ganzes Haus, alle seine Habe, ihnen zur Verfügung stellen. Er darf Zweifel über die Gegenleistung oft kaum andeuten, oder nur in den zartesten Formen kundgeben; er darf in der Regel Zahlung nicht fordern, sondern muß warten, bis der Gast Rechnung verlangt und zu zahlen wünscht. Er muß wegen der Zahlung sich auf die Ehrenhaftigkeit der Gäste verlassen oder die Dankbarkeit derselben voraussetzen. Auch diese Sitte wäre wohl in allgemeinerer Anwendung Merkmal einer höhern Stufe der Bildung. Sie zeigte eine Zeit an, in der der Satz Anerkennung findet, daß es Pflicht der Besitzenden sey, den Nebenmenschen zu beherbergen, auch Fremden, ohne

Rücksicht auf Gegenseitigkeit oder im Vertrauen auf ihre Dankbarkeit zu dienen.

Das Benehmen, welches durch die Sitte jedem Mitglied einer gebildeten Gesellschaft geboten wird, kann gleichfalls als ein bedeutungsvolles Zeichen gelten. Die Sitte schreibt hier vor, jeden Eintretenden zu begrüßen, gegen Jeden Freude über seine Annäherung zu äußern, und zwar nicht bloß gegen die uns näher Stehenden, sondern auch gegen fremde Mitglieder, sogar gegen die, mit denen wir sonst in unangenehmen, feindlichen Berührungen stehen. Diese Sitte schreibt auch vor, in Gesellschaften, welche der Erholung wegen sich zusammenfinden, allen Streit zu meiden, im Gespräch mit Jedem diesem nur zu sagen, was ihn freuen, trösten und erheitern kann. Diese Sitte verlangt nichts Unwahres, keine Täuschung, sondern nur, was auch die Religion vorschreibt. Eine Unwahrheit erlauben sich die, welche diese Sitte befolgen, nur in so fern sie dieses Benehmen nicht auch im übrigen Leben beobachten. Unwahr, im Widerspruch mit den Vorschriften der Religion sind sie nur, wenn sie im übrigen Leben nicht auch jeden Fremden als Mitmenschen achten, nicht auch die Feinde lieben, wenn sie den Feind zu vernichten suchen, statt nur seine Fehler zu bekämpfen, sein Gutes aber zu achten. Eine Lüge ist es nur, wenn sie im übrigen Leben den Streit fortsetzen, wo er endigen sollte, den Streit über die Sachen ausdehnen auf die Personen, und ihn hinübertragen in Verhältnisse, von denen er entfernt seyn sollte. Diese in Gesellschaften Gebildeter bestehenden Sitten mag man daher als Vorbilder einer künftigen allgemein verbreiteten Menschenliebe nehmen.

Selbst die Sitte in Betreff der Kleidung ist in dieser Beziehung vielleicht nicht ganz ohne Bedeutung. — Die Tracht steht unleugbar mit der ganzen übrigen Sitte in engem Zusammenhang. Man kann sie den äußern, am meisten sichtbaren Ausdruck derselben nennen. Aber auch dieser äußern Sitte kann man so gut als der weniger sichtbaren innern prophetische Bedeutung zuschreiben. Merkwürdig ist in dieser Beziehung, daß die Völker aller Zeiten und Zonen bei Erreichung einer bestimmten Stufe der Bildung ein Bedürfniß fühlen, die Menschengestalt zu verhüllen, besonders die Theile, welche den Unterschied der Geschlechter anzeigen, zu bedecken, und daß selbst die Künstler, wenigstens die der christlichen Zeit, dieser Verhüllungen bei Darstellung schöner Formen nicht mehr entbehren können. Wenn der allgemein, bei allen Völkern verbreitete Glaube an eine Gottheit als ein Beweis für die Existenz derselben genommen wird, wenn der allgemeine Glaube an Unsterblichkeit gleichfalls für ein Zeichen der Wahrheit gilt, so dürfte auch das allgemeine Bedürfniß, die Menschengestalt zu verhüllen, zu einem ähnlichen Beweis dienen. Es dürfte dieses allgemein verbreitete Gefühl andeuten, daß die Menschengestalt, wie sie die Erde auf ihrer jetzigen Stufe der Bildung seit Jahrtausenden hervorbringt, noch nicht die höchste Form für die Erscheinung vernünftiger Wesen sey, daß diese Schöpfung schon den Keim einer neuen höhern in sich enthalte. Betrachten wir aber dann den rastlosen Wechsel in der Kleidersitte, diese proteusartigen Verwandlungen, das phantastische Uebergehen von einer Form in eine oft gerade entgegengesezte, so deuten vielleicht diese Erscheinungen auf die unbefriedigte Sehnsucht der Seele nach einer ihr angemessenen allgemeinen Menschentracht, auf das unbefriedigte Verlangen nach einer noch tief im Dunkeln der Zukunft verborgenen Zeit.

Das Berliner Opernhaus.

(Schluß.)

Gehen wir in unserem Opernhause von den Statuen und Gemälden zu den Ornamenten über, so treffen wir auf dasselbe Prinzip: Alles glänzend und harmonisch zusammenstimmend, aber nichts im Einzelnen bedeutsam oder künstlerisch werthvoll hinzustellen. Weiß, Gold und dunkel Kirschroth sind die vorherrschenden Farben, dazu mischt sich ein dunkler Bronzeton, mit welchem der kolossale, nach den besten Mustern, im Renaissancestyl aus Steinpappe gearbeitete Lüstre überzogen ist. Diese Bronzefarbe ist besonders günstig für diese Art von Ornamenten, und der Lüstre mit einer Unzahl flimmernder Gasflammen in Form von brennenden Wachskerzen gibt einen Eindruck von Pracht, gediegenem Glanz und graziöser edler Form, wie er dem Sinn des Kenners selten geboten wird. Wir sind nicht umsonst in die Schule gegangen bei allen Jahrhunderten und Völkern. Wie gelehrige Schüler setzen wir unser Pensum auf, es mag nun ein Theaterkronleuchter oder eine Tragödie nach antikem Muster seyn. Die Industrie ist unerschöpflich im Ausbreiten und Darreichen ihrer Schätze; man macht alle Tage das Bequeme noch bequemer, das Glänzende noch glänzender und, was das Beste ist, das Billige noch billiger. Welcher Fürst hätte vor hundert Jahren einen Teppich, ein Sopha, eine Lampe, einen Spiegel haben können, wie sie jezt ein wohlhabender Bürger mit Leichtigkeit sich anschafft? Dabei die neuen Eroberungen der Chemie, die uns eine Fülle glänzenden und strahlenden Lichts verschaffen. Alles dieß ist geeignet, die Wünsche eines bequemen und selbstsüchtigen Jahrhunderts nach allen Seiten hin zu befriedigen.

Das Opernhaus, wie es vor dem Brande bestand, hatte als jedesmalige Logenabtheilung eine Anzahl Karyatiden, die sehr schön gearbeitet waren, und an denen zu bewundern war, wie sinnreich jedesmal die Stellung

der erhobenen und stützenden Arme auf höchst anmuthige Weise variirte. Das neue Haus hat diese Figuren nicht wieder aufgenommen; sie hinderten in etwas den Blick auf die Bühne. Die jetzige erste Ranglogenreihe bildet einen weitvorspringenden unabgetheilten Balkon. Ein trefflicher neuer Erwerb sind die sogenannten Prosceniumslogen, die dem Hause baulich und dekorativ ein besseres Ansehen geben, obgleich sie dem Blick auf die Bühne nicht günstig sind, wie alle diese nahen Plätze. An rothen Draperien, Goldborten und zierlicher Eleganz im Innern der Logen ist durchgängig nirgends Mangel. Die Beleuchtung ist, was ihre Wirkung auf der Bühne betrifft, etwas zu blendend; auch die Reihe hell flimmernder Gasflämmchen, die am Orchester hinlaufen und ihr Licht unmittelbar auf die Schauspieler werfen, die der schlechten heutigen Mode gemäß so nah wie möglich herantreten, gibt eine scharfe und ungefällige Beleuchtung. Die Gasbeleuchtung scheint im Ganzen den Kunstproduktionen der Bühne nicht günstig, dafür desto günstiger, wenn man ein bloßes Pracht- und Schaustück geben will.

Um etwas Pikantes wieder einzuführen, hätte ich vorgeschlagen, wieder Sitze für Zuschauer auf der Bühne selbst anzubringen, wie sie das alte französische Theater sah. Das wäre für unsere großen Herrn ein neuer, interessanter Theaterspaß und ein würdiger Ehrgeiz, den Tänzerinnen so nah wie möglich Platz zu nehmen. Die Kunst würde nicht leiden, denn an dieser Art Kunst ist nichts zu verderben. Die alten Dekorationen, die geblieben sind und die der Brand verschont hat, nehmen sich etwas grau und fadenscheinig aus gegen das Funkelnagelneue des Schauspielhauses; aber Herr Gropius wird ohne Zweifel für neue feenhafte Panoramen sorgen, und da die alten fadenscheinigen Dekorationen dann dem alten fadenscheinigen Drama anheim fallen, so ist Alles in der Ordnung und jede Kunst hat dann, was ihr zukommt.

Mit Einem Worte, das Opernhaus, wie es jezt steht, ist von einer wundersamen Pracht und Schönheit. Der Einweihungsabend hat Alles versammelt, was Berlin an vornehmem und intelligentem Theaterpublikum aufweist. Ein dreimaliges Lebehoch und die Nationalhymne empfingen das königliche Paar, das mit einer großen Zahl fürstlicher Gäste sich einfand. Uniformen, Sterne, Ordensbänder, glänzender Ballputz der Damen, überall Schimmer und ceremonielle höfische Formen. Das Publikum spielte vor sich selber und mit sich selber Komödie. Der Berliner ist eitel, er war kindisch froh, in einem so schönen Hause zu sitzen und alles beisammen zu sehen, was seine Tagesgeschichte ausfüllt und sein Tagesinteresse in Anspruch nimmt. Man sah sich an, man lächelte sich an, man ließ sich mit freudiger Befangenheit auf die neuen kostbaren Sitze nieder, dann sprang man wieder auf, um sich die königliche Loge anzusehen, dann sezte man sich wieder hin, um gleich darauf wieder aufzuspringen und das oder jenes funkelnde Ornament, oder eine Gasflamme, oder eine Muse, oder ein Thürschloß zu bewundern und mit der hochmüthigen Neugier, wie sie nur dem Sohne der Spree eigen ist, anzustarren.

Eigentlich sollte ich auch von der Festoper und deren sogenanntem poetischem Inhalt etwas sagen, aber dieß ist fast unmöglich. Es war eine dürftige Anekdote, in drei endlose Akte ausgesponnen, und seufzte unter dem Fluch, der auf allen Gelegenheitsdichtungen liegt, schwerer als irgend ein anderes Produkt der Art. Dieser Fluch ist der Fluch des Langweiligen. Die Deutschen verstehen es nicht und haben es nie verstanden, frischsprudelnde, pikante und wirklich die Eigenliebe der Fürsten kitzelnde Schmeicheleien zu sagen; das ist die Sache der Franzosen. Wenn die Deutschen anfangen zu schmeicheln, so möchte man ihnen gleich die Hand vor den Mund halten und rufen: „still, still! wir wissen schon, was du sagen willst!" Die deutsche höfische Schmeichelei streift immer an Qual, Qual, die der leidet, der da schmeichelt, und viel größere Qual für den, dem geschmeichelt wird. Wozu das? möchte man rufen. Unsere Poesie hat auf der Scala ihrer Orgeltöne die Flötenakkorde am wenigsten ausgebildet. Die wahre und wirklich ihren Zweck erreichende Schmeichelei besteht in dem, was man nicht sagt, sondern nur zwischen die Zeilen schreibt, so daß man dem zu Schmeichelnden zu allererst schmeichelt, indem man ihm den Scharfsinn zutraut, selbst zu entdecken, was man für ihn Schönes irgendwo versteckt hat. Das Lob, das geradezu gesagt wird, ist eine Sottise und bewirkt bei irgend feinen Organisationen eine arge Verstimmung, eine Art Wuth und Erbitterung. Goethe verwickelte sich bei seinen Schmeichelproduktionen, die wir nicht Gedichte nennen wollen, in allerlei allegorische Draperien; er lobte und pries fein und sinnreich, aber nicht anmuthig und leicht.

Den Gegenstand der Festoper bildete ein Ereigniß, ob faktisch beglaubigt, wird nicht gesagt, aus Friedrich des Großen Zeit. Er kommt in Gefahr, in Gefangenschaft zu gerathen, erlöst sich aber durch Flötenspielen. Man sieht den großen König nicht, man hört ihn nur Flöten spielen. Die Intrigue, die sich hieran knüpft, ist völlig unbedeutend und erregt an sich, und ohne das Flötenspiel hinter den Coulissen, auch nicht das mindeste Interesse. Man sieht schon bei der ersten Scene alles so kommen wie es kommt, und der spärliche dramatische Stoff ist in dünne Streifchen geschnitten, um den Körper der musikalischen Composition des Herrn Meyerbeer zu umspannen. Diese wird von Kennern sehr gelobt, besonders die Nummern, die militärischen Charakter, und zwar mit Rücksicht auf bestimmte Zeiten und Umstände, an sich

tragen. Der zweite Akt, der fast ganz ohne Handlung nur Lagerscenen gibt, wo alle Uniformen preußischer Regimenter damaliger Zeit in größter Treue des Costüms wiedergegeben sind, hat zum Ersatz die trefflichsten Partieen der Musik aufzuweisen. Namentlich wird der Dessauer Marsch, auf geistvolle Weise mit modernen Musikformen verschmolzen, gleich wie ein glossirtes Thema effektvoll zur Darstellung gebracht. An schmeichelhaften Beziehungen für König und Volk fehlt es, wie schon bemerkt, nicht, doch waren sie allesammt nicht neu, nicht anregend, nicht mit jener Leidenschaft dargebracht, die Deklamationen dieser Art zu einem wirklichen Gesinnungselement macht. Ich hätte zum Beispiel viel lieber Holteis Leonore, deren tragischer Schluß freilich nicht paßt, an diesem Abend darstellen sehen. Man mag gegen dieses Drama sagen was man will, den ächt preußischen Charakter und den Stempel der Zeit des siebenjährigen Krieges wird man ihm nicht absprechen können. Und dann hätten auch die Lieder, die in dem Munde des Volks leben, das Mantellied u. s. w., gar treffliche Wirkung gemacht. Den Schluß der Vorstellung machten sechs sogenannte lebende Bilder, bei denen die schönen Landschaftsgemälde aus dem Atelier des Hrn. Gropius die beste Wirkung hervorbrachten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Schluß.)

Theater. — Alster-Regatta.

Nach dieser Uebersicht des Bedeutenderen, was das Stadttheater Neues brachte, ist die Regsamkeit der hiesigen Hauptbühne, wie ich glaube, nicht gering anzuschlagen. Was indeß die Zahl der neuen Stücke anlangt, so übertrifft das Thaliatheater jenen Kunsttempel ansehnlich. Freilich ist die größere Anzahl der Thalianeuigkeiten französischen Ursprungs; da dieser Bühne aber das heitere Fach angewiesen und selbst ihre Concession darauf beschränkt ist, so darf man jene Wahl erst dann tadeln, wenn man nachweist, daß Deutschland Hinlängliches liefert, um das Repertoire abwechselnd zu machen. Eine spezielle Besprechung der vielen meist von W. Friedrich bearbeiteten Lustspiele und Vaudevilles würde vom Uebel seyn; nur das ist zu erwähnen, daß die meisten, von einem für das heitere Genre überaus geeigneten Personale aufgeführt, in den lachenden Räumen glänzenden Erfolg hatten, namentlich „Er muß auf's Land." Von den deutschen Possen, die zur Aufführung gelangten, gefielen: „Stadt und Land, oder der Viehhändler aus Oberösterreich" von Kaiser, und „die Namensbrüder, oder Bankier und Journalist" von J. Mendelssohn. Von diesem Schriftsteller hat auch die Direktion des Stadttheaters seit Monaten ein größeres Lustspiel: „die Nebenbuhler," angenommen, das demnächst zur Aufführung kommen soll. — Neben Stadt- und Thaliatheater blühen zwei Vorstadtbühnen merklich empor. Das Uraniatheater der Vorstadt St. Pauli ist in ein Aktientheater umgewandelt, wird von einem frühern Mitglied des Thaliatheaters sehr verständig dirigirt und gedeiht troz der Nachbarschaft des ebenfalls aufblühenden Stadttheaters in Altona und der niedern Volkstheater. Die St. Georgsbühne in der Vorstadt dieses Namens ist bis jezt zwar weniger bedeutend, allein auch sie kommt vorwärts und erfreut sich einer umsichtigen Leitung. Alle diese Theater (für eine Bevölkerung von 180,000 Seelen wahrlich genug) theilen den Zuspruch des Publikums mit einer unzählbaren Menge von musikalischen, oft nicht allzu sittlichen Abendunterhaltungen, Bällen und sonstigen Vergnügungen. — Im benachbarten Altona hielt Ernst Mahner, der sich Professor der Ur-Hygiène nennt, Vorlesungen über die Verderblichkeit unserer Sitten und Lebensart, unserer Speisen und Getränke, über die Charlatanerie der Aerzte, denen er kein gutes Haar läßt. Der Mann spricht überaus confus, und wenn schwülstige Unklarheit die Haupteigenschaft eines Propheten ausmacht, so ist er einer. Was von ihm zu halten, dürfte aus einer seiner Aeußerungen klar hervorgehen; er sagte nämlich in einer der Vorlesungen: „Nicht um alle Schätze der Welt tränke ich eine Tasse Kaffee!" Wasser, Fasten und Bewegung ist sein Universalrecept zur Hebung aller Uebel. — Besser sorgte der bekannte Satyriker oder Pamphletist W. Hocker für das Menschliche. Mit Hülfe vermögender Gönner, welche Aktien dazu zeichneten, baute er an der Poststraße eine große, prächtige Weinhalle, welche allerdings dem stolzen Neubau der Stadt zum Schmuck gereicht. Dieselbe ward mit Musik, Gesang und einer poetischen Einweihungsrede des Stifters eröffnet; sie ist eigentlich nichts, als ein gewöhnliches Wirthshaus, doch dient sie vorzugsweise zu den Versammlungen des in jovialer Laune von Hocker gestifteten „europäischen Vereins für das Weintrinken" und zu musikalischen Abendunterhaltungen. — Einmal bei den Heiterkeiten des Lebens, möge hier noch des neuen Volksfestes der „Alster-Regatta" gedacht werden. Es ist dieß ein Wettrudern in Booten auf der Außenalster, ganz in der Art wie die Wettrennen eingerichtet. Auf der Höhe der Alster lag das Richter- oder Admiralschiff, von dessen Nähe die Ruderer abfuhren, um den ganzen Spiegel des schönen Bassins, etwa eine halbe deutsche Meile, zu umkreisen und dann an's Ziel zurückzukehren. Die Preise bestanden für die wirklichen Schiffsleute in Geld, für die „Amateurs" in Flaggen und Silberpokalen. Es war ein prachtvoller Sonntag, die ganze Alster mit festlich geschmückten Fahrzeugen bedeckt, so daß die Offizianten nur mühsam die Wettbahn frei hielten; die lachenden Ufer des schönen Bassins waren dicht von geputzten Zuschauern umstanden; hinter diesen erhoben sich die lieblichen Gartenhäuser mit schönen Anlagen; große Fähren waren in ununterbrochener Thätigkeit, das Publikum von einem Ufer an's andere zu führen; bei dem dichtesten Gedränge herrschte die heiterste Stimmung und nicht der kleinste Unfall störte sie, die noch erhöht wurde, als beim ersten bedeutendsten Rudern (in Wherries eigens dazu gefertigten schmalen, leichten Fahrzeugen) der Hamburger Ruderclubs über den stolzen English Rowing-Club siegte. Acht solcher Rennen fanden statt; jedes Boot hatte seine Abzeichen an Fahnen, Tracht der Ruderer u. s. w. Kanonenschüsse gaben die Signale. Das Fest dauerte von Mittags bis Sonnenuntergang, der dießmal mit besonders schönem Glanze das sich verwandelnde Hamburg schmückte. Nächste Pfingsten soll dieses vielen Anklang findende Fest wiederholt werden; die Kosten werden auf dem Subscriptionswege zusammengebracht. Man will die jungen Leute, sagt man, dadurch an das öffentliche Auftreten gewöhnen; das Vergnügen wird wohl die Hauptsache seyn.

Beilagen:
Kunstblatt Nr. 105 und Monatsregister December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

